ABHANDLUNGEN

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

1917

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

ABHANDLUNGEN

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1917

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

MIT 1 PLAN UND 38 TAFELN

BERLIN 1917

VERLAG DER KÖNIGLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei

Inhalt

Abhandlungen

JAHR 1917.

Öffentliche Sitzungen.

Sitzung am 25. Januar zur Feier des Geburtsfestes Seiner Majestät des Kaisers und Königs und des Jahrestages König Friedrichs II.

Der an diesem Tage vorsitzende Sekretar Hr. Planck eröffnete die Sitzung mit einer Ansprache. Darauf berichtete Hr. von Waldeyer-Hartz über die Anthropoidenstation auf Teneriffa und erstattete Hr. Hirschfeld einen eingehenderen Bericht über die Sammlung der lateinischen Inschriften. Es folgte der wissenschaftliche Festvortrag von Hrn. Rubens: Das ultrarote Spektrum und seine Bedeutung für die Bestätigung der elektromagnetischen Lichttheorie. Weiter machte der Vorsitzende Mitteilung von den seit dem Friedrichstage 1916 in der Akademie eingetretenen Personalveränderungen, gab einen kurzen Jahresbericht und verkündigte, daß die Akademie die Helmholtz-Medaille dem ordentlichen Professor an der Universität München Geheimen Rat Dr. Richard von Hertwig verliehen und die Helmholtz-Prämie von 1800 Mark dem ordentlichen Professor an derselben Universität Dr. Arnold Sommerfeld zuerkannt habe. Zum Schluß verlas er ein Telegramm, das aus Anlaß der heutigen Feier an Seine Majestät den Kaiser und König zu richten die Akademie beschlossen hatte.

Sitzung am 28. Juni zur Feier des Leibnizischen Jahrestages.

Hr. Roethe, als vorsitzender Sekretar, eröffnete die Sitzung mit einer Ansprache. Darauf hielt Hr. Schäfer den wissenschaftlichen Festvortrag: Zur Geschichte deutscher allgemeiner Wehrpflicht. Sodann wurden Mitteilungen gemacht über die Akademische Preisaufgabe aus dem Gebiete der Philosophie, über ein Preisausschreiben aus dem Cotheniusschen Legat, über das Stipendium der Eduard-Gerhard-Stiftung und über die Stiftung zur Förderung der kirchen- und religionsgeschichtlichen Studien im Rahmen der römischen Kaiserzeit (saec. I—VI). Schließlich wurde verkündigt, daß die Akademie die Leibniz-Medaille in Gold dem Geheimen Kommerzienrat Leopold Koppel in Berlin verliehen habe.

Verzeichnis der im Jahre 1917 gelesenen Abhandlungen.

Physik und Chemie.

Einstein, kosmologische Betrachtungen zur allgemeinen Relativitätstheorie. (Kl. 8. Febr.; *SB.*)

Beckmann, Kryoskopie und Allotropie des Schwefels. (GS. 15. Febr.)

Fischer, über die Synthese der Glucoside. (GS. 19. April.)

Planck, über einen Satz der statistischen Dynamik und seine Erweiterung in der Quantentheorie. (Kl. 10. Mai; *SB.*)

Warburg, über die Theorie der photochemischen Vorgänge. (GS. 24. Mai.)

Degering, Prof. H., ein Alkoholrezept aus dem 8. Jahrhundert. Vorgelegt von Diels. (GS. 19. Juli: *SB.*)

Rubens, über die Brechungsexponenten einiger fester Körper für kurze Hertzsche Wellen. (Kl. 26. Juli: *SB.*)

Nernst, über die unmittelbare Anwendung des neuen Wärmesatzes auf Gase. (GS. 18. Okt.)

Mineralogie und Geologie.

Liebisch und Dr. A. Wenzel, die Interferenzfarben des Quarzes im polarisierten Licht. I. (GS. 11. Jan.; *SB.*)

Branca, über die Bedeutung der magmatischen Erdbeben gegenüber den tektonischen. (Kl. 7. Juni; *SB.*)

Liebisch und Dr. A. Wenzel, die Interferenzfarben des Quarzes und des Natriumchlorats im polarisierten Licht. II. (Kl. 6. Dez.; *SB.* 20. Dez.)

Botanik und Zoologie.

Haberlandt, über den Geotropismus einiger niederer Pflanzen. (Kl. 18. Jan.)

Brauer, über Doppelbildungen des Skorpions (Euscorpius carpathicus L.) (Kl. 8. März; *SB.*)

Correns, über das gemeinsame Vorkommen einer dominierenden und einer rezessiven Sippe im Freien. (GS. 15. März.)

Haberlandt, über die Deformationen des sensiblen Protoplasmas bei der Reizung pflanzlicher Sinnesorgane für mechanische Reize. (GS. 13. Dez.)

Correns, ein Fall experimenteller Verschiebung des Geschlechtsverhältnisses. (GS. 13. Dez.; *SB.*)

Hartmann, Prof. M., Untersuchungen über die Morphologie und Physiologie des Formwechsels (Entwicklung, Fortpflanzung, Befruchtung und Vererbung) der Phytomonadinen (Volvocales). II. Mitteilung. Vorgelegt von Correns. (Kl. 20. Dez.; *SB.*)

Anatomie und Physiologie, Pathologie.

von **Waldeyer-Hartz**, über Intraparietalnähte. Zweite Mitteilung. (Kl. 22. März; *Abh.*)

von **Waldeyer-Hartz**, über die Entwicklung des Hinterhauptsbeins. (Kl. 26. April.)

Rubner, über die Verdauung der Nahrungsmittel bei dem Menschen. (Kl. 25. Okt.)

Orth, zur Nomenklatur der Tuberkulose. (Kl. 8. Nov.; *SB.*)

Astronomie, Geographie und Geophysik.

Hellmann, über die Bewegung der Luft in den untersten Schichten der Atmosphäre. Zweite Mitteilung. (Kl. 22. Febr.; *SB.*)

Hellmann, über die angebliche Zunahme der Blitzgefahr. (Kl. 22. Febr.; *SB.*)

Guthnick, Prof. P., und Dr. R. **Prager**, Untersuchung des Lichtwechsels von β Lyrae auf Grund lichtelektrischer Messungen. Vorgelegt von Struve. (Kl. 22. Febr.; *SB.* 8. März.)

Struve, über den neuen großen Refraktor der Babelsberger Sternwarte. (Kl. 12. Juli.)

Kempf, Prof. P., über Refraktion auf der Sonne und die Höhenlage der Kalziumflocken. Vorgelegt von Struve. (Kl. 12. Juli; *SB.*)

Schmidt, Prof. A., über Schwingungen in einem unregelmäßig veränderlichen Kraftfelde. Vorgelegt von Hellmann. (Kl. 8. Nov.; *SB.* 22. Nov.)

Penck, über die Poebene. (GS. 15. Nov.)

Hellmann, über strenge Winter. (Kl. 20. Dez.; *SB.*)

Mathematik.

Weyl, Prof. H., über die Starrheit der Eiflächen und konvexen Polyeder. Vorgelegt von Frobenius. (Kl. 8. März; *SB.* 22. März.)

Frobenius, über zerlegbare Determinanten. (Kl. 12. April; *SB.*)

Schur, Prof. I., ein Beitrag zur additiven Zahlentheorie und zur Theorie der Kettenbrüche. Vorgelegt von Frobenius. (Kl. 26. April; *SB.* 3. Mai.)

Schottky, über die Theta von drei Veränderlichen als elliptisch-hyperelliptisch betrachtet. (GS. 5. Juli.)

Einstein, eine Ableitung des Theorems von Jacobi. (Kl. 22. Nov.; *SB.*)

Mechanik.

Müller-Breslau, Knickfestigkeit gegliederter Stäbe. (Kl. 21. Juni.)

Philosophie.

Erdmann, die Idee von Kants Kritik der reinen Vernunft. (Kl. 8. März; *Abh.*)

Stumpf, die Attribute der Gesichtsempfindungen. (GS. 18. Okt.; *Abh.*)

Stumpf, über die Synthese von Vokalen und Instrumentalklängen. (GS. 1. Nov.)

Erdmann, orientierende Bemerkungen über die Quellen zur Leibnizischen Philosophie. (Kl. 6. Dez.; *SB.*)

Erdmann, Inhalt und Bedeutung des Begriffs der Kontinuität bei Leibniz. (Kl. 6. Dez.)

Prähistorie.

Schuchhardt, über die sogenannte Lausitzer Keramik, ihren Ursprung und ihre Dauer. (Kl. 26. April.)

Geschichte des Altertums.

de Groot, über die älteste Geschichte des Hunnischen Reichs. (GS. 29. März.)

Mittlere und neuere Geschichte.

Hintze, über das System der inneren Politik Friedrichs des Großen. (GS. 3. Mai.)

Meinecke, über die Entstehung des modernen politischen Nationalbewußtseins und über die Unterschiede von Liberalismus und Demokratie. (Kl. 21. Juni.)

Kirchengeschichte.

Holl, der Ursprung des Epiphanienfestes. (GS. 14. Juni: *SB.*)

Sachau, von der ältesten Geschichte und Verfassung des Christentums in asiatischen Ländern. (Kl. 12. Juli.)

von Harnack, welche Stelle ist der Kirche in ihrer Entwicklung bis zum 4. Jahrhundert innerhalb der Universalgeschichte anzuweisen? (Kl. 25. Okt.)

E. Meyer, über das Geschichtswerk des Lukas. (Kl. 20. Dez.)

Rechtswissenschaft.

Seckel, die Pseudoisidor-Exzerpte und die übrigen Angilram-fremden Texte in dem Libellus des Bischofs Hinkmar von Laon. (Kl. 22. März.)

Seckel, über die Doktorandenanrede des Wilhelmus Accursii an seinen Promotor und Bruder Franciscus Accursii vom Dezember 1265. (Kl. 10. Mai.)

Allgemeine, deutsche und andere neuere Philologie.

Heusler, die zwei altnordischen Sittengedichte des Havamal nach ihrer Strophenfolge. (GS. 1. Febr.; *SB.*)

Schuchardt, zu den romanischen Benennungen der Milz. (GS. 15. Febr.; *SB.*)

Roethe, über Goethes Campagne in Frankreich. (Kl. 10. Mai.)

K. Meyer, über die Anordnung des Ogamalphabets. (Kl. 7. Juni; *SB.*)

K. Meyer, ein altirisches Bittgedicht an die Jungfrau Maria. (Kl. 21. Juni: *SB.*)

Morf, über die Etymologie von franz. habiller. (Kl. 12. Juli.)

Urtel, Prof. H., zum Iberischen in Südfrankreich. Vorgelegt von Morf. (Kl. 12. Juli; *SB.* 26. Juli.)

Morf, über die Folioausgabe der Essais Montaignes durch Marie de Gournay von 1635. (Kl. 26. Juli.)

Schuchardt, Sprachverwandtschaft. (Kl. 26. Juli; *SB.*)

K. Meyer, zur keltischen Wortkunde. VII. (Kl. 8. Nov.; *SB.* 22. Nov.)

Morf, Lessings Urteil über Voltaire. (Kl. 22. Nov.)

Burdach, die Disputationsszene in Goethes Faust. (GS. 29. Nov.)

Klassische Philologie.

Wenkebach, Dr. E., pseudogalenische Kommentare zu den Epidemien des Hippokrates. Vorgelegt von Diels. (GS. 1. Febr.; *Abh.*)

Diels, über die von Prokop beschriebene Kunstuhr von Gaza. (GS. 19. Juli; *Abh.*)

von Wilamowitz-Moellendorff, über hellenistische Epigrammatik. (Kl. 26. Juli.)

Norden, Germani. Ein grammatisch-ethnologisches Problem. (Kl. 8. Nov.; *SB.* 31. Jan. 1918.)

Norden, das Germanenepigramm des Krinagoras. (Kl. 8. Nov.; *SB.* 6. Dez.)

Schramm, Dr. E., Erläuterung der Geschützbeschreibung bei Vitruvius X 10—12. Vorgelegt von Diels. (GS. 13. Dez.; *SB.*)

Kunstwissenschaft.

Goldschmidt, über den Stil der angelsächsischen Malerei. (Kl. 7. Juni.)

Orientalische Philologie.

F. W. K. Müller, Uigurica III. Avadāna-Reste. (Kl. 18. Jan.; *Abh.*)

Lüders, eine arische Anschauung über den Vertragsbruch. (Kl. 22. Febr.; *SB.* 24. Mai.)

Lüders, nepalesische Sprachen. (GS. 1. März.)

Meissner, Prof. B., der Staatsvertrag Ramses' II. von Ägypten und Ḫattušils von Ḫatti in akkadischer Fassung. Vorgelegt von E. Meyer. (GS. 29. März; *SB.* 19. April.)

Erman, die römischen Obelisken des Domitian und des Antinous. (Kl. 12. April; *Abh.*)

Bang, Prof. W., vom Köktürkischen zum Osmanischen. Vorgelegt von F. W. K. Müller. (GS. 19. Juli; *Abh.*)

Amerikanistik.

Seler, die sogenannten Elefantenrüssel yukatekischer Bauten. (Kl. 8. Febr.; *Abh.*)

Bericht über den Erfolg der Preisausschreibungen für 1917 und neue Preisausschreibung.

(Leibniz-Sitzung vom 28. Juni 1917.)

Akademische Preisaufgabe aus dem Gebiete der Philosophie.

Die Akademie hat in der Leibniz-Sitzung des Jahres 1914 folgende Preisaufgabe gestellt: »Der Anteil der Erfahrung an den menschlichen Sinneswahrnehmungen soll systematisch untersucht und dargestellt werden. Es kommt nicht darauf an, daß die Menge der in der physiologischen und psychologischen Literatur angehäuften Einzeltatsachen gesammelt, sondern darauf, daß die verschiedenen Formen der sinnlichen Erfahrung so scharf als möglich nach Art und Grenzen ihrer Wirksamkeit bestimmt und die gemeinsamen Faktoren und Gesetzlichkeiten in den verschiedenen Sinnesgebieten aufgezeigt werden. Genaue Nachprüfung der verwerteten Beobachtungen ist erforderlich, größere selbständige Experimentaluntersuchungen über entscheidende Punkte sind erwünscht.«

Bewerbungsschriften, die bis zum 31. Dezember 1916 erwartet wurden, sind nicht eingelaufen; die Akademie zieht die Aufgabe heute vorläufig zurück und behält sich vor, sie in der ersten Leibniz-Sitzung nach wiederhergestelltem Frieden von neuem auszuschreiben.

Preisausschreiben aus dem Cotheniusschen Legat.

Die Akademie hat in der Leibniz-Sitzung des Jahres 1914 zum dritten Male folgende Preisaufgabe aus dem Cotheniusschen Legat ausgeschrieben:

»Der Entwickelungsgang einer oder einiger Ustilagineen soll möglichst lückenlos verfolgt und dargestellt werden, wobei besonders auf die Überwinterung der Sporen und Mycelien Rücksicht zu nehmen ist. Wenn irgend möglich, sind der Abhandlung Präparate, welche die Frage entscheiden, beizulegen.«

Bewerbungsschriften, welche bis zum 31. Dezember 1916 erwartet wurden, sind auch diesmal nicht eingelaufen; da aber die vor dem Kriege erschienene mykologische Literatur zeigt, daß von verschiedenen Seiten den in der Aufgabe gestellten Fragen nähergetreten worden ist, hat die Akademie beschlossen, die Aufgabe nochmals unverändert auszuschreiben.

Der ausgesetzte Preis beträgt zweitausend Mark.

Die Bewerbungsschriften können in deutscher, lateinischer, französischer, englischer oder italienischer Sprache abgefaßt sein. Schriften, die in störender Weise unleserlich geschrieben sind, können durch Beschluß der zuständigen Klasse von der Bewerbung ausgeschlossen werden.

Jede Bewerbungsschrift ist mit einem Spruchwort zu bezeichnen und dieses auf einem beizufügenden versiegelten, innerlich den Namen und die Adresse des Verfassers angebenden Zettel äußerlich zu wiederholen. Schriften, welche den Namen des Verfassers nennen oder deutlich ergeben, werden von der Bewerbung ausgeschlossen. Zurückziehung einer eingelieferten Preisschrift ist nicht gestattet.

Die Bewerbungsschriften sind bis zum 31. Dezember 1920 im Bureau der Akademie, Berlin NW 7, Unter den Linden 38, einzuliefern. Die Verkündigung des Urteils erfolgt in der Leibniz-Sitzung des Jahres 1921.

Sämtliche bei der Akademie zum Behuf der Preisbewerbung eingegangenen Arbeiten nebst den dazugehörigen Zetteln werden ein Jahr lang von dem Tage der Urteilsverkündigung ab von der Akademie für die Verfasser aufbewahrt. Nach Ablauf der bezeichneten Frist steht es der Akademie frei, die nicht abgeforderten Schriften und Zettel zu vernichten.

Verzeichnis der im Jahre 1917 erfolgten besonderen Geldbewilligungen aus akademischen Mitteln zur Ausführung wissenschaftlicher Unternehmungen.

Es wurden im Laufe des Jahres 1917 bewilligt:

2300 Mark dem Mitglied der Akademie Hrn. Engler zur Fortführung des Werkes »Das Pflanzenreich«.

4000 » dem Mitglied der Akademie Hrn. F. E. Schulze zur Fortführung des Unternehmens »Das Tierreich«.

3000 » Demselben zur Fortführung der Arbeiten am Nomenclator animalium generum et subgenerum.

6000 » dem Mitglied der Akademie Hrn. Hintze zur Fortführung der Herausgabe der Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen.

4000 » der Deutschen Kommission zur Fortführung ihrer Arbeiten.

20000 » der Orientalischen Kommission zur Fortführung ihrer Arbeiten.

500 Mark für die von den kartellierten deutschen Akademien ausgesandte Expedition nach Teneriffa zum Zweck von lichtelektrischen Spektraluntersuchungen.

1000 » zur Förderung des Unternehmens des Thesaurus linguae Latinae über den etatsmäßigen Beitrag von 5000 Mark hinaus.

1500 » zur Bearbeitung der hieroglyphischen Inschriften der griechisch-römischen Epoche für das Wörterbuch der ägyptischen Sprache.

800 » zu der von den kartellierten deutschen Akademien unternommenen Herausgabe der mittelalterlichen Bibliothekskataloge.

1500 » dem Mitglied der Akademie Hrn. Sachau zur Erforschung der tatarischen Sprache.

1500 » dem Mitglied der Akademie Hrn. W. Schulze zu ostfinnischen Sprachstudien.

900 » und weiter 212 Mark 10 Pfennige dem Mitglied der Akademie Hrn. Stumpf zu phonographischen Aufnahmen griechischer Dialekte und Gesänge.

5000 » Hrn. Prof. Dr. Reinhard Dohrn, z. Zt. in Zürich, zur Herausgabe von Bd 35 der »Fauna und Flora des Golfes von Neapel«.

600 » Hrn. Dr. Th. Roemer in Bromberg als zweite Rate zu Vererbungsstudien an Pflanzen.

3500 » Hrn. Prof. Dr. Karl Ruge in Berlin zur Herausgabe eines Atlas zur Anatomie, pathologischen Anatomie und mikroskopischen Diagnostik der weiblichen Genitalorgane.

1000 » Hrn. Prof. Dr. Paul Schiefferdecker in Bonn zur Fortsetzung seiner Untersuchungen über das Verhalten von Muskeln und Haut bei Menschen und Tieren.

1000 » Hrn. Prof. Dr. Otto Schmiedeknecht in Blankenburg in Thüringen zur Beendigung seines Werkes »Opuscula Ichneumonologica«.

1000 » Hrn. Prof. Dr. August Thienemann in Münster i. W. als zweite Rate zu Untersuchungen über die Beziehungen zwischen dem Sauerstoffgehalt des Wassers und der Zusammensetzung der Fauna in norddeutschen Seen.

6000 » für photographische Aufnahmen aus den zur Zeit in Valenciennes aufbewahrten Handschriften der nordfranzösischen Bibliotheken.

400 Mark dem Verband deutscher Vereine für Volkskunde für die Sammlung der deutschen Soldatensprache.

200 » zur Herstellung eines altsiamesischen Index zu dem im Jahre 1916 mit 5000 Mark Druckzuschuß unterstützten Werk des Hrn. Dr. Karl Döhring in Berlin über Siamesische Tempelanlagen.

Verzeichnis der im Jahre 1917 erschienenen im Auftrage oder mit Unterstützung der Akademie bearbeiteten oder herausgegebenen Werke.

Unternehmungen der Akademie und ihrer Stiftungen.

Burdach, Konrad. Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung. Im Auftrage der Königl. Preussischen Akademie der Wissenschaften hrsg. Bd 3, Tl 1. Berlin 1917.

Ibn Saad. Biographien Muhammeds, seiner Gefährten und der späteren Träger des Islams bis zum Jahre 230 der Flucht. Im Auftrage der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften hrsg. von Eduard Sachau. Bd 1, Th. 2. Leiden 1917.

Kants Gesammelte Schriften. Hrsg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Bd 7 (Neudruck). Berlin 1917.

Humboldt-Stiftung.

Virchow, Hans. Über Fußskelette farbiger Rassen. Berlin 1917.

Savigny-Stiftung.

Vocabularium jurisprudentiae Romanae jussu Instituti Savigniani compositum. Tom. 5, Fasc. 2. Berolini 1917.

Hermann-und-Elise-geb.-Heckmann-Wentzel-Stiftung.

Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte. Hrsg. von der Kirchenväter-Commission der Königl. Preussischen Akademie der Wissenschaften. Bd 27: Methodius. Leipzig 1917.

Voeltzkow, Alfred. Reise in Ostafrika in den Jahren 1903—1905. Wissenschaftliche Ergebnisse. Bd 3. Stuttgart 1908—17.

Von der Akademie unterstützte Werke.

Freiherr von Schrötter, Friedrich. Geschichte des neueren Münz- und Geldwesens im Kurfürstentum Trier 1550—1794. Berlin 1917.

Tobler, Adolf. Altfranzösisches Wörterbuch. Hrsg. von Erhard Lommatzsch. Lief. 3. Berlin 1917.

Veränderungen im Personalstande der Akademie im Laufe des Jahres 1917.

Es wurden gewählt:

zu korrespondierenden Mitgliedern der physikalisch-mathematischen Klasse:

Hr. Hugo Hildebrand Hildebrandsson in Uppsala am 3. Mai 1917,
» Emanuel Kayser in Marburg
» August von Froriep in Tübingen } am 19. Juli 1917;

zu korrespondierenden Mitgliedern der philosophisch-historischen Klasse:

Hr. Karl von Müller in Tübingen am 1. Februar 1917,
» Axel Kock in Lund
» Karl von Kraus in München } am 19. Juli 1917.

Gestorben sind:

die ordentlichen Mitglieder der physikalisch-mathematischen Klasse:

Hr. Robert Helmert am 15. Juni 1917,
» Georg Frobenius am 3. August 1917,
» August Brauer am 10. September 1917;

das ordentliche Mitglied der philosophisch-historischen Klasse:

Hr. Gustav von Schmoller am 27. Juni 1917;

das auswärtige Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse.

Hr. Adolf von Baeyer in München am 20. August 1917;

das auswärtige Mitglied der philosophisch-historischen Klasse:

Hr. Pasquale Villari in Florenz Anfang Dezember 1917;

die korrespondierenden Mitglieder der physikalisch-mathematischen Klasse:

Hr. Gaston Darboux in Paris Ende Februar 1917,
» Ernst Wilhelm Benecke in Straßburg am 6. März 1917,
» August von Froriep in Tübingen am 11. Oktober 1917,
» Hermann von Vöchting in Tübingen am 24. November 1917,
» Karl Rabl in Leipzig am 24. Dezember 1917;

die korrespondierenden Mitglieder der philosophisch-historischen Klasse:

Hr. Richard Schroeder in Heidelberg am 3. Januar 1917,
» Axel Olrik in Kopenhagen am 17. Februar 1917,
» Eugen Bormann in Wien am 3. März 1917,
» Franz Brentano in Zürich am 17. März 1917.

Verzeichnis der Mitglieder der Akademie am Schlusse des Jahres 1917

nebst den Verzeichnissen der Inhaber der Helmholtz- und der Leibniz-Medaille und der Beamten der Akademie, sowie der Kommissionen, Stiftungs-Kuratorien usw.

1. Beständige Sekretare

	Gewählt von der	Datum der Königlichen Bestätigung		
Hr. *Diels*	phil.-hist. Klasse	1895	Nov.	27
- *von Waldeyer-Hartz*	phys.-math. -	1896	Jan.	20
- *Roethe*	phil.-hist. -	1911	Aug.	29
- *Planck*	phys.-math. -	1912	Juni	19

2. Ordentliche Mitglieder

Physikalisch-mathematische Klasse	Philosophisch-historische Klasse	Datum der Königlichen Bestätigung		
Hr. *Simon Schwendener*		1879	Juli	13
	Hr. *Hermann Diels*	1881	Aug.	15
- *Wilhelm von Waldeyer-Hartz*		1884	Febr.	18
- *Franz Eilhard Schulze*		1884	Juni	21
	- *Otto Hirschfeld*	1885	März	9
	- *Eduard Sachau*	1887	Jan.	24
Adolf Engler		1890	Jan.	29
	- *Adolf von Harnack*	1890	Febr.	10
- *Hermann Amandus Schwarz*		1892	Dez.	19
- *Emil Fischer*		1893	Febr.	6
- *Oskar Hertwig*		1893	April	17
- *Max Planck*		1894	Juni	11
	- *Carl Stumpf*	1895	Febr.	18
	- *Adolf Erman*	1895	Febr.	18
- *Emil Warburg*		1895	Aug.	13
	- *Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff*	1899	Aug.	2
- *Wilhelm Branca*		1899	Dez.	18
- *Heinrich Müller-Breslau*		1901	Jan.	14
	- *Heinrich Dressel*	1902	Mai	9
	- *Konrad Burdach*	1902	Mai	9
- *Friedrich Schottky*		1903	Jan.	5
	- *Gustav Roethe*	1903	Jan.	5
	- *Dietrich Schäfer*	1903	Aug.	4

Physikalisch-mathematische Klasse	Philosophisch-historische Klasse	Datum der Königlichen Bestätigung
	Hr. *Eduard Meyer*	1903 Aug. 4
	- *Wilhelm Schulze*	1903 Nov. 16
	- *Alois Brandl*	1904 April 3
Hr. *Hermann Struve*		1904 Aug. 29
- *Hermann Zimmermann*		1904 Aug. 29
- *Walter Nernst*		1905 Nov. 24
- *Max Rubner*		1906 Dez. 2
- *Johannes Orth*		1906 Dez. 2
- *Albrecht Penck*		1906 Dez. 2
	- *Friedrich Müller*	1906 Dez. 24
	- *Andreas Heusler*	1907 Aug. 8
- *Heinrich Rubens*		1907 Aug. 8
- *Theodor Liebisch*		1908 Aug. 3
	- *Eduard Seler*	1908 Aug. 24
	- *Heinrich Lüders*	1909 Aug. 5
	- *Heinrich Morf*	1910 Dez. 14
- *Gottlieb Haberlandt*		1911 Juli 3
	- *Kuno Meyer*	1911 Juli 3
	- *Benno Erdmann*	1911 Juli 25
- *Gustav Hellmann*		1911 Dez. 2
	- *Emil Seckel*	1912 Jan. 4
	- *Johann Jakob Maria de Groot*	1912 Jan. 4
	- *Eduard Norden*	1912 Juni 14
	- *Karl Schuchhardt*	1912 Juli 9
- *Ernst Beckmann*		1912 Dez. 11
- *Albert Einstein*		1913 Nov. 12
	- *Otto Hintze*	1914 Febr. 16
	- *Max Sering*	1914 März 2
	- *Adolf Goldschmidt*	1914 März 2
- *Fritz Haber*		1914 Dez. 16
	- *Karl Holl*	1915 Jan. 12
	- *Friedrich Meinecke*	1915 Febr. 15
- *Karl Correns*		1915 März 22
	- *Hans Dragendorff*	1916 April 3

3. Auswärtige Mitglieder

Physikalisch-mathematische Klasse	Philosophisch-historische Klasse	Datum der Königlichen Bestätigung
	Hr. *Theodor Nöldeke* in Straßburg	1900 März 5
	- *Friedrich Imhoof-Blumer* in Winterthur	1900 März 5
	- *Vatroslav von Jagić* in Wien	1908 Sept. 25
	- *Panagiotis Kabbadias* in Athen	1908 Sept. 25
Lord *Rayleigh* in Witham, Essex	. . . .	1910 April 6
	- *Hugo Schuchardt* in Graz .	1912 Sept. 15

4. Ehrenmitglieder

	Datum der Königlichen Bestätigung
Hr. *Max Lehmann* in Göttingen	1887 Jan. 24
- *Max Lenz* in Hamburg	1896 Dez. 14
Hugo Graf *von und zu Lerchenfeld* in Berlin	1900 März 5
Hr. *Richard Schöne* in Berlin	1900 März 5
- *Konrad von Studt* in Berlin	1900 März 17
- *Andrew Dickson White* in Ithaca, N. Y.	1900 Dez. 12
Bernhard Fürst *von Bülow* in Klein-Flottbek bei Hamburg . . .	1910 Jan. 31
Hr. *Heinrich Wölfflin* in München	1910 Dez. 14
- *August von Trott zu Solz* in Kassel	1914 März 2
- *Rudolf von Valentini* in Berlin	1914 März 2
- *Friedrich Schmidt* in Berlin	1914 März 2
- *Richard Willstätter* in München	1914 Dez. 16

5. Korrespondierende Mitglieder

Physikalisch-mathematische Klasse

	Datum der Wahl		
Karl Frhr. Auer von Welsbach auf Schloß Welsbach (Kärnten)	1913	Mai	22
Hr. *Ferdinand Braun* in Straßburg	1914	Nov.	19
- *Oskar Brefeld* in Berlin	1899	Jan.	19
- *Heinrich Bruns* in Leipzig	1906	Jan.	11
- *Otto Bütschli* in Heidelberg	1897	März	11
- *Giacomo Ciamician* in Bologna	1909	Okt.	28
- *William Morris Davis* in Cambridge, Mass.	1910	Juli	28
- *Ernst Ehlers* in Göttingen	1897	Jan.	21
Roland Baron *Eötvös* in Budapest	1910	Jan.	6
Hr. *Max Fürbringer* in Heidelberg	1900	Febr.	22
Sir *Archibald Geikie* in Haslemere, Surrey	1889	Febr.	21
Hr. *Karl von Goebel* in München	1913	Jan.	16
- *Camillo Golgi* in Pavia	1911	Dez.	21
- *Karl Graebe* in Frankfurt a. M.	1907	Juni	13
- *Ludwig von Graff* in Graz	1900	Febr.	8
Julius Edler von Hann in Wien	1889	Febr.	21
Hr. *Viktor Hensen* in Kiel	1898	Febr.	24
- *Richard von Hertwig* in München	1898	April	28
- *David Hilbert* in Göttingen	1913	Juli	10
- *Hugo Hildebrand Hildebrandsson* in Uppsala	1917	Mai	3
- *Emanuel Kayser* in München	1917	Juli	19
Felix Klein in Göttingen	1913	Juli	10
Leo Koenigsberger in Heidelberg	1893	Mai	4
Wilhelm Körner in Mailand	1909	Jan.	7
- *Friedrich Küstner* in Bonn	1910	Okt.	27
- *Philipp Lenard* in Heidelberg	1909	Jan.	21
- *Karl von Linde* in München	1916	Juli	6
- *Gabriel Lippmann* in Paris	1900	Febr.	22
- *Hendrik Antoon Lorentz* in Haarlem	1905	Mai	4
- *Felix Marchand* in Leipzig	1910	Juli	28
- *Friedrich Merkel* in Göttingen	1910	Juli	28
- *Franz Mertens* in Wien	1900	Febr.	22
- *Alfred Gabriel Nathorst* in Stockholm	1900	Febr.	8
- *Karl Neumann* in Leipzig	1893	Mai	4
- *Max Noether* in Erlangen	1896	Jan.	30
- *Wilhelm Ostwald* in Groß-Bothen, Kgr. Sachsen	1905	Jan.	12
- *Wilhelm Pfeffer* in Leipzig	1889	Dez.	19
- *Edward Charles Pickering* in Cambridge, Mass.	1906	Jan.	11
- *Georg Quincke* in Heidelberg	1879	März	13

	Datum der Wahl		
Hr. *Ludwig Radlkofer* in München	1900	Febr.	8
- *Gustaf Retzius* in Stockholm	1893	Juni	1
- *Theodore William Richards* in Cambridge, Mass.	1909	Okt.	28
- *Wilhelm Konrad Röntgen* in München	1896	März	12
Wilhelm Roux in Halle a. S.	1916	Dez.	14
- *Georg Ossian Sars* in Christiania	1898	Febr.	24
- *Oswald Schmiedeberg* in Straßburg	1910	Juli	28
- *Otto Schott* in Jena	1916	Juli	6
- *Hugo von Seeliger* in München	1906	Jan.	11
- *Ernest Solvay* in Brüssel	1913	Mai	22
- *Johann Wilhelm Spengel* in Gießen	1900	Jan.	18
Sir *Joseph John Thomson* in Cambridge	1910	Juli	28
Hr. *Gustav von Tschermak* in Wien	1881	März	3
- *Woldemar Voigt* in Göttingen	1900	März	8
- *Hugo de Vries* in Lunteren	1913	Jan.	16
- *Johannes Diderik van der Waals* in Amsterdam	1900	Febr.	22
- *Otto Wallach* in Göttingen	1907	Juni	13
- *Eugenius Warming* in Kopenhagen	1899	Jan.	19
- *Emil Wiechert* in Göttingen	1912	Febr.	8
- *Wilhelm Wien* in Würzburg	1910	Juli	14
- *Edmund B. Wilson* in New York	1913	Febr.	20

Philosophisch-historische Klasse

	Datum der Wahl		
Hr. *Karl von Amira* in München	1900	Jan.	18
- *Klemens Baeumker* in München	1915	Juli	8
- *Friedrich von Bezold* in Bonn	1907	Febr.	14
- *Joseph Bidez* in Gent	1914	Juli	9
- *James Henry Breasted* in Chicago	1907	Juni	13
- *Harry Breßlau* in Straßburg	1912	Mai	9
- *René Cagnat* in Paris	1904	Nov.	3
- *Arthur Chuquet* in Villemomble (Seine)	1907	Febr.	14
- *Franz Cumont* in Rom	1911	April	27
- *Louis Duchesne* in Rom	1893	Juli	20
- *Franz Ehrle* in Rom	1913	Juli	24
- *Paul Foucart* in Paris	1884	Juli	17
Sir *James George Frazer* in Cambridge	1911	April	27
Hr. *Wilhelm Fröhner* in Paris	1910	Juni	23
- *Percy Gardner* in Oxford	1908	Okt.	29
- *Ignaz Goldziher* in Budapest	1910	Dez.	8

		Datum der Wahl		
Hr.	*Francis Llewellyn Griffith* in Oxford	1900	Jan.	18
-	*Ignazio Guidi* in Rom	1904	Dez.	15
-	*Georgios N. Hatzidakis* in Athen	1900	Jan.	18
-	*Albert Hauck* in Leipzig	1900	Jan.	18
-	*Bernard Haussoullier* in Paris	1907	Mai	2
-	*Johan Ludvig Heiberg* in Kopenhagen	1896	März	12
-	*Antoine Héron de Villefosse* in Paris	1893	Febr.	2
-	*Harald Hjärne* in Uppsala	1909	Febr.	25
-	*Maurice Holleaux* in Versailles	1909	Febr.	25
-	*Christian Hülsen* in Hoheneck bei Ludwigsburg	1907	Mai	2
-	*Hermann Jacobi* in Bonn	1911	Febr.	9
-	*Adolf Jülicher* in Marburg	1906	Nov.	1
Sir	*Frederic George Kenyon* in London	1900	Jan.	18
Hr.	*Georg Friedrich Knapp* in Straßburg	1893	Dez.	14
-	*Axel Kock* in Lund	1917	Juli	19
-	*Karl von Kraus* in München	1917	Juli	19
-	*Basil Latyschew* in St. Petersburg	1891	Juni	4
-	*Friedrich Loofs* in Halle a. S.	1904	Nov.	3
-	*Giacomo Lumbroso* in Rom	1874	Nov.	12
-	*Arnold Luschin von Ebengreuth* in Graz	1904	Juli	21
-	*John Pentland Mahaffy* in Dublin	1900	Jan.	18
-	*Wilhelm Meyer-Lübke* in Bonn	1905	Juli	6
-	*Ludwig Mitteis* in Leipzig	1905	Febr.	16
-	*Georg Elias Müller* in Göttingen	1914	Febr.	19
-	*Karl von Müller* in Tübingen	1917	Febr.	1
-	*Samuel Muller Frederikzoon* in Utrecht	1914	Juli	23
-	*Franz Praetorius* in Breslau	1910	Dez.	8
-	*Wilhelm Radloff* in St. Petersburg	1895	Jan.	10
-	*Pio Rajna* in Florenz	1909	März	11
-	*Moriz Ritter* in Bonn	1907	Febr.	14
-	*Karl Robert* in Halle a. S.	1907	Mai	2
-	*Michael Rostowzew* in St. Petersburg	1914	Juni	18
-	*Edward Schröder* in Göttingen	1912	Juli	11
-	*Eduard Schwartz* in Straßburg	1907	Mai	2
-	*Bernhard Seuffert* in Graz	1914	Juni	18
-	*Eduard Sievers* in Leipzig	1900	Jan.	18
Sir	*Edward Maunde Thompson* in London	1895	Mai	2
Hr.	*Vilhelm Thomsen* in Kopenhagen	1900	Jan.	18
-	*Ernst Troeltsch* in Berlin	1912	Nov.	21
-	*Paul Vinogradoff* in Oxford	1911	Juni	22
-	*Girolamo Vitelli* in Florenz	1897	Juli	15

	Datum der Wahl		
Hr. *Jakob Wackernagel* in Basel	1911	Jan.	19
- *Julius Wellhausen* in Göttingen	1900	Jan.	18
- *Adolf Wilhelm* in Wien	1911	April	27
- *Ludvig Wimmer* in Kopenhagen	1891	Juni	4
- *Wilhelm Wundt* in Leipzig	1900	Jan.	18

Inhaber der Helmholtz-Medaille

Hr. *Santiago Ramón Cajal* in Madrid (1905)
- *Emil Fischer* in Berlin (1909)
- *Simon Schwendener* in Berlin (1913)
- *Max Planck* in Berlin (1915)
- *Richard von Hertwig* in München (1917)

Verstorbene Inhaber:

Emil du Bois-Reymond (Berlin, 1892, † 1896)
Karl Weierstraß (Berlin, 1892, † 1897)
Robert Bunsen (Heidelberg, 1892, † 1899)
Lord *Kelvin* (Netherhall, Largs, 1892, † 1907)
Rudolf Virchow (Berlin, 1899, † 1902)
Sir *George Gabriel Stokes* (Cambridge, 1901, † 1903)
Henri Becquerel (Paris, 1907, † 1908)
Jakob Heinrich van't Hoff (Berlin, 1911, † 1911)

Inhaber der Leibniz-Medaille

a. Der Medaille in Gold

Hr. *James Simon* in Berlin (1907)
- *Ernest Solvay* in Brüssel (1909)
- *Henry T. von Böttinger* in Elberfeld (1909)

Joseph Florimond Duc *de Loubat* in Paris (1910)
Hr. *Hans Meyer* in Leipzig (1911)
Frl. *Elise Koenigs* in Berlin (1912)
Hr. *Georg Schweinfurth* in Berlin (1913)
- *Otto von Schjerning* in Berlin (1916)
- *Leopold Koppel* in Berlin (1917)

b. Der Medaille in Silber

Hr. *Karl Alexander von Martius* in Berlin (1907)
- *Adolf Friedrich Lindemann* in Sidmouth, England (1907)
- *Johannes Bolte* in Berlin (1910)

Hr. *Albert von Le Coq* in Berlin (1910)
- *Johannes Ilberg* in Leipzig (1910)
- *Max Wellmann* in Potsdam (1910)
- *Robert Koldewey* in Babylon (1910)
- *Gerhard Hessenberg* in Breslau (1910)
- *Werner Janensch* in Berlin (1911)
- *Hans Osten* in Leipzig (1911)
- *Robert Davidsohn* in München (1912)
- *N. de Garis Davies* in Kairo (1912)
- *Edwin Hennig* in Tübingen (1912)
- *Hugo Rabe* in Hannover (1912)
- *Josef Emanuel Hibsch* in Tetschen (1913)
- *Karl Richter* in Berlin (1913)
- *Hans Witte* in Neustrelitz (1913)
- *Georg Wolff* in Frankfurt a. M. (1913)
- *Walter Andrae* in Assur (1914)
- *Erwin Schramm* in Dresden (1914)
- *Richard Irvine Best* in Dublin (1914)
- *Otto Baschin* in Berlin (1915)
- *Albert Fleck* in Berlin (1915)
- *Julius Hirschberg* in Berlin (1915)
- *Hugo Magnus* in Berlin (1915)

Verstorbene Inhaber der Medaille in Silber:

Karl Zeumer (Berlin, 1910, † 1914)
Georg Wenker (Marburg, 1911, † 1911)

Beamte der Akademie

Bibliothekar und Archivar der Akademie: Dr. *Köhnke*, Prof.
Archivar und Bibliothekar der Deutschen Kommission: Dr. *Behrend*.
Wissenschaftliche Beamte: Dr. *Dessau*, Prof. — Dr. *Harms*, Prof. — Dr. *von Fritze*, Prof. — Dr. *Karl Schmidt*, Prof. — Dr. Frhr. *Hiller von Gaertringen*, Prof. — Dr. *Ritter*, Prof. — Dr. *Apstein*, Prof. — Dr. *Paetsch*. — Dr. *Kuhlgatz*.

Registrator und Kalkulator: *Grünheid*.
Hausinspektor und Kanzlist: *Friedrich*.
Akademiediener: *Hennig*. — *Janisch*. — *Siedmann*.
Hilfsdiener: *Glaeser*.

Verzeichnis der Kommissionen, Stiftungs-Kuratorien usw.

Kommissionen für wissenschaftliche Unternehmungen der Akademie.

Acta Borussica.

Hintze (geschäftsführendes Mitglied). Meinecke.

Ägyptologische Kommission.

Erman. E. Meyer. W. Schulze.

Corpus inscriptionum Etruscarum.

Diels. Hirschfeld. W. Schulze.

Corpus inscriptionum Latinarum und Griechische Münzwerke.

Hirschfeld (Vorsitzender, leitet die epigraphischen Arbeiten). Dragendorff (leitet die numismatischen Arbeiten). Diels. von Wilamowitz-Moellendorff. Imhoof-Blumer (Winterthur). Schöne (Berlin).

Corpus medicorum Graecorum.

Diels. Sachau. von Wilamowitz-Moellendorff.

Deutsche Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts.

Roethe. Schäfer. Hintze. Sering. Holl. Meinecke.

Deutsche Kommission.

Roethe (geschäftsführendes Mitglied). Diels. Burdach. W. Schulze. Heusler. Morf. Hintze. Schröder (Göttingen). Seuffert (Graz).

Dilthey-Kommission.

Erdmann (geschäftsführendes Mitglied). Diels. Stumpf. Burdach. Roethe. Seckel.

Geschichte des Fixsternhimmels.

Struve (geschäftsführendes Mitglied).
Außerakad. Mitglied: Cohn (Berlin).

Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen.

Hintze (geschäftsführendes Mitglied). Meinecke.

Fronto-Ausgabe.

Diels. Hirschfeld. Norden.

Herausgabe der Werke Wilhelm von Humboldts.

Burdach (geschäftsführendes Mitglied). von Wilamowitz-Moellendorff. Meinecke.

Herausgabe des Ibn Saad.

Sachau (geschäftsführendes Mitglied). Erman. W. Schulze.

Inscriptiones Graecae.

von Wilamowitz-Moellendorff (Vorsitzender). Diels. Hirschfeld. W. Schulze.

Kant-Ausgabe.

Erdmann (Vorsitzender). Diels. Stumpf. Roethe. Meinecke.
Außerakad. Mitglied: Menzer (Halle).

Ausgabe der griechischen Kirchenväter.

von Harnack (geschäftsführendes Mitglied). Diels. Hirschfeld. von Wilamowitz-Moellendorff. Holl. Loofs (Halle). Jülicher (Marburg).
Außerakad. Mitglied: Seeck (Münster), für die Prosopographia imperii Romani saec. IV—VI.

Leibniz-Ausgabe.

Erdmann (geschäftsführendes Mitglied). Schwarz. Planck. von Harnack. Stumpf. Roethe. Morf.

Nomenclator animalium generum et subgenerum.

. . . . . (geschäftsführendes Mitglied). von Waldeyer-Hartz.

Orientalische Kommission.

E. Meyer (geschäftsführendes Mitglied). Diels. Sachau. Erman. W. Schulze. Müller. Lüders.
Außerakad. Mitglied: Delitzsch (Berlin).

„Pflanzenreich".

Engler (geschäftsführendes Mitglied). Schwendener. von Waldeyer-Hartz.

Prosopographia imperii Romani saec. I—III.

Hirschfeld. Dressel.

Strabo-Ausgabe.

Diels. von Wilamowitz-Moellendorff. E. Meyer.

„Tierreich".

. . . . . (geschäftsführendes Mitglied). von Waldeyer-Hartz.

Herausgabe der Werke von Weierstraß.

Planck (geschäftsführendes Mitglied). Schwarz.

Wörterbuch der deutschen Rechtssprache.

Roethe (geschäftsführendes Mitglied).

Außerakad. Mitglieder: Frensdorff (Göttingen). von Gierke (Berlin). Huber (Bern). Frhr. von Künßberg (Heidelberg). Frhr. von Schwerin (Straßburg). Frhr. von Schwind (Wien).

Wissenschaftliche Unternehmungen, die mit der Akademie in Verbindung stehen.

Corpus scriptorum de musica.

Vertreter in der General-Kommission: Stumpf.

Luther-Ausgabe.

Vertreter in der Kommission: von Harnack. Burdach.

Monumenta Germaniae historica.

Von der Akademie gewählte Mitglieder der Zentral-Direktion: Schäfer. Hintze.

Thesaurus der japanischen Sprache.

Sachau. W. Schulze. Müller.

Sammlung deutscher Volkslieder.

Vertreter in der Kommission: Roethe.

Wörterbuch der ägyptischen Sprache.

Vertreter in der Kommission: Erman.

Bei der Akademie errichtete Stiftungen.

Bopp-Stiftung.

Vorberatende Kommission (1914 Okt.—1918 Okt.).

W. Schulze (Vorsitzender). Lüders (Stellvertreter des Vorsitzenden). Morf (Schriftführer). Roethe.

Außerakad. Mitglied: Brückner (Berlin).

Charlotten-Stiftung für Philologie.

Kommission.

Diels. Hirschfeld. von Wilamowitz-Moellendorff. W. Schulze. Norden.

Eduard-Gerhard-Stiftung.

Kommission.

Dragendorff (Vorsitzender). Hirschfeld. von Wilamowitz-Moellendorff. Dressel. E. Meyer. Schuchhardt.

Humboldt-Stiftung.

Kuratorium (1917 Jan. 1—1920 Dez. 31).

von Waldeyer-Hartz (Vorsitzender). Hellmann.

Außerakad. Mitglieder: Der vorgeordnete Minister. Der Oberbürgermeister von Berlin. P. von Mendelssohn-Bartholdy.

Akademische Jubiläumsstiftung der Stadt Berlin.

Kuratorium (1917 Jan. 1—1920 Dez. 31).

Planck (Vorsitzender). von Waldeyer-Hartz (Stellvertreter des Vorsitzenden). Diels. Hintze.

Außerakad. Mitglied: Der Oberbürgermeister von Berlin.

Stiftung zur Förderung der kirchen- und religionsgeschichtlichen Studien im Rahmen der römischen Kaiserzeit (saec. I—VI).

Kuratorium (1913 Nov.—1923 Nov.).

Diels (Vorsitzender). von Harnack.

Außerdem als Vertreter der theologischen Fakultäten der Universitäten Berlin: Holl, Gießen: Krüger, Marburg: Jülicher.

Graf-Loubat-Stiftung.

Kommission (1913 Febr.—1918 Febr.).

Sachau. Seler.

Albert-Samson-Stiftung.

Kuratorium (1917 April 1—1922 März 31).

von Waldeyer-Hartz (Vorsitzender). Planck (Stellvertreter des Vorsitzenden). Rubner. Orth. Penck. Correns. Stumpf.

Stiftung zur Förderung der Sinologie.

Kuratorium (1917 Febr.—1927 Febr.).

de Groot (Vorsitzender). Müller. Lüders.

Hermann-und-Elise-geb.-Heckmann-Wentzel-Stiftung.

Kuratorium (1915 April 1—1920 März 31).

Roethe (Vorsitzender). Planck (Stellvertreter des Vorsitzenden). Erman (Schriftführer). Nernst. Haberlandt. von Harnack.

Außerakad. Mitglied: Der vorgeordnete Minister.

ABHANDLUNGEN

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1917

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

Nr. 1

PSEUDOGALENISCHE KOMMENTARE ZU DEN EPIDEMIEN DES HIPPOKRATES

VON

Dr. phil. ERNST WENKEBACH

OBERLEHRER AN DER AUGUSTE-VIKTORIA-SCHULE ZU CHARLOTTENBURG

BERLIN 1917

VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Vorgelegt von Hrn. Diels in der Gesamtsitzung vom 1. Februar 1917.
Zum Druck eingereicht am gleichen Tage, ausgegeben am 31. März 1917.

Unter Galens Kommentaren zu den Epidemien des Hippokrates enthält die Kühnsche Ausgabe (Leipzig 1828), Bd. XVII Teil 1 S. 313—462, Reste von Erklärungen des zweiten Epidemienbuches; der Arbeitsweise dieses Herausgebers entsprechend, der, je weiter er in seinem umfangreichen Unternehmen vorrückte, desto unselbständiger im Urteil wurde und sich schließlich in sklavischer Abhängigkeit an seinen Vorgänger anschloß, sind sie einfach dem Text von René Chartier (Renatus Charterius) nachgedruckt (Paris 1679). Da nun Opizo (Oppizzoni)[1], oder wer immer die erste griechische Ausgabe dieses Teils der Galenschen Hippokrateskommentare für die Aldina (1525) besorgt hat, und auch Hieronymus Gemusaeus (Gemues, Gmües), der Bearbeiter der bei Andr. Cratander in Basel gedruckten Basileensis (1538)[2], mit den drei Kommentaren des ersten Epidemienbuches sogleich die drei des dritten verbinden, drängt sich die Frage nach dem Ursprung der bezeichneten Bereicherung unseres Galentextes von selbst auf. Hat Chartier oder ein anderer Mediziner des 17. Jahrhunderts sich durch den Mangel an einer griechischen Überlieferung hier zu demselben oder einem ähnlichen Verfahren verleiten lassen, wie es zuerst H. Diels in manchen Sätzen der Historia philosopha (Doxogr. gr. S. 240) und Joh. Mewaldt[3] an einem 10 Seiten umfassenden Stück der Schrift Galens über das Koma bei demselben französischen Kritiker aufgedeckt haben? Ein solcher Gedanke wäre um so weniger von vornherein abzuweisen, als Chartier, um den Benutzern seiner Ausgabe einen vollständigen und lesbaren Text zu bieten, auch an einigen anderen Stellen der Epidemienkommentare das Mittel der Rückübersetzung aus dem Lateinischen angewandt hat[4], ohne genau Rechenschaft davon zu geben, wie es das Verantwortlichkeitsgefühl des modernen Textkritikers erfordert. Trotz aller Unbefangenheit der Zeit und allem Mangel

an geschichtlichem Sinne, dem sogar die scharfsinnigsten und gewissenhaftesten Forscher ihren Tribut entrichtet haben, lassen sich doch gerade in bezug auf die Anwendung dieses Hilfsmittels bei den Kritikern, die sich der Epidemienkommentare angenommen haben, Unterschiede wahrnehmen.

I.

An lückenhaften Stellen der Erklärung, wo die Druckvorlage der Aldina im Stiche läßt, Parisinus gr. 2165 (P), eine Hs. des 16. Jahrhunderts[5], für alle Kommentare des ersten Buches der Epidemien und für die des dritten bis S. 718, 18 K. aus dem Venetus Marcianus app. cl. V 5 des 15. Jahrhunderts (V) abgeleitet und, wo dieser abbricht, aus einer Hs. Bessarions, Venetus Marcianus gr. 285 (m) des 15. Jahrhunderts, seinerseits wieder einer Abschrift des Florentinus Laurentianus gr. 74, 25 aus dem 14. Jahrhundert (L), ergänzt, hat Opizoni oder einer seiner Mitarbeiter eine vollständigere griechische Hs., nicht den mit Mutinensis gr. 211, angeblich aus dem 15. Jahrhundert (E), zusammengehörenden Parisinus gr. 2174 des 16. (?) Jahrhunderts (Q), sondern vielleicht den aus Monacensis gr. 231 des 16. Jahrhunderts (M) abgeschriebenen Venetus Marcianus app. cl. V 15 (w), der aus dem Besitze Giacomo Nanis 1797 in die Bibliotheca Marciana gelangt ist, zu Rate gezogen[6]. Aber nirgends ist dieses kontaminierende Verfahren bei der Ausfüllung von Lücken in den genannten Schriften so geübt worden, daß der Bearbeiter der Aldina eine offenbare Unterbrechung des Zusammenhangs mit Hilfe einer lateinischen Übersetzung zu beseitigen versucht hätte. Oder teilten die vorhandenen Übersetzungen, wenn Opizo überhaupt eine einsah, in betreff ihrer Herkunft das Los seiner griechischen Hss., wie z. B. Vaticanus lat. 2396, eine in den Jahren 1516—18 in Rom entstandene Übersetzung des Fabius Calvus, dem Anfang nach zu urteilen, die gleiche Überlieferung darstellt? Jedenfalls enthält die Aldina in Galens Auslegung nirgends ein Plus, das auf einer von ihrer griechischen Vorlage verschiedenen Grundlage beruht.

II.

Nicht ebenso bestimmt kann in dieser Hinsicht das Urteil über den Herausgeber der Basileensis lauten, aber so viel ist doch sicher: auch von Gemusaeus' konjekturaler Bemühung um unvollständig überlieferte Sätze dieser Kommentare wird niemand den Eindruck empfangen, als ob er reiche

Hilfsmittel für den verstümmelten Text der Galenschen Erläuterungen aus unversehrten oder wenigstens vollständigeren lateinischen Übersetzungen hergeholt und ausgedehnten Gebrauch von ihnen gemacht hätte. Die Basileensis ist bekanntlich, wie die Ausgabe von Chartier und die von Kühn, ohne neues handschriftliches Material zustande gekommen. So oft sie auch als Fundstätte richtiger Lesarten im Apparatus criticus der akademischen Ausgabe lediglich infolge des sehr ungünstigen Standes unserer Überlieferung besonders für das erste Epidemienbuch erscheinen wird, ihre Verbesserungen betreffen doch meistenteils nur Geringfügiges, und Ergänzungen irgendwie beträchtlicher Lücken sind daher selten. Wahrscheinlich hat Gemusaeus bei seinen Heilungsversuchen des schadhaften Textes eine lateinische Übersetzung nur ausnahmsweise benutzt.

Die drei folgenden Stellen mögen sein Verfahren veranschaulichen.

1. Wo der im Anfange des Berichts über die λοιμώδης κατάστασις des dritten Epidemienbuches begegnende Satz (III 68 L.) φθινόπωρον σκιῶδες, ἐπινέφελον, ὑδάτων πλήθεα von Galen erklärt wird, bietet der Archetypus der ersten Hss.-Klasse, vertreten durch MQV, Bd. XVII A S. 655,4 K. die Worte: ευδηλον δ' ὅτι τοιοῦτος ὁ ἀὴρ οὐκ ἂν γένοιτο χωρὶς τοῦ νέφη πολλὰ καὶ ταῦτ' ἔχειν μὴ λαμπρά. περιείχετο μὲν οὖν δυνάμει κατὰ τὸ σκιῶδες καὶ τὸ ἐπινέφελον. ἀλλ' ἔμαθες οὐ μόνον Ἱπποκράτει τῶ τοιούτω τρόπω τῆς ἑρμηνείας· ἀλλὰ νότιος, ὑγρὸς, μαλακός. Die Aldina weist nach ἑρμηνείας das Zeichen einer Lücke auf, der Herausgeber der Basileensis hat sie mit dem am Rande stehenden Zusatz χρῆσθαι οἰκεῖον εἶναι, ἀλλὰ καὶ πλείστης τῶν ἄλλων. ἐπιφέρει δὲ χειμὼν ausgefüllt, schon des Hiatus wegen sicherlich ungalenisch, aber doch selbst von Cornarius anerkannt, der wie Chartier den Druckfehler πλείστης in πλείστοις berichtigt hat, und so lautet der Satz noch bei Kühn. Bei seiner Ergänzung hat Gemusaeus wahrscheinlich die von Hermanus Cruserius[7] in der Cratandrina vom Jahre 1536 gefertigte Übersetzung: *Sed te non latet, eam loquendi rationem non Hippocrati tantum, sed multis etiam esse aliis familiarem* vor Augen gehabt. Dem ursprünglichen Texte näher kommt die Übersetzung einer Juntina, die Chartier seinem griechischen Texte beigegeben hat, mit der Wendung *sed multis etiam aliis veteribus.* Denn die ganze Stelle ist bis auf eine Kleinigkeit ohne Zweifel in L richtig erhalten: εὔδηλον δ' ὅτι τοιοῦτος ὁ ἀὴρ οὐκ ἂν γένοιτο χωρὶς τοῦ νέφη πολλὰ ἔχειν καὶ ταῦτα μὴ λαμπρά. περιείχετο μὲν οὖν δυνάμει κατὰ τὸ σκιῶδες καὶ τὸ ἐπινέφελον. ἀλλ' ἔμαθες οὐ μόνον Ἱπποκράτην τῶι τοιούτωι τρόπωι τῆς ἑρμηνείας, ἀλλὰ καὶ ἄλλους πολλοὺς τῶν πα-

λαιῶν κεχρημένουσ. χειμὼν νότιοσ κτλ. Die Worte πολλὰ ἔχειν in L durch πολλὰ σχεῖν zu ersetzen, scheint überflüssig, da an dem von der ersten Hss.-Klasse gebotenen Hyperbaton χωρὶς τοῦ νέφη πολλὰ καὶ ταῦτ' ἔχειν μὴ λαμπρά bei Galen kein Anstoß zu nehmen ist.

2. Auch in der Erklärung der Worte (III 70 L.) κοιλίαι ταραχώδεες geben die Drucke seit der Baseler Ausgabe einen kleinen Zusatz, der sogar beiden Hss.-Klassen fehlt: S. 663, 8 Τοῦ καταρρυέντος ἐκ τῆς κεφαλῆς εἰς τὴν φάρυγγα μοχθηροῦ χυμοῦ τὸ μὲν εἰς τὸν πνεύμονα χωρῆσαν τὰς φθινώδεις εἰργάσατο διαθέσεις, τὸ δ' εἰς τὴν κοιλίαν ἐνεχθὲν, ὑπιὸν κάτω μετὰ δήξεως ἐκτάραξιν αὐτῆς ἐποιεῖτο· ὅπερ ἐδήλωσε, κοιλίαι ταραχώδεες. Wären die zwischen δήξεως und ὅπερ eingefügten Worte bezeugt, würde sie wohl niemand antasten. Nun liest aber in der zweiten Hälfte des Satzes L τὸ δ' εἰς τὴν κοιλίαν ἐνεχθὲν, ὑπιὸν κάτω μετὰ δήξεως ἐδήλωσεν εἰπών· κοιλίαι ταραχώδεες, dagegen MQV τὸ δ' εἰς τὴν κοιλίαν ἐνεχθὲν, ὑπιὸν κάτω μετὰ δήξεως ὅπερ ἐδήλωσεν εἰπών· κοιλίαι ταραχώδεες, indem sie zwischen δήξεως und ὅπερ Raum für etwa 10 Buchstaben frei lassen, wie auch in der Aldina ihrer Vorlage P gemäß eine Lücke klafft. Das Einschiebsel der Basileensis gleicht wieder Cruserius' Übersetzung in der Cratandrina von 1536: *Quod vero in ventrem derivatum erat, quia subibat mordicando, ventris profluvium concitabat, quod significavit hisce verbis: alvi turbatae*, doch könnte es auch unabhängig von ihr entstanden sein. Jedenfalls zwingt nichts, wie es scheint, zur Aufnahme der Ergänzung, wenn man nur ὑπιὸν in ὑπῄει ändert und ὅπερ aus der ersten Klasse beibehält. Der Zusatz τῆς γαστρὸς würde zwar gut in die Lücke passen, scheint aber entbehrlich. Vielleicht kann die arabische Übersetzung, die wir leider noch nicht heranziehen konnten, für diese Stelle dem Schwanken im Urteil ein Ende bereiten.

3. Zu den wenigen lückenhaften Sätzen der Epidemienkommentare, die tiefere Spuren der Bearbeitung durch den Baseler Herausgeber bis auf Kühns Text (1828) bewahrt haben, gehört insbesondere der Schluß des Proömiums. Gegen die Empiriker, für die allgemeine Grundsätze der Heilkunde nur dann Gültigkeit haben, wenn sie aus der Erfahrung stammen, behauptet Galen an jener Stelle auch die Entstehung solcher Sätze διὰ λόγου; geprüft aber und bestätigt würden auch sie nur durch die Erfahrung. Um diese Behauptung zu beweisen, führt der Schriftsteller im folgenden ein Beispiel aus der mathematischen Erdkunde an. Der in der Überlieferung übel zugerichtete Satz hat im Archetypus unserer Hss. MQV diese Gestalt gehabt:

(S. 14, 3) οὕτως γοῦν καὶ τοῖς περὶ μεγεθῶν ἀποστήματος ἡλίου καὶ σελήνης καὶ τοῖς ἀποδεδειγμένοις μὴ πιστεύοντες, ὅταν τῶν αἰσθητῶν τε πολλῶν ἄλλων, ὅσα κατὰ γεωμετρικοὺς λόγους εὑρίσκεται, ὅταν ὑπὸ τῶν κατ' ἄλλου μερῶν ἐκλείψεων μαρτυρεῖται, βεβαιότερον ἴσχωμεν τὴν πίστιν. Im Anfang des Satzes ist vielleicht καί⟨περ⟩ τοῖς περὶ μεγέθους oder besser mit H. Diels καί⟨τοι⟩ τοῖς dem überlieferten καὶ τοῖς περὶ μεγεθῶν vorzuziehen, zwischen μεγέθων (sic) und ἀποστήματος hat der Basler Herausgeber καὶ eingefügt; in den Worten καὶ τοῖς nach σελήνης scheint ἀπὸ γῆς zu stecken, wie der arabische Übersetzer Hunain ibn Isḥāq nach einer vorläufigen aus dem Scorialensis arab. 804 des 13. (?) Jahrhunderts (H) für das Corpus Medicorum von Hrn. Dr. F. Kern hergestellten Übersetzung des Proömiums an dieser Stelle gelesen hat, wenn man nicht lieber mit H. Diels καὶ τοῖς für eine verstümmelte Randnotiz, in der eine Verbesserung enthalten war, ansehen will, da ἀπὸ γῆς für die Griechen selbstverständlich ist; das in der Basileensis getilgte μὴ dürfte mit Diels besser in ἤδη geändert werden, die Präposition ὑπὸ ist von Gemusaeus aus den Worten ὅταν ὑπὸ τῶν κατ' ἄλλου μερῶν an die erste Stelle in dem mit ὅταν beginnenden Satze versetzt und an der zweiten Stelle καὶ für ὑπὸ τῶν (vor κατ' ἄλλου μερῶν) geschrieben, dieses letzte aber in κατὰ μέρος abgeändert worden, lauter Verbesserungen, die Cornarius vom Rande der Basileensis in sein Exemplar der Aldina übernommen hat; der Indikativ μαρτυρεῖται ist in den Konjunktiv und βεβαιότερον in βεβαιοτέραν zu berichtigen, endlich hat Chartier den Indikativ ἴσχομεν anstatt ἴσχωμεν hergestellt. Somit lautet der ganze Satz: οὕτως γοῦν καί⟨τοι⟩ τοῖς περὶ μεγέθους ⟨καὶ⟩ ἀποστήματος ἡλίου καὶ σελήνης ⟨ἀπὸ γῆς⟩ ἀποδεδειγμένοις ἤδη πιστεύοντες, ὅταν ὑπ' αἰσθητῶν τε πολλῶν ἄλλων, ὅσα κατὰ γεωμετρικοὺς λόγους εὑρίσκεται, καὶ τῶν κατὰ μέρος ἐκλείψεων μαρτυρῆται, βεβαιοτέραν ἴσχομεν τὴν πίστιν. Was hierauf folgt, ist in den Hss. noch schwerer beschädigt: (S. 14, 8) ὅπου (wofür vielleicht ἐπειδὴ zu lesen) τοίνυν τὰ διὰ γεωμετρίας ἀποδειχθέντα πιστότερα γίνονται (verbessere γίγνεται) μαρτυρούμενα πρὸς τῶν κατὰ μέρος ἀποβαινόντων καὶ πιστότερα γινόμενα (γενόμενα verb. Basil.) βεβαιοτέραν ἔχει· πολλῷ μᾶλλον ἢ ὅσα ὑπὸ τὴν κατὰ μέρος πίστιν. Hinter ἔχει hatte Cornarius πίστιν eingeschaltet, später aber hat er mit Gemusaeus τὴν ἀλήθειαν gelesen, ein Zusatz, der in allen Drucken Eingang gefunden, nur daß er seit Chartier an eine unrichtige Stelle verschlagen ist; die Worte πολλῷ μᾶλλον ἢ erscheinen in der Basileensis durch πολλῷ δὴ μᾶλλον ersetzt. Was nun die in unseren Hss. bezeichnete Lücke betrifft, so bietet die Übersetzung in Cratanders Aus-

gabe von 1536: *Quando igitur ab experimentis singularibus comprobata, quae per geometriam demonstrantur, accipiant maiorem fidem, perque eam fidem stabiliuntur firmius: longe magis, quae ex medica disciplina sunt in universum inventa, singularibus sunt probationibus constituenda.* Abweichend von dieser lateinischen Textgestaltung Crüsers hat Cornarius zu der Lücke der Aldina folgendes bemerkt: ἐν τῇ ἰητρικῇ διὰ λόγου τεθεώρηται, πίπτει *tale quiddam deest.* Umfangreicher und im ganzen mehr im Einklang mit der eben erwähnten Übersetzung der Cratandrina ist die Ergänzung am Rande der Basileensis ὅσα ἐπὶ τῆς ἰατρικῆς καθόλου ἐξηύρηνται, βεβαιοῦσθαι δεῖ ἀναγόμενα ὑπὸ, die sich mit allen Hiaten bis in den Kühnschen Text erhalten hat. Solange die arabische Überlieferung dieser Sätze nicht zuverlässig klargestellt ist, wird jeder Ergänzungsversuch im gewissen Sinne nur ein Spiel der Phantasie bleiben; trotzdem sei der folgende hier mitgeteilt: πολλῷ δὴ μᾶλλον ὅσα ⟨κατὰ τὴν ἰατρικὴν τέχνην καθόλου τεθεώρηται διὰ λόγου, βεβαιούμενα διὰ πείρας δεῖ λαβεῖν⟩ ἀπὸ τῶν κατὰ μέρος πίστιν[8].

III.

Im vorigen ist wiederholt der Besserungsversuche des Janus Cornarius gedacht worden. Hätte nicht ein widriges Schicksal diesen ebenso sach- wie sprachkundigen Arzt, namens Johann Haynpol (oder Hagenbut oder Hanbut) aus Zwickau, der am 16. März 1558 als Professor der Medizin an der eben eröffneten Universität Jena starb[9], daran gehindert, die von ihm in langjähriger Arbeit sorgfältig vorbereitete griechische Ausgabe der Werke des Galenos zu veröffentlichen, würde er wohl noch viel mehr Schäden unseres Textes entdeckt und geheilt haben, als ihm so schon in den zahlreichen Randbemerkungen seines in den Besitz der Jenaer Universitätsbibliothek übergegangenen Exemplars der Aldina gelungen ist. Es lohnt wohl der Mühe, auf die Schicksale dieses für die neue Galenausgabe sehr wertvollen Buches, wenn auch nur flüchtig, einzugehen. Nachdem Cornarius nach Beendigung seiner Studien in Wittenberg lange Zeit in Basel den gelehrten Umgang des Erasmus genossen hatte, wandte er sich nach Nordhausen, wo er neben seiner an den Südharz ausgedehnten Praxis im Herbste 1532 das eifrigste Galenstudium begann, indem er den Text der Aldina (der erste Band enthält folgenden Eintrag von Cornars eigener Hand: Ἰανὸς Κορνάριος ὁ Ζουικκαβιεὺς ἰατρὸς MDXXXII *mense septemb. comparati aureis numis*

XXX. Γαλήνου (sic!) τοῦ κορναρίου εἰμί) am Rande mit lateinischen Stichwörtern, exegetischen Notizen und Konjekturen versah, zweifellos in der Absicht, selber einmal eine verbesserte Ausgabe zu machen. Aus diesem Text besorgte er auch Übersetzungen ins Lateinische, wie z. B. tom. I fol. 96^{v} über dem Titel Γαληνοῦ περὶ μήτρας ἀνατομῆς die eigenhändige Bemerkung: *Converti ego Ianus Cornarius medicus Northusii. mense octob. MDXXXIII* bezeugt. Ebendort übertrug er zur selben Zeit Galens Schrift περὶ σπέρματος. Über solchen Arbeiten erschien im Verlage von Cratander, Herwag und Bebel in Basel 1538 die von Gemusaeus und Camerarius vorbereitete Ausgabe. So erklärt es sich, daß in Cornars Aldina oft neben seinen eigenen älteren Vermutungen die Lesarten der Basileensis, nicht selten mit dem Zusatz *Bas.*, von derselben Hand, aber mit anderer Tinte geschrieben stehen. Auf dem Vorsatzblatt des 1. und dem des 5. Bandes finden sich Worte aus der Praefatio der Basileensis mit der Unterschrift *H. Gemus.* und *Hier. Gem.* abgeschrieben. Cornarius setzte also auch nach seiner Übersiedlung nach Frankfurt a. M. und nach seiner Rückkehr in seine Heimatstadt die textkritische Beschäftigung mit den Werken des Galen fort, ja manche seiner Verbesserungen und Ergänzungen können erst, als er 1542 von Zwickau einem Rufe an die junge Hochschule zu Marburg gefolgt war, am Rande der Aldina von ihm eingetragen worden sein; sie beruhen nämlich auf der durch Benutzung neuen Handschriftenmaterials erweiterten Juntina des Jahres 1541. Mit dem Gesagten stimmt auch gut zusammen, daß gemäß dem Bericht, den Fabricius' Bibl. Gr. V^{3} p. 480sq. über Cornars 1549 bei Froben in Basel erschienenen lateinischen Galen erstattet, der Gelehrte auch damals noch im Vorwort die Hoffnung aussprach, *se brevi Galenum graece editurum.* Von Marburg 1557 nach Jena berufen, starb Cornarius noch vor Jahresfrist, ohne seinen lange und gründlich vorbereiteten Plan ausgeführt zu haben[10].

Auch Cornars konjekturale Kritik hat an manchen lückenhaften Stellen Ergänzungen geboten, die unzweifelhaft aus einer unversehrten oder vollständigeren lateinischen Übersetzung geflossen sind. Hier und da hat er sie mit einem Zusatz wie *ludo* gekennzeichnet. Wieder seien drei Beispiele angeführt, sämtlich aus dem ersten Kommentar des dritten Buches, die zum Beweise der Behauptung dienen können.

1. Nachdem Galen in dem einleitenden Kapitel περὶ τῶν μοχθηρῶς ἐξηγουμένων bemerkt hat, sein Plan sei gewesen, in diesen Kommentaren auf eine Widerlegung verkehrter Interpretationen zu verzichten, gesteht er die

Änderung seines Entschlusses in folgenden auf P beruhenden und im wesentlichen seit Aldus unveränderten Worten unserer Drucke: (S. 497, 1) ἐπεὶ δ' ἔνιοι μὲν διὰ τὸ μηδ' ὅλως πεπαιδεῦσθαι κατὰ μηδὲν τῶν οὐ τῶν (ὄντων Ald.) παιδίων, ἀναγινώσκοντες ἐνίοτε παρά τισι τῶν γραψάντων ἐξηγήσεις ξένας, αὐτῷ τούτῳ μόνῳ τῷ ξένῳ συναρπασθέντες ἐπαινέουσι, διὰ τοῦτ' ᾠήθην ἄμεινον δ' εἶναι (δ' in der Aldina getilgt) κἂν ἅπαξ αὐτῶν που μνημονεῦσαι τῶν οὕτως ἐξηγουμένων κτἑ. Hier hat Cornarius, übereinstimmend mit dem Zusatz zu Hermann Crüsers Übersetzung[11], wie er zuerst in der Juntina von 1541 auftaucht, *sed quia quidam propterea quod nequaquam puerilibus disciplinis instructi fuerunt, nonnulli vero et natura ad intelligendum tardi*, und von Rasarius stilistisch geglättet ist fol. 94ᵛ *sed quoniam nonnulli, qui puerilibus disciplinis non sunt imbuti quique tardiore ingenio sunt, cum in novas quorundam scriptorum explicationes incidunt,* die verborgen gebliebene Ergänzung ἔνιοι δὲ διὰ τὸ φύσει εἶναι πρὸς τὸ συνιέναι βραδεῖς *lud.* in sein Aldinenexemplar eingetragen, inhaltlich richtig, aber in der Form nicht ohne Anstoß, der jedoch für Cornarius nicht bestand, da ihm, wie den Gelehrten der Zeit überhaupt, Galens Stellung zur Hiatfrage noch nicht bekannt war. Der zweifelhafte Teil des angeführten Satzes wird in L so geschrieben: ἐπεὶ δ' ἔνιοι μὲν διὰ τὸ μηδ' ὅλως πεπαιδεῦσθαι κατὰ μηδὲν τῶν παιδείων μαθημάτων (wofür τῶν ὄντων παιδίων Q, τῶν οὐ τῶν παιδείων V, τῶν ὄντῶν (!) παιδ:ων M bietet), ἔνιοι δὲ καὶ φύσει νωθροὶ τὴν διάνοιαν ὄντες, ἀναγινώσκοντες ἐνίοτε παρά τισι τῶν γραψάντων ἐξηγήσεις ξένας, αὐτῶι τούτωι μόνωι τῶι ξένωι συναρπασθέντες ἐπαινοῦσιν αὐτάς, κτλ.

2. In der dritten Krankengeschichte, deren Anfang nach einem Zitat Galens in der Basil. III 437 und nach Aug. Meinekes[12] Vermutung (III 38, 8 L.) Ὁ κατακείμενος ἐν τῷ Δελεάρκεος κήπῳ lautet, während die Vertreter beider Hss.-Klassen an allen Stellen unseres Kommentars δεάλκους schreiben, stehen die Worte (III 40 L. = XVII A 564, 16 K.) δευτέρῃ ἐξ ἀριστεροῦ ὀλίγον ἄκρητον ἐρρύη. Da der Schreiber des Archetypon der Hss. MQV an ἐρρύη unmittelbar anschließend die ersten Worte aus Galens Erklärung οὐ κατ' εὐθὺ τοῦ δεξιοῦ κροτάφου, als ob sie noch zum Lemma gehörten, in roter Tinte angehängt hatte, sind sie von P² gestrichen worden, so daß nun von der Aldina bis Kühn mit den Worten des Hippokrates δευτέρῃ ἐξ ἀριστεροῦ ὀλίγον ἄκρατον ἐρρύη αἷμα, wie sie P² für den Druck hergerichtet hat, die Galensche Erläuterung Περὶ οὗ προεῖπεν ὡς ὀδυνωμένου ῥυῆναί φησιν ὀλίγον ἄκρατον ἐξ ἀριστεροῦ verbunden erscheint. Cornarius hat den gestörten Zu-

sammenhang wiederhergestellt, indem er, vermutlich aus der Juntina von 1541[13], zur Vervollständigung des erläuternden Anfangssatzes zwischen αἷμα und περὶ οὗ seines Aldinentextes die Worte οὐ κατ' ἴξιν δεξιοῦ κροτάφου und ἀλλ' vor ἐξ ἀριστεροῦ einschaltete. Ohne über ein handschriftliches Hilfsmittel zu verfügen, ist er der ursprünglichen Lesart in L ziemlich nahegekommen, wo Galens Erklärung mit den Worten beginnt: Οὐ κατευθὺ τοῦ δεξιοῦ κροτάφου, περὶ οὗ προεῖπεν ὡς ὀδυνωμένου, ῥυῆναί φησιν ὀλίγον ἄκρατον, ἀλλ' ἐξ ἀριστεροῦ.

3. In derselben Krankheitsgeschichte überliefern die Hss. MV als ein einziges Lemma in roter Tinte folgende Worte (S. 568, 4): Ἕκτῃ διαχωρήματα μέλανα, λιπαρά, ὕπαφρα, δυσώδεα, ὕπνωσεν, κατενόει μᾶλλον· ἐπιεικῆ· τὰ δ' ἄλλα καὶ αὐτὰ μοχθηρά. ἑβδόμῃ γλῶσσα ἐπίξηρος· οὐκ ἐκοιμήθη, παρέκρουσεν, οὖρα λεπτά, οὐκ εὔχροα. ὀγδόῃ διαχωρήματα μέλανα ὀλίγα, συνεστηκότα, ὕπνωσε, κατενόει, διψώδης οὐ λίαν, womit Q übereinstimmt, indem er, nach seiner Gewohnheit nur Anfang und Ende des Hippokrateszitats anführend, das Lemma in die Worte ἕκτῃ διαχωρήματα μέλανα, λιπαρὰ ἕως τοῦ κατενόει, διψώδης οὐ λίαν zusammenzieht, ein deutlicher Beweis dafür, daß schon im Archetypus der ersten Hss.-Klasse das Lemma gleicherweise vom übrigen Text abgesetzt und vielleicht mit roter Tinte geschrieben war. Der Bearbeiter der Aldina (P^2) hat nicht nur ὕπαφρα seiner Vorlage P aus dem Hippokratestext in ἔπαφρα verbessert und das aus derselben Quelle geschöpfte γλίσχρα, das wohl auch von Galen hier gelesen ist, da L in seiner Lesart ἕκτηι διαχωρήματα μέλανα, λιπαρά, ὕπωχρα, δυσώδεα vielleicht ὕπαφρα, γλίσχρα zu dem einen ὕπωχρα hat zusammenfließen lassen, zwischen ἔπαφρα und δυσώδεα eingefügt, er hat auch die Schriftzüge von P in den als Lemma mit roter Tinte geschriebenen Worten τὰ δ' ἄλλα μοχθηρά (die Worte καὶ αὐτὰ nach ἄλλα hat P übersprungen, und sie fehlen daher in sämtlichen Drucken von Aldus bis Kühn) mit schwarzer Tinte nachgezogen, um sie dadurch als galenisch zu kennzeichnen. Auf diesem vom Korrektor P^2, sei es Opizo oder ein anderer Mediziner der Renaissance, eingeschlagenen Wege ist Cornarius weitergegangen, wahrscheinlich im Anschluß an einen Übersetzer, wie August. Gadaldinus, auf den gewiß der Zusatz zur Crüserschen Übersetzung[14] in der Juntina (von 1541) zurückgeht: *Ex his, dormivisse, & mente melius constasse, mitiora sunt: caetera prava,* in der Form verbessert von Rasarius fol. 100^r *dormivisse & mente melius constitisse mitia sunt: cetera prava:* in Cornars Exemplar der Aldina ist ἐπιεικῆ, das der Herausgeber hatte

stehen lassen, getilgt, und als galenische Interpretation erscheint nun der Satz τούτων τὸ μὲν 'ὕπνωσε' καὶ τὸ 'κατενόει μᾶλλον' ἐπιεικῆ, τὰ δ' ἄλλα μοχθηρά. Daß Cornarius damit die Stelle in Ordnung gebracht hat, bestätigt zum Überfluß wieder der einzige Vertreter der zweiten Hss.-Klasse, L, der die in der ersten Klasse durch die Wiederholung derselben Worte ὕπνωσε, κατενόει μᾶλλον verschuldete Lücke nicht aufweist, sondern an die Beschreibung der Symptome des sechsten Tages folgende Worte Galens anknüpft: Ἐν τούτοις τὸ 'ὕπνωσε, κατενόει μᾶλλον' ἐπιεικῆ, τὰ δ' ἄλλα καὶ αὐτὰ μοχθηρά. Im Inhalt mit Cornar übereinstimmend, hat Chartier gleichfalls auf Grund einer lateinischen Übersetzung aus einer späteren Juntina den Satz so geschrieben: Τὰ μὲν ὕπνωσε, κατενόει μᾶλλον ἐπιεικῆ, τὰ δ' ἄλλα μοχθηρά, wie ihn dann Kühn übernommen hat.

IV.

Aus allen Galenschen Kommentaren zu Epidem. I und III des Hippokrates dürfte sich nur noch eine lückenhafte Stelle aufweisen lassen, an der René Chartier trotz seinem Mangel an handschriftlichem Material ein ähnlicher Treffer geglückt ist wie am eben erwähnten Orte. In dem 7. Krankheitsbericht des dritten Buches, in dem (nach Kühleweins Text I 221, 3) ἡ κυναγχικὴ ἡ παρὰ [τὰ] Ἀριστίωνος[15] behandelt wird, erklärt Galen den hippokratischen Ausdruck πνεῦμα μετέωρον S. 595, 9 K. im Sinne des Sabinus so: δοκεῖ δή μοι (L: δέ μοι MQV) βούλεσθαι δηλοῦν ἐκείνους ἀναπνεῖν ἄκρᾳ τῇ ῥινὶ τοὺς κινοῦντας αὐτῆς ἐν ταῖς ἀναπνοαῖς τὰ πτερύγια· πολλοὺς γὰρ τῶν νοσούντων οὕτως εἴδομεν ἀναπνέοντας, ὡς ἐν μὲν ταῖς εἰσπνοαῖς (MQV: ἀναπνοαῖς L) προστέλλειν, ἐν δὲ ταῖς ἐκπνοαῖς διαστέλλειν αὐτά (L bis auf ἐκπνοίαις richtig: die Worte προστέλλειν . . . ἐκπνοαῖς fehlen in MQV). Den letzten Satz gibt Rasarius fol. 102ᵛ in verwirrter Fassung: *nos enim plerosque aegrotos ita vidimus respirare, ut eas* (d. h. *primas narium*) † *in inspirando diducerent;* dazu die Randbemerkung: *Vetus interpres habuit, in expirando contraherent, &. sed hęc absunt a Graecis lib.* Meint der Übersetzer Gadaldini? Dieser hatte wohl 20 Jahre früher Crüsers Übersetzung folgendermaßen vervollständigt: *Equidem illos eum puto significare, respirare summis naribus, qui respirando narium primas movent. Siquidem multos nos aegros sic vidimus respirare, ut eas in expirando contraherent, in inspirando vero dilatarent.* Erst in Chartiers Ausgabe ist die Lücke geschlossen, entsprechend der seinem Texte beigefügten

lateinischen Übersetzung: *Multos siquidem aegros ita respirare cernimus, ut in inspirationibus quidem ipsas contraherent, in exspirationibus vero dilatarent.*

Weniger glücklich ist derselbe Kritiker an anderen Stellen gewesen, die alle an dem gemeinsamen Fehler leiden, daß der Schreiber infolge von Homoioteleuton. oder gar weil mehrere gleiche Worte auf engem Raume wiederkehren, vom ersten zum zweiten abirrte und so die zwischen den ähnlichen oder gleichen Worten stehenden Sätze oder Satzteile übersprang.

Im Kommentar zur ersten Krankengeschichte des 3. Buches finden sich in MQV die Worte (S. 496, 9 K.) τοιαύτην οὖν ἔφη τινὰ καὶ τῶ πυθίωνι τὴν ἀπόϲταϲιν ἤδη γενέϲθαι, μὴ γράψαϲ ἁπλῶϲ οὕτωϲ ὅτι (οὕτωϲ fehlt in Q) ϲτραγγουριώδηϲ ἐγένετο· ἀλλὰ προϲθεὶϲ τὸ ἀπόϲταϲιν ἔχειν· ἀλλὰ τὰ μὲν κτέ. Vermutlich mit Benutzung eines vollständigeren lateinischen Textes schrieb Chartier, indem er oder sein Drucker die Satzglieder seltsam verwirrte: τοιαύτην οὖν... γενέϲθαι, μὴ γράψαϲ ἁπλῶϲ οὕτωϲ ὅτι ϲτραγγουριώδηϲ ἐγένετο· ἔχει γὰρ ἡ ῥῆϲιϲ ὡδί· ἐμπύημα περὶ ἕδραν καὶ ϲτραγγουριώδηϲ ἐγένετο ἀπόϲταϲιϲ, ἀλλὰ προϲθεὶϲ τὸ ἀπόϲταϲιν ἔχειν. ἀλλὰ τὰ μὲν κτέ., was Kühn unbesehen nachdrucken ließ. Die Lösung des Rätsels liest man in L: τοιαύτην οὖν ἔφη τινὰ καὶ τῷ Πυθίωνι τὴν ἀπόϲταϲιν ἤδη γενέϲθαι, μὴ γράψαϲ ἁπλῶϲ οὕτωϲ εἰ (verbessere οὑτωϲί)· ‘ϲτραγγουριώδηϲ ἐγένετο’, ἀλλὰ προϲθεὶϲ τὸ ‘ἀπόϲταϲιϲ’· ἔχει γὰρ ἡ λέξιϲ οὕτωϲ· ‘ἐμπύημα περὶ ἕδραν (S. 487, 1 ἕδρην richtig überliefert) καὶ ϲτραγγουριώδηϲ ἐγένετο ἀπόϲταϲιϲ’· ἀλλὰ τὰ μὲν κτέ.

Mit Bezug auf denselben Kranken heißt es in einer Erörterung über die Unterschiede und Ursachen von τρόμοϲ und ϲπαϲμὸϲ nach dem Zeugnis der Hss. der ersten Klasse MQV (S. 508, 9 K.) τὸ μέντοι γνωρίζειν αὐτὰ καὶ διακρίνειν ἀπ’ ἀλλήλων ἀναγκαῖόν ἐϲτι καὶ τοῖϲ ἐμπειρικοῖϲ ἐγνῶϲθαι. φαίνονται δ’ ἐν αὐτῷ τούτῳ πρῶτον οἱ περὶ τὸν Cαβῖνον ἐϲφαλμένοι, μικρὸν ϲπαϲμὸν εἰπόντεϲ εἶναι τὸν τρόμον. ὅλω γὰρ τῶ γένει διενήνοχεν ἀλλήλων τὰ πάθη καλεῖν ἢ ϲυμπτώματα τὰϲ βλάβαϲ τῶν ἐνεργειῶν. οὐ γὰρ διαθέϲειϲ κτέ. Ähnlich wie die Übersetzung von Cruserius (1536) *Nam toto genere interest affectus voces an symptomata functionum noxas. Neque enim affectiones certe sunt in solidis* in der Juntina von 1541 vervollständigt ist zu der Fassung: *Nam toto genere inter se differunt hi affectus. Nihil vero nunc intersit, affectus voces an symptomata, functionum noxas. Neque n. affectiones certae sunt in solidis animalis partibus, ut tumor & inflammatio & duritia*, die wiederum Rasarius nur glättet fol. 95ᵛ: *si quidem hi affectus toto genere differunt inter se. nec quicquam nunc interest, utrum noxas functionum affectus an symptomata nomines*, sucht Chartier,

wahrscheinlich mit Gadaldinis Hilfe, der lückenhaften Stelle beizukommen, indem er im letzten Satze hinter ἀλλήλων τὰ πάθη die Worte οὐδὲν διαφέρει und hinter ἐνεργειῶν die der Satzkonstruktion sich nicht fügenden Worte πάθη δὲ einschiebt, die wie ein Druckfehler für ἢ πάθη aussehen. Die Kühnsche Ausgabe bietet wieder nichts als einen sinnlosen Abklatsch. Auch diese Stelle läßt sich auf Grund der zweiten Hss.-Klasse ins Reine bringen; denn in L steht: ὅλωι γὰρ τῶι γένει διενήνοχεν ἀλλήλων τὰ πάθη ταῦτα. διαφερέτω δὲ μηδὲν ἔν γε τῶι παρόντι (oder etwa, obwohl das Überlieferte gut galenisch ist, zwecks schärferer Disjunktion εἴς γε τὸ παρὸν ἤτοι?) πάθη καλεῖν ἢ συμπτώματα τὰς βλάβας τῶν ἐνεργειῶν. οὐ γὰρ διαθέσεις κτἑ.

Inmitten einer Auseinandersetzung mit einem seiner Vorgänger in der Erklärung der Epidemien, Herakleides von Tarent, schreibt Galen über den Sterbetag des im 3. Buch an achter Stelle behandelten Kranken folgendes (S. 622, 2 K.): ἐν πᾶσι δὲ τοῖς εἰρημένοις ὀλεθριώτατα φαίνεται κατὰ ταύτην (nämlich τὴν τρίτην ἡμέραν) γεγονέναι συμπτώματα καταψύξεις καὶ πελιδνώσεις τῶν ἄκρων· ὥσθ', ὅπερ ὀλίγον ἔμπροσθεν ἔφην θαυμάσαι *** ὅπως οὐκ ἀπέθανε κατὰ τὴν πέμπτην ἡμέραν τὸ μειράκιον[16]. Dagegen läßt sich der Schriftsteller einen Einwand machen, indem er fortfährt: ἀλλὰ νὴ Δία, φήσει (L: φησί MQV) τις ἴσως βοηθῶν τῷ Ταραντίνῳ, τοῖς εἰρημένοις ἐφεξῆς γέγραπται· »τετάρτῃ οὐχ ὕπνωσεν, ἐπὶ τὸ χεῖρον.« ἀναμνήσωμεν (MQV: ἀναμνήσομεν L) δὲ καὶ τοῦτον ἰατρικοῦ θεωρήματος, ὡς ἡ τετάρτη (δ' L) τῆς ἑβδόμης (ζ' L) ἐπίδηλος ὑπ' αὐτοῦ ⟨τοῦ⟩ Ἱπποκράτους εἴρηται, διότι τῶν ἐν αὐτῇ γενομένων ἀγαθῶν ἢ κακῶν ἡ ἔκβασις οὐχ ἧττον, ἀλλὰ καὶ μᾶλλον ἐπὶ τῆς ἑβδόμης (ζ' LV) ἢ τῆς ἕκτης (ϛ' LV) ἡμέρας γίνεται. Bei der Entstehung der Druckvorlage (P) glitt der Blick des Schreibers von τετάρτηι im Hippokrateszitat zu τετάρτη in Galens Worten hinüber, und deshalb fehlt in der Aldina und Basileensis alles von den beiden Zahlwörtern Eingeschlossene. Die Lücke in Cruserius' Übertragung: *At enim dicat aliquis, Tarentinum defendens, consequitur praedicta: Quartum septimi esse decretorium, ipse docuit Hippocrates, propterea quod bonorum aut malorum, quae dies ille attulit, eventus non minus, sed magis septimo die quam sexto eluceat* hat erst Gadaldinus in der Juntina 1541 ausgefüllt, wenn er schreibt: *At enim dicet aliquis Tarentinum defendens, post praedicta scripta esse | Quarto non dormivit, malum crescebat, | verum et huic ipsi in memoriam reducemus medicum illud praeceptum ab Hippocrate scriptum, Quartum videlicet septimi esse decretorium, propterea quod etc.* Chartier hat also sicherlich aus einer Juntina das Fehlende nach-

getragen; seine Ergänzung τετάρτῃ οὐκ (οὐχ verb. Kühn) ὕπνωσεν, ἐπὶ τὸ χεῖρον διάθεσις. τοῦτον αὐτὸν μνήμονα ποιήσω ἰατρικοῦ τοῦ θεωρήματος, ὅτι δήπου τετάρτῃ τῆς ἑβδόμης ἐπίδηλος κτλ. verrät in Sprache und Stil sofort den ungalenischen Ursprung.

Auch in dem kurzen Vorwort zu dem dritten Kommentar des dritten Epidemienbuches, wo Galen die Hauptsachen der vorhergehenden Darlegung zusammenfassend wiederholt, hat Chartier einen kleinen in der ersten Hss.-Klasse ausgefallenen Satz durch Rückübersetzung aus dem Lateinischen wiederzugewinnen versucht. Während in MQV dieser Teil der Rekapitulation (S. 646, 5 K.) nur die Worte enthält: πρῶτον μὲν ὅτι κατάστασιν οὐ μόνην τὴν παρὰ φύσιν ἐν τῷ περιέχοντι κρᾶσιν, ἀλλὰ καὶ πᾶσαν ἰδέαν ἅπαντος πράγματος οὕτως εἴωθεν ὀνομάζειν ἀναμνησθῶμεν· εἶθ᾽ ὅτι διὰ τὴν εἰς τὸ παρὰ φύσιν ἐκτροπὴν αὐτῶν ἐν τοῖς σώμασιν ἡμῶν γίνεται τὰ νοσήματα, stellt ihn Chartiers Ausgabe, der Aldina und Basileensis gegenüber, um ein zwischen den beiden Sätzen eingeschobenes Glied erweitert dar. Das barbarische Sätzchen, das er für galenisch auszugeben sich erkühnt (S. 646/7), ἔπειτα δὲ ὅτι τις ἡ κατὰ φύσιν ἑκάστῃ τοῦ ἐνιαυτοῦ ὥρᾳ κρᾶσις, bildet geradezu einen Abklatsch des Lateinischen: die Worte *deinde quod sit quoddam secundum naturam unicuique anni tempori temperamentum* aus einer späteren Juntina, deren Text Chartier neben dem griechischen Original abdruckt, liegen hier augenscheinlich zugrunde, wie zuerst Gadaldinus 1541 die Übersetzung Crūsers um den Satz *Postea naturale quoddam esse unicuique anni tempori temperamentum* bereichert hat. Die unverfälschte Lesart, die auch das in den übrigen Hss. beziehungslose αὐτῶν bestätigt, hat wieder L allein gerettet: πρῶτον μὲν οὖν ὅτι κατάστασιν οὐ μόνον τὴν παρὰ φύσιν ἐν τῶι περιέχοντι κρᾶσιν, ἀλλὰ καὶ πᾶσαν ἰδέαν ἅπαντος πράγματος οὕτως εἴωθεν ὀνομάζειν ἀναμνησθῶμεν· εἶθ᾽ ὅτι κατὰ φύσιν ἐστί τις ἑκάστηι κρᾶσις τῶν ὡρῶν· εἶθ᾽ ὅτι κτλ.

Von ähnlicher Unbefangenheit oder vielmehr Unbedenklichkeit in der Ausübung seines kritischen Berufes zeugt in Chartiers Ausgabe noch eine Stelle des ersten Epidemienbuchs, an der er ebensowenig wie an allen vorher erwähnten auch nur durch die leiseste Andeutung ihrer zweifelhaften Gewähr seine Leser aufmerksam macht. Solche Täuschung, durch die sich selbst Kundige hinter das Licht führen lassen können, findet vielleicht nur dadurch in etwas Entschuldigung, daß hier ein Mediziner den Philologen seiner Zeit eine ihnen unbequeme Last abgenommen und unverdrossen bis zu Ende getragen hat[17]. Aber trotzdem bleibt es ein textkri-

tisches Attentat, daß Chartier im 23. Kapitel des ersten Epidemienbuches, das die Mittel der Diagnose und Prognose zusammenstellt, zu Hippokrates' Worten (II 670 L.) ἐνυπνίοισι, οἵοισι καὶ ὅτε, folgende Erläuterung Galens hat drucken lassen Bd. IX S. 84 (S. 214, 7 K.): ἀλλὰ καὶ περὶ τῶν ἐνυπνίων προεξήγημαι, τῶν τ᾿ ἄλλων καὶ ὅσα διάθεσίν τινα τοῦ σώματος ἐνδείκνυται, καθάπερ κἀν τῷ περὶ διαίτης ὑγιεινῶν γέγραπται. πυρκαϊὰς μὲν γάρ τις ὁρῶν ὄναρ ὑπὸ τῆς ξανθῆς ὀχλεῖται χολῆς, καμνοὺς (sic) δὲ ἢ γνόφους ἢ βαθύα (sic) σκότον ὑπὸ τῆς μελαίνης χολῆς, ὄμβρους δὲ κτὲ. Das Archetypon unserer Hss. MQV bot nach dem fehlerhaften, von Diels (Herm. Bd. 45 S. 130) in κἀν τῷ Περὶ διαίτης ὑγιεινῷ berichtigten Titel nur die Worte πυρκαιὰς μὲν γάρ τις ὁρῶν ὄναρ ὑπὸ τῆς ξανθῆς ὀχλεῖται χολῆς, ὄμβρους δὲ κτὲ., deren Ergänzung in Chartiers Ausgabe wahrscheinlich durch Rückübertragung aus dem in seiner Ausgabe mitgeteilten lateinischen Text gewonnen ist. Daß der Herausgeber dem Galen Unechtes unterschiebt, beweist, um zu schweigen von dem keineswegs gewöhnlichen, nach dem Typus τύχη καὶ θάλπη jedoch erklärbaren Plural καπνούς, den Chartier wollte, aber erst Kühn geschrieben hat, schon der Gebrauch des poetischen γνόφους gleich δνόφους; denn das monströse βαθύα dürfte wohl eher dem Drucker aufs Schuldkonto zu setzen sein, obwohl kein Druckfehlerverzeichnis im 9. Band, auch nicht, wie es scheint, im ersten und im Schlußband des weitschichtigen Werkes darüber Aufschluß gibt. Kühns Änderung der Unform in βαθέα statt βαθὺν sucht den Teufel mit Beelzebub auszutreiben: βαθέα ist der literarischen Prosa eines Galenos zuwider und kann selbstverständlich nicht mit dem homerischen εὐρέα πόντον gerechtfertigt werden. Da der Vertreter der zweiten Hss.-Klasse, L, nur die Kommentare zu Epid. III enthält, an unserer Stelle also versagt, muß die Lücke offen bleiben, bis zuverlässige Mittel zur Wiederherstellung des Textes aus dem Arabischen erschlossen sind[18].

An allen bisher erörterten Stellen hat Chartier es gewagt, zwar ohne die Gewissenhaftigkeit und Umsicht des modernen Philologen, aber doch aus wissenschaftlicher Fürsorge für einen möglichst glatten und den Benutzern seines Buches verständlichen Text einzelne Sätze oder Satzteile aus der lateinischen Übersetzung einer Juntina, wahrscheinlich des 17. Jahrhunderts, in die verstümmelte Textgestalt der seiner Arbeit zugrunde gelegten Basileensis (von 1538) einzufügen. Dagegen bleiben nun noch mehr als zwei Seiten seiner Ausgabe zu besonderer Betrachtung übrig, weil sie sein Verfahren in vergrößertem Maßstabe zeigen.

Was unsere Drucke als Anfang des Proömiums zu Galens Epidemienkommentaren bieten, stellt sich auf den ersten Blick als Fälschung des französischen Arztes heraus. Wie die Bearbeiter der Aldina und der Basileensis, so hat auch Chartier, da ihm bekanntlich handschriftliche Hilfsmittel zu seinem textkritischen Geschäft nicht zur Verfügung standen, als Anfang der galenischen Epidemienkommentare die Worte der Druckvorlage für die Aldina, P, (XVII A 5, 13 K.) μόνον προγνώσεται τὰς γινομένας νόσους ἑκάστη τῶν καταστάσεων gelesen. Mit diesen Worten[19] begann nämlich, wie alle uns erhaltenen griechischen Hss. dieses Buches beweisen, wahrscheinlich infolge des Verlustes des ersten Blattes das Proömium in der Urschrift unserer Hss. Diesem Befund entsprechen alle dem Verfasser bekannt gewordenen lateinischen Übersetzungen, sowohl die handschriftlich wie die durch den Druck verbreiteten, bis zum Jahre 1550. Von jenen kommt für Epid. I nur der schon genannte Vaticanus lat. 2396 in Betracht, eine Übertragung des Hippokratesübersetzers Fabius Calvus[20], laut Überschrift in den Jahren 1516—1518 in Rom angefertigt[21], beginnend mit den Worten *Solum praenoscentur morbi omnes in unaquaque temporum constitutione et statu futuri* und der zugehörigen Randbemerkung *Praefationis principium defuit*; von diesen beginnt noch die unter Cornarius' Redaktion 1549 in Basel bei H. Froben wiederaufgelegte Übersetzung von Hermannus Cruserius Campensis ebenso mitten im Satze ... *solum in singulis tempestatibus emergunt, morbos praesciet*, wie auch noch die erste Auflage der geglätteten Übertragung von Jo. Vassaeus Meldensis, mit dem Druckvermerk: *Lugduni, apud Gulielmum Rouillium, sub scuto Veneto, 1550*, mit den Worten *solum hos qui in unoquoque coeli statu fiunt morbos praesentiet* anhebt. Aber schon im Jahre 1561 trägt der in Frage stehende Teil des Frobenschen Neudruckes den Titel (S. 202) *Galeni in primum Hippocratis de morbis vulgaribus librum commentarii tres. Hermanno Cruserio Campensi interprete. Ad Graecorum codicum fidem diligenter recogniti. Commentarius primus. Principium, quod in aliis impressionibus desiderabatur, pridem a Nicolao Machello Medico Mutinensi latinitate est donatum*, und denselben Zuwachs zeigt die Ausgabe des nächsten Jahres: *Galeni in libros Hippocratis et aliorum commentarii ... Venetiis apud Vincentium Valgrisium MDLXII*, in der Fol. 70 eine stilistische Überarbeitung des entdeckten Bruchstückes von Jo. Bapt. Rasarius dargeboten wird. Den Weg zur Editio princeps hat kurz vor Kriegsausbruch in einer freundlichen Mitteilung an den Verfasser Prof. Joh. Mewaldt ge-

wiesen: in einem schmalen Büchlein, betitelt *Claudii Galeni aliquot opuscula nunc primum Venetorum opera inventa et excusa. Lugduni, apud Gulielmum Rouillium sub scuto Veneto. 1550*, steht an sechster Stelle (S. 135—138) der bisher vermißte Teil aus dem Anfang der Galenschen Epidemienkommentare in lateinischer Übersetzung des Nicolaus Macchellus, eines Arztes aus Modena[22]. Nachdem der Herausgeber Gul. Rovillius die Frage nach der Herkunft der hier veröffentlichten Schriften flüchtig berührt hat[23], fährt er so fort: *Quia vero sub ea forma qua hactenus Galeni libri ex nostra officina in manus tuas prodiere, desiderari posse videbantur, ea in Enchiridii modum redacta publicare nobis visum est: tum ut in iis Galeni libris quos iam excudimus congruerent, tum etiam ne novitatis avidus lector, propter hosce aliquot recens in lucem editos libros universum illud Galeni librorum corpus nuper Venetiis impressum, emere maximo cogeretur.* Darf man seinen Angaben Vertrauen schenken, wird man aus ihnen folgern müssen, daß Nic. Macchellus aus einer in Venedig aufgefundenen griechischen Hs., die den Herausgebern der Originalausgabe von Galenos' Werken, dem Aldus Manutius und seinem Schwiegervater, Andreas Asulanus, bei der mühevollen Vorbereitung ihres großen Unternehmens entgangen war, den fehlenden Teil der Einleitung zu den Epidemienkommentaren ins Lateinische übersetzt und in der Juntina des Jahres 1550 veröffentlicht hat, von welcher dann die späteren Ausgaben abhängen[24]. Die Geschichte dieser Handschrift bleibt freilich in Dunkel gehüllt. Wir wissen nicht, woher sie gekommen und wo sie geblieben; ja wir können nicht einmal mit unbedingter Sicherheit behaupten, daß sie eine griechische gewesen ist. Denn spricht der Lyoner Verleger schlechthin von Hss., die in Venedig gefunden seien, berichtet Gadaldini in der Praefatio teils noch weniger, teils nur wenig mehr, indem er von seinen Mitarbeitern und sich selbst bekennt: *multi libri qui prius haud ita fideliter erant conversi, nunc partim a Iul. Martiano Rota, Iohanne Bernardo Feliciano, Nicolao Macchello, Iulio Alexandrino, Dominico Montesauro, Hieronymo Donzellino, doctissimis hominibus: partim etiam a me antiquorum graecorum exemplarium ope fidelius sunt translati*, und insbesondere über die Herkunft des Proömienzusatzes, an die Aufzählung seiner eigenen Arbeiten anknüpfend, nichts weiter verrät als: *Principium insuper primi commentarii libri primi Epidemiorum, quod in omnibus aliis impressionibus desiderabatur, a Nicolao Macchello nuper translatum adiecimus.* Und an sich wäre es wohl denkbar, daß das fragliche Fragment mit ganzen Werken

desselben Schriftstellers das gleiche Los geteilt habe, daß die lateinische Übersetzung aus der arabischen hergeleitet ist, zumal ihr Urheber Beziehungen zur arabischen Übersetzungsliteratur gehabt zu haben scheint[25]. Indessen wie immer Macchellis Tätigkeit als Übersetzer aus dem Arabischen in diesem oder jenem Falle beurteilt werden möge, ist es denn nicht möglich, aus der lateinischen Ausdrucksweise des neuen Epidemienanfangs sprachliche Eigentümlichkeiten Hunains oder überhaupt eines arabischen Übersetzers durchschimmern zu sehen? Leider läßt sich diese Frage noch nicht endgültig entscheiden. Vorweg sei nur kurz bemerkt, daß im Scorialensis arab. 804 (H) den Kommentaren ein in Einzelheiten der Textgestaltung zwar beträchtlich abweichendes, bald kürzendes, bald erweiterndes, im wesentlichen aber gleiches Proömium vorangeht, wie wir es in der Kühnschen Ausgabe lesen. Aber eine stilkritische Analyse wird erst stattfinden können, wenn uns durch Arabisten ein sicheres Urteil über die erwähnte Übersetzung von Galens Epidemienkommentaren durch Hunain ermöglicht ist. Einstweilen sei unbefangenen Lesern empfohlen, den lateinischen Zuwachs Satz für Satz in das Griechische umzudenken; und es wird sich schwerlich ein Grund gegen die Annahme finden lassen, daß die lateinische Fassung des Bruchstücks durch Macchellus unmittelbar den Originaltext des Galenos widerspiegelt. Das ganze stilistische Gepräge seiner leichten und reichen Perioden wird im Wortgebrauch und Satzbau auf einen Vorurteilslosen den Eindruck machen, daß aus den Worten des Modenaer Arztes der Pergamener selbst zu ihm spricht. Was nun den Inhalt betrifft, so kann ein Zweifel an der Echtheit des Stückes schlechterdings nicht bestehen. Sachlich entsprechen beide Textgestaltungen, sowohl die arabische wie die lateinische, durchaus der hippokratischen Lehre von der Abhängigkeit der körperlichen Zustände des Menschen von Einflüssen des Klimas und des Wetters: der alte wie der neue Teil des Proömiums bezieht sich auf dieselbe Säftelehre, hier und da mit Berufung auf dieselben Darlegungen des Hippokrates, ja sogar ein Selbstzitat Galens (S. 8, 3 K.) findet sich in dem Fragment bestätigt (S. 3, 12 bis 4, 5 K.). Vgl. auch S. 18, 10. 30, 17. Und auch die Neigung zur Begriffsspalterei, die bei einer ähnlichen Rettung einer verschollenen Schrift Galens Hermann Schöne[26] zu dessen charakteristischen Zügen rechnet, kehrt gleich im Anfang des Abschnitts wieder. Sowohl im Inhalt also wie in der Form muten die arabische und die lateinische Fassung des Proömienanfangs zu

Epid. I ebenso galenisch an, wie sich Chartiers Text auf den ersten Blick als unecht erweist.

Die nahen Beziehungen zwischen Macchellus und Chartier leuchten dem Leser schon bei einer oberflächlichen Vergleichung der Eingangssätze ohne weiteres ein:

Juntina secunda t. II fol. 100ᵛ

Non hoc quidem libro Hippocrates Cous agere instituit de propriis cuiusque regionis morbis, sicut sane alias nonnumquam, quod fere sermo ipsius omnis sit de morbis qui passim grassantes nominantur, qui ab regionalibus sic differunt: quod hi quidem per aliquod tempus aliquam regionem pervadunt: hi vero incolas, ac si cognati essent, nullo non tempore comitentur.

Chartier t. IX p. 1

Οὐκ ἐν τούτῳ μὲν βιβλίῳ Ἱπποκράτης Κῷος περὶ τῶν νόσων ἑκάστῃ τῇ χώρᾳ οἰκείων ἄγειν καθέστηκε, καθάπερ δὴ ἄλλοτέ ποτε· ὅτι ὁ καθόλου αὐτοῦ λόγος ᾖ περὶ νόσων τῶν ἐπιδημιῶν καλουμένων, τουτέστι τῶν κατὰ δήμους κατασκηπτόντων, αἳ ἀπὸ τῶν ἐνδημιῶν οὕτω διαφέρουσαι, ὅτι αἳ μὲν κατά τινα χρόνον, τινὰ χώραν διαβαίνουσιν· αἳ δὲ τοῖς οἰκητόρισιν ὥσπερ συγγενεῖς διὰ παντὸς ἕπωνται.

Alles, was Chartier, in diesem schauderhaft barbarischen Gestammel fortfahrend, bis zu den Worten S. 3, 8 ταῦτα γοῦν πᾶς τις ἔγνων (sic!) μὴ bietet, mit Druckfehlern und Entstellungen in der Ausgabe Kühns, Bd. XVII A S. 1—5, 12, wiederholt, ist von dem französischen Arzt oder einem das Griechische radebrechenden Handlanger durch Rückübersetzung aus Macchellis lateinischer Ergänzung in den Galentext eingeschwärzt worden, und zwar auf dem Umweg über eine Bearbeitung, wahrscheinlich einer späteren Juntina, an die sich Chartier gewöhnlich anschließt[27]. Der Mühe, die Fälschung im einzelnen weiter nachzuweisen, darf man sich mit Fug überhoben fühlen: der ungalenische Ursprung steht diesen Sätzen an der Stirn geschrieben, auch wenn die grammatischen und stilistischen Monstra nicht überall in gleich ungeheuerlichen Haufen erscheinen wie in dieser Einleitung.

Ob man aber so plumpen Trug eher einem stümperhaften Mitarbeiter als Chartier selbst zuschreiben und ihm die Rolle des betrogenen Betrügers zuweisen soll, ist ziemlich belanglos, da am Ende doch Chartier selber die Verantwortung für das ganze zwar erst nach seinem Tode von seinem Schwiegersohn Ch. du Gard veröffentlichte Werk trifft. Mit solcher Pfuscherarbeit und offenbaren Täuschung hat er den bescheidenen Platz, der ihm in der Geschichte der Medizin wegen seiner mühseligen Tätigkeit im Dienste

des Galenstudiums gebührt, aufs ärgste gefährdet, und scheint es nicht schlechthin unstatthaft, wird es doch wenigstens manchem schwer fallen, Stellen wie die oben angeführte der philologischen Naivität eines Mediziners aus dem 17. Jahrhundert zugute zu halten. Zu seinem Glück braucht dieses strenge Verdammungsurteil über Chartiers Arbeitsweise an keiner anderen Stelle der Epidemienkommentare wiederholt zu werden. Und doch hätte er sich versucht fühlen können, seine trügerischen Künste noch an anderen Orten spielen zu lassen. Aber sowohl eine Zusammenstellung kleiner in unseren Drucken noch heute nicht geschlossener Lücken mit dem unversehrten Text in L, dessen Übersetzung seit den beiden Juntinen von 1541 und 1550 zum Gebrauch freistand, wie z. B. S. 494, 2 K.

Chartier t. IX p. 198 sq.	2. Juntina (1550) fol. 128r	L
καὶ διεϲπαϲμέναι τινὲϲ ὁρῶνται κατ᾽ αὐτὸ | (199) νεφέλαι καὶ λέγεται τηνικαῦτα τὸ περιέχον ἐπινέφελον, ἐν ᾧ καιρῷ κατὰ τὴν χρόαν τῶν νεφελῶν οὔτε μέλαιναν ἀκριβῶϲ οὔτε λαμπρὰν ὁρῶμεν, ἀλλ᾽ ἐν τῷ μεταξὺ τούτων, οὕτω μοι δοκεῖ καὶ οὖρον καὶ ἐναιώρημα καλεῖν ἐπινέφελον ὁ Ἱπποκράτηϲ, ὃ μήτε λευκόν ἐϲτι τὴν χρόαν μήτ᾽ ἤδη μέλαν ἀκριβῶϲ, ἀλλ᾽ ἐν τῷ μεταξύ. καὶ τοίνυν ὑπὸ τοῦ Πυθίωνοϲ κτἑ.	*videntur nubes per eum quaedam disiectae: ac tum aer nubilosus dicitur: quo quidem tempore nubium cernimus colorem non exquisite atrum, nec lucidum, sed inter hos medium: Haud aliter urinam mihi et suspensiones appellare Hippocrates nubilosas videtur, quae nec colore sunt albo, nec etiam plane nigro, caeterum horum medio. Quemadmodum igitur alba quidem suspensio bona est, nigra vero prava: sic quae inter has media, neque exquisite bona, neque prava est, sed media. Quare Pythionem etc.*	καὶ διεϲπαϲμέναι τινὲϲ ὁρῶνται κατ᾽ αὐτὸ νεφέλαι καὶ λέγεται τηνικαῦτα τὸ περιέχον ἐπινέφελον, ἐν ὧι καιρῶι καὶ τὴν χροιὰν τῶν νεφελῶν οὔτε μέλαιναν ἀκριβῶϲ οὔτε λαμπρὰν ὁρῶμεν, ἀλλ᾽ ἐν τῶι μεταξὺ τούτων, οὕτω μοι δοκεῖ καὶ οὖρον καὶ ἐναιώρημα καλεῖν ἐπινέφελον ὁ Ἱπποκράτηϲ, ὃ μήτε λευκόν ἐϲτι τὴν χροιὰν μήτ᾽ ἤδη μέλαν ἀκριβῶϲ, ἀλλ᾽ ἐν τῶι μεταξὺ τούτων. ὥϲπερ οὖν τὸ μὲν λευκὸν ἐναιώρημα τῶν ἀγαθῶν ἐϲτι, τὸ δὲ μέλαν τῶν μοχθηρῶν, οὕτω καὶ τὸ μεταξὺ τούτων οὔτε ἀγαθόν ἐϲτιν ἀκριβῶϲ οὔτε μοχθηρόν, ἀλλ᾽ ἐν τῶι μεταξύ. καὶ τοίνυν ἐπὶ τοῦ πυθίωνοϲ κτἑ.

oder wenige Zeilen danach S. 495, 15

Chartier IX 199

ἔγραψεν ὧδί· »στραγγουριώδεα οὐ νεφριτικά, ἀλλὰ τούτοισι ἀντ' ἄλλων ἄλλα·« τουτέστιν etc.

2. Juntina (1550) fol. 128r

hoc pacto scripsit: Stranguriosae non nephriticae, sed his alia pro aliis. Cum. n. per morbum ob renum affectionem stranguria fiat, hanc ipse ea quae in secunda tempestate facta fuit, separans, ratione abscessus: adiecit, stranguriosae non nephriticae, sed his alia pro aliis. i. pro venarum vitioso humore etc.

L

ἔγραψεν ὧδί· »στραγγουριώδεα (verb. — εες), οὐ νεφριτικά, ἀλλὰ τούτοισιν ἀντ' ἄλλων ἄλλα.« γινομένης γὰρ ἐν νοσήμασι στραγγουρίας ἐπὶ νεφρῶν διαθέσει, διορίζων ἀπ' αὐτῆς τῆς (verbessere τὴν) ἐν τῆι β' καταστάσει γιγνομένην (verb. γενομένην) ἀπόστασιν λόγωι προσέθηκε τὸ »στραγγουριῶδες (verb. στραγγουριώδεες), οὐ νεφριτικά, ἀλλὰ τούτοισιν ἀντ' ἄλλων ἄλλα«, τουτέστιν etc.

als auch die Beobachtung, daß die zweite umfangreiche Lücke, die S. 625, 12 K. in den Kommentaren zu den beiden »echten« Epidemienbüchern in MQV klafft, in L jedoch und von ihm oder einem Verwandten oder Ableger her in den von Gadaldini erweiterten Juntinen von 1541 und 1550 gefüllt ist, die Stelle nämlich, an der ein Kapitel über die Bedeutung des in gewissen Handschriften der Alexandriner vor wortkürzenden Zusammenfassungen einzelner Krankenberichte gefundenen Zeichens ϖ (d. h. πιθανόν) stand, Chartier, wenn anders der geplagte Kritiker an solchen Stellen nicht eingeschlafen ist, unangetastet gelassen hat, kann beweisen, daß er von der Anklage durchgehends methodisch geübten Betruges freizusprechen ist. Auch der Verdacht, er könnte die eingangs erwähnten Erklärungen zum zweiten Epidemiebuche, tom. IX p. 123—183, auf dem Gewissen haben, hat sich nicht bestätigt. Vielmehr sind sie von ihm sicherlich im guten Glauben einer Schrift aus dem Anfange seines Jahrhunderts nachgedruckt worden, ohne daß er ahnte, welchem Werke er damit für lange Zeit Vorschub leistete[28].

V.

Die Editio princeps der Reste des Kommentars zu Epid. II (in der Ausgabe von Chartier Bd. IX S. 123—183, in der Kühns Bd. XVII A S. 313—462), die dem Verfasser dieses Aufsatzes im Vorfrühling 1910 in der Biblioteca Nazionale di S. Marco in Venedig zufällig unter Standnummer 45 211 in die Hände fiel[29], trägt folgenden Titel: *Claudii Galeni Pergameni Commentarius in secundum Epidemiorum Hippocratis; nunc primum e Graeco in Latinum sermonem translatus a Joanne Sozomeno i. u. d. et publico Graecarum literarum professore Venetiis. Cum superiorum licentia et privilegiis. Venetiis, MDCXVII apud Rubertum Meiettum.* Der Herausgeber[30], der, ein Grieche von Zypern, nach Eroberung seiner Vaterstadt durch die Türken Lehrer der griechischen Sprache in Rom und nach juristischen Studien in Padua wieder Lehrer der griechischen Sprache, dann Advokat in Venedig gewesen und schließlich als Vorsteher der Bibliothek des Kardinals Bessarion und Zensor der griechischen Bücher in Venedig um 1626 gestorben sein soll, erklärt in einem Begleitschreiben an den Senator Andreas Maurocenus, den Leiter der Academia Patavina, zunächst, daß die Erläuterungen Galens zum 2. Epidemienbuche bisher unveröffentlicht geblieben seien, indem er die Gründe hinzufügt (p. 9): *quod mancus et mutilatus exstet commentarius hic, cum et prima illius pars et cetera post tertiam desiderentur neque ullibi reperiri potuerint, et praeterea multis abundet etiam quod superest, praecipue vero tertia pars lacunis, ut typographi his de causis libri huius cum ceteris editionem distulerint, quoad perfectiora eiusdem exemplaria haberentur.* Nachdem diese Hoffnung jedoch trotz sorgfältigstem Suchen fehlgeschlagen, wolle er selbst ein noch so übel zugerichtetes Bruchstück eines galenischen Werkes den Studierenden der Medizin nicht länger vorenthalten. *Galeni enim*, fährt er fort, *vel minima fragmenta negligere minime conveniens existimo. Neque vero ullus esse potest dubio locus, quin haec sit pars eorum commentariorum Galeni, quae inter Epidemias desiderantur*, eine Behauptung, die er durch Hinweis auf Galens Selbstzitate und den Gebrauch derselben Worte und Gedanken wie in anderen Büchern dieses Schriftstellers zu bekräftigen sucht. Ein vergebliches Bemühen. Gewiß, von den Gelehrten der Spätrenaissance über Albrecht von Haller hinweg bis zu É. Littré und Joh. Ilberg hat niemand bei Benutzung dieses Buches einen Verdacht gegen seine Echtheit geäußert. Wer aber nach angespannter Beschäftigung mit den Kommentaren der Bücher I und III

zu diesem Bruchstück übergeht, wird sich schon bei einer Lektüre von wenig Seiten, selbst vorausgesetzt, daß manche Textverderbnis nicht dem Verfasser, sondern der Überlieferung des Buches zur Last zu legen ist, aufs peinlichste berührt fühlen von einer seltsamen Verschiedenheit des Stils in Hiatbehandlung, Wortgebrauch und Periodenbildung, und diese Ungleichförmigkeit wird den Leser um so mehr befremden, als mitten hinein vielleicht galenisch anmutende Sätze ertönen, ja plötzlich vertraute Gedanken dieses Schriftstellers in bekannter Einkleidung vor ihm erscheinen. Die Fälschung liegt am Tage. Was Sozomenus zum Beweise der Echtheit beibringen zu können glaubt, wirkt als Armutszeugnis bei einem Schriftsteller, der drei- und viermal über dieselbe Sache schreiben kann, ohne im Wechsel des sprachlichen Ausdrucks in Verlegenheit zu kommen, durchaus im entgegengesetzten Sinne: die wörtliche Wiederholung ganzer Sätze aus verschiedenen Schriften des Galenos, insbesondere aus den Kommentaren zu den Epidemienbüchern, kann nur dazu dienen, den aus Gründen der Formgebung geschöpften Argwohn gegen den galenischen Ursprung dieser beiden Kommentare zu stützen.

Glücklicherweise sind wir hier imstande, einen unwiderleglichen Beweis absichtlicher Täuschung zu liefern. Die medizinische Rüstkammer des Fälschers, aus der er den größten Teil des von ihm benutzten Gedankenvorrats entwendet hat, steht uns noch heute offen: sie erschließt sich in einer im Winter 1558 in Metz geschriebenen Erklärung des 2. Epidemienbuchs, die den um das Studium des Hippokrates hochverdienten Metzer Arzt Anutius Foesius[31] zum Verfasser hat. Außerdem ist hier und da, besonders an Stellen, wo Foes' Commentarius im Stiche läßt, wie es scheint, die Oeconomia Hippocratis (1588) desselben Forschers zu Rate gezogen worden[32]. Freilich bleibt die Person des literarischen Falschmünzers im Dunkel. Wir haben die Wahl zwischen zwei Annahmen. Sollen wir glauben, daß ein in der Terminologie der griechischen Ärzte gut beschlagener, aber den galenischen Sprachgebrauch und Stil weniger beherrschender Arzt zwischen 1560 oder vielmehr 1588 und 1617 aus irgendwelchen Gründen gerade den zweiten und dritten Kommentar aus Foes' Schrift über Epid. II in betrügerischer Absicht ausgewählt und einen Cento zusammengestellt hat aus zahlreichen und umfangreichen übersetzten Abschnitten des Foesschen Kommentars, aus vielen Hippokrates- und noch mehr Galenzitaten, die ihm zum größten Teile von demselben Gelehrten geboten sind, und aus beträchtlichen Stücken

anderswoher bezogener Gelehrsamkeit? Oder darf als wahrscheinlicher gelten, daß der Herausgeber der Fälschung, Johannes Sozomenus, selber der Fälscher ist, daß dieser griechische Sprachlehrer und Advokat auch ohne ausdrücklich bezeugte medizinische Studien befähigt gewesen sei, ein solches Mosaik ebenso gut zusammenzusetzen wie der anonyme Mediziner, und dazu noch unverschämt genug, sein Amt als Bibliothekar und Zensor der in griechischer Sprache in Venedig gedruckten Bücher so zu mißbrauchen? Für diese Annahme könnte die windige, völlig unkontrollierbare Redensart sprechen, daß die trostlose Verwüstung in diesen Überbleibseln galenscher Hippokratesexegese die Drucker bisher veranlaßt habe, diese Stücke von der Veröffentlichung in der Gesamtausgabe der Werke des Galenos auszuschließen, und vielleicht nicht minder die geflissentliche Hervorhebung der Selbstzitate eines Schriftstellers, der sonst nicht in dieser Weise sich selbst auszuschreiben pflegt, eingegeben von dem Bestreben des Fälschers, gefürchtetem Verdachte vorzubeugen; gegen die Annahme sprechen aber gar manche Seiten der Fälschung, die nicht auf Foes' Wissen begründet sind oder wenigstens in der Ausgabe seines Kommentars von 1560 keine Grundlage haben. Solange also diese Teile der Editio princeps als geistiges Eigentum ihres medizinisch gebildeten Verfassers anzuerkennen sind und solange von dem Herausgeber der Fälschung, dem Bibliothekar Sozomenus, nicht auch sonst erwiesen ist, daß der Rat von Venedig in ihm den Bock zum Gärtner gesetzt habe, muß über ihn nach dem juristischen Grundsatze *in dubio pro reo* geurteilt werden.

Vielleicht würde es gelingen, den dunkeln Ehrenmann zu entlarven und die Sache aufzuhellen, wenn wir der Handschrift des Kompilators habhaft werden könnten. Aber sie ist verschwunden. Oder sollte sie doch noch irgendwo verborgen liegen? Wir erfahren nämlich aus dem akademischen Hss.-Verzeichnis der antiken Ärzte[33], daß sich unter den griechischen Hss. des dänischen Arztes und Antiquars Johannes Rhode, der von 1614 bis 1659 in Padua gelebt haben soll[34], eine Hs. der Galenschen Kommentare zum 2. Epidemienbuche befunden habe. Aber alles bibliothekarische Wissen und aller Spürsinn, den Emil Jacobs und andere noch in Friedensjahren zu ihrer Entdeckung aufgewandt haben, vermochten den Verbleib der Rhodeschen Hss. in Padua nicht zu ermitteln.

Da es also zwecklos ist, sich in unbeweisbaren Vermutungen über den Zusammenhang der beiden Hss. zu ergehen, begnügen wir uns damit, an

mehreren aus Anfang, Mitte und Ende der Schrift ausgewählten Beispielen die Abhängigkeit der Editio princeps des Sozomenus von Foes' Erklärung zu zeigen sowie in ihrem Bereiche auf Stellen hinzuweisen, deren Quelle noch aufzudecken ist, wenn sie nicht, was allerdings weniger glaubhaft scheint, aus des Fälschers eigener Gelehrsamkeit entsprungen sind.

Während Foes die Sectio secunda seines Commentarius de morbis vulgaribus p. 125 sq. mit einer allgemeinen Betrachtung über den Unterschied des vorhergehenden und des folgenden Abschnitts eröffnet, schickt Sozomenus' Ausgabe (p. 12 sq. = p. 313—314, 14 K.) ein knappes Vorwort über die stilistische Verschiedenheit des ersten und dritten Epidemienbuches einerseits und des zweiten anderseits dem ersten Lemma γυνὴ ἐκαρδιάλγει κτἑ. voran, ohne jedoch Tatsachen zutage zu fördern, die nicht schon Foes in der Praefatio (r 2ᵛ, r 3ʳᵛ, r 4) aus *Gal. in Epidem. VI* (Anfang), *Lib. 2 de dieb. decret., Lib. 2 de diff. spir.* und *in Epid. III* (Anfang) angeführt hätte. Nachdem dann Name und Bedeutung der καρδιαλγία auf Grund der von Foes angegebenen Stellen erläutert sind, schließt sich folgende Erklärung der Worte des zweiten Lemma (αἱ μεταβολαὶ ὠφελέουσιν, ἢν μὴ ἐς πονηρὰ μεταβάλλῃ, οἷον ἀπὸ φαρμάκων ἐμέουσι πυρετῶν ἕνεκα) daran an, das erste Beispiel, aus dem sich die Arbeitsweise des Fälschers handgreiflich ergibt:

Foes p. 130 sqq.

Eorum quae vomitu reiiciuntur mutationes ad deteriora vergentes, ut in omni supervacaneorum genere, damnandae sunt. Etsi enim ea propelli bono sit, varias tamen corporis affectiones et naturae perturbationem magnam significant. Vomituum varietates damnat etiam in Prorrhetico his verbis, καὶ ἔμετοι μετὰ ποικιλίας κακόν, ἄλλως τε καὶ ἐγγὺς ἀλλήλων ἰόντων. *Mutationes igitur excrementorum quod exquisitam variorum humorum perpurgationem afferant, non omnino vituperandae sunt, nisi ad deteriora vergunt, et continenter fiant, aut pessima alia signa portendant. Quod*

Sozomenus p. 16 sqq. (= 317, 4 K.)

Αἱ τῶν ἐμουμένων μεταβολαὶ αἱ ἐπὶ τὰ κακίω γινόμεναι, ὡς καὶ ἐν παντὶ γένει τῶν περιττῶν, ψέγονται. εἰ μὲν γὰρ ἀγαθὸν ἐστὶν[35] ταῦτα ἐξωθεῖσθαι, ὅμως δὲ ποικίλας τοῦ σώματος διαθέσεις καὶ μεγάλην τῆς φύσεως ταραχὴν σημαίνουσιν. τὴν δὲ τῶν (p. 18) ἐμέτων ποικιλίαν ψέγει καὶ ὁ συγγραφεὺς τοῦ Προρρητικοῦ ὠδέπως· καὶ ἔμετοι μετὰ ποικιλίας κακόν, ἄλλως τε καὶ ἐγγὺς ἀλλήλων ἰόντων. αἱ τοίνυν μεταβολαὶ τῶν περιττωμάτων διὰ τὸ καθαίρεσθαι τοὺς ποικίλους χυμοὺς οὔ πάντως μεμπτέαι, ἐὰν μὴ εἴς κακίω τρέπωνται καὶ συνεχῶς γένωνται, ἢ τὰ κάκιστα σημεῖα,

de omni excretionum genere intellegi debet, quemadmodum de deiectionibus scri-
Aphor. 14 lib 2 *bit Galen.* αἱ μεταβολαὶ τῶν διαχωρημάτων πολλὰς ἰδέας ἐκκενοῦσαι χυμῶν, ἀκριβέστερον ἐκκαθαίρουσι τὸ σῶμα, πλὴν εἰ μὴ συντήξεως καὶ σηπεδόνος ἔχοιεν σημεῖα. *Quaenam autem sint illae vo-*
Lib. 2 Prog. *mituum varietates, indicat Hipp.* εἰ εἴη τὸ ἐμούμενον πρασοειδὲς, ἢ πελιὸν, ἢ μέλαν, ὅ,τι ἂν ᾖ τουτέων τῶν χρωμάτων, νομίζειν χρὴ πονηρὸν εἶναι. εἰ δὲ καὶ πάντα τὰ χρώματα αὐτὸς ἄνθρωπος ἐμέει, κάρτα ὀλέθριον ἤδη γίνεται. τάχιστον δὲ θάνατον σημαίνει τὸ πελιὸν τῶν ἐμεσμάτων, εἰ ὄζοι δυσῶδες. *Quae* | (p. 131) *omnia iisdem pene verbis damnavit in Coacis.* πρασοειδὴς ἔμετος, καὶ μέλας καὶ πελιὸς πονηρόν. εἰ δὲ καὶ πάντα τὰ χρώματα ὁ αὐτὸς ἐμέοι, ὀλέθριον. τάχιστον δὲ θάνατον σημαίνει, ὁ πελιὸς καὶ κακώδης. ἔστι δὲ θανάσιμος ὁ ἐρυθρὸς ἔμετος, καὶ μάλιστα εἰ μετὰ ἀνάγκης ἐμέοιτο ἐπώδυνος. *Quod vero hic Hipp.*
Aphor. 14 lib. 2 *de vomitu extulit, idem de alvi excretionib. alibi effert.* ἐν τῇσιν τῆς κοιλίης ῥύσεσι αἱ μεταβολαὶ τῶν διαχωρημάτων ὠφελέουσιν, ἢν μὴ ἐς τὰ πονηρὰ μεταβάλλῃ. *Atque vero ut in illo aphorismo deiectiones spontinas significavit per* ῥύσιας, *sic hic quoque vomitus ultroneos indicat, ut satis declarant quae sequuntur,* οἷον ἀπὸ φαρμάκων ἐμέουσι πυρετῶν ἕνεκα. *Ex quib. etiam aliud quiddam significari videtur: nempe varias excrementorum formas, si sponte procedant in deterius, peiores esse, quam si a me-*

ὡς συντήξεως καὶ σηπεδόνος ἔχοιεν, καθάπερ ἐν τῷ προγνωστικῷ διῆλθεν αὐτὸς εἰπών· εἰ δὲ εἴη τὸ ἐμούμενον πρασοειδὲς ἢ πελιὸν ἢ μέλαν, ὅτι ἂν ᾖ τουτέων τῶν χρωμάτων, (p. 318) νομίζειν χρὴ πονηρὸν εἶναι. εἰ δὲ καὶ πάντα τὰ χρώματα ὡὑτὸς ἄνθρωπος ἐμέει, κάρτα ὀλέθριον ἤδη γίνεται. τάχιστον δὲ θάνατον σημαίνει τὸ πελιὸν τῶν ἐμουμένων, εἰ ὄζοι δυσῶδες. ἅπερ ἅπαντα λέγει κατὰ αὐτὴν σχεδὸν τὴν ῥῆσιν ἐν ταῖς κωακαῖς προγνώσεσι, ἔνθα γράφει· πρασοειδὴς δὲ ἔμετος καὶ μέλας καὶ πελιὸς, πονηρόν· εἰ δὲ καὶ πάντα τὰ χρώματα ὁ αὐτὸς ἐμοίει (ἐμέει Chartier), ὀλέθριον.

ὃ δὲ ἐνταῦθα λέγει περὶ ἐμέτων, ἐν τοῖς ἀφορισμοῖς περὶ τῶν τῆς κοιλίας διαχωρημάτων φησίν· ἐν τῇσι τῆς κοιλίης ῥύσεσιν αἱ μεταβολαὶ τῶν διαχωρημάτων ὠφελέουσιν, ἢ (ἢν Kühn) μὴ ἐπὶ πονηρὰ μεταβάλλῃ. καὶ ὥσπερ ἐκεῖ τὰς ῥύσεις τὰς αὐτομάτως γινομένας σημαίνει, οὕτως ἐνταῦθα περὶ τῶν ἐμέτων καὶ αὐτῶν αὐτομάτως γινομένων ὁ λόγος αὐτῷ. ὃ ἐκ τῶν ἑπομένων δῆλόν ἐστι. λέγει γάρ· οἷον ἀπὸ φαρμάκων ἐμέουσι πυρετῶν ἕνεκα.

dicamento varia perpurgante detrudantur. Id quod in deiectionibus variis Aphoris. 21 *animadverti voluit Hipp. lib. 4. Aph. cum dixit,* καὶ ὁκόσῳ ἂν τὰ χρώματα ὑποχωρημάτων πλείω πονηρότερα ᾖ, μᾶλλον κάκιον, σὺν φαρμάκῳ δὲ ἄμεινον. *A medicamento enim ea educi, nihil mirum est. Et quod scribit Gal.* τὰ πλείω χρώματα τὰ παρὰ φύσιν, αὐτόματα μὲν ἐκκενούμενα, σημεῖα πολλῶν ἐστι διαθέσεων ἐν τῷ σώματι ἐνδεικτικά. τὰ ὑπὸ φαρμάκου δ' ἀγόμενα πεφυκότος ἐκκενοῦν ἤδη πλείονα χυμὸν, οὐδὲν ἄτοπον σημαίνει. *Porro de reiectionum varietate plura habes in Prognostico* (p. 132) *et Coacis et Aphorismo a nobis adducto.*

ὅπερ λέγει αὐτὸς ἐν τοῖς ἀφο (p. 20) ρισμοῖς σαφῶς· καὶ ὁκόσῳ ἂν χρώματα πλείω πονηρότερα ᾖ, μᾶλλον κακὸν, ξὺν φαρμάκῳ δὲ, ἄμεινον. οὐ γὰρ θαυμαστὸν τοιάδε ἄγεσθαι ἀπὸ τοῦ φαρμάκου.

Man sieht, wie Pseudo-Galen anfangs die Foesschen oder Galenschen Erläuterungen Wort für Wort wiedergibt, wie er Galens Interpretation von Aphor. II 14 zu seiner eigenen macht und mit Foes' Worten in einen Satz zusammenzieht, in welchem er aber, wohl nur aus Flüchtigkeit, die Konstruktion der übernommenen Galenstelle πλὴν εἰ μὴ συντήξεως καὶ σηπεδόνος ἔχοιεν σημεῖα der vorangehenden anzupassen vergißt und den Optativ anstatt des erwarteten Konjunktivs stehen läßt, wie er dieselben Hippokrateszitate wie Foes anführt, wie er dessen aus Aphor. IV 21 abgeleitete Bemerkung mit Auslassung eines Foesschen Gedankens an das vorliegende Lemma anknüpft und endlich das letzte Galenzitat, das Foes bietet, als überflüssig übergeht.

Dieselbe Methode des Fälschers offenbart sich in der Erklärung des dritten Lemma Αἱ ἐς ἀκρητέστερα τελευταὶ σῆψιν σημαίνουσιν, οἷον Δεξίππῳ, wenn man die Vorlage mit ihrer Bearbeitung abschnittweise vergleicht:

Foes p. 132—135

Solenne est Hippocr. in omni supervacaneorum genere τὸ ἄκρητον, *quod sincerum est e impermixtum significat.*

Sozomenus p. 20 sqq. (= p. 319, 4 bis 322, 6 K.)

Σύνηθές ἐστιν Ἱπποκράτει ἐν παντὶ τῶν περιττῶν γένει τὰ ἄκρατά τε καὶ ἀμιγῆ ἀποδοκιμάζειν καὶ τὰς ἀκράτους

condemnare. Sic in Prognostico, sputum egregie permixtum esse voluit, ne ex cuiusdam coloris dominio, naturae motus inaequalis praevaleret. Inquit enim συμμεμιγμένον δὲ φαίνεσθαι τὸ ξανθὸν ἰσχυρῶς τῷ πτυέλῳ. εἰ γὰρ πολλῷ ὕστερον μετὰ τὴν ἀρχὴν τῆς ὀδύνης ἀναπτύοι, τὸ ξανθὸν ἐὸν, ἢ πυρρὸν, ἢ πολὺν βῆχα παρέχον, καὶ μὴ ἰσχυρῶς ξυμμεμιγμένον, κάκιον γίνεται. *Ut enim* ἄκρατον *vitaret,* συμμεμιγμένον ἰσχυρῶς *iunxit.* τὸ γὰρ μὴ συμμεμιγμένον ἄκρατόν ἐστι, *ut inquit Galen. Atque ea simul iungenda esse, Hipp. verba satis indicant, et Gal. fusius explicat lib. 1 de Cris. capite 5. Quin et* ἄκρατον *ipsum nominatim damnat, cum inquit,* τότε γὰρ ξανθὸν ἄκρητον ἐὸν, κινδυνῶδες. *Et rursus paulo post,* εἰ δὲ εἴη οὕτως ἄκρητον ὥστε καὶ μέλαν φαίνεσθαι, δεινότερόν ἐστι τοῦτο ἐκεῖνον (sic!). *Item in Prorrhetico,* ἐμέσματα ἄκρητα, ἀσώδεα, πονηρὰ. *In vomitu vero quod sincerum est reiicit, in Prognostico scribens,* ἔμετος δὲ ὠφελιμώτατος, ὃ (sic) φλέγματος καὶ χολῆς συμμεμιγμένος ὡς μάλιστα, καὶ μὴ παχὺς κάρτα, μήτε πολὺς ἐμείσθω. οἱ γὰρ ἀκρητὰστεροι (sic) κακίους εἰσίν. *In Coacis item,* ἔμετος δὲ ἀλυπότατος φλέγματος καὶ χολῆς συμμεμιγμένος, μὴ πολὺς δὲ κάρτα ἐμείσθω. τὰ δὲ ἀκρητέστε (p. 133) ρα τῶν ἐμουμένων κακίω. *Et paulo post,* οἱ κατὰ μικρὰ ταχεῖς, χολώδεες, ἄκρητος (sic) ἔμετοι κακόν. *Eadem de deiectionibus passim apud Hippocr. reperies.* ἄκρητα *enim* διαχωρή-

τῶν χυμῶν κενώσεις μοχθηρὰς εἶναι ἀποφαίνεσθαι. καὶ γὰρ ἐν τῷ προγνωστικῷ περὶ τοῦ πτυέλου γράφει τάδε· συμμεμιγμένον τε φαίνεσθαι τὸ ξανθὸν ἰσχυρῶς τῷ πτυέλῳ. εἰ γὰρ πολλῷ ὕστερον μετὰ τὴν ἀρχὴν τῆς ὀδύνης ἀναπτύοι τὸ ξανθὸν ἐὸν, ἢ πυρρὸν, ἢ πολὺν βῆχα παρέχον καὶ μὴ ἰσχυρῶς συμμεμιγμένον, κάκιον γίνεται.

τὸ γὰρ μὴ συμμεμιγμένον ἄκρατόν ἐστιν,

ὃ μέμφεται λέγων· τὸ γὰρ ξανθὸν ἄκρητον ἐὸν κινδυνῶδες. καὶ πάλιν· εἰ δὲ εἴη οὕτως ἄκρητον, ὥστε καὶ μέλαν φαίνεσθαι, δεινότερόν ἐστι τοῦτο ἐκείνων. ἀλλὰ καὶ ἐν τῷ προρρητικῷ λέγει τὰ ἐμέσματα ἄκρητα, ἀσώδεα, πονηρά. περὶ τῶν αὐτῶν, ὅτι πονηρά (p. 320) εἰσι, γράφει σαφῶς ἐν τῷ προγνωστικῷ, ἔνθα φησίν· ἔμετος δὲ ὠφελιμώτατος ὁ φλέγματος καὶ χολῆς συμμεμιγμένος, ὡς μάλιστα καὶ μὴ παχὺς κάρτα, μήτε πολὺς ἐμείσθω. οἱ γὰρ ἀκρατέστεροι κακίας (κακίονες Chartier) εἰσίν. ὃ καὶ ἐν ταῖς κωακαῖς κατασκευάζει γράφων οὕτως· ἔμετος δὲ ἀλυπότατος φλέγματος καὶ χολῆς συμμε (p. 22) μιγμένος, μὴ πολὺ δὲ κάρτα ἐμείσθω. τὰ δὲ ἀκρατέστερα τῶν ἐμουμένων κακίω. καὶ μετ' ὀλίγα· οἱ κατὰ μικρὰ ταχεῖς, χολώδεις, ἄκρητοι ἔμετοι κακόν. ταυτὰ γράφεται πρὸς αὐτοῦ καὶ περὶ τῶν ἀκράτων διαχωρημάτων πανταχοῦ.

	ματα *in Prog. Prorrhe. et Coacis damnat. Est autem* ἄκρητον, *ut scribit Gal.* τὸ	
In Exegesi	ἄμιγες ἑτέρου, καὶ τὴν αὑτοῦ φύσιν διασωζόμενον εἰλικρινῆ. *Idem lib. 2 Prog. comm. 2.* καὶ διὰ ταύτης τῆς λέξεως	ἄκρατον δὲ λέγεται τὸ ἀμιγὲς ἑτέρου καὶ τὴν αὑτοῦ φύσιν διασωζόμενον εἰλικρινῆ. καὶ αὐτὸς ἐν τῷ προγνωστικῷ
	ἐδήλωσεν, ὁποῖόν τι καλεῖ τὸ ἄκρατον, ἀντιτιθεὶς αὐτῷ τὸ μεμιγμένον. δηλωτικὸν δὲ οὐχ ἥκιστα καὶ αὐτὸ τοὔνομα ἐστὶ τοῦ πρὸς αὐτοῦ σημαινομένου.	ἐδήλωσεν ὁποῖόν τι καλεῖ τὸ ἄκρατον, ἀντιτιθεὶς αὐτῷ τὸ μεμιγμένον.
	καὶ γὰρ οἶνον ἄκρατον εἶναι λέγομεν, ᾧ μὴ μέμικται τὸ ὕδωρ, ἢ παντάπασιν ὀλίγον μέμικται. καὶ τῶν ἄλλων ἕκαστον ἄκρατον ἐστί τε καὶ λέλεκται πρὸς τῶν ἑλλήνων,	καὶ γὰρ οἶνον ἄκρατον εἰώθαμεν λέγειν, ᾧ μὴ μέμικται τὸ ὕδωρ. καὶ τοῦτον τὸν τρόπον τῶν ἄλλων ἕκαστον ἄκρατον λέγεται,
	ὅταν αὐτὸ καθ᾽ αὑτὸ μόνον ἄμιγες ἑτέρας οὐσίας ὑπάρχῃ. *Rursus* ἄκρητα διαχωρήματα *Commen. 2 in Prorrh.* καλεῖσθαι *scribit,* τὰ μόνον ἕνα τὸν ἀποκρινόμενον ἔχοντα χυμὸν ἄμικτον ἑτέροις. *Sunt et*	ὅταν αὐτὸ καθ᾽ ἑαυτὸ μόνον ἑτέρας οὐσίας ἀμιγὲς εἴη. οὕτως ἄκρατα διαχωρήματα καλοῦμεν τὰ μόνον ἕνα τὸν ἀποκρινόμενον ἔχοντα χυμὸν ἄμικτον ἑτέροις.
Aphoris. 23 lib. 7	ἄκρητοι ὑποχωρήσεις *Galeno in Aph.* αἱ ἄμικτοι ὑγρότητες ὑδατώδους, αὐτὸν μόνον ἔχουσαι εἰλικρινῆ ὑπερχόμενον κάτω χυμόν, εἴτε τὸν τῆς ξανθῆς χολῆς,	
Commen. 1	εἴτε τὸν τῆς μελαίνης. *Idem lib. 1 Epidem.* τὰς ἀκρήτους ἐκκρίσεις τὰς ἀκριβῶς χολώδεις *vocat. Haec vero atque huiusce modi plura quae peculiarem Hipp. eloquentiam redolent, habes in nostra Hippocratis Oeconomia, quam tibi in doctrinae Hippocraticae subsidium paramus.* Nachdem Foes sodann (p. 133/4) im Anschluß an Cels. II 8 über die Übersetzung des Wortes ἄκρητον gesprochen, fährt er fort: ἄκρατα *autem communi quadam notione damnantur, quod*	ὥσπερ αὐτὸς ἐν τῷ πρώτῳ τῶν ἐπιδημιῶν καλεῖ (p. 321) τὰς ἀκρήτους ἐκκρίσεις, τὰς ἀκριβῶς χολώδεις ἃς καὶ ἀποδοκιμάζει.
Lib. 1 de Cris. cap. 5	(*ut scribit Galen.*) ἀεὶ τὰς ἀνωμάλους ἁπάντων κινήσεις καὶ τῶν πολὺ διαφε-	ἀεὶ γὰρ τὰς ἀνωμάλους ἁπάντων τῶν πάνυ διαφερόντων ἐπιπλοκὰς αὐτός τε

ρόντων ἐπιπλοκάς, αὐτός τε ὁ Ἱπποκράτης μέμφεται, καὶ ἡ πεῖρα διδάσκει οὕτως ἔχειν. *Porro videri mirum possit, cur ab Hippocrate scriptum sit, extremos vomitus impermixtos et paulo meraciores putrilaginem significare. Salutis enim indicium esse videtur, ubi ea quae nocent et valde suspecta sunt, vacuari possunt. Ut in febribus tertianis intermittentibus contingit, quarum integritatem non facile sit persentiscere, nisi ad extremum reiecta bile, quae sub praecordiis morbum fovet. Quod ut non statim fit ac primis vomitibus, sicubi ad extremum contigit, liberaliores remissiones facit. Sed profecto quae hic de vomitu scribuntur, sunt his affinia, quae de deiectionibus sinceris dixit in Prorrhetico.* τὰ τελευτῶντα ὑποχωρήματα εἰς ἀφρώδεα ἄκρητα, παροξυντικά. *fieri enim potest ut extremae deiectiones quae fere morbos levaturae sunt exacerbationes tamen morborum significent, dum in peius desinunt. Et tantum abest, ut mutati* (p. 135) *ones finiant, ut si sincerum et impermixtum reiiciant, novum morborum fomitem concipiant, quum ea prioribus longe sint formidabiliora. Quod etiam in vomitu contingit, in quo, ut ne mutatio quidam* (sic) *in melius vergat, ad extremum tamen deteriora longe procedunt, quae magnam humorum inaequalitatem significant, et post diuturnam per vomitum reiectionem, extrema meraciora certas putredinis humorum causas indicant.*

ὁ Ἱπποκράτης μέμφεται καὶ ἡ πεῖρα διδάσκει οὕτως ἔχειν.

ξητήσειε (z. Kühn) δ᾽ ἄν τις, πῶς ὑφ᾽ Ἱπποκράτους λέγεται, ὅτι οἱ τελευταῖοι ἔμετοι ἀμιγεῖς καὶ ἄκρητοι τὴν σῆψιν σημαίνουσιν, τῆς σωτηρίας μᾶλλον σημείου φαινομένου, ὅταν τὰ βλάπτοντα καὶ τὰ ὕποπτα δύναται κενοῦσθαι. ἐν γὰρ τοῖς τριταίοις πυρετοῖς τοῖς διαλείπουσιν οὐ ῥᾳδίως τῆς ἀπυρεξίας αἰσθανόμεθα, μὴ τελευτέως ἀποτιθεμένης τῆς χολῆς τῆς ὑπὸ τῶν ὑποχονδρίων τὴν νοῦσον τρεφούσης. τοῦτο δὲ οὔτ᾽ εὐθὺς, (p. 24) οὔτ᾽ ἐν πρώτοις γίνεται ἐμέτοις, ἀλλὰ μᾶλλον ἐν τοῖς τελευταίοις, ἢ (εἰ Kühn) τὰ νῦν περὶ τοῦ ἐμέτου λεγόμενα ὅμοια εἰσὶ τοῖς ἐν τῷ προρρητικῷ περὶ τῶν ἀκράτων διαχωρημάτων εἰρημένοις, ἔνθα φησί· τὰ τελευτῶντα ὑποχωρήματα εἰς ἀφρώδεα, ἄκρητα, παροξυντικά. οἷόν τε γάρ ἐστι τὰς τελευταίας ἐκκρίσεις | (p. 322) αἳ (αἳ Kühn) τὰς νόσους σχεδὸν κουφίζειν μέλλουσιν, τοὺς παροξυσμοὺς τῶν νοσημάτων σημαίνειν, ὅτε εἰς κάκιον λήγουσιν, σημαίνουσι γὰρ μεγάλην τῶν χυμῶν ἀνωμαλίαν καὶ μετὰ χρονίαν τῶν ὑγρῶν διὰ τῶν ἐμέτων ἀναγωγὴν τὰ τελευταῖα ἀκρατέστερα βεβαίας τῆς τῶν χυμῶν σήψεως αἰτίας ἐνδείκνυνται.

Die beiden Mittel, die der Fälscher in dem oben ausgehobenen Kapitel anwendet, sind dieselben wie im vorangegangenen: Übersetzung der Foesschen Erklärungen und Wiederholung der von ihm gebotenen Hippokrates- und Galenzitate, und zwar der Art, daß jene meist mit Bezeichnung ihrer Fundstätte, wie bei Foes, diese aber ohne solche Angabe erscheinen, ein deutlicher Beleg dafür, daß der Verfasser dieser Kommentare sich für Galen ausgibt.

Was das einzelne betrifft, so beginnt das Kapitel wieder mit einer Übersetzung des Foesschen, wahrscheinlich auf Galen beruhenden, Kommentars, diesmal jedoch bald (wie S. 319, 5 K.) erweiternd, bald (wie in der nächsten Zeile) verkürzend. Wiederum nimmt Pseudo-Galen Z. 10f. als sein geistiges Eigentum in Anspruch, was Foes ausdrücklich als Galensche Interpretation zu der erwähnten Stelle des Prognostikon angeführt hat. Dann folgt eine Unklarheit im Text, veranlaßt, wie es scheint, durch die flüchtige Arbeit des Fälschers. Während er nämlich Z. 14 und S. 320, 1 den Fundort der Zitate aus Foes' Kommentar erwähnt, hat er kurz vorher (S. 319, 12) Foes' genauer Zitierweise zuwider den Ursprung der Worte aus *de cris. I 5* hinzuzufügen unterlassen, so daß es nun aussieht, als ob diese Stelle, ebenso wie das erste Zitat, aus dem Prognostikon entlehnt wäre. Was weiterhin folgt (S. 320, 4 ff.), sind wieder dieselben Hippokratesstellen wie bei Foes. Dann eignet sich der falsche Galen Z. 10f. abermals einen Satz an, den seine Vorlage als Exegese des echten bezeichnet. Noch bemerkenswerter ist das Verfahren des Kompilators in den folgenden Zeilen; während Foes, von dem einen Galenzitat zum andern übergehend, schreibt: *idem lib. 2. Progn.* (sc. *ait*) καὶ διὰ ταύτης τῆς λέξεως ἐδήλωσεν, ὁποῖον τὶ καλεῖ τὸ ἄκρατον, wird hier *idem*, Galen, in αὐτὸς, Hippokrates, verwandelt und in den angeführten Worten selbst einzelnes übersprungen und am Ende ὅταν . . . ὑπάρχῃ in ὅταν . . εἴη entstellt. Asyndetisch angeflickt erscheint Z. 16 wieder ein Galenzitat, und zwar über ἄκρατα διαχωρήματα, wobei der Betrüger selbstverständlich die Randbemerkung von Foes, *Commen. 2. in Prorrh.*, wieder unterschlägt, um seine Rolle weiter spielen zu können. Mit Auslassung der von Foes aus *Aphor. VII 23* erwähnten ἄκρητοι ὑποχωρήσεις bringt Pseudo-Galen sodann von neuem ein Galenzitat, indem er, wie kurz zuvor, das Pronomen αὐτὸς, worunter Foes Galen (im 1. Kommentar zu Hipp. Epid. I) versteht, auf Hippokrates umdeutet, und in engster Verbindung hiermit gibt er wieder (S. 321, 2 ff.) eine von Foes aus Galens Kommentar (*Lib. 1*

de Cri. cap. 5) zitierte Stelle als sein eigen zum besten. In den Worten ζητήσειε δ' ἄν τις (Z. 4) fährt der Fälscher nun mit der Wiedergabe der Foesschen Erklärung fort und schließt die Erörterung über das dritte Lemma auf dieselbe Weise, wie er es begonnen, nur daß er einige Sätze seiner Vorlage, die für seinen Zweck teils unbrauchbar, teils entbehrlich schienen, über Bord wirft.

Erst mit S. 322, 11 taucht eine Stelle auf, an der wenigstens mit der Möglichkeit selbständiger Arbeit für den Interpreten gerechnet werden darf. Da Foes nämlich weder die Krankheitsgeschichte der Serapis noch die sogleich folgende der Gattin des Stymarges oder Stomargos, wie Littré liest, S. 324 berücksichtigt, könnte der anonyme Mediziner (S. 24ff.) einmal mit seinem Pfunde wuchern — vorausgesetzt, daß er neben Foes' Büchern nicht noch aus anderen Quellen geschöpft hat. Aber auch auf diesen Seiten wird es Kundigeren wahrscheinlich gelingen, fremdes Gedankengut zu erkennen und seinem rechtmäßigen Herrn wieder zuzuweisen. So ist wenigstens gleich der einleitende Satz zu δ', eine Erklärung der ὑγρὴ κοιλίη, aus dem Prorrhet. p. 182, 15 Basil. in der Form ἐφ' ἧς ὑγρὰ διαχωρεῖται (*ut scribit Gal.*) entnommen, wie Foes in seiner Oecon. Hippocr. p. 344 s. v. κοιλία bezeugt. Was aber bei Sozomenus folgt, fehlt auch in Foes' Lexikon.

Ein neues Bild von der Arbeitsweise des Fälschers gewinnt man aus den Bemerkungen zum sechsten Lemma. Nachdem er S. 325, 7—11 von der Entstehung der Blasensteine, gewiß im Galenschen Sinne (vgl. z. B. Bd. XVIIB 47, 3 K. und viele andere Stellen, die Foes in der Oecon. p. 335 s.v. λιθιᾶν aus der Basileensis beibringt), und Z. 11—13 im Anschluß an einen Satz des sechsten Epidemienbuches von diesem Leiden besonders bei Kindern gesprochen hat, führt er S. 325, 13 bis 326, 2 eine Reihe von Sätzen an, die mit geringen stilistischen Änderungen ohne Foes' Vermittlung aus Galens drittem Kommentar zu Epid. VI entnommen sind:

Sozomenus p. 28 (= p. 325, 13sq. K.)

καὶ τὸ πάχος τοῦτο συνιστάμενόν τε καὶ ἀθροιζόμενον, ὅταν μὴ κατὰ τὸν προσήκοντα καιρὸν ἐκκριθῇ καὶ ἔνδον πολλὸν μένῃ, συνίσταταί τέ πως καὶ πήγνυται. ἀρχῆς δὲ ταύτης γενομένης τὸ λοιπὸν παχὺ, ὅσον (p. 326) εἰς τὴν κύστιν ἀφ-

Galen. t. XVIIB p. 43, 8—14

τὸ γάρ τοι πάχος τοῦτο συνιστάμενόν τε καὶ ἀθροιζόμενον, ὅταν ἅπαξ ποτὲ μὴ κατὰ τὸν προσήκοντα καιρὸν ἐκκριθὲν ἔνδον ἐπὶ πλέον μείνῃ, συστάσεώς τε καὶ πήξεως ἀρχὴν λαμβάνει. γενομένης δὲ τοιαύτης ἀρχῆς, ἑτοίμως λοιπὸν ὅσον ἅπαν

ἱκνεῖται, προσπλάττεται τούτῳ καὶ γίνεται λίθος.	αὖθις εἰς τὴν κύστιν ἀφικνεῖται παχύ, προσπλάττεται τούτῳ καὶ γίνεται μείζων ὁ πωρώδης λίθος.

Auch der unmittelbar folgende Satz (S. 326, 2) οὕτω δὲ καὶ τὸ γάλα παχὺ ὂν πρὸς λίθου γένεσιν ἐπιτήδειον νομίζεται scheint auf dieselbe Weise aus der oben erwähnten Stelle geflossen; Galen schreibt XVII B 47, 5 τοῖς δὲ θηλάζουσι καὶ ἡ ὕλη συντελεῖ· παχὺ γὰρ φύσει τὸ γάλα καὶ πρὸς λίθων γένεσιν ἐπιτηδειότατον. Die nächsten Zeilen (3—7) sind ihrer Herkunft nach noch nicht bestimmt. Der Schlußsatz endlich hat seine Grundlage zum Teil in einer Stelle des Paulus Aegineta[36], die Pseudo-Galen offenbar wieder Foes verdankt:

Foes p. 135	Sozomenus p. 28sq. (= p. 326, 7sq. K.)
Κριθὴ *parvulum est abscessus tuberculum, oblongum palpebrae cilio obveniens, quod a similitudine nobis hordeolum dicitur. de quo Paulus lib. 3.* κριθή ἐστιν ἀποστημάτιον κατὰ τὸν τοῦ βλεφάρου ταρσὸν ἐπίμηκες.	κριθὴ δέ ἐστιν ἀποστημάτιον κατὰ τὸν τοῦ βλεφάρου ταρσὸν ἐπίμηκες. τοιαύτας δὲ τὰς κριθὰς καὶ ποσθίας καλοῦσιν[37].

Einen ähnlichen Eindruck wie die bunte Flickarbeit des eben untersuchten Kapitels machen, der verschiedenen Herkunft ihrer Teile entsprechend, auch andere Abschnitte dieses Kommentars. Während zum achten Lemma, der Krankheitsgeschichte eines Alkibiades, S. 329f., der Erklärer nichts zu sagen weiß, als was ihm sein gelehrter Gewährsmann S. 141 aus Hippokrates und Galen oder aus eigenem an die Hand gibt, ist die Erläuterung des angeschlossenen Krankenberichts S. 330ff. so zusammengestoppelt, daß teils Galenzitate aus Foes' Vorrat, wie er im Kommentar niedergelegt ist, teils eigene Worte desselben Hippokratesforschers in Übersetzung wiedergegeben[38], teils (S. 332, 2 bis 333, 9 K.) in Foes' Kommentar nicht belegte, aber zum Teil in seiner Oeconomia stehende Bemerkungen dargeboten werden. Unter diesen findet zwar die Erläuterung der μακρὰ βὴξ S. 332, 2—8 auch in Foes' Hippokrateslexikon keine Unterlage, aber im folgenden hat der Kompilator, wie es scheint, den Artikel παραπληγίη ἢ παραπληξίη der Oecon. p. 483 ausgebeutet. Von Hippokrates' παραπληγικῶς ausgehend, setzt er es zuerst mit παραπληκτικὸν τρόπον aus dem Prorrhetikon gleich, wie Foes a. a. O. getan. Damit verbindet Pseudo-Galen Z. 9—11 das bei Foes gleich im An-

fange des Artikels stehende Zitat *Gal. com. 2. in lib. 1 Epid.* (p. 368, 21 Bas. = S. 158/59 K.) παραπληγίας μὲν καλεῖ τὰς ἐξ ἀποπληξίας εἴς τι μόριον κατασκηπτούσας παραλύσεις. Der sicherste Beweis für die Benutzung dieses Wörterbuches durch den Fälscher dürfte in Z. 11—13 zu finden sein: er eignet sich stillschweigend eine Konjektur von Foes an, dessen Erörterung a. a. O. weiter lautet: *Licet Gal. com. 3. in Prorrh.* (p. 209, 12) παραπληγίαν & παραπληξίαν *videtur distinguere, quod* παραπληξία *sit totius & universalis quaedam resolutio,* παραπληγία *vero partis unius. Sic enim illic scribitur:* ταῦτα γὰρ ἔχειν τινὰ νοῦν φαίνεται, διὰ τὸ τὴν παραπληγίαν τοιοῦτον πάθος ὑπάρχειν ἑνὸς μορίου τοῦ σώματος, ὁποῖον ἐστὶν ἡ παραπληξία τοῦ παντός . . . *Verum ibi mendum esse suspicor & pro* παραπληξία *legendum esse existimo, quemadmodum et idem Gal. scribit com. eodem* (p. 217, 32) τὰς παραπληγίας ἔμαθες εἶναι τοιοῦτον πάθος ἑνὸς τῶν ἐν τῷ ζώῳ μορίων, ὁποῖον τοῦ παντὸς σώματός ἐστι πάθος ἀποπληξία. Daher lautet nun der Satz bei Sozomenus p. 38 sq. (= S. 332, 11 K.) φαίνεται γὰρ | παραπληγία τοιοῦτον πάθος ὑπάρχειν ἑνὸς μορίου τοῦ σώματος, ὁποῖόν ἐστιν ἡ ἀποπληξία τοῦ παντός. Die am Schluß des Satzes in der Editio princeps bezeichnete Lücke hat Chartier, wahrscheinlich aus einer lateinischen Übersetzung, ausgefüllt, indem er die Worte σώματος πάθος hinzufügte. Die angeschlossenen Sätze (Z. 13 ff.) sind offenbar aus *Gal. cap. 2. lib. 4. de loc. aff.* entlehnt, einer Stelle, die Foes s. v. κάρος p. 309 seines Lexikons lateinisch umschreibt, und auf die der Kompilator vielleicht durch Foes' Zitat in der Oecon. p. 484 s. v. παραπληγίη g. E. geführt worden ist. Ob schließlich die Lücke (S. 333, 9. 10 K.) vor den Worten οὐ γοῦν θαυμαστόν, εἰ κτἑ., die Foes' Worten im Kommentar S. 147 *Nil igitur mirum videri debet .... menstruorum eruptione iudicata est* entsprechen, auf einem Papierschaden oder unleserlicher Handschrift oder etwa darauf beruht, daß der Verfasser der Schrift selbst die Teile des Textes so voneinander abgesetzt hat, bleibe dahingestellt.

Ebensolch Gemisch wie das 9. zeigt das kurze 10. Kapitel über Apemantos, den namenlosen Vater eines namenlosen Zimmermanns und Nikostratos. Unter Verzicht auf eine gegen Calvus gerichtete textkritische Erörterung von Foes bringt Pseudo-Galen S. 40 (= S. 334, 3 ff. K.) zunächst ein aus dem Foesschen Kommentar geschöpftes Zitat aus Epid. IV, das er aber, da die Aufzählung der Symptome noch 8 Zeilen füllt, übers Knie bricht (Z. 6). Was dann folgt, ἐν δὲ τῷδε τῷ Ἀπημάντῳ φησὶ τὸ πλῆθος τῶν ποτῶν καὶ σίτων αἰτίαν τοῦ νοσήματος γεγονέναι, stellt sich als freie Bearbei-

tung eines von Foes zu Hippokrates' Worten ἤρεον γὰρ αὐτοὺς (wie er mit zwei seiner Hss. anstatt der Vulgata αὐτὴν liest) ἀεὶ πληροῦσθαι ποτοῦ καὶ σίτου geschriebenen Satzes dar. Hierauf hat der Fälscher in den Worten Z. 9ff. διὸ γέγραπται ἐν ταῖς ἐπιδημίαις, ὀδύνας βαρείας εἰς νεφρὸν, ὅταν πληρῶνται σίτου, λύεσθαι δὲ, ὅταν σίτων κενωθῶσι folgende Anmerkung von Foes p. 148 benutzt: *In renum enim affectibus Hippocratis est consilium* μὴ ἐμπίπλασθαι. *Urget quippe dolor*, ὅταν πληρῶνται σίτου, καὶ ὅταν πλεονάζουσιν (sic) αἱ ὀδύναι, ἰῶδεα. καὶ ῥάους μὲν γίνονται, λύονται δὲ ὅταν σίτου κενωθῶσι, wozu der Fundort *Lib. 6. Epid. sect. 1.* am Rande bezeichnet ist. Diese Hippokratesstelle (XVII A 830, 3) hat endlich die Interpretation Galens nach sich gezogen, mit der Pseudo-Galen schließt:

Sozomenus p. 40 (= p. 334, 11 K.)	Galen. t. XVII A p. 832, 15
ἡ μὲν γὰρ διὰ τὸν σίτον (σῖτον Kühn) γινομένη ὀδύνη κατὰ τοὺς νεφροὺς ἐπὶ τὸ θλίβεσθαί τε καὶ βαρύνεσθαι πρὸς τοῦ πλήθοος (πλήθους Chartier) τε καὶ βάρους τῶν περιττωμάτων εὐθέως ἅμα τῷ διαχωρίσαι (διαχωρῆσαι Kühn) κάτω ταῦτα καθίστατaί τε καὶ παύεται τελέως.	ἡ μὲν οὖν διὰ τὸ οὕτω λεγόμενον σῖτον ὀδύνη γινομένη κατὰ τοὺς νεφροὺς ἐπὶ τὸ (verbess. τῷ) θλίβεσθαί τε καὶ βαρύνεσθαι πρὸς τοῦ πλήθους τε καὶ βάρους τῶν περιττωμάτων, εὐθέως ἅμα τῷ διαχωρῆσαι κάτω ταῦτα, καθίσταταί τε καὶ παύεται τελέως.

Ist hier nur für die Schlußworte durch Foes' Fingerzeig die Quelle der Erläuterung in einer Galenstelle gewiesen, sind hinwiederum anderswo ganze Haufen von Galenzitaten teils ohne tiefer dringende Mitarbeit, teils ohne alles Zutun des Metzer Hippokratesforschers durch den Fälscher zusammengetragen worden. So kann man z. B. in der ausführlichen Auslegung des 12. Lemma (ὕδωρ τὸ ταχέως θερμαινόμενον καὶ ταχέως ψυχόμενον ἀεὶ κουφότερον), wo Foes sich an der allgemeinen Andeutung: *aquarum vero probarum notas fusius habes apud Gal. lib. 6. Epidem. Commen. 4. et Oribasium libro quinto Collect. Med.* genügen läßt, ein buntes Mosaik über die Beschaffenheit des Wassers von Pseudo-Galen zusammengesetzt finden:

Sozomenus p. 46 (= p. 338, 17 K.)	Galen. t. XVII B p. 153, 1.
ἐν δὲ τῷ ἕκτῳ τῶν ἐπιδημιῶν, ἔνθα γράφει, ὕδωρ ἀφεψηθὲν καὶ τὰ λοιπά. (p. 339) οὐκ εἴρηκεν κατὰ τὴν ῥῆσιν ἐπὶ τίνων παθῶν ἤ τινος (ἢ τίνος Kühn)	Ἐπὶ τίνων παθῶν ἢ τίνος ἕνεκα χρείας ἀφεψεῖν προσήκει τὸ ὕδωρ, εἴτ' οὖν ἅπαν εἴτε μόνον τὸ μοχθηρὸν, οὐκ εἴρηται κατὰ τὴν ῥῆσιν.

ἕνεκα χρείας ἀφεψεῖν προσήκει τὸ ὕδωρ, εἴτ' οὖν ἅπαν εἴτε μόνον τὸ μοχθηρόν. ἡμεῖς δὲ σαφῶς πάντα διορήσαμεν (διωρίσαμεν Kühn) καὶ ἐλέξαμεν ὅτι μόγις ἄμεμπτον εὑρήσεται ὕδωρ. καλῶ δὲ ἄμεμπτον τὸ μήτε ἰλύος ἔχον τι μήτε δυσῶδες, ἀποιότατον δὲ γευομένοις. τοῦτο δὲ λέγω, ὅτι ἔνια ἀτόπους ἐπιμεμιγμένας ἔχει ποιότητας ἁλῶν ἢ νίτρου ἢ θείου ἢ ἀσφάλτου καὶ στυπτηρίας καὶ ἑτέρων πολλῶν τῶν τοιούτων. γίνεται δὲ καὶ κακὸν ὕδωρ δι' ἐπιμιξίαν ἀέρος μοχθηροῦ. εἰσὶ δὲ καὶ ἄλλαι κακίαι αὐτοῦ, αἵπερ διαγινώσκονται διὰ τῶν ἑψομένων ἐν αὐτῷ. τάχιστα μὲν γάρ[39] ἐν τοῖς ἀρίστοις ὕδασι, βραδύτατα δὲ ἐν τοῖς μοχθηροῖς ἕψεται, καὶ καλεῖται δὲ τὰ οὕτω μοχθηρὰ ἀπὸ (ὑπὸ Kühn) τῶν ἀρχαίων ἀτέραμνα.

p. 155, 15 λέγω δ' ἄμεμπτον τὸ μήτ' ἰλύος ἔχον τι μήτε φυσῶδες (verbessere δυσῶδες) ἀποιότατόν τε γευομένοις. ἔνια γὰρ ἀτόπους ἐπιμεμιγμένας ἔχει ποιότητας, ἁλῶν ἢ λίτρου ἢ θείου τε καὶ ἀσφάλτου καὶ στυπτηρίας ἑτέρων τε τοιούτων.

p. 156, 15 ἑτέρα δέ τις ἤτοι δι' ἐπιμιξίαν ἀέρος μοχθηροῦ κακία περὶ τὸ ὕδωρ ἐστὶν, ἢ . . .

p. 157, 3 ἑτέρα τε παραπλησία τῇδε διὰ τῶν ἑψομένων ἐν αὐτῷ λαχάνων ἢ ὀσπρίων ἢ καρπῶν ἢ κρεῶν ἢ ῥιζῶν. τάχιστα μὲν γὰρ ἐν τοῖς ἀρίστοις ὕδασι, βραδύτατα δὲ ἐν τοῖς μοχθηροῖς ἕψεται. καὶ κεκλήκασί γε τὰ οὕτω μοχθηρὰ τῶν ἀρχαίων τινὲς ἀτέραμνά τε καὶ ἀτεράμονα, παραπλησίως αὐτοῖς ὀσπρίοις ὅσα δυσχερῶς ἕψεται.

Gar kein erklärendes Hilfsmittel gewährte dem Interpreten Foes' Kommentar S. 157 für die Unterscheidung der Darmkrankheiten, deren im 17. Lemma (δυσεντεριώδης μᾶλλον ὅστις ἄρα καὶ τεινεσμώδης) Erwähnung geschieht. Aber er weiß sich mit Lappen aus Galens Epidemienkommentaren selber zu helfen. Nach einer Aufzählung der διαφοραὶ τῶν ἐκκρινομένων αἱματωδῶν τέσσαρες (S. 348, 12) heißt es in der Beschreibung der vierten Gattung S. 349, 10 αἱ μὲν δυσεντερίαι καὶ οἱ τεινεσμοὶ καὶ αἱ διάρροιαι καὶ αἱ λειεντερίαι, ῥυέντων εἰς τὰ ἔντερα τῶν περιττῶν, γίνονται, ὥσπερ καὶ αἱ δυσουρίαι εἰς τὴν κύστιν τρεπομένων, ἔμετοι δὲ ἐπὶ τὸ στόμα τῆς γαστρὸς ἀφικομένων, ὡς γίνεσθαι μὲν δυσεντερίας μετὰ τῶν αἱματωδῶν διαχωρημάτων, τοὺς δὲ τεινεσμοὺς, τάσεις ὄντας σφοδρὰς ἐπὶ τῆς κατὰ τὸ ἀπευθυσμένον ἑλκώσεως, τὰς δὲ λειεντερίας ταχείας διεξόδους ἀμεταβλήτων σίτων οὔσας, wo der Fälscher Erläuterungen Galens über Darmleiden der Thasier aus Epidem. I 2 S. 101, 16—102, 3 und S. 132, 1—5 K. dem Vulgattext gemäß seinem Zweck anpaßt und zusammenstoppelt. Auf derselben Grundlage fährt er in demselben Stile fort, indem er Galensche Bemerkungen aus Epid. III 3 ausplündert. Die Fundgrube für S. 350, 1—6 erschließt sich auf S. 704, 15—705, 8 (mit Ausscheidungen), für Z. 6—14 auf S. 725, 5—14, für S. 350, 14—351, 3 auf S. 728, 16—729, 6 und end-

lich für Z. 3—7 auf S. 729, 6—10 (mit einiger Freiheit in der Wortstellung). Unabhängig von Foes' Kommentar zeigt sich auch der Rest dieser Erörterung, etwa vier Seiten umfassend, bis S. 354, 5 (in der Kühnschen Ausgabe durch Druckversehen mit 366 beziffert), aber auch hier wird der falsche Galen wohl streckenweise in die Fußstapfen des echten treten.

Bald danach hingegen, in der Erklärung des 20. Kapitels, erscheint wieder ein Beispiel bloßer Wiedergabe dessen, was Foes' Gelehrsamkeit dem Fälscher geliefert hat:

Foes p. 161/2

Hae tam variae partuum circumstantiae et concursus, parum aut nihil momenti habent, ex eorumque sunt numero quae communes rerum affectiones potius, quam certas et proprias naturas ostentant. Qualia multa hoc in libro et caeteris Hippocr. monimentis scribuntur. Quae dum firmis et indubitatis artis fundamentis nituntur, ea nedum doctrinam e sede constantiae dimovent, ut sua varietate plurimum etiam recreent, et suspensas opiniones observatione confirment: dum tamen his historiae fides constet, nec velut praeiudicata authoritate ad se diligentiorem speculationem et caeterorum conformationem rapiant. Illa igitur ut levi bracchio ab Hippocr. attinguntur, ita et leviter percurrenda sunt. Neque enim ea accurate animadverterat, ut diligentia adhibita explicaret, qualem in caeteris librorum Epidem. historiis navavit, sed ut e re nata sese offerebant, ita in diaria et adversaria coniecta sunt. In hac aegra igitur (p. 162) *verisimile est, uteri parte dextra affecta, cum* (sic) *in coxendicem decubuisse, atque ita*

Sozomenus p. 72sq. (= p. 357, 13 K.)

Αὗται (sic) τῶν κυημάτων περιστάσεις καὶ συνδρομαὶ ουτω ποικίλαι τε καὶ διαφοραὶ ἢ μηδεμίαν ἢ πάνυ μικρὰν ῥοπὴν ἔχουσι πρὸς τὴν ὑγίειαν καὶ πρὸς τὴν νόσον, (p. 370 fälschlich für 358) καὶ ἔοικεν ἐκ τῶν ἐκείνων εἶναι μᾶλλον ἃ τὰς κοινὰς τῶν πραγμάτων διαθέσεις ἢ τὰς ἀναμφιβόλους τε καὶ ἰδίας φύσεις ἐνδείκνυνται, οἷάπερ καὶ ἐν τῇδε καὶ ἐν ταῖς ἄλλαις τοῦ παλαιοῦ πραγματείαις γέγραπται.

ὡς γοῦν τύπῳ λαμβάνονται ὑφ' ἑαυτοῦ, οὕτω καὶ ἐπιπολαίως αὐτὰ διελθεῖν ἡμᾶς πρέπει. οὐ γὰρ ἀκριβῶς ταῦτα παρετήρησεν, ἵνα καὶ ἐπιμελῶς ἐξηγεῖσθαι δύναιτο, καθάπερ ἐν τῷ πρώτῳ καὶ τρίτῳ πεποίηκεν, ἀλλὰ ἐκ τοῦ παραχρῆμα εἰς τὰς ἐφημερίδας ἀνέφερε.

εἰκὸς γοῦν ἐν τῇδε τῇ γυναικὶ, τοῦ δεξιοῦ τῆς μήτρας μορίου πεπονθότος, ὅτι εἰς τὸ ἰσχίον κατ-

dolorem concitasse. Qui conceptu roboratus, etsi dolorem sedavit, naturae tamen benignitate vitium alio propulit, idque κατ' ἴξιν, *dum pustulae quarto aut tertio mense, valido iam foetu, in tibia et manu dextra enatae sunt. Pustulae vero ex uteri affectibus in cutem erumpentes, inflammati uteri aut erysipelatae laborantis certissima sunt indicia, ut scribit Hippocrates libro* περὶ γυναικείης φύσιος.

ἔκειτο καὶ ἡ γυνὴ ἤλγει. ἐπεὶ δὲ ἔτεκεν, ἐπαρηγορήθη ἡ ὀδήνη (ὀδύνη Chartier) καὶ τὸ κακὸν ὑπὸ τῆς φύσεως εἰς ἄλλον κατεβάλλετο τόπον καὶ τοῦτο κατ' ἴξιν, ὅταν τῷ τρίτῳ ἢ τετάρτῳ μηνὶ τὰ ἐξανθήματα, ὄντος ἤδη ῥωμαλέου τοῦ βρέφους, εἰς τὴν κνήμην τὴν δεξιὰν καὶ εἰς χεῖρα δεξιὰν ἐκράγησαν. ἴσθι γὰρ ὅτι τὰ ἐξανθήματα ἐν ταῖς τῆς μήτρας διαθέσεσιν εἰς τὸ δέρμα ἐκραγέντα σημαίνουσιν, ὅτι ἡ φλεγμονή, ἢ ἐρυσίπελας ἐν ταῖς μήτραις ἐγγίνεται, ὡς (p. 371 = 359) ἐν τῷ περὶ γυναικείης φύσεως γέγραπται.

ep. 14. li. 12. ep. 84. lib. 1. *Mannam porro, micas thuris concussu elisas, cum Plinio diximus, quem alii thuris pollinem dicunt, intellegentes. Dioscorides enim mannam thuris* ἔγχονδρον *probat, hoc est, cum micarum frequentia et grumosam. Est vero manna Graecis, thuris pulvisculus, aut excribratio et concussio quaedam, eiusque purgamentum.* ὑπόσεισμα λιβανωτοῦ *vocat Galenus. Quae eodem teste, thurae magis adstringit et siccat, atque eo nomine ad ulcera magis commendatur. Scribit enim Lib. 5. Meth.* ἔστι στυπτικώτερον μὲν φάρμακον ἡ μάννη τοῦ λιβανωτοῦ. *Libro etiam decimotertio,* ἔστι ὑπόσεισμα λιβανωτοῦ τὸ φάρμακον τοῦτο, στύψεώς τε μετέχον ὀλίγης κτέ.

ἡ δὲ μάννη καὶ τὸ ὑπόσεισμα τοῦ λιβανωτοῦ ἐπιτηδειότερον πρὸς ταύτην τὴν νόσον νομίζεται ἢ λιβανωτός. καὶ γὰρ στυπτικότερον ἐστὶν (στυπτικώτερόν ἐστι Kühn) καὶ ξηραντικώτερον. νῦν δ' ἄδηλόν ἐστι, πότερον μιᾷ ἢ δυσὶ γυναιξὶ τοῦτο συμβεβηκέναι φησίν. εἶπε γὰρ πρῶτον, ἔτεκεν ἄρσεν, ἔπειτα δέ, οὐκ οἶδα ὅτι ἔτεκεν· κατέλιπον γὰρ ἑξάμηνον.

Durch Vergleichung wird man fast alle hervorstechenden Züge dieser entstellten Hippokratesinterpretation an vorstehendem Kapitel ausgeprägt finden: Übertragung Foesscher Gedanken, und zwar derart, daß dem Übersetzer unklar, unpassend oder unnötig erscheinende Sätze fehlen, Übernahme angeführter Hippokratesstellen, Einschmelzung von Galenzitaten in seine

eigene oder vielmehr die Foessche Darstellung und, wenn überhaupt, nur eingeschrumpfte eigene Leistung des Plagiators.

Auch weiterhin segelt der Schriftsteller unter derselben falschen Flagge. Auch in der zweiten Hälfte seines Machwerks bleibt sich das literarische Porträt des Interpreten (*sit venia verbo*) gleich, selbst wenn hier in den von Foes unbeeinflußten Teilen mehr selbständige Arbeit stecken sollte als in der ersten Hälfte, in der ja auch weitere Strecken (z. B. S. 351, 7—354, 5 oder S. 372—383) der Foesschen Unterlage entbehren.

Gleich an der Schwelle des dritten Kommentars gibt der Betrüger sich wieder eine verräterische Blöße: die einleitende Wendung p. 104 (= p. 385, 1 K.) Ἐν τῷδε τῷ τρίτῳ τοῦ δευτέρου τῶν ἐπιδημιῶν τινὸς καταστάσεως μνημονεύει (Hippokrates) γενομένης ἐν Περίνθῳ kann Galen nicht gebraucht haben, weil die von ihm in seinen Kommentaren beliebte Teilung der Epidemienbücher dem Hippokrates selbst fremd ist. Es scheint, daß dem Ausschreiber Foes' Anfangsworte p. 204 *Tertia huius operis sectio* vor Augen waren. Für den Gegenstand seiner Erklärung hat er wieder eine Galenstelle ausgebeutet, die ihm Foes' Kommentar, allerdings erst einige Blätter später, aus »*Libro 3.* περὶ δυσπν.« geliefert hat:

Sozomenus p. 104 (= p. 385, 1 K.)

. . . τινὸς καταστάσεως μνημονεύει, γινομένης (γενομένης Kühn) ἐν Περίνθῳ, καὶ διηγεῖται τὴν ὅλην τῶν νοσημάτων ἰδέαν. αὕτη μὲν ἀπὸ καύσου ἤρξατο καὶ ἐμετώδης γέγονε καὶ μέχρι πλεῖστον (sic) ἐχρόνησεν (ἐχρόνισεν Kühn). προστίθησι δὲ καὶ ὡς χωρὶς ἐμέτων οἱ καῦσοι τότε ἐγίγνοντο καὶ ὡς ἡ γαστὴρ τοῖς τότε νοσοῦσι διεχώρει πολλά. ἐξ ὧν ἔξεστι τεκμαίρεσθαι τὴν τῆς καταστάσεως ὑπόθεσιν ἐν φλέγμασι διασυπομένοις (διασηπομένοις Chartier) γεγενῆσθαι, μεινάντων ἀπαθῶν τῶν ἀναπνευστικῶν ὀργάνων τε καὶ τοῦ στόματος τῆς κοιλίας, τοῦ καύσου δὲ ἐκ τῶν κατωτέρω μερῶν αὖθις ὁρμομένου (ὁρμωμένου Kühn).

Gal. lib. 3. περὶ δυσπν. bei Foes p. 210

ἐφεξῆς δὲ τῆσδε τῆς καταστάσεως ἑτέρας μνημονεύει, γενομένης ἐν περίνθῳ, τόνδε τὸν τρόπον ἀρχόμενος τῆς διηγήσεως, ἐς Πέρινθον περὶ ἡλίου τροπὰς ὀλίγον τὰς θερινὰς ἤλθομεν. ἔπειτα διηγεῖται τὴν ὅλην τῶν νοσημάτων ἰδέαν, ἀπὸ καύσου μὲν ἀρξαμένην, ἐμετώδη δὲ γενομένην, καὶ μέχρι πλείστου χρονίσασαν, ἀλλὰ καὶ ὡς χωρὶς ἐμέτων οἱ καῦσοι τούτοις ἐγίγνοντο, καὶ ὡς ἡ γαστὴρ αὐτοῖς διεχώρει πολλὰ, καὶ τοῦτο προσέθηκεν. ὥστ᾽ ἐκ τούτων καὶ τῶν ἄλλων ἁπάντων εὔδηλον εἶναι, τῆς καταστάσεως τὴν ὑπόθεσιν ἐν φλέγμασι διασηπομένοις γεγενημένην, ἀπαθῶν μὲν τῶν ἀναπνευστικῶν μεινάντων, καὶ τοῦ στόματος τῆς κοιλίας, ἐκ δὲ τῶν κατωτέρω μερῶν αὖθις ὁρμωμένου τοῦ καύσου.

Dagegen ist das Folgende durch Rückübersetzung aus Foes' Einleitung p. 204 sq. gewonnen. Man vergleiche miteinander

Foes p. 204 sq.

Toto igitur anno quem describit, impense squalido et sicco, quis non febrium ardentium rabiem merito suspectabit? cum ne ab imbribus quidem ullis, aut ventorum flatibus, tam vehementi squalori quies aut | (p. 205) *interspiratio daretur? Unde praeter sudorum proluviem et rigoris concussationem* (*quae sunt febrium ardentium effugia*) *alvus ipsa tenuibus, spumantibus et aquosis proluebatur. Mulieribus autem praecipue periculum creavit hic anni status, quod temporis siccitate efferata bilis, humidam naturam misere exagitaret aut variis modis vexatam dimitteret: unde sopores, leves etiam membrorum resolutiones ortum habuerunt.*

Sozomenus p. 104 sq. (= p. 385, 11 K.)

ὄντος μὲν οὖν ὅλου τοῦ ἐνιαυτοῦ, ὃν καταγράφει, πάνυ αὐχμυροῦ (αὐχμηροῦ Chartier) καὶ πάνυ ἀνύ | (p. 106) δρου, τις (τίς Kühn) οὐκ ἂν ὑποπτεύσειεν τῶν καύσων φοράν; μάλιστα δὲ ἐν τῇ ἀνομβρίᾳ μεγάλῃ καὶ ἀπνοίᾳ μακρᾷ· πρὸς τούτοις δὲ καὶ ἀνήμετοι ἦσαν καὶ αἱ κοιλίαι λεπτοῖς, ὑδατώδεσι καὶ ἀχόλοις ἐταράττοντο. ταῖς δὲ γυναιξὶ τουτὶ τὸ ἔτος μάλιστα κινδυνῶδες ἦν, ὅτι ἡ χολὴ τῷ τῆς καταστάσεως αὐχμῷ τεθηριωμένη τὴν ὑγρὰν φύσιν οἰκτρῶς ἔτρυε καὶ πολυειδῶς καταπεπονημένην ἀφίει. (p. 386) ὅθεν καὶ κώματα καὶ παραφοραὶ καὶ τἄλλα ὅμοια τούτοις ἐγένοντο.

Die Zerreißung der drei Lemmata α', β', γ' und die Zuweisung der einzelnen Stücke des Kommentars zu einem dieser Abschnitte beruht auf barer Willkür Pseudo-Galens. Sein Gewährsmann grenzt hier, wie auch sonst, größere Gedankenzusammenhänge voneinander ab, aus denen er dann der Erklärung bedürftige Einzelheiten herausgreift. Wie die Bemerkungen auf S. 385 f. K. zur ganzen κατάστασις gehören, so kann der Abschnitt β' nicht als Grundlage der S. 386, 10 gegebenen Exegese gelten, und was S. 387, 5 folgt, betrifft das Lemma α'. Was die Herkunft der Worte von S. 386, 10 bis S. 387, 5 anlangt, so sind sie vom Fälscher unmittelbar aus Galens zweitem Kommentar zu Epidem. I p. 97, 1—15 K. mit unbedeutenden Kürzungen und stilistischen Änderungen entlehnt[41]. Der folgende Satz jedoch S. 387, 5 νῦν δὲ τὸ εὔδιον τοῦ χειμῶνος καὶ τὸ ἄπνουν τοῦ ἦρος καὶ τοῦ θέρους αἴτιά εἰσι τοῦ θέρους πνιγώδους, der Foes' auf alte und neue Literatur gestützte Begriffsbestimmung von εὔδιος unberücksichtigt läßt, sieht fast wie eine Konjektur aus, mit der der Erklärer eine Verderbnis seiner Basileensis

im dritten Kommentar zu Epidem. III p. 657, 8 K. glaubt beseitigen zu können[42], zumal die nächsten Zeilen bis auf geringe Abweichungen sich mit dem Text der Basler Ausgabe[43] tom. V p. 419 decken. Im Gegensatze zu den beiden ohne Foes' Hilfe beigebrachten Galenzitaten gründen sich die S. 387, 12 ff. angeführten astronomischen Tatsachen ebenso wie der Schluß des zweiten Kapitels S. 388, 10—16 wieder auf den Foesschen Kommentar p. 207/8.

Endlich sei noch das dritte Kapitel, das die Worte (S. 388 f. K.) Ἐν τουτέοιϲι πολλοὶ κωματώδεεϲ ἦϲαν καὶ παράφοροι, οἱ δὲ ἐξ ὕπνων τοιοῦτοι ἐγένοντο. ὅτε δὲ ἐγερθεῖεν, κατενόουν πάντα behandelt, auf seine Bestandteile geprüft. Eine vergleichende Analyse ergibt wieder, daß Pseudo-Galen den von Foes p. 208 sqq. dargebotenen Stoff seinen Zwecken nutzbar macht, indem er, und zwar mit Umstellung einzelner Glieder der Erläuterung, bald die Anmerkungen des Hippokratesforschers überträgt, bald Galenzitate als sein Eigentum in Anspruch nimmt, und daß er, sei es aus eigener Kenntnis oder anderswoher, ihm zur Verfügung stehende Galenstellen in seine Darstellung verwebt und schließlich, wenn auch nur in sehr bescheidenem Maße, eigene Exegese oder vielmehr nur Paraphrase beisteuert:

Foes p. 208 sqq.

Παραφορὰ *Hippocrati est levis desipientia et mentis emotio. desipientiae enim magnitudinem conceptis verbis circumscribit Hippocrates, ut Galen. in Pror* (p. 209) *rhetico et lib. 3. Epid.* εἴωθε γὰρ αὐτὸϲ ἄλλοτε ἄλλοιϲ ὀνόμαϲιν ἐνδείκνυϲθαι τὸ ποϲὸν τῆϲ παραφροϲύνηϲ, ληρῆϲαι καὶ παραληρῆϲαι καὶ παρενεχθῆναι λέγειν, ἢ πάλιν παρακόψαι καὶ ἐκτῆναι (sic), ματῆναί (sic) τε καὶ ἐκμανῆναι.

Κῶμα *vero est* εἰϲ ὕπνον καταφορὰ, *ut scribit Galen. in Prorrhetico et lib. 3. Epidem. Commen. 1. Cuius origo ex cerebri refrigeratione et humectatione petenda est. Tunc enim sensationum ipsarum gravitas et ignavia, indeque*

Sozomenus p. 110 (= p. 389, 3 K.)

Τὸ κῶμα ϲημαίνειν ἔοικε καταφορὰν τὴν ὑπνώδη, ὡϲ αὐτὸϲ ἐν τῷ τρίτῳ τῶν ἐπιδημιῶν φηϲὶν, ἦν δὲ κῶμα ϲυνεχὲϲ, οὐχ ὑπνῶδεϲ· ὡϲ γὰρ ὑπνῶδεϲ εἶναι αὐτὸ καὶ ὡϲ τοιοῦτον ἀεὶ γινόμενον καὶ νῦν παραλόγωϲ οὐ γινομένου (γινόμενον Chartier), οὕτωϲ ἔγραψεν,

καὶ ἐν τῷ αὐτῷ βιβλίῳ περὶ τοῦ Πυθίωνοϲ λέγει, ἐννάτῃ κωματώδηϲ, ἀϲϲώδηϲ (ἀϲώδηϲ Kühn), ὅτε διεγείροιτο. οἱ δὲ θαυμαϲτοὶ ἐξηγηταὶ ἀντιλέγουϲιν, ὅτι οὐχ οἴονται (οὐκ Kühn, οἴονται Chartier) ἅμα καταφέρεϲθαι καὶ ἀγρυπνεῖν, μὴ γινώϲκοντεϲ, ὅτι δύο εἰϲὶν εἴδη καταφορᾶϲ, ὡϲ ἡμεῖϲ ἤδη γεγράφαμεν ἐν τῷ περὶ τοῦ παρ' Ἱπποκράτην κώματοϲ βιβλίῳ.

somnolentia ipsa perpetuum pene soporem convehit. Tametsi ex nimia facultatum animalium debilitate ac velut extinctione quandoque pendeat, motione ipsa sopita, ac pene in totum interclusa.

Etsi vero materiae ratione hi duo affectus inter se pugnant, saepe tamen pro periculosa humorum complexione miscentur et concurrunt: ut indicat τὸ ib. 3. Epid. κῶμα μετὰ τῆς παραφροσύνης *in Sileni historia et illud Hippoc. celebratum* κῶμα βαθὺ μετ᾽ ἀγρυπνίας καὶ κῶμα οὐχ ὑπνῶδες. *et* κωματώδεες οἱ φρενιτικοὶ καὶ οἱ καυσώδεες. *Vero autem est affine huiusmodi soporem levi desipientia mixtum a crudis, frigidis et crassis, tenuibus et calidis succis originem cepisse. Quorum significationem praebent hi foeminarum* tat. pest. *praecipue affectus, et quae ab Hippoc. scribuntur* βαρυήκοοί τε ἦσαν καὶ κωματώδεες. *et rursus,* κωματώδεες δὲ καὶ ὑπνώδεες, *totiusque anni vehemens siccitas et aestatis vehementissimus ar* (p. 210) *dor. Quae humorum pugnantia et contrarietas, maximorum morborum causa est, ut et merito Galeno valde* Commen. 3. *suspecta sit, cum scribit lib. 3. Epid.* χαλεπώτατα τὰ νοσήματα εἶναι ἐν οἷς ἀθροίζεται πλῆθος τῶν χολωδῶν καὶ ὠμῶν καὶ ἀπέπτων χυμῶν.

καὶ παράφοροι, φησίν, ἐγένοντο, σημαίνει τὴν παραφροσύνην τινὰ βραχεῖαν. ἧς τὸ ποσὸν εἴωθεν αὐτὸς ἄλλοτε ἄλλοις ὀνόμασιν ἐνδείκνυσθαι, λέγων ληρῆσαι, παραληρῆσαι, παραφρονῆσαι, παρενεχθῆναι, παρακόψαι, ἐκστῆναι, μανῆναι καὶ | (p. 390) ἐκμανῆ | (p. 112) ναι.

ταῦτα μὲν δύο πάθη, τὸ κῶμα λέγω καὶ ἡ παραφορά, κατὰ τὸν ὕλης λόγον ἀντικείμενα φαίνεται. τὸ γὰρ κῶμα ἔκ τε τῆς τοῦ ἐγκεφάλου ψυχρότητος καὶ ὑγρότητος, ἐκείνη δὲ ἐκ τῶν ἐναντίων ποιοτήτων ὡς τὰ πολλὰ φαίνεται γενέσθαι (γίνεσθαι Kühn).

ἀλλὰ μὴν πολλάκις κατὰ τὴν κινδυνώδη τῶν χυμῶν συζυγίαν μίγυνταί (μίγνυνταί Chartier) τε καὶ συντρέχουσιν, ὡς ἐν τῇ Σιληνοῦ ἱστορίᾳ γέγραπται, παρέκρουσε μικρά.

εἶτα δὲ ὕπνοι λεπτοί, κωματώδεες, ὡς εἶναι τὸ κῶμα ἐνίοτε ἐκ τῆς ἀμέτρου τῶν ψυχικῶν δυνάμεων ἀσθενείας καὶ ὡσανεὶ σβέσεως, τῆς κινήσεως αὐτῆς κατακοιμασθείσης (κατακοιμισθείσης Kühn) καὶ σχεδὸν καθ᾽ ἅπαν ἀπολαμβανομένης.

ἐστὶ δὲ καὶ ταῦτα παρ᾽ Ἱπποκράτην, κῶμα βαθὺ μετ᾽ ἀγρυπνίας καὶ κῶμα ὑπνῶδες καὶ κωματώδεες οἱ φρενητικοὶ (φρενιτικοὶ Kühn) καὶ οἱ καυσώδεες.

καὶ κατεῖχε δὲ ἢ τὸ κῶμα συνεχῶς οὐχ ὑπνῶδες ἢ μετὰ πόνων ἄγρυπνοι. ὅταν μὲν γὰρ ἐγρηγορέναι μὲν ἀνεωγόσι (ἀνεῳγόσι Chartier) τοῖς ὀφθαλμοῖς οἱ κάμνοντες μὴ δύνονται (δύνανται Chartier), μύσαντες δὲ αὐτοὺς ἐλπίδι τοῦ κοιμηθῆναι διαμένωσιν ἐγρη-

γορότες, τὸ τοιοῦτον καλεῖται οὐχ ὑπνῶδες κῶμα.

θαυμαστὸν δὲ οὐδὲν ἠθροισμέ|(p. 391) νων ἐν τῷ σώματι χυμῶν ὠμῶν, κωματώδεις τε ἅμα καὶ παραφρονοῦντας γενέσθαι, κωματώδεις μὲν διὰ τὸ πλῆθος καὶ τὴν ψυχρότητα τῶν ὠμῶν χυμῶν, παραφρονοῦντας δέ, διότι σηπόμενοι δριμύτητά τε καὶ θερμασίαν ἐγέννων.

εἰκὸς γὰρ τοιοῦτον τὸ κῶμα σὺν τῇ παραφορᾷ ἐκ τῶν ὠμῶν τε ἅμα (p. 114) καὶ ψυχρῶν καὶ παχέων, ἀλλὰ καὶ λεπτῶν καὶ θερμῶν χυμῶν γεγενῆσθαι, ὅπερ ἐσήμαναν τὰ ἑπόμενα πάθη, βαρυήκοοι τε ἦσαν, φησί, καὶ κωματώδεες.

καὶ πάλιν, κωματώδεες δὲ καὶ ὑπνόδεες (ὑπνώδεες Chartier) καὶ ὅλου τοῦ ἔτους σφοδρὰ ξηρότης καὶ ὅλου τοῦ θέρεος καῦμα σφοδρότατον.

χαλεπώτατα γὰρ νοσήματα εἶναι φαίνεται ἐν οἷς ἀθροίζεται πλῆθος τῶν χολωδῶν καὶ ὠμῶν καὶ ἀπέπτων χυμῶν.

τῆς δὲ μικρᾶς παραφρονήσεως σημεῖον ἦν ὅτι, ὅτε ἐγερθεῖεν, κατενόουν πάντα.

Rupft man dem Kompilator die fremden Federn aus, mit denen er sich aus Foes' Kommentar geschmückt hat, bleibt nur ein jämmerliches Gerippe von ihm übrig. Vor den durch nicht eben bequeme Gegenüberstellung identifizierbaren Teilen dieses Kapitels verdienen noch zwei längere Zitate, von denen das eine S. 390, 13—18 (καὶ κατεῖχε . . . οὐχ ὑπνῶδες κῶμα) auf Galens drittem Kommentar zu Epid. III p. 694, 3 K., das andere S. 390, 18 bis 391, 4 (θαυμαστὸν δὲ οὐδὲν . . . θερμασίαν ἐγέννων) auf demselben Kommentar p. 699, 7 sqq. beruht, um deswillen besondere Erwähnung, weil sie an dieser Stelle von Foes nicht ausgeschrieben sind, noch bemerkenswerter aber scheint der mit mehreren für Galen schauderhaften Hiaten behaftete und schon deswegen verdächtige Satz S. 389, 9 οἱ δὲ θαυμαστοὶ ἐξηγηταὶ ἀντιλέγουσιν ὅτι οὐκ οἴονται ἅμα καταφέρεσθαι καὶ ἀγρυπνεῖν,

μὴ γινώσκοντες, ὅτι δύο εἰσὶν εἴδη καταφορᾶς, ὡς ἡμεῖς ἤδη γεγράφαμεν ἐν τῷ περὶ τοῦ παρ' Ἱπποκράτην κώματος βιβλίῳ, dessen Schlußworte zu der für das Urteil über dieses Buch nicht unwichtigen Frage der Selbstzitate des Verfassers überleiten können.

Hat schon die bisherige Prüfung des Vorliegenden außer Zweifel gestellt, daß man es hier nicht mit einer harmlosen Zitatensammlung und Stilübung eines Arztes aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu tun hat, so wird durch ein eben bezeichnetes Zeugenverhör die absichtliche Täuschung des Kompilators ganz unzweideutig erwiesen werden. Wohlvertraut mit Galens Brauche, seine Hörer oder Leser zwecks gründlicherer Beschäftigung mit den gerade behandelten medizinischen Problemen auf andere von ihm gehaltene Vorlesungen oder veröffentlichte Schriften zu verweisen, hat der Gedankendieb, der diesen Kommentar zusammengefingert hat, sich dieses Hilfsmittel der Galenschen Wirksamkeit nicht entgehen lassen. Die gar nicht seltene Anwendung und die wahre Bedeutung solcher Selbstzitate können folgende Beispiele zeigen:

Die Worte p. 30 S. (= p. 327, 7 K.) καὶ ἡ αὐτὴ ῥῆσις κἂν τῷ περὶ χυμῶν ἐπὶ τῷ τέλει τοῦ βιβλίου γέγραπται, καὶ ἡμεῖς ἐκεῖ εἰρήκαμεν τὸ τῶν τερμίνθων ὄνομα εἶναι δηλωτικὸν μελάνων τινῶν ἐκφυμάτων ἐν ταῖς κνήμαις μάλιστα γινομένων ἀπὸ τῆς ὁμοιότητος τῆς κατὰ σχῆμα καὶ χρόαν καὶ μέγεθος τῷ καρπῷ τῶν τερμίνθων γεγονός sind offenbar aus Foes' Bemerkung p. 138 sq. geflossen; er schreibt nämlich: *Terminthi Hippoc. dicuntur nigra quaedam in tibiis praecipue erumpentia tubercula, terebinthi fructui non absimilia, ut testatur Gal. lib. 6. Epid. Commen. 3.* (= XVII B p. 108, 14 K.) τὸ τῶν τερμίνθων ὄνομα μελάνων τινῶν ἐκφυμάτων ἐν ταῖς κνήμαις μάλιστα γινομένων ἐστὶ δηλωτικὸν ἀπὸ τῆς κατὰ σχῆμα καὶ χρόαν καὶ μέγεθος ὁμοιότητος τῷ καρπῷ τῶν τερμίνθων γεγονός. Hier könnte der Betrüger doppelt verdienen, an den Pranger gestellt zu werden, da er behauptet, die Erklärung am Ende des Buches περὶ χυμῶν erledigt zu haben, eines Kommentars, der uns nach Prof. Kalbfleischs Ansicht[44] nur in einer Renaissancefälschung vorliegt. Aber wahrscheinlich werden sich jene Worte als die eines umgekehrten Heuchlers erweisen, auch wenn sie durchaus nicht so gemeint sind: der Fälscher macht sich, ohne es zu wollen, schlechter, als er ist. Denn auch dieses gefälschte Selbstzitat hat seinen Grund zweifellos in Foes' Kommentar, wo die Erörterung über die verschiedenen Formen dieser Terminthen mit der Bemerkung schließt p. 139: *Utitur hac distinctione Hipp. lib. 6. Epidem.*

et lib. περὶ χυμῶν *ad extremum.* Daß übrigens schon für Foes' Urteil der angeführte Kommentar nicht über jeden Verdacht erhaben war, scheint aus der in Anmerkung 36 aus seiner Oecon. Hippocr. p. 616 erwähnten Stelle hervorzugehen, an der der Kommentar mit dem Zusatze *Galeno attributus* zitiert ist, worin man doch wohl einen Argwohn der Falschheit erkennen darf.

Auch den Worten p. 80 S. (= p. 364, 1) Αὕτη ἡ ῥῆσις μικρόν τι ἄλλως γεγραμμένη ἐν τοῖς ἀφορισμοῖς εὑρίσκεται, καὶ ἡμεῖς ἤδη αὐτὴν ἐξηγησάμεθα ist der Stempel der Unechtheit aufgedrückt. Der Falschmünzer hat wieder eine Bemerkung von Foes p. 168/9 umgemünzt.

Nicht minder ungalenisch scheint p. 82/4 S. (= p. 366, 8 K. fälschlich 378 beziffert) περὶ δὲ τῶν δεισπνοιῶν (δυσπνοιῶν Kühn) τούτων καὶ τῶν ἄλλων ἁπασῶν, ἃς παρ' ἱπποκράτει (ἅσπερ Ἱπποκράτει unrichtig Kühn) ἐστὶν εὑρεῖν, διελεξάμην ἐγὼ ἐν τρισὶ βιβλίοις ἃ περὶ δυσπνοίας ἔχουσι τὴν ἐπιγραφήν. Der Fundort für diese allgemeine Berufung ist wohl bei Foes p. 170 anzusetzen. An der Hand desselben Gelehrten (p. 163) wird diese Schrift auch p. 74 S. (= p. 360, 2 K.) unter Anführung der Worte ἐν τῷ περὶ δυσπνοίας εἴρηται ἡμῖν ἱκανῶς ausgebeutet; ebenso p. 162/4 S. (= p. 428, 13 K.) ἀλλὰ περὶ τῶν δυσπνοιῶν ἁπασῶν ἐρρέθη μοι κατὰ διέξοδον ἐν τοῖς περὶ δυσπνοίας ὑπομνήμασιν, in der Form glücklicher als an der ersten Stelle, sachlich wieder von Foes p. 266/7 abhängig.

Auch Stellen mit Selbstzitaten des echten Galen hat der falsche in seine Kompilation übernommen. So enthüllen sich die Worte p. 48 S. (= p. 341, 1 K.) ἡμεῖς δὲ ἐν τρισὶν περὶ τῶν ἐν ταῖς τροφαῖς δυνάμεων τινὰ μὲν ἐστιν (τίνα μέν ἐστι Kühn) τῶν κατὰ μέρος ἐδεσμάτων ταχέως πεττόμενα καὶ αἱματούμενα καὶ τρέφοντα, τίνα δὲ βραδέως, διήλθομεν als eine in Satzbildung und Wortfügung geänderte Stelle aus dem Schluß des fünften Kommentars zu Epidem. VI p. 310, 10 K. τῶν δὲ κατὰ μέρος ἐδεσμάτων τινὰ μέν ἐστι ταχέως πεττόμενα καὶ αἱματούμενα καὶ τρέφοντα, τινὰ δὲ βραδέως. ἃ[45] ἐν τρισὶν ὑπομνήμασιν, ἐν οἷς περὶ τῶν τῆς τροφῆς δυνάμεων δι'ῆλθον ἀκριβῶς ἅπαντα. Aber auch bei der Auffindung dieser Stelle ist Foes behilflich gewesen, indem er p. 153 das zugrunde liegende Hippokrateszitat βρώματα τὰ μὲν ταχέως κρατέεται, τὰ δὲ βραδέως dem Fälscher darbot.

Dagegen sind die beiden folgenden Sätze nicht nur in der Form des Selbstzitats verwandt, sondern sie haben auch das miteinander gemeinsam, daß sie, wie es scheint, nicht aus Foes' Kommentar herstammen. Sowohl die Worte p. 32 S. (= p. 328, 9 K.) τὰς δὲ διαφορὰς αὐτῶν (τῶν πυρετῶν) καὶ

τὰ ὀνόματα ἔχεις ἐν ταῖς ἡμετέραις περὶ τῶν πυρετῶν τε καὶ κρίσεων πραγματίαις (πραγματείαις Chartier) wie die p. 46 S. (= p. 339, 14 K.) in bezug auf das Wasser gebrauchten εἰ δὲ καὶ διὰ γνωρισμάτων τις ἐθέλοι προγινώσκειν αὐτοῦ τὴν δύναμιν, ἔχει ταῦτα πάντα παρ' ἡμῖν παραδιδόμενα ἐν τῷ πρώτῳ τῶν ὑγιεινῶν ἀκριβῶς dürften der Hiate wegen dem Fälscher zur Last zu legen sein. Woher sie jedoch angeregt sind, bedarf noch der Aufklärung.

Ebensowenig ist ihm von Foes (p. 290/1) zugeflossen, was Pseudo-Galen p. 178/80 (= p. 441, 11 K.) schreibt: καὶ οὕτω μὲν γίνονται τὰ ἑπτάμηνα, καθάπερ τὰ ἐννεά|μηνα ἐν διακοσίαις καὶ ἑβδομήκοντα ἡμέραις, ὡς ἐν τῷ ἕκτῳ τῶν ἐπιδημιῶν ἐρρέθη. πῶς δὲ τοῦτο ἄλλοτε ἄλλως ποτὲ συμβαίνει, γέγραπταί μοι ἐν τῷ περὶ διαπλάσεως κυουμένων καὶ ἐν τῷ περὶ σπέρματος, da sein Muster dieser beiden Abhandlungen Galens mit keinem Worte gedenkt.

Das eben genannte Kapitel über die Beschaffenheit des Wassers schließt der Satz p. 48 S. (= p. 339/40 K.) καὶ ἐν τῷ περὶ ὑδά|των, χωρῶν καὶ τόπων ἀφ' (ὑφ' Kühn) Ἱπποκράτους πάντα σχεδὸν γέγραπται καὶ ἡμεῖς ἡρμηνεύσαμεν, ohne daß einer der Herausgeber im Titel des Buches Sozomenus' Versehen χωρῶν in ἀέρων verbessert hätte. Durch den Gebrauch des Verbs ἡρμηνεύσαμεν, wofür Galen gewiß ἐξηγησάμεθα geschrieben haben würde, hat der Fälscher sich selbst verraten[46].

Aber trotz aller Schlauheit des abgefeimten Betruges noch unbedachter erweist sich folgende Einleitung in die Erläuterung des 8. Lemma im 3. Kommentar p. 126 S. (= p. 401, 12 K.) Τῶν καθαιρούντων (καθαιρόντων Kühn) φαρμάκων φύσιν τε καὶ δυνά|(p. 128) μεις καὶ ἐνεργείας περιγράφει νῦν ὡς ἐν ἐπιτομῇ καὶ φησὶν, τί δεῖ ὁρᾶν ἡμᾶς ἐν τῷ λαμβάνειν αὐτὰ καὶ ἐνδεί|(p. 402) ξεις τινὰς περὶ τῆς καθάρσεως ἐν κεφαλαίῳ παραδίδωσι, ἃς ἡμεῖς γε καὶ ἐν τῷ περὶ τῶν καθαιρόντων φαρμάκων δυνάμεως καὶ ἐν τῇ θεραπευτικῇ μεθόδῳ προστεθήκαμεν (προστεθείκαμεν Kühn), καὶ ἐν τῷ περὶ τῆς τῶν καθαιρόντων φαρμάκων συνθέσεως διεξοδικῶς γράψομεν. Bei der Wichtigkeit, die der Pharmakologie neben der Therapeutik in seinem Berufe eignet, hätte ein medizinischer Schriftsteller wissen sollen, daß Galen in drei großen Sammelwerken, Περὶ κράσεως καὶ δυνάμεως τῶν ἁπλῶν φαρμάκων, Περὶ συνθέσεως φαρμάκων τῶν κατὰ τόπους und Περὶ συνθέσεως φαρμάκων τῶν κατὰ γένη, den Gegenstand behandelt hat, und daß seine Galenausgabe u. a. noch zwei Schriftchen mit den Titeln Περὶ τῆς τῶν καθαιρόντων φαρμάκων δυνάμεως und Τίνας δεῖ ἐκκαθαίρειν καὶ ποίοις καθαρτηρίοις καὶ πότε enthielt, deren eine von ihm richtig genannt ist, nur daß ein Artikel fehlt[47]. Schon mit dieser elementaren Kenntnis hätte er

Foes' Auseinandersetzung über versprochene, aber niemals veröffentlichte Bücher Galens *'de Medicam. purg. compositione'* nicht zu einer so verwirrten und die Unechtheit an der Stirn tragenden Fälschung benutzen können[48].

Schließlich scheint sogar das Schweigen des Erklärers bisweilen verräterisch. Manche Lücken der Handschrift, derentwegen diese Kommentare schon nach Sozomenus' Angabe von der Veröffentlichung durch den Druck lange Zeit zu Unrecht ausgeschlossen worden waren, haben ihren Grund augenscheinlich nicht darin, daß das Papier der Hs. schadhaft oder die Schrift unleserlich geworden wäre, sondern in absichtlichem Ausschluß solcher Stücke des Foesschen Kommentars, deren Bearbeitung den Zwecken des Fälschers widerstrebte. Mögen auch manche mitten im Texte der Editio princeps gähnende leere Stellen Schäden der Hs. bezeugen, so lassen sich doch nicht alle mit demselben harmlosen Vertrauen ausfüllen, wie es unter Verzicht auf die entgegengesetzte Annahme gutgläubigem Urteil ohne Mühe durch bloße Vergleichung mit ihrer Vorlage z. B. in folgenden Sätzen gelingt:

Sozomenus p. 150 (= p. 418, 10 K.)	Foes p. 254
ἀλλὰ μὴν αἱ τοιαῦται τῶν ῥήσεων οὐκ ἔκ-	*de hoc loco sic rursum Gal.* ἐν δ᾽ αὖ
δηλον ἔχουσι τὴν τοῦ γράψαντος διάνοιαν,	τοῖσιν ἀπότοισι καὶ μόγις πίνουσιν, ἡ βρα-
ὡς ἂν μὴ προσκειμένου κατὰ τὴν λέξιν	χύπνοια. τοῦτο δ᾽ οὐκέτι σαφῶς, ἀλλ᾽ ἤδη
αὐτῶν, ἐπὶ τίνων βούλεται σκέπτεσθαι	συμβουλικώτερον εἴρηται. πότερον γὰρ
ταῦτα, διὸ πότερον τοὺς	τοὺς φρενιτικοὺς ἡγητέον ὑπ᾽ αὐτοῦ δη-
μᾶλλον ἢ οἷς	λοῦσθαι νῦν, ὅτι καὶ δι᾽ ἄλλων εἶπεν, οἱ
ὡς ἀναπνεῖν τε ἅμα διὰ	φρενιτικοὶ βραχυπόται, ψόφου καταπτώμε-
μακροῦ καὶ ψυχρὸν ἐκπνεῖν	νοι τρομώδεες, μᾶλλον ἢ οἷς κατέψυκται
	τὰ περὶ τὸν πνεύμονα καὶ τὴν καρδίαν,
	ὡς ἀναπνεῖν τε ἅμα διὰ μακροῦ, καὶ ψυχρὸν
	ἐκπνεῖν. εἰσαγομένη γὰρ ἐξ ἀμφοῖν ἡ βρα-
	χύπνοια, σημεῖον ἰητήριον

oder Sozomenus p. 172 (= p. 435, 4 K.)	Foes p. 277 sq.
	Quem in sensum huius quoque loci me-
τὰς ἐπισχέσεις	*minit,* αἱματοφλοιβοιστάσιες, οὕτως μὲν
τοῦ αἵματος	οἱ περὶ τὸν Διοσκουρίδην γράφοντες, τὰς
	ἐπισχέσεις τοῦ ὑπεροιδοῦντος αἵματος
ἡγούμενοι δηλοῦσθαι	ἡγούμενοι δηλοῦσθαι, ὅτι καὶ ἀλλαχοῦ

φησιν ἐν τῇσι φλυζούσῃσι σχῆμα εὑρετὸν οἱ πλείους μέντοι γράφουσιν τὸ γὰρ φλυξούσῃσι σημαίνει βλυούσαις ὡς ἀληθῆ γραφὴν εἶναι ταύτην σχῆμα ἐπιτήδειον καλεῖ τὴν θέσιν τοῦ σώματος, ὥς φησιν ἐν τῷ ἕκτῳ τῶν ἐπιδημιῶν· τὰ σχήματα ῥηΐζοντα.

φησὶν, ἐν τῇσι φλεξούσῃσι αἱμορραγίῃσι σχῆμα εὑρετόν. οἱ πλείους μέντοι γράφουσιν αἱματοφλεβηστάσιες, καὶ δηλοῦσθαι νομίζουσιν ἐκ τοῦ ὀνόματος, τὰς πλήρεις αἵματος κεκυρτωμένας φλέβας. Nachdem Foes dann φλεξούσῃσι in φλυζούσῃσι und εὑρετὸν in εὑρετέον verbessert hat, fährt er p. 278 fort: *Cuius rei admonet Galenus in dictione* φλυζούσῃσι, *dum* βλυούσαις, *hoc est scaturientes, interpretatur. Ex quo hanc esse genuinam lectionem manifestum est* . . . Σχῆμα *vero situm et figuram corporis significat, non secus ac libro sexto Epidemiorum* τὰ σχῆμα (sic) ῥηΐζοντα. *sectione 3.*

Findet man nun unmittelbar danach abermals eine unbedruckte Stelle bei Sozomenus p. 172 (= p. 435, 16 K.) καὶ πάλιν, ὅπου διδάσκει ἐν πλείονι τοῦ αἵματος ῥύσει πῶς τὸ αἷμα ἐπισχετέον, γράφει ὡδέπως, αἵματος φλεβῶν στά- (p. 436) σιες, λειποθυμία, σχῆμα, ἄλλη ἀπόληψις, μοτύματος (μοτώματος Kühn) συστροφὴ, πρόσθεσις, ἐπίδεσις *** und vergleicht man damit, was Foes schreibt p. 278 *eiusdemque libri sectione septima, in nimia sanguinis profusione, ubi rationem sistendi consulit, dum scribit,* αἵματος φλεβῶν στάσιες, λειποθυμίη, σχῆμα, ἄλλη ἀπόληψις, μοτώματος συστροφὴ, πρόσθεσις, ἐπίδεσις. *Quem locum innuit Galenus eo loco, quem prius ex Exegesi subnotavimus,* und beachtet man, daß dieser Abschnitt p. 279 mit einer Mitteilung über Calvus' und Cornarius' verschiedene Lesarten schließt, so läßt die Vergleichung vielleicht erkennen, daß hier der Schluß aus einer anderen Ursache unterdrückt ist als die fehlenden Satzglieder an den beiden vorangegangenen Stellen, wenn anders die Annahme zufälliger Lücken dort zutrifft und man nicht lieber glauben will, auch dort sei das Ausgelassene geflissentlich, und zwar aus Schwierigkeiten im Verständnis, übergangen. Pseudo-Galen weicht zwar textkritischen Erwägungen keineswegs aus, im Gegenteil, hier und da liest er begierig aus dem Vorrat seines Gewährsmannes alte Lesarten auf, wenn sie, als galenisch bezeugt, seinem Lügenwerke förderlich scheinen[49]. Wo Foes sich aber in Auseinandersetzungen mit nichtgriechischen oder modernen Medizinern einläßt, versagt er ihm begreiflicherweise die Gefolgschaft. So er-

klärt sich die Lücke am Ende einer aus Foes' Kommentar gezogenen Erläuterung z. B. auch im 24. Kapitel des zweiten Kommentars:

Sozomenus p. 82
(= p. 366, 15 K., unrichtig 378 beziffert)

τὸ δὲ ἔσφυξε λέγει, ὅπερ καὶ τῆς φλεγμονῆς τε καὶ ὄγκου σημεῖόν ἐστιν, ἐν οἷς οἱ παλαιοὶ εἶναι σφυγμὸν εἰρήκασιν. τὸν δὲ | (p. 367 = 379 K.) ὄγκον μαρτυρεῖ τὰ ἑπόμενα, ὅτε φησίν· ἀλλ' ἅμα ἱδρῶτι διῆλθεν ἢ αὐτόματον, αὐτὸν σημαίνων ἢ δι' ἱδρώτων ἢ καὶ ἄνευ διεληλυθέναι ***

Foes p. 171

Caeterum illud ἔσφυξε *inflammationis et tumoris prae se fert indicium, in quibus pulsus ab antiquis inesse dictus est, ut postea scribimus. Tumorem vero adfuisse testantur, quae scribuntur,* ἀλλ' ἅμα ἱδρῶτι διῆλθεν, ἢ αὐτόματον. *Hunc enim sponte aut cum sudoribus subsedisse significat.* Im folgenden bekämpft dann Foes Cornarius' Auffassung betreffend '*illud* διῆλθεν *valde obscurum*'.

Ähnlich verhält es sich vielleicht mit der Lücke am Schlusse des 27. Kapitels im 3. Kommentar:

Sozomenus p. 176 (= p. 439, 1 K.)

τὸ δὲ ἀπόγονα σημαίνει γόνιμα, ὃ καὶ γόνον ἐν τῷ περὶ σαρκῶν καλεῖ, τὸ παιδίον φησὶν, ἑπτάμηνον γόνον γενόμενον, ἔνιοι δὲ ἤκουσαν τὰ

ἀλλ' ὅμως

Foes p. 288

ἀπόγονα *vero hic idem quod Hippocrati* γόνιμα *aut* γονὰ (sic) *libro* περὶ σαρκῶν *significat, etsi successionem quandam vitalitatis et propaginem auctario retinet. Ut ambigua sint exemplaria quaecumque* ἄγονα *legunt, ut scribit Galen. in Exegesi;* worauf eine Bemerkung folgt, die gegen Calvus gerichtet ist.

Endlich aus den letzten Seiten der Schrift noch eine Stelle über die Dauer der Schwangerschaft bei dem Neunmonatskinde:

Sozomenus p. 190 (= p. 449, 15 K.)

... οἱ γὰρ ἐννέα μῆνες τὸν ἀριθμὸν διακοσίων καὶ ἑβδομήκοντα ἡμερῶν περιέχουσι, ὡς μεμαθή | (p. 450) καμεν ἐκ τοῦ περὶ σαρκῶν, ἔνθα γράφει, ἐννέα δὲ μηνῶν καὶ δέκα ἡμερῶν γόνος γίνεται καὶ ζῇ. καὶ

Foes p. 297

Novem autem menses, ducentorum et septuaginta dierum numerum conficiunt, ut indicat Hippocrates libro περὶ σαρκῶν· ἐννέα δὲ μηνῶν καὶ δέκα ἡμερέων γόνος γίγνεται καὶ ζῇ, καὶ ἔχει τὸν ἀριθμὸν ἀ-

ἔχει τὸν ἀριθμὸν ἀτρεκέα ἐς τὰς ἑβδομάδας. τέσσαρες δεκάδες ἑβδομάδων ἡμέραι εἰσὶ διακόσιαι ὀγδοήκοντα. ἐς δὲ τὴν δεκάδα τῶν ἑβδομάδων ἑβδομήκοντα ἡμέραι

ὃ δὲ λέγει τοὺς Ἑλληνικοὺς μῆνας γίγνεσθαι

τρεκέα ἐς τὰς ἑβδομάδας τέσσαρες δεκάδες ἑβδομάδων ἡμέραι εἰσὶν διηκόσιαι ὀγδοήκοντα. ἐς δὲ τὴν δεκάδα τῶν ἑβδομάδων, ἑβδομήκοντα ἡμέραι. *Quam Hippocratis opinionem sequitur Avicennas sen. 21. tertii. Quod autem hic Graecos menses vocat plenos et integros, quos solares dicimus, intelligit: ut ex Hippocraticae* πραγματείας *numeris satis conicere licet, quos partioni attribuit.*

Auch aus diesen Sätzen drängt sich, wie es scheint, unabweisbar der Schluß auf, daß der Schriftsteller, um sein betrügerisches Tun zu verschleiern, Stücke des Foesschen Kommentars, in denen Bezugnahme auf nichtgriechische oder moderne Wissenschaft zutage tritt, planmäßig ausmerzt. Aber warum war er so unbesonnen, fragt man vielleicht, solche Auslassungen bei seiner Flickarbeit verräterisch zu kennzeichnen? In diesem Falle sei die Gegenfrage erlaubt, ob es wirklich der Ehre eines so frechen Gedankendiebes zu nahe treten heißt, wenn man dem Argwohn Ausdruck gibt, daß es ihn vielleicht sogar klug dünkte, aus diesen weißen Flecken den Nimbus des Geheimnisvollen um sein im ganzen wie im einzelnen abgebrochenes Machwerk zu weben.

Bleibt dieser dunkle Ehrenmann des 16. Jahrhunderts auch für die Geschichte der Medizin namenlos, so sind doch Zweck und Bedeutung seines Buches nicht minder klar erkennbar, und eine künftige Erschließung bisher verborgener Quellen wird das Ergebnis des vorliegenden analytischen Versuchs an diesem Mosaik vielleicht in ein noch helleres Licht rücken, daß nämlich alles, was noch in Kühns Ausgabe des Galenos als schwer beschädigte Reste seiner Kommentare zum zweiten Epidemiebuch gedruckt steht, einen medizinischen Cento des 16./17. Jahrhunderts darstellt, zusammengeflickt aus Hippokrates- und vor allem Galenzitaten, die, in der Mehrzahl einem der ersten Hippokratesforscher jener Zeit gestohlen, nicht nur aus Foes' Kommentar (1560) stammen, sondern zum Teil auch aus dem Vorrat seiner Oeconomia Hippocratis (1588) entnommen scheinen, außerdem aus übersetzten Teilen des Foesschen Kommentars, in denen die eigene Arbeit des Plagiators um so geringer sein wird, je enger sich der Metzer Arzt an Galens Erklärungen anschließt, welche der Fälscher dann mittels

verschiedener Stichwörter seiner lateinischen Galenausgabe nur festzustellen brauchte, um sie auszuplündern, und wahrscheinlich noch aus Stücken anderer Schriften, vielleicht auch aus solchen, die dem eigenen Wissen des Fälschers entsprungen sind, und daß daher der Inhalt von Kühns Ausgabe Bd. XVII A S. 313—462 aus der akademischen Ausgabe des Corpus Medicorum Graecorum auszuscheiden ist, ja nicht einmal unter den Spuria gedruckt zu werden verdient, da wir der Kompilation keinen Zuwachs an echter Hippokratesexegese des Galenos zu verdanken haben.

Anmerkungen.

[1] Über Jo. Bap. Opizo, Professor der Medizin in Pavia, als Bearbeiter der Aldina, s. H. Diels, Die handschriftliche Überlieferung des Galenschen Kommentars zum Prorrheticum des Hippokrates, Abh. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1912, S. 11[1].

[2] Die Haupttatsachen seines Lebens hat J. Mähly in der Allgem. Deutschen Biographie Bd. 8, 558 zusammengestellt.

[3] Eine Fälschung Chartiers in Galens Schrift über das Koma. Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1913, 256ff.

[4] Vgl. eine vorläufige Bemerkung des Verfassers über Chartiers Arbeitsweise im Jahresbericht des Corp. Med. Gr., Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1912, S. 68.

[5] Vgl. Joh. Mewaldt, Die Editio princeps von Galenos In Hippocratis de natura hominis, Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1912, S. 902f.

[6] Beweise für das im Texte mitgeteilte Ergebnis diplomatischer Kritik müssen für die Prolegomena der Ausgabe des Corp. Med. Gr. aufgespart bleiben.

[7] Über den Humanisten, Arzt und Rechtsgelehrten Hermann Crüser (Cruser, Cruyser) aus Hattum an der Yssel (1510—1575) vgl. Allgem. Deutsche Biogr. IV, 628f.

[8] Galens Gedanken wird man noch deutlicher erkennen, wenn man vergleicht, was er im Vorwort zu den Krankenberichten des ersten Epidemienbuchs an einer gleichfalls vielfach verderbten Stelle ausführt. Einschaltungen und Tilgungen stammen vom Verfasser des Aufsatzes, seine übrigen Verbesserungen sind mit Wk bezeichnet. Galen schreibt also (S. 251, 16) ἐδείχθη ⟨δέ⟩ μοι μὴ κατ' ἄλλας μόνον (Wk: καὶ κατ' ἄλλας μὲν MQV) πραγματείας, ἀλλὰ κἂν τῇ τῆς θεραπευτικῆς μεθόδου [ὡς] διττὴ ἡ τῶν ζητουμένων εὕρεσις οὖσα (MQV: ἐστὶ P²), | (252) μία μὲν ἡ διὰ τοῦ λόγου πρὸς τὴν γνῶσιν ἀφικνουμένη τοῦ καθόλου τε καὶ κοινοῦ παντὸς τῶν κατὰ μέρος εἴδους, ἄλλη δὲ ⟨ἡ⟩ διὰ τῶν κατὰ μέρος ἐπὶ τὸ κοινόν τε καὶ καθόλου παραγιγνομένη. καὶ τῶν μὲν θεωρούντων εἶναι τὰ καθόλου (Wk: καὶ τὰ μὲν συμπληροῦντα εἶναι καθόλου MQV), τὰς δὲ πράξεις τῶν τεχνιτῶν (MQV: τῶν δὲ τεχνιτῶν τὰς πράξεις empfiehlt Diels) ἐπὶ τῶν κατὰ μέρος εἰδῶν (Wk: τῶν ἀτόμων εἰδῶν MQV) γίγνεσθαι. δεῖσθαι δὲ τῆς ἀπ' (MQV: ἐπ' P²) αὐτῶν γυμνασίας (σημασίας im Texte, γρ. γυμνασίας am Rande Q) καὶ ⟨τὸν τὰ⟩ καθόλου πρότερον εὑρόντα καὶ μέντοι καὶ πρὸς βεβαίωσιν αὐτῶν τῶν ηὑρημένων καθόλου χρήσιμα γίγνεσθαι τὰ κατὰ μέρος. ἔστι δὲ καὶ πρὸς τὴν τῶν μανθανόντων γνῶσιν οἷον παραδείγματα ταῦτα τῶν ἐπιτεταγμένων (MQV: ist ἐπεσκεμμένων oder προτεθειμένων zu schreiben?) αὐτοῖς καθόλου θεωρημάτων.

[9] Siehe den dürftigen Umriß seiner Lebensgeschichte von A. Hirsch in der Allgem. Deutschen Biographie, 4. Bd. (1876), S. 481.

[10] Diese im Verein mit Prof. Joh. Mewaldt dereinst gelegentlich gemeinsamer Arbeit an demselben Aldinenexemplar festgestellten Tatsachen müssen unverrückt bestehen bleiben, auch wenn Nachrichten auftauchen, die geeignet scheinen, sie über den Haufen zu werfen und die Geschichte der Schicksale von Cornars Aldina zu verdunkeln. Es könnte nämlich ein Zweifel über das Verhältnis des Cornarius zu Gemusaeus aus Folgendem entstehen. Als Verfasser dieses Aufsatzes Genaueres über Cornarius zu erkunden suchte, ward ihm durch die Freundlichkeit des Hrn. Prof. Dr. Degering, Bibliothekars an der Kgl. Bibliothek zu Berlin, die Kenntnis eines Buches aus der Göttinger Universitätsbibliothek vermittelt, dessen Herausgeber, Guilelmus Budaeus (Wilhelm Budde), Schriftsteller und Arzt in Quedlinburg, später in fürstlich braunschweigischen Diensten, schließlich Arzt des Domkapitels und der Stadt Halberstadt (gest. 1625), behauptet, einen griechischen Galen mit handschriftlichen Bemerkungen des Cornarius von einem Schweizer Freunde geschenkt erhalten zu haben. Der Titel des Buches ist: *Centuria XVI* τῆς θανατολογίας *a D. Guil. Budaeo conscriptae. Fato prudentia minor. Et Victrix est fati pietas. Helmaestadii typis Jacobi Lucii anno MDCIII*; hier schreibt im Nachwort zur Totenschau des 16. Jahrhunderts Budaeus seinem Freunde Felix Rothmund, einem Arzt in St. Gallen, folgendes: *Ego ut stomachari tandem et conqueri desinam, iuvat me cum primis divinissimus ille animi tui affectus, promptissimumque non solum de me, verum de universa medicorum familia bene merendi studium, quo commotus olim cum intelligeres Galenum graecum manu exactissimi illius Zviccaviensium medici Jani Cornarii correctum adeoque infinitis mendis sublatis adiectisque integris cum paginis tum libris, qui in Latino hactenus desiderantur, praelo nitidissime adornatum in Hervagii Basil. typographi bibliotheca delitescere, eundem mox ab interitu vindicaturus, haud exiguo aere tuo, quod credere par est, redemisti ac pro singulari tua in me propensione, nihil prorsus tale mihi suspicanti, ut qui dudum iam vulgato exemplari graeco instructus fueram, dono obtulisti, quo nimirum is pretiosiss. thesaurus inter alia non minoris momenti* κειμήλια *veluti singulare et perpetuum mutui inter nos incredibilisque amoris* μνημόσυνον *extaret, nec grata, si quae futura est, posteritas haberet, quamobrem se eius defraudatum iri vereretur. dabantur Hoysopyrgi 15. Septembr. quo iam inexhausta Dei benignitate 29. aetatis meae annum absolvo 1596.* Wäre dieser *Galenus graecus* das Aldinenexemplar des Cornarius, müßte man annehmen, daß die häufige Übereinstimmung der Basileensis (von 1538) mit den Randbemerkungen in Cornars Aldina auf Benutzung dieses Textes durch Gemues beruhte und alle auf die Basileensis bezüglichen und die Juntina von 1541 voraussetzenden Berichtigungen unter den Randbemerkungen Cornars von einem Gelehrten hinzugefügt wären, der mit Cornarius eine zum Verwechseln ähnliche Handschrift gehabt hätte. Dann müßte man sich aber wundern, daß der Herausgeber der Basileensis von den nach Tinte und Schrift gleichzeitigen Verbesserungen nur einen Teil aufgenommen, andere dagegen ebenso einleuchtende oder wenigstens beachtenswerte verschmäht hat. Außerdem ist es nach einer freundlichen Mitteilung des Hrn. Prof. Dr. Brandis, Direktors der Universitätsbibliothek Jena, (vom 8. Sept. 1910) aus Gründen der Signierung und Katalogisierung sicher, daß die Jenaer Aldina des Cornarius nicht aus dem ehemaligen Benediktinerkloster Hoyosburg, Kloster Huysburg bei Halberstadt, stammt und nicht aus Buddes Bücherei in die Universitätsbibliothek Jena gelangt ist, und trotz schwankender Signatur wahrscheinlich, daß die Galen-Aldina mit dem Nachlaß des Cornarius 1558/9 in den Besitz der Jenaer Bibliothek kam. Somit bliebe nur die Alternative: entweder hat Budde (nach einer 1911 schriftlich mitgeteilten Vermutung von Prof. Mewaldt) den Cornarius mit Gemusaeus verwechselt, wofür nicht nur der Aus-

druck *Galenum graecum* spricht, sondern auch daß das bezeichnete Exemplar *in Hervagii bibliotheca* gefunden worden war, während Cornars Basil. lat., wie erwähnt, bei Froben erschienen ist, oder (was Verfasser eher vermuten möchte) es ist das Druckexemplar des Cornarius für seine lateinische Basler Ausgabe vom Jahre 1549 gemeint, worauf der Umstand hinzudeuten scheint, daß Cornars Leistung mit anderen lateinischen Ausgaben verglichen wird, denen gegenüber die seinige um ganze Seiten und Schriften bereichert ist. Hierher gehören wohl auch Bemerkungen seiner Aldina, wie man sie tom. I, fol. 119r zu der Schrift περὶ τῶν καθ' Ἱππ. καὶ Πλάτ. δογμάτων βιβλίον δεύτερον, allerdings ohne Jahrangabe, liest: *primum librum ego Janus Cornarius in latina editione adieci* ἀκέφαλον *editum Basileae per Frobenum graece. adieci item ad Graecam editionem diligenter per me emendatam.* Leider sind Nachforschungen nach Galenausgaben aus Buddes Besitz sowohl bei dem Kgl. Staatsarchiv in Magdeburg wie bei dem städtischen Archiv in Halberstadt, bei der Kgl. Stifts- und Gymnasialbibliothek in Quedlinburg wie bei der Kgl. Domgymnasialbibliothek in Halberstadt seinerzeit erfolglos gewesen, so daß der Zweifel sich nicht heben läßt. Wer aber Cornars unermüdliche Arbeit am Galentext zuverlässig erkennen und recht würdigen will, darf sich nicht an den unvollständigen und unzulänglichen Angaben Christ. Gottfr. Gruners (Jani Cornarii Coniecturae et Emendationes Galenicae, Jenae 1789) genügen lassen, sondern muß die Jenaer Aldina selbst studieren.

[11] Hermann Crüser selber gab noch 1536 in der mehrmals genannten Cratandrina folgende Übersetzung dieser Stelle: *Sed quia quidam ab omni vera humanitate semel remoti literarum, ubi inciaant in quorundam scriptorum novas commentationes...* Daß seine Arbeit hier wie an vielen anderen Orten berichtigt und ergänzt worden ist, kündigt schon das Inhaltsverzeichnis des 5. Bandes der *Apud haeredes Lucae antonii Iuntae Florentini Venetiis M. D. XLI* gedruckten Ausgabe an. Während der erste Teil der Schrift den Titel führt *In primum Hippocratis de morbis vulgaribus librum commentarii tres, Hermanno Cruserio Campensi interprete, plerisque in locis castigati,* lautet der des zweiten: *In tertium Hippocratis librum de morbis vulgaribus commentarii tres, eodem Cruserio interprete, nunc ab A. G. M. ad fidem antiquissimorum codicum Graecorum recogniti.* Der neue Bearbeiter hat also eine Hs. der zweiten Klasse, die nur die Kommentare zu Epid. III enthält, eine L nahestehende Hs., vielleicht diese selbst oder ihren Ableger m, zu Rate gezogen; es war vermutlich Augustinus Gadaldinus Mutinensis, dessen Name wohl unter dem Monogramme versteckt ist, obwohl in den drei Überschriften der drei Kommentare auffälligerweise die Buchstaben *O. G. M.* erscheinen. Wenigstens wird im Index späterer Juntinen, z. B. der Iuntina nona (1625), seine Tätigkeit als Textreiniger und -verbesserer ausdrücklich bekannt. Über Agostino Gadaldini und seine medizinische Schriftstellerei vgl. Girol. Tiraboschi, Storia della letteratura Italiana, Milano 1824, tom. VII, parte 2, p. 981.

[12] Vgl. Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1852, S. 578.

[13] Crüsers Übersetzung in der Cratandrina (1536) *de quo praedixit, ut dolore laborante, huic ex sinistra nare modicum dicit profluxisse meri. Merum* ... ist aus der zweiten Hss.-Klasse schon in der Juntina von 1541, wahrscheinlich durch Gadaldini, so erweitert worden: *Non per directum dextri temporis, de quo praedixit, ut dolore laborante, huic modicum dicit profluxisse meri, sed ex sinistro.*

[14] Noch 1536 hatte Herm. Cruserius in der Cratandrina unmittelbar nach dem Lemma die Worte: *Haec mitiora sunt: caetera perniciosa.*

[15] Bei der Bezeichnung dieser 7. Kranken des dritten Buches ist ein auffälliges Schwanken der Überlieferung in betreff des Eigennamens zu beobachten. Während V(ati-

canus 276) des Hippokrates ἡ κυναγχικὴ ἡ παρὰ τὰ Ἀριστίωνος schreibt, scheint bei Galen an allen vier Stellen, sowohl im Lemma wie im Kommentar, wo diese Kranke genannt wird, auch die Namensform Βίτων gebraucht: S. 499, 11 K. παρὰ βήτωνος L, παρὰ ταβίωνι MQV; S. 559, 1 παρὰ (περὶ MQV) βίτωνος LMQV und S. 593, 14 παρὰ βίτωνι L, παρὰ ταβίωνος MQV, wofür P² ταριστίωνος übergeschrieben hat; auch Cornarius ist der Wechsel aufgefallen, indem er anmerkt: Βίτωνος *Gal. 2 de dysp. l., alias* παρ' Ἀριστίωνος; endlich S. 609, 8 παρὰ βίτωνι L, παρὰ βίτωνος MQV. Während also der Vertreter der zweiten Klasse nur die Namensform Βίτων kennt, scheint es, daß der Archetypus der ersten Klasse den Namen des Vaticanus als ursprünglich bestätigt: die Lesart παρὰ ταβίωνος entspricht vermutlich Zug um Zug der echten Überlieferung παρὰ Ἀριστίωνος, zu der wohl schon früh aus der zweiten Hss.-Klasse βίτωνος interpoliert wurde.

[16] Die kritische Grundlage der schon wegen des Hiats verdächtigen Worte ist diese: ὥσθ', ὅπερ ὀλίγον ἔμπροσθεν ἐχρῆν θαυμάσαι, ὅπως L: ὥσθ', ὅπερ ὀλίγον ἔμπροσθεν ἔφην, θαυμάσαι χρὴ, ὅπως MQV und mit P alle Ausgaben. Da aber keine der beiden Lesarten befriedigt, empfiehlt es sich, eine Lücke anzunehmen und diese mit Rücksicht auf eine vorangegangene Bemerkung (S. 600, 13 ff.) so zu ergänzen: ὥσθ', ὅπερ ὀλίγον ἔμπροσθεν ἐχρῆν θαυμάσαι ⟨περὶ τῆς κυναγχικῆς, καὶ νῦν χρὴ θαυμάζειν,⟩ ὅπως oder vielleicht eher ὥσθ', ὅπερ ὀλίγον ἔμπροσθεν ἔφην ⟨ἄξιον⟩ θαυμάσαι ⟨περὶ τῆς κυναγχικῆς, καὶ νῦν χρὴ θαυμάζειν,⟩ ὅπως κτὲ. Oder ist θαυμαστέον (nach ἔφην) vorzuziehen?

[17] Vgl. Georg Kaibels mildes Urteil über Chartiers Arbeitsleistung in der Praefatio seiner Sonderausgabe des Protrepticus Galens, Berlin 1894, S. VII.

[18] Auch sonst hat die Stelle in unseren Hss. gelitten. Der von mancherlei Verderbnissen befreite Text scheint nach MQV zu lauten: ὄμβρους δὲ (versteh' aus dem vorangehenden Satz ὁρῶν) ψυχρὰν ὑγρότητα (oder etwa ψυχρότητα χυμῶν?) πλεονάζειν ἐνδείκνυται, καθάπερ γε καὶ [εἰ] χιόνα καὶ κρύσταλλον καὶ χάλαζαν, φλέγμα ψυχρόν· ἐν χωρίῳ δ' ⟨ὃ⟩ (nur δὲ in MQV) δοκῶν εἶναι δυσώδει (QP²: δυσώδη MV) ⟨δείκνυσι⟩ σηπεδόνα χυμῶν, λόφους δ' ἀλεκτρυόνων ἤ τινα πυρρά ⟨τις θεώμενος,⟩ αἷμα πλεονάζειν. ζοφώδη δέ τινα ὁρᾶν ἢ ἐν ζοφώδεσι τόποις ἵστασθαι πνεῦμα δηλοῖ. — Nachträglich sei bemerkt, daß der vor ὄμβρους von Chartier in den Text eingefügte zweifelhafte Satz noch der Juntina von 1550 fremd ist. Ob eine spätere ihn enthält, war nicht zu ermitteln. Chartiers Quelle bleibt also noch aufzudecken.

[19] Nur daß die Vorlage von MQV nach ihrem übereinstimmenden Zeugnis in der ersten Zeile der dritten Seite noch richtig die Präposition ἐν vor ἑκάστῃ τῶν καταστάσεων hatte.

[20] Vgl. über Marcus Fabius Calvus Jöchers Allgem. Gelehrten-Lexikon, Leipzig 1750, Bd. I Sp. 1586.

[21] Die Vorbemerkung dieser Hs., von derselben Hand geschrieben wie der Text der Übersetzung, hat folgenden Wortlaut: *Hippocratis peregrinationum seu epidemiorum galeni enarratio interpretatioque in tres libros ex septem. sine huius primi initio pluribusque in locis. uti raris* (?) *admonitionibus patebit. laesa et mutilata: vetustate ac malignitate tematum* (?) *temporumve syculorumque incuria et ignoratione. quam fabius calvius* (?) *c. r. in latinum convertit. primo die novembris milesimo ac quingentesimo insuperque sexto ac decimo a dñi natali anno auspicatus. finivit autem decimo decembris millesumo quingentesumo ac insuper octavo et decimo Romae. primo hippocratis verba ponuntur. deinde galeni interpretatio subsequitur. haec paucula verba. quae primo loco sunt in hoc codice mutilata et sine principio. finis prioris cuiusdam enarrationis sunt. deinde subdit galenus quaedam ex differationibus et decretis sive aphorismis hippocratis uti ostendat quintum nescio quem in his omnibus enarrandis delirasse. Galenus. Solum . . .*

Das größte Interesse aus Vorstehendem erregt die Bemerkung *Hippocratis peregrinationum seu epidemiorum galeni enarratio interpretatioque in tres libros ex septem.* Da nämlich der akademische Handschriftenkatalog der antiken Ärzte (Abh. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1906), S. 104, als das Expl. der Hs. die Worte *partibus interioribus abdominis* angibt, d. h. das Ende des 3. Kommentars zu Epid. III bezeichnet, so müßten in ihr auch Galens 6 Kommentare zu Epid. II, die für uns verschollen sind, in Übersetzung erhalten sein. Haben wir aus diesem Vaticanus latinus neben der arabischen Überlieferung des Scorial. 804 wirklich noch einen Ersatz für das verlorene griechische Original zu erwarten? Die für das Corp. Med. Gr. hergestellte photographische Probe beschränkt sich leider auf Fol. 1—5.

[22] Das Bändchen enthält folgende bis dahin unbekannte Stücke der medizinischen Literatur: *Claud. Galeni de musculorum dissectione ad tyrones liber August. Gadaldino medico Mutinensi interprete* (p. 5—71); *Galeni de nervorum dissectione ad tyrones liber integer, August. Gadaldino Mutinensi interprete* (p. 71—88); *Galeni de vocalium instrumentorum dissectione August. Gadaldino Mutinensi interprete* (p. 89—102); *Claud. Galeni brevis denotatio dogmatum Hippocratis, quam Joannes Stobaeus sermone nonagesimo nono Galeno ascribit, Conrado Gesnero Tigurino medico interprete* (p. 103—106); *Claudii Galeni fragmentum ex quatuor commentariis, quos ipse inscripsit de iis quae medice dicta sunt in Platonis Timaeo Augustino Gadaldino Mutinensi interprete* (p. 107—134); *Principium primi commentarii in librum primum Epidemiorum Hippocratis, quod in aliis impressionibus desiderabatur, nunc primum a Nicolao Machello medico Mutinensi latinitate donatum* (p. 135—138); *Oribasii de cucurbitulis, scarificatione, hirudinibus, derivatione et revulsione sermo ex septimo et octavo Medicinalium collectionum ad Julianum imperatorem libro, August. Gadaldino interprete* (p. 139—151).

[23] Rovillius beginnt die Praefatio mit den Worten: *Quia audieramus aliquot Galeni opuscula Venetiis recens inventa fuisse, quae nusquam post hominum memoriam visa fuissent, nos . . . nihil prius duximus, quam ut ad ea quam primum recuperanda amicorum opera uteremur.*

[24] Für den oben angetretenen Beweis war leider ein Umweg notwendig, weil die Kgl. Bibliothek in Berlin die Juntina altera nicht besitzt. Ein erst jetzt, an der Jahreswende 1916/17, verstatteter Einblick in das Breslauer Exemplar (*Galeni omnia quae extant opera, quorum alia nunc primum sunt inventa: alia vel denuo fidelius translata, vel innumeris pene locis ad veterum graecorum exemplarium veritatem castigata: Ex secunda Juntarum editione Joanni Salviato Cardinali amplissimo dicata. Venetiis MDL*), das nach Ausweis des Gesamtkatalogs einzige vollständige aller preußischen Universitätsbibliotheken, bestätigt die Angaben des Nachdrucks aus Lyon. Auf die Widmung des Druckherrn Thomas Junta an den Kardinal Joannes Salviatus und auf eine kurze Abhandlung des Jo. Bapt. Montanus Physicus Veronensis über die beste Anordnung und das ersprießlichste Studium der Galenschen Schriften folgt ein noch kürzeres Vorwort des Herausgebers Augustinus Gadaldinus über die Vorzüge der neuen Ausgabe. Schon hierdurch wird also auch die oben (Note 11) geäußerte Vermutung in betreff der Mitarbeit dieses Gelehrten an der Juntina von 1541 bestätigt. Dem entspricht im Index der tertia classis (im 2. Bd.) die ausdrückliche Angabe über die Neubearbeitung der Kommentare zu Epid. I und III: während es vom ersten Buche heißt *In primum Hippocratis de morbis vulgaribus librum commentarii tres, Hermano Cruserio Campensi interprete, plerisque in locis diligenter castigati. Principium commentarii primi, quod in aliis impressionibus tam graecis quam latinis hucusque deerat, nunc primum a Nicolao Macchello medico Mutinensi latinitate est donatum* (fol. 100ᵛ), lautet der Titel des dritten Buches *In tertium Hippocratis librum de morbis vulgaribus commentarii tres, eodem Cruserio interprete, denuo ab Augustino Gadaldino ad fidem antiquissimorum codicum graecorum diligentissime castigati* (fol. 127ʳ).

[25] Über Niccolò Macchelli (Machelli) und seine medizinische Schriftstellerei vgl. einige spärliche Angaben bei Girolamo Tiraboschi, Storia della letteratura italiana, tom. VII parte 2, Milano 1824, p. 983. Die Vermutung über seine arabischen Studien steht allerdings auf schwachen Füßen. Außer einem mehrmals aufgelegten Buch über den Morbus Gallicus ist von ihm die Übersetzung eines kleinen Büchleins über die Pest von Muḥammad ibn Zakarīya (Abū Bakr) el Razi bekannt. Aber schon der Titel der aus der Breslauer Universitätsbibliothek dem Verf. bekannt gewordenen Schrift: *Razae libellus de Peste de Graeco in Latinum sermonem versus per Nicolaum Macchellum Medicum Mutinensem. Venetiis apud Andream Arrivabenum ad signum Putei. MDLV* und noch mehr das unzweideutige Geständnis in der Widmung an den Fürsten Hercules Atestinus (Herzog Herkules II. von Ferrara, Modena und Reggio, einen Förderer der Künste und Wissenschaften aus dem Hause Este, gest. 1559), worin er schreibt: *non parvam huiusce temporis hominibus utilitatem allaturum me putavi, si Razae scriptoris Arabici de pestilentia opusculum verterem quamprimum de graeco in latinum sermonem,* mahnen zur Vorsicht und Zurückhaltung im Urteil, zumal der Übersetzer sich mit keinem Worte Kenntnis des Originals zuspricht und aus der ganzen Einleitung allein der Satz *in quo (opusculo), meo quidem iudicio, praesentiora ac concinniori brevitate descripta traduntur huiusce luis remedia, quam in alio quoquam vel latini, vel graeci, vel etiam arabici scriptoris libro contineantur* zur Stütze der Annahme dienen kann.

[26] Galenus de partibus artis medicativae, eine verschollene griechische Schrift in Übersetzung des 14. Jahrhunderts, herausgegeben in der Festschrift der Universität Greifswald zum Rektoratswechsel 1911, S. 16.

[27] Dies ergibt sich aus einer Zusammenstellung der ursprünglichen Form der Juntina von 1550 und der Chartiers griechischem Texte beigegebenen Übersetzung, an dem ausgehobenen Stücke wohl auch aus der Umstellung der famosen Wendung ἄγειν καθέστηκε, die vom Übersetzer als Ersatz des lateinischen *agere instituit* gedacht ist im Sinne des griechischen ἔγνω γράψαι, wie z. B. Galen selber Bd. XVII A, S. 497, 12 schreibt; mit seinem Abklatsch hat der barbarische Betrüger sogleich im Beginn seines Tuns sich selbst entlarvt.

[28] Siehe des Verfassers vorläufige Anzeigen über die Herkunft der Kommentare zu Epid. II in den Jahresberichten d. Corp. Med. Gr., Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1912, S. 68, und 1917, S. 73/4.

[29] Das seltene Büchlein, das die preußischen Universitätsbibliotheken nicht besitzen, ist dem Verfasser 1910 durch das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken nur als Eigentum der Bibliotheek der Rijks-Universiteit te Leiden, signiert 681 F. 2, nachgewiesen worden. Eigenes Suchen fand noch ein Exemplar in der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München, mit dem Eigentumsvermerk: *Jacobus Stelzlin, medicinae doctor et professor Ingolstadii Ao 1655. Ad Bibl. Acad. Land.* Mit diesem ist der Kühnsche Text verglichen worden.

[30] Die Nachrichten über Johannes Sozomenus sind mangels genauerer und zuverlässigerer Hilfsmittel Jöchers Allgem. Gelehrten-Lexikon, Leipzig 1751, IV 705 f., entnommen.

[31] An einer Würdigung seines Lebenswerkes, das Anuce Foes' Verdienst entspräche, scheint es noch zu fehlen. Seine Lebenszeit wird in Hirsch-Gurlts Biogr. Lex. der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker II, 1885, S. 394 auf die Jahre 1528—1591 festgesetzt. Die Schrift ist betitelt: *Hippocratis Coi medicorum omnium facile principis, Liber secundus de Morbis vulgaribus, difficillimus et pulcherrimus: olim a Galeno commentariis illustratus, qui temporis iniuria interciderunt: nunc vero pene in integrum restitutus, Commentariis sex et Latinitate donatus. Anutio Foesio Mediomatrico Medico authore. Ad Carolum Lotharingium, Lotha-*

ringiae Ducem illustrissimum. Basileae MDLX. Für den vorliegenden Aufsatz ist Ezechiel Spanheims Exemplar benutzt worden, das mit der großen Bücherei dieses brandenburgischen Staatsmannes und Rechtsgelehrten in den Besitz der Königl. Bibliothek zu Berlin übergegangen ist. — Zeit und Ort der Abfassung des Kommentars ergibt sich aus einer Bemerkung p. 211/2, wo eine im Winter 1558 in Metz beobachtete Krankheit beschrieben wird.

[32] Dieses medizinische Wörterbuch, als Ergänzung zu seinem 1595 erschienenen Hippocrates illustratus bestimmt, führt den Titel: *Oeconomia Hippocratis, alphabeti serie distincta, in qua dictionum apud Hippocratem omnium, praesertim obscuriorum, usus explicatur, et velut ex amplissimo penu depromitur: ita ut Lexicon Hippocrateum merito dici possit. Anutio Foesio Mediomatrico Medico authore. Francofurdi, apud Andreae Wecheli heredes, Claudium Marnium, & Jo. Aubrium, anno S. MDLXXXVIII. Cum privilegio S. Caesareae Maiestatis.*

[33] H. Diels, Die Hss. der antiken Ärzte. Griech. Abt., Abhandlungen d. Kgl. preuß. Akad. d. Wiss., Berlin 1906, S. 104.

[34] Über Joh. Rhode vgl. Jöchers Allgem. Gelehrten-Lex. III (Leipzig 1751), Sp. 2051 f.

[35] Die Zitate aus Foes' Büchern und aus der Editio princeps des Sozomenus sind ohne eigene Verbesserungen wiedergegeben; bei der zuletzt genannten Schrift sind nur die wichtigeren Abweichungen der von Chartier und Kühn besorgten Nachdrucke bezeichnet.

[36] Auch dies nicht beispiellos: wie der Fälscher Gedanken Galens in Foes' Formgebung einschmuggelt, so hat er auch folgende Worte seines Gewährsmanns (*Comm.* p. 309 sq.) *Ut autem tumores in vulneribus ab Hipp. probantur, ita et Celsi praeceptum animo defigendum est quod scripsit lib. 5. capite 26. de vulneribus agens. Nimis intumescere vulnus periculosum, nihil intumescere periculosissimum est. Illud indicium est magnae inflammationis, hoc emortui corporis* unbedenklich für galenisch ausgegeben p. 202 (= p. 458, 7 K.) ὡς τὸ λίαν οἰδαίνεσθαι τὰ τραύματα κινδυνῶδες, οὕτω τὸ μηδ᾽ ὅλως ἐξογκοῦσθαι κινδυνωδέστατον. ἐκεῖνο γὰρ τῆς μεγάλης φλεγμονῆς, τοῦτο δὲ τοῦ νενεκρωμένου σώματος σημεῖον. Auf denselben Paulus wie oben wird von Foes Oecon. p. 615 sq. s. v. τέρμινθοι die Erhaltung folgender Erklärung zurückgeführt: Ὁ μὲν Ὀρειβάσιος φύματος εἶδος φησὶ τὴν τέρμινθον, ἐπικεῖσθαι δὲ αὐτῇ ἄνω φλύκταιναν μέλαιναν, ἧς ἐκραγείσης τὰ ὑποκάτω ὅμοια ἀποσεσυρμένοις φαίνεσθαι, womit man die Worte bei Sozomenus vergleiche p. 30 (S. 327, 12 K.) εἴωθε δὲ ἐπικεῖσθαι αὐτοῖς ἄνω κάτω φλίκταινα μέλαινα, ἧς ἐκραγείσης τὰ ὑποκάτω ὅμοια ἀποσεσυρμένοις φαίνεται. τούτων δὲ διαιρεθέντων τὸ πῦον εὑρίσκεται. Das letzte Sätzchen ist in der Oecon. Hippocr. unbezeugt. Dagegen stimmt das folgende wieder mit ihr überein, nur daß ein Wechsel in der Anordnung der angeführten Stellen zu beachten ist. Foes hat nämlich die Worte S. 325, 15 ff. K. den im vorigen mitgeteilten vorangeschickt: *Commentarius in lib. 3. de humoribus Galeno attributus Terminthos esse scribit eminentias in cute consistentes, rotundas, colore ex nigro & viridi, terebinthi fructui similes. Quae expositio ex Dioscoride Alexandrino sumpta videtur, quam his verbis adscribit Paulus lib. 4. cap. 24.* Διοσκορίδης δὲ ὁ Ἀλεξανδρεύς φησι, τερέβινθοί εἰσιν ὑπεροχαὶ ἐπὶ τῆς χρωτὸς συνιστάμεναι, στρογγύλαι, μελανόχλωροι, ἐοικυῖαι θερμίνθου καρποῖς. Die Glosse selbst hat bei Sozomenus diese Gestalt angenommen (S. 327, 15 K.) ἄλλοι δέ φασι τερμίνθους εἶναι ὑπεροχάς τινας ἐπὶ τοῦ χρωτὸς συνισταμένας, στρογγύλας, μελανοχλώρους, τοῖς καρποῖς τοῦ τερμίνθου ἐοικυίας.

[37] Was den letzten Satz anlangt, so schreibt Foes in der Oecon. p. 355 s. v. κριθή: *Huiusmodi autem palpebrarum abscessus* ποσθίαι *quoque vocantur, hoc est praeputiola, ut scribit Gal. lib. 4. comp. pharm.* κατὰ τόπ. (p. 210, 36 & 221, 50 [Basil.]).

[38] Der Anfang dieser Erläuterungen liefert wieder ein Beispiel für die flüchtige Arbeitsweise des Fälschers, durch die er sich selbst entlarvt. Foes vergleicht die vorliegende Krank-

heitsgeschichte mit dem Bericht über das Leiden eines Mädchens aus Epidem. VI 4 und zitiert folgende Worte Galens (XVII B p. 130, 1) ἀκηκόατε ἤδη καὶ κατ' ἄλλον λόγον, ὁπότε τὰ τοῦ θώρακοϲ ἄνω πάϲχοι, κατὰ τὸ πρῶτόν τε καὶ δεύτερον μεϲοπλεύριον, εὐλόγωϲ τὰϲ χεῖραϲ εἰϲ ϲυμπάθειαν ἔρχεϲθαι, νεύρων εἰϲ αὐτὰϲ ἀφικνουμένων ἐκ τούτων τῶν μεϲοπλευρίων. Dann erwähnt er einen gewissen Pythion aus »*Lib. 3. Epid.*«, indem er schreibt: *Sic in Pythione, qui sputorum varietate laborabat, manuum tremores annotat etc.* Die beiden Zeugnisse stehen bei Pseudo-Galen in dieser Einkleidung p. 34 (= p. 330, 13 K.) Ὅταν τὰ τοῦ θώρακοϲ ἄνω πάϲχει (πάϲχῃ Kühn) κατὰ τὸ πρῶτόν τε καὶ δεύτερον μεϲοπλεύριον, τότε αἱ χεῖρεϲ εἰϲ ϲυμπάθειαν ἔρχονται, νεύρων εἰϲ αὐτὰϲ ἀφικνουμένων ἐκ τούτων τῶν μεϲοπλευρίων. οὕτωϲ καὶ Πυθίωνι ἀκηκόαμεν κατ' ἄλλον λόγον, ὅτι διὰ τὰ πτύελα ποικίλα ἤρξατο τρόμοϲ ἀπὸ χειρῶν κτἑ. So richtig dort ἀκηκόατε, so unrichtig hier das von da aufgegriffene ἀκηκόαμεν, da Pythion weder im ersten noch im zweiten Epidemiebuche vorgekommen ist. Mit Rücksicht auf den erst im Eingange des dritten Buches erscheinenden Kranken würde Galen ἀκουϲόμεθα geschrieben haben.

39 Zwischen τάχιϲτα μὲν γὰρ und ἐν τοῖϲ ἀρίϲτοιϲ haben die Drucke seit Chartier τὰ ϲιτία eingeschoben, das er wohl aus dem Zusatz *cibi* seiner lateinischen Übersetzung gezogen hat. Wer die Übertragung des Sozomenus überarbeitet hat, bleibt noch zu ermitteln; etwa Hieronymus Mercurialis, Professor in Padua, der z. B. an der 6. Juntina (1586) beteiligt war? Wenigstens ist seine Beschäftigung mit dem zweiten Buche der Epidemien bezeugt.

40 Chartiers Abänderungen an diesem besonders fehlerhaften Stücke des pseudogalenischen Kommentars beschränken sich, wie überhaupt, meist auf Berichtigung zahlreicher Druckfehler, von denen die Editio princeps geradezu wimmelt. Nur an einer Stelle hat er den Text vervollständigt: er schreibt in dem im Text bezeichneten Satze ἐρυϲίπελαϲ ἐκ τοῦ ἀποζέοντοϲ καὶ λεπτοῦ αἵματοϲ ἐν ταῖϲ μήτραιϲ ἐγγίνεται, während die seinem Texte beigegebene Übersetzung den Zusatz ausläßt; umgekehrt zeigt Sozomenus' Übersetzung: *Herisipelas ex ferventi tenuique sanguine conflatum in uteris fieri* die Lücke seines griechischen Textes gefüllt. In den übrigen Teilen des Buches hat Chartier nur einmal sich einen tieferen Eingriff in die Textgestalt erlaubt, indem er durch Umstellung eines Kapitels die bei Sozomenus gestörte Reihenfolge wiederhergestellt hat. Denn während die Editio princeps S. 98 (= S. 379, 3 K.) mit ἀναφερομένων sogleich das Lemma αἱ δὲ παραπληγίαι verbindet, hat Chartier hierher versetzt, was Sozomenus erst auf die Worte S. 100 (= S. 380, 11 K.) ἡ κινητικὴ δύναμιϲ folgen läßt, nämlich das Lemma ἦν δὲ ταῦτα ... ϲτόματι nebst der Erklärung ταῦτα φηϲὶ ... πάϲχουϲιν. Es bedarf noch der Untersuchung, ob Chartier in diesen Änderungen einem Bearbeiter der Übersetzung des Sozomenus folgt. Hierbei kommt die Angabe in Fabricius Bibl. Gr. t. V, p. 479, nach der die 6. Juntina (vom Jahre 1586) um *Comment. II Galeni in librum II Hipp. de morbis vulgaribus* vermehrt sei, schon der Zeit wegen nicht in Betracht. Mit diesem Zuwachs sind augenscheinlich dieselben versprengten Bruchstückchen aus »*Rasis lib. contin.*« gemeint, die sich im Schlußband der 9. Juntina (von 1625) S. 41 in der Übersetzung des Hieron. Mercurialis medicus Foroliviensis finden und von Chartier in seiner Ausgabe t. IX, pars II, p. 406 wiederholt worden sind. Über diese Fetzen schreibt Mercurialis in seiner Einleitung über die Schriften Galens, indem er sie mit den Fragmenten *de substantia facultatum naturalium, de dogmatibus Hippocratis, commentariorum in Platonis Timaeum* zusammenstellt, folgendes: *Pari pacto fragmentum commentarii in secundum Epidem. Hippocratis nobis ab Augustino Gadaldino medico nunquam satis laudato, deque medicina praeclarissime merito communicatum, qualia essent ea abunde declarat, cum ex paucis verbis vix credi possit quanta doctrina hauriatur.* Das umfang-

reichste dieser *fragmenta ex commentario secundi Epidem. collecta* lautet nach Rasi in der Übersetzung der Juntina: *Quando convalescenti accidit subito levitas corporis, & febris cessatio sine evacuatione tempore morbi, absque aliqua corporis dissolutione, scias quod morbus redibit. vidi quosdam homines, qui credebant esse liberati ex morbis usi balneis, & aliis eorum exercitiis, quos cognovi per mala alia signa, quae patiebantur ex hac aegritudine, morituros, & parum steterunt, quod recidiverunt, & mortui sunt. & illi, in quibus eorum non apparent signa mortalia, recidivabunt solum, & non morientur.* Aber es fehlt an der Stelle, wo man es bei dem Fälscher erwartet; bei Sozomenus S. 136/8 (= S. 407—409 K.) wird man vergeblich nach einer Spur suchen. Da es erst 1586 veröffentlicht zu sein scheint, konnte es ihm entweder noch nicht bekannt sein, oder es ist ihm entgangen. Ob durch die arabische Überlieferung des Scorialensis 804 und durch die lateinische des Vaticanus 2396 (wenn anders der Hippokratesübersetzer Calvus wirklich noch Galens echte Kommentare zu Epid. II zur Verfügung hatte und sich nicht an der Mitteilung des hippokratischen Textes genügen ließ) die Beweiskraft dieses Schlusses ex silentio erhöht wird, muß man abwarten, bis uns die beiden Hss. zugänglich sind.

[41] Und zwar ohne Benutzung handschriftlichen Materials, wie der seit der Aldina mit unseren Texten übereinstimmende Satz (S. 386, 11 K.) καὶ ἔνια τῶν ϲωμάτων καὶ φύϲεων καὶ ἡλικιῶν ἐϲτι δύϲκρατα beweist; denn die Lesart καὶ φύϲεων καὶ ἡλικιῶν geht auf P² zurück, d. h. auf Oppizzoni oder einen anderen Bearbeiter der Aldina: καὶ φύϲιων καὶ ἡλικίαν V: καὶ φύϲεων καὶ ἡλικίαν im Texte, φύϲιν von derselben Hand am Rande M: καὶ φύϲιν καὶ ἡλικίαν Q: vermutlich ist κατὰ für das erste καὶ einzusetzen.

[42] Der in allen Hss. und Drucken gleich überlieferte Satz τὸ μαλθακὸν τοῦ χειμῶνοϲ καὶ τὸ ἄπνουν τοῦ ἦροϲ ἐκ ταὐτοῦ γένουϲ ἐϲτὶ τοῦ θέρουϲ πνιγώδουϲ läßt sich, wie es scheint, heilen, indem man am Ende ἐϲτὶ ⟨τῷ⟩ τοῦ θέρουϲ πνιγώδει herstellt; oder empfiehlt es sich eher, ἐκ ταὐτοῦ γένουϲ ἐϲτίν, ⟨ἐξ οὗ καὶ τὸ⟩ τοῦ θέρουϲ πνιγῶδεϲ zu schreiben?

[43] Für Benutzung der Basileensis, nicht der Aldina, sprechen die Worte (S. 387, 9 K.) πνῖγοϲ ἐξ ἀνάγκηϲ ἕπεται, ὃ γίνεϲθαι ϲυμβαίνει μήτε τῶν προδρόμων καλουμένων πνευϲάντων μήτε τῶν ἐπομένων αὐτοῖϲ, οὓϲ καλοῦϲιν ἐτηϲίαϲ, da erst die Baseler Ausgabe den Druckfehler πνιγὸϲ anstatt πνιγμὸϲ enthält. Chartier hat für seine Ausgabe die Aldina nicht eingesehen; daher steht noch bei Kühn das aus πνιγὸϲ von Chartier konjizierte πνὶξ.

[44] Vgl. darüber des Entdeckers vorläufige Ankündigung im vorletzten Jahresbericht des Corp. Med. Graec., Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1916, S. 139.

[45] So lautet die Überlieferung der Druckvorlage der Aldina, der einzigen Hs., des Marcianus Venetus 283 (U) aus dem 15. (oder 14.?) Jahrhundert, nach eigenhändigem Eintrag aus dem Besitze des Kardinals Bessarion. Es ist klar, daß sie Schaden gelitten hat. Wenn der Fälscher hier einfacher und wortkarger ist als sein Original, so braucht seine Änderung darum noch nicht als galenisch anerkannt zu werden. Kühns Herstellung des pron. interrogat. τίνα μὲν, das vielleicht auch der Fälscher wollte, darf als stichhaltig gelten; für ἃ zwischen βραδέωϲ und ἐν empfiehlt es sich aus paläographischen Gründen, bei der sehr kompendiösen Schreibweise der Hs., worin ihre Vorlage wohl noch weiter ging, vielleicht εἶπον zu lesen: der Diphthong ει konnte nach der abgekürzten Endung ωϲ leicht ausfallen und π als λ verlesen werden.

[46] Auch die zeitliche Folge der Galenschen Hippokrateskommentare, wie sie Joh. Ilberg in seinem Aufsatz Über die Schriftstellerei des Klaudios Galenos, Rhein. Mus., Bd. 44 (1889), S. 229 ff., wahrscheinlich gemacht hat, bietet eine Stütze für die Behauptung der Unechtheit

dieses Kommentars. Denn um die auffällige Tatsache, daß *die Kommentare zu* περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων *in denen zu Epid. II erwähnt werden oder die zu* περὶ φύσιος ἀνθρώπου *in denjenigen zu* περὶ χυμῶν *(XVI, 32), wo jene ebenfalls zitiert sind* (*XVI, 358*), mit dem Ergebnis seiner chronologischen Untersuchung in Einklang zu bringen, braucht man nun nicht mehr mit dem genannten Galenforscher a. a. O. S. 236 an das allzu künstliche Auskunftsmittel von Nachträgen zu denken.

[47] J. Ilbergs erschöpfende Darstellung über die pharmakologische Schriftstellerei des Galenos a. a. O. S. 227 f. weist nirgends eine Spur des in Frage stehenden Buchtitels auf.

[48] In einer Anmerkung sei die ganze Stelle mitgeteilt, damit die Unverfrorenheit und Nachlässigkeit oder soll man sagen Unwissenheit des Kompilators um so deutlicher in die Augen springe. Die Worte, die der Fälscher mißbraucht, lauten bei Foes S. 220 f.: *Libri ... de Medicamentis purgan|tibus, quos* φάρμακα *passim vocat Hippocr. in libro* περὶ παθῶν, *desiderantur, et nihil praeter merum titulum brevesque clausulas reliquerunt. Ac ne eos quidem a Galeno unquam visos suspicor. Et quos ille de Medicam. purg. compositione promittit libros, in lib.* κατὰ γένη, *nunquam editos multis mihi rationibus persuasi. Ex quo factum est, ut tota medicamentorum purgantium natura et ratio, multis sit ambagibus obscurata et a plurimis sugillata. Hic igitur medicamentorum purgantium naturam, vires, et effectiones, velut per transennam, circunscribit Hipp. atque quid in his assumendis videndum sit, monet, ut vix alias habeas in tota purgatione indicationes, quam quae hic adscribuntur. Quas quia Galen. in* τῶν καθαιρομένων *libello, et in Methodo, fusissime persequitur, lectorem in plano non moramur.*

[49] Beweise für die Aufnahme Galenscher Lesarten in den Lemmata durch Pseudo-Galen findet man z. B. II 30 p. 94 S. (= p. 374, 13 K.) οὐδὲ βουβῶνες οὐδενὶ ᾤδησαν, ἀλλὰ τῇ φύσει μᾶλλον, wofür Foes οὐδὲ βουβῶνες οὐδενὶ ᾤδησαν. ἀλλὰ φύσει μὲν καὶ γλῶσσαν οὐ ῥηιδίως στρέφοντες bietet mit der Bemerkung p. 186, daß anstatt ἀλλὰ φύσει μὲν Galen ἀλλὰ τῇ φύσει μᾶλλον gelesen habe. — Gleich danach bezeugt Foes von einem andern Lemma (II 32): *Ubi autem* οὐ πάνυ ἐβίαζον *legitur, duo codices nostri* ἐβιάζοντο *legunt, Galenus vero* ἐβιῶντο. Sozomenus zeigt eine noch weiter gehende Abweichung (p. 376, 1 K.) Ἔν τισιν ἀντιγράφοις γράφεται, ἀλλ' εἰς τὰς ῥῖνας ἐξέφευγεν καὶ τὸ ποτόν, εἰ πάνυ ἐβιῶτο. — II 37 hat Foes p. 175/6 οὗτοι καὶ πέπονα ἀναπτύοντες | καὶ βραγχώδεες ἦσαν aus der Vulgata des Hippokrates aufgenommen, dagegen schreibt er im Kommentar p. 195 *nostri vero codices unico prope consensu pro* βραγχώδεες, βραχυμογέες *legunt* und fährt nach einer Erklärung dieser Lesart fort p. 196: *Cuius lectionis vestigia supersunt apud Galen. Legit enim* οὗτοι καὶ πέπονα ἀναπτύοντες βραχὺ μόγις ἦσαν. *Hancque lectionem receptissimam secuti sumus.* Sozomenus liest p. 98 οὗτοι καὶ πέπονα ἀναπτύοντες καὶ βραχὺ δὲ μόγις ἦσαν im Lemma, im Kommentar (p. 380, 9 K.) βραχὺ δὲ μόγις. — Im vorletzten Lemma des zweiten Kommentars erklärt Foes p. 196 die Lesart ἀλλοχόοι in demselben Sinne wie ἀλλοφάσσοντες, das Galen mit παραπαίοντες καὶ παραφρονοῦντες umschreibe, und schreibt dann weiter: *Nos hanc lectionem retinuimus ex duobus fidelissimis iisdemque vetustissimis exemplaribus. Quidam vero cod. cum Gal. legunt* καὶ δύσπνοοι καὶ διαλεγόμενοι, σιοιλοχόοι (sic). Sozomenus liest und erklärt p. 102 (= p. 381, 8 K.) σιαλοχόοι. — Am ausführlichsten ist Pseudo-Galens textkritische Erörterung p. 78 S. (= p. 362, 12 K., fälschlich 374 beziffert), wo er, auf den von Foes p. 164/5 erwähnten Anfang der Galenschen Kommentare zu Epid. VI und auf des Metzers Auslegung sich stützend, die alte Lesart πρὸς δὲ τἀφροδίσια αἱ οὐραὶ ἔβλεπον samt der Konjektur θύραι, die er nach der angeführten Galenstelle (XVII A p. 794, 11 K.) dem Herakleides von Tarent zuschreibt, verwirft und die ursprüngliche Lesart οἱ ῥόοι ἔβλαπτον billigt. Zu ihrer

Begründung schreibt er im Anschluß an Foes, dessen Erläuterung auf einer genaueren Galenstelle zu beruhen scheint, folgendes:

Sozomenus p. 78 sq. (= p. 363, 1 K.)

ἀλλὰ οὐδετέρα γ̣ραφὴ διδάσκει τι τῆς γνώμης ἐχόμενον τοῦ παλαιοῦ, διὸ ἡγησάμην ἐγώ, μᾶλλον ἀπὸ (soll man διὸ ἡγησάμην ἐγὼ μᾶλλον, ὅτι ὑπὸ vermuten?) τοῦ συγγραφέως οἱ ῥοοὶ γέγραπται, ἤ τι ἄλλο, ἵνα λόγος εἴη περὶ τῶν ῥύσεων τῶν γυναικείων, περὶ ὧν πᾶσα νῦν ἐστὶν ἱστορία. αὗται μὲν γὰρ καὶ πάνυ ἐν ταῖς συνο̣υσίαις τὰς γυναῖκας ἐνοχλοῦσι καὶ διὰ τὸν ῥοῦν τὸν συνεχῆ καὶ διὰ τὴν μεγάλην τῶν αἰδίων (von Kühn sinnlos in αἰτίων entstellt, Foes' *naturalium* oder die Übersetzung *pudendorum* führt auf αἰδοίων) θερμασίαν καὶ τὸν κνησμὸν καὶ τὴν τοῦ ὀσφύος τε καὶ βουβῶνος ὀδύνην καὶ τὴν τῆς νειαίρας τάσιν καὶ τὴν τῆς κακοσμίας σφοδρότητα.

Foes p. 165

Quotus enim quisque est qui non videat, quam parum ad huius loci sensum οὐραὶ καὶ θύραι *faciant? Par est igitur antiquam lectionem retinere, et hunc locum fluxionibus illis variis accomodare, de quibus tota agit historia. Quae quantum veneri exercendae officiant, satis apparet, in his mulieribus, quae hac lue profluvii muliebris conflictantur, dum magno naturalium calore, pruritu, lumborum et inguinum dolore, imi ventris contensione vehementique foetoris taedio conficiuntur.*

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.

ABHANDLUNGEN

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1917

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

Nr. 2

DIE IDEE VON KANTS KRITIK DER REINEN VERNUNFT

EINE HISTORISCHE UNTERSUCHUNG

VON

BENNO ERDMANN

BERLIN 1917

VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Gelesen in der Sitzung der phil.-hist. Klasse am 8. März 1917.
Zum Druck eingereicht am 21. März, ausgegeben am 5. Mai 1917.

Vorbemerkung.

Zu der Kritik der Problemlage in Kants transzendentaler Deduktion der Kategorien, die ich in den Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1915 veröffentlicht habe, gehört als Ergänzung eine Kritik der Problemlage in Kants Ethik. Eine solche durfte ich jedoch nur versuchen, nachdem ich den Weg gezeigt hatte, der für mich die Idee der kritischen Metaphysik Kants überhaupt erkennbar macht. Das forderte die vorliegende Abhandlung. Denn es ist manches in meinen älteren Arbeiten über Kants Kritizismus, was ich so, wie ich es damals dargestellt habe, nicht mehr vertreten kann. Suchte ich auch von Anfang an ein historisches Verständnis der Lehre Kants, so war ich doch nicht frei von dem Antriebe, Gedanken, die ich auf anderen Wegen erworben hatte, in Kants Kritizismus hineinzudeuten. Auch habe ich damals Untersuchungen über die subjektiven Entwicklungsbedingungen der Kantischen Philosophie größeren Einfluß verstattet, als ich jetzt einer objektiven historischen Würdigung angemessen finde. Ich glaube Kant gegenüber unbefangener geworden zu sein, weil seine Lehre von meinen Auffassungen weiter abgerückt, dem historischen Verständnis damit zugänglicher geworden ist. Leider hatte ich manches, was längst gesagt ist, zu wiederholen, wenn auch nur wenig, was nicht in neuer Beleuchtung darzustellen war. Gern erkenne ich an, daß ich aus der zwischenliegenden Kant-Literatur, soweit ich Anlaß hatte, sie durchzuarbeiten, nicht weniges gelernt habe, auch aus manchen Einwendungen, die meinen früheren Auffassungen entgegengehalten worden sind.

Hinsichtlich der Form der Darstellung habe ich geschwankt. Im ersten Entwurf habe ich geglaubt, mich aller Belege enthalten zu sollen. Ich dachte nur für die Kundigen zu schreiben. Aber ich habe in Vorlesungen und seminaristischen Übungen gefunden, daß eine Untersuchung der vorliegenden Art, wenn sie den Autor selbst reden läßt, der stets der beste Interpret

seiner Meinung ist, gerade denjenigen helfen kann, die sich in die Gedankenwelt des größten deutschen Philosophen ernstlich hineinfinden wollen. So habe ich schließlich die Scheu vor einer mosaikartigen Darstellung überwunden und mit Hinweisen nicht gespart. Wo es erläuternd wirkte, habe ich aus gleichen Gründen Kants eigene Formulierungen nachschreiben lassen. Die Sperrdrucke in ihnen sind durch den hier vorliegenden Zusammenhang bestimmt; die eckigen Klammern enthalten erläuternde Zusätze von mir.

Mit Berufungen auf die Nachlaßveröffentlichungen bin ich aus prinzipiellen Gründen sparsam gewesen. Als primäre Quellen für die Lehrmeinung eines Philosophen sollten ausschließlich die von ihm selbst veröffentlichten Schriften gelten. Allein an sie ist die unmittelbare historische Wirksamkeit seiner Gedanken gebunden, in weitaus überwiegendem Maße auch deren Nachwirkung in späteren Generationen. Gewiß darf die Geschichte der Philosophie an Nachlaßstücken, die nach Ursprung oder Inhalt den Gedankenverlauf der primären Quellen bereichern oder lehrreiche Blicke in die Werkstatt der Gedankenarbeit möglich machen, nicht vorbeigehen. Aber sie kommen mit verschwindenden Ausnahmen nur als Ergänzungen in Betracht.

Benno Erdmann.

Abkürzungen.

A[1]: Kritik der reinen Vernunft, Seitenzahlen der ersten Auflage.
A[2]: » » » » , » » zweiten » .
A: » » » » , der beiden Auflagen gemeinsame Text nach den Seitenzahlen von A[2].
W. I—VI: Kants Gesammelte Schriften, hrsg. von der Berl. Akad. d. Wiss., 2. Aufl. 1911 f.
W. VII, X f.: Dieselben nach der ersten Auflage.
W. H. VIII: I. Kants Sämtliche Werke, hrsg. von Hartenstein, Leipzig 1867.
Pr.: Kants Prolegomena, Seitenzahlen nach W. IV.
Kr. d. U.: Kants Kritik der Urteilskraft, Seitenzahlen nach W. V.
L. Bl.: Lose Blätter aus Kants Nachlaß. Mitgeteilt von Rudolf Reicke. Königsberg 1889.
N: Nachträge zu Kants Kritik der reinen Vernunft, aus Kants Nachlaß hrsg. von Benno Erdmann, Kiel 1881.
Rfl. II: Reflexionen Kants zur Kritik der reinen Vernunft, hrsg. von Benno Erdmann, Leipzig 1884.

Inhaltsangabe.

Die Aufgaben der Geschichte der Philosophie führen, wie die Aufgaben der Geschichte aller geistigen Betätigungen, ins Unbegrenzte. Denn die Deutung des historischen Bestandes und der historischen Wirkungen jeder philosophischen Lehrmeinung hängt, wie schließlich alles Verstehen und Erkennen, in erster Linie von dem Geist der Zeit ab, in der diese Deutung erfolgt, und innerhalb dieser Grenzen zudem von der Stellung, welche die Denkweise des einzelnen Forschers in dem verschlungenen Gewebe zeitgenössischer Theorien, Hypothesen und Arbeitsweisen einnimmt.

Gemäß dem verwickelten Gang der Kultur ist jener Verlauf der historischen Erkenntnis nicht durchweg ein Fortschritt. Es fehlt auch in der Geschichte der Wissenschaften nicht an Rückschlägen und Perioden des Stillstandes, niemals auch an individuell bedingten Einseitigkeiten, die zeitweise einflußreich werden können.

Allerdings trifft das Schicksal wechselnder Deutungen nicht jedes philosophische System in gleichem Maße. Die wenigen, die vor allen anderen gehaltreich und historisch wirkungsvoll sind, fallen ihm insbesondere anheim. Es hat, dürfen wir sagen, keines in solchem Maße betroffen, wie den Kritizismus Kants.

Kant hätte auch für alle übrigen Bestandteile seiner kritischen Lehre sich erkühnen dürfen zu sagen, was er objektiv unbedenklich ist, für sein theoretisches Hauptwerk in Anspruch zu nehmen, 'daß nicht eine einzige metaphysische Aufgabe sein müsse, die in ihm nicht aufgelöst, oder zu deren Auflösung nicht wenigstens der Schlüssel dargereicht worden' (A^1 XIII, vgl. A^2 XXIII). In der Tat hat niemand vor und nach ihm die philosophischen Probleme so vollständig erfaßt und in der Tiefe durchwühlt, nie ein Philosoph sein Lehrgebäude in so kunstvoller Architektonik erbaut, kein anderer die spekulativen und ethisch-religiösen Aufgaben unseres Denkens in so diametralen Gegensatz gesetzt und zugleich so eng miteinander verkettet,

kurz niemals ein Denker jedem so vieles gebracht. Dem entspricht denn auch der weitverzweigte und fast nach allen Richtungen hin divergierende Einfluß, den seine Gedanken bis zur Gegenwart ausgeübt haben.

Schon in den Auffassungen der ersten Gegner, Anhänger und Fortbildner seiner Lehre spiegelt sich der Geist des Systems in verschiedenster Weise. Noch stärker ist das Bild des Kritizismus in den Deutungen und Wertungen der spekulativen Philosophie Deutschlands um den Anfang des vorigen Jahrhunderts verändert, bei Fichte, Schelling, Schleiermacher, Herbart und Schopenhauer; erst recht begreiflicherweise in den durch diese Fortbildung mitbedingten späteren, heimischen und fremdländischen ablehnenden, anerkennenden und vermittelnden Stellungnahmen. Auch die entwicklungsgeschichtlichen Untersuchungen der Lehre Kants, die mit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einsetzen, haben an dieser Sachlage nichts Wesentliches zu ändern vermocht. Wir haben uns vielfach — ich rechne mich ein — verleiten lassen, den Lehrbestand des Kritizismus in synthetischer Konstruktion aus Hypothesen über seine Entwicklung abzuleiten, statt analysierend von dem Tatbestand der Lehren auf ihre nur hypothetisch erfaßbaren Entwicklungsbedingungen zurückzugehen. Verwirrend hat auch gewirkt, daß in mehr als einem Falle die historisch gleichgültigen subjektiven Entwicklungsbedingungen bei diesen Untersuchungen an die Stelle der allein bedeutsamen objektiven Abhängigkeiten gestellt wurden.

Diese Mängel der bisherigen historischen Forschung lassen es nicht als hoffnungslos erscheinen, schon gegenwärtig eine weitere Klärung über den von Kant selbst gemeinten Tatbestand seiner Lehre, und damit über die historische Stellung seiner Philosophie herbeizuführen. Wir müssen nur versuchen, uns von systematischer Parteinahme für oder wider so weit frei zu halten, wie solche Freiheit einem bedeutsamen Gedankenkomplex gegenüber überhaupt erreicht werden kann. Es hilft uns, daß Kant selbst den Weg zu einer historischen Deutung seines Kritizismus für den Kundigen, allerdings in weniger beachtetem Zusammenhang, deutlich vorgeschrieben hat.

Auf diesen Weg hinzuweisen, ist die Aufgabe der vorliegenden Abhandlung.

Kant gibt die erwähnten Andeutungen in dem kurzen Schlußabschnitt seines theoretischen Hauptwerks, in der Erörterung über die Architektonik der reinen Vernunft.

Er bezeichnet hier als Idee in methodologischem Sinne den Begriff von der als Einheit gedachten Form eines gedanklichen Ganzen, sofern durch diesen der Umfang des Mannigfaltigen sowohl als die Stelle der Teile untereinander bestimmt wird. Dieser Begriff ist für ihn prinzipiellen Gepräges. Er dient als Prinzip für die apriorische, hier deduktiv gemeinte Ableitung des architektonischen Zusammenhangs. Die Ideen dieser Art sind deshalb für ihn durchweg Vernunftbegriffe.

So kann er erklären, daß niemand versuche, eine Wissenschaft zustande zu bringen, ohne daß ihm eine Idee zugrunde liege. Aber er weiß auch darüber zu klagen, daß diese Idee anfänglich zumeist 'wie ein Keim in der Vernunft . . . eingewickelt' liege, so daß es langer Vorarbeit bedürfe, sie zu entfalten, in hellerem Licht zu erblicken, und ihr gemäß ein Ganzes nach den Zwecken der Vernunft in architektonischer Einheit zu entwerfen.

Kein Zweifel, daß Kant damit eigenes Erleben zum Ausdruck bringt. Wissen wir doch, daß er wie Leibniz zu den Geistern gehört, deren Gedanken verhältnismäßig spät zu voller Reife gelangen. Aus seinen Schriften ergibt sich, daß er die ersten grundlegenden Gedanken seines theoretischen Kritizismus nicht früher als kurz vor 1770, also im 45. Lebensjahre gefunden hat. Aus seinem Briefwechsel ersehen wir zudem, daß er daraufhin erst mehrere Jahre später den entscheidenden Aufstieg zu seinem späteren kritischen Standpunkt vollziehen konnte. Ausdrücklich endlich hat er einmal brieflich (W. X. 93), sowie in entwicklungsgeschichtlichen Reflexionen bekannt: 'Ich sah anfänglich diesen Lehrbegriff nur in einer Dämmerung.... Es hat eine geraume Zeit dazu gehört, ehe die Begriffe sich bei mir so geordnet hatten, daß ich sie sah ein Ganzes ausmachen . . . Das Jahr 69 gab mir großes Licht' (Rfl. II Nr. 4 und 6).

Auf Grund solchen Erlebens und im Hinblick auf die kritischen Erörterungen der Lehre Leibnizens von der sinnlichen und Verstandeserkenntnis, des Skeptizismus von Hume gegen alle Metaphysik, die sein Werk durchsetzen, sowie seiner feinsinnigen Charakteristik der Platonischen Lehre (A 370 f.) und des Epikureischen Empirismus (A 496 f.) durfte er sagen: 'Um deswillen muß man Wissenschaften, weil sie doch alle aus dem Gesichtspunkte eines gewissen allgemeinen Interesse ausgedacht worden, nicht nach der Beschreibung, die der Urheber derselben davon gibt, sondern nach der Idee, welche man aus der natürlichen Einheit der Teile, die er zusammengebracht hat, in der Vernunft selbst gegründet findet, erklären

und bestimmen' (vgl. A 370). In gleichem Sinne konnte er vorbildlich erklären: 'Die Systeme scheinen die Gewürme durch eine *generatio aequivoca* aus dem bloßen Zusammenfluß von aufgesammelten Begriffen, anfänglich verstümmelt, mit der Zeit vollständig gebildet worden zu sein, ob sie gleich alle insgesamt ihr Schema als den ursprünglichen Keim in der sich bloß auswickelnden Vernunft hatten, und darum nicht allein ein jedes für sich nach einer Idee gegliedert, sondern noch dazu alle untereinander in einem System menschlicher Erkenntnis wiederum als Glieder eines Ganzen zweckmäßig vereinigt sind, und eine Architektonik alles menschlichen Wissens erlauben' (vgl. W. H. VIII 49).

Im Zusammenhang dieser Hinweise, die bei aller ihrer Kürze zu dem Tiefsten gehören, was über die Aufgabe der Geschichte der Philosophie gesagt worden ist, hat Kant auch den Weg angegeben, den jeder Versuch historischer Deutung eines philosophischen Lehrgebäudes zu gehen hat. 'Die Idee', so erfahren wir weiter, 'bedarf zur Ausführung ein Schema, d. i. eine a priori [deduktiv] aus dem Prinzip des Zwecks bestimmte wesentliche Mannigfaltigkeit und Ordnung der Teile', also ein Schema, das 'den Umriß und die Einteilung des Ganzen in Glieder der Idee gemäß, d. i. a priori, enthalten . . . muß', und so 'architektonische Einheit' gründet.

Aus dem Aufbau des Werks also haben wir den Plan abzuleiten, der ihm als gestaltende Idee zugrunde liegt, und dadurch die in der Vernunft gegründete innere Einheit des Ganzen enthüllt.

Daraus ergibt sich, daß die Idee, die Kant im Sinne hat, in keinem Gedanken gesucht werden darf, der das Lehrgebäude nicht durchgängig gestaltet hat, und ebenso wenig in einem solchen, der nur für einen Teil des Ganzen maßgebend gewesen ist.

Damit scheiden von vornherein drei Gesamtauffassungen aus, die wiederholt als Ausdruck des inneren Zusammenhangs der Kritik der reinen Vernunft in Anspruch genommen worden sind.

Es sind dies erstens diejenige Deutung, der die allbekannte Fragestellung: 'Wie sind synthetische Urteile a priori möglich?' zugrunde liegt; zweitens diejenige, die von dem bestechenden Bilde ausgeht, in dem Kant seine Problemstellung mit der des Kopernikus vergleicht; endlich diejenige, die den Schwerpunkt des theoretischen Kritizismus in dem von Kant sogenannten transzendentalen Idealismus findet.

Alle diese Deutungen sind ohne Zweifel durch Kants Darstellung nahegelegt. Für die beiden ersten spricht schon der Umstand, daß sie sich in Kants definitiver Redaktion seines kritischen Hauptwerks von vornherein aufdrängen; ebenso die Tatsache, daß sie von Kant selbst gelegentlich als den Grundgedanken seines Werks enthaltend charakterisiert werden. Zugunsten der dritten kommt in Betracht, daß Kant seine Lehre auch als transzendentalen oder kritischen Idealismus zusammengefaßt hat.

Dennoch hätte gegen die beiden ersten Deutungen des beherrschenden Gedankenkreises der Kritik der reinen Vernunft schon bedenklich machen sollen, daß die Formen, in denen sie sich als nächstliegende Ausgangspunkte aufdrängen, nicht dem ursprünglichen Bestand des Werks vom Jahre 1781 angehören. Die Frage nach der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori tritt vielmehr maßgebend in Betonung und gestaltender Kraft erst in den zwei Jahre späteren Prolegomenen auf, und wird erst von da aus, wenigstens mit gleicher Betonung, in die Einleitung der 1787 veröffentlichten zweiten Auflage des theoretischen Hauptwerks aufgenommen. Der Kopernikanische Vergleich gehört sogar ausschließlich dem Vorwort der Neubearbeitung der Kritik, die Zusammenfassung der Lehre als transzendentaler Idealismus lediglich polemischen Erörterungen der Prolegomenen an. Entscheidend sind allerdings diese Umstände nicht. Es könnte selbstverständlich sein, daß jene Gedanken trotz ihrer späten Formulierung die treffendste Fassung des ursprünglichen Grundgedankens enthalten. Entscheidend aber ist, daß bei Prüfung der Architektonik des Werks keine von ihnen die Probe auf die zugrunde liegende, alles Einzelne der Ausführung bestimmende Idee besteht.

Unschwer nachweisbar ist dies bei der Frage nach der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori.

Die Frage wird allerdings schon in der ursprünglichen, kurzen Einleitung, etwas unvermittelt, am Schluß der wenigen Seiten aufgeworfen, die dort von dem Unterschiede analytischer und synthetischer Urteile handeln, und als ein gewisses Geheimnis bezeichnet, dessen Aufschluß allein den Fortschritt in dem grenzenlosen Felde der reinen Verstandeserkenntnis sicher und zuverlässig machen kann (A^1 10). In verallgemeinerter Weise, aber in untergeordneter Funktion wird der Gedanke späterhin, in der transzendentalen Analytik, wieder aufgenommen. Hier wird betont, daß die Erklärung der

Möglichkeit synthetischer Urteile überhaupt in einer transzendentalen Logik, deren ersten Teil die Analytik bildet, 'das wichtigste Geschäft unter allen sei, und sogar das einzige, wenn von der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori die Rede ist, imgleichen den Bedingungen und dem Umfange ihrer Gültigkeit. Denn nach Vollendung desselben' kann die transzendentale Logik 'ihrem Zwecke, nämlich den Umfang und die Grenzen des reinen Verstandes zu bestimmen, vollkommen ein Genüge tun' (A 193). Die Frage ist also der Umfangs- und Grenzbestimmung des reinen Verstandes untergeordnet und erscheint als einzige Aufgabe nur, so weit von der Möglichkeit und Gültigkeit synthetischer Urteile a priori zu jenem Zwecke zu handeln ist.

Diesen einschränkenden Bestimmungen entspricht denn auch der Anteil der Fragestellung und ihrer Beantwortung an dem Aufbau des Werks.

Nichts verrät sich von einem solchen Anteil in der Gliederung der Elementarlehre in die transzendentale Ästhetik und Logik, nichts auch in der Einteilung dieser Logik in die transzendentale Analytik und Dialektik. Für die erste dieser beiden Gliederungen ist vielmehr der Gegensatz von Sinnlichkeit und Verstand oder Vernunft als Rezeptivität und Spontaneität maßgebend. Über die zweite entscheidet die Differenz, welche die 'Zergliederung des reinen Verstandesvermögens selbst, um die Möglichkeit und den Gebrauch der Begriffe a priori . . . zu erforschen . . ., als das eigentümliche Geschäft einer Transzendentalphilosophie' [d. i. hier der Kritik der reinen Vernunft] von der Kritik des transzendentalen Scheins trennt, also von der Aufhebung des Scheins in den 'natürlichen und unvermeidlichen Illusionen, den die transzendentalen Urteile mit sich führen' (A 90, 354).

Auch die speziellere Gliederung dieser Abschnitte läßt die gestaltende Rücksicht auf die Fragestellung nach der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori durchgängig vermissen.

Die transzendentale Ästhetik ist in ihrem ursprünglichen Bau lediglich durch die Argumente bestimmt, denen zufolge Raum und Zeit apriorische Anschauungsformen sind, sowie durch die daraus folgende Konsequenz, daß alle unsere Anschauung nichts als die Vorstellung von Erscheinung sei (A 36, 59). Dementsprechend treten die Konsequenzen der neuen Lehre von Raum und Zeit für die Frage nach der Möglichkeit der synthetischen Urteile a priori nirgends in den Vordergrund. Von den ursprünglich je fünf Argumenten für beide apriorische Anschauungsformen

gedenken der Frage nur die je vierten, auf die Anschaulichkeit abzielenden, mit kurzen Worten, das Raumargument unter Hinweis auf die geometrischen Grundsätze, das für die Zeit ohne Beziehung auf die Mathematik. Das dritte Raumargument begründet tatsächlich nur die notwendige Gewißheit aller geometrischen Grundsätze. Auch in der 'Erläuterung' zu den Argumenten und den 'Schlüssen' wird nur auf das 'glänzende Beispiel' der reinen Mathematik für die Ableitung synthetischer Erkenntnisse der Geometrie, und auch dies lediglich in einem Satze, aufmerksam gemacht. Erst in dem Schlußabsatz der 'Allgemeinen Anmerkungen zur transzendentalen Ästhetik' wird der Gedanke, daß die synthetischen Urteile der reinen Mathematik nur durch die neue Fassung von Raum und Zeit verständlich werden, in etwas ausgeführt; selbst hier jedoch lediglich, um der 'zweiten wichtigen Angelegenheit' des Abschnitts Genüge zu tun, nämlich das Ergebnis der Ästhetik völlig einleuchtend gewiß zu machen (A 63 f.).

Ebenso wenig ist das erste Buch der transzendentalen Logik, die transzendentale Analytik der Begriffe, nach dem Grundriß jener Fragestellung gebaut. Sie fehlt in den einleitenden Abschnitten, speziell in der allgemeinen Aufgabebestimmung der transzendentalen Analytik (A 89). Sie findet sich auch nicht in dem Aufweis des Prinzips für die Ableitung der Kategorien aus der überlieferten Urteilstafel als der Begriffe, die der reinen Synthesis [d. i. der spontanen Verknüpfung] des Mannigfaltigen der Sinne zu einer Erkenntnis Einheit geben (A 104). Sie bestimmt endlich nichts in der von Kant sogenannten transzendentalen Deduktion der reinen Verstandesbegriffe, also in dem Beweis, daß die Kategorien, als Verstandesbedingungen der Möglichkeit aller Erkenntnis, Regeln a priori der synthetischen Einheit der transzendentalen Apperzeption sind (A[1] 109 f.).

Erst im zweiten Buch der Analytik, in den Erörterungen über die Grundsätze des reinen Verstandes, d. i. der synthetischen Urteile a priori, die aus den Kategorien abfließen und allen übrigen Erkenntnissen zugrunde liegen (A 175), kommt die Fragestellung wieder zum Vorschein. Das Resultat der transzendentalen Deduktion der Kategorien wird hier zum Prinzip aller synthetischen Urteile (A 197). Wiederholt, wenn auch kurz, wird dementsprechend auf die Funktion dieses Prinzips für die Möglichkeit der synthetischen Urteile a priori überhaupt (A 223, 263/4, 286/7), sowie speziell der mathematischen Urteile dieses Charakters hingewiesen (A 188, 199, 204/5, 221). Aber auch hier ist die Anordnung des Ganzen wiederum

nicht durch diese Fragestellung bestimmt. Noch weniger kommt eine Scheidung der synthetischen Urteile a priori der Mathematik und der reinen Naturwissenschaft in Betracht. Der Aufbau folgt vielmehr durchweg dem Schematismus der Kategorientafel (A 200f.). Gar nicht endlich ist das Hauptstück über die Phänomena und Noumena, der summarische Überschlag der Auflösungen der Analytik (A 295), um das Problem orientiert. Nur flüchtig wird der Fragestellung im Verlauf dieses Abschnitts einmal gedacht (A 299) und an dessen Schluß die Auflösung des durch jene Frage gegebenen Problems als Bestätigung herangezogen. Fast völlig (A 326) endlich fällt das Problem für die Erörterungen des Anhangs über die transzendentale Amphibolie der Reflexionsbegriffe aus.

Was hiernach für den architektonischen Bestand der transzendentalen Ästhetik und Analytik sicher ist, zeigt sich ebenso in dem Aufbau der umfangreichen Untersuchungen, die Kant als transzendentale Dialektik zusammenfaßt. Auch ihr Problem wird gelegentlich in die Frage gekleidet, zwar nicht wie, aber ob die reine spekulative Vernunft, als oberstes Erkenntnisvermögen genommen, synthetische Grundsätze und Regeln enthalte, und diese Frage wird als hinreichende Anleitung zur Lösung der Aufgabe angesehen, auf welchem Grunde das oberste synthetische Prinzip der transzendenten Grundsätze der Vernunft beruhe (A 364/5). Dennoch geht auch diese Ableitung eigene, von der synthetischen Fragestellung gar nicht berührte Wege. Sie legt nicht etwa die synthetischen Urteile überhaupt oder eine besondere Art von ihnen zugrunde, sondern entwickelt die Ideen, entsprechend der Ableitung der Kategorien aus den logischen Funktionen des Urteils, aus den grundlegenden Schlußweisen unseres Denkens. Auch der Zusammenhang der 'synthetischen Erkenntnisse aus Begriffen', welche die Prinzipien des obersten Erkenntnisvermögens ausmachen, d. i. der Zusammenhang der Ideen als Begriffe der absoluten Totalität der Bedingungen zu einem gegebenen Bedingten (A 357, 379), spiegelt in seiner Weise lediglich den systematischen Zusammenhang der Kategorien wieder (A 402, 442, 490), nirgends aber jene allgemeine Fragestellung, geschweige denn irgendeine spezielle Gliederung derselben. Wiederholt allerdings beruft sich Kant in seiner dialektischen Kritik des Erkenntnisanspruchs der Ideen auf den obersten Grundsatz der synthetischen Urteile, in dem er das Resultat der transzendentalen Deduktion der Kategorien zusammengefaßt hatte (A' 353, 381f., 398; A 625/30, 637, 663, 691). Dennoch

fehlt schlechterdings jede Spur, die zu der Meinung berechtigen könnte, daß der kunstvolle Aufbau der Dialektik in der Kritik der psychologischen Paralogismen, der kosmologischen Antimonien und der spekulativen Gottesbeweise um die Frage nach den synthetischen Urteilen a priori orientiert sei.

Auch in der Methodenlehre kommt Kant wiederholt auf die Frage zurück. So bei der Unterscheidung des mathematischen und philosophischen Vernunftgebrauchs (A 741, 746, 749, 760, 764), ferner in der Erörterung des polemischen Vernunftgebrauchs (A 770), speziell in der Kritik des Skeptizismus (A 790, 792/95), endlich in der Skizze der transzendentalen Beweismethoden (A 810/12, 815 f.). Aber es bedarf schon nach dieser unvollständigen Aufzählung einzelner Abschnitte der Methodenlehre keines weiteren Beweises, daß auch hier kein Schema aus der vielberufenen Fragestellung die Anordnung beherrscht.

Ständen wir nicht vor einer althergebrachten und verbreiteten Überlieferung, so hätte es des ausführlichen Beweises aus dem Tatbestand der ursprünglichen Anordnung des Werks nicht bedurft. Absichtlich ist auch davon Abstand genommen, die Sicherheit der vorstehenden Argumentation durch Einschaltung eines nur hypothetischen Beweisgliedes zu gefährden. Es darf jedoch bei aller Unsicherheit die ihm anhaftet, nicht übergangen werden. Adickes hat in seiner Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft wohl zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß die in dem ersten Abschnitt der ursprünglichen Einleitung enthaltene Erörterung 'Von dem Unterschiede analytischer und synthetischer Urteile' eine erst nachträglich vorgenommene Einschiebung sein möchte. Ich vermute das ebenfalls. Wer die beiden Abschnitte der Einleitung über Idee und Einteilung der Transzendentalphilosophie unter Auslassung jener Erörterung liest, wird sie nicht nur nicht vermissen, da in ihnen jede Vordeutung und jede weitere Rücksichtnahme auf diese Unterscheidung fehlt, sondern sie nachher sogar als störend empfinden. Der eigentliche Ort der Fragestellung ist in dem ursprünglichen Zusammenhang des Werks der erste Abschnitt über das System der Grundsätze des reinen Verstandes. Dort wird sie denn auch nicht eigentlich wieder aufgenommen, sondern der Gedankengang ohne Rücksichtnahme auf die einleitende Erörterung durchgeführt. So erklärt sich denn auch, daß bis zu diesem Abschnitt hin die Fragestellung nur gelegentlich berührt und nirgendwo systematisch gegliedert wird. Das Prinzip der Möglichkeit synthetischer Urteile, das selbstverständliche der empirischen

und das aus der transzendentalen Deduktion der Kategorien folgende, jenes erste einschließende der apriorischen, ist das Grundprinzip für die Grundsätze, ohne jedoch deren Gliederung selbst zu gestalten. Freilich bleibt zu bedenken, daß Kant selbst es angezeigt gefunden hat, die Fragestellung in die ursprüngliche Einleitung aufzunehmen. Schon deshalb ist geboten, eine solche Hypothese nur als klärende Ergänzung zu verwerten. Wir bedürfen ihrer als eines Beweisgrundes zudem um so weniger, als Kant selbst keinen Zweifel darüber gelassen hat, daß sein Werk ursprünglich schlechterdings nicht auf das Problem der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori eingestellt ist.

Denn erst in den Prolegomenen, der erläuternden Vorübung für Kundige, die den früh aufgetretenen Klagen über die Dunkelheit des Werks abhelfen und die neue Lehre gegenüber einem ersten groben Mißverständnis durch den Göttinger Rezensenten in das rechte Licht setzen sollten, gewinnt die Frage grundlegende konstruktive Bedeutung. Erst in ihnen findet sich die Erklärung, daß die Einteilung der Urteile gemäß dem 'mächtigen' Unterschied des Analytischen und Synthetischen in der Kritik des menschlichen Verstandes verdiene 'klassisch zu sein' (W. IV 275, 270; vgl. A[2] 193). Hier erst wird sie in schärfster Betonung zu der 'eigentlichen, mit schulgerechter Präzision ausgedrückten Aufgabe, auf die alles ankommt', so daß 'die ganze Transzendentalphilosophie [also auch die Kritik d. reinen Vernunft] . . . selbst nichts anderes ist, als bloß die vollständige Auflösung der hier vorgelegten Frage, nur in systematischer Ordnung und Ausführlichkeit . . . Die ganze Transzendentalphilosophie, die vor aller Metaphysik notwendig vorhergeht' ist sogar . . . 'eine ganze, und zwar aller Beihilfe aus anderen beraubte, mithin an sich ganz neue Wissenschaft, um nur eine einzige Frage hinreichend zu beantworten' (W. IV 276, 279; vgl. 377). Auf die Auflösung dieser Frage wird hier denn auch die 'Mühe und Schwierigkeit' und die 'einige Dunkelheit' übertragen, die Kant sonst, sowohl in den Prolegomenen wie in dem kritischen Hauptwerk und in einer Anmerkung zum Vorwort der 'Metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft', für die transzendentale Deduktion der Kategorien in Anspruch nimmt. Er erklärt sogar geradezu, daß die Beantwortung der Frage so schwer wie unentbehrlich sei, daß sie 'ein weit anhaltenderes, tieferes und mühsameres Nachdenken erfordert habe, als jemals das weitläufigste Werk der Metaphysik, das bei der ersten Erscheinung seinen Verfasser Unsterblichkeit

versprach' (W. IV 277). Mehr noch. 'Auf die Auflösung dieser Aufgabe', lesen wir hier, 'kommt das Stehen und Fallen der Metaphysik, und also ihre Existenz gänzlich an ... Alle Metaphysiker sind demnach von ihren Geschäften feierlich und gesetzmäßig so lange suspendiert, bis sie diese Frage genugtuend werden beantwortet haben' (IV 276, 278). Dementsprechend werden in dem 'Vorschlag zu einer Untersuchung der Kritik, auf welche das Urteil folgen kann' (IV 380), die Prolegomena als der allgemeine Abriß genannt, nach dem das Gebäude von seiner Grundlage an Stück für Stück geprüft werden sollte. Erst in den Prolegomenen finden wir endlich in eingehender einleitender Darlegung die Viergliederung der allgemeinen Frage in die Unterfragen, wie reine Mathematik, reine Naturwissenschaft, Metaphysik überhaupt und Metaphysik als Wissenschaft möglich sei (W. IV 280).

Dennoch ist dies alles lediglich ein Beweisgrund dafür, daß weder die allgemeine, noch die spezialisierte Fragestellung als leitende Idee des Hauptwerks angesehen werden darf. Denn die Frage erlangt die Bedeutung, die sie in den Prolegomenen erhält, nicht im Anschluß an den methodischen Aufbau des theoretischen Hauptwerks, sondern in wiederholt von Kant scharf hervorgehobenem Gegensatz zu ihm. Die Prolegomenen sind, erfahren wir in ihnen, 'als Plan nach vollendetem Werke, nach analytischer Methode angelegt'. Sie müssen sich als Vorübungen 'auf etwas stützen, was man schon als zuverlässig kennt, von da man mit Zutrauen ausgehen und zu den Quellen aufsteigen kann', das ist auf die 'unbestrittenen' synthetischen Urteile a priori der reinen Mathematik und der reinen Naturwissenschaft' (W. IV 263, 274, 279). Um die Frage nach der Möglichkeit dieser beiden Urteilsgruppen scharen sich denn auch die rein analytischen Ausführungen der Prolegomenen in den beiden ersten Fragen (W. IV 279, § 36, 365). Die Kritik dagegen mußte, wie wir weiter hören, 'durchaus nach synthetischer Lehrart abgefaßt sein, damit die Wissenschaft alle ihre Artikulationen als den Gliederbau eines ganz besonderen Erkenntnisvermögens in seiner natürlichen Verbindung vor Augen stelle'. Sie hatte 'aus der reinen Vernunft selbst die Elemente sowohl als die Gesetze ihres Gebrauchs nach Prinzipien' abzuleiten, 'ohne sich dabei auf irgendein Factum [wie es die synthetischen Urteile der Mathematik und reinen Naturwissenschaft bieten] zu stützen'. Es handelt sich deshalb in der angeführten Bemerkung, daß die Transzendentalphilosophie die vollständige

Auflösung der in den Prolegomenen vorgelegten Fragen 'nur in systematischer Ordnung und Ausführlichkeit darbietet', um etwas ganz anderes als um die Betonung eines Unterschiedes in der Vollständigkeit. Es liegt vielmehr ein konträrer Gegensatz im Aufbau vor. Kant weiß zudem, daß die Auflösung der in der Fragestellung der Prolegomenen enthaltenen Aufgaben 'wenngleich sie hauptsächlich den wesentlichen Inhalt der Kritik darstellen soll, dennoch auch etwas Eigentümliches habe . . ., nämlich zu gegebenen Wissenschaften [also der Mathematik und reinen Naturwissenschaft] die Quellen in der Vernunft selbst zu suchen' (W. IV 279; vgl. 285).

Daß dieser völlig unzweideutige Sachverhalt verkannt worden ist, läßt sich allerdings entschuldigen. Kant selbst hat das Mißverständnis möglich gemacht. Denn er hat die ausführliche analytische Fragestellung der Prolegomenen, zum Teil in wörtlicher Übereinstimmung mit deren Text, in die Einleitung der zweiten Bearbeitung der Kritik der reinen Vernunft (Abschnitt V und VI) übertragen. Ausdrücklich hat er ferner die allgemeine Fragestellung hier als die 'allgemeine und eigentliche Aufgabe der reinen Vernunft' formuliert. Er hat zudem die transzendentale Ästhetik so umgestaltet, daß sie nunmehr, wenigstens in der neueingeschobenen 'transzendentalen Erörterung des Begriffs von Raum' [nur kurz in der entsprechenden Erörterung des Zeitbegriffs], als Antwort auf die Frage nach der Möglichkeit der synthetischen Urteile a priori der Mathematik gelten kann. Er hat endlich in dem kurzen 'Beschluß der transzendentalen Ästhetik' deren gesamte Erörterung auf diese Fragestellung bezogen. Damit aber hat Kant unverkennbar die einheitliche Architektonik des ursprünglichen Plans, wenigstens für die Vorhalle und das Fundament des Baus, preisgegeben; sicher deshalb, weil er auch hier 'den Schwierigkeiten und der Dunkelheit des Werks soviel wie möglich abhelfen wollte' (A[2] XXXVIII). Über die Grenzen der transzendentalen Ästhetik hinaus reichen diese unorganischen Veränderungen allerdings nicht. Weder folgt die neue Bearbeitung der transzendentalen Deduktion der Kategorien der Zuspitzung von § 14—38 der Prolegomenen auf die Frage nach der Möglichkeit der synthetischen Urteile der reinen Naturwissenschaft, noch wird das analytische Verfahren irgendwie für die übrigen Umarbeitungen maßgebend.

Man wolle allerdings beachten, was im vorstehenden ausschließlich zur Erörterung stand. Es war nur darum zu tun, ob die allgemeine oder

gar die spezialisierte Frage nach der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori die gestaltende Idee der Kritik der reinen Vernunft im Sinne ihres ursprünglichen Aufbaus abgebe. Das war schlechtweg zu verneinen. Nicht dagegen wäre, schon im Hinblick auf Kants eigenen Vorgang, zu bestreiten, daß es möglich und zulässig sei, die Fragestellungen der Prolegomenen in den Zusammenhang der Kritik der reinen Vernunft hineinzudeuten. Freilich wäre dies nur dann zulässig, wenn an die Stelle des ursprünglichen Plans der synthetischen Konstruktion das analytische Verfahren der Prolegomenen zugrunde gelegt würde. Damit aber wäre eben die Idee des ursprünglichen Aufbaus nicht bloßgelegt, sondern zugunsten einer ihrem Bauplan entgegengesetzten Konstruktion umgeformt. Ebenso würde es möglich sein, die dritte Unterfrage der Prolegomenen kraft solchen analytischen Verfahrens zur Beantwortung zu bringen, und zwar im Hinblick auf den unvermeidlichen transzendentalen Schein, den die Ideen nach Kant erzeugen, in strengerer Durchführung, als sie Kant in den §§ 40—60 der Prolegomenen gegeben hat. Denn dort wird die Auflösung dieser Fragen teils in direktem Anschluß an den Gedankengang des Hauptwerks, teils in polemischen Erörterungen vorgenommen, die dem ursprünglichen Gedankengang fremd sind. Nicht weniger würde es endlich möglich sein, durch Zusammenfassung der drei ersten Unterfragen die vierte von ihnen nach analytischer Methode zu beantworten; allerdings aber wiederum nur, indem der völlig anders orientierte Aufbau des Werks zugunsten eines ihm fremden Plans von Grund auf umgestaltet würde.

Daran ändert auch nichts, daß der Frage nach der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori entwicklungsgeschichtliche Bedeutung für Kant nicht abgesprochen werden darf. Eine solche ist ihr vielmehr, wie von verschiedenen Seiten, wenn auch nicht mit einstimmigen Ergebnissen, nachgewiesen ist, durchaus zuzuerkennen. Ein genetischer Einfluß der Frage läßt sich schon daraus herleiten, daß sie eben tatsächlich, gleichviel ob von vornherein oder in letzter Stunde, wennschon ferner ohne besondere Ausführung und nachdrückliche Betonung, in der ursprünglichen Einleitung der Kritik der reinen Vernunft gestellt ist. Deutlicher ist er daraus zu entnehmen, daß die Frage in der Erörterung über den ersten Grundsatz der synthetischen Urteile überhaupt prinzipielle Bedeutung erlangt, und daraufhin in zerstreuten kurzen Bemerkungen über die synthetischen Urteile der Mathematik, sowie in längeren Verhandlungen über den Unterschied der philo-

sophischen und mathematischen Erkenntnis berührt wird. Es fehlt auch nicht an einem direkten Hinweis auf jene Bedeutung. Nicht überall allerdings, wo ein solcher naheliegend erscheint, vermag ich ihn zu finden: weder in den oben angeführten Bemerkungen der Prolegomenen über die Schwierigkeit, welche die Beantwortung der Frage mit sich gebracht habe, noch in der hier beizufügenden Erklärung eben dieser Schrift, es habe 'Jahre lang Bemühung gekostet, um die Aufgabe in ihrer ganzen Allgemeinheit . . . aufzulösen, und sie auch endlich in analytischer Gestalt darstellen zu können' (W. IV 278). In allen diesen Bekenntnissen ist vielmehr der in den Vordergrund gerückten analytischen Problemstellung angepaßt, was sonst in wiederholten Wendungen von der transzendentalen Deduktion der Kategorien gesagt wird, und für diese feststeht. Der Schlußsatz des eben angeführten rückschauenden Gedankens zeigt das sogar ausdrücklich an. Wohl aber läßt sich ein direkter Hinweis aus der Bemerkung herauslesen, Humes skeptische Verirrung sei dadurch mitbedingt, daß er unbedachtsamerweise die reine Mathematik in der Einbildung, ihr Verfahren sei analytisch, von jener Fragestellung abgeschnitten habe (W. IV 272). In der Tat können wir Keime der späteren Unterscheidung analytischer und synthetischer Urteile schon in der Habilitationsschrift Kants vom Jahre 1755 aufspüren. Sie spielt sogar — noch ohne die Namengebung — in Kants Gedanken um den Anfang der sechziger Jahre eine besondere Rolle. Sie ist also gewiß ein organisches Ferment in der allmählichen Zersetzung seiner Gedanken gewesen. Aber sie darf ebenso gewiß nicht als die einzige, nicht einmal als eine der einflußreichsten dieser Zersetzungsbedingungen angenommen werden. Das bezeugen auch die bisher veröffentlichten Nachlaßreflexionen auf Handbuchseiten und losen Blättern über die Unterscheidung beider Urteilsarten, soweit sie sicher in die vorkritische Zeit versetzt werden können.

Demnach dürfen wir zusammenfassend daran festhalten, daß die Problemstellung, die das analytische Verfahren der Darstellung Kants in den Prolegomenen bedingt, nicht als Idee der Kritik der reinen Vernunft in Anspruch genommen werden darf.

Ähnlich wie mit der bisher erörterten ersten Deutung der Idee der Kritik der reinen Vernunft verhält es sich mit der zweiten eingangs erwähnten Formulierung, mit dem methodologischen Vergleich, durch den

Kant in der Vorrede zur zweiten Auflage seines spekulativen Hauptwerks sein Verfahren als eine Revolution der Denkart charakterisiert, die dem Kopernikanischen Gedankengang insbesondere verwandt sei.

Wir unterscheiden 1. den Gedanken, der diesem Vergleich zugrunde liegt, 2. die Andeutungen Kants über dessen Ursprung, 3. den Vergleich selbst, 4. dessen Ausführungsbestimmungen.

Der grundlegende Gedanke besagt, allgemein gefaßt, daß alle eigentlichen Wissenschaften — das sind für Kant lediglich diejenigen, deren Gewißheit apodiktisch ist (W. IV 468 f.) — in den Gegenständen unserer Erkenntnis dasjenige suchen müssen, was die Vernunft selbst in sie hineinlege. In spezieller Beziehung auf die Metaphysik bedeutet er, daß unser Erkennen, apriorische Bestandteile desselben vorausgesetzt, sich nicht nach den Gegenständen richten dürfe, sondern diese sich nach unserer Erkenntnis richten müssen. Offenbar liegt hier ein wesentlicher Gedanke des spekulativen Kritizismus vor. In disjunktiver Wendung, bezogen sowohl auf Raum und Zeit wie auf die Kategorien, leitet er bereits in der ersten Auflage der Kritik der reinen Vernunft den 'Übergang zur transzendentalen Deduktion der Kategorien' ein und gibt das Prinzip für diese Deduktion an die Hand (A 124 f.). Dementsprechend durchsetzt er den Gedankengang der Deduktion (A[1] 110 f., 114, 125 f., 128 f.). Auch späterhin bricht er wiederholt durch (A 195 f., 223, 240). In ähnlicher Funktion endlich zeigt er sich in den Prolegomenen (§§ 11, 30, 36). Auch entwicklungsgeschichtlich ist er bedeutsam. In Beziehung auf die anschauliche Apriorität von Raum und Zeit läßt er sich schon in die Dissertation von 1770 hineinlesen (W. II 393 § 4; § 8; § 10; § 13; § 14 Nr. 3, 5; § 15 D, E; § 23). Deutlicher noch tritt er, bezogen auf die reinen Verstandesbegriffe, in dem vielerörterten Briefe Kants an Marcus Herz vom Februar 1772 hervor. Im Hinblick auf die Problemstellung, die dieser Brief enthält, dürfen wir sogar sagen, daß er für die Entwicklung der Idee des Kritizismus von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Das bestätigen auch die Hypothesen, die wir über den Ursprung des Gedankens bilden dürfen. Er wird nach Kants Erklärung in allen Formen seiner Betätigung, in Mathematik, Naturwissenschaft und Philosophie, dem 'glücklichen Einfall eines Einzelnen' verdankt, einer 'auf einmal zustande gebrachten Revolution der Denkart', die durch das Licht, das sie brachte, den sicheren Gang einer Wissenschaft herbeigeführt habe.

Diese Ursprungsbestimmung hat ein Seitenstück in der 'Revolution der Gesinnung', die nach Kant allein den Übergang des Menschen zu einem moralisch Guten, also Gott Wohlgefälligen bewirken kann, in der 'Revolution der Denkungsart' der praktischen Vernunft, die allein eine allmähliche Reform der Sinnesart möglich macht. Der Hinweis auf diese ethisch-religiöse Revolution findet sich allerdings erst in der Schrift über die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft (W. VI 44f.) vom Jahre 1793. Den ersten Anlaß zu diesen Gedanken haben wir jedoch in den Jugendjahren des Philosophen zu suchen. Kant selbst hat auf die Analogie seiner Wendung mit der 'Wiedergeburt' hingewiesen, die der Pietismus für die religiöse Erweckung zum wahren Glauben verlangte. Beide Wendungen dürfen somit, soweit sie durch Milieuwirkungen bestimmt sind, allem Anschein nach diesem Einfluß zugeschrieben werden. Sie beweisen auch ihrerseits die von Kant so oft und nachdrücklich betonte Einheit seines theoretischen und ethischen Kritizismus. Aber die uns hier interessierende spekulative Wendung des Gedankens ist wohl noch durch einen anderen Zufluß verstärkt: durch die Art, wie Kant selbst die bedeutsamsten Antriebe zur Entwicklung seiner kritischen Gedanken erlebt hat, sowohl das 'große Licht', das ihm nach seiner eigenen, schon eingangs zitierten Erklärung das Jahr 1769 gebracht hatte, als den Umschwung, der nach 1772 den dogmatischen Gebrauch des reinen Verstandes (der noch die Konstruktion des *mundus intelligibilis* in der Dissertation beherrscht) in sein kritisches Gegenstück verkehrte. Letzten Endes war es freilich wohl derselbe Keim, aus dem sich die Antriebe zu der Revolution der Denkart in beiden Wendungen entfalteten: in der Sprache Kants dort die praktische, hier die spekulative Vernunft, dort wie hier also die Spontaneität, die eigene freie Tat, durch welche die Idee sich lebendig und wirkungskräftig erweist; in beiden Fällen eben deshalb eine Veränderung, die 'auf einmal' geschieht. Denn was wir eben den entscheidenden spekulativen Entwicklungsphasen Kants entnommen haben, dürfen wir wohl auch auf seine ethische Entwicklung übertragen. Ich vermute wenigstens, daß manche Andeutungen in seinen ethischen Schriften einen Hinweis auf eine Revolution der Gesinnung als den Ausdruck eigenen Erlebens auch in diesem Punkt bestätigen. Und ich halte es für wahrscheinlich, daß jene ethische Wiedergeburt bei ihm früher eingesetzt hat, als die spekulative. Doch wir stehen mit dem allen an der Grenze dessen, was historisch faßbar ist,

vielleicht an der Grenze dessen, was wir überhaupt dem eigenen Erleben abfragen können. Hängen solche Ursprünge nicht, wie Kant annahm, an der intelligibelen Natur unserer Spontaneität, so doch sicher an der vorbewußten geistigen Arbeit, die sich uns nur in ihren oft überraschenden Ergebnissen offenbart.

Es wäre deshalb bedenklich gewesen, solchem Nachspüren Raum zu geben, wenn nicht die Bemerkungen über die Keime und das Wachstum der 'Idee', von denen wir auszugehen hatten, auf den Ursprung aus eignem Erleben deutlich hinwiesen. Wir dürfen es deshalb wenigstens für nicht unwahrscheinlich halten, daß in Kants Ursprungsformulierung des hier in Frage stehenden Gedankens Erinnerung an eigenes Erleben mitspricht —, vielleicht eine Zusammenfassung der Erlebnisse, welche die 'Umkippung' vom Jahre 1769 und die spätere zum kritischen Standpunkt ausmachten.

Trotzdem und trotz der Bedeutung seines systematischen Gehalts sehe ich kein Recht, den Gedanken, der dem Kopernikanischen Vergleich zugrunde liegt, als konstruktiven Grundbegriff der Kritik der reinen Vernunft in Anspruch zu nehmen. Er würde sich als Idee im Kantischen Sinne nur ausweisen, wenn er sich als formgebend für den Gliederbau des Werks erkennen ließe. Dazu aber ist er, wie sich späterhin bestätigen wird, in sich nicht organisiert genug. Schon die Einteilungsgründe für die Elementarlehre überhaupt und für die transzendentale Logik lassen sich aus ihm nicht ableiten. Er versagt erst recht an jeder Stelle, an der es sich um die speziellere Gliederung der apriorischen Formen handelt.

Es war notwendig, auch diesen Abweis ausführlich zu begründen, obgleich für die zu prüfende Deutung nicht der Gedanke in Frage steht, der Kants Kopernikanischem Vergleich als *tertium comparationis* zugrunde liegt, sondern der Vergleich selbst, den er möglich gemacht hat, mit den Ausführungsbestimmungen, die wir ihm angefügt finden.

Angelegt finde ich den Vergleich zuerst in einigen Wendungen, durch die Kant in den Prolegomenen Anlaß nimmt, die Neuheit seines kritischen Standpunktes zu betonen. In der polemischen Erörterung des Vorworts zu dieser Schrift wird hervorgehoben, daß die Kritik 'eine ganz neue Wissenschaft sei, von welcher niemand auch nur den Gedanken vorher gefaßt hatte, wovon selbst die bloße Idee unbekannt war, und wozu von allem bisher Gegebenen nichts genutzt werden konnte, als allein der Wink,

den Humes Zweifel geben konnten, der gleichfalls nichts von einer dergleichen möglichen förmlichen Wissenschaft ahndete' (W. IV. 262). Deutlicher heißt es daselbst in Rücksicht auf die Schwierigkeit, welche die Lösung der analytisch gewendeten Hauptfrage mit sich führt, 'daß man mit dem Grundsatze des Hume, den Gebrauch der Vernunft nicht über das Feld aller möglichen Erfahrung dogmatisch hinauszutreiben, einen anderen Grundsatz verbinden müsse, den Hume gänzlich übersah, nämlich das Feld möglicher Erfahrung nicht für dasjenige, was in den Augen unserer Vernunft sich selbst begrenzte, anzusehen' (W. IV. 360). Ist für diese Andeutungen nur das Bedürfnis Kants maßgebend, den eigenen Standpunkt durch Vergleich mit demjenigen seines 'scharfsinnigen Vorgängers' in das rechte Licht zu stellen, so finden wir uns dem späteren Bilde näher, wenn wir zum Ausdruck gebracht sehen, daß 'die Kritik sich zur gewöhnlichen Schulmetaphysik gerade wie Chemie zur Alchimie oder wie Astronomie zur wahrsagenden Astrologie verhält' (W. IV. 366), oder wenn wir die Unfertigkeit der Metaphysik zu der nach Kants Auffassung abgeschlossenen Geometrie in Gegensatz gebracht finden und lesen: 'Lange vorher, ehe man die Natur methodisch zu befragen anfing, befrug man bloß seine abgesonderte Vernunft' (W. IV. 274f.). Allerdings bieten solche Wendungen nur erste, schwache Spuren des Vergleichs. Sie zeigen lediglich, wie Kant durch das Bedürfnis nach Klärung und Abwehr zu solchen Vergleichen getrieben wird. Sie werden deshalb nur für denjenigen merkbar, der mit der Erinnerung an die späteren Ausführungen des Philosophen in sie hineinliest. Ausführungen, die dem Kopernikanischen Vergleich näher liegen, finde ich in der zweiten Bearbeitung des Hauptwerks zuerst in einer Polemik gegen Hume. Kant erklärt dort (A^2 127), Hume sei 'nicht darauf verfallen, daß vielleicht der Verstand durch seine Begriffe selbst Urheber der Erfahrung, worin seine Gegenstände angetroffen werden, sein könne; deshalb habe er sie, durch Not gedrungen, von der Erfahrung abgeleitet'. An weithin kenntlicher Stelle ferner und in prinzipieller Wendung wird ausgeführt, daß der kritische Standpunkt als ein System der Epigenesis der reinen Vernunft sowohl von dem Empirismus, d. i. der Hypothese einer *generatio aequivoca* der Erkenntnis, als auch von demjenigen verschieden sei, zu dem der von Crusius angeschlagene Mittelweg eines Präformationssytem der Vernunft führe (A^2 166 f., vgl. Pr. § 36 Anm.; Rfl. 224 f., sowie den Brief an Herz, W. X 126).

Angelegt ist der Vergleich auch in diesen Erörterungen freilich wiederum nur in dem Sinne, daß das Bedürfnis nach Verdeutlichung seiner eigentlichen Meinung Kant überhaupt zu Vergleichungen mit anderen Standpunkten hintrieb, eben das Bedürfnis also, das bei der schließlichen Redaktion des Vorworts zur zweiten Auflage in dem kopernikanischen Bilde seine glücklichste Befriedigung fand. Es ist eine wesentlich andere Stimmung, als in dem eben erwähnten Brief an Herz zum Ausdruck kommt. In diesem trieb es Kant, sein neu gefundenes Problem, für das er die Lösung noch suchte, mit den einschlägigen Lehren dogmatischer Philosophen wie Plato, Malebranche und Crusius zu vergleichen; noch suchte er vergebens Hilfe für sich. Hier dagegen bietet er denjenigen Hilfe, die seine Lehre recht verstehen wollen.

Wir gehen nunmehr zu dem Vergleich selbst über, wie ihn die Vorrede der zweiten Auflage des Hauptwerks bietet. Mit vollem Recht darf das Bild so weit glücklich genannt werden, als die analogisierende Kraft des Gedankens reicht, dem es entstammt. Es ist ähnlich, soweit es den Parallelismus der epigenetischen Theorie mit der kopernikanischen Umbildung der Weltbetrachtung wiedergibt.

Das Zutreffende verschwindet jedoch in all' den Zügen in denen der Vergleich von Kant methodologisch ausgesponnen wird. Nur eine dieser Ergänzungen kann als eine Konsequenz des Vergleichs angesehen werden, nämlich die Erklärung, daß Kant 'die in der Kritik vorgetragene', der kopernikanischen Hypothese ähnliche 'analogische Umänderung der Denkart' hier 'auch nur als Hypothese aufstelle'. Schon hier aber hinkt der Vergleich deutlich. Denn Kant sieht sich genötigt anzuerkennen, daß dieser hypothetische Charakter 'nur die ersten Versuche einer solchen Umänderung bemerklich machen soll, welche allemal hypothetisch sind'. Der Vergleich trifft also nach Kants eigener Auffassung die ausgeführte kritische Methode nicht. Er betont von seinen Voraussetzungen aus mit Recht, daß die von ihm vertretene Revolution der Denkart 'in der Abhandlung selbst aus der Beschaffenheit unserer Vorstellungen von Raum und Zeit und den Elementarbegriffen des Verstandes nicht hypothetisch, sondern apodiktisch bewiesen' werde.

Noch überraschender sind die weiteren Ausführungen des Vergleichs. Die kritische Methode soll auch in speziellerem Sinne eine 'dem Naturforscher nachgeahmte' sein. Sie bestehe darin, 'die Elemente der reinen

Vernunft in dem zu suchen, was sich durch ein Experiment bestätigen oder widerlegen läßt'. Auch das Fremdartige dieser Analogisierung hat Kant sich nicht verhehlen können. Handelt es sich doch hier um ein Experiment, das offensichtlich keinen Vergleich mit einem naturwissenschaftlichen verträgt, auch nicht mit einem solchen, das neuerdings als mathematisch-naturwissenschaftliches 'Gedankenexperiment' bezeichnet worden ist. Dementsprechend führt Kant aus: 'Nun läßt sich zur Prüfung der Sätze der reinen Vernunft, vornehmlich wenn sie über alle Grenzen möglicher Erfahrung hinaus gewagt werden, kein Experiment mit ihren Objekten machen (wie in der Naturwissenschaft)'. Trotzdem ist er unbedenklich, den so zugestandenen Gegensatz gegen das experimentelle Verfahren der Naturwissenschaft in eine Konsequenz umzubilden. Denn er fährt fort: 'Also wird es nur mit Begriffen und Grundsätzen, die wir a priori annehmen, tunlich sein'. Wir sollen sogar anerkennen, daß es sich um ein Experiment handle, das mit dem 'synthetischen Verfahren der Chemiker ... viel Ähnliches hat', obgleich die Chemie sonst von Kant nur als systematische Experimentallehre gedeutet wird, die niemals eigentliche Wissenschaft werden könne, weil ihre Prinzipien bloß empirisch und der Anwendung der Mathematik unfähig seien (W. IV 471). Es sei ein 'Experiment einer Gegenprobe der Wahrheit' und — erstaunlicherweise — zugleich eine Verifikation analog dem Verfahren, durch das Newtons Gravitationstheorie den von Kopernikus entdeckten Zentralgesetzen für die Bewegungen der Himmelskörper zu 'ausgemachter Gewißheit' verholfen habe. Das Experiment besteht nämlich nach Kant darin, daß die transzendentale Dialektik die durch den analytischen Teil der Kritik notwendig gemachte Unterscheidung der Gegenstände als Erscheinungen von eben denselben Gegenständen als Dingen an sich bestätige und damit zeige, daß das, 'was wir anfangs zum Versuche annahmen, begründet sei'. 'Die Analysis des Metaphysikers', lesen wir, 'schied die reine Erkenntnis a priori in zwei sehr ungleichartige Elemente, nämlich die der Dinge als Erscheinungen, und dann der Dinge an sich selbst. Die Dialektik verbindet beide wiederum zur Einhelligkeit mit der notwendigen Vernunftidee des Unbedingten, und findet, daß diese Einhelligkeit niemals anders als durch jene Unterscheidung herauskomme, welche also die wahre ist' (vgl. W. VIII 552).

Mehrere Momente bedingen hier eine Verschiebung des ursprünglichen Gedankenzusammenhangs der Kritik der reinen Vernunft. Es

besagt an sich nicht viel, daß hier statt der im Werke selbst vorliegenden, auf dem Gegensatz von Rezeptivität und Spontaneität beruhenden prinzipiellen Trennung der transzendentalen Ästhetik von der transzendentalen Logik, deren ersten Teil die Analytik ausmacht, eine Scheidung vorgenommen wird, welche die Ästhetik in die Analytik hineinbezieht und die so erweiterte Analysis der Dialektik gegenüberstellt. Dazu liegt in der Eigenart der Dialektik gegenüber jenen beiden grundlegenden Abschnitten ausreichender Grund. Wir begegnen dem Gedanken deshalb auch gelegentlich in dem Werk selbst, und auch späterhin wird er von Kant gelegentlich festgehalten (vgl. W. VIII 241). Immerhin entspricht diese Scheidung, wie noch genauer ersichtlich zu machen ist, eben nicht der Architektonik der Kritik. Direkt aber entscheidet gegen den Vergleich die Konsequenz, die Kant hier zu dessen Gunsten über das Verhältnis der erweiterten Analytik zur Dialektik ausspricht. Sie läßt sich mit der Beziehung, die sich aus der inneren Abhängigkeit der so getrennten Glieder des kritischen Gedankengangs ergibt und den ihr entsprechenden wiederholten Erklärungen Kants nicht vereinigen. Ihnen zufolge überzeugt die 'vollendete Kritik, daß alle Vernunft im spekulativen Gebrauche mit ihren Elementen niemals über das Feld möglicher Erfahrung hinauskommen könne, und daß die eigentliche Bestimmung dieses obersten Erkenntnisvermögens sei, sich aller Methoden und der Grundsätze derselben nur zu bedienen, um der Natur nach allen möglichen Prinzipien der Einheit, worunter die der Zwecke die vornehmste ist, bis in ihr Innerstes nachzugehen, niemals aber ihre Grenze zu überfliegen, außerhalb welcher für uns nichts als leerer Raum ist . . . Allein weil doch des Redens kein Ende wird, wenn man nicht hinter die wahren Ursachen des Scheines kommt . . ., so war es ratsam, gleichsam die Akten dieses Prozesses ausführlich abzufassen und sie im Archiv der menschlichen Vernunft zu Verhütung künftiger Irrtümer ähnlicher Art niederzulegen' (A 731 f.). In diesen Erklärungen, auf die wir noch zurückkommen müssen, erscheint die Dialektik demnach weder als verifizierendes Experiment für das Resultat der 'Analysis', noch als dessen deduktive Begründung, sondern lediglich als die aus Zweckmäßigkeitsgründen ausführlich dargestellte unmittelbare Konsequenz der Analytik im engeren Sinne und mittelbare der Ästhetik. Gewiß läßt sich jene spätere Deutung Kants in den ursprünglichen Zusammenhang hineinlegen; aber es darf nicht behauptet werden, daß sie diesem Zu-

sammenhang als leitende Idee zugrunde liege. Bei alledem sei noch außer Acht gelassen, daß die Beziehung auf 'das Unbedingte, welches die Vernunft in den Dingen an sich selbst notwendig und mit allem Recht zu allem Bedingten, und dadurch die Reihe der Bedingungen als vollendet verlangt', hier von Kant zugunsten der ethischen Zweckbestimmung des Kritizismus schon im Vorwort so stark betont wird, wie dies ursprünglich kaum an rechter Stelle, d. i. im Anhang zur Elementarlehre (A 670f.) und im Kanon der Methodenlehre (A 825f.), geschieht.

Ich denke, es bedarf nach dem allen keines weiteren Beweises dafür, daß der ausgeführte Kopernikanische Vergleich noch weniger als Idee des Werks im Kantischen Sinne des Wortes angesehen werden kann, als der Gedanke, der, wie wir sahen, den Vergleich selbst eingegeben hat.

Es kann vielmehr nur noch unsere Aufgabe sein, diese Verschiebungen des ursprünglichen Ideenzusammenhangs durch historische Hypothesenbildung zu erklären. Für das letzterwähnte Moment der Ausführung haben wir eine solche Erklärung nicht weit zu suchen. Kant hatte durch die Kritik der reinen Vernunft den Eindruck erweckt, ein 'preußischer Hume' zu sein (Hamann); als der 'Alles Zermalmende' war er von Mendelssohn charakterisiert worden. Ihm selbst war inzwischen der positive Gehalt seiner Gedanken in spekulativer Hinsicht durch die Ausführung der Prolegomenen nähergerückt, und insbesondere in ethischer durch die inzwischen von ihm veröffentlichte Grundlegung zur Metaphysik der Sitten sowie die eben damals in der Ausarbeitung begriffene Kritik der praktischen Vernunft (W. V 489f.). So hatte er allen Grund, den 'positiven Nutzen' seiner Darlegung in der neuen Vorrede zu betonen, wie dies denn in ihr auch weiterhin (A[2] XXIVf.) geschieht. Zu den übrigen Verschiebungen sei vorweg bemerkt, daß sie vielleicht, wenn der Umstand, daß ihr spezieller Gehalt in Anmerkungen zum Vorwort enthalten ist, so gedeutet werden darf, als Zusätze letzter Hand anzusehen sind. Verschiedene Antriebe können zu ihnen geführt haben. Der zutreffende Gedanke, daß die ersten Versuche jener Umänderung der Denkart 'allemal hypothetisch sind', mag wiederum ein Ausdruck der Erinnerung an eigenes inneres Erleben sein. Er kann sich gleichfalls auf das Jahr 1769, oder auf die Zeit beziehen, in der es Kant gelang, das Rätsel der Deduktion der Kategorien im Prinzip zu lösen. Anderes mag ihm den mehr als kühnen Vergleich seines kritischen Verfahrens mit der experimentellen naturwissenschaftlichen Methode nahegelegt

haben: etwa das Bewußtsein, durch seine transzendentale Deduktion die Prinzipien aller Erfahrung, und damit auch aller Naturerkenntnis ergründet zu haben. Das hatte die Fragestellung der Prolegomenen, wie synthetische Urteile a priori der Naturwissenschaft möglich seien, direkt zum Ausdruck gebracht; die von ihm 1786 veröffentlichten 'Metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft' hatten es sogar im einzelnen deutlich gemacht. Vielleicht hat auch eine Erinnerung an den vorkritischen Standpunkt mitgewirkt, auf dem ihm die Methode Newtons vorbildlich gewesen war (W. II 286 vgl. 97, 257). Doch auch hier stehen wir an der Grenze dessen, was eine objektive historische Erklärung fordert.

Besteht die Abweisung der bisher erörterten Deutungen für die Idee der Kritik der reinen Vernunft zu Recht, so bestätigt sie, daß wir den Weg zur Bestimmung dieser Idee, wie eingangs ausgeführt, ausschließlich in der ursprünglichen Bearbeitung des Werks suchen dürfen. Auch dieser Weg aber ist nicht ohne weiteres frei. Er ist vorerst durch die eingangs erwähnte dritte Gesamtauffassung versperrt, welche die Idee des spekulativen Kritizismus in dem von Kant sogenannten transzendentalen Idealismus findet.

Kant hat sich gegen die mißverständliche Deutung seiner Lehre als eines Idealismus schon in den Prolegomenen energisch gewehrt. Das hat nicht gehindert, daß sie auch späterhin als transzendentaler Idealismus charakterisiert wurde. Schon Jacobi war 1787 in der Beilage zu seiner Schrift über David Hume davon ausgegangen, daß 'die Kantische Kritik der reinen Vernunft auf den transzendentalen Idealismus gebaut sei', so zwar, daß dieser nicht nur die Grundlage, sondern die Seele derselben ausmache. Vielfach ist seitdem dieser Idealismus aufs neue als der Geist der spekulativen Lehre Kants angesehen worden.

Ich fasse demgegenüber schon früher von mir Ausgeführtes kurz, aber ergänzend und korrigierend zusammen.

Kant definiert den transzendentalen Idealismus als den 'Schlüssel zur Auflösung der kosmologischen Dialektik' mit den Worten: 'Wir haben in der transzendentalen Ästhetik hinreichend bewiesen, daß alles, was im Raume oder der Zeit angeschaut wird, mithin alle Gegenstände einer uns möglichen Erfahrung, nichts als Erscheinungen, d. i. bloße Vorstellungen, sind, die so, wie sie vorgestellt werden, als ausgedehnte Wesen oder Reihen

von Veränderungen, außer unseren Gedanken keine an sich gegründete Existenz haben. Diesen Lehrbegriff nenne ich den transzendentalen Idealismus' (A 518f.). Dementsprechend heißt es in der ursprünglichen Darstellung der psychologischen Paralogismen: 'Ich verstehe aber unter dem transzendentalen Idealismus aller Erscheinungen den Lehrbegriff, nach welchem wir sie insgesamt als bloße Vorstellungen, und nicht als Dinge an sich selbst ansehen, und dem gemäß Zeit und Raum nur sinnliche Formen unserer Anschauung, nicht aber für sich gegebene Bestimmungen oder Bedingungen der Objekte als Dinge an sich selbst sind... Für diesen transzendentalen Idealismus haben wir uns nun schon im Anfange erklärt' (A[1] 369f.). Der transzendentale Idealismus ist demnach die Formel für das Resultat der transzendentalen Ästhetik, nicht aber der Kritik der reinen Vernunft überhaupt. Auch andere Formulierungen der Kritik weisen ihm diese Stellung zu. So heißt es kurz vor dem eben angeführten Zusammenhang: 'Wir haben in der transzendentalen Ästhetik unleugbar bewiesen, daß Körper bloße Erscheinungen unseres äußeren Sinnes, und nicht Dinge an sich selbst sind' (A[1] 357). Ebenso wird der Lehrbegriff, den der Name zusammenfaßt, noch ohne den Namen selbst, am Schluß der transzendentalen Ästhetik als ihr Ergebnis ausgesprochen, das durch die Lehre von der 'transzendentalen Idealität' des Raumes und der Zeit, und demgemäß der Gegenstände der Sinne als Erscheinungen fundiert ist (A 59). In eben diesem Sinne bietet die Auflösung der Antinomien für Kant eine wichtige Ergänzung der transzendentalen Ästhetik. Denn sie macht es möglich (A 534f.), die transzendentale Idealität der Erscheinungen, die in der transzendentalen Ästhetik ursprünglich [abgesehen von der Schlußerörterung A[1] 46f.] 'durch direkten Beweis' gewonnen ist, 'indirekt zu beweisen'. Auch sonst wird dieser Idealismus in der Kritik selbst stets auf die transzendentale Ästhetik bezogen. So in der ursprünglichen Fassung des summarischen Überschlags über die Ergebnisse der Analytik (A[1] 251 vgl. A 311); so auch in den kritischen Erörterungen gegen Leibnizens 'Intellektualisierung der Erscheinungen' (A 319f., 321f., 331f., 342).

In der scharfen Abwehr, die Kant in den Prolegomenen dem Mißverständnis seiner Lehre als eines Idealismus der Art Berkeleys zu Teil werden ließ, zeigt sich diese Stellung auf Grund der Abwehrtendenz allerdings etwas verschoben. Die kritischen Anmerkungen zum ersten Teil der kleinen Schrift, der die transzendentale Ästhetik in der oben besprochenen

analytischen Wendung wiedergibt, beziehen den anscheinend 'offenbaren Idealismus' seiner Lehre wiederum auf das Resultat jener Ausführungen. Der 'von mir sogenannte Idealismus', entgegnet Kant, 'betraf... bloß die sinnliche Vorstellung der Sachen, dazu Raum und Zeit zu oberst gehören. Und von diesen, mithin überhaupt von allen Erscheinungen, habe ich nur gezeigt, daß sie nicht Sachen (sondern bloße Vorstellungsarten), auch nicht den Sachen an sich selbst angehörige Bestimmungen sind' (W. IV 293f., vgl. 336f.). Eben dahin zielt die Erklärung Kants, daß er gern wissen möchte, wie denn seine Behauptungen beschaffen sein sollten, 'damit sie nicht einen Idealismus enthielten' (W. IV 289). Kant bleibt sogar in dem Umkreis dieser ursprünglichen Gedanken, wenn er im Eifer der Polemik diese seine Konsequenz durch die Lehre von der Subjektivität der Sinnesqualitäten erläutert, also durch eine Analogie, die er im Hinblick auf seine Lehre von der Apriorität des Raums und der Zeit von vornherein abgewiesen hatte (A[1] 29). Er nimmt sie denn auch in den Schlußausführungen der Prolegomenen (W. IV 374f.) wieder zurück, und verschärft den Gegensatz noch in der späteren Bearbeitung der transzendentalen Ästhetik (A[2] 44). Auch in der weiteren Polemik gegen den ihm imputierten 'wirklichen' Idealismus der Art Berkeleys, der jederzeit eine mystische und schwärmerische Absicht habe, und deshalb verwerflich sei, bleibt diese Stellung des Lehrbegriffs bestehen. Sie wird sogar dem Göttingischen Rezensenten gegenüber mit allem Nachdruck hervorgehoben. So, wenn dieser Mißdeutung gegenüber gesagt wird, daß 'der Idealismus, auf den der Rezensent stieß und an welchem er auch hängen blieb, nur als das einzige Mittel, jene Aufgabe aufzulösen, in den Lehrbegriff aufgenommen worden sei (wiewohl er denn auch noch aus anderen Gründen seine Bestätigung erhielt)' (W. IV 377). Wir gewinnen sogar eine direkte Bestätigung dafür, daß es sich in diesem Lehrbegriff nicht um die Idee des Werks handeln kann wenn Kant seinem Kritiker gegenüber erklärt: 'Lasset uns indessen doch zusehen, was denn das für ein Idealismus sei, der durch mein ganzes Werk geht, obgleich bei weitem noch nicht die Seele des Systems ausmacht' (W. IV 374). Es erübrigt sich deshalb, die weiteren Argumente durchzugehen, auf Grund deren Kant seinen Idealismus als das gerade Gegenteil des eigentlichen Idealismus gedeutet wissen will, und dementsprechend 'wider alle Zumutung eines Idealismus... bündig und einleuchtend protestiert'.

Dennoch geht Kant im Verlaufe seiner Polemik über diesen seinen ursprünglichen Standpunkt gelegentlich hinaus. Es ist fürs erste verständlich, daß er, um die Mißdeutung des Wortes 'transzendental' zu verhüten, die der Rezensent sich hatte zuschulden kommen lassen, erklärt, er nehme, ehe das Wort diese Mißdeutung 'noch fernerhin veranlasse . . ., diese Benennung lieber zurück und wolle ihn den kritischen genannt wissen' (W. IV 293, 375). Aber die neue Namengebung hat doch das Bedenkliche, daß sie dem Mißverständnis des transzendentalen Idealismus als der Grundidee des Systems, eben weil er hier als kritischer bezeichnet wird, neue Nahrung gegeben hat. Sachlich bedeutsamer ist eine zweite Verschiebung. In der Schlußerörterung der Prolegomenen wird der Idealismus, den Kant ablehnt, in sehr viel weiterer Bedeutung genommen. Er umfaßt dort 'alle echten Idealisten von der Eleatischen Schule an bis zum Bischof Berkeley', seltsamerweise also auch Berkeleys empirischen Idealismus, obgleich der Satz aller Idealisten in der Formel enthalten sein soll: 'Alle Erkenntnis durch Sinne und Erfahrung ist nichts als lauter Schein, und nur in den Ideen des reinen Verstandes und Vernunft ist Wahrheit'. Dem so weit gefaßten Idealismus wird dann von Kant als Grundsatz, der seinen 'Idealismus durchgängig regiert und bestimmt', entgegengesetzt: 'Alle Erkenntnis von Dingen aus bloßem reinen Verstande oder reiner Vernunft ist nichts als lauter Schein, und nur in der Erfahrung ist Wahrheit'. Damit aber wird dem transzendentalen Idealismus eine Fassung gegeben, die weit über das Resultat der transzendentalen Ästhetik hinaus, sogar durch die gesamte Kritik der reinen Vernunft hindurch reicht, also dem Mißverständnis, das Kant mitabwehren wollte, der transzendentale Idealismus sei die Seele seines Systems, wiederum neue Quellen zuführt. Denn nur für den behutsamen Leser werden diese dadurch sofort verstopft, daß in der Auflösung des Gegensatzes, die Kant hier unmittelbar anschließt, wieder ausschließlich auf das Resultat der transzendentalen Ästhetik Bezug genommen wird, und zudem von dieser Verallgemeinerung ebenso wenig wie von der neuen Namengebung etwas in die zweite Bearbeitung des Hauptwerks eingeflossen ist.

Auch entwicklungsgeschichtliche Momente, die ausnahmsweise über den Rang bloßer Hypothesen hinausreichen, lassen sich gegen den Versuch, die Idee des spekulativen Kritizismus als transzendentalen Idealismus im Sinne Kants zu deuten, ins Feld führen. Es war schon zu erwähnen,

daß die Lehre von der sinnlichen Apriorität des Raums und der Zeit, sowie dementsprechend von den Gegenständen der Sinneswahrnehmung als Erscheinungen, also eben der später von Kant sogenannte transzendentale Idealismus, nicht erst ein Ergebnis, sondern vielmehr die für Kant längst feststehende Voraussetzng seines kritischen Standpunktes ist. Denn diese Lehre ist mit allen entscheidenden Argumenten der später sogenannten transzendentalen Ästhetik bereits in der Dissertation vom Jahre 1770 enthalten, in dem letzten Ausweis also über den vorkritischen, dogmatischen Standpunkt des Philosophen. Dort ist sie jedoch, im Sinne des Kritizismus seit 1781 unkritisch, noch mit der Lehre verbunden, daß die reine Verstandeserkenntnis 'in ihrem dogmatischen Gebrauch' die Dinge als Noumena erkennen lasse, wie sie an sich sind. Kant faßt dort auf Grund dieses realen dogmatischen Verstandesgebrauchs den *mundus intelligibilis* als einen Inbegriff endlicher Substanzen, deren Wechselwirkung infolge ihrer Abhängigkeit von Gott durch eine allgemein bestimmte Harmonie bedingt ist, so daß, wenn es zulässig wäre, über die Grenzen apodiktischer Gewißheit hinauszugehen und sich auf das Meer mystischer Aufspürungen zu wagen, gesagt werden dürfe, Raum und Zeit seien die apriorischen sinnlichen Erscheinungsweisen, jener der göttlichen Allgegenwart, diese der Ewigkeit Gottes (W. II 406f.). Auf dem kritischen Standpunkt Kants haben sich diese dogmatischen Annahmen der Erkennbarkeit der Dinge an sich durch spekulative Vernunft in ihr konträres Gegenstück verwandelt.

Um diese Wandlung, und damit die Stellung des transzendentalen Idealismus zur Idee der Kritik der reinen Vernunft im Kantischen Sinne recht zu verstehen, ist noch auf ein zweites und drittes entwicklungsgeschichtliches Moment kurz einzugehen.

Fürs erste dürfen wir wiederum mit völliger Sicherheit annehmen, daß Kants phänomenalistische Deutung der sinnlichen Erkenntnis, der 1770 nur noch der Name des transzendentalen Idealismus fehlt, das Produkt der 'skeptischen Methode' ist, die späterhin der Lösung des Antimonienproblems zugrunde gelegt wird, jener kritischen Untersuchung also, derzufolge diese Antimonien unvermeidlich sind, solange die Erscheinungen für Dinge an sich genommen werden. Dafür entscheidet erstens das eigene Bekenntnis Kants, das in den von mir mitgeteilten sieben ersten Reflexionen zur Kritik der reinen Vernunft enthalten ist. Sie nennen, wie schon zu erwähnen war (S. 9), das Jahr 1769, das Jahr also vor der

Veröffentlichung der Dissertation *de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis* als den Zeitpunkt, der hier für Kant 'großes Licht brachte'. Wir kennen zudem das erste vordeutende Aufflackern dieses Lichts aus dem kleinen Aufsatz vom Jahre 1768 'Von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raum', dessen wesentlicher Beweisgang in § 13 der Prolegomenen zugunsten des transzendentalen Idealismus umgebogen ist. Das bekunden drittens die von mir früher zusammengestellten Äußerungen des Philosophen, welche die allmähliche Entwicklung der skeptischen Methode in den Schriften und Briefen des Philosophen fast vom Beginn seiner literarischen Tätigkeit an bis 1768 erkennbar machen. Das bestätigt weiter Kant selbst durch den oben schon (S. 30) erwähnten Hinweis auf die indirekte Beweiskraft des kosmologischen dialektischen Scheins. Eine letzte, direkte und jeden Zweifel ausschließende Bestätigung hat die Annahme endlich in dem vor wenigen Jahrzehnten aufgefundenen, anfänglich seltsamerweise völlig mißverstandenen Brief Kants an Garve vom September 1798 gebracht. Hier erklärt Kant einer irreführenden Vermutung Garves gegenüber: 'Die Antimonie der reinen Vernunft . . . war es, welche mich aus dem dogmatischen Schlummer zuerst aufweckte und zur Kritik der Vernunft selbst hintrieb, um das Skandal des scheinbaren Widerspruchs der Vernunft mit ihr selbst zu heben' (W. XII 255).

Ist damit der transzendentale Idealismus als Voraussetzung der Kritik gesichert, so zeigt das dritte hier in Betracht kommende Moment, weshalb er auf Grund des eigentlich kritischen Gehalts der spekulativen Kritik nicht als deren Idee in Frage kommen kann. Auch hier bleiben wir glücklicherweise auf sicherem Boden. Offenbar nämlich dürfen wir jenen eigentlich kritischen Gehalt nur in dem suchen, was die Kritik der reinen Vernunft von dem Dogmatismus der Dissertation des Jahres 1770 trennt. Darüber gibt uns nicht lediglich, wie nunmehr bald zu zeigen, das Werk selbst sicheren Aufschluß. Wir können jenen Gehalt schon aus der Problemstellung gewinnen, die Kant nach harter, noch fast ein Jahrzehnt andauernder Arbeit allmählich über den Standpunkt der Dissertation hinausführt. Ich komme auf diese viel erörterte Problemstellung nur so weit zurück, wie hier erforderlich ist. Es war schon zu berühren, daß Kant in der Dissertation von 1770 noch einen realen dogmatischen Gebrauch des reinen Intellekts, d. i. 'des oberen Seelenvermögens' (W. II 393), annimmt, vermöge dessen wir durch die intellektuellen Begriffe, wie 'Mög-

lichkeit, Existenz, Notwendigkeit, Substanz, Kausalität usw.' (W. II 395), die Dinge erkennen, nicht wie sie in der Sinnlichkeit erscheinen ('*uti apparent*'), sondern wie sie sind ('*sicuti sunt*'). Die Möglichkeit dieser Erkenntnis des *mundus intelligibilis* war auch damals noch für Kant eine selbstverständliche Voraussetzung. Auf sie bezieht sich die Problemstellung in dem mehrfach schon angezogenen Briefe an Marcus Herz (W. X 123f). Kant schreibt dort 'Ich hatte gesagt: Die sinnlichen Vorstellungen stellen die Dinge vor, wie sie erscheinen, die intellektualen, wie sie sind. . . Ich hatte mich in der Dissertation damit begnügt, die Natur der Intellektualvorstellungen bloß negativ auszudrücken, daß sie nämlich nicht Modifikationen der Seele durch den Gegenstand wären' (vgl. Rfl. II Nr. 6). So fragte er sich 'selbst: Auf welchem Grunde beruht die Beziehung desjenigen, was man in uns Vorstellung nennt, auf den Gegenstand?' Denn unser Verstand ist durch seine Vorstellungen weder die Ursache des Gegenstandes *in sensu reali*, wie etwa der *intellectus archetypus* Gottes oder in den Zwecken der Moral oder im Größenbegriff der Mathematik, noch, wie für die Sinnlichkeit, der Gegenstand die Ursache der Verstandesvorstellungen. Woher demnach die Übereinstimmung dieser Verstandesvorstellungen, die auf unserer inneren Tätigkeit beruhen, mit ihren Gegenständen im Verhältnis der Qualitäten [d. i. im Gegensatz zur Mathematik]? Zu dieser Frage gestaltet sich ihm das Bewußtsein, daß ihm 'noch etwas Wesentliches mangele, welches er bei seinen langen metaphysischen Untersuchungen, sowie Andere, aus der Acht gelassen hatte, und welches in der Tat den Schlüssel zu dem ganzen Geheimnis der bis dahin sich selbst noch verborgenen Metaphysik ausmacht'. Sie erst eröffnet den Weg zu dem kritischen Standpunkt, den die Kritik der reinen Vernunft für die spekulative Vernunft begründet.

Auch der transzendentale Idealismus ist somit nicht als Ausdruck der Idee der Kritik der reinen Vernunft anzusehen.

Wir kommen nach dem allen zur Bestimmung der Idee des spekulativen Kritizismus auf das Verfahren, das Kant, wie wir sahen, selbst vorgeschrieben hat. Wir haben aus dem 'Schema' des Werks, d. i. aus dem organischen Zusammenhang, den die Elementarlehre der Kritik der reinen Vernunft aufweist, die ihm zugrunde liegende Idee abzuleiten.

Nicht umsonst ergreift Kant jede Gelegenheit, auf die architektonische Einheit der reinen Vernunft, und damit seiner kritischen Untersuchung aufmerksam zu machen. So im Vorwort und der Einleitung zur ersten Auflage (A[1] XIII, 13, vgl. A[2] XXIII); so in jedem der beiden Teile der transzendentalen Elementarlehre, der transzendentalen Ästhetik (A 58) und der transzendentalen Logik, sowohl der Analytik (A 89f., 106, 294, 316f., 324) als der Dialektik (A 394, 435, 502, 505, 508f.), und insbesondere in der Methodenlehre (A 790, 814, 860, 870, 873, 875). Ähnlich so in den Prolegomenen. In ihnen hebt Kant den organischen Gliederbau des Hauptwerks im Hinblick auf dessen synthetische Konstruktion sogar besonders hervor: 'Reine Vernunft ist eine so abgesonderte, in ihr selbst so durchgängig verknüpfte Sphäre (vgl. A 790 u. ö.), daß man keinen Teil derselben antasten kann, ohne alle übrigen zu berühren, und nichts ausrichten kann, ohne vorher jedem seine Stelle und seinen Einfluß auf den anderen bestimmt zu haben; weil, da nichts außer derselben ist, was unser Urteil innerhalb berichtigen könnte, jedes Teiles Gültigkeit und Gebrauch von dem Verhältnisse abhängt, darin er gegen die übrigen in der Vernunft selbst steht, und wie bei dem Gliederbau eines organisierten Körpers der Zweck jedes Gliedes nur aus dem vollständigen Begriff des Ganzen abgeleitet werden kann'. Deshalb 'mußte das Werk selbst durchaus nach synthetischer Lehrart abgefaßt sein, damit die Wissenschaft alle ihre Artikulation als den Gliederbau eines ganz besonderen Erkenntnisvermögens in seiner natürlichen Verbindung vor Augen stelle' (W. IV 263, vgl. 329, 365, 473, V 10, W. H. VIII 581).

Von entscheidender Bedeutung für diesen synthetischen Gliederbau ist der Zusammenhang der transzendentalen Logik, also der Untersuchung über den Ursprung, den Zusammenhang und die Gültigkeit der 'Funktionen' der Spontaneität, d. i. des Verstandes oder der Vernunft in dem Sinne, in dem Kant diese beiden Ausdrücke als gleichbedeutend für das 'obere Erkenntnisvermögen' zu nehmen pflegt. Auf den Bau der transzendentalen Ästhetik haben wir später einzugehen.

Die Grundzüge des Plans für den architektonischen Zusammenhang der transzendentalen Logik entnimmt Kant, wie schon diese Bezeichnung an die Hand gibt und die einleitenden Erörterungen zur Analytik des weiteren bezeugen, formell der Logik. In der Tat beruft sich Kant für die

Ableitung der reinen Verstandesbegriffe aus den Urteilsfunktionen im wesentlichen auf die 'gewohnte Technik der Logiker', und paßt auch die Ableitung der Ideen der reinen Vernunft im engeren Sinne der überlieferten Gliederung der Schlußformen an. Dementsprechend wird im Vorwort zur zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft der Logik das bekannte Lob erteilt, sie habe seit Aristoteles keinen Schritt rückwärts tun dürfen und keinen vorwärts tun können.

So einfach liegt die Sache jedoch nicht. Die 'allgemeine reine' Logik, von der Kant ausgeht, enthält ihm zufolge als reine Logik 'keine empirischen Prinzipien'; sie hat es vielmehr 'mit lauter Prinzipien a priori zu tun'. Das aber ist eine Eingrenzung der Logik, die nicht aus ihrem historischen Bestande, sondern aus Kants Fassung des Apriori stammt. Sie ist in diesem Sinne nicht nur der eklektischen Logik seiner Zeit, auch nicht lediglich der Verunstaltung des eigentlich Logischen durch psychologische, metaphysische und anthropologische Einmischungen überhaupt (A² X) entgegengesetzt, sondern hebt die gesamte logische Untersuchung auf ein neues Niveau. Es ist eine für den kritischen Zweck umgeprägte Logik. Nur in dieser Einschränkung auf die apriorischen Prinzipien des Denkens kann sie der transzendentalen Logik zum Ausgangspunkt dienen, da die Psychologie für die kritische Einengung auf das Apriori unserer Erkenntnis, soweit sie empirische Psychologie ist, jede Hilfe versagt, und die rationale Psychologie als dogmatisches Scheingebilde überhaupt keine Unterstützung gewähren kann (A¹ 381, A 876, W. IV 471). Aber auch die so begrenzte reine und allgemeine Logik ist weit davon entfernt, das Gerüst für den Aufbau der transzendentalen liefern zu können. Sie ist dazu nicht einmal imstande, sofern sie — in Kants Namengebung als Analytik — den Kanon des Verstandes und der Vernunft in Ansehung des Formalen ihres Gebrauchs bildet, und damit von allem Inhalt, also auch von aller Verschiedenheit der Gegenstände abstrahiert. Denn die transzendentale Logik geht ihrer Idee nach lediglich auf die Verstandes- und Vernunftbegriffe, durch die wir 'Gegenstände völlig a priori denken' (A 81); sie geht also nicht auf die empirischen sowohl als die reinen Vernunfterkenntnisse ohne Unterschied. Das Gerüst hält also in der Tat nicht einmal Stand, sofern es der nach Kant allgemeinen und reinen Logik entnommen ist, auf die allein sich sein obenerwähntes Lob bezieht. Noch weniger paßt die Logik für die dialektischen Zwecke der Kritik. Den Begriff der logischen Dialektik als der 'Logik des Scheins'

hat Kant in die logische Überlieferung hineinkonstruiert. Selbst aber, wenn es 'von jeher, schon bei den Alten' eine solche Dialektik gegeben hätte, um den Mißbrauch der Logik, die doch nur einen Kanon für das Denken abgeben könne, als Organon zur Erweiterung unserer Erkenntnis zu bekämpfen, bliebe offenbar, daß die transzendentale Dialektik ganz andere Aufgaben zu erfüllen hat. Denn sie richtet sich gegen den transzendentalen Schein, der entsteht, wenn wir den Maximen der Vernunft Gehör geben, die uns, wie ohne Kritik unvermeidlich, zu der Illusion verleiten, 'die subjektive Notwendigkeit einer gewissen Verknüpfung unserer Begriffe ... für eine objektive Notwendigkeit der Bestimmung der Dinge an sich selbst zu halten' (A 353). Das Bindeglied zwischen der allgemeinen und transzendentalen Logik besteht demnach lediglich in der nach Kant für beide gesicherten Apriorität der Handlungen des reinen Denkens, sowie in dem Recht, die Begriffe, die sich a priori auf Gegenstände beziehen, aus den logisch überlieferten formalen Urteils- und Schlußweisen des reinen Denkens abzuleiten. Das Band wird völlig locker und schlingt sich nicht von der allgemeinen zur transzendentalen Logik, sondern wird durch Kant von dieser zu jener geschlungen, soweit der Unterschied der Analytik und Dialektik in Betracht kommt. Als transzendentale Logik endlich steht sie zu der kanonischen schon dadurch in Gegensatz, daß sie eben nicht von allem Inhalt der Erkenntnisse abstrahiert, weil sie die empirischen Erkenntnisse ausschließt, also auch in ihrer Weise auf den Ursprung der apriorischen Erkenntnis eingehen muß, 'mit dem die allgemeine Logik nichts zu tun hat'. Vor allem aber ist sie deshalb von dieser geschieden, weil ihre apriorische Erkenntnis als transzendentale von ganz besonderer Art ist. Denn nicht 'eine jede Erkenntnis a priori sondern nur die, dadurch wir erkennen, daß und wie gewisse Vorstellungen (Anschauungen oder Begriffe) lediglich a priori angewandt werden oder möglich sind', darf 'transzendental heißen' (A 80).

Das logische Gerüst, mit dem Kant den Bau seiner transzendentalen Logik umgeben hat, verrät demnach dessen innere Anordnung nur so weit, wie der Unterschied der reinen Verstandes- und der reinen Vernunftbegriffe auf die Verschiedenheit der Urteils- und Schlußformen bezogen ist. Im übrigen sind wir auf die Einsicht in die Architektonik dieses Baues selbst angewiesen. Diese aber bezeugt deutlich einen ganz anderen Ursprung. Ihr Grundriß ist der Metaphysik, letztlich der reinen Vernunft selbst entnommen und nach transzendentaler Methode (vgl. S. 67f.) entworfen.

Sie zeigt ihre Artikulation vorerst in der Differenz der reinen Begriffe des Verstandes und der Ideen der reinen Vernunft als des obersten Erkenntnisvermögens, von der die allgemeine Logik gleichfalls nichts wissen kann. Allerdings ist — schon im Hinblick auf den Zusammenhang der Schlüsse mit den Urteilen — gewiß, 'daß nur der Verstand es ist, aus welchem reine und [wie Kant unbedenklich ist, trotz der oben angeführten engeren Bestimmung des Transzendentalen zu sagen] transzendentale Begriffe entspringen können, daß die Vernunft eigentlich gar keinen Begriff erzeuge (A 435, vgl. die Vorrede zur Kr. d. U. W. V 167). Aber es wäre falsch, daraus zu entnehmen, daß die Vernunft kein eigener Quell von Begriffen und Urteilen sei, die lediglich aus ihr entspringen. Sie ist kein bloß subalternes Vermögen, gegebenen Erkenntnissen eine logische Form zu geben, sondern gleichfalls ein 'transzendentales', d. h. es gibt von ihr wie vom Verstande auch einen 'realen Gebrauch, da sie selbst den Ursprung gewisser Begriffe und Grundsätze enthält, die sie weder von den Sinnen, noch vom Verstande entlehnt' (A 355, 362). Denn ihre Grundbegriffe gehen im Unterschiede von den Verstandesbegriffen 'jederzeit nur auf die absolute Totalität in der Synthesis der Bedingungen und endigen niemals als bei dem schlechthin, das ist in jeder Beziehung Unbedingten' (A 382). Kurz, die Ideen sind 'Begriffe des Unbedingten, sofern es einen Grund der Synthesis des Bedingten enthält' (A 379). Ist es gestattet, eine von Kant selbst nicht verwertete Analogie heranzuziehen, so läßt sich sagen, daß sie ebenso eine eigene Handlung der Spontaneität voraussetzen, wie die Ableitung der je dritten Kategorie aus den beiden vorhergehenden einen 'besonderen Akt des Verstandes erfordern' (A² 111, vgl. W. IV 325 Anm.). Kant hatte ein gutes Recht, auf diesen Unterschied nachdrücklich hinzuweisen, wie dies kurz einmal in seiner Auseinandersetzung mit Hume (A 793) und energischer noch in den Prolegomenen geschieht (W. IV 326, 328f.). Denn die Erkenntnisfolgen dieses, dem Wesen des oberen Erkenntnisvermögens entnommenen Unterschiedes sind es, die für Kant die transzendentale Logik in Analytik und Dialektik scheiden. Die reinen Verstandesbegriffe und die ihnen entsprechenden Grundsätze halten sich ganz und gar in den Schranken möglicher Erfahrung; die Ideen und Grundsätze der reinen Vernunft gebieten dagegen, diese Grenzen zu überschreiten. Jene sind immanent, diese transzendent (A 873); jene sind, wie Kant auch sagt, nur von empirischem, diese dagegen [in dritter Wendung des Wortes] von trans-

zendentalem Gebrauch (A 352). Die ausführliche Begründung dieses prinzipiellen Unterschiedes bedingt den Gliederbau der transzendentalen Logik. Er entspricht 'der besonderen Einheit aller reinen [Verstandes- und Vernunft-] Erkenntnis a priori', und ist demgemäß in der 'ursprünglichen Idee der Metaphysik als derjenigen Philosophie, welche jene Erkenntnis in dieser systematischen Einheit darstellen soll' (A 873), selbst vorgeschrieben.

Damit haben wir den Schematismus der transzendentalen Logik gefunden. Der Gliederbau des oberen Erkenntnisvermögens ist nicht der allgemeinen Logik entnommen, sondern aus der ursprünglichen Idee der Metaphysik entwickelt, die sich für Kant in die Ontologie, die rationale Psychologie, die rationale Kosmologie und rationale Theologie scheidet (A 874; vgl. A[2] 395 Anm.). Denn die Metaphysik des spekulativen Vernunftgebrauchs ist ihrer Idee nach das Abbild des inneren Zusammenhangs der reinen spekulativen Vernunft. Freilich brachte es das Schicksal der Vernunft mit sich, daß sie, 'durch Fragen belästigt', die sie nicht abweisen kann, angeregt durch die Triebfedern des religiösen und moralischen Bewußtseins, verleitet durch den Reiz, ihre Erkenntnis zu erweitern, und durch die Zuversicht auf ihre Macht eingenommen, meint, auf spekulativem Wege über die Grenzen aller Erfahrung hinausgehen zu können (A[1] VII f., A 8, 881). Diese Meinung hat die Metaphysik zum 'Kampfplatz endloser Streitigkeiten' gemacht (A[1] VIII, 877). So entsteht die 'Aufforderung an die Vernunft, das beschwerlichste aller ihrer Geschäfte, nämlich das der Selbsterkenntnis, aufs neue zu übernehmen, und einen Gerichtshof einzusetzen, der sie bei ihren gerechten Ansprüchen sichert, dagegen aber alle grundlosen Anmaßungen ... nach den ewigen und unwandelbaren Gesetzen der Vernunft abfertigen könne' (A[1] XI). Dieser Aufforderung entsprechend entscheidet die transzendentale Analytik in noch zu erörterndem Sinne über das Schicksal der Ontologie: sie muß der Analytik des reinen Verstandes Platz machen (A 303). Ebenso entscheidet die transzendentale Dialektik in ihren drei Hauptstücken über die rationale Psychologie, Kosmologie und Theologie.

Weiter allerdings als für die Grundgliederung der transzendentalen Logik reicht das Vorbild der Metaphysik nicht. Die spezielle Ordnung der einzelnen Bestandteile des kritischen Schiedsspruchs ist anders orientiert: nicht mehr metaphysisch, und nur für die erste Linienführung logisch.

Im übrigen entscheidet für Kant, wie nunmehr zu zeigen, hier lediglich der Gliederbau der reinen Vernunft selbst.

Wir folgen dem äußeren Schematismus des Werks, wenn wir die transzendentale Analytik in die beiden Bücher der kritischen Untersuchung der Begriffe sowie der Grundsätze des reinen Verstandes im engeren Sinne zerlegen, des reinen Verstandes also im Unterschiede von der reinen Vernunft als dem obersten Erkenntnisvermögen. Wir weichen von dem Äußeren dieses Schemas zugunsten des inneren Zusammenhangs in etwas ab, wenn wir das 'Hauptstück' über Phänomena und Noumena und den 'Anhang' über die Amphibolie der Reflexionsbegriffe als drittes Buch fassen. Denn jenes ist nach Kants eigener Erklärung, wie wir schon sahen, ein 'summarischer Überschlag der Auflösungen der Analytik' überhaupt, und dieser kennzeichnet sich ebenfalls als eine ergänzende, wennschon wesentlich kritisch gerichtete Abschlußerörterung.

Den logischen Ausgangspunkt für die Analytik der Begriffe, d. i. der Kategorien als der 'ursprünglich reinen Begriffe der Synthesis, die der Verstand a priori in sich enthält' (A 106), bildet, wie bereits angedeutet, die von Kant aufgenommene, unwesentlich revidierte Urteilstafel. Sie ist der Leitfaden für die Entdeckung der reinen Verstandesbegriffe. Sie legt dar, daß die Kategorientafel vollständig ist und ihre Glieder das ganze Feld des reinen Verstandes gänzlich ausfüllen (A 89). Damit aber hört auch für die spezielle Gliederung der Einfluß des Logischen auf. Denn nachdem diese Ableitung, die von Kant späterhin sogenannte 'metaphysische Deduktion' (A² 159), vollzogen ist, kommt nicht mehr der logische Ableitungsgrund, sondern lediglich das transzendentale Ergebnis seiner kritischen Umformung, d. i. die Kategorientafel selbst, in Betracht. Sie macht 'alle Behandlung eines jeden Gegenstandes der reinen Vernunft selbst wiederum systematisch und gibt eine ungezweifelte Anweisung oder Leitfaden ab, wie und durch welche Punkte der Untersuchung jede metaphysische Betrachtung, wenn sie vollständig werden soll, müsse geführt werden; denn sie erschöpft alle Momente des Verstandes, unter welcher jeder andere Begriff gebracht werden muß' (W. IV 325). Sie wird dementsprechend zur Seele des gesamten Schematismus für das obere Erkenntnisvermögen, nicht nur der Kritik der reinen Vernunft und der ihr entsprechenden Metaphysik der Natur, für die Kant dies speziell ausführt (W. IV 325; vgl. A² 110), sondern ähnlich so auch für die Kritiken der

praktischen Vernunft und der Urteilskraft. Sie ist als Abbild des elementaren Gliederbaus der reinen Vernunft überhaupt 'im theoretischen Teile der Philosophie... unentbehrlich, den Plan zum Ganzen einer Wissenschaft, sofern sie auf Begriffen a priori beruht, vollständig zu entwerfen und sie systematisch nach bestimmten Prinzipien abzuteilen' (A^2 109).

Die Bedeutung der Kategorientafel greift jedoch tiefer. Das Prinzip der transzendentalen Umformung, durch die sie gewonnen wird, ist nicht nur die Vorstufe für den weiteren Aufbau der transzendentalen Analytik, sondern auch die unerläßliche Bedingung für den zweiten Teil der Analytik der Begriffe, für die von Kant von vornherein als transzendentale Deduktion der Kategorien bezeichnete Untersuchung, auf deren entwicklungsgeschichtliche Grundlage schon hinzuweisen war, und deren Bedeutung für die Gesamtidee noch spezieller zu erörtern sein wird. Die Abhängigkeit dieser transzendentalen von der 'metaphysischen' Deduktion hebt Kant insbesondere in den Prolegomenen hervor: 'Das Wesentliche aber in diesem System der Kategorien... besteht darin, daß vermittelst derselben die wahre Bedeutung der reinen Verstandesbegriffe und die Bedingung ihres Gebrauchs genau bestimmt werden konnte' (W. IV 324). Ebenso urteilt Kant daselbst in der kritischen Auseinandersetzung mit Hume. Er habe zuerst versucht, ob sich nicht der Einwurf Humes, daß der Begriff der Ursache durch die Vernunft a priori gedacht, und deshalb nicht bloß auf Gegenstände der Erfahrung eingeschränkt sei, allgemein vorstellen ließe, und bald gefunden, daß dieser bei weitem nicht den einzigen Begriff bilde, durch den der Verstand a priori sich Verknüpfungen der Dinge denke, daß vielmehr die Metaphysik ganz und gar daraus bestehe (W. IV 260; vgl. A 795). 'Ich suchte mich', heißt es weiter, 'ihrer Zahl zu versichern, und da mir dieses nach Wunsch, nämlich aus einem einzigen Prinzip, gelungen war, so ging ich an die [transzendentale] Deduktion der Begriffe..., die meinem scharfsinnigen Vorgänger unmöglich schien, die niemand außer ihm sich auch nur hatte einfallen lassen'.

Der Schematismus der Kategorientafel bestimmt somit wie den architektonischen Zusammenhang der Elemente des reinen Verstandes, so das Ergebnis der transzendentalen Deduktion; er sichert demgemäß auch die kritischen Resultate für die Analytik der Grundsätze. Letzteres bedarf keiner Ausführung. Die transzendentalen Schemata, welche die Anwendung der reinen Verstandesbegriffe auf das Mannigfaltige der Sinnlichkeit möglich

machen, werden 'nach der Ordnung der Kategorien' dargestellt (A 181, 184); ebenso gibt die Kategorientafel 'die ganz natürliche Anweisung zur Tafel der Grundsätze' (A 200).

Nicht anders steht es um die Schlußerörterungen der transzendentalen Analytik, die wir als deren dritte Abteilung zusammenfassen wollten. In der Erörterung über die Phänomena und Noumena nimmt Kant allerdings nur Anlaß, für die Zwecke seines Überschlags über die Resultate der Analytik auf eine scheinbare Unvollständigkeit in der Bestimmung der Kategorien zurückzukommen (A[1] 240 f., A[2] 300). Bedeutsamer dagegen ist der Einfluß des Systems der reinen Verstandesbegriffe in der transzendentalen Überlegung der 'Vergleichungsbegriffe'. Schon für die Ableitung dieser Reflexionsbegriffe ist die Kategorientafel, wie in den Prolegomenen besonders hervorgehoben wird, maßgebend (A 325; W. IV 326). Vor allem aber durchsetzt daraufhin ihr Einfluß die Einzelausführungen der transzendentalen Topik und die polemischen Erörterungen über Leibniz' intellektuales System der Welt.

Es erübrigt sich nach dem allen, auf den Schematismus der zweiten Abteilung der Kritik der reinen Vernunft, der transzendentalen Dialektik, genauer einzugehen. Kant selbst hat in der mehrfach zitierten Bemerkung der Prolegomenen (W. IV 325) auf die Funktion der Kategorientafel für diesen Aufbau aufmerksam gemacht, und die von ihm dort angeführten Belege lassen sich leicht vermehren (A 379 f., 392, 399, 406; A[1] 396, 404; A[2] 416 f., 419). Es ist nur zu beachten, daß diese Funktion sich mit den Einflüssen kreuzt, die durch das Vorbild der hier geprüften speziellen metaphysischen Disziplinen, der rationalen Psychologie, Kosmologie und Theologie, bedingt sind. Direkt, sogar ausschließlich bestimmend sind diese metaphysischen Einflüsse allerdings letzter Hand (vgl. Rfl. II 1573) nur für die Gliederung der Gottesbeweise aus spekulativer Vernunft geworden. In der Kritik der beiden anderen Disziplinen überwiegen Einflüsse der eigenen Entwicklung Kants zum transzendentalen Idealismus. Für die Formung und die kritische Auflösung des Antinomienproblems der rationalen Kosmologie haben wir schon oben (S. 34) das skeptische Verfahren, das zu jenem Idealismus führte, maßgebend gefunden. Etwas anders verhält es sich mit der Kritik der rationalen Psychologie. Die Formung ihrer Paralogismen gehört, wie die Ausgestaltung der transzen-

dentalen Analytik und die Prüfung der Gottesbeweise, zu dem eigentlich kritischen Bestande des Werks. Wird doch der dogmatische Gebrauch der intellektuellen Begriffe in der Dissertation von 1770 noch durch Berufung auf die überlieferte Ontologie und die rationale Psychologie erhärtet (W. II 395), ebenso wie eine rationale Theologie damals für Kant noch die intellektuellen Prinzipien für den *mundus intelligibilis* erkennbar machte (W. II 406 f.). Nur für den vierten psychologischen Paralogismus kommt der transzendentale Idealismus direkt in Betracht (A' 368 f.). Aber wir gehen doch schwerlich irre, wenn wir annehmen, daß die Aufdeckung der Erschleichungen, die dem logischen Subjekt der Apperzeption das transzendentale Subjekt unterschieben, nach Analogie der Erschleichungsfehler konstruiert ist, wie sie in dem letzten Abschnitt der Dissertation als Glieder des damals von Kant geübten antinomischen Verfahrens aufgeführt werden. Das hat sich auch durch die Ausführungen seines damaligen Schülers Marcus Herz in dessen 'Betrachtungen aus der spekulativen Weltweisheit' (1771) bestätigen lassen. Vielleicht weisen auf eben jenes Verfahren Kants auch die drei dialektischen Fragen in der ersten Bearbeitung der Kritik der rationalen Psychologie (A' 384 f.) hin, die sich dem Schema der Kategorientafel offensichtlich noch weniger einfügen ließen, als die Erschleichungen, welche die transzendentale Topik (A 324 f.) behandelt.

Bedeutsamer ist für unseren Zweck, Einsicht in das Verhältnis der transzendentalen Dialektik zur transzendentalen Analytik zu gewinnen. Wir ergänzen damit zugleich die Bedenken, die wir gegen Kants Bestimmung dieses Zusammenhangs im Vorwort zur zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft erheben mußten (S. 26 f.). Kant hat es seinen Lesern nicht ganz leicht gemacht, die Beziehung der beiden Hauptabschnitte der transzendentalen Logik in seinem Sinne zu verstehen. Drei verschiedene und verschieden betonte Gedankenreihen fließen in seiner Darstellung zusammen. Zwei von ihnen bleiben innerhalb des Gebiets der spekulativen Vernunft als des obersten Erkenntnisvermögens; die dritte geht auf die Beziehung der spekulativen Vernunft zur praktischen. Von jenen beiden zieht die eine die negativen Konsequenzen aus dem Resultat der transzendentalen Analytik, während die andere die positiven Bestimmungen beleuchtet, die der Vernunft als dem obersten Erkenntnisvermögen zukommen. Die dritte endlich ist darauf angelegt, den negativen Charakter des ersten der beiden spekulativen Momente einzuschränken, indem sie

die Position für die praktische Vernunft, die durch diese Negation frei wird, in das rechte Licht stellt. Am stärksten betont ist, entsprechend dem kritischen Gesamtcharakter der Dialektik, die negative spekulative Konsequenz.

Diese verschränkten Beziehungen lassen sich vielleicht am besten verdeutlichen, wenn wir zuerst Kants eigene Äußerungen über das Verhältnis der beiden Abschnitte der transzendentalen Logik zusammenstellen. Beide spekulativen Momente, das negative betont, das positive dagegen nur in der Richtung auf die 'subjektive' Deduktion der Ideen (A 393, 386) angedeutet, finden wir in der Erklärung: 'Der Ausgang aller dialektischen Versuche der reinen Vernunft bestätigt nicht allein, was wir schon in der transzendentalen Analytik bewiesen, nämlich, daß alle unsere Schlüsse, die uns über das Feld möglicher Erfahrung hinausführen wollen, trüglich und grundlos sind, sondern er lehrt uns zugleich dieses Besondere, daß die menschliche Vernunft dabei einen natürlichen Hang habe, diese Grenze zu überschreiten, daß transzendentale Ideen ihr ebenso natürlich sind, als dem Verstande die Kategorien; obgleich mit dem Unterschiede, daß, so wie die letzteren zur Wahrheit, d. i. der Übereinstimmung unserer Begriffe mit dem Objekte, führen, die ersteren einen bloßen, aber unwiderstehlichen Schein bewirken, dessen Täuschung man kaum durch die schärfste Kritik abhalten kann' (A 670). Stärker hervorgehoben, wennschon gedämpft durch die Schlußwendung, wird das positive Moment in der anschließenden Erklärung: 'Alles was in der Natur unserer Kräfte gegründet ist, muß zweckmäßig und mit dem richtigen Gebrauche derselben einstimmig sein, wenn wir nur einen gewissen Mißverstand verhüten und die eigentliche Richtung derselben ausfindig machen können. Also werden die transzendentalen Ideen allem Vermuten nach ihren guten, und folglich immanenten Gebrauch haben, obgleich, wenn ihre Bedeutung verkannt und sie für Begriffe von wirklichen Dingen genommen werden, sie transzendent in der Anwendung, und eben darum trüglich sein können'. Noch mehr tritt das negative Moment, aber gemischt mit dem positiven spekulativen und zugleich mit Andeutung des ethischen, in den oben schon (S. 27) zitierten Schlußworten der transzendentalen Dialektik zu Tage. Dort erscheint die transzendentale Dialektik sogar lediglich als eine Konsequenz der transzendentalen Deduktion der Kategorien, so daß ihre umfassende Ausgestaltung fast einer Entschuldigung bedarf. Neu sind gegen-

über der Analytik die positive ethische und die positive spekulative Bestimmung der reinen Vernunft. Jene tritt wiederholt, wie in dem obenerwähnten Zusammenhang (A 670) andeutungsweise in der 'Einheit der Zwecke', als Folge von dieser auf, in anderem Zusammenhange aber auch als Folge des negativen spekulativen Ergebnisses. Andrerseits erscheint das ethische Moment so durchaus als letzter Zweck der Metaphysik, für welche die Kritik der reinen Vernunft doch nur die Grundlage schaffen soll, daß die beiden spekulativen Momente erst von ihm aus das rechte Licht erhalten. Diese beiden selbst aber sind noch enger, als oben zum Ausdruck gebracht werden durfte, aneinander gebunden. Sie sind schließlich nur zwei Seiten eines und desselben Gedankens.

Ganz deutlich wird dies erst, wenn wir von den Äußerungen Kants zu seiner eigenen Darstellung in der transzendentalen Dialektik übergehen. Die engste Aufgabe der transzendentalen Dialektik liegt darin, daß die eigenartige Erkenntnisfunktion der Vernunft gegenüber dem Verstande bestimmt werden soll. Ihre Lösung hängt an dem früher schon (S. 39) erörterten Nachweis des selbständigen Ursprungs der Ideen als 'nicht bloß reflektierter, sondern geschlossener Begriffe' (A 366), also an der subjektiven Deduktion der Ideen. Wir fügen hier, das früher Beigebrachte ergänzend, hinzu, daß die Vernunft im engsten Sinne das Vermögen der Prinzipien schlechthin ist, d. h. der synthetischen Erkenntnisse aus Begriffen, die eben deswegen durch keine reine Anschauung oder mögliche Erfahrung eingeschränkt sind (A 357). Sie geht demnach 'niemals zunächst auf Erfahrung oder auf irgendeinen Gegenstand, sondern auf den Verstand, um den mannigfaltigen Erkenntnissen desselben Einheit a priori durch Begriffe zu geben, welche Vernunfteinheit heißen mag und von ganz anderer Art ist, als sie von dem Verstande geleistet werden kann' (A 359). Der Verstand bezieht sich durch die Synthesis der Einbildungskraft auf Grund der Einheit der Apperzeption auf das gegebene Mannigfaltige der Sinnlichkeit (A 383, A[1] 119). Die Vernunft dagegen 'bezieht sich nur auf den Verstandesgebrauch, und zwar nicht, sofern dieser den Grund möglicher Erfahrung enthält . . . , sondern um ihm die Richtung' auf die Vernunfteinheit vorzuschreiben, 'die darauf hinausgeht, alle Verstandeshandlungen in ein absolutes Ganze zusammenzufassen'. Die Ideen sind demnach 'notwendige Vernunftbegriffe, denen kein kongruierender Gegenstand in den Sinnen gegeben werden kann' (A 383). Sie haben somit 'einen vortreff-

lichen und unentbehrlich notwendigen regulativen Gebrauch, nämlich den Verstand zu einem gewissen Ziele zu richten, in Aussicht auf welches die Richtungslinien aller seiner Regeln in einen Punkt zusammenlaufen, der, ob er zwar nur eine Idee (*focus imaginarius*), d. i. ein Punkt ist, aus welchem die Verstandesbegriffe wirklich nicht ausgehen, indem er ganz außerhalb den Grenzen möglicher Erfahrung liegt, dennoch dazu dient, ihnen die größte Einheit neben der größten Ausbreitung zu verschaffen' (A 672). Dasjenige also, 'was die Vernunft in ihrem ganzen Umfange verfügt und ganz eigentümlich über unsere Verstandeserkenntnisse zu Stande zu bringen sucht, ist das Systematische der Erkenntnisse, d. i. der Zusammenhang derselben aus einem Prinzip' (A 673). Sie bereitet, spezieller gesagt, 'dem Verstande sein Feld durch die Prinzipien der Homogeneität der Spezifikation und der Kontinuität der Formen' (A 686). In einem etwas kühnen Bilde kann Kant demnach erklären: 'Der Verstand macht für die Vernunft ebenso einen Gegenstand aus, als die Sinnlichkeit für den Verstand. Die Einheit aller möglichen empirischen Verstandeshandlungen systematisch zu machen, ist ein Geschäft der Vernunft, so wie der Verstand das Mannigfaltige der Erscheinungen durch Begriffe verknüpft und unter empirische Gesetze bringt ... Auf solche Weise ist die Idee eigentlich nur ein heuristischer, und nicht ostensiver Begriff und zeigt an, nicht wie ein Gegenstand beschaffen ist, sondern wie wir unter Leitung desselben die Beschaffenheit und Verknüpfung der Gegenstände der Erfahrung überhaupt suchen sollen' (A 692, 699). Nur in diesem kritischen Sinn mit all' den hier nicht zu erörternden Voraussetzungen, die ihn fundieren, sind die Wendungen des 'Als ob' zu verstehen, die Kant zur weiteren Erläuterung des regulativen Sinns der Ideen anführt. Dadurch erst läßt sich verstehen, was Kant meint, wenn er in den oben angeführten Worten der transzendentalen Dialektik deren Resultat 'deutlich vor Augen stellt' (A 707 f.).

Diese positiven spekulativen Bestimmungen der Vernunft durchsetzen die ganze transzendentale Dialektik. Aber sie bleiben weit davon entfernt, deren eigentlichen Inhalt zu erschöpfen. Bei genauerem Zusehen erscheinen sie lediglich als positive Momente einer durchgängig negativ gewendeten Kritik. In ihrer Einleitung wird die Dialektik als eine Kritik des transzendentalen Scheins bestimmt, der dadurch entsteht, daß die Grundsätze der Vernunft 'uns zumuten, alle Grenzpfähle möglicher Erfahrung niederzureissen und sich einen ganz neuen Boden, der überall keine Demarkation

erkennt, anzumaßen' (A 352). Ihre eigentliche Aufgabe ist es, wie wir schon sahen (S. 38), demnach, 'den Schein dieser angemaßten Grundsätze aufzudecken', der durch jene unvermeidliche Illusion entsteht, derzufolge 'die subjektive Notwendigkeit einer gewissen Verknüpfung unserer Begriffe zu Gunsten des Verstandes für eine objektive Notwendigkeit der Bestimmung der Dinge an sich selbst gehalten wird . . Sie wird also sich damit begnügen, den Schein transzendenter Urteile aufzudecken und zugleich zu verhüten, daß er nicht betrüge' (A 353; vgl. oben S. 12). Dementsprechend ist die subjektive Deduktion der Ideen in der Einleitung und im ersten Buch der transzendentalen Dialektik nur ein kurzes Vorspiel zu der umfassenden dramatischen Wiedergabe der vernünftelnden Schlüsse, die in der rationalen Psychologie, Kosmologie und Theologie jenen Schein für Wirklichkeit nehmen lassen. Ihr oberstes Prinzip ist die irreführende Annahme, daß, 'wenn das Bedingte gegeben ist, auch die ganze Reihe einander untergeordneter Bedingungen, die mithin selbst unbedingt ist, gegeben (d. i. in dem Gegenstand und seiner Verknüpfung enthalten) sei' (A 364). So werden sie zu 'Sophistikationen, nicht der Menschen, sondern der reinen Vernunft selbst, von denen selbst der Weiseste unter allen Menschen sich nicht losmachen, und vielleicht zwar nach vieler Bemühung den Irrtum verhüten, den Schein aber, der ihn unaufhörlich zwackt und äfft, niemals völlig los werden kann' (A 397). Sehr verschieden ist der Verlauf dieser Fehltritte der Vernunft. Ihr Ausgang aber ist immer derselbe. Er bestätigt in allen ihren Formen lediglich das Resultat der transzendentalen Analytik. Die Negation aller Ansprüche der reinen Vernunft, das Seiende selbst zu erfassen — denn das war ja der Anspruch der überlieferten Ontologie —, wird denn auch von Kant überall betont, wo er allgemein vom Ausgang seiner dialektischen Kritik spricht. Es genüge, zwei dieser Erklärungen anzuführen. Im Anfang des Kanons der reinen Vernunft heißt es: 'Es ist demütigend für die menschliche Vernunft, daß sie in ihrem reinen Gebrauche nichts ausrichtet, und sogar noch einer Disziplin bedarf, um ihre Ausschweifungen zu bändigen und die Blendwerke, die ihr daher kommen, zu verhüten . . . Der größte und vielleicht einzige Nutzen aller Philosophie der reinen Vernunft ist also wohl nur negativ, da sie nämlich nicht als Organon zur Erweiterung, sondern als Disziplin zur Grenzbestimmung dient, und anstatt Wahrheit zu entdecken, nur das stille Verdienst hat, Irrtümer zu verhüten' (A 823). Noch schärfer lautet die Er-

klärung in der Einleitung zur ersten Auflage bei Bestimmung der Idee der reinen Vernunft als eines Organon: 'Da ... es noch dahinsteht, ob auch überhaupt eine solche Erweiterung unserer Erkenntnis [im Sinne eines Organon], und in welchen Fällen sie möglich sei, so können wir eine Wissenschaft der bloßen Beurteilung der reinen Vernunft, ihrer Quellen und Grenzen als die Propädeutik zum System der reinen Vernunft ansehen ... Ihr Nutzen würde *wirklich nur negativ* sein, nicht zur Erweiterung, sondern nur zur Läuterung unserer Vernunft dienen, und sie von Irrtümern frei halten, welches schon sehr viel gewonnen ist' (A^1 11; vgl. A^2 25 und N. S. 11, Nr. 11: 'anfänglich und unmittelbar'). Die Betonung des Negativen der Grenzbestimmung wird noch dadurch verstärkt, daß sie sich in der Kritik jeder der drei metaphysischen Scheinwissenschaften wiederholt. Äußerungen dieser Art durchsetzen die Kritik der rationalen Psychologie (A^1 361, 380, 395; A^2 421) und steigern sich in der ersten Bearbeitung einmal sogar zu einer bei Kant ungewöhnlichen, emphatischen Erklärung (A^1 395). Ähnliche Erklärungen begründen und schließen die transzendentale Antithetik (A 448 f., 529, 534). Die Lösung wird zwar in diesen antinomischen Erörterungen, wie wir sahen (S. 30), direkt nur auf das Ergebnis der Ästhetik, also den transzendentalen Idealismus gegründet; aber das Ergebnis der transzendentalen Analytik ist dabei ausnahmsweise (vgl. S. 32) nicht lediglich stillschweigend eingeschlossen. Das war architektonisch unvermeidlich. Denn auch hier ist der Vernunftschluß vom Bedingten auf das als *gegeben* vorausgesetzte Unbedingte, der eben schon (S. 48) zu erwähnen war, die Grundlage. Auch in der Kritik der rationalen Theologie endlich 'bietet sich die Antwort' auf ihre Grundfrage 'aus den Verhandlungen der transzendentalen Analytik von selbst dar' (A 609). Sie besteht demgemäß in der Behauptung, 'daß alle Versuche eines bloß spekulativen Gebrauchs der Vernunft in Ansehung der Theologie gänzlich fruchtlos und ihrer inneren Beschaffenheit nach null und nichtig sind, daß also die Prinzipien ihres Naturgebrauchs ganz und gar auf keine Theologie führen, folglich ... es überall keine Theologie des spekulativen Gebrauchs der Vernunft geben könne' (A 664 f.).

Das alles macht begreiflich, in welchem Maße der positive spekulative Gehalt der transzendentalen Dialektik hinter dem negativen zurücktritt. Dennoch ist es vornehmlich diese Negation, welche das dritte Moment, die ethische Position, von vornherein erkennbar macht, ja sogar zum letzten

Zweck der ganzen Kritik der reinen Vernunft stempelt. Angelegt ist die ethische Zielbestimmung schon in der Kritik der rationalen Kosmologie; besonders auch deshalb, weil die ausführliche Begründung, daß die Annahme einer intelligibelen Kausalität nicht widerspruchsvoll sei, sofort vom Kosmologischen abgewendet und lediglich auf die Kausalität der praktischen Vernunft eingestellt wird (A 567f., 586, 590). Gewichtiger noch wirkt die Andeutung, die Kant in solcher ethischen Rücksicht der Erklärung zufügt: 'Die transzendentale Theologie bleibt demnach, aller ihrer Unzulänglichkeit ungeachtet, dennoch von wichtigem negativen Gebrauche, und ist eine beständige Zensur unserer Vernunft, wenn sie bloß mit reinen Ideen zu tun hat, die eben darum kein anderes als transzendentales Richtmaß zulassen'. Denn Kant fährt fort: 'Wenn einmal in anderweitiger, vielleicht praktischer Beziehung die Voraussetzung eines höchsten und allgenugsamen Wesens als oberster Intelligenz ihre Gültigkeit ohne Widerrede behauptet, so wäre es von der größten Wichtigkeit, diesen Begriff auf seiner transzendentalen Seite . . . genau zu bestimmen' (A 668). Dies wird dann in dem Abschnitt 'Über die Endabsicht der natürlichen Dialektik' (A 713f.) spezieller ausgeführt. Vorerst wird die ethische Position an das positive spekulative Moment angeknüpft: 'Die höchste formale Einheit, welche allein auf Vernunftbegriffen ruht, ist die zweckmäßige Einheit der Dinge; und das spekulative Interesse der Vernunft macht es notwendig, alle Anordnung in der Welt so anzusehen, als ob sie aus der Absicht einer allerhöchsten Vernunft entsprungen wäre. Ein solches Prinzip eröffnet nämlich unserer auf das Feld der Erfahrungen angewandten Vernunft ganz neue Aussichten, nach teologischen Gesetzen die Dinge der Welt zu verknüpfen, und dadurch zu der größten systematischen Einheit derselben zu gelangen' (A 714f.). Weiterhin dagegen wird das ethische Moment mit beiden spekulativen Momenten vereinigt. 'Ohne Zweifel', sagt Kant weiter, gibt es 'etwas von der Welt Unterschiedenes, was den Grund der Weltordnung und ihres Zuhammenhanges nach allgemeinen Gesetzen enthält . . . Ohne allen Zweifel müssen wir einen einigen, weisen und allgewaltigen Welturheber annehmen'. Er geht sogar so weit zu sagen, daß wir berechtigt sind, 'die Weltursache in der Idee nicht allein nach einem subtileren Anthropomorphismus (ohne welchen sich gar nichts von ihm denken lassen würde), nämlich als ein Wesen, das Verstand, Wohlgefallen und Mißfallen, imgleichen eine demselben gemäße Begierde und

Willen hat usw., zu denken, sondern demselben unendliche Vollkommenheit beizulegen' (A 728f.). Eine letzte prinzipielle Ergänzung erhalten diese ethischen Ausblicke in dem 'Kanon der reinen Vernunft', hier wiederum im Gegensatz gegen die diesen Kanon einleitende oben zitierte Negation (S. 48, vgl. A 832). 'Die Endabsicht', erfahren wir hier, 'worauf die Spekulation der Vernunft im transzendentalen Gebrauche zuletzt hinausläuft, betrifft drei Gegenstände: die Freiheit des Willens, die Unsterblichkeit der Seele und das Dasein Gottes' (A 826). Diese drei Probleme 'aber haben wiederum ihre entferntere Absicht, nämlich was zu tun sei, wenn der Wille frei, wenn ein Gott und eine künftige Welt ist. Da dieses nun unser Verhalten in Beziehung auf den höchsten Zweck betrifft, so ist die letzte Absicht der weislich uns versorgenden Natur bei der Einrichtung unserer Vernunft nur auf das Moralische gestellt' (A 828f.).

Fassen wir zusammen, so dürfen wir demnach folgendes sagen. Die transzendentale Dialektik ist in erster Reihe das eingehend spezialisierte, kritisch gegen die überlieferte rationale Psychologie, Kosmologie und Theologie gewendete Ergebnis der transzendentalen Analytik. Sie spezialisiert aber dieses Ergebnis nicht nur, sondern ergänzt es zugleich: einmal spekulativ durch den Ausweis der den Ideen der reinen Vernunft zugrunde liegenden, den Verstand ideell bis zum Unbedingten erweiternden Vernunfteinheit; sodann ethisch durch den Ausblick, den ihre negativen kritischen Ergebnisse, ebenso wie ihre positive spekulative Ergänzung, auf den letzten, praktischen Zweck aller Metaphysik frei machen. Nur nebenher wird ihre Kritik als Bestätigung des Ergebnisses angesehen, zu dem die transzendentale Analytik geführt hatte.

Damit haben wir das Schema der transzendentalen Logik bestimmt, wie es aus dem Aufbau ihrer Analytik und Dialektik ersichtlich wird. Kant selbst hat es flüchtig umrissen: 'Übersehen wir unsere Verstandeserkenntnisse in ihrem ganzen Umfange, so finden wir, daß dasjenige, was Vernunft ganz eigentümlich darüber verfügt und zu Stande zu bringen sucht, das Systematische der Erkenntnis sei, d. i. der Zusammenhang derselben aus einem Prinzip.... Nunmehr können wir uns das Resultat der ganzen transzendentalen Dialektik deutlich vor Augen stellen und die Endabsicht der Ideen der reinen Vernunft ... genau bestimmen. Die reine Vernunft ist in der Tat mit nichts als sich selbst beschäftigt und kann auch kein anderes Geschäft haben, weil ihr .. die Verstandserkenntnisse

zur Einheit des Vernunftbegriffs, d. i. des Zusammenhangs in einem Prinzip, gegeben werden. Die Vernunfteinheit ist die Einheit des Systems; und diese systematische Einheit dient der Vernunft subjektiv als Maxime, um sich über alles mögliche empirische Erkenntnis zu verbreiten. Gleichwohl ... bewährt der systematische Zusammenhang auch zugleich die Richtigkeit des empirischen Verstandesgebrauchs. ... Die Vernunft kann aber diese systematische Einheit nicht anders denken, als daß sie ihrer Idee zugleich einen Gegenstand gibt, der aber durch keine Erfahrung gegeben werden kann ..., der also nicht schlechthin und an sich selbst als etwas Wirkliches angenommen, sondern nur problematisch zum Grunde gelegt wird' (A 708 f.).

Wir haben jedoch nicht nur das Schema der transzendentalen Logik, sondern das des Gesamtwerks zu suchen, also auch die transzendentale Ästhetik dem eigentlich kritischen Gehalt des Werks, wie er in der transzendentalen Logik vorliegt, einzufügen.

Kant durfte unbedenklich sein, wo er dieses Gesamtschema im Sinne hat, den Begriff der reinen Vernunft so weit zu nehmen, daß er nicht nur die apriorischen Formen der Spontaneität, sondern ebenso auch die der Sinnlichkeit umfaßt. Er hatte auch das Recht zu sagen, daß er als erster Raum und Zeit in ihrer apriorischen und sinnlichen Eigenart aufgewiesen, und dementsprechend in die Transzendentalphilosophie einbezogen habe (W. IV 323). Denn enthält auch die Sinnlichkeit so wenig wie der Verstand Prinzipien im eigentlichen Sinne (A 356 f.), so gehört sie doch wie dieser formal zur Transzendentalphilosophie, sofern sie 'Vorstellungen a priori enthalten sollte, welche die Bedingung ausmachen, unter der uns Gegenstände gegeben werden' (A 29). Es muß also eine transzendentale Ästhetik als ersten Teil der transzendentalen Elementarlehre geben, d. i. eine Wissenschaft 'von allen Prinzipien der Sinnlichkeit a priori ... im Gegensatz zu derjenigen, welche die Prinzipien des reinen Denkens enthält, und transzendentale Logik genannt wird' (A 35 f.). Der formale Grund für diese Anordnung reicht sogar weiter. Auch methodisch gehört die transzendentale Ästhetik in die Kritik der reinen Vernunft hinein. Die Vernunft reicht als Vermögen der Prinzipien a priori methodologisch so weit, als irgendwelche Bestandstücke unserer Erkenntnis 'aus Prinzipien' oder 'nach Prinzipien' abgeleitet werden. Deshalb kann Kant, wie noch zu er-

örtern sein wird (S. 72 f.), den Begriff der transzendentalen Deduktion, die in erster Reihe auf die Rechtsfrage des Gebrauchs der Kategorien geht, so weit fassen, daß sie letzten Endes wie die Ideen (A 697 f.), so auch Raum und Zeit umspannt (A 118 f.).

Schon von diesen formalen Gesichtspunkten werden wir auf noch engere innere Zusammenhänge der transzendentalen Ästhetik und Logik hingewiesen. Ein erster solcher Zusammenhang liegt in dem kritischen Gedanken, der Kant, wie schon anzudeuten war (S. 37), alle psychologischen Fragen nach dem Ursprung des Apriori abwehren läßt. Eine einleitende Vorerinnerung besagt, daß es 'zwei Stämme der menschlichen Erkenntnis gebe, die vielleicht aus einer gemeinschaftlichen, aber uns unbekannten Wurzel entspringen, nämlich Sinnlichkeit und Verstand, durch deren ersteren uns Gegenstände gegeben, durch den zweiten aber gedacht werden' (A 29). Eben dasselbe meint die Bemerkung des letzten, hier oft schon zitierten Abschnittes der transzendentalen Methodenlehre: 'Wir begnügen uns hier mit der Vollendung unseres Geschäfts, nämlich lediglich die Architektonik aller Erkenntnis aus reiner Vernunft zu entwerfen, und fangen nur von dem Punkte an, wo sich die allgemeine Wurzel unserer Erkenntniskraft teilt und zwei Stämme auswirft, deren einer Vernunft ist. Ich verstehe hier aber unter Vernunft das ganze obere Erkenntnisvermögen, und setze also das Rationale dem Empirischen [d. i. hier der Sinnlichkeit] entgegen' (A 863). Entscheidender aber ist ein zweiter Zusammenhang. Das Ergebnis der transzendentalen Ästhetik, also der transzendentale Idealismus, bildet den allein möglichen Boden, auf dem das Gebäude der transzendentalen Logik errichtet werden konnte. Denn jenes Ergebnis bietet die notwendige Bedingung für die Möglichkeit der transzendentalen Deduktion der Kategorien. Die reinen Verstandesbegriffe sind eben 'nichts anderes als die Bedingungen des Denkens in einer möglichen Erfahrung, so wie Raum und Zeit die Bedingungen der Anschauung zu eben derselben enthalten. . . . Die Möglichkeit aber, ja sogar die Notwendigkeit dieser Kategorien beruht auf der Beziehung, welche die gesamte Sinnlichkeit, und mit ihr auch alle möglichen Erscheinungen, auf die ursprüngliche Apperzeption haben' (A¹ 111, vgl. A¹ 130). Lediglich demnach, 'wenn wir es überall nur mit Erscheinungen zu tun haben, ist es . . . notwendig, daß gewisse Begriffe a priori vor der empirischen Erkenntnis der Gegenstände vorhergehen' (A¹ 129). Noch stärker weist Kant in der zweiten

Bearbeitung der Kritik der reinen Vernunft auf diese einschränkende Bedingung für die Möglichkeit der transzendentalen Deduktion der Kategorien hin. Der oberste Grundsatz im ganzen menschlichen Erkenntnis ist, 'daß alle Verbindung . . . allein eine Verrichtung des Verstandes ist, der selbst nichts weiter ist, als das Vermögen a priori zu verbinden und das Mannigfaltige gegebener Vorstellungen unter Einheit der Apperzeption zu bringen' (A² 135). Denn 'dieser Grundsatz ist doch nicht ein Prinzip für jeden überhaupt möglichen Verstand, sondern nur für den, durch dessen reine Apperzeption . . . noch gar nichts Mannigfaltiges gegeben ist . . ., der allein bloß denkt, nicht anschaut' (A² 138f.). Nachdrücklich durfte Kant demnach erklären: 'Allein von einem Stücke konnte ich im obigen Beweise [der transzendentalen Deduktion] doch nicht abstrahieren, nämlich davon, daß das Mannigfaltige für die Anschauung noch vor der Synthesis des Verstandes und unabhängig von ihr gegeben sein müsse' (A² 145). Noch mehr dürfen wir sagen. Das Resultat der Ästhetik ist nicht nur die notwendige Voraussetzung, sondern in einer, allerdings nur in dieser einen Hinsicht geradezu ein Vorbild für das Ergebnis der transzendentalen Deduktion der Kategorien, so sehr es sich im übrigen von diesem unterscheidet (A 120f.). Die apriorischen Anschauungsformen und die Kategorien sind einander als Bedingungen aller uns möglichen Erkenntnis nicht lediglich koordiniert. Die Kategorien sind, wie hier nochmals, aber mit anderer Betonung zu zitieren ist, 'Bedingungen des Denkens in einer möglichen Erfahrung, so wie Raum und Zeit die Bedingungen der Ansschauung zu eben derselben enthalten'. Mit noch stärkerem Nachdruck erklärt Kant in der zweiten Bearbeitung der Deduktion: 'Der oberste Grundsatz der Möglichkeit aller Anschauung in Beziehung auf die Sinnlichkeit war laut der transzendentalen Ästhetik, daß alles Mannigfaltige derselben unter den formalen Bedingungen des Raumes und der Zeit stehe. Der oberste Grundsatz eben derselben in Beziehung auf den Verstand ist, daß alles Mannigfaltige der Anschauung unter Bedingungen der ursprünglich synthetischen Einheit der Apperzeption stehe' (A² 136). Dementsprechend ist der Satz, daß 'die Kategorien keinen anderen Gebrauch zum Erkenntnisse der Dinge haben, als nur, sofern diese als Gegenstände möglicher Erfahrung angenommen werden, von der größten Wichtigkeit; denn er bestimmt ebenso wohl die Grenzen des [Erkenntnis-]Gebrauchs der reinen Verstandesbegriffe in Ansehung der Gegenstände, als die transzendentale

Ästhetik die Grenzen des Gebrauchs der reinen Form unserer sinnlichen Anschauung bestimmte' (A² 147 f.).

Bei alledem bleibt begreiflich, daß der ursprüngliche Untergrund der transzendentalen Ästhetik von dem Aufbau der transzendentalen Logik nicht unwesentlich abweicht. An der Annahme apriorischer Verstandesbegriffe hat Kant offensichtlich niemals gezweifelt. Ich sehe nicht, wie seine Bemerkung vom Jahre 1763, daß 'in der Tat alle Arten von Begriffen nur auf der inneren Tätigkeit unseres Geistes als auf ihrem Grunde beruhen müssen' (II 199f.), durch die Schlußerörterungen der 'Träume eines Geistersehers' zweitweilig aufgehoben worden sei. Denn das in ihnen behandelte Beispiel, das dem Gedankenkreis des Okkasionalismus, wenn nicht entstammt, so doch analog ist, veranschaulicht nur die Grundbegriffe der Dinge als Ursachen, nicht die 'einfachen, also unauflöslichen Grundverhältnisse' der Kausalität. Daß jene nur erfahrungsmäßig gegeben sind, hatte doch auch der vorkritische Kant niemals Anlaß in Zweifel zu ziehen. Dem widerspricht auch nicht die Erklärung Kants in den Prolegomenen, daß er, nachdem er sich 'der Zahl der reinen Verstandesbegriffe versichert hatte . . ., nunmehr versichert war, daß sie nicht, wie Hume besorgt hatte, von der Erfahrung abgeleitet, sondern aus dem reinen Verstande entsprungen seien' (W. IV 260). Schon die kurz vorhergehende Bemerkung, daß er 'von vornherein' weit entfernt war, Hume in Ansehung seiner Folgerungen Gehör zu geben, macht unwahrscheinlich, daß ein Schwanken in diesem Punkt eingetreten sei. Es ist ausgeschlossen, wenn man beachtet, daß hier, wie der Zusammenhang der Erklärung zeigt, doch nur von der Zeit nach 1772 die Rede sein kann (vgl. S. 34f.). Doch gleichviel. Als sicher ist anzusehen, daß trotz der beiden ersten 'Stücke' der Aufgabe der transzendentalen Analytik (A 89) Kant in der metaphysischen Deduktion der Kategorien weder deren Apriorität, noch deren Ursprung aus der Spontaneität beweist, sondern als selbstverständlich voraussetzt. Werden sie doch schon in der Einleitung zur ersten Auflage (A¹ 2) als keinem Zweifel unterworfen angeführt. Anders stand es dagegen um die Apriorität und den Ursprung von Raum und Zeit aus der Sinnlichkeit. Hatte Kant hier auch nur im wesentlichen zu wiederholen, was er 1770 in der für einen kleinen Kreis bestimmten Dissertation dargelegt hatte, so gehörten doch beide Nachweise zu der Fundamentierung des transzendentalen Idealismus für die neue kritische Aufgabe. Dem entspricht die Bestimmung dieser Aufgabe, die beiden Bearbeitungen gemeinsam

ist. Die Sinnlichkeit soll dem Verstande gegenüber isoliert und innerhalb der Sinnlichkeit die reine Form der Anschauung von der empirischen Materie der Empfindungen abgetrennt werden (A 36). Demgemäß wird nach einem kurzen Beweis für die Apriorität der Form der Erscheinung überhaupt und den speziellen Beweisen für die Apriorität und Anschaulichkeit des Raums und der Zeit die transzendentale Idealität beider Formen im Unterschiede von der empirischen Subjektivität der Empfindungen dargelegt. Nach einigen 'Schlüssen' und einer 'Erläuterung' wird daraufhin jenes Resultat der transzendentalen Ästhetik abgeleitet, das die Lehrmeinung des transzendentalen Idealismus noch ohne dessen Bezeichnung enthält. Die Fundamentierung ist also in dem ursprünglichen Werk, abgesehen von kleinen Störungen, die Kants Systematik fast überall aufweist, aus einem Gusse so vorgenommen, daß ohne weiteres erkennbar wird, wie sie lediglich den Aufbau der transzendentalen Logik möglich machen soll (vgl. S. 12f.).

Das Gesamtschema der Kritik der reinen Vernunft bestätigt somit durchweg die Erklärung Kants, daß sie der Idee der systematischen Einheit der reinen Vernunft in synthetischer Konstruktion entnommen ist und auf die Kritik der reinen Vernunft abzielt. Lediglich in einer genaueren Bestimmung dieser Kritik, ihres Objekts und ihrer Methode haben wir demnach die Idee des Werks zu suchen.

Es ist, wie wir sahen, nur zum kleineren Teile Kant selbst zuzuschreiben, daß die schon durch den Titel der Schrift nahegelegte Idee nicht stets zum Richtmaß für das historische Verständnis genommen worden ist. Die wesentlich hemmenden Ursachen müssen deshalb in der Tat, wie eingangs angedeutet, in der Neuheit, der Tiefe und dem Reichtum der Gedanken gesucht werden, die das Werk umfaßt, und eben damit in der durch die Originalität des Systems hervorgerufenen geistigen Bewegung. Sie bedingte auf Jahrzehnte hinaus die systematische Parteinahme für oder wider Kants Lehre in all' den Fortbildungen, Umformungen, Vermittlungsversuchen und Ablehnungen, welche die Blüteperiode der metaphysischen Spekulation in Deutschland bis zum Tode Hegels repräsentieren. Jene Parteinahme erwachte aufs neue um die sechsiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als in Folge der Hinweise von Schopenhauer, Helmholtz, Zeller, A. Lange u. a. das 'Zurück zu Kant' zum Lösungswort für alle die Versuche wurde, nach der

Stagnation des Historismus eine Erneuerung der Philosophie bei uns ins Leben zu rufen.

Kant selbst bestimmt die Aufgabe seiner Kritik und den Ort ihrer Ausführungen im Zusammenhang der Philosophie überhaupt in der oft zitierten Erklärung der Vorrede zur ersten Auflage: 'Ich verstehe unter der Kritik der reinen Vernunft . . . die Kritik des Vernunftvermögens überhaupt in Ansehung aller Erkenntnisse, zu denen sie unabhängig von aller Erfahrung streben mag, mithin die Entscheidung der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Metaphysik überhaupt, und die Bestimmung sowohl der Quellen als des Umfangs und der Grenzen derselben, alles aber aus Prinzipien'. Sie ist damit der 'architektonische, d. i. aus Prinzipien entworfene . . ., vollständige Plan der Transzendentalphilosophie' (A 27). Sie unterscheidet sich von der Transzendentalphilosophie gemäß den Erklärungen der Einleitung nur dadurch, daß in dieser eine vollständige und leicht zu ergänzende Analysis der Begriffe hinzukommen soll. Nur in diesem Sinne ist sie ein Traktat von der Methode (A² XXII). Begreiflich bei so unwesentlichem Unterschied, daß Plan und analysierende Ausführung von vornherein nicht streng auseinander gehalten werden. Beide fallen in Kants Äußerungen wiederholt zusammen; gelegentlich wird die Transzendentalphilosophie auch als Metaphysik im engeren Sinne gefaßt (A 869), wohl auch als Ontologie (A 873), d. i. kritisch als transzendentale Analytik, gedeutet.

Wir setzen diese wechselnden Begrenzungen sowie auch Kants spätere Deutungen des Verhältnisses beider Disziplinen beiseite, um aus dem Schematismus der Kritik im Hinblick auf die eben angeführte Bestimmung ihrer Aufgabe die Idee abzuleiten, die dem Werk als gestaltendes Prinzip zugrunde liegt.

Es bedarf keiner Begründung, wenn wir die eben angeführte Aufgabebestimmung der Kritik der reinen Vernunft folgendermaßen analysieren. Das Objekt der Kritik ist ihr zufolge das Vernunftvermögen überhaupt, aber nur in Ansehung der Erkenntnisse, zu denen die Vernunft unabhängig von aller Erfahrung, d. i. a priori, streben mag, allerdings in Ansehung aller Erkenntnisse dieser Art. Die Kritik selbst geht in erster Reihe auf die Bestimmung der Quellen, des Umfangs und der Grenzen dieser Erkenntnisse (vgl. A 25); sie sucht damit weiterhin eine Entscheidung über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Metaphysik zu gewinnen. Die Methode endlich dieser Kritik ist dadurch charakterisiert, daß sie durchweg aus [oder nach] Prinzipien erfolgt.

Die Vernunft bietet demnach einerseits das Objekt, andrerseits die Methode der Kritik. In jener Hinsicht ist sie als reine Vernunft, wie der Schematismus des Werks erwarten läßt (S. 11) in dem weiten Sinne zu denken, in dem sie alle Erkenntnisse a priori, also auch die Formen der Sinnlichkeit umspannt (vgl. A 24). Hinsichtlich der Methode ist sie dagegen die Vernunft in der Bedeutung, in der sie alle Tätigkeit des oberen Erkenntnisvermögens, ausschließlich also die Spontaneität, umfaßt, sofern diese Tätigkeit der Ableitung aus den Prinzipien, etwas a priori zu erkennen, dienstbar ist. Denn 'was Vernunft gänzlich aus sich selbst hervorbringt . . ., wird selbst durch Vernunft ans Licht gebracht, sobald man nur das gemeinschaftliche Prinzip desselben entdeckt hat' (A[1] XX). In beiden Rücksichten aber ist sie, was Kant seiner Erklärung zuzufügen unnötig fand, nicht im eigentlichen Sinne 'das Vernunftvermögen überhaupt . . . im erfahrungsfreien Gebrauch'. Schon die Vorrede hatte keinen Zweifel darüber gelassen, daß die Kritik es 'lediglich mit der Vernunft selbst und ihrem reinen Denken zu tun habe' (A[1] XIV, XXI). Auf die Prüfung der Erkenntnis aus reiner Vernunft, auf 'den theoretischen Gebrauch der Vernunft, durch den ich a priori (als notwendig) erkenne, was da ist' (A 661), zielt die kritische Untersuchung, wie ihr Schematismus zeigt, durchgängig ab. Die Kritik ist, wie die Transzendentalphilosophie, 'eine Weltweisheit der reinen, bloß spekulativen Vernunft' (A 29). Wiederholt wird dieser Einschränkung von Kant beiläufig gedacht, insbesondere da, wo es gilt, die Aufgaben der spekulativen und der praktischen Vernunft voneinander zu unterscheiden (A 386, 661 f., 714, 801, 804, 825 f., 832 f., 869 f.). Die für die Einheit des kritischen Systems bedeutsame Erklärung dagegen, daß es 'nur eine und dieselbe Vernunft sein kann, die [als praktische und spekulative] bloß in der Anwendung unterschieden sein muß', findet ihren Ort erst in der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (W. IV 391) und der Kritik der praktischen Vernunft (W. V. 121).

Drei Momente charakterisieren die reine spekulative Vernunft als Objekt der Kritik. In jedem von ihnen stecken Kants Kritizismus eigentümliche Auffassungen.

Kant hätte fürs erste behaupten dürfen, daß 'niemals vor ihm der Versuch gemacht worden sei, das Gebiet der reinen Vernunft inhaltlich in das der Sinnlichkeit hinein zu erstrecken, d. h. Raum und Zeit als

Anschauungsformen a priori zu denken. So konnte er späterhin Eberhard gegenüber mit Fug erklären, daß der 'Unterschied zwischen der Theorie der Sinnlichkeit als einer besonderen Anschauungsart, welche ihre a priori nach allgemeinen Prinzipien bestimmbare Form hat, und derjenigen, welche diese Anschauung als bloß empirische Apprehension der Dinge an sich selbst annimmt . . ., ein unendlicher' sei (W. VIII 220). Andrerseits durfte er in der Kritik der reinen Vernunft selbst 'gestehen, daß die Unterscheidung der zwei Elemente unserer Erkenntnis, deren die einen völlig a priori in unserer Gewalt sind, die anderen nur a posteriori, aus der Erfahrung, genommen werden können, selbst bei Denkern von Gewerbe nur sehr undeutlich blieb, und daher niemals die Grenzbestimmung einer besonderen Art von Erkenntnis, mithin nicht die echte Idee einer Wissenschaft, die so lange und so sehr die menschliche Vernunft beschäftigt hat, zu Stande bringen konnte' (A 871). Lassen sich auch für die Annahme des anschaulichen Charakters von Raum und Zeit Vorläufer auffinden, so wüßte ich doch für die Annahme ihrer Apriorität niemanden zu nennen.

Etwas anders steht es um das zweite hier in Betracht kommende Moment, um die für Kant selbstverständliche Voraussetzung der beiden Stämme menschlicher Erkenntnis als Rezeptivität und Spontaneität. Diese Voraussetzung läßt sich bis in die Anfänge der abendländischen Philosophie zurück verfolgen: deutlich bis auf die Platonischen Bestimmungen des Gegensatzes zwischen dem göttlichen Teile der Seele und den übrigen Seelenteilen; für die Spontaneität auf die Fassung der Psyche überhaupt als die Kraft der Selbstbewegung. Dennoch bleibt auch hier Raum genug für Kant Eigenes. Ob der in der Erörterung des Schematismus schon (S. 53) berührte Gedanke, daß beide Stämme 'vielleicht aus einer gemeinschaftlichen, aber uns unbekannten Wurzel entspringen' (A 29) oder die bestimmtere Behauptung eines 'Punktes, wo sich die allgemeine Wurzel unserer Erkenntniskraft teilt und zwei Stämme auswirft', deren einer Vernunft ist (A 863) — ob dieser Gedanke auf die metaphysische Deutung der Seele als einer Kraft zurückgeht, die bei den endlichen Seelen sowohl Passivität als Aktivität ist, bleibt besser unausgemacht. Denn er leitet in seiner metaphysischen Wendung zu dem Gebiet über, vor dem sich, wie noch genauer zu erörtern sein wird, der kritische Standpunkt prinzipiell verschließt. Aber auch Leibniz, bei dem diese metaphysischen Wendungen am klarsten ausgeprägt sind, hatte keinen Weg gefunden, für Raum und

Zeit ausschließlich die sinnliche Erkenntnis in Anspruch zu nehmen. Somit ist bei Kant die Rezeptivität schon durch die ausschließliche Zuordnung von Raum und Zeit zu ihr gegen die Spontaneität neu abgegrenzt. Denn beiden ist nunmehr das Apriori gemeinsam, wenn es sich auch in der Spontaneität schon innerhalb der spekulativen Vernunft ungleich reicher entfaltet, als in der Sinnlichkeit -- eine Gemeinsamkeit, die freilich, wie noch zu zeigen ist (S. 63f.), eine besondere Zuspitzung des Gegensatzes beider Erkenntnisstämme nicht hindert.

Die Richtung auf das Apriori macht die spekulative Vernunft zur reinen. Damit kommen wir zu einem *dritten* Moment. Kants *intellektuelles Apriori*, das Apriori also der Spontaneität, ist ein Glied in der alten, bis auf Platons halbmystische Annahme der Anamnesis zurückzuleitenden Lehre von den angeborenen Ideen. Insofern gehört Kants Kritizismus in die Entwicklung der Lehrmeinungen hinein, die zweckmäßig als *genetischer Rationalismus* zusammengefaßt werden. Das war Kant selbst wohl bewußt (vgl. W. VIII 244). Aber das kritische Apriori Kants geht über den herkömmlichen Rationalismus nicht lediglich dadurch hinaus, daß mit Raum und Zeit ein Apriori der Sinnlichkeit eingeführt wird; es bleibt auch in der Einschränkung auf die Spontaneität neuartig. Daran verschlägt nichts, daß Kant von vornherein neben dem 'gänzlichen Apriori' auch das altüberlieferte, der Aristotelischen Scheidung des πρότερον τῇ φύσει und πρότερον πρὸς ἡμᾶς entsprungene deduktive Apriori beibehält. Denn es muß im Sinne Kants festgehalten werden, daß jeder Akt der Analysis aus einem gegebenen Erfahrungsinhalt nach dem Satze des Widerspruchs oder der Identität erfolgt, also wie dieser Satz selbst von dem gegebenen Erfahrungsinhalt, und damit 'von aller Erfahrung überhaupt schlechterdings unabhängig' ist (vgl. W. IV 267, 273).

Der Sinn des kritischen Apriori wird durch die Kennzeichen, die Kant in der Einleitung zur zweiten Auflage seines Werkes genauer angibt, wenig erhellt. Die strenge Allgemeinheit und Notwendigkeit der Urteile sowohl (A^2 4), wie die Notwendigkeit der Begriffe (A^2 5, vgl. A 38, 2)) bilden Kriterien, die sich ebenfalls von altersher in den Lehren von den angeborenen Ideen und den ewigen Wahrheiten finden.

Ungleich charakteristischer ist neben der Übertragung des Apriori auf die Sinnlichkeit die schon angedeutete metaphysische Zurückhaltung, die Kant geübt wissen will. Er hatte guten Grund zu erklären: 'Die Kritik

erlaubt schlechterdings keine anerschaffenen oder angeborenen Vorstellungen; alle insgesamt, sie mögen zur Anschauung oder zu Verstandesbegriffen gehören, nimmt sie als erworben an. Es gibt aber auch eine ursprüngliche Erwerbung . . ., dessen, was vorher gar noch nicht existiert, mithin keiner Sache vor dieser Handlung angehört hat' (W. VIII 221, 249). Das logische Moment, das in dieser Erklärung angedeutet liegt, in Kants Sprache das '*abstrahere ab aliqua re*', finden wir, ebenso wie das reale der ursprünglichen Erwerbung, schon in der Dissertation von 1770 festgelegt, wenn auch das letztgenannte nur ansatzweise in der Formulierung, daß Raum und Zeit sowie die reinen intellektuellen Ideen auf Gesetzen beruhen, die dem Geiste eingepflanzt sind. Wenn Kant weiterhin die Gründe der Möglichkeit apriorischer Erkenntnisse darin sucht, daß die Rezeptivität und die Spontaneität selbst angeboren seien, so meint er doch mit diesem Festhalten des alten metaphysischen Ausdrucks etwas anderes als eine bloße Zurückschiebung der Frage. Den auffallenden Sprachgebrauch, der ihn im Zusammenhang seiner kritischen Ausführungen das Wort 'Gemüt' statt Seele anwenden läßt, hat er in einer 1798 gedruckten Briefbeilage genauer begründet: 'Unter Gemüt versteht man nur das die gegebenen Vorstellungen zusammensetzende . . . Vermögen . . ., noch nicht die Substanz . . . nach ihrer von der Materie ganz unterschiedenen Natur, von der man alsdann abstrahiert, wodurch das gewonnen wird, dass wir in Ansehung des denkenden Subjekts nicht in die Metaphysik überschreiten dürfen' (W. XII 32). Der kritische Verzicht auf eine metaphysische Erklärung des Ursprungs der Rezeptivität und Spontaneität, der dieser Bemerkung entnommen werden kann, liegt, allgemein genommen, in der Ablehnung aller rationalen Psychologie. Schon in dem Hauptwerk selbst wird er wiederholt ausgesprochen. Andeutungsweise ist er in den oben bereits angeführten Bemerkungen über die beiden Stämme unserer Erkenntnis, sowie in dem Hinweis darauf enthalten, weshalb die transzendentale Ästhetik nicht mehr Formen der Sinnlichkeit, als Raum und Zeit aufzuweisen habe (A 58). Schärfer ist der leicht auch auf die Zeit übertragbare Abweis in der Angabe, es überschreite alles Vermögen unserer Vernunft, ja alle Befugnis derselben, nur zu fragen, woher der transzendentale Gegenstand unserer äußeren sinnlichen Anschauung gerade nur Anschauung im Raum, und nicht irgendeine andere gebe (A 585) — eine Angabe, die einen Gedankengang der ursprünglichen Kritik der rationalen Psychologie (A' 393) wieder aufnimmt. Ebenso

kategorisch lautet eine anders gerichtete Ablehnung in den Prolegomenen: 'Wie aber diese eigentümliche Eigenschaft unserer Sinnlichkeit selbst oder die unseres Verstandes und der ihm und allem Denken zum Grunde liegenden notwendigen Apperzeption möglich sei, läßt sich nicht weiter auflösen und beantworten, weil wir ihrer zu aller Beantwortung und zu allem Denken der Gegenstände immer wieder nötig haben' (W. IV 318). Ähnlich heißt es in der zweiten Bearbeitung der transzendentalen Deduktion der Kategorien: 'Von der Eigentümlichkeit unseres Verstandes aber, nur vermittels der Kategorien, und nur gerade durch diese Art und Zahl derselben Einheit der Apperzeption a priori zu Stande zu bringen, läßt sich ebenso wenig ferner ein Grund angeben, als warum wir gerade diese und keine andere Funktion zu Urteilen haben, oder warum Zeit und Raum die einzigen Formen unserer möglichen Anschauung sind' (A^2 145 f., vgl. A 283 und W. VIII 249 f.). Danach begreift sich, wie fremdartig Kant schon die ersten Versuche anmuten mußten, die apriorischen Formen unseres Erkennens durch logische oder metaphysische Deduktion aus allgemeineren oder ursprünglicheren Bedingungen abzuleiten. Allerdings darf der kritische Abweis aller metaphysischen Voraussetzungen für den Ursprung des Apriori auch nicht überschätzt werden. Völlig fällt das kritische Apriori aus der Kette der Lehren, die von aller Erfahrung unabhängige Bedingungen unseres Erkennens fordern, nicht heraus. Nur die Möglichkeit einer *Erkenntnis* dieser metaphysischen Bedingungen ist kritisch abgewehrt, sogar die Frage nach einer solchen ausgeschlossen; die Voraussetzung eines solchen Ursprungs aber bleibt nichtsdestoweniger bestehen. Es ist nicht einmal nötig, dafür auf die Ausführungen zu verweisen, denen zufolge wir uns als Glieder der intelligibelen Welt der Dinge an sich denken und annehmen müssen, daß das Ich an sich, indem es durch seine Spontaneität den inneren Sinn affiziert, das Mannigfaltige unserer Sinnlichkeit zu Gegenständen formt (A^2 67 f., 152 f.). Schon der Zusammenhang der oben zitierten Briefstelle sowie der Polemik gegen Eberhard lassen trotz des Begriffs der ursprünglichen Erwerbung keinen Zweifel, daß ein letzter Grund für alle apriorischen Bedingungen in dem inneren Wesen des als Substanz gedachten, freilich als Substanz nur zu *denkenden*, nicht erkennbaren Ich an sich vorausgesetzt wird.

Wesentlicher ist deshalb die Eigenart des kritischen Apriori, die in Kants systematischer Gliederung desselben, dem ersten grundlegenden Ver-

such einer umfassenden Systematik der reinen Vernunft überhaupt, enthalten ist. Das war jedoch in der vorstehenden Bestimmung des Schemas für die Kritik der reinen Vernunft so ausführlich zu besprechen (S. 41 f.), daß es nicht notwendig ist, auf das historisch Bedeutsame dieser Leistung zurückzukommen.

Dagegen ist es angezeigt, auf ein letztes, das bedeutsamste Moment des kritischen Apriori einzugehen, auf die Umbildung der spekulativen Spontaneität zur Synthesis des Mannigfaltigen der Sinnlichkeit. Sie gibt Kant das volle Recht zu sagen, wohl noch kein Psychologe habe daran gedacht, daß die Einbildungskraft, die hier als Vermögen der Synthesis a priori gefaßt ist, ein notwendiges Ingrediens der Wahrnehmung selbst sei (A[1] 121, vgl. A 103). In der Tat entspricht die Leistung, die in dieser Fortbildung durch die transzendentale Deduktion der Kategorien vorliegt, dem gedanklichen Ringen, dessen Mühsal Kant so wiederholt und eindringend betont hat. Die Schwierigkeit war durch die Voraussetzung bedingt, die das Unternehmen notwendig machte, sowie durch die Fremdartigkeit des kritischen Ergebnisses, zu dem Kant gegenüber dem noch in der Dissertation von 1770 unverrückten vorkritischen Standpunkt geführt worden war. Wie kaum jemals zuvor ist, trotz der Anerkennung apriorischer Formen auch in der Sinnlichkeit (S. 58f.), der Gegensatz zwischen Rezeptivität und Spontaneität bei Kant zugespitzt. Dort nur empirisches und apriorisches unverbundenes Mannigfaltige; hier erst die dieses Mannigfaltige zu Gegenständen der Erkenntnis verbindende Tätigkeit, die als bloße Selbsttätigkeit auch in den empirischen äußeren Anschauungen schlechterdings nicht von den auf die Sinnlichkeit wirkenden Dingen an sich abhängig sein kann. Dort eine Sinnlichkeit, die das Material lediglich zu Erscheinungen gibt; hier ein Denken, das für sich genommen, d. i. in der Weise des reinen Denkens, weil es von aller Einschränkung durch die Sinnlichkeit frei ist, 'ein unbegrenztes Feld hat' (A[2] 146, 166), also 'die Gegenstände überhaupt und an sich selbst' faßbar macht (A 298, 307). Und endlich, wie hier nur anzudeuten ist, dort eine Kausalität der Natur, der wir in unserem unteren Erkenntnis- und Begehrungsvermögen angehören; hier eine intelligibele Kausalität, die uns selbst als Glieder einer intelligibelen Welt offenbart. Aber trotz dem allen ein oberes Vorstellungsvermögen, das für jede uns mögliche Erkenntnis an das gegebene Mannigfaltige der Sinnlichkeit gebunden ist: 'Allein von einem Stücke' — so war schon in der Erörterung des Schematismus anzuführen —

konnte in der transzentendalen Deduktion der Kategorien nicht abstrahiert werden, 'nämlich davon, daß das Mannigfaltige für die Anschauung noch vor der Synthesis des Verstandes und unabhängig von ihr gegeben sein müsse' (A² 145 A¹ 111). Eben deshalb führt unser Denken nur zum Erkennen, indem es das gegebene Mannigfaltige der Sinnlichkeit einheitlich verbindet: 'Zu aller Erfahrung und deren Möglichkeit gehört Verstand; und das erste, was er dazu tut, ist nicht, daß er die Vorstellung der Gegenstände deutlich macht, sondern daß er die Vorstellung eines Gegenstandes überhaupt möglich macht' (A 244, vgl. A² 138). Dementsprechend muß letzten Endes die Einheit der Apperzeption, kraft der durch sie bedingten transzendentalen Affinität, alle die Funktionen übernehmen, die der Beziehung unserer Vorstellungen auf einen 'der Erkenntnis korrespondierenden, mithin auch davon unterschiedenen Gegenstand' zugeschrieben werden (A¹ 104f., 112f., 121f.; A 242; A² 141f.). Denn nur auf diese Weise läßt sich der Gedanke, daß die Gegenstände sich in ihrem einheitlichen, simultanen und sukzessiven gesetzlichen Zusammenhang nach unserer Erkenntnis richten, zum Abschluß bringen. Um so anerkennenswerter ist die Energie, mit der Kant von dieser seiner Problemlage aus die apriorischen Erkenntnisbedingungen der Spontaneität bis in die letzten Tiefen hin durchwühlt: in der ersten Auflage des Werkes durch die abstrakte Scheidung der tatsächlich unlösbar verbundenen Momente der Synthesis, der Apprehension, Reproduktion und Rekognition, bis hin zu der alle diese Bedingungen der Synthesis ermöglichenden Einheit der Apperzeption und ihrer Vereinigung zum Verstande; in der späteren Bearbeitung, anschließend an die dunkle Scheidung der Prolegomenen zwischen Wahrnehmungs- und Erfahrungsurteilen, durch die transzentendale Deutung des Urteils überhaupt und die erst in jener Bearbeitung reichlicher entwickelte Lehre vom inneren Sinn.

Sowohl die Voraussetzungen dieser Problemlage wie ihr Lösungsversuch bekunden den weiten Abstand, der Kants kritische Fassung der spontanen Apriori von der logisierenden Denkweise Lamberts und Christian Wolffs sowie den früheren Formen des genetischen Rationalismus trennt. Sie bezeugen ebenso den Gegensatz, in dem sie zu der Assoziationspsychologie von Berkeley, Hartley und Hume sowie der Psychologie von Tetens steht. Selbst wer die Voraussetzungen der transzentendalen Deduktion für so unzulänglich hält, wie ich es kürzlich an einigen Momenten versucht

habe nachzuweisen; wer in dieser Grundlegung des spekulativen Kritizismus, so läßt sich auch sagen, nur eine durch die metaphysische Umbildung desselben in der nachkantischen spekulativen Philosophie bezeugte Selbstzersetzung des kritischen Rationalismus sieht — auch der darf an dieser historischen Einschätzung nicht irre werden.

So viel von dem Objekt der reinen Vernunft. Die Aufgabe, die der Kritik demgemäß zu lösen obliegt, geht in erster Reihe, wie wir sahen, auf die Bestimmung der Quellen, des Umfangs und der Grenzen der reinen Vernunft. Die Kritik ist 'eine Wissenschaft der bloßen Beurteilung der reinen Vernunft, ihrer Quellen und Grenzen'. Sie hat nicht die Erweiterung der Vernunfterkenntnis, sondern nur die Berichtigung derselben zur Absicht, und soll den Probierstein des Werts oder Unwerts aller dieser Erkenntnisse a priori abgeben (A 25f.). Der gemäß dem Schematismus wesentliche Teil der kritischen Aufgabe wird für die ganze Aufgabe genommen, wenn Kant zugleich sagt, es sei ihm 'nur um die Prinzipien der Synthesis a priori zu tun'.

Zu einer Kritik der reinen Vernunft führt die Lösung dieser Aufgabe in jedem der drei eben bezeichneten Punkte. Im Rückblick auf die Untersuchung des Schematismus und im Hinblick auf später Auszuführendes (S. 68f.) brauchen wir sie hier nur flüchtig zu skizzieren.

Es handelt sich um eine Kritik der 'Quellen', wenn der Ausdruck verstattet wird, insofern sie die apriorischen Elemente der Rezeptivität und Spontaneität so weit zurückverfolgt, wie das kritische Ergebnis der Untersuchung möglich macht (S. 60f.), die beiden Gruppen dieser Elemente sorgsam scheidet, ebenso die verschiedenen Begriffsformen der Spontaneität voneinander sondert und innerhalb aller dieser Gebiete jedem seinen eigentümlichen Ort anweist. Sie bewährt sich, wie wir gesehen haben, auch in ihrer Leistung an dem Schematismus des Werks. Kant bezeichnet diesen ersten Teil seiner Aufgabe allerdings nicht direkt als kritisch. Er spricht von einer 'Isolierung' der Sinnlichkeit, von der 'noch wenig versuchten Zergliederung des Verstandesvermögens' und von einer 'subjektiven Ableitung der Ideen aus der Natur unserer Vernunft'. Aber diese Untersuchungen sind doch schon deshalb Glieder der kritischen Aufgabe, weil, wie wir fanden, 'die Gültigkeit und der Gebrauch jedes Teiles der reinen Vernunft von dem Verhältnis abhängt, in dem er gegen alle übrigen steht'.

Die Bestimmung des 'Umfanges' unserer Erkenntnis a priori geht auf die Einschränkung ihres Erkenntnisgebrauchs auf das Gebiet möglicher

Erfahrung, also auf die Substanz der Untersuchung in der transzendentalen Analytik und Dialektik.

Die Feststellung der Grenzen endlich trifft das oben spezieller charakterisierte negative Ergebnis der grundlegenden kritischen Erörterungen, auf das wir noch einmal zurückkommen müssen (S. 68f.), und die durch dieses Ergebnis möglich gemachte Auflösung des transzendentalen Scheins in der Dialektik.

Eben deshalb ist die Kritik, wie ihr Aufbau bewies, gegen die vergeblichen Ansprüche aller Metaphysik der spekulativen Vernunft gerichtet, die jene Einschränkung unserer Erkenntnis und die ihr dadurch gesetzten Grenzen nicht beachtet, also eben deshalb als Wissenschaft nicht möglich ist. Sie trifft, sofern die überlieferten metaphysischen Disziplinen der rationalen Ontologie, Psychologie, Kosmologie und Theologie aus dem Wesen der Vernunft selbst entspringen, jede einzelne von ihnen in gleicher Weise. In Kants Begriff der Kritik steckt also sowohl ein systematisches wie ein polemisches Moment. Sie richtet sich auf die Vernunft selbst in Ansehung aller Erkenntnis aus Prinzipien a priori, um deren Quellen und systematischen Zusammenhang auszuforschen. Sie zielt eben damit gegen die Disziplinen der überlieferten Metaphysik, die zwar 'die ursprüngliche Idee einer Philosophie der reinen Vernunft ausmachen' (A 875), aber dem in der reinen Vernunft liegenden Antrieb unterlagen, unsere Erkenntnis a priori über alle Grenzen möglicher Erfahrung hinaus zu erweitern. Auf diese Weise wird die Kritik zur kritischen Selbsterkenntnis oder nach dem von Kant oft variierten Bilde zum Gerichtshof für alle Ansprüche der reinen Vernunft.

Als mittelbare, letzte Aufgabe der Kritik fanden wir die Entscheidung über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Metaphysik überhaupt (S. 57), freilich nur in dem Sinne, daß die Kritik selbst für 'eine jede mögliche Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können', die allein ausreichende Grundlage bietet. Zwei Aufgaben sind in dieser letzten Konsequenz zusammengenommen. Fürs erste handelt es sich um jene oben schon (S. 57) berührte 'leichte' Ergänzung der Kritik der reinen Vernunft zur Transzendentalphilosophie oder Metaphysik im spekulativen Sinne. Sehr viel entscheidender aber, als diese von Kant nie vollzogene analysierende Ergänzung, ist die andere Folgebestimmung, die genauere Feststellung des positiven Zieles, das die negative Grenzbestimmung der spekulativen Vernunft für die Kritik der praktischen frei macht. Die Erläuterung beider Konse-

quenzen kann jedoch erst am Schluß der vorliegenden Untersuchung vorgenommen, und die der praktischen Konsequenz auch dort nur so weit geführt werden, wie das Verständnis der spekulativen Idee fordert.

Vorerst bedarf es noch einer Erörterung der Methode für die Lösung der spekulativen Aufgaben. 'Aus Prinzipien' oder 'nach Prinzipien' heißt es in immer wieder von Kant gebrauchten Wendungen, soll die Lösung durchgängig erfolgen. Als transzendentale bezeichnet Kant diese allein mögliche Methode mit einem Wort, das bei ihm in sehr verschiedenen Bedeutungen schillert. Es fällt nicht in den Bereich unserer Untersuchung, den inneren Zusammenhang dieser Bedeutungen, von denen einige gelegentlich gestreift werden mußten, im einzelnen nachzuprüfen. Es sei nur auch hier darauf aufmerksam gemacht, daß der wiederholt von Kant bestimmte methodologische Sinn des Worts (A 11, A² 25, A 80, 401; W. IV 293) alle Bedingungen a priori unserer Erkenntnis überhaupt umfaßt. Er reicht sogar weiter, als aus dem kritischen Sinn des Apriori folgt. Denn auch 'innere Erfahrung überhaupt und deren Möglichkeit oder Wahrnehmung überhaupt und deren Verhältnis zu anderer Wahrnehmung, ohne daß irgendein besonderer Unterschied derselben und Bestimmung empirisch gegeben ist, kann nicht als empirische Erkenntnis, sondern muß als Erkenntnis des Empirischen überhaupt angesehen werden, welche allerdings transzendental ist' (A 401). Das Bewußtsein, eine Erfahrung anzustellen, ist, wie es in einer schon von Schubert-Rosenkranz veröffentlichten Nachlaßreflexion heißt, ein 'transzendentales Bewußtsein, nicht Erfahrung'. Die bedenkliche Weite dieser Bestimmungen, die das methodologisch Transzendentale Kants der rationalen Methode Wolffs nahebringt, dürfen wir unerörtert lassen, obgleich sie auch in den unstimmigen Bemerkungen über das 'Ich denke' (A 401 f., 406; A² 418, 422 Anm., 429 f.), sowie in der Erörterung der Antizipationen der Wahrnehmung (A 217 f.) zum Vorschein kommt. Denn der Grundgedanke des transzendentalen Verfahrens, den wir hier allein zu entwickeln haben, wird durch diese Weite der Begrenzung nicht berührt. In allem Wesentlichen ist das transzendentale Verfahren gemäß Kants Begriffsbestimmung des Prinzips (S. 46) ein deduktives im kritischen Sinne des Apriori, das sie als 'Richtmaß . . . aller apodiktischen Gewißheit' ausweist, und eben damit auch die im Wesen der Vernunft angelegte Vollständigkeit der systematischen Gliederung verbürgt (vgl. A 28, 850 f.). Dem entsprechen die schon

oben (S. 58) angeführten wiederholten Erklärungen Kants über die apriorische Systematik seiner Methode (vgl. A 765). Sie machen in der Vorrede zur zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft sogar eine Apologie der Wolffschen Systematik möglich (A² XXXVI f.), in der wir wohl die Ergänzung zu einer kurz ablehnenden Bemerkung über die eigentümliche Methode der Transzendentalphilosophie (A 766) im Unterschiede von der Kritik der reinen Vernunft sehen dürfen. Die Methode verbleibt somit prinzipiell innerhalb der Grenzen einer apriorisch-deduktiven 'Bestimmung der formalen Bedingungen eines vollständigen Systems der Vernunft' (A 735). 'Die von aller Erfahrung abgesonderte Vernunft kann alles nur a priori und als notwendig, oder gar nicht erkennen; daher ist ihr Urteil niemals Meinung, sondern entweder Enthaltung von allem Urteil oder apodiktische Gewißheit' (A 803). Das transzendentale Verfahren behält ebenso durchweg den synthetischen Charakter, den die Prolegomenen, wie wir gesehen haben (S. 17 f.), gegenüber der ihnen eigenen Methode auf das nachdrücklichste hervorheben.

Aus diesem Charakter heraus verstehen wir auch schon hier 'das Eigentümliche der Beweise transzendentaler und synthetischer Sätze unter allen Beweisen einer synthetischen Erkenntnis a priori, daß die Vernunft bei jenen vermittels ihrer Begriffe sich nicht geradezu an den Gegenstand wenden darf, sondern zuvor die objektive Gültigkeit der Begriffe und die Möglichkeit der Synthesis derselben a priori dartun muß' (A 810, vgl. 180 f., 188, 263 f., 761, 765, 815). Es ist nur zu beachten, daß die dritte Regel, die Kant für diese Eigenart der transzendentalen Beweise angibt, daß sie nämlich niemals indirekt, sondern jederzeit direkt sein müssen (A 817), nur im Hinblick auf die dialektischen Beweise der Vernunft aufgestellt ist. Daß sie im übrigen von Kant nicht ganz streng eingehalten wird, haben wir schon oben (S. 30) bei Besprechung des indirekten Beweises für den transzendentalen Idealismus aus den Antinomien sowie bei dem Hinweis auf die indirekte Argumentation ersehen, die schon in der ursprünglichen Bearbeitung der transzendentaler Ästhetik enthalten ist.

In allen ihren Formen, der Untersuchung der Quellen, des Umfangs und der Geltung der Erkenntnis a priori, dient die transzendentale Methode letzten Endes der kritischen Grenzbestimmung. 'Denn spekulative Vernunft in ihrem transzendentalen Gebrauch ist an sich dialektisch . . . Wo weder empirische, noch reine Anschauung die Vernunft in einem sichtbaren

Geleise halten, nämlich in ihrem transzendentalen Gebrauche nach bloßen Begriffen, da bedarf sie so sehr einer Disziplin, die ihren Hang zur Erweiterung über die engen Grenzen möglicher Erfahrung bändige und sie von Ausschweifung und Irrtum abhalte, daß auch die ganze Philosophie der reinen Vernunft bloß mit diesem negativen Nutzen zu tun hat' (A 805, 739). Es trifft die transzendentale Methode überhaupt, was Kant über die 'tiefen Untersuchungen' der transzendentalen Analytik sagt, 'daß der bloß mit seinem empirischen Gebrauche beschäftigte Verstand, der über die Quellen seiner eigenen Erkenntnis nicht nachsinnt, zwar sehr gut fortkommen, eines aber gar nicht leisten könne, nämlich sich selbst die Grenzen seines Gebrauchs zu bestimmen und zu wissen, was innerhalb oder außerhalb seiner ganzen Sphäre liegen mag' (A 297).

Daraufhin wird es von prinzipieller Bedeutung, den diskursiven philosophischen von dem konstruktiven mathematischen Vernunftgebrauch sorgfältig zu scheiden: 'Da wir es uns zur Pflicht gemacht haben, die Grenzen der reinen Vernunft im transzendentalen Gebrauche genau und mit Gewißheit zu bestimmen, diese Art der Bestrebung aber das Besondere an an sich hat, unerachtet der nachdrücklichsten und klarsten Warnungen sich noch immer durch Hoffnung hinhalten zu lassen, über Grenzen der Erfahrungen hinaus in die reizenden Gegenden des Intellektuellen zu gelangen, so ist es notwendig, noch gleichsam den letzten Anker einer phantasiereichen Hoffnung hinwegzunehmen und zu zeigen, daß die Befolgung der mathematischen Methode in dieser Art Erkenntnis nicht den mindesten Vorteil schaffen könne' (A 754). Denn 'synthetische Sätze, die auf Dinge überhaupt, deren Anschauung sich a priori gar nicht geben läßt, gehen', d. i. transzendentale Sätze, lassen sich niemals durch Konstruktion der Begriffe, sondern nur nach Begriffen a priori geben' (A 748, 751 f., 760 f.). Erst durch die Einsicht in diese prinzipielle Differenz, die von Humes ebenso prinzipieller Trennung zwischen den Wissenschaften der *relations of ideas* und der *matters of fact* völlig unabhängig, von ihr wesentlich unterschieden und trotzdem mit ihr wesentlich verwandt ist, ist das methodologische Vorurteil des Vorbildes der Mathematik für die Philosophie, weil für alle Tatsachenwissenschaften, von Grund aus zerstört worden.

Zu prinzipieller Verwendung für die Grenzbestimmung führt der transzendentale Gebrauch der Vernunft in polemischer Rücksicht, insbesondere in der einen der beiden Wendungen, die Kants Erörterung dieses

Vernunftgebrauchs in sich schließt. Sie findet sich in dem Exkurs 'Von der Unmöglichkeit einer skeptischen Befriedigung der mit sich selbst veruneinigten reinen Vernunft', der zahlreiche, durch das ganze Werk zerstreute, auch in den Prolegomenen wiederkehrende Bemerkungen systematisch zusammenfaßt. Mit spezieller Rücksicht auf Hume wird hier ausgeführt, daß die Grenzbestimmung unserer Vernunft nur nach Gründen a priori, also nur nach transzendentaler Methode geschehen könne, nicht aber durch ein Verfahren, das die Facta der reinen Vernunft, die einzelnen fehlgeschlagenen dogmatischen Versuche, d. i. einzelne Lehren oder Systeme (vgl. A[1] XII, A[2] 27), der Prüfung unterzieht. Es sei notwendig, 'die Vernunft selbst nach ihrem ganzen Vermögen und Tauglichkeit zu reinen Erkenntnissen a priori der Schätzung zu unterwerfen', so daß 'nicht bloß Schranken, sondern die bestimmten Grenzen der Vernunft, nicht bloß Unwissenheit an einem oder andern Teile, sondern in Ansehung aller möglichen Fragen von einer gewissen Art... aus Prinzipien' aufgewiesen werden. Die skeptischen Angriffe seien verderblich gegen alles ursprünglich unkritische Verfahren der reinen Vernunft, also gegen den Dogmatismus, die 'Anmaßung, mit einer reinen Erkenntnis aus Begriffen (der philosopischen) nach Prinzipien ohne Erkundigung der Art und des Rechts, womit die Vernunft dazu gelangt ist, allein fortzukommen', kurz gegen 'das Verfahren der reinen Vernunft ohne vorangehende Kritik ihres eigenen Vermögens' (A[2] XXXV). Insofern die Kritik der reinen Vernunft ebenfalls und vor allem dem Dogmatismus entgegengesetzt ist, wird der Skeptiker zum 'Zuchtmeister des dogmatischen Vernüftlers auf eine gesunde Kritik des Verstandes und der Vernunft selbst'. Der Skeptizismus [Humes] ist 'vorübend, aber nicht befriedigend'. Vorübend ist er auch in dem Sinne, der innerhalb des transzendentalen Verfahrens eine skeptische Methode zur Lösung der kosmologischen Antimonien möglich macht, die der Transzendentalphilosophie allein eigen, dementsprechend vom Skeptizismus 'gänzlich unterschieden' ist. Denn sie sucht in dem Streit der entgegengesetzten kosmologischen Behauptungen 'den Punkt des Mißverständnisses zu entdecken, geht also auf Gewißheit' (A 451 f.). Sie darf demnach auch mit dem unzulänglichen skeptischen Gebrauch übelwollender Neutralität (A 784) nicht ineins gesetzt werden.

Anderer Art ist das zweite Moment des polemischen Vernunftgebrauchs. Es berührt sich auf das engste mit der Frage nach dem Recht der trans-

zendentalen Hypothesenbildung, und führt zugleich auf das Gebiet der praktischen Vernunft über. Transzendentale Hypothesen sind in einer Methode, die apriorische Gewißheit fordert, selbstverständlich so weit ausgeschlossen (A 805), wie sie zur Erklärung gegebener Erscheinungen dienen, also gebraucht werden sollen, 'um Sätze darauf zu gründen' (A 800, 804). Aber sie haben Bedeutung als Kriegswaffen; nicht demnach, um darauf ein Recht zu gründen, sondern nur, um es zu verteidigen (A 805 f.). Freilich sind sie lediglich 'bleierne Waffen', die nur so viel vermögen wie diejenigen, deren sich irgendein Gegner bedienen mag. Sie dürfen lediglich zur 'Verteidigung der Sätze aus spekulativer reiner Vernunft, gegen die dogmatischen Verneinungen derselben' gebraucht werden; sie helfen nicht, die Beweisgründe einer Behauptung zu vermehren, sondern vermögen nur die Scheineinsichten des Gegners zu vereiteln, die unserem behaupteten Satze Abbruch tun sollen (A 767, 804).

Nur gestreift wird von Kant in den abschließenden methodologischen Erörterungen diejenige Art der transzendentalen Methode, die in der Analytik das eigentliche Richtmaß für die Untersuchung abgibt, die von ihm sogenannte transzendentale Deduktion. Es wird wieder erwähnt (vgl. S. 68), daß die diskursiven synthetischen Grundsätze a priori des Verstandes jederzeit noch einer Deduktion bedürfen (A 761, 811), daß die Grundsätze der Vernunft, werden sie objektiv genommen, insgesamt dialektisch sind, daß demnach eine Deduktion der in ihren Beweisen gebrauchten Grundsätze aus bloßer Vernunft niemals möglich ist (A 814 f., vgl. S. 48), daß endlich alle vermeintlichen Erkenntnisansprüche der Vernunft jederzeit einen durch transzendentale Deduktion der Beweisgründe geführten rechtlichen Beweises erfordern, der nur direkt sein kann (A 822). Die transzendentale Deduktion bleibt demnach auch hier auf die transzendentale Analytik beschränkt.

Allerdings hat es Kant auch dem kundigen Leser einigermaßen erschwert, den systematischen Ort und die Funktion dieser grundlegenden Aufgabe für die Idee des Kritizismus reinlich zu bestimmen.

Eingeführt wird der Begriff der transzendentalen Deduktion erst in dem Hauptstück der transzendentalen Analytik, das 'Von der Deduktion der reinen Verstandesbegriffe' handelt. Hier wird sie nach dem Vorbild des juristischen Sprachgebrauchs als Antwort auf die Frage *quid juris* gefaßt, d. i. als Antwort auf die Frage nach der Rechtmäßigkeit des Ge-

brauchs der Begriffe a priori, oder als Erklärung der Art, wie sich Begriffe a priori auf Gegenstände beziehen können, die sie doch von keiner Erfahrung hernehmen. 'Mit den reinen Verstandesbegriffen', wird ausgeführt, 'fängt das unumgängliche Bedürfnis an . . ., die transzendentale Deduktion zu suchen'. Als transzendentale wird diese Deduktion der empirischen, wie sie Locke und Hume geübt haben (A 117; A[2] 127), entgegengesetzt. Diese 'versuchte physiologische Ableitung' dürfe eigentlich, weil sie nicht die Rechts-, sondern die Tatsachenfrage betreffe, gar nicht Deduktion heißen. Das Prinzip dieser transzendentalen Deduktion ist, wie oben schon zu erwähnen war (S. 42) und noch weiter zu erörtern sein wird (S. 77f.), das Fundament, auf dem die transzendentale Logik ruht: Verstandesbegriffe, die den objektiven Grund der Möglichkeit der Erfahrung abgeben, sind eben darum notwendig, weil sie apriorische Bedingungen des Denkens für die Möglichkeit der Erfahrung sind (vgl. A 126).

Aber es war notwendig, die vorstehenden Bestimmungen aus einem weiteren Umfang, der dem Begriff der transzendentalen Deduktion mitten in dem angeführten Zusammenhang zuteil wird, etwas mühsam herauszuschälen. Die transzendentale Deduktion ist fürs erste nicht ausschließlich, sondern nur vorzugsweise auf die reinen Verstandesbegriffe bezogen. Formell handelt der Abschnitt 'von den Prinzipien einer transzendentalen Deduktion überhaupt', also von einer Deduktion aller Begriffe a priori (A 116f.). Erst der nächstfolgende Abschnitt (A 124f.) bildet, wiederum formell, den 'Übergang zur transzendentalen Deduktion der Kategorien'. Dementsprechend wird in der einleitenden Erörterung die transzendentale Deduktion auf die beiden Arten apriorischer Begriffe bezogen, von denen in der Kritik bis dahin zu reden war: außer auf die Kategorien auch auf 'die Begriffe von Raum und Zeit', d. h. auf die Begriffe beider, durch die sie nach Prinzipien als apriorische Formen der Sinnlichkeit beurteilt werden. Diese Weite des Begriffs der transzendentalen Deduktion wird dadurch begründet, daß 'mit den reinen Verstandesbegriffen das unumgängliche Bedürfnis anfange, nicht allein von ihnen selbst, sondern auch vom Raum [und der Zeit] die transzendentale Deduktion zu suchen'. Denn die Kategorien machen auch 'jenen Begriff des Raumes [und der Zeit] zweideutig, dadurch daß sie ihn über die Bedingungen der sinnlichen Anschauung zu gebrauchen geneigt sind, weshalb auch oben von ihm eine transzendentale Deduktion von nöten war'. Von einer transzendentalen Deduktion der

Anschauungsformen ist demnach in der ursprünglichen Redaktion der transzendentalen Ästhetik nicht die Rede. Freilich ist die transzendentale Deduktion des Raums und der Zeit von der Rechtsbegründung der Kategorien wesentlich verschieden. Wie sich Raum und Zeit a priori notwendig auf Gegenstände beziehen, 'konnte mit leichter Mühe begreiflich gemacht werden ..., da nur vermittelst solcher reinen Formen der Sinnlichkeit uns ein Gegenstand erscheinen, das ist ein [mögliches] Objekt der empirischen Anschauung sein kann' und 'der Gebrauch des Begriffs von Raum — Kant spricht hier nur von diesem, nicht auch von der Zeit — nur auf die äußere Sinnenwelt geht'. Dagegen bei der transzendentalen Deduktion der Kategorien 'ist die Sache tief eingehüllt', die Deduktion deshalb schwierig, mit unvermeidlicher Dunkelheit behaftet usw.; weil die Kategorien [für sich genommen], 'da sie von Gegenständen nicht durch Prädikate der Anschauung und der Sinnlichkeit, sondern des reinen Denkens a priori reden, sich auf Gegenstände ohne alle Bedingungen der Sinnlichkeit, allgemein beziehen'. Sie stellen eben 'gar nicht die Bedingungen vor, unter denen Gegenstände [nach dem Mannigfaltigen, das sie enthalten] in der Anschauung gegeben werden. Mithin können uns allerdings Gegenstände erscheinen [nach dem Mannigfaltigen, das sie enthalten, gegeben werden], ohne daß sie [in diesem gegebenen Mannigfaltigen] sich notwendig auf Funktionen des Verstandes beziehen müssen'. Denn, so dürfen wir mißverständliche, aber der Meinung nach klare Äußerungen Kants weiter interpretieren, 'die Anschauung bedarf' [wenn von den Funktionen der Synthesis auf den innern Sinn abgesehen wird, für das Gegebenwerden des sinnlichen Mannigfaltigen] 'der Funktionen des Denkens auf keine Weise' (vgl. A 122 f.). Das Problem trifft also auch bei dieser nachträglichen Einbeziehung der transzendentalen Ästhetik ausschließlich die Kategorien.

Aber der Begriff der transzendentalen Deduktion erfährt in demselben Zusammenhang noch eine zweite, freilich nur angedeutete Erweiterung, die bedeutsamer ist, als die Übertragung auf die Rechtsansprüche von Raum und Zeit. 'Wir haben oben', heißt es, 'die Begriffe von Raum und Zeit vermittelst einer transzendentalen Deduktion zu ihren Quellen verfolgt und ihre objektive Gültigkeit a priori erklärt und bestimmt'. In der Tat ist die hier miteinbezogene Ursprungsuntersuchung des Raums und der Zeit von dem Nachweis der objektiven Gültigkeit beider Begriffe nicht zu trennen. Denn dieser Nachweis beruht darauf, daß Raum und Zeit nichts als

ursprüngliche Formen der Sinnlichkeit sind (vgl. Prolegom. W. IV 324). Auch die Rechtsansprüche der Kategorien bedürfen gegenüber der empirischen Deduktion, wie wir lesen, eines Ursprungsattestes, 'weil in Ansehung ihres künftigen Gebrauchs, der von der Erfahrung gänzlich unabhängig sein soll, sie einen ganz anderen Geburtsbrief als den der Abstammung von Erfahrungen müssen aufzuzeigen haben'. Systematisch zusammengefaßt ist diese Erweiterung von Kant allerdings nicht. Wir können nur ihre Motive auch für die Kategorien verstehen, wenn wir uns erinnern, welche Bedeutung Kant der Ableitung der Kategorien aus den Urteilsfunktionen zuschreibt (S. 41f.) und beachten, wie fern ihm der Gedanke liegt, die Apriorität der Kategorien erst beweisen zu müssen (S. 55).

Innerhalb des Rahmens der transzendentalen Analytik wird die Systematik, welche die Rechtsfrage des Gebrauchs der reinen sinnlichen und der Verstandesbegriffe um die Frage nach dem Ursprung erweitert, überdies noch durch zwei Momente gehemmt.

Das erste von ihnen zeigt sich in der Vorrede zu der ursprünglichen Redaktion der Kritik (A' XVIf.). Dort trennt Kant die transzendentale Deduktion der reinen Verstandesbegriffe nachträglich in eine objektive und subjektive Deduktion, in die Hauptfrage: 'Was und wieviel kann Verstand und Vernunft frei von aller Erfahrung erkennen?' und die zwar für den 'Hauptzweck sehr wichtige, aber nicht wesentlich zu ihm gehörige: Wie ist das Vermögen zu denken selbst möglich?' Die auf den ersten Blick naheliegende Deutung, daß es sich in der subjektiven 'Betrachtung des reinen Verstandes nach seiner Möglichkeit und den Erkenntniskräften, auf denen er selbst beruht', um die Ursprungsuntersuchung handle, die der transzendentalen Deduktion vorangeht, ist schon dadurch ausgeschlossen, daß Kant sich auf 'das zweite Hauptstück der transzendentalen Deduktion' beruft. Sie ist dies sachlich auch dadurch, daß hier nur von 'zwei Seiten der etwas tief angelegten Betrachtung' der Rechtsprüfung die Rede ist. Wir haben die subjektive Deduktion demnach in der gewiß tiefsinnigen Unterscheidung der Momente der Synthesis und deren Beziehung zur transzendentalen Einheit der Apperzeption, d. i. zum Verstande, zu suchen.

Ein zweites Moment, das die spätere Systematik der transzendentalen Deduktion als nicht durchgeführt bekundet, liegt in einer gelegentlichen, oben schon wiederholt benutzten Wendung der zweiten Auflage. Dort wird (A² 159) die Ableitung der Kategorien aus den Urteilsfunktionen von

der transzendentalen Deduktion der reinen Verstandesbegriffe als metaphysische abgetrennt, die transzendentale also auf die Rechtsfrage beschränkt, ohne daß diese Neugliederung sonst beachtet würde. Sie hat nur ein Seitenstück in der Neubearbeitung der transzendentalen Ästhetik. Auch in dieser werden allerdings die Beweisgründe für die anschauliche Apriorität von Raum und Zeit nicht als Deduktion gefaßt. Sie sind vielmehr als 'Erörterung' bezeichnet, d. i. als 'die deutliche, wenngleich nicht ausführliche Vorstellung dessen, was zu einem Begriffe gehört'. Aber diese Definition ist nicht als analysierende Inhaltsbestimmung gemeint. Denn die Erörterung wird gleichfalls in eine metaphysische und transzendentale gegliedert. Und jene geht nach Analogie der 'metaphysischen' Deduktion der Kategorien auf den Ursprung, da sie dasjenige enthält, 'was einen [sinnlichen] Begriff als a priori gegeben darstellt'. Damit aber hört die Analogie auf. Denn die transzendentale Erörterung, das ist 'die Erklärung eines Begriffs als eines Prinzips, woraus die Möglichkeit anderer synthetischer Erkenntnisse a priori abgeleitet werden kann', ist für den Raum um die analytische Fragestellung der Prolegomenen orientiert, nicht aber im Sinne der für die Kategorien grundlegenden Rechtsfrage konstruiert [für die Zeit hat sie Kant, 'um kurz zu sein', überhaupt nicht ausgeführt].

Hergenommen hat Kant die nachträgliche Gliederung der Deduktion der reinen Verstandesbegriffe in eine metaphysische und transzendentale anscheinend aus dem Gedankengange, der ihn zu Anfang der Dialektik sagen läßt: 'Von diesen transzendentalen Ideen ist eigentlich keine objektive Deduktion möglich, so wie wir sie von den Kategorien liefern konnten . . .; aber eine subjektive Ableitung derselben aus der Natur unserer Vernunft konnten wir unternehmen' (A 393). Damit ist die Rechtsdeduktion von den Ideen abgewiesen. Dementsprechend fällt sie im Gang der dialektischen Einzelkritik aus. Auch der metaphysischen wird ausdrücklich fast nur an der eben genannten Stelle gedacht. Aber die oben erörterten Eingangsbestimmungen über die Prinzipien einer transzendentalen Deduktion überhaupt gehen auf alle Begriffe a priori (vgl. A 697). Man kann demgemäß auch in der dort von Kant gebrauchten Wendung: 'Wir haben jetzt schon zweierlei Begriffe von ganz verschiedener Art, die . . . völlig a priori sich auf Gegenstände beziehen' (A 118), einen Hinweis darauf sehen, daß der Gebrauch der transzendentalen Ideen schließlich ebenfalls einer Rechtsprüfung bedarf, obgleich das 'Prinzip der transzendentalen Deduktion' dort

nur auf die Anschauungsformen und Kategorien eingestellt ist (A 126). Dem wird denn in der Tat auch von Kant Folge gegeben; jedoch erst in dem Schlußabschnitt der transzendentalen Dialektik. Hier wird der allgemeine Gedanke der transzendentalen Deduktion im Sinne des Rechtsanspruchs wieder aufgenommen und auf das positive spekulative Moment der Dialektik (S. 44 f.) übertragen: 'Man kann sich eines Begriffes a priori mit keiner Sicherheit bedienen, ohne seine transzendentale Deduktion zu Stande gebracht zu haben. Die Ideen der reinen Vernunft verstatten zwar keine Deduktion von der Art, als die Kategorien: sollen sie aber im mindesten einige, wenn auch nur unbestimmte objektive Gültigkeit haben . . ., so muß durchaus eine Deduktion derselben möglich sein, gesetzt daß sie auch von derjenigen weit abweiche, die man mit den Kategorien vornehmen kann' (A 697). Entsprechend der Funktion, die dem positiven spekulativen Moment gegenüber dem negativen kritischen Hauptzweck der Dialektik zufällt, beschränkt sich Kant für diese Deduktion auf eine kurze Ausführung, welche die Aufgabe der transzendentalen Dialektik nicht prinzipiell begründet, sondern zusammenfassend abschließt. Die transzendentale Deduktion geht hier auf das Ergebnis, daß die transzendentalen Ideen 'alle Regeln des empirischen Gebrauchs der Vernunft, unter Voraussetzung eines ihnen korrespondierenden Gegenstandes in der Idee, auf systematische Einheit führen und die Erfahrungserkenntnis jederzeit [der Idee nach] erweitern, niemals aber derselben zuwider sein können' (A 699). So führt die transzendentale Deduktion aller Ideen zu der 'notwendigen Maxime', daß sie lediglich 'regulative Prinzipien der systematischen Einheit des Mannigfaltigen der empirischen Erkenntnis überhaupt sind, welche dadurch in ihren eigenen Grenzen mehr angebaut und berichtigt wird, als es ohne solche Ideen, durch den bloßen Gebrauch der Verstandesgrundsätze, geschehen könnte'.

Auch damit aber sind die Momente unsicherer Begrenzung der transzendentalen Deduktion nicht erschöpft. Gelegentlich redet Kant von einer Deduktion der Kategorien und Ideen, welche für beide die Ursprungsuntersuchung einschließt. Andere Wendungen beziehen die Deduktion bald ausschließlich auf den Rechtsgrund für die Anschauungsformen und Kategorien (A² XX, vgl. XXVI, XXVIII; W. IV 325), bald auf alle Begriffe a priori (W. IV 327, 347, 365) mit Einschluß der Grundsätze (A 255, 285 f.), bald auf die Ursprungs- und Geltungsprüfung von Raum und Zeit (W. IV 285). In dem polemischen Zusammenhang der Vorrede zu den 'Metaphysischen

Anfangsgründen der Naturwissenschaft' wird der Begriff der Deduktion der reinen Verstandesbegriffe sogar wesentlich umgeformt. Ihr Schwerpunkt wird in die Ursprungsuntersuchung der Kategorien verlegt, die Rechtsprüfung dagegen als keineswegs notwendig, sondern bloß verdienstlich für den Hauptzweck des Systems bezeichnet, obgleich die analytische Erörterung der Prolegomena über die Möglichkeit der reinen Naturwissenschaft der synthetischen Untersuchung der Kritik eingeordnet wird und auch die synthetischen Grundsätze des reinen Verstandes sowie das Resultat der transzendentalen Ästhetik in sie hineingenommen werden (W. IV 474 f.).

Suchen wir für diese schwankenden Bestimmungen einen festen Halt zu gewinnen, so haben wir folgendes zu sagen. In der am meisten durchgeführten Systematik ist die transzendentale Deduktion der Kritik der spekulativen Vernunft die transzendentale Methode für die Lösung der Rechtsfrage nach der Gültigkeit des Erkenntnisgebrauchs der Kategorien. Die Erweiterung des Begriffs um die Ursprungsfrage der Kategorien ist sachlich und genetisch wohl motiviert, aber so wenig durchgeführt, wie die Übertragung des Begriffs auf Ursprung und Geltung der Formen der Sinnlichkeit, der Grundsätze des reinen Verstandes und der Ideen. Ebenso fehlt den Gliederungen der Deduktion in eine subjektive und objektive sowie in eine metaphysische und transzendentale im engeren Sinne die prinzipielle Durchführung. Von den weiteren Verwicklungen, die der Begriff der Deduktion in den übrigen kritischen Schriften Kants erfährt, sehen wir hier ab.

Trotz dieser Mängel der Begrenzung ist die transzendentale Deduktion, der reinen Verstandesbegriffe, wie wir gesehen haben (S. 42 f.), der systematisch und entwicklungsgeschichtlich bedeutsamste Bestandteil der kritischen Methode der transzendentalen Analytik. Ihr Prinzip, daß die Kategorien 'als Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung erkannt werden müssen', macht die in ihr liegende Theorie der Erfahrung zu dem Grundgedanken für die Ableitung der kritischen Grenzbestimmung unserer Verstandeserkenntnis a priori, und damit der Vernunfterkenntnis a priori überhaupt. Die Theorie der Erfahrung ist jedoch eben deshalb nicht Selbstzweck, nicht etwa die eigentliche Idee der Kritik der reinen Vernunft. Sie ist vielmehr lediglich das für die Analytik geschaffene Mittel, die kritische Grenzbestimmung zu ermöglichen. Denn es bleibt das 'Resultat der ganzen Kritik, daß uns Vernunft durch alle ihre Prinzipien a priori niemals etwas mehr als lediglich Gegenstände möglicher Erfahrung, und auch von diesen nichts mehr lehre,

als was in der Erfahrung erkannt werden kann' (W. IV 361). Die in der transzendentalen Deduktion der Kategorien enthaltene Theorie der Erfahrung geht demnach, wie der transzendentale Idealismus, auf dem sie aufgebaut ist, durch das ganze Werk, aber macht so wenig wie dieser die Seele des Systems aus, wenn wir diese Seele in seiner Idee suchen. Daß wir auch damit Kants eigene Meinung treffen, wird durch die oben angezogenen Ausführungen in den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft bestätigt. Dort erklärt Kant, die Dunkelheit seiner Deduktion der Kategorien wiederum anerkennend, geradezu, daß 'das System der Kritik apodiktische Gewißheit bei sich führen müsse, weil dieses auf dem Satze erbaut ist, daß der ganze spekulative Gebrauch unserer Vernunft niemals weiter als auf Gegenstände möglicher Erfahrung reiche'. Gerade die polemische Umformung und Erweiterung, die der Deduktion, wie wir sahen (S. 77), hier zuteil wird, macht den Ausspruch charakteristisch, daß die Einschränkung des reinen Vernunftgebrauchs auf Gegenstände der Erfahrung, weil ihre Grundsätze nichts als Prinzipien der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt sein können, 'das wahre und hinlängliche Fundament der Grenzbestimmung der reinen Vernunft' sei. Nur in diesem Sinne darf die Bemerkung in den Entwürfen zu der akademischen Preisfrage von 1791 verstanden werden: 'Die höchste Aufgabe der Transzendentalphilosophie ist also: Wie ist Erfahrung möglich?' (W. H. VIII 536).

Nach dem allen können wir die Idee der Kritik der reinen Vernunft formulieren. Sie ist eine Folgebestimmung der in der architektonischen Einheit der reinen Vernunft angelegten Idee der Metaphysik, wenn diese objektiv, 'als das Urbild der Beurteilung' aller Schulbegriffe der Metaphysik, d. i. als die philosophische Erkenntnis aus reiner Vernunft im systematischen Zusammenhange genommen wird (A 866, 869). Denn 'Metaphysik ist vielleicht mehr wie irgendeine andere Wissenschaft durch die Natur selbst ihren Grundzügen nach in uns gelegt, und kann gar nicht als Produkt einer beliebigen Wahl oder als zufällige Erweiterung beim Fortgange der Erfahrungen (von denen sie sich gänzlich abtrennt) angesehen werden' (W. IV 353). Aber 'die Natur der Vernunft selbst führt' durch ihre dialektischen Versuche im ersten, dogmatischen Stadium der Entwicklung der Metaphysik 'auf Grenzen'. Es bedarf also einer Propädeutik der Metaphysik, die das Vermögen der reinen Vernunft gemäß

dem in ihr angelegten System in Ansehung aller Erkenntnis a priori untersucht. Diese Propädeutik ist eine 'ganz neue und bisher unversuchte Wissenschaft, nämlich die Kritik der a priori urteilenden [spekulativen] Vernunft' (W. X 318). Für sie gilt allgemein, was Kant gelegentlich über den Ursprung der Gliederung in analytische und synthetische Urteile sagt: 'Dergleichen allgemeine und dennoch bestimmte Prinzipien lernt man nicht leicht von Anderen, denen sie nur dunkel obgeschwebt haben. Man muß durch eigenes Nachdenken zuvor selbst darauf gekommen sein; hernach findet man sie auch anderwärts, wo man sie gewiß nicht zuerst würde angetroffen haben, weil die Verfasser selbst nicht einmal wußten, daß ihren eigenen Bemerkungen eine solche Idee zum Grunde liege' (W. IV 270). Zur Kritik wird diese Propädeutik, weil sie durch ihre Grenzbestimmung alle dogmatische Metaphysik aufhebt. Die Voraussetzung dieser Grenzbestimmung ist der transzendentale Idealismus; ihre Prinzipien entnimmt sie der organischen Gliederung der Vernunft selbst; ihre für die Vernunft im engeren Sinne entscheidenden Argumente liefert die transzendentale Deduktion der Kategorien; ihr Ergebnis ist der Nachweis der unserer Erkenntnis a priori gesteckten Grenzen, welche die Ontologie zur transzendentalen Analytik umbildet, die übrigen metaphysischen Disziplinen als Scheinwissenschaften erkennen lehrt; ihre Methode endlich ist die synthetisch-transzendentale. Kurz also: *Die Idee der Kritik der reinen Vernunft liegt in dem auf der Grundlage des transzendentalen Idealismus gemäß der organischen Gliederung der reinen Vernunft nach transzendentaler synthetischer Methode allgemeingültig geführten Beweis, daß der spekulative Erkenntnisgebrauch der Vernunft, der sich in der Idee der Metaphysik realisiert, niemals weiter als bis zu den Grenzen möglicher Erfahrung reicht.*

Ein Nachlaßblatt, das R. Reicke ohne weitere Begründung in die Zeit der letzten 80er Jahre verlegt, möge in all' der Ungefügigkeit, die Kants nicht unmittelbar für die Öffentlichkeit bestimmten Niederschriften kennzeichnet, diese Formulierung illustrieren. Daß sie am Schluß auf die analytische Fragestellung zugespitzt ist, also frühestens in die Zeit um 1782 verlegt werden darf, ändert an ihren wesentlichen Gehalt nichts: 'Ich habe bewiesen dass die Menschliche Vernunft in ihrem speculativen Gebrauch auf keine andere Gegenstände sich erstrecken könne als auf

Gegenstände einer Möglichen Erfahrung und von diesen auch nichts mehr als in irgend einer möglichen Erfahrung gegeben werden kann, dass mithin weil Metaphysik ihre Wichtigkeit nicht in denen Erkenntnissen setzt die sich an dem Wege der Erfahrung finden oder wenigstens durch sie bestätigen lassen sondern vielmehr in dem was über die Grentze Aller möglichen Erfahrung hinausgeht aller dogmatische Nutze derselben wegfalle ja dass ihre Existenz sogar als unnütz wegfallen müsste wenn nicht Erkenntnisse die wir wirklich a priori und ohne Hülfe der Erfahrung haben uns glauben liessen dass ihr Gebrauch da jene von Erfahrung unabhängig sind auch wohl weiter als Erfahrung reichen könnte und von daher wieder wichtige Erkentnisse durch falsche oder trügliche Urtheile Angriffe und Schwierigkeiten entstehen könnten. Nun kam es darauf an wie erkentnisse a priori mithin ohne von Erfahrung abgeleitet zu seyn gleichwohl überall auf Gegenstände der Erfahrung ja sogar auf nichts anders gehen konnten. Dieses bewerkstelligte ich so dass ich Anschauungen a priori und auch Begriffe a priori zeigte deren die erste nichts als die Form der Erscheinungen diese die Form der Begriffe von Dingen überhaupt die [zu den?] Erscheinungen darstellete[n] deren Gebrauch ob sie gleich Vorstellungen a priori sind sich blos auf Erfahrung erstreckt. Hier wurde alles was zu leisten ist in einer Aufgabe befaßt: wie sind synthetische Erkentnisse a priori möglich.' (L. Bl. I. 194f.)

Die historische Stellung des spekulativen Kritizismus in dem objektiven Entwicklungszusammenhang der Idee der Metaphysik, wie er in der reinen Vernunft selbst angelegt ist, ergibt sich hieraus ohne weiteres. Ich habe nicht vor, sie hier nochmals eindringender zu analysieren. Es sei nur daran erinnert, daß Kant selbst sich über die Frontstellung seiner Untersuchung wiederholt geäußert hat. Die Kritik der reinen Vernunft bildet für ihn das abschließende Glied der vorkritischen 'Auswickelung der Vernunft'. Als die systematischen, historisch ineinander verfließenden Hauptphasen dieser Entwicklung sieht er den Dogmatismus und den Skeptizismus an. Denn 'die Verschiedenheit der Idee der Metaphysik' in Ansehung des Gegenstandes unserer Vernunfterkenntnis, die ihn eine sensualistische und eine intellektualistische Philosophie annehmen lassen, und die Unterschiede des Ursprungs jener Erkenntnis, die für ihn eine sensualistische und eine noologistische Philosophie ergeben, treten in seiner Darstellung wie in seinen Äußerungen hinter den Differenzen zurück, die er in den

Schlußworten seines spekulativen Hauptwerks als methodologische faßt. Die für die Metaphysik allein in die Wagschale fallende 'szientifische Methode' zeigt den Gegensatz des Dogmatismus und Skeptizismus. 'Wenn ich hier', heißt es daselbst, 'in Ansehung der dogmatischen Methode den berühmten Wolff, bei der zweiten David Hume nenne, so kann ich die übrigen meiner jetzigen Absicht nach ungenannt lassen.' Damit werden Gedanken formuliert, mit denen die ursprüngliche Vorrede anhub, und die in mancherlei Wendungen das Werk durchsetzen. Ähnlich so urteilt Kant in den Prolegomenen: 'Kritik der Vernunft bezeichnet hier den wahren Mittelweg zwischen dem Dogmatismus, den Hume bekämpfte, und dem Skeptizismus, den er dagegen einführen wollte, einen Mittelweg . . ., den man nach Prinzipien genau bestimmen kann.' Und noch charakteristischer wird im Anschluß an das erste Moment des polemischen Vernunftgebrauchs ausgeführt: 'Überdrüssig also des Dogmatismus, der uns nichts lehrt, und zugleich des Skeptizismus, der uns gar überall nichts verspricht, auch nicht einmal den Ruhestand einer erlaubten Unwissenheit, aufgefordert durch die Wichtigkeit der Erkenntnis, deren wir bedürfen, und mißtrauisch durch lange Erfahrung in Ansehung jeder, die wir zu besitzen glauben, oder die sich uns unter dem Titel der reinen Vernunft anbietet, bleibt uns nur eine kritische Frage übrig . . .: Ist überall Metaphysik möglich?' (W. IV 274, vgl. VIII 226 und W. H. VIII 522f., 542f., 577, 586). Die Kritik der reinen Vernunft bietet also eine Synthese der Wolffschen Philosophie, die deren Dogmatismus aufgibt, aber deren systematische Methode zu einer transzendentalen umbildet, und der Lehre Humes, die dessen Grundsatz, 'den Gebrauch der [spekulativen] Vernunft nicht über das Feld möglicher Erfahrung hinaus zu treiben' (W. IV 360), annimmt, die empirische Methode des Skeptizismus jedoch ablehnt.

Erschöpft sind die objektiven historischen Vorbedingungen des spekulativen Kritizismus damit jedoch nicht. In der Antwort auf die Ursprungsfrage unserer Erkenntnis steht Kant auf dem Boden der Leibnizschen Philosophie: sowohl in der Scheidung zwischen Rezeptivität und Spontaneität, wie hinsichtlich dieses Grundbegriffs der reinen Verstandes- und Vernunfterkenntnis selbst, so sehr er auch beide Glieder der Scheidung kritisch um- und fortbildet, das eine durch die Lehre von der Apriorität der sinnlichen Formen, das andere durch die Theorie der Spontaneität als Synthesis. Aber er steht auch zu dem Empirismus Lockes nicht lediglich in Wider-

streit. Er verwirft zwar ausdrücklich und wiederholt Lockes 'Physiologie des menschlichen Verstandes', speziell die empirische Deduktion der Verstandesbegriffe, sowie die dogmatische Inkonsequenz in Lockes religionsphilosophischen Folgerungen. Aber Kants kritische Frage ist doch, wie Schopenhauer wohl zuerst deutlich erkannt hat, die auf die Erkenntnis a priori eingeschränkte Grundfrage von Lockes 'Essay concerning Human Understanding' (vgl. W. X 318), die diesen zum Urheber der erkenntnistheoretischen Strömungen in der neueren Philosophie gemacht hat. Denn bei rein historischer Würdigung der Entwicklung der philosophischen Probleme im 17. Jahrhundert muß daran festgehalten werden, daß die ersten Ansätze solcher Fragestellung bei Descartes und Hobbes wie bei Leibniz noch völlig metaphysisch verdunkelt sind. Auf frühe, durch Lucrez vermittelte und nachhaltige Einwirkungen geht Kants Einschätzung des Epikureismus zurück, die sich bei dem 'Interesse der Vernunft' an den Antithesen der kosmologischen Antinomien und deren Gegensatz gegen die dogmatischen Thesen (A 494f.) deutlich erkennen läßt. Für Platons Philosophie finden wir bei Kant ein Verständnis, das, wenn auch in der Deutung der spekulativen Ideenlehre historisch verhängnisvoll irreführend, doch in der Anerkennung der spekulativen Genialität des Denkers und der tiefen ethischen Grundlagen seiner Lehre eine enge Wahlverwandtschaft verrät. Weit ab steht Kant mit dem allen selbst von den bedeutenderen Denkern der deutschen Aufklärung, von Lambert und Tetens; weit überlegen ist er ebenso von vornherein dem jetzt vergessenen Crusius, dessen früh einsetzender Einfluß auf seine kritische Entwicklung sich noch durch seine ethischen Schriften hindurch verfolgen läßt.

Die vorstehenden historischen Abhängigkeitsbedingungen zeigen Kants spekulativen Kritizismus als Glied der speziellen Problemlagen, aus denen die kritische Philosophie überragend emporwuchs. Aber dieser spezielle Bedingungsinbegriff ist doch in Kants Sinn nur die historische Offenbarung der objektiven Entwicklung der Vernunft. Der historisch bedingten Synthese zwischen den Grundverschiedenheiten der Idee der Metaphysik, insbesondere des Dogmatismus und Skeptizismus, liegt die Idee zugrunde, die seit alters die Entwicklung der theoretischen Philosophie gestaltet: der Versuch, die letzten Grundlagen unseres Erkennens zu begreifen. Von jeher stehen sich in diesem Versuch die Gedanken gegenüber, die wir in allen ihren historischen Modifikationen als empiristische und rationalistische

zusammenfassen können. In dieser objektiven Entwicklung der Vernunft stellt der spekulative Kritizismus eine hochragende originale Synthese dar, deren Bedeutung weit über die speziellen historischen Bedingungen ihres Ursprungs hinausreicht. Allerdings konnte es Kant, wiederum entsprechend der Idee der Vernunft, wie sie sich in verschiedenen Geistern und zu verschiedenen Zeiten gestaltet, so wenig wie einem seiner Vorgänger beschieden sein, eine definitive Lösung des Zwiespalts beider Denkrichtungen zu finden. Solcher vermeintlichen Endgültigkeit setzen die speziellen historischen Vorbedingungen der Problemlagen sowie der Individualität zu jeder Zeit unübersteigbare Schranken entgegen.

Ausreichend ist auch damit die historische Stellung von Kants spekulativem Kritizismus nicht skizziert. Sie ist nicht lediglich von den besonderen und allgemeinen Vorbedingungen abhängig, deren wir gedacht haben. Denn sie ist auch ein Glied in dem breiteren Zusammenhang, den wir uns gewöhnt haben als Philosophie der Aufklärung zusammenzufassen. Sie muß überdem auch aus den historischen Wirkungen abgeleitet werden, die Kants Kritizismus ausgelöst hat. Diese Ableitungen aber fordern, daß die Idee des spekulativen Kritizismus durch die des ethischen ergänzt werde. Erst die beide Momente umspannende Idee des Kritizismus überhaupt macht jene allgemeinere historische Vorbedingung und diese antreibende Kraft verständlich.

Nur ein Ausblick auf die ethische Ergänzung, wie sie in der Kritik der reinen Vernunft angelegt ist, gehört zum Abschluß der vorliegenden Untersuchung.

Als letzte Aufgabe seines Kritizismus hat Kant in der Fassung, die wir für die Ermittlung der Idee aus dem Schema des Werks zum Ausgangspunkt nahmen (S. 57), 'die Entscheidung der Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Metaphysik überhaupt' hingestellt.

In dieser Endbestimmung liegen Ansätze zu zwei sehr verschiedenartigen und verschiedenwertigen Ergänzungen der kritischen Propädeutik für die neue Begründung der Metaphysik: 'Die Metaphysik teilt sich in die des spekulativen und praktischen Gebrauchs der reinen Vernunft, und ist also entweder Metaphysik der Natur oder Metaphysik der Sitten. Jene enthält alle reinen Vernunftprinzipien aus bloßen Begriffen . . . von dem theoretischen Erkenntnisse aller Dinge, diese die Prinzipien, welche das Tun und Lassen a priori bestimmen und notwendig machen' (A 869).

Die Metaphysik der Natur teilt Kant in die Transzendentalphilosophie und die 'Physiologie der reinen Vernunft' (A 873). Anscheinend hatte er bei der 'Metaphysik der Natur', die er am Schlusse der Vorrede zur Kritik 1781 in Aussicht stellt, nur die Transzendentalphilosophie im Sinne. Dafür spricht, daß sie als 'System der reinen (spekulativen) Vernunft' bezeichnet wird und 'noch nicht die Hälfte der Weitläufigkeit' wie die Kritik der reinen Vernunft haben soll. Über die Aufgabe dieser analytischen Ergänzung des propädeutischen Werks war schon kurz zu handeln (S. 57). Hier sei nur noch darauf hingewiesen, daß die Ansätze zur Ausführung des Plans, die wir durch die nächsten Jahre hindurch verfolgen können, schon in einzelnen Bemerkungen der Prolegomena (W. IV 271, 368, vgl. A 108) nichts von dem gleichfalls vorausgesagten 'ungleich reicheren Inhalt, als die Kritik' gibt, bemerken lassen. Wir haben demnach wohl lediglich an die 'leichte Ergänzung' zu denken, von der Kant in der Einleitung zur Kritik gesprochen hatte. Ganz muß dahingestellt bleiben, ob die in der Architektonik vorgetragene Gliederung der Physiologie der reinen Vernunft die Erörterungen einschließen sollte, die in den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft für die anorganischen, und in dem zweiten Teile der Kritik der Urteilskraft für die organischen Körper enthalten sind. Das Nachlaßwerk aus Kants späterem Alter ist nach dem, was aus ihm veröffentlicht ist, hier außer Betracht zu lassen. Auch von den übrigen eben genannten Schriften, sowie von der nachträglich konstruierten 'Kritik der ästhetischen Urteilskraft' kommt für unsere Untersuchung nichts in Betracht. Denn auch was die 'Kritik der teleologischen Urteilskraft' für die Idee des Kritizismus überhaupt Bedeutsames bietet, fällt in den Zusammenhang der zweiten Ergänzung, welche die Kritik der spekulativen zur Kritik der praktischen Vernunft überführt.

Diese ethische Ergänzung aber fällt nur mit einem Punkt in das Gebiet der vorliegenden Untersuchung. Alles, was auf den inneren Zusammenhang der Idee der praktischen Vernunft mit der Idee der spekulativen in der transzendentalen Logik und der Methodenlehre hinweist, damit auch alles, was über das oben kurz erörterte positive ethische Moment der Dialektik zu sagen war (S. 46f.), wird erst aus dem Primat der praktischen Vernunft über die spekulative und der aus ihm abzuleitenden Idee des Kritizismus überhaupt verständlich.

Hier ist nur der Bedingungen zu gedenken, die diese Ergänzung der Kritik der spekulativen Vernunft möglich machen. Die Kritik der reinen Vernunft enthält keine Kritik der praktischen, sondern auch in dem Kanon der reinen Vernunft nur die theoretischen Lehren, die der Möglichkeit einer praktischen Vernunft zugrunde liegen (vgl. W. H. VIII 521). Jene Bedingungen finden sich in einer bisher nur angedeuteten Voraussetzung des transzendentalen Idealismus, des Resultats also der transzendentalen Ästhetik, die den Untergrund für dieses Fundament der theoretischen Kritik bildet. Wir wollen diese Voraussetzung kurz als realistische bezeichnen. Sie ist für Kant eine ebenso selbstverständliche, wie die Scheidung der Erkenntnisvermögen in Rezeptivität und Spontaneität, sowie die Annahme, daß die reinen Verstandes- und Vernunftbegriffe a priori seien. Sie forderte nur aus hier nicht zu erörternden Motiven nachträglich von Kant eine besondere Begründung.

Wir beschränken uns demgemäß auf den Gedankenkreis der transzendentalen Ästhetik mit Einschluß alles dessen, was die Kritik der psychologischen Paralogismen sowie die Lösung des Antinomienproblems über den transzendentalen Idealismus zu sagen hat.

Schon die ersten Worte der ursprünglichen Redaktion der transzendentalen Ästhetik setzen Gegenstände voraus, 'die das Gemüt auf gewisse Weise affizieren', also 'eine Wirkung auf die Vorstellungsfähigkeit des Subjekts ausüben', d. i. Empfindungen, und mit ihnen empirische Anschauungen, solche also geben, die sich auf die wirkenden Gegenstände durch Empfindung beziehen. Der Gegenstand selbst, der durch diese Empfindungen im Raum und in der Zeit gegeben wird, ist die Erscheinung. Die Erscheinung hat demnach 'jederzeit zwei Seiten: die eine, da das Objekt an sich selbst betrachtet . . . , die andere, da auf [die Empfindungen, d. i. die Materie, und] die Form der Anschauung dieses Gegenstandes gesehen wird, welche nicht in dem Gegenstande an sich selbst, sondern im Subjekte, dem derselbe erscheint, gesucht werden muß, gleichwohl aber [soweit die Form in Frage steht] der Erscheinung dieses Gegenstandes wirklich und notwendig zukommt' (A 55). Bestimmter lautet die Erklärung, daß 'der Ausdruck ‚außer uns' eine nicht zu vermeidende Zeideutigkeit bei sich führe, indem er bald etwas bedeute, was als Ding an sich selbst von uns unterschieden existiert, bald, was bloß zur äußeren Erscheinung gehört' (A¹ 373). Entsprechendes gilt natürlich auch für den inneren Sinn (vgl. A 35; 334).

Demgemäß haben wir die schon in der ersten Auflage wiederkehrenden Bemerkungen zu verstehen, es sei 'das Resultat der ganzen transzendentalen Ästhetik, daß die Sinnlichkeit und ihr Feld, nämlich das der Erscheinungen . . ., nicht auf Dinge an sich selbst, sondern nur auf die Art gehe, wie uns vermöge unserer subjektiven Beschaffenheit Dinge erscheinen . . .; es folge auch natürlicherweise aus dem Begriff einer Erscheinung überhaupt, daß ihr etwas entsprechen müsse, was an sich nicht Erscheinung ist, weil Erscheinung nichts für sich selbst und außer unserer Vorstellungsart sein kann, mithin, wo nicht ein beständiger Zirkel herauskommen soll, das Wort Erscheinung schon eine Beziehung auf etwas anzeige, dessen unmittelbare Vorstellung zwar sinnlich ist, was aber an sich selbst, auch ohne diese Beschaffenheit unserer Sinnlichkeit . . . etwas, d. i. ein von der Sinnlichkeit unabhängiger Gegenstand sein muß' (A[1] 251 f.). Der Begriff der Erscheinung ist also in der Tat unter der selbstverständlichen Voraussetzung wirkender, eben dadurch erscheinender Dinge an sich gebildet. Anders ausgedrückt: Der transzendentale Idealismus setzt eine Welt von Dingen an sich als selbstverständlich wirklich voraus. Nur unter dieser Voraussetzung heben sich 'alle Schwierigkeiten, welche die Verbindung der denkenden Natur mit der Materie treffen'. Denn sie 'entspringen ohne Ausnahme lediglich aus jener schlechten dualistischen Vorstellung, daß Materie als solche nicht Erscheinung, d. i. bloße Vorstellung des Gemüts, der ein unbekannter Gegenstand entspricht, sondern der Gegenstand an sich selbst sei, so weit er außer uns und unabhängig von aller Sinnlichkeit existiert' (A[1] 391 f.). Nur wenn jene Voraussetzung zugrunde liegt, wird auch die Lösung des Antinomienproblems möglich. Denn die 'Beweise der vierfachen Antinomie sind nicht Blendwerke, sondern gründlich . . . unter der Voraussetzung . . . , daß Erscheinungen oder eine Sinnenwelt, die sie insgesamt in sich begreift, Dinge an sich selbst' sind (A 535); die Widersprüche, zu denen sie führen, fallen fort, sobald wir die Erscheinungen von den Dingen an sich im Sinne des transzendentalen Idealismus unterscheiden (vgl. A 593f. und W. VIII 153f.). Eben dasselbe lehrt denn auch ein Rückblick auf die Problementwicklung des transzendentalen Idealismus. Die Gewißheit, die Kant bei seiner skeptischen Methode suchte (S. 70), bestand doch eben in der Einsicht, daß die vermeintliche Erkenntnis der Dinge an sich durch die Sinnlichkeit nur die Erscheinungen dieser Dinge gebe. Die Erkennbarkeit des *mundus in-*

telligibilis wurde dabei, wie wir wiederholt zu betonen hatten, in dem dogmatischen Gebrauch der Vernunftideen, den die Dissertation von 1770 anerkennt, noch als selbstverständlich vorausgesetzt (S. 33 f.). Nur unter dieser Voraussetzung wird zugleich die kritische Fragestellung verständlich, in der Kant 1772 das Problem des spekulativen Kritizismus gefunden hatte (S. 35).

In wohl zu beachtender Form bleibt die Voraussetzung wirkender Dinge an sich innerhalb der transzendentalen Ästhetik mit der Lehre von den Erscheinungen verbunden. Wir gewinnen ihrzufolge den Begriff des Dinges an sich, 'wenn wir von unserer Art, uns selbst innerlich anzuschauen und vermittels dieser Anschauung auch alle äußeren Anschauungen in der Vorstellungskraft zu befassen, abstrahieren, und mithin die Gegenstände nehmen, so, wie sie an sich selbst sein mögen' (A 51). Auch das Positive zu dieser Negation wird in der transzendentalen Ästhetik wenigstens angedeutet. Denn *in abstracto* betrachtet sind die Dinge an sich die Dinge überhaupt. 'Die Zeit [und der Raum] sind nicht mehr objektiv, wenn man von der Sinnlichkeit unserer Anschauung, mithin derjenigen Vorstellungsart, welche uns eigentümlich ist, abstrahiert, und von Dingen überhaupt redet ... Wir können nicht sagen, alle Dinge sind in der Zeit, weil bei dem Begriff der Dinge überhaupt von aller Art der Anschauung derselben abstrahiert wird' (A 51 f.). In diesem Sinne also wird, wie es oben hieß, 'das Objekt an sich selbst betrachtet'.

Die weiteren in der Ästhetik angelegten Konsequenzen gehen jedoch schon in dieser grundlegenden Erörterung auseinander. Folgerichtig ist nur, daß uns 'solche Eigenschaften, die den Dingen an sich zukommen ..., durch die Sinne niemals gegeben werden können ... Was wir [im Raume] äußere Gegenstände nennen, sind nichts anderes als bloße Vorstellungen unserer Sinnlichkeit, deren Form der Raum ist, deren wahres Korrelatum aber, d. i. das Ding an sich selbst, dadurch gar nicht erkannt wird, noch erkannt werden kann, nach welchem aber auch in der Erfahrung niemals gefragt wird' (A 52, 45). Nehmen wir, wie es gewöhnlich geschieht, die Objekte der empirischen Anschauung nicht 'als bloße Erscheinung an, so daß darin gar nichts, was irgendeine Sache an sich selbst anginge, anzutreffen ist, so ist unser transzendentale Unterschied verloren, und wir glauben alsdann doch Dinge an sich zu erkennen, ob wir es gleich überall (in der Sinnenwelt), selbst bis zu der tiefsten Erforschung ihrer Gegenstände, mit

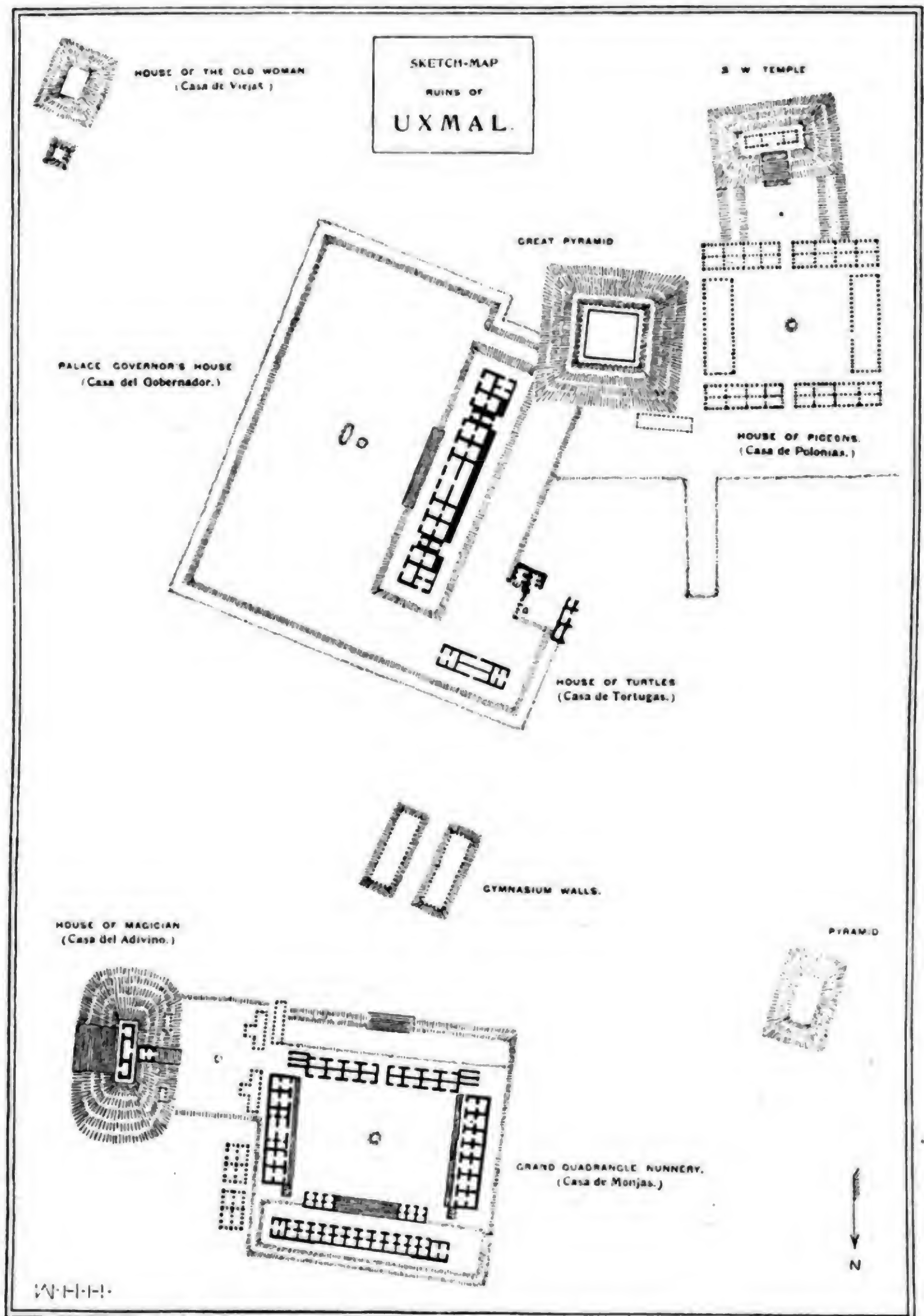
nichts als Erscheinungen zu tun haben' (A 62). Dagegen folgt, solange lediglich die transzendentale Idealität des Raums und der Zeit bewiesen ist, nicht: 'Was es für eine Bewandtnis mit den Gegenständen an sich und abgesondert von aller dieser Rezeptivität unserer Sinnlichkeit haben müsse, bleibt uns gänzlich unbekannt' (A 59, vgl. A[1] 393). Ebenso wenig folgt lediglich deshalb, weil 'Raum und Zeit bloß subjektive Bedingungen aller unserer Anschauung sind', daß sich 'niemals das Mindeste von dem Dinge an sich selbst sagen lasse, das diesen Erscheinungen zum Grunde liegen mag' (A 66). Undurchsichtig endlich bleibt innerhalb des Gedankenkreises der transzendentalen Ästhetik die diesen kategorischen Absagen widerstreitende, auch in dem eben zitierten 'mag' angedeutete Behauptung, daß die Beschaffenheit des Objektes 'unangesehen der Art, dasselbe anzuschauen, eben darum jederzeit problematisch bleibt' (A 55).

Damit sind die Andeutungen erschöpft, welche die Ästhetik über die 'transzendentale Frage nach der Beziehung der Vorstellungen auf ihren Gegenstand . . ., das transzendentale Objekt' (A 63), d. i. über das Verhältnis der Erscheinungen zu den Dingen an sich, und damit über die Voraussetzung wirkender Dinge an sich für den transzendentalen Idealismus enthält. Zugleich ist das Problem vorbereitet, wie wir denn zu einer Setzung, und wie weit wir etwa zu einer Erfassung der Beschaffenheit der Dinge an sich durch das reine Denken kommen können, durch das Denken also, soweit es von der Einschränkung durch die Sinnlichkeit frei bleibt. Es ist zahllose Male erörtert, daß auch in der transzendentalen Logik und der Methodenlehre, sowie in den Prolegomenen (vgl. S. 29f.) eben diese von vornherein divergierenden Wege zur Lösung des Realitätsproblems gewiesen werden. Wie sich diese Wege kreuzen und vereinigen, war oben wiederholt andeutend in Betracht zu ziehen, ohne daß deutlich werden konnte, wie Kant sie zu dem gleichen Ziel zusammenzuführen weiß. Nur so viel wurde klar, daß sie alle auf die praktische Vernunft, die ja ein und dieselbe ist wie die theoretische (S. 58), hinzielen. Die Kritik der praktischen Vernunft muß also die Idee bieten, welche die Verschlingungen dieser Wege erst verständlich macht.

Zu einer Aufhebung der realistischen Voraussetzung aber kann die Theorie der Sittlichkeit auf keine Weise führen. Die Voraussetzung des transzendentalen Idealismus muß in der Beziehung des empirischen Objekts zum transzendentalen, des Phänomenon zum Noumenon und der empirischen

zur intelligibelen Kausalität erhalten bleiben. Es kann ebenso nur ein trüglicher Schein sein, daß diese Voraussetzung im Sinne Kants eine 'transzendentale Hypothese' sei. Denn 'die Ausdehnung der Prinzipien möglicher Erfahrung auf die Möglichkeit der Dinge überhaupt ist ebenso wohl transzendent, als die Behauptung der objektiven Realität solcher Begriffe, welche ihre Gegenstände nirgend als außerhalb der Grenze aller möglichen Erfahrung finden können. Was reine Vernunft assertorisch [d. h. hier: als gewiß] urteilt, muß (wie alles, was Vernunft erkennt) notwendig sein, oder es ist gar nichts' (A 809). Dies beweist die Grundlegung der Kritik der praktischen Vernunft. Das würde, wenn diese uns fehlte, aus der Entwicklung der Kantischen Problemstellung abgeleitet werden können, und müßte, würde auch diese Quelle versagen, aus der Kritik der reinen Vernunft selbst herausgelesen werden, falls sie nicht 'eher für das Werk des sonderbarsten Zufalls als für das eines Kopfes gehalten werden soll'. Es war nicht historisches Verständnis, das Fichte diese Worte eingab, um seine, von Kant energisch abgelehnte idealistische Deutung der Kritik der reinen Vernunft zu rechtfertigen. Es war der Ausdruck für den folgenreichsten der Fortbildungsversuche, die von dem inneren Zwiespalt, sowie von der eindringenden Wirksamkeit der Kantischen Gedanken Zeugnis ablegen, und eben deshalb die historische Deutung des spekulativen Kritizismus erschweren.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.



Uxmal. Lage und Plan der wichtigsten Gebäude. Nach Holmes, Archæological Studies among the Ancient Cities of Mexico. Field Columbian Museum, Anthropological Series, Publication 8, Vol. I, No. 1. Part I Monuments of Yucatan. Plate VIII. Chicago U. S. A. December 1895. (Vervollständigt.)

ABHANDLUNGEN

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1917

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

NR. 3

DIE RUINEN VON UXMAL

VON

EDUARD SELER

MIT EINEM PLAN UND 36 TAFELN

BERLIN 1917

VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Gelesen in der Sitzung der phil.-hist. Klasse am 8. Februar 1917.
Zum Druck eingereicht am 8. März, ausgegeben am 28. Juli 1917.

I. Geschichtliches und Allgemeines.

Wer auf der schmalspurigen Bahn in südlicher Richtung die Hauptstadt Mérida verläßt, sieht, wenn er sich dem Örtchen *Muna* nähert, aus der gleichmäßig mit Buschwald bewachsenen oder von Henequenpflanzungen eingenommenen Ebene einen Höhenzug auftauchen, der in gerader Richtung von Südosten nach Nordwesten verläuft. Das ist der östliche Rand des Hügellandes, das, etwa in der Gegend von *Maxcanú* beginnend und im Winkel auseinandergehend, den ganzen Raum zwischen *Maxcanú*, *Campeche* und der großen, zentral gelegenen Lagune *Chichan kanab* füllt. Bei dem Fehlen jeglicher größerer Gebirge scheinen schon diese geringen Erhebungen günstig auf den Regenfall und die sonstigen klimatischen Agenzien einzuwirken. Die Höhenzüge dieses Gebiets und die in ihnen eingesenkten Mulden und Täler weisen heute im Vergleich zu den vorgelagerten Ebenen eine stärkere und dichtere Bewaldung auf. In alter Zeit waren sie die Gegend stärkerer und dichterer Besiedelung. Die erste größere Mulde, zu der man, von *Muna* aus den Rand des Hügellandes überschreitend, gelangt, enthält die alte Ansiedelung von *Uxmal*, deren Bauwerke mit Recht zu den schönsten und jedenfalls am besten erhaltenen, die man in Yucatan kennt, gerechnet werden.

Von der Geschichte des Ortes wissen wir wenig oder nichts. Die Bücher des Chilam Balam schreiben seine Gründung den *Tutulxiu* zu, der Häuptlingsfamilie, die die Erben und in gewisser Weise die Nachfolger der Herrscher von *Mayapan* waren, und die zur Zeit der Conquista ihren Herrschaftssitz in dem Orte *Mani* hatten. Als Gründer von *Uxmal* nennen das Buch des Chilam Balam von *Mani* und das des Chilam Balam von *Titzimin*

übereinstimmend einen Mann namens *Ah çui tok Tutulxiu*[1], und die Zeit der Gründung wird um zwei ganze Perioden von 13×20×360 Tagen oder 256 Jahren und 146 Tagen vor das große Ereignis der yukatekischen Vorgeschichte, die Zerstörung von *Mayapan*, gesetzt. Dieses letztere Ereignis fiel, wie wir annehmen müssen, in das Jahr 1451 unserer Zeitrechnung[2]. So würden wir auf das Jahr 937 als die Zeit der Gründung von *Uxmal* kommen. Es versteht sich von selbst, daß Datierungen, die immer um ganze Perioden zurückgehen, sehr wenig Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen können.

In den Büchern des Chilam Balam von *Mani*, in denen von *Titzimin* und in einer Liste des Chilam Balam von *Chumayel* wird ausdrücklich festgestellt, daß diese *Tutulxiu*-Fürsten von *Uxmal* 200 Jahre in Frieden lebten — *yetel u halach uinicil chi ch'en Itzá yetel Mayalpan* »mit dem Häuptlinge von Chich'en Itzá und mit Mayapan«.

Außer *Ah çui tok* nennen die Bücher des Chilam Balam nur noch einen *Tutul xiu Hun uitzil Chac*, Häuptling der Stadt *Uxmal*, in der Provinz *Mayapan*, dessen Priester namens *Ah Na Puc tun*, *Ah xupan Nauat* das »Buch der sieben Medizinen nach den Worten des Priesters *Ch'eel*, des ersten Sehers, niedergeschrieben habe[3]«. In der Relacion de *Teabo* endlich des Juan Bote vom Jahre 1581[4] wird derselbe *Hun uitzil Chac*[5] »Herr von *Uxmal*, einer sehr alten und durch ihre Bauwerke ausgezeichneten Stadt«, als aus *Mexico* stammend und als erster der *Tutulxiu* genannt und ihm die Erfindung des Ackerbaues, des Kalenders und der Hieroglyphenschrift zugeschrieben.

[1] Brinton, Maya Chronicles p. 96 und 140.

[2] Die Berechnung stützt sich auf eine Angabe im Buche des *Chilam Balam* von *Mani*, die den Anfang des Katun's *5 ahau* auf den 17. Tag des Monats *zeec* im Jahre *13 kan* = A. D. 1593 ansetzt. Daraus ergibt sich für den Anfang des Katun's *11 ahau* das Jahr 1534. Nach den Büchern des Chilam Balam von *Mani*, von *Titzimin* und *Chumayel* sollen nun im Anfange des Katun's *11 ahau* 83 Jahre seit der Zerstörung von *Mayapan* verflossen sein. So kommen wir für dieses wichtige Ereignis auf das Jahr 1451. Und diese Feststellung wird durch eine andere Angabe derselben Handschriften bestätigt, derzufolge 60 Jahre nach der Zerstörung von *Mayapan* die Spanier zum ersten Male in Yucatan gesehen worden seien. Das war im Jahre 1511 die schiffbrüchige Mannschaft des Kapitäns Valdivia. — Näheres siehe meine »Gesammelten Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde« Bd. I, Berlin (1902), S. 598.

[3] Vgl. Chilam Balam von *Mani*, MS. Fol. 114. Chilam Balam von *Titzimin*, MS. Fol. 6.

[4] Coleccion de Documentos ineditos de ultramar, II.ª Serie, Vol. 11, p. 287.

[5] Verlesen oder verdruckt als *Hun uikil Chic*.

Daß die *Tutulxiu* Einwanderer in Yucatan waren und daß sie sich »in der Sierra gegenüber *Mayapan*«, d. h. in der Gegend von *Uxmal*, niederließen, wird auch von Landa angegeben, der noch hinzufügt, daß sie nicht Pfeil und Bogen, sondern Wurfbrett und Speer als Waffen geführt hätten, und daß sie neben anderen Gesetzen auch eines gehabt hätten, das den Ehebruch mit Steinigung bestrafte. Das Wurfbrett als Waffe und diese besondere Art der Bestrafung des Ehebruchs weist auf einen mexikanischen Ursprung dieser Einwanderer hin. Für einen solchen spricht auch die enge Verbindung, in der die *Tutulxiu* mit den Herren von *Mayapan* standen, die zweifellos Mexikaner waren[1]. Auch der oben nach den Büchern des Chilam Balam angegebene Name *Ah Xupan Nauat*, der sicher mexikanisch ist, und anderwärts als Name des Gründers von *Mayapan* erwähnt wird[2], scheint dasselbe zu beweisen. Und mexikanischen oder vielmehr toltekischen Ursprung schreiben sich in der Tat die *Tutulxiu* selber zu. Der Chilam Balam von Mani beginnt mit den Worten[3]: — *lai u tzolan katun lukci ti cab ti yotoch Nonoual cante [y]anilo Tutulxiu ti chikin Zuiua u luumil u talelob Tulapan chiconahthan* — »das ist die Reihe der Katun (die verflossen), nachdem sie aus dem Lande, aus ihrer Heimat Nonoual aufbrachen, vier (Brüder) Tutulxiu waren es, aus dem Westen, aus dem Lande Zuiva, kamen sie aus Tulapan Chicunauhtlan« (oder richtiger vielleicht: — »aus *Tula Chicunauhapan*«).

Wie dem auch sei, in den Bauwerken von *Uxmal* ist ein Einfluß eines national-mexikanischen Elements in ähnlicher Weise, wie er bei den Bauten von *Chich'en Itzá* einem so klar entgegentritt, nicht zu erkennen. Die Gebäude gehören vielmehr dem eigenartigen, über das ganze westliche Yucatan verbreiteten, typisch yukatekischen Stile an, dessen Besonderheiten in folgender Weise charakterisiert werden können:

1. Das Dreieckgewölbe (Abb. 1 A—C). Dies kennzeichnet nicht nur die Bauten von *Yucatan*, sondern auch die von *Palenque*, *Ococingo*, die des *Usumacinta*-Gebiets und von *Peten*, also aus dem ganzen Bereiche der alten Boots- und Karawanenstraßen der mexikanischen Händler, die von *Xicalanco* unweit der Mündung des *Usumacinta* diesen Fluß aufwärts

[1] Vgl. meine »Gesammelten Abhandlungen« Bd. I, S. 675/676.

[2] Relacion de *Cansahcab*. Colecc. Docum. ined. ultramar., II.ª Serie, Vol. 11, S. 192/193.

[3] Brinton, Maya Chronicles p. 95.

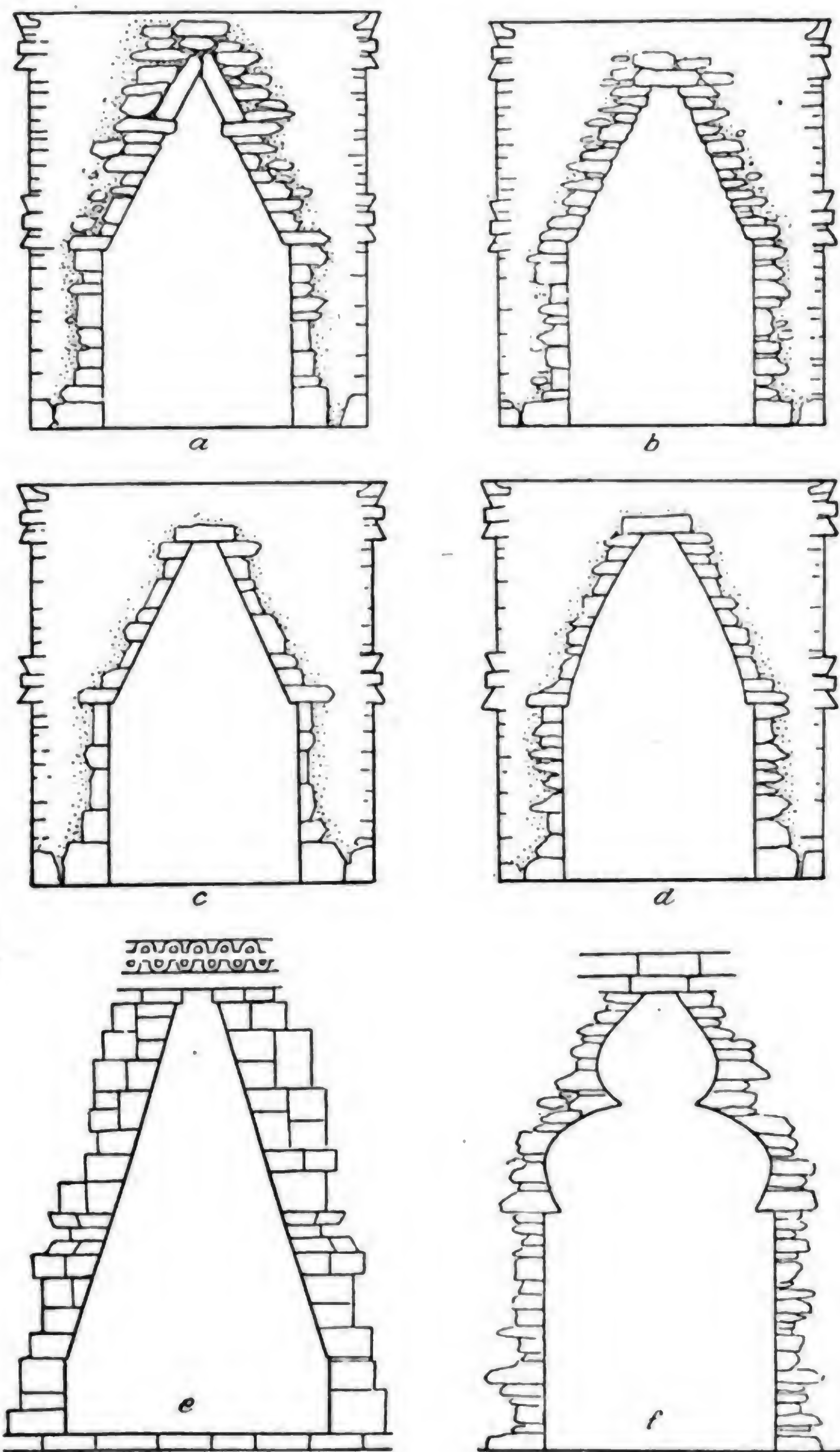


Abb. 1A. Verschiedene Formen des Maya-Dreieckgewölbes. Nach Holmes, a. a. O. S. 51.
a. *Chich'en Itzá*, Casa de las Monjas — f. *Palenque*, Palacio.

bis tief nach Guatemala hinein vordrangen, vom mittleren *Usumacinta* aus über Land, die Laguna del *Peten* passierend, nach der Laguna de *Izabal* und Honduras gelangten und von *Xicalanco* an der Küste nordwärts vordringend *Campeche* und *Yucatan* erreichten. In diesem ganzen Gebiete tritt, anscheinend vollkommen unvermittelt, das Dreieckgewölbe auf. Rings umher, überall sonst, bei Lehmziegel- und Steinbauten, das flache, aus Balken gebildete Dach, die »Azotea« der Spanier, oder der hohe hölzerne Dachstuhl, der mit Gras oder Palmblattgeflecht gedeckt wird. Varianten

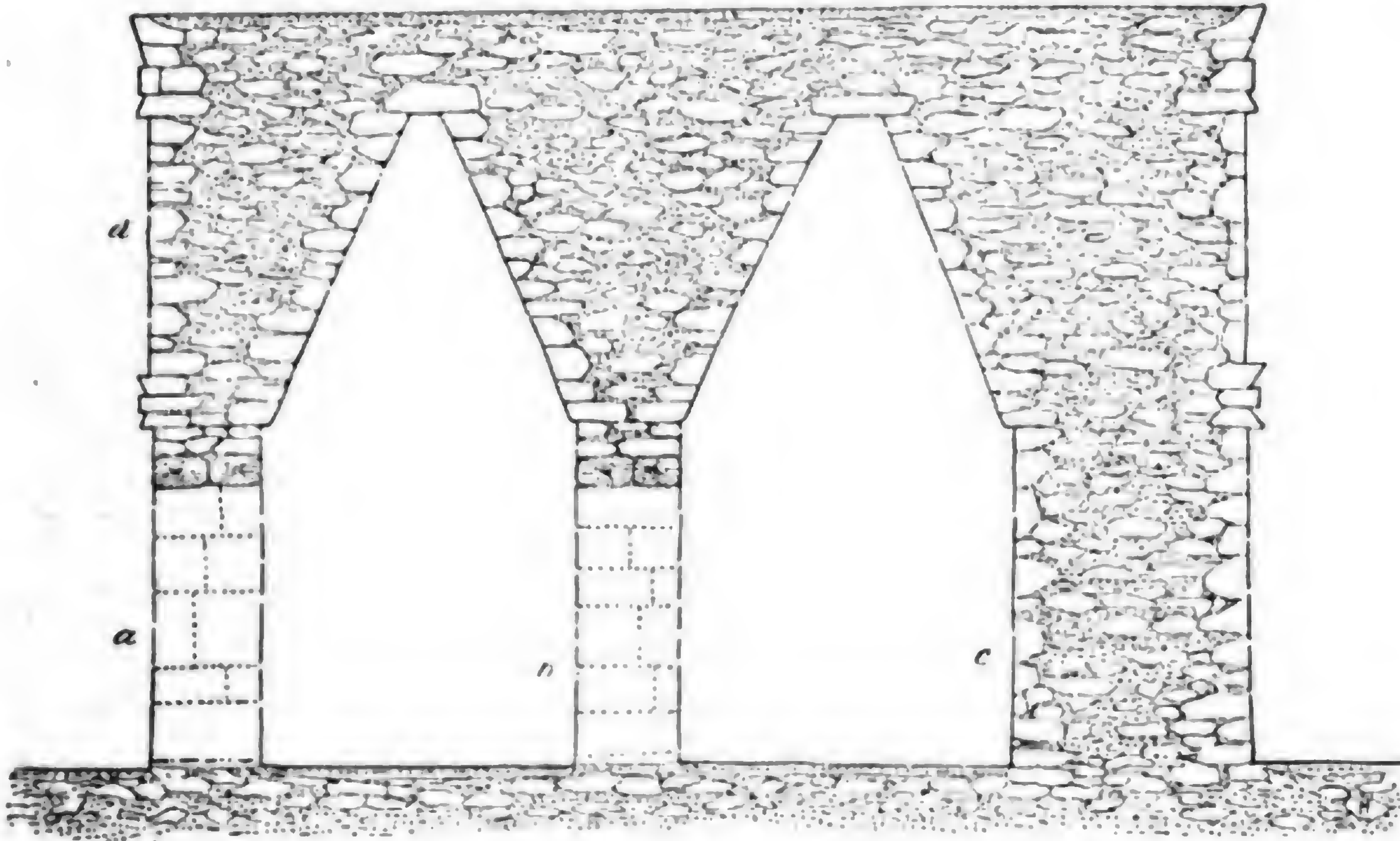


Abb. 1 B. Senkrechter Durchschnitt durch ein Doppelgewölbe.
Uxmal. Casa del Gobernador. Holmes, a. a. O. S. 91.

kommen vor in bezug auf den Schluß des Gewölbes, der entweder durch horizontal verlagerte Verschlußplatten (Abb. 1 A, b—f) oder durch aufgerichtete, schräg aneinandergelegte Steinplatten gebildet wird (Abb. 1 A, a). Besondere kunstvollere Führung der Gewölbwände — von Holmes werden sie »Kleeblattgewölbe« genannt (Abb. 1 A, f) —, kennzeichnen die *Palenque*-Kultur. Eine überall beobachtete Besonderheit sind die Reihen von Stangen, die, mehrfach übereinander, von einer Gewölbseite zur andern gingen (vgl. Abb. 1 c), deren Vorhandensein heute aber zumeist nur durch die einander gegenüberliegenden parallelen Reihen von Löchern in den Gewölbwänden angezeigt wird. Man hat sie als Stützen bei der Aufmauerung deuten wollen. Sie fügen sich aber der Architektur ein und nehmen zuweilen sogar ornamentale Formen an.

2. In den Fassaden von *Palenque* und der Ruinenstädte am *Usumacinta* folgt über einem senkrechten Wandteile ein stark vorspringendes mächtiges Gurtgesims, dem ein dachartig schräg ansteigender Fries sich an-

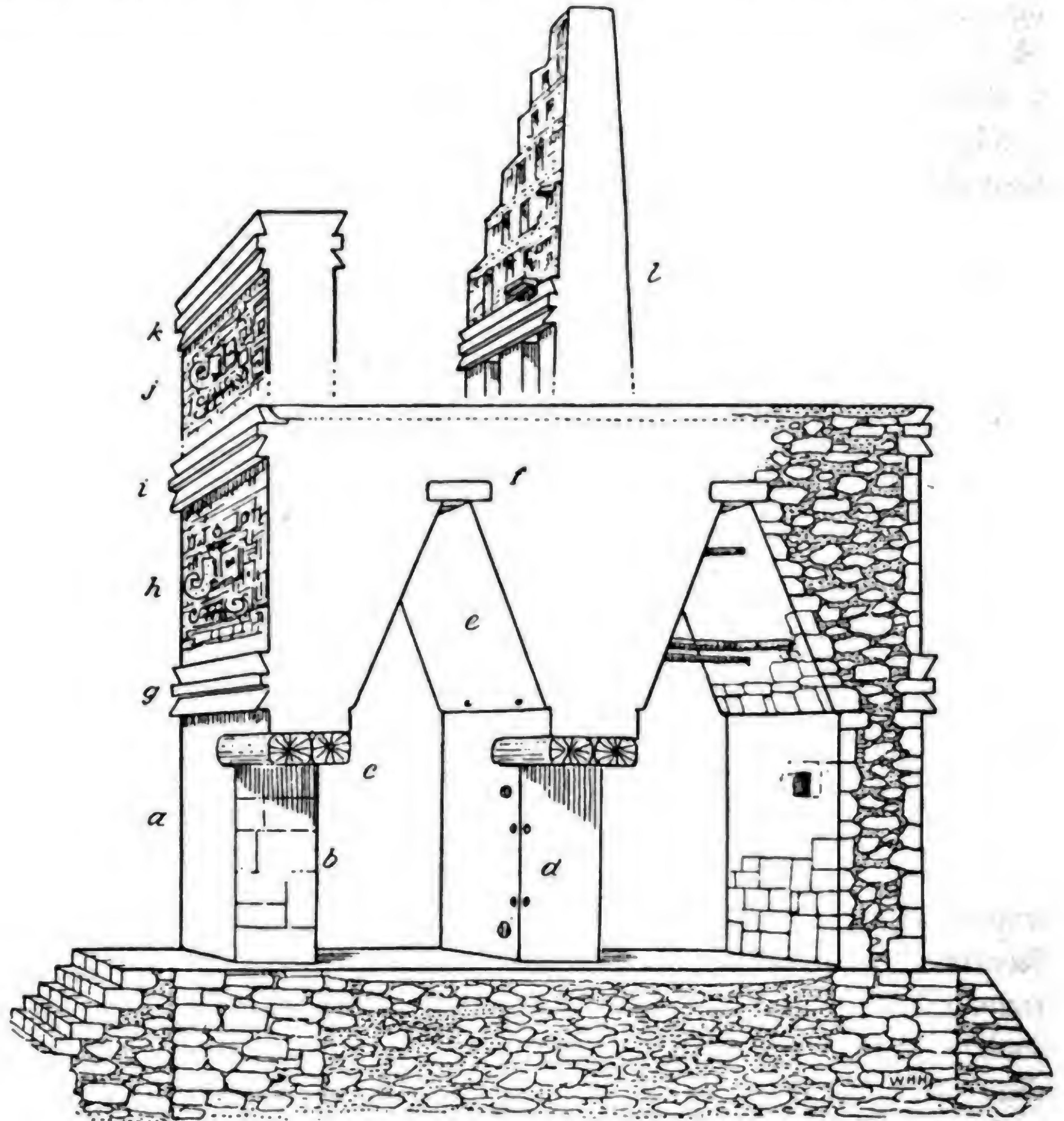


Abb. 1 C. Senkrechter Durchschnitt durch ein yukatekisches Bauwerk mit Scheingiebeln auf der Vorder- und der Mittelwand. Holmes, a. a. O. S. 41.

schließt, der in einer schmalen, ebenen Dachfläche seinen Abschluß findet. In *Yucatan* gliedert sich die Außenwand in einen Untersatz, dessen Oberkante dem Boden der Innengemächer entspricht; eine Wandfläche, die senkrecht und zumeist unverziert ist; ein in der Regel mehrfach geglie-

dertes vorspringendes Gurtgesims in der Höhe der untern Gewölbkante des Innenraums; und einen darüber aufragenden senkrechten Fries, der in einem Hauptgesimse seinen Abschluß findet. Gurtgesims und Hauptgesims haben in der Regel die gleiche Zusammensetzung und bestehen in ihrer typischen Form aus einer untern und einer obern schräg vorkragenden Steinreihe, die eine in der Regel ebensoweit vorkragende senkrechte Steinreihe zwischen sich haben. Das oberste Glied des Hauptgesimses aber hat die Gestalt wuchtiger, nach vorn geneigter größerer Platten. Die Oberkante dieser abschließenden Reihe entspricht der Ebene des flachen Dachs.

3. In *Palenque* und am *Usumacinta* wurden mit Vorliebe die pfeilerartigen Wandstücke zur Verzierung benutzt. Die Verzierung selbst ist eine freie, bildmäßige, ausgeführt in Stuck oder auch in harter Steinmetzarbeit. In *Yucatan* ist der senkrechte Fries der Hauptträger der Verzierung. Diese selbst besteht in Halbsäulchen (Taf. XXIX), Gitterwerk (Taf. IV, V, VII 2, VIII, XII), Masken (Taf. VII), — Elementen, die durch ihre Natur und durch die tiefen Ausarbeitungen, die sie zeigen, deutlich kundgeben, daß sie in Nachahmung einer alten Holzarchitektur entstanden sind. Die alten Architekten und Steinmetzen haben daher auch nicht daran gedacht, diese Tiefen aus dem Steine herauszuholen, sondern sie haben mosaikartig gearbeitet, d. h. sie haben die größeren und kleineren Formelemente der wiederzugebenden Figur besonders angefertigt und mittels eines seitlichen Zapfens, den sie an ihnen anbrachten, in die Mörtelbekleidung der Fassade eingesetzt.

Die eindrucksvollsten dieser Elemente sind die großen Masken; die, zu Säulen übereinander aufgebaut, an den Kanten oder auch in der Mitte der Fassaden auf dem Friese angebracht waren, und die man wegen der riesigen, bald abwärts gebogenen, bald nach oben geschwungenen Nasen als Abbilder von Elefanten hat deuten wollen (vgl. Taf. VII, XII, 1 und 2, XIII—XVI, XXVI). Diese Gebilde beginnen schon auf den Bauwerken mit den *Quetzalcouatl*-Fassaden, die ich in dem vorigen Bande der Abhandlungen der Akademie besprochen habe. Sie sind dort, übereinander aufgebaut, an den Kanten jener eine große *Quetzalcouatl*-Maske auf ihrem Friese tragenden Fassaden zu sehen. Ihre typische Ausbildung aber erreichen die Elefantenrüsselmasken erst in den großen Ruinenstädten des nördlichen Teils der sogenannten »Sierra«, — in *Uxmal, Kabah* und in dem

einen Teile der Bauwerke von *Chich'en Itzá*, denen, die offenbar in *Uxmal* ihre Vorbilder gehabt haben. Daß nun diese Masken in Wirklichkeit kein Erinnerungsbild an die unserem Elephas primigenius verwandten Dickhäuter sind, die im Anfange der Quaternärzeit in Amerika lebten, darüber

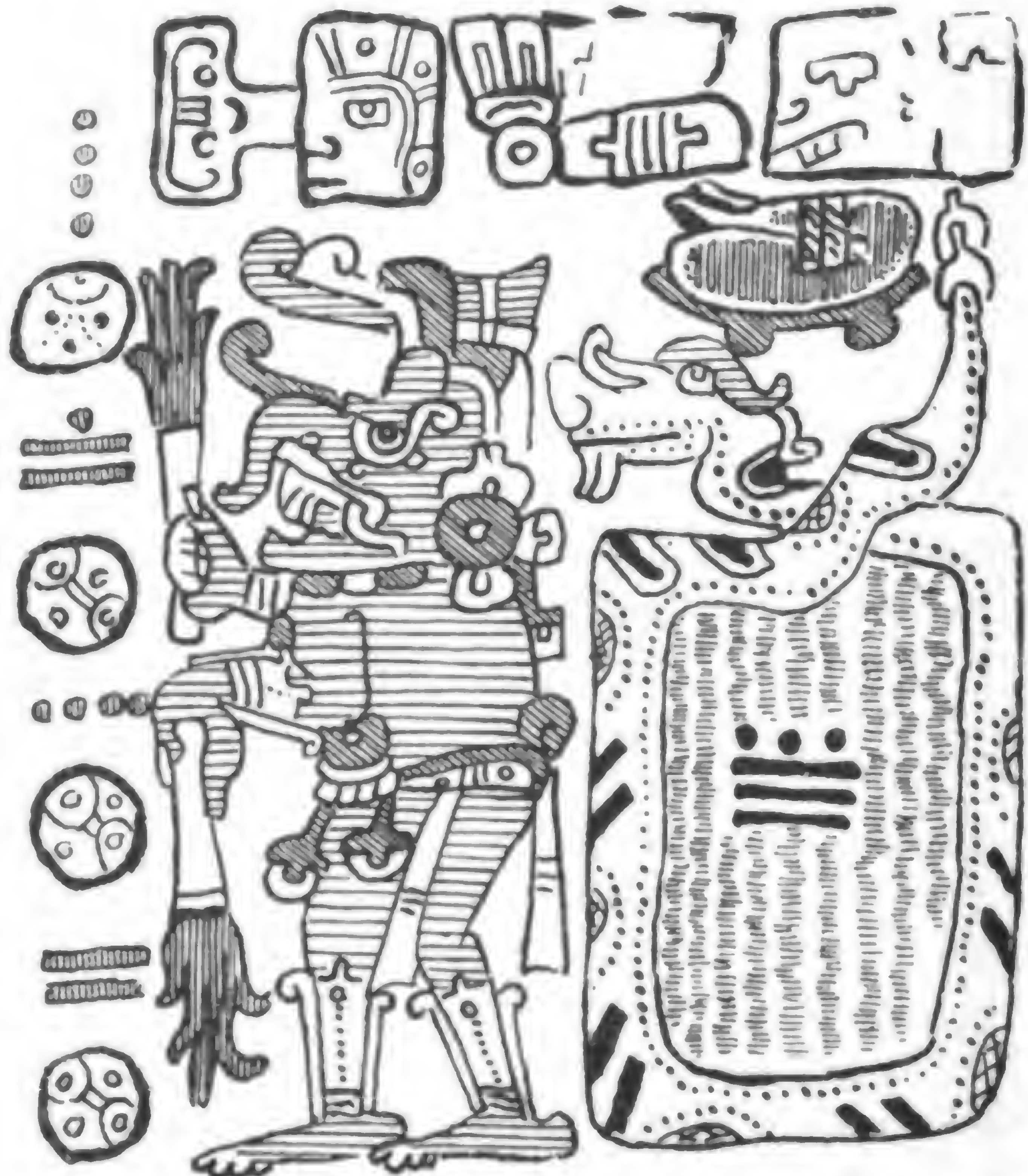


Abb. 2. *Chac*, der Regengott, mit Blitzfackeln in den Händen, in der Himmelsrichtung des Nordens (*Xaman*). Codex Cortes, Blatt 5a.

brauche ich mich wohl nicht näher auszulassen[1]. Dagegen erkennen wir ihr Bild in zwei Göttergestalten, die in den Maya-Handschriften überaus häufig vorkommen und eine sehr wichtige Rolle spielen.

Der eine (Abb. 2) ist ein Gott, der in einer sakralen Reihe von zwanzig Gottheiten, mit denen die Dresdner Handschrift beginnt, die zweite

[1] Vgl. meinen Aufsatz über »Die Tierbilder der mexikanischen und der Maya-Handschriften« in der Zeitschrift für Ethnologie Bd. 41 (1909), S. 406—413.

Stelle einnimmt, der nach den Himmelsrichtungen und den Farben verschieden dargestellt wird, und der deutlich als der mit der Schlange sich gürtende, die Blitzfackel in den Händen tragende, im Regen sich offenbarende Gott gekennzeichnet ist. Dieser Gott, dem nach den Angaben des Chronisten Landa der Name *Chac* zukommt — Landa spricht in der Regel von den vier *Chac* (d. h. dem nach den vier Richtungen verschiedenen Gotte) —, hat in den Handschriften eine Nasen- und Gesichtsbildung, die ihn ohne weiteres als Homologon der einen Form der Elefantenrüsselmasken, derer mit herabgebogenem Rüssel, wie wir sie an dem West- und dem Nordgebäude der Casa de las Monjas von *Uxmal* kennenlernen werden, bestimmen läßt. In der Tat, nicht nur die bloße Abwärtsbiegung, sondern auch die besondere Art der Biegung, mit der Zurückbiegung der Nasenspitze, sehen wir in diesen Regengottbildern der yukatekischen Bilderschriften; dazu kommt noch die fast rankenartig erscheinende Form der aus dem Mundwinkel heraushängenden langen Hauzähne, denen ähnlich, die in sehr auffälliger Weise namentlich in den Masken der Casa de las Monjas von *Chich'en Itzá* in die Erscheinung treten.

Die zweite Gestalt der Handschriften, die für den Vergleich mit den sogenannten Elefantenrüsselmasken in Betracht kommt, ist ein Gott (Taf. XXXVI B), der eine noch größere und noch groteskere, aber nach oben geschwungene Nase hat und sich dadurch, sowie durch die langen, gewundenen Hauzähne in der Tat als ein Abbild der zweiten Form der Elefantenrüsselmasken erweist, derer, deren Nase nach oben geschwungen ist, wie wir sie an dem Ostgebäude der Casa de las Monjas von *Uxmal* (Taf. VII) sehen werden. Diese zweite Gestalt kennen wir nun ganz genau. In seiner »Relacion de las Cosas de Yucatan« beschreibt der Bischof Landa vier Feste, die in den letzten fünf Tagen vier aufeinanderfolgender Jahre gefeiert wurden, und die den Zweck hatten, das Unheil abzuwehren, das nach dem Zeichen, das das neue Jahr trug, in dem neuen Jahre zu erwarten war. Diese vier Feste, mit ihren Gottheiten, sind auch auf den Blättern 25—28 der Dresdner Handschrift in Bildern und Hieroglyphentexten dargestellt. Als Gott des ersten dieser vier Feste — bzw. des ersten der vier neuen Jahre — treffen wir dort (Taf. XXXVI B) unsern Gott mit der nach oben geschwungenen Nase. Er entspricht dem, den Landa in der spanischen Beschreibung der vier Feste *Ah Bolon tz'acab* »Herr der neun Generationen nennt«.

Denselben Gott sehen wir aber auch auf Blatt 46 der Dresdner Handschrift dargestellt, und zwar als ersten der fünf Gottheiten, die von den Vertretern der fünf einander folgenden Venusperioden (von je 584 Tagen) mit dem Speere durchbohrt werden. Und für diesen Gott haben wir eine Parallele. In den Bildern der fünf Venusperioden und ihrer Regenten, die auf Blättern der mexikanischen Handschriften der Codex-Borgia-Gruppe sich finden, ist die Gestalt, die in der ersten der fünf Venusperioden von dem Vertreter der Gottheit des Planeten Venus gespeert wird, die Gottheit des Wassers. Es ergibt sich daraus mit voller Sicherheit, daß der *Ah bolon tz'acab* des Bischofs Landa, unser Gott mit der nach oben geschwungenen Nase, der Wassergott ist. So versteht man denn auch, daß der Gott des Regens *Chac* und dieser Wassergott, den der Bischof Landa *Ah bolon tz'acab* nennt, nahe verwandte, fast identische Gestalten sind, wie die Elefantenrüsselmasken mit herabgebogenem und die mit aufwärts geschwungenem Rüssel nahezu identische Gebilde sind. In diesem Zusammenhange möchte ich noch auf eine Stelle der Dresdner Handschrift, Blatt 3 rechts oben, verweisen, wo wir den Gott des Wassers *Ah bolon tz'acab* dargestellt sehen, aber nicht mit seiner ihm eigentlich zukommenden Hieroglyphe, sondern mit einer Begleithieroglyphe, die einfach den Kopf des Regengottes *Chac* wiedergibt. In der Tat sind auch sonst in den Handschriften der Regengott *Chac* und der Wassergott *Ah bolon tz'acab* nicht nur vielfach einander gesellt, sondern stehen auch, wie z. B. auf Blatt 25 der Dresdner Handschrift (Taf. XXXVI A), einer für den andern ein, vertreten sich nach allen Richtungen.

Woher diesen Indianern der Gedanke kam, den Regengott mit abwärts gebogener, den Wassergott mit aufwärts geschwungener verlängerter Nase darzustellen, vermag ich nicht zu sagen. Daß aber die die Kanten und die Fläche des Frieses der yukatekischen Bauten schmückenden sogenannten Elefantenrüsselmasken Abbilder des Regengotts und des Wassergotts sein sollen, steht außer Zweifel.

Es erhebt sich nun aber die Frage, warum hat man diese Bilder des Regen- und des Wassergotts in so verschwenderischer Fülle auf dem Friese und zum Teil auch auf den Wandflächen der Tempel und anderer Gebäude Yucatans angebracht? Da möchte ich auf ein anderes bekanntes Vorkommnis verweisen: — Auf den in Stein gehauenen Altarplatten, die den Hintergrund der Cella verschiedener Tempel von *Palenque* bilden, sieht

man zwei Priester, die ein auf einer Unterlage aufgebautes Figürchen des Wassergottes darbringen. Das kann doch kaum etwas anderes als ein sympathetischer Zauber sein, der durch die Nachbildung des über das befruchtende Naß gebietenden Dämons dieses Naß selber herbeirufen oder erzeugen will.

Wenn ein Indianer des heutigen argentinischen Chacos an einer Stelle vorbei muß, wo böse Geister hausen, oder ihm ein Tier begegnet, in dem er einen bösen Geist vermutet, so pflegt er sich dadurch zu schützen, daß er ein Bild dieses Dämons sich auf die Haut oder die Kleidung malt oder auf seine Kürbisflasche einritzt, in der Idee, daß er dadurch Macht über den Dämon gewonnen habe. In derselben Weise suchten die alten Antillenbewohner gegen die bösen Geister *mboya* sich zu feien, indem sie kleine Holzbildchen dieser Geister schnitzten und sie sich um den Hals hingen. Umgekehrt suchten die alten Mexikaner die guten Einflüsse guter Geister oder Götter sich dadurch zu sichern, daß sie ein in Schmuck und im Auftreten ähnliches Bild eines solchen Gottes ihm zum Opfer brachten. So sind auch, meiner Auffassung nach, diese ganzen mit den sogenannten Elefantenrüsselmasken geschmückten Fassaden, ihrem Ursprunge nach nichts anderes als ein großer Regenzauber, der den für die Saaten notwendigen Regen den Frommen sichern sollte, die diese Bauten schufen und zeitweise oder dauernd in Benutzung hatten.

II. Ältere Bauten.

Die auf den vorstehenden Blättern aufgezählten Charaktere treffen für die Hauptmasse der Bauten von *Uxmal* zu, insbesondere für die großen, schönsten und besterhaltenen. Von der Hauptmasse sondern sich aber eine kleine Zahl von Gebäuden ab, bei denen die oben angegebenen Elemente noch nicht zu voller und nicht zu typischer Ausbildung gelangt sind, die also vermutlich einen älteren Stand repräsentieren.

Hierzu rechne ich in erster Linie die Casa del Enano, das »Haus des Zwerges«. Der Name ist von Stephens fälschlich der Casa del Adivino, dem »Hause des Wahrsagers« gleichgesetzt worden. In Wirklichkeit bezeichnet der Name eine Gebäudegruppe, die ein ganzes Stück nördlich von der Casa de las Monjas liegt und den Namen »Haus des Zwerges« von einer Steinfigur erhalten hat, die vor einem dieser Häuser

gefunden wurde[1]. Die ganze Gruppe ist jetzt dicht mit Bäumen und Dorngebüsch überwachsen und schwierig zu übersehen. Die Abb. 3 gibt den Plan eines dieser Gebäude. Es ist zweistöckig. Der obere Stock zeigt zwei Gewölbe mit ostwestlich verlaufender Achse, die nach Norden sich geöffnet haben müssen, die Vorderwand ist aber eingefallen. An die Rückseite dieser beiden Gemächer scheinen sich drei andere längere geschlossen zu haben mit nordsüdlich verlaufender Gewölbeachse. Da östliche ist erhalten und hat einen Zugang vom Osten. Von den Räumen des Erdgeschosses habe ich nur eines gesehen, das auf dem Plane Abb. 3 auf der Ostseite des zuletzt genannten Gemaches angegeben ist. Der ganze Bau ist einfach, aus rauhen Quadern aufgeführt. Wandfläche und Fries ohne jegliche Verzierung, das Gurtgesims eine einfache schräg vorkragende Steinreihe.

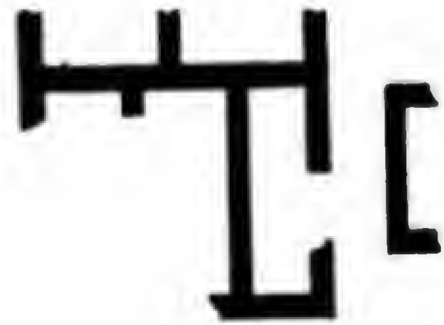


Abb. 3. *Uxmal*, Grundriß eines der Gebäude der Casa del Enano.

Aus einer älteren Zeit stammen wohl auch die beiden Gebäude, die hart an dem Süd- bzw. Westfuße der Terrasse der Casa de las Tortugas sich befinden (vgl. Abb. 4). Denn die Art, wie diese Häuser in die Terrasse hineingebaut sind, oder — richtiger vielleicht — die Terrasse an sie herangebaut ist, läßt darauf schließen, daß sie hier schon standen, ehe die Terrasse aufgeschüttet und die großen Gebäude, die Casa de las Tortugas und die Casa del Gobernador, auf ihr errichtet wurden.

Das eine dieser Gebäude, das ich auf dem Plane Abb. 4 mit dem Buchstaben *C* bezeichnete, hat seine Front nach Westen. Die Basis ist verschüttet. Die Wandfläche ist mit Quadersteinen verkleidet. Das den Fries unten begrenzende Gurtgesims (vgl. Abb. 5) weicht von dem der andern Bauten ab. Es besteht aus zwei übereinanderfolgenden schräg vorkragenden Steinreihen und einer dritten senkrecht vorkragenden darüber. Das ist eine Annäherung an die Gesimsform der *Palenque*-Bauten. Am Friese, der eine Höhe von 0.30 m hat, wechseln Gruppen von vier Halbsäulchen mit glatten Stücken. Das abschließende Hauptgesims besteht aus den gleichen Elementen wie das Gurtgesims. Es hat aber vielleicht noch ein oberstes abschließendes Glied gehabt, das der schräg vorkragenden obersten Plattenreihe der gewöhnlichen yukatekischen Bauten entsprach oder sie ersetzte.

[1] Mündliche Mitteilung von Teobert Maler.

Der Halbsäulchenfries läßt darauf schließen, daß dies Gebäude *C* das Nebengebäude, die Häuser *A* und *B* (vgl. den Plan Abb. 4) die Hauptgebäude darstellten. Auf die Gründe dafür werde ich später zurückkommen.

Die andere Gruppe (*A* und *B* auf dem Plane Abb. 4), die ich als die Hauptgebäude auffasse, haben ihre Front nach Norden und sind in den Winkel der Terrasse, in einem offenbar für sie ausgesparten Raume einge-

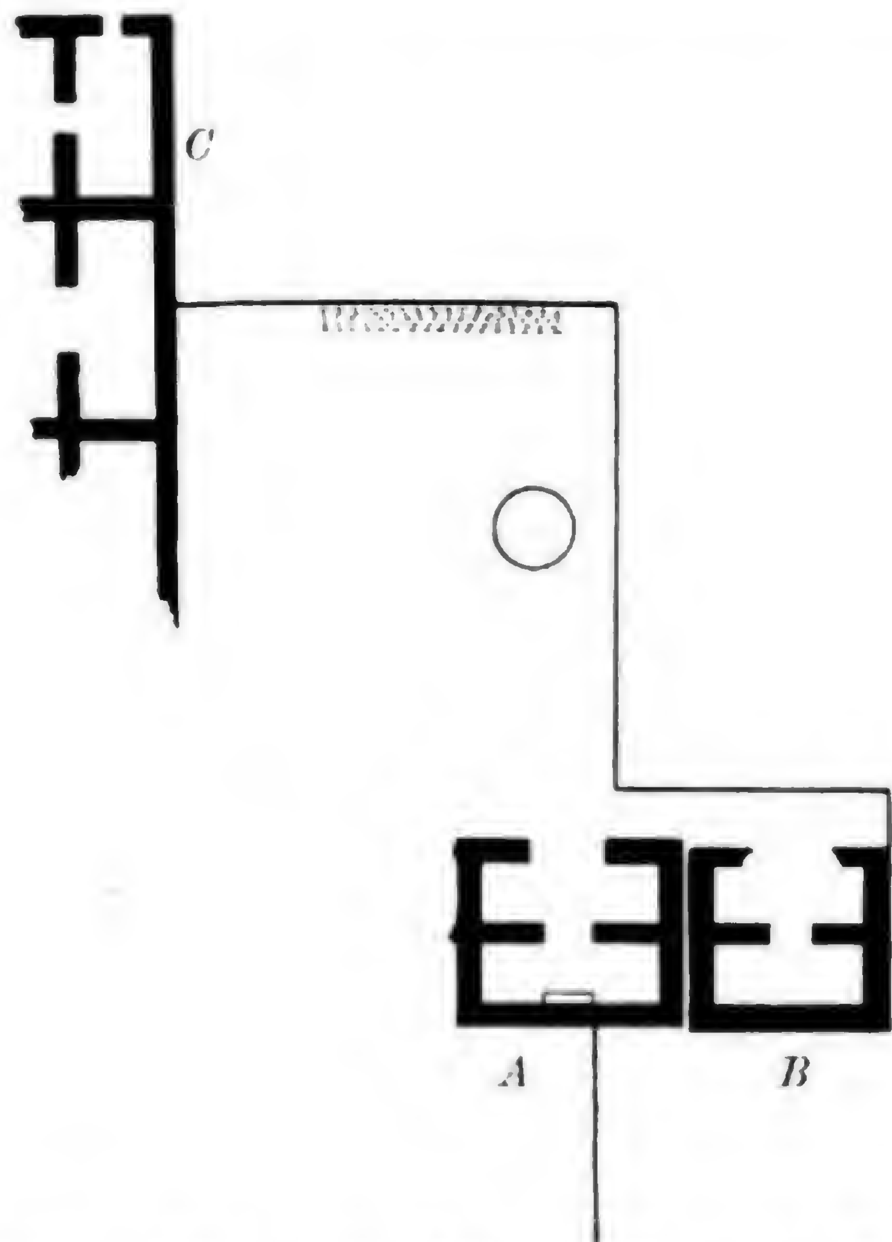


Abb. 4. *Uxmal.* Grundriß der Häuser am Süd- und Westfuße der Terrasse der Casa de las Tortugas.

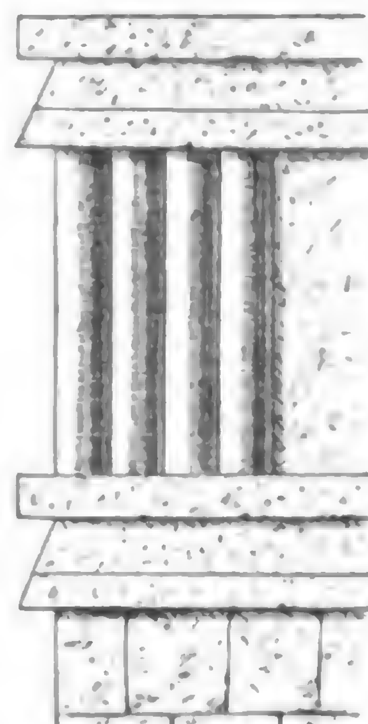


Abb. 5. *Uxmal.* Altes Gebäude *C* am Westfuße der Terrasse der Casa de las Tortugas. Gurt- und Hauptgesimse und Halbsäulchenfries.

klemmt, da ihre Ostwand an die Terrassenwand anstößt und die Fassade nur wenige Meter von der hier nach Süden abfallenden Terrassenwand entfernt ist. Die Gruppe besteht aus zwei Gebäuden, einem etwas kleineren östlichen (*B*) und einem darangebauten größeren westlichen (*A*), das auch in der Front etwas vorspringt (um 0.32 m). Sie werden beide von je zwei Gewölben gebildet, deren Achse ostwestlich verläuft. Die Fußböden der Hinterzimmer sind um 0.23 m gegen die der Vorderzimmer erhöht. An der Hinterwand des größeren westlichen Gebäudes befindet sich eine schmale, 0.24 m hohe, von vier vorspringenden Steinen getragene Stufe oder ein Steintisch, der an ähnliche in den Räumen des Palastes

von *Palenque* erinnert. Die Wandhöhe beträgt in den Hinterzimmern 2.36 bzw. 2.39 m. Die Gewölbe sind niedrig, die Seiten sanft gewölbt, die Verschlußplatten breit.

Die Außenwand des kleineren östlichen Gebäudes (vgl. Abb. 6, *B*) ist glatt. Das Gurtgesims besteht aus nicht weniger als vier schräg vorkragenden Steinreihen und einer darüber folgenden, über die obere schräge Steinlage vorkragenden senkrechten Steinreihe — eine Gesimsbildung, die also,

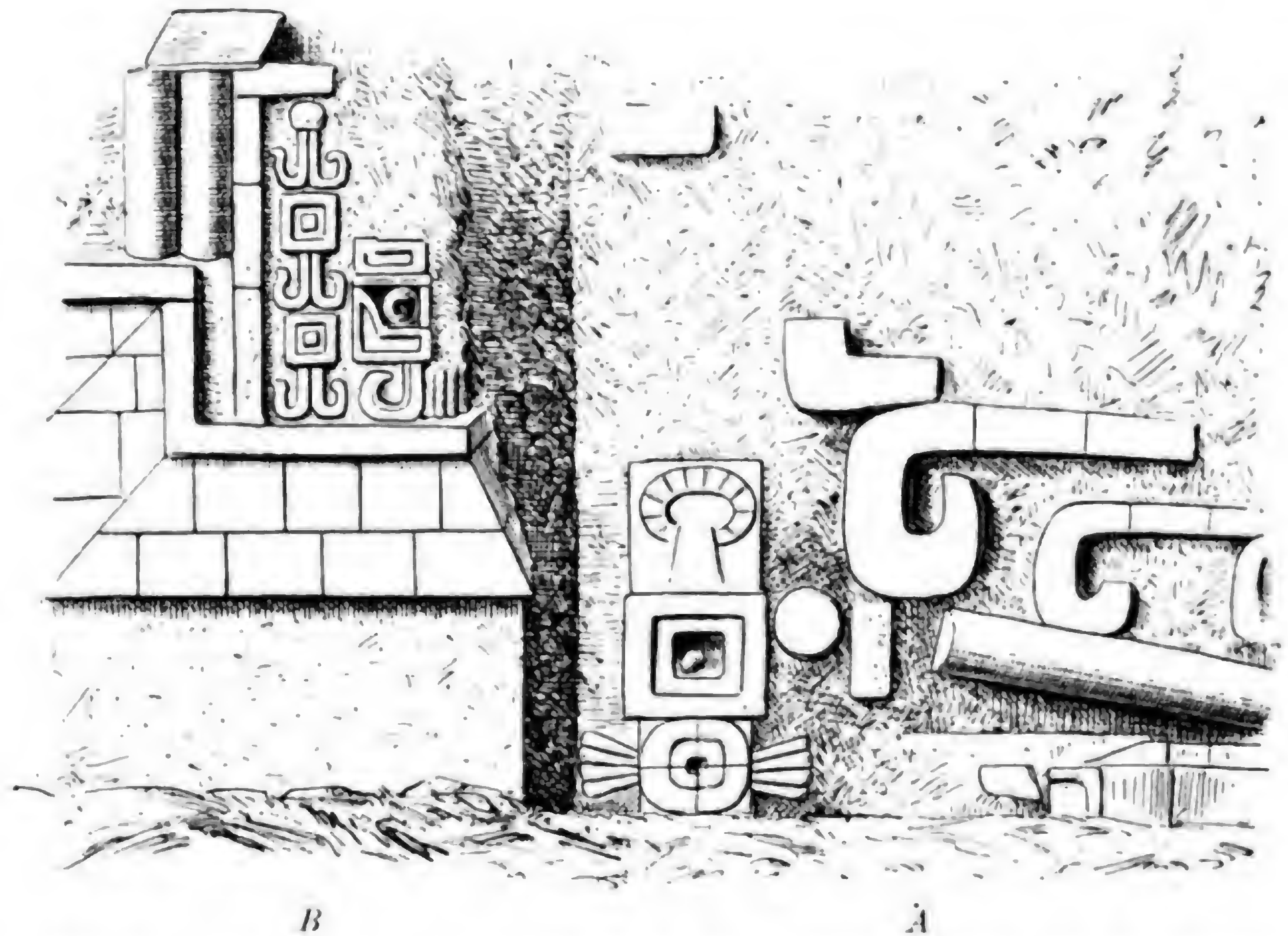


Abb. 6. *Uxmal.* Ein Teil der Front der beiden Gebäude am Westfuße der Terrasse der Casa de las Tortugas.

ebenso wie die des zuvor erwähnten Gebäudes, eine gewisse Annäherung an die Formen der *Palenque*-Bauten zeigt. Darüber folgt ein niedriger, nur 0.59 m hoher Fries, der mit Halbsäulchen ausgefüllt ist. Von dem oben abschließenden Hauptgesimse ist nur die unterste schräg vorkragende Steinreihe erhalten. Hier ist nun aber eine sonderbare Unregelmäßigkeit zu verzeichnen. An der westlichen Kante des Gebäudes hat man später, wie es scheint, das Bedürfnis gefühlt, eine Eckmaske anzubringen und zu dem Zwecke den Fries um seine ganze Höhe vergrößert. Man hat dazu (vgl. Abb. 6, *B*) die senkrechte Steinreihe des Gurtgesimses mit einem rechtwinkligen Knicke nach unten ge-

führt, so daß hier nahe an der Ecke nur die beiden untern der vier schräg vorkragenden Steinreihen des Gesimses übrigbleiben. Auf der so vergrößerten Friesfläche sieht man oben unter dem Hauptgesimse zunächst eine ausfüllende glatte Steinreihe. Darunter, von einer vorspringenden glatten Steinreihe seitlich begrenzt, die Elemente zweier Masken, die an der Ecke natürlich umbiegen, deren andere Hälfte dort aber durch das darangebaute Westgebäude verdeckt ist. Die Elemente dieser Masken sind einfach. Es scheint aber, daß sie aus Resten, die von andern zerstörten Häusern stammen, zusammengeflickt wurden.

Der eben beschriebene Befund läßt mich schließen, daß das kleinere östliche Gebäude *B*, das das ältere war, als solches nur die primitive Halbsäulchenverzierung am Friese besaß. Später, als man die Halbsäulchenverzierung auf die Nebengebäude beschränkte, hat man dann dem Gebäude *B*, das kein Nebengebäude war, Eckmasken angefügt.

An dem westlich anstoßenden, etwas vorgebauten Hause *A* ist eine Scheidung von Wand und Fries überhaupt nicht zu sehen. Reste eines großen Reliefs, anscheinend Teile einer Riesenmaske (vgl. Abb. 6, *A*), bedecken die Fläche. Es ist mir indes bisher noch nicht gelungen, die Einzelheiten zu einem verständlichen Bilde zusammenzufassen.

Die beiden Gebäude am West- und Südfuße der Terrasse der Casa de las Tortugas habe ich hier erwähnt, weil der Aufbau ihrer Gesimse eigenartig ist, weil sie in die Terrasse gewissermaßen hineingezwängt sind, der Raum für sie in der Terrasse gewissermaßen ausgespart worden ist, sie also wohl als älter als ihre Nachbarn anzusehen sind. Im übrigen waren es, wie es scheint, keine Gebäude von besonderer Wichtigkeit.

III. Das Taubenhaus — Casa de Palomas.

Eine große Bedeutung dagegen muß der umfangreiche alte Gebäudekomplex gehabt haben, den wir nach dem auffälligsten seiner Gebäude als das System der Casa de Palomas oder des »Taubenhauses« bezeichnen können. Vgl. den von Holmes gezeichneten Gesamtplan der hauptsächlichsten Gebäude von *Uxmal*, der der ersten Seite dieses Aufsatzes gegenübergestellt ist, und den Spezialplan Abb. 7. Auf letzterem ist aber an der Ostseite noch der hohe, den ganzen Komplex überragende Hügel hinzuzufügen, den ich, nach Stephens' Vorgange, den »namenlosen Hügel« nennen möchte. —

Es ist dieser Komplex nicht einfach als archaisch zu bezeichnen. Denn die Eigenheiten der yukatekischen Architektur, wie ich sie oben kurz gekennzeichnet habe, sind hier schon zur typischen Ausbildung gelangt. Aber im allgemeinen hat man doch den Eindruck, daß diese Gebäude älter waren, daß sie vielleicht schon verfallen und aufgegeben waren, als die Monumente, die jetzt bei dem Besuche dieser Ruinen die besondere Aufmerksamkeit der Reisenden erregen, wie die Casa de las Monjas, die Casa del Adivino und die Casa del Gobernador, erst geschaffen wurden.

Die Gruppe der Palomas umfaßt eine ganze Zahl von Bauwerken. Das am meisten in die Augen fallende Gebäude ist das eigentliche »Taubenhaus« oder die Casa de Palomas, nach ihren Ziergiebeln so genannt, die, wie aus dem Spezialplane Abb. 7 zu ersehen ist, die ganze Nordseite eines 55 m breiten und 40 m tiefen Hofes einnimmt. Es sind je zwei große, durch eine Mittelwand geschiedene ostwestlich sich erstreckende Gewölbe, die zu beiden Seiten eines Quergewölbes, das die Mitte bildet, aufgebaut sind (Taf. I, 1 und 2). Das Quergewölbe, das eine Breite von 2.92 m und eine Länge von 8.20 m hat, ist ein Durchganggewölbe, es gibt denen, die von Norden kommen, Zutritt zu dem Hofe hinter der Casa de Palomas. Die beiden ostwestlich sich erstreckenden Längsgewölbe sind an der Nordseite in je drei Zimmer von 9.80 m Breite geteilt, die in der Mitte noch eine sekundäre Teilung haben; auf der Südseite, der Hinterseite, weisen diese Gewölbe eine Scheidung in je vier Zimmer auf, die eine durchschnittliche Breite von 5.70 m haben. Die Tiefe der Zimmer auf beiden Seiten ist annähernd gleich. Sie beträgt 2.77—3.00 m. Die Mauern haben eine Dicke von 0.87—1.15 m. Die Außenmauern sind vorn (an der Nordseite) ganz, hinten (an der Südseite) zum größten Teil eingestürzt. Die Innenwände und die Seiten der Gewölbe sind mit großen, etwas rauhen Quadern bekleidet. Von den Stangen, die in den meisten der yukatekischen Bauten in mehr oder minder regelmäßigen Abständen und in verschiedenen Höhen von einer Seite des Gewölbes zur andern gehen, ist in den Zimmern dieses Hauptgebäudes der Casa de Palomas merkwürdigerweise nichts zu sehen. Ich habe oben schon erwähnt, daß man diese Stangen als Stützen betrachtet hat, die bei der Aufmauerung des Gewölbes gebraucht und nachher stehengelassen worden wären. Das ist in dieser Form sicherlich nicht richtig, denn diese Stangen gehören, wie das in einer ganzen Anzahl von Bauten deutlich ist, zur Architektur der Gewölbe. Es ist mir wahrscheinlich, daß diese Gebilde eine Wiedergabe des Stangen-

werks sind, das in den elliptischen Strohhütten der yukatekischen Indianer die beiden Seiten des Dachstuhls verbindet. Es wären das nicht die einzigen Besonderheiten der aus vergänglichem Materiale erbauten Wohnhütten, die wir in den Steinbauten Yucatans festgehalten sehen.

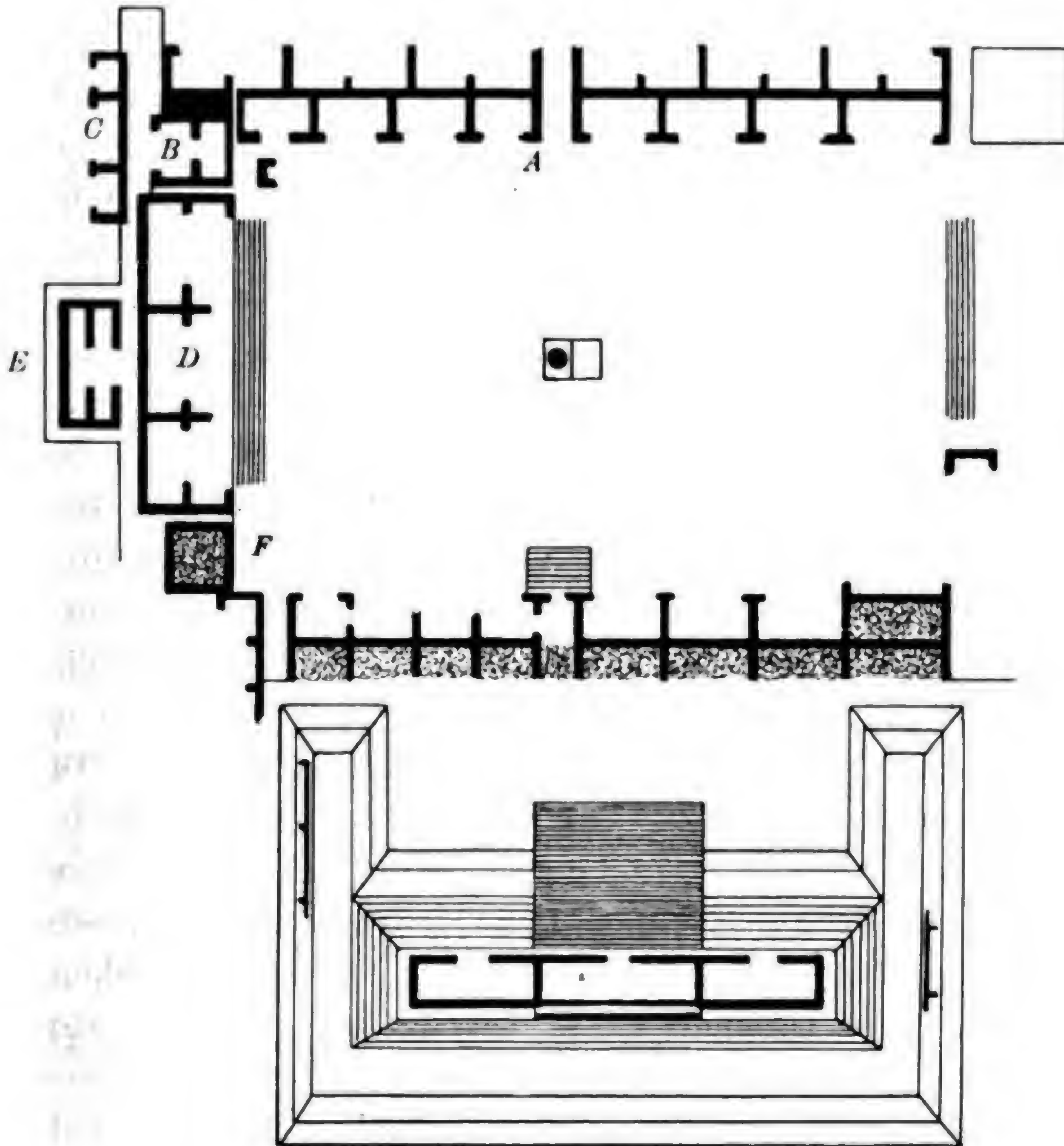


Abb. 7. *Uxmal.* System der Casa de Palomas.

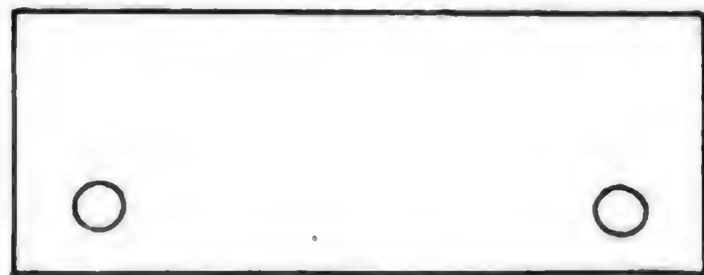
Das Merkwürdigste an der Casa de Palomas sind die Ziergiebel dreieckiger Gestalt — die Stephens ganz zutreffend mit den der Straße zugekehrten Giebeln der alten holländischen Häuser vergleicht —, die in der ganzen Länge des Daches über der Mittelwand aufragen, und die, in regelmäßigen Abständen von fensterartigen Öffnungen durchbrochen (vgl. Taf. I, 1. 2), dem ganzen Baue den Namen Casa de Palomas »Taubenhaus« verschafft haben. Solcher Ziergiebel sind im ganzen acht vor-

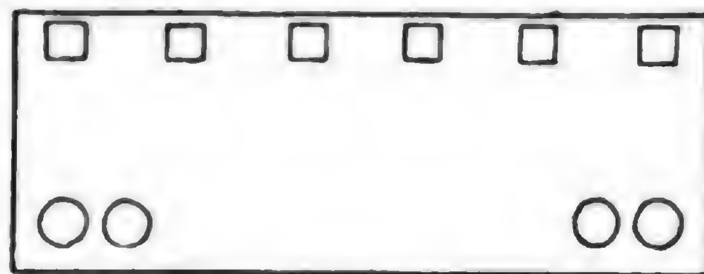
handen (nicht neun, wie Stephens und Holmes angeben); vier davon kommen auf die westliche Hälfte des Baues, einer steht über dem Durchganggewölbe und drei erheben sich über der Osthälfte des Gebäudes. Sie sind nicht unmittelbar der Dachfläche aufgesetzt. Über der Mittellinie des Daches erhebt sich erst eine Reihe pfeilerartiger Wandstücke (1.15 m hoch, 0.95 m breit, 0.74 m dick), die durch ein Gesimse gewöhnlicher Form — aus zwei schräg vorkragenden Steinreihen bestehend, die eine senkrecht vorkragende Steinwehr einschließen — gekrönt sind. Diesem Gesimse sitzen die Ziergiebel auf. Sie haben in der Mitte ein breiteres und höher aufragendes undurchbrochenes Wandstück, aus dem unten ein breiter steinerner Sockel weit vorspringt, während weiter oben ein konischer Zapfen ungefähr ebenso weit aus der Wand hervortritt. Dieser Sockel und der Zapfen haben offenbar zur Befestigung einer Figur gedient, von der aber nirgends mehr Reste vorhanden sind. Links und rechts von diesem mittleren Wandstücke und oberhalb von ihm folgen schmälere Wandstücke von rechtwinklig pfeilerartiger Gestalt, die zumeist aus vier Gliedern bestehen und durch fensterartige Öffnungen von ungefähr der halben Breite getrennt sind. Auch hier springen, mit einer gewissen Regelmäßigkeit verteilt, konische Zapfen vor, die vielleicht auch der Befestigung von Figuren dienten. Auf den Wandstücken selbst, sowohl am breiteren Mittelstücke wie an den schmäleren seitlichen und oberen Stücken, ist vielfach noch der Stuckbelag erhalten und auf ihm sind hier und da, in starkem Reliefe hervortretend, geschwungene Linien zu sehen, die in einer gewissen Verbindung mit den Figuren gestanden zu haben scheinen, die ehemals diese dreieckigen Ziergiebel schmückten, da sie von den konischen Zapfen ausstrahlen, die, wie wir annehmen müssen, Figuren getragen haben.

Der Hof, der hinten auf die Casa de Palomas folgt, und zu dem das Quergewölbe der Casa de Palomas den Eingang bildet, ist auf seiner Ost- und Westseite von wallartigen Erhöhungen oder Terrassen begrenzt, zu denen von der Tiefe des Hofes je eine Flucht breiter Stufen emporführt, während auf der Südseite die dort vorhandenen Baulichkeiten in eine höhere Terrasse eingebaut sind, die eine hohe, von einem Tempel gekrönte Pyramide trägt.

Auf der westlichen Terrasse ist das Nordende von einem Gebäude eingenommen, das ich auf dem Plane Abb. 7 mit *B* bezeichnet habe, das der Hinterseite der Casa de Palomas im rechten Winkel eingefügt ist.

Es hat seine Front nach Westen und besteht aus zwei Zimmern und scheint einer andern Bauperiode anzugehören. Die Gewölbe sind niedriger als in der **Casa de Palomas**, die Gewölbeseiten gerader, und nahe dem unteren Rande des Gewölbes sind zwei große runde Löcher jederseits vorhanden (Abb. 8 a), in denen vormals zwei von Gewölbwand zu Gewölbwand gehende Pfähle oder Stangen gesteckt haben müssen. Diese Löcher sind auf der Stuckbekleidung der Innenwand der Zimmer mit einem roten Ringe umzogen. Wir werden Ähnliches auch bei einem der alten Gebäude der Casa de las Monjas finden. Es ist das einer der Fälle, aus denen, meiner Ansicht nach, hervorgeht, daß diese sogenannten Stützpfähle zur Architektur der Gewölbe gehörten. In der Mittelwand dieses Hauses sind runde Luftlöcher vorhanden, je eines zu beiden Seiten der Türe, ungefähr in der Mitte der Wandstücke.





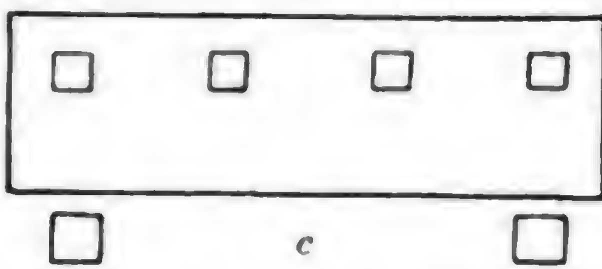


Abb. 8. *Uxmal.* Casa de Palomas.
a. Pfahllöcher in den Gewölben des Gebäudes *B*,
b. in denen des Gebäudes *E*,
c. in den Zimmern der Gebäude, die den vordersten tiefstgelegenen Hof umgeben.

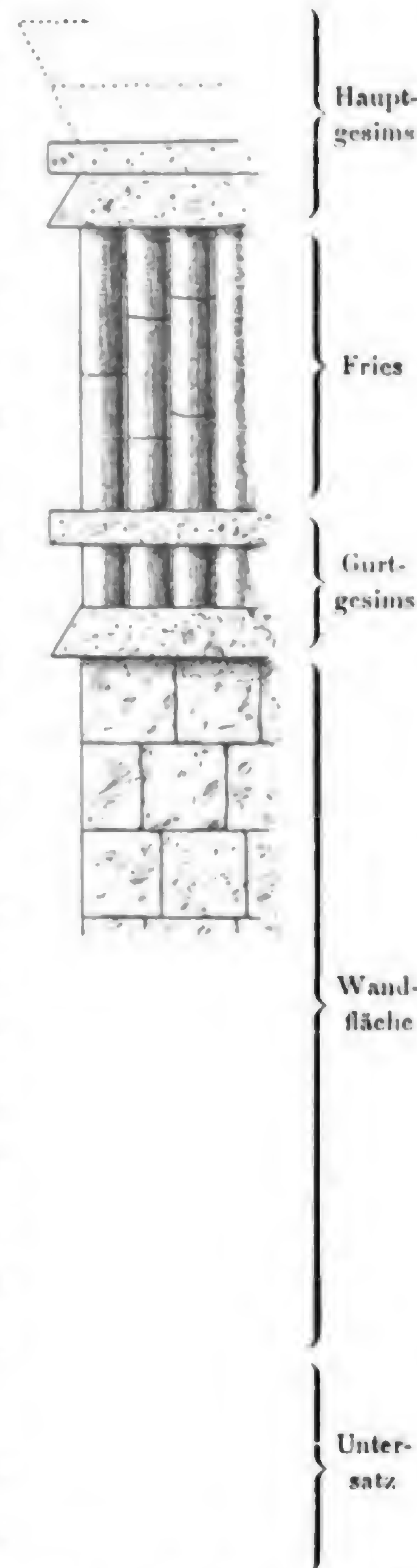


Abb. 8 d. *Uxmal.* Aufbau der Außenfront des Hauptgebäudes *D* an der Westseite des Hofes der Casa de Palomas.

Die Außenwand dieses Hauses ist zum Teil erhalten. Sie zeigt eine glatte Wandfläche und ein unteres Friesgesims gewöhnlicher Form, d. h. zwei schräg vorkragende Steinreihen, die eine senkrechte, vorkragende Steinreihe einschließen.

An dieses Haus *B* stößt, mit der Unterkante seines Gesimses die Oberkante des Gesimses des Hauses *B* berührend, das eigentliche **Westhaus**, das ich auf dem Plane Abb. 7 mit dem Buchstaben *D* bezeichnet habe. Es enthielt drei Doppelgemächer und

hatte seine Front nach Osten. Der Aufbau der Innenwände und der Gewölbe ist ähnlich wie bei dem Nordgebäude, der eigentlichen Casa de Palomas. Das Gewölbe ist etwas niedriger, die Seiten etwas gerader, aber Pfahllöcher scheinen auch hier durchweg zu fehlen. An dem Nord- und dem Südende des Gebäudes ist ein Teil der westlichen Außenmauer erhalten. Über der verschütteten Basis erhebt sich (vgl. Abb. 8d) die glatte, aus regelmäßig zubehauenen Steinen bestehende Wandfläche. Das Gurtgesims besteht aus drei Gliedern, einer schrägen, vorkragenden Steinreihe, einem vertieften Bande kurzer Halbsäulchen und einer senkrechten, vorkragenden Steinreihe. Der Fries, der eine Höhe von 0.98 m hat, zeigt glatte Halbsäulchen an der ganzen Außenseite des Gebäudes. Das obere abschließende Gesims scheint gewöhnlicher Art gewesen zu sein. Die Halbsäulchen sowohl des Frieses, wie die des mittleren Gliedes des Gurtgesimses, waren mit Stuck überzogen und leuchtend zinnoberrot bemalt.

An dem Südende war dieses Westgebäude von den geradwandigen Konstruktionen *F* überhöht, die den Übergang zu den Baulichkeiten bildeten, die dem Westende der großen Terrasse, die den Hof im Süden begrenzt, eingebaut sind. Steinplatten schieben sich von der Nordwand der Konstruktionen *F* vor, die auf dem oberen Gliede des Friesuntergesimses des Westbaues *D* auflagern, und die Dachmasse dieses geradwandigen Verbindungsbaues *F* bedeckt den schön zinnoberrot bemalten Säulchenfries des Westgebäudes.

An der Hinterseite des Westgebäudes ist ungefähr in der Breite des Mittelzimmers dieses Baues, von der Terrasse, die das Westgebäude trägt, ein Risalit vorgeschoben, das, wie die ganze Terrasse, steil und tief in das vorliegende Tal abfällt. Auf diesem Risalite steht ein Haus, das ich auf dem Plane Abb. 7 mit dem Buchstaben *E* bezeichnet habe. Es enthält zwei Zimmer und hat seine Front nach Osten, der Terrasse und der Hinterwand des Westgebäudes zugekehrt. Der Fußboden des Hintergemaches ist um 0.80 m gegen den des Vordergemaches erhöht. Das Gewölbe ist ziemlich niedrig mit geraden Seiten. Über der Unterkante sind zwei Paare großer runder Pfahllöcher vorhanden (Abb. 8b), sechs kleinere viereckige dicht unter der Oberkante der Gewölbseiten. Die Gewölbunterkante ist auch an den Schmalseiten (Giebelseiten) des Hauses als vorkragende Leiste fortgesetzt. Unter ihr sieht man ein großes viereckiges Luftloch. Die Außenseite des Gebäudes ist einfach. Sie gliedert sich in

eine glatte Wandfläche, ein Friesuntergesims gewöhnlicher Form, eine glatte Friesfläche und das abschließende Obergesims, das vermutlich auch von der gewöhnlichen Form war.

Auf dem Walle, der die Ostseite des Hofes bildet, fehlen größere Baulichkeiten. Nahe dem Südrande dieser Seite ist der Rest eines Gebäudes vorhanden, dessen Gewölbachse nordsüdlich verläuft und das mit seinem Nordgiebel dem Gesimse eines alten Hauses aufsitzt. Gleich hinter dem Walle der Ostseite erhebt sich der hohe Hügel, von dem ich weiter unten noch zu sprechen haben werde.

In der Mitte des Hofes befindet sich, wie in anderen Höfen dieses und anderer Ruinenorte, ein runder Pfeiler, jetzt umgestürzt, auf einem viereckigen Untersatze. Die Landeseingeborenen nennen solche Pfeiler »picote«, weil sie sie mit den Schandpfählen der alten spanischen Rechtsvollstreckung in Verbindung bringen.

Die Südseite des Hofes endlich ist durch eine Reihe von Räumen abgeschlossen, die denen des Nordgebäudes, der Casa de Palomas, fast in allen Beziehungen entsprechen. Aber die hintere Reihe der Zimmer ist zugeschüttet; die Öffnung des Durchganggewölbes, das hier auch die Mitte des Baues einnimmt, ist bis auf einen schmalen, 0.92 m breiten Eingang vermauert; das Durchganggewölbe selbst in 4.35 m Entfernung vom Eingange mit einer bis zu halber Höhe reichenden Steinmasse, in 5.15 m Entfernung ganz mit einer Hinterwand geschlossen, und aus diesem nunmehr zimmerartigen Raume ist eine ebenfalls nur 0.98 m breite Tür nach dem nächsten der westlich anstoßenden Zimmer durchgebrochen worden. Die Außenfront dieses alten Durchganggewölbes ist erhalten. Sie zeigt einfache Formen: eine glatte Wandfläche, ein Friesuntergesims gewöhnlicher Form, einen aus zwei Quaderreihen bestehenden glatten Fries und ein Obergesims ebenfalls der gewöhnlichen Form, das den Abschluß bildet. In dem gegenwärtigen Zustande ist das Untergesims quer über die eine Giebelwand bildende Zumauerung des Gewölbes geführt, aber die Seiten des zugemauerten Gewölbes sind außen noch vollkommen sichtbar. Über diese Front und die durch Zumauerung des Gewölbes geschlossene Giebelwand ist mit einem Halbgewölbe eine Treppe gelegt worden, die von der Tiefe des Hofes auf die ebene Dachfläche dieser Gemächerreihe führt. Diese Dachfläche geht mit der Oberseite einer großen aufgeschütteten Terrasse zusammen, von der die jetzt nicht mehr einen Durchgang darbietende Ge-

mächerreihe nur die Vorderfront bildet. Die Terrasse trägt, wie ich oben schon sagte, eine hohe Pyramide, die von einem schmalen, aus drei Zimmern bestehenden Tempel gekrönt ist.

Dieses Verhalten ist nur so zu verstehen, daß dieses jetzige Südgebäude ursprünglich allein da war und den Zugang zu einem Hofe bot, in dessen Hintergrunde sich ein Tempel befand. In späterer Zeit hat man dann das Bedürfnis gefühlt, den Tempel auf eine hohe oder höhere Pyramide zu setzen und hat zu diesem Zwecke durch Zuschüttung der hinteren Reihe der Gemächer und Auffüllung des alten Hofes eine Terrasse als Unterbau geschaffen, vor der ein neuer Hof notwendig wurde, von dem aus eine Treppe zur Höhe der die neue Tempelpyramide tragenden Terrasse emporführte. An der Vorderseite, der Nordseite, dieses neuen Hofes hat man dann ein neues Zuganggebäude, ähnlich dem alten, jetzt zum Teil verschütteten, gebaut, das in den durchbrochenen taubenhausartigen Ziergiebeln einen besonderen Schmuck erhalten hat. Und die Seiten dieses neuen Hofes sind dann auch entsprechend ausgestaltet worden.

Die Pyramide, die sich auf der durch spätere Aufschüttung gewonnenen Terrasse im Süden des heutigen Hofes erhebt, hat einen hufeisenförmigen Unterbau, dessen Schenkel bis auf eine Entfernung von zehn Schritt an den Nordrand der Terrasse reichen und eine Art Hof von 90 Schritt Breite und 30 Schritt Tiefe einschließen. Von dem Hintergrunde dieses Hofes steigt dann die eigentliche Pyramide auf, die eine sehr steile Hinterwand, etwas weniger steile Vorder- und Seitenwände hat und auf ihrem Gipfel einen kleinen, aus drei Zimmern bestehenden Tempel trägt. Die Zimmer dieses Tempels sind in einer Linie geordnet und nehmen fast die ganze verfügbare Oberfläche der Pyramide ein. Sie öffnen sich nach vorn, und dort führt in der Mitte der Front eine Treppe von dem Terrassenhofe zu dem Mittelzimmer empor. Die Hinterwand des Mittelzimmers hat durch eine Wand, die durch ein Halbgewölbe mit ihr verbunden ist, noch eine besondere Stütze erhalten. Die Innenwand der Zimmer und die Seiten der Gewölbe sind aus rauhen Quadern aufgeführt. Die Gewölbeseiten sind gerade und zeigen eine Anzahl Pfahllöcher. Die Außenseiten sind einfach. Über einer glatten Wand springt ein Gesims gewöhnlicher Form vor, und auch der Fries zeigt nur eine einfache glatte Fläche.

Den Schenkeln des hufeisenförmigen Unterbaues der Pyramide sind an den Außenseiten nahe der oberen Plattform noch Gemächer angebaut,

von denen an der Außenseite des Westschenkels noch die Reste von dreien oder vieren zu erkennen sind, die aber vielleicht sich ringsherum um diesen hufeisenförmigen Unterbau gezogen haben. Sie haben eine Breite von 6.40 m und bestehen augenscheinlich nur aus einem Gewölbe, haben also keine Hinterzimmer. An der Außenseite ist ein Untersatz deutlich, der aus zwei senkrechten Steinreihen von 0.16 m Höhe besteht, die ein stärker zurücktretendes 0.38 m hohes Band von Halbsäulchen einschließen. Über diesem Untersatze ist noch ein Stück der aus glatten Quadern bestehenden Wandfläche zu erkennen.

Auch an der Westseite der Terrasse, die die von dem Tempelchen gekrönte Pyramide trägt, sind Reihen von Gemächern, und zwar nicht unbedeutender Größe vorhanden, die vielleicht auch bis zu dem Südende der Terrasse sich erstreckt haben. Und ebenso ist an dem Nordende der Westseite der vorderen Terrasse, die den großen Hof der Casa de Palomas und die andern oben beschriebenen Gebäude trägt, und die steil nach Westen in das Vorland abstürzt, drei in eine Linie geordnete, des Hinterzimmers entbehrende Zimmer eingebaut, die auf dem Plane Abb. 7 mit dem Buchstaben *C* bezeichnet sind.

Einen der wichtigsten Bestandteile dieses ganzen Systems bildet der hohe massive Steinhügel (Taf. II, 1), der sich hinter der Ostseite des Hofes der Casa de Palomas erhebt, und den ich oben den »unbenannten Hügel« nannte. Stephens, der als erster diesen Hügel etwas genauer untersuchte[1], gibt seine Höhe zu 65′ an, das sind 20 m. Die Basis maß er an der einen Seite 300′ oder 92 m, an der andern 200′ oder 61 m. Er stellt fest, daß der Hügel auf allen 4 Seiten mit Steinplatten belegt gewesen sei. Das mag richtig sein, ist aber heute nicht mehr zu erkennen und kann auch zu Stephens' Zeit nicht mehr der Fall gewesen sein. Die obere Plattform jedenfalls, die Stephens zu 75′, das sind 23 m, im Geviert angibt, stellt nichts als eine ebne Fläche scharfkantigen Kalksteingerölls dar, auf der keine Spur eines Baurestes zu erkennen ist, und auf der nur Agaven, die schön weißblühende Plumiera (= *zac nicté* der Maya), palo mulato (Bursera spec., = Maya *chacau*) und andere Bäume sich einen Platz erkämpft haben (Taf. II, 2). Dagegen sind unmittelbar unter der Gipfelfläche zwei von senkrechten Mauern umschlossene Terrassenabsätze zu erkennen. Die obere mag eine Höhe von

[1] Incidents of travel in Yucatan (New York 1843) Vol. I. p. 254.

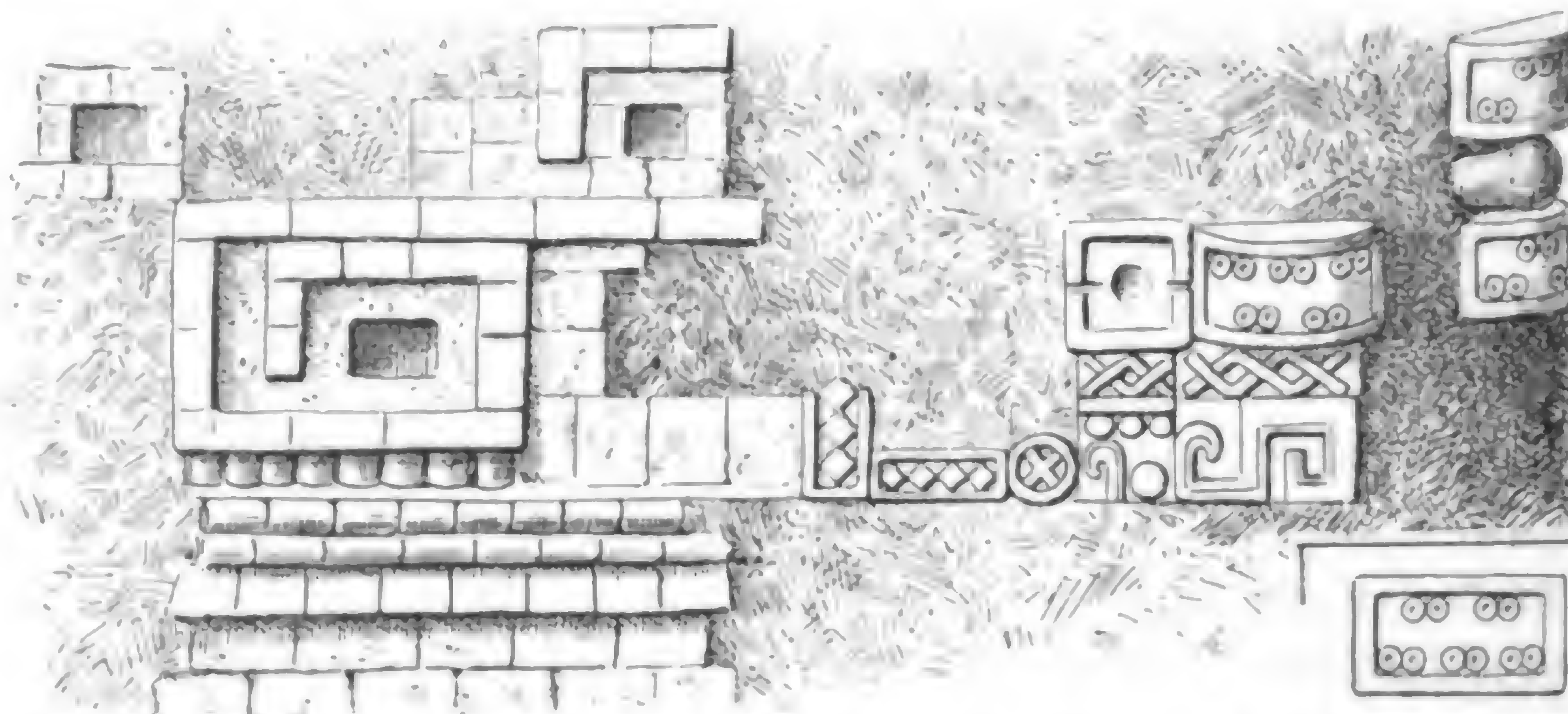


Abb. 9. *Uxmal.* Der »namenlose Hügel« an der Ostseite des Systems der Casa de Palomas. Untere der beiden Gipfelterrassen. Teil der Wandbekleidung der Westseite und Reste der Maske an der Südwestecke.

1—2 m, die untere eine Höhe von 3—4 m gehabt haben. An der unteren Terrasse ist hier und da noch ein Stück der mit glatten Quadern belegten Wandfläche zu sehen (Abb. 9). Diese Wandfläche schließt mit einem Gesimse gewöhnlicher Form, und darüber folgt ein Fries, auf dem schachbrettartig glatte Wandstücke und in Steinmosaik ausgeführte Reliefmäander ab-

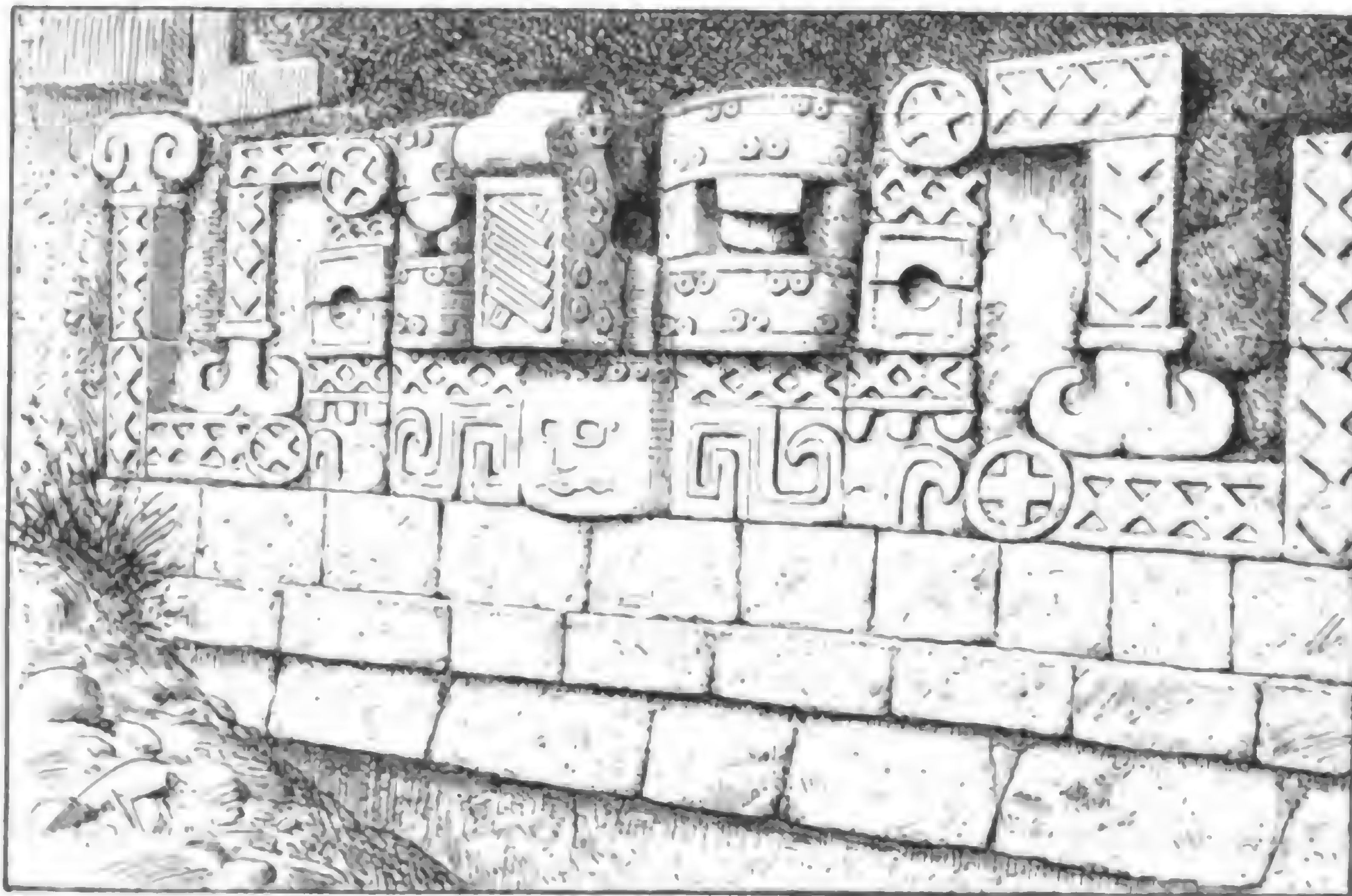


Abb. 10. *Uxmal.* Der »namenlose Hügel« an der Ostseite des Systems der Casa de Palomas. Untere der beiden Gipfelterrassen. Maske in der Mitte der Westseite. Zeichnung nach einer Photographie von Auguste Le Plongeon.

wechseln. Die Mäander der untern Schachbrettreihe sind gegen das untere Gesims durch einen Halbsäulchenstreifen abgegrenzt (Abb. 9 und Taf. III, 2). An den Ecken und in der Mitte der Terrassenwand waren Säulen von,

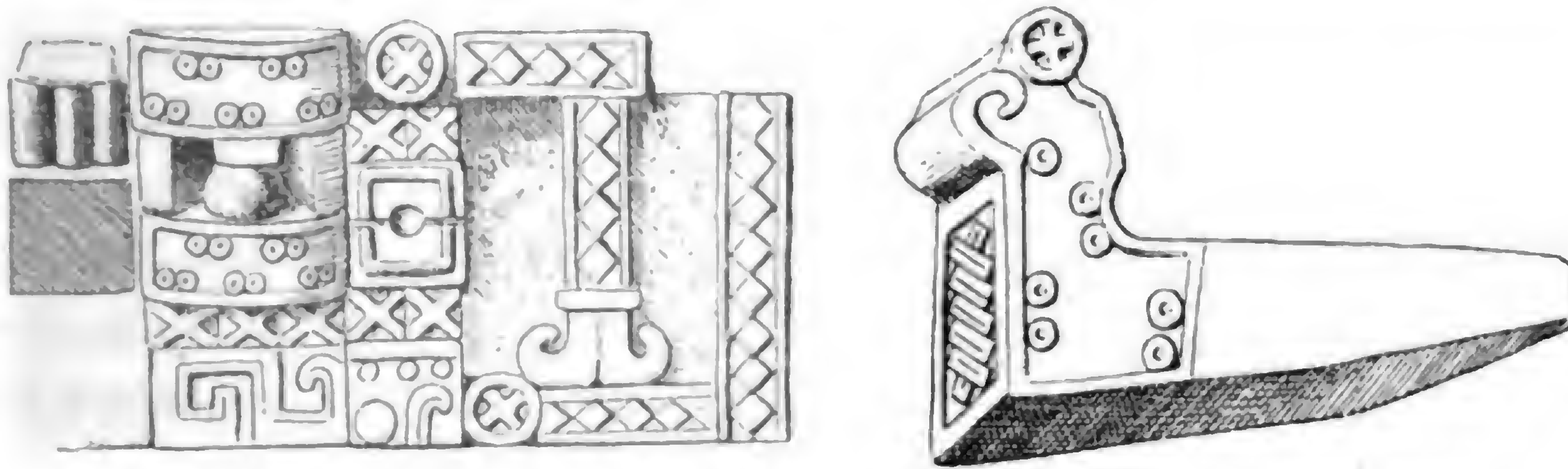


Abb. 11. *Uxmal.* Der »namenlose Hügel«. Untere der beiden Gipfelterrassen. Reste der Maske in der Mitte der Westseite, die im Jahre 1911 noch an ihrer Stelle waren, und Zeichnung des Rüssels, der jetzt vor ihr auf dem Boden liegt.

wie es scheint, zwei Masken eingeschoben, von denen an der Nordwest-, Südwest- und Südostecke und in der Mitte der Westseite noch mehr oder minder vollständige Reste vorhanden sind. Die letztere Maskensäule ist es, die von Stephens freigelegt wurde, unter der er, natürlich vergeblich, einen Eingang in ein Subterraneum suchte.

Ich gebe in der Abb. 10 eine Photographie wieder, die Le Plongeon in den siebziger Jahren von dieser Maske aufgenommen hat, und in der Photographie, Tafel III, 1 und in den Zeichnungen Abb. 11 das, was im

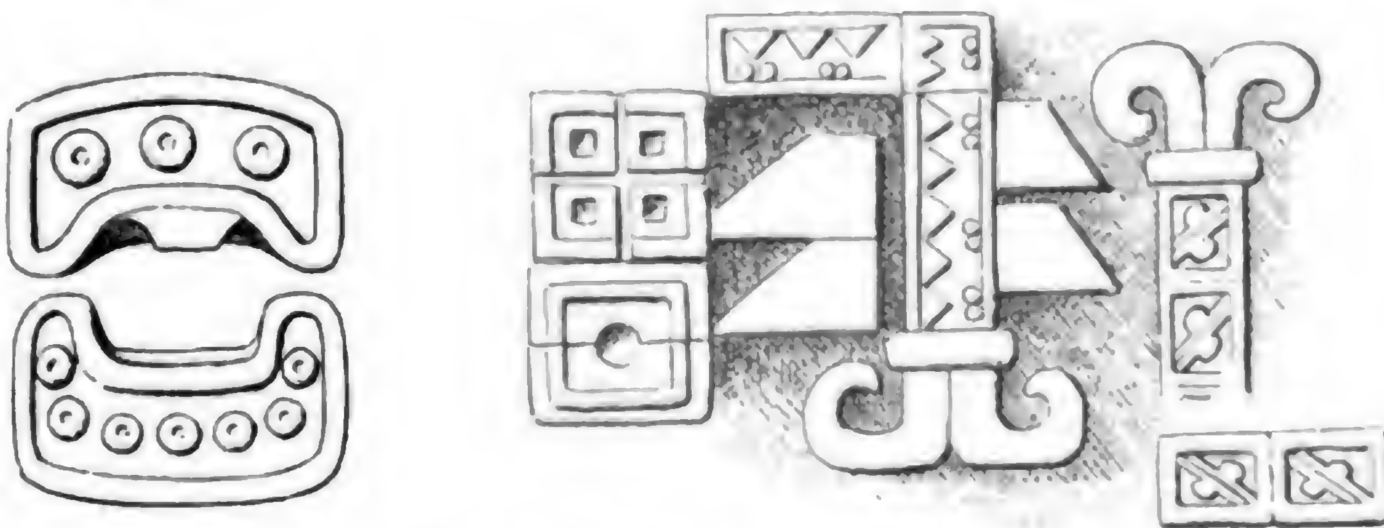


Abb. 12. *Uxmal.* Der »namenlose Hügel«. Untere der beiden Gipfelterrassen. Reste der Maskensäule an der Nordwestecke.

Jahre 1911 von dieser Maskensäule noch vorhanden war. Man sieht, daß zu Le Plongeon's Zeit der Rüssel der Maske noch seine Stelle in der Mitte des Gesichts einnahm, während er jetzt vor der Maske am Boden liegt. Die Abbildungen 9, 12, 13 und 14 endlich geben die Reste der

Masken, die ich an der Südwest-, Nordwest- und an der Südostecke dieser untern Gipfelterrasse noch auffinden konnte.

Diese Masken weichen nun von allen, die ich sonst aus den Bauten von Yucatan kenne, vor allem durch die kurze gedrungene Gestalt des Rüssels, die man nicht leicht mit einem Elefantenrüssel wird in Verbindung bringen können, und durch die besonderen Verzierungen, die er trägt, ab, die in einem Falle — an der Nordwestecke der untern Gipfelterrasse (Abb. 13) — deutlich die Gestalt von Zähnen zu haben scheinen. — Dieser letztere Umstand sowie das merkwürdige, nach hinten umgebogene Ende des Rüssels, das man in den Abb. 10 und 11 sieht, läßt mich vermuten, daß dieser Rüssel aus der Idee eines in das menschliche Gesicht eingesetzten Schlangenrachens entstanden ist — eine Bildung, die für einen großen Teil der sogenannten sakralen oder figürlichen Grabgefäße der Zapoteken typisch ist.

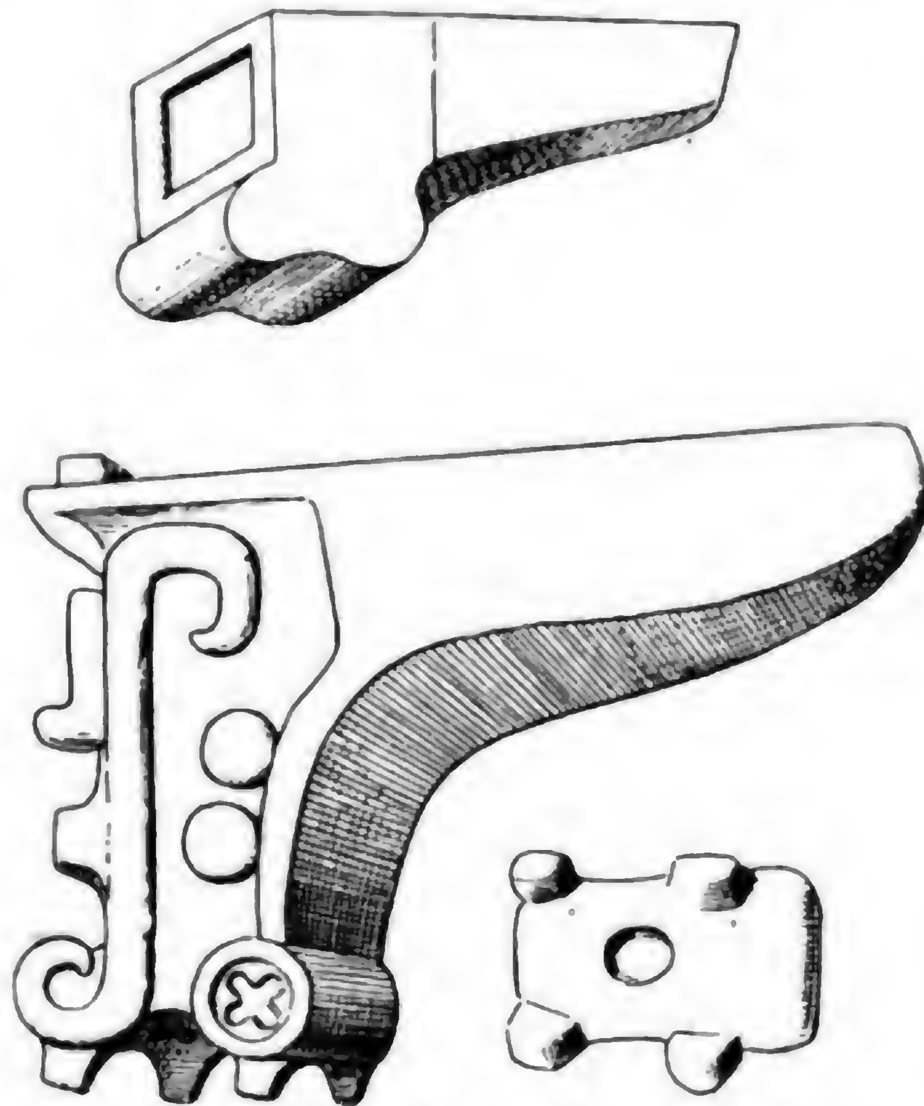


Abb. 13. *Uxmal*. Der »namenlose Hügel«. Untere der beiden Gipfelterrassen. Rüssel von der Maskensäule an der Nordwestecke und ein anderer kleinerer an derselben Stelle gefundener Rüssel. (Sie sind verkehrt gezeichnet, das aufgebogene Rüsselende nach unten, so wie sie jetzt am Boden liegen.)

Ein weiteres sehr merkwürdiges Vorkommen bei diesen Masken der unteren der beiden Gipfelterrassen dieses Hügels ist das menschliche Gesicht, das gerade in der Mitte des unteren Teils der Maske und genau unter dem sogenannten Rüssel angegeben ist (vgl. Abb. 10). Dieses Gesicht hat den zähnestarrenden Rachen der Masken gewöhnlichen Schlages beinahe vollständig verdrängt. Als Residua jenes zahnbewehrten Rachens scheinen in Abb. 10 die S-förmigen Gebilde angesehen werden zu müssen, die links und rechts von dem die Mundöffnung füllenden menschlichen Gesichte zu sehen sind. Sie dürften die Vertreter der langen gewundenen Hauzähne sein, die wir bei den beiden Arten der Elefantenrüsselmasken sowie bei den Göttern, deren Abbilder diese Masken sind, angetroffen haben (vgl. oben S. 12 Abb. 2). Das Auftreten eines menschlichen Gesichts in dem Rachen der Maske Abb. 10

kann als eine Bestätigung der oben von mir gegebenen Deutung des Rüssels dieser Maske dienen. Wir hätten dann hier das bekannte Motiv des Reptilrachens, aus dessen Öffnung ein Menschengesicht hervorsieht.

Ein besonderer Zug an diesen Masken der unteren der beiden Gipfelterrassen des großen Hügels, der anderwärts noch nicht beobachtet worden ist, ist endlich noch das Auftreten seitlicher Ausstrahlungen, die sich deutlich als *itzcouatl*- oder Zacken- (Obsidian-)Schlangenleiber kundgeben, von denen einer, ein kürzerer, von dem oberen, ein zweiter, längerer, von dem unteren Rande der Maske ausgeht (vgl. Taf. III, 1 und Abb. 10).

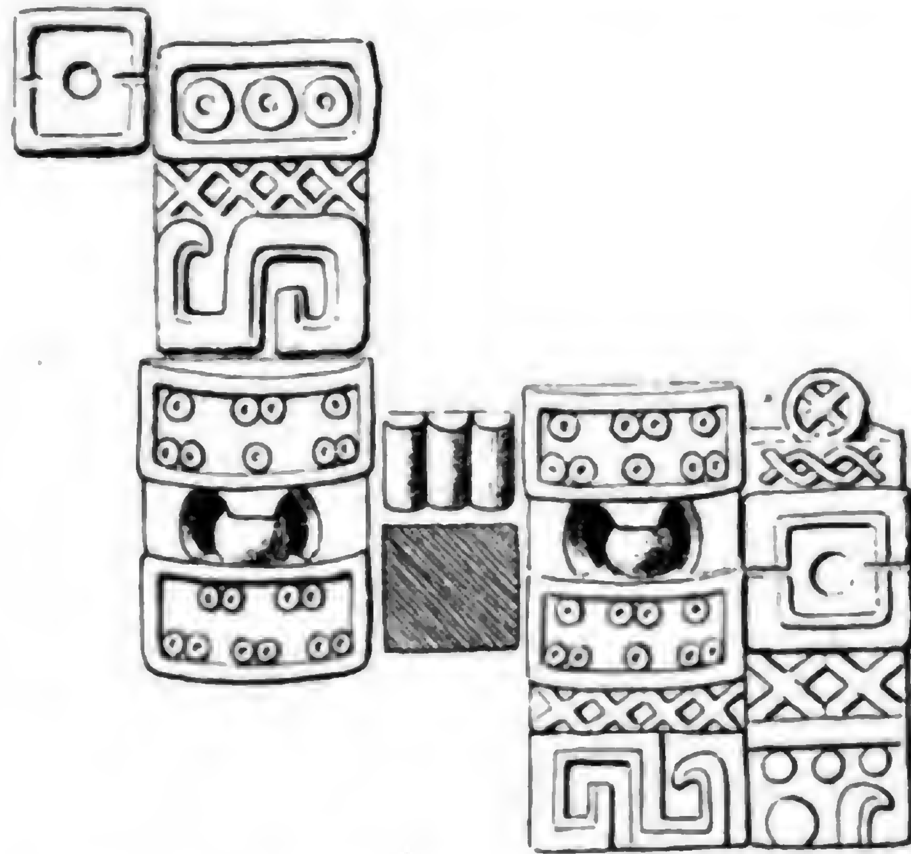


Abb. 14. *Uxmal.* Der »namenlose Hügel«. Untere der beiden Gipfelterrassen. Reste der Maskensäule an der Südostecke.

Die Seitenwände der oberen der beiden Gipfelterrassen scheinen mit glatten Steinen belegt gewesen zu sein. An den Ecken waren aber auch hier Masken vorhanden — ich gebe in der Abb. 15 die Reste einer solchen, die an der Südostecke dieser Terrasse sich erhalten haben, wieder. Der Rüssel hat hier eine der üblichen durchaus sich annähernde Form. Er gehört zu denen, die abwärts gebogen sind, wie an den Masken des West- und des Nordgebäudes der Casa de las Monjas. Die Vermutung liegt nahe, daß diese obere Terrasse später aufgesetzt worden ist, daß die untere

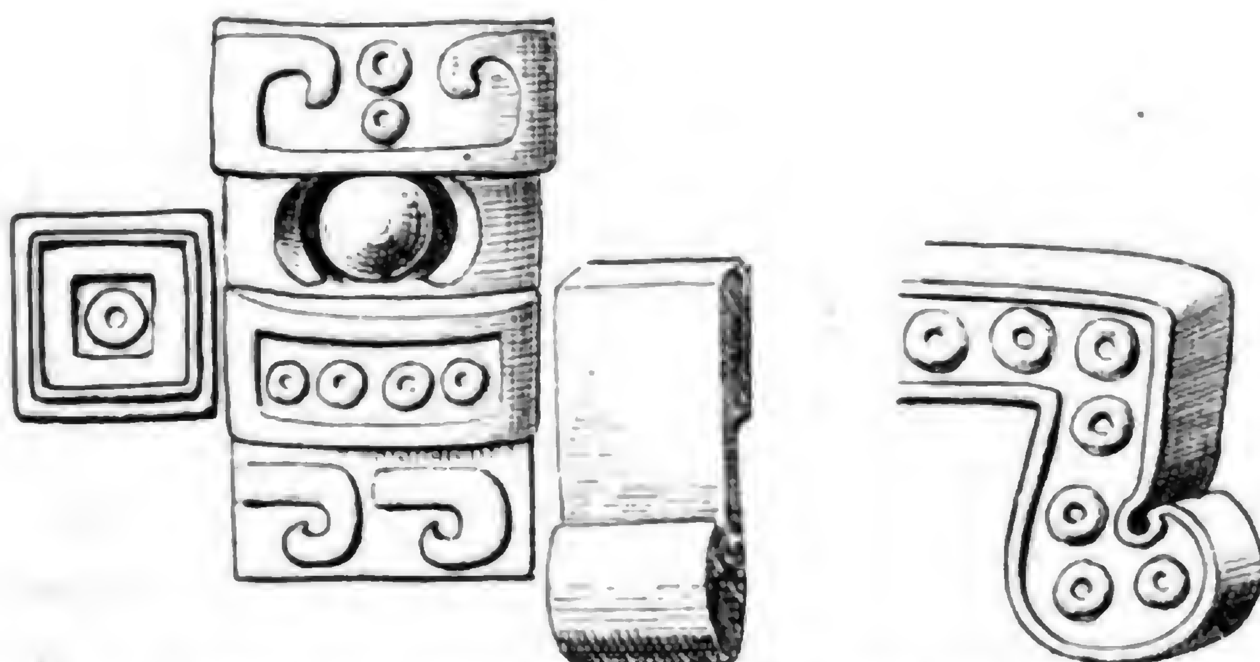


Abb. 15. *Uxmal.* Der »namenlose Hügel«. Obere der beiden Gipfelterrassen. Reste einer Maske an der Südostecke.

Terrasse eine ältere Gipfelfläche darstellte und vielleicht bei der Aufsetzung der oberen zugeschüttet wurde. Das würde erklären, daß gerade von dem Figurenschmucke dieser unteren Terrasse verhältnismäßig viel zum Vorschein gekommen ist. Stephens gibt in der Tat an, daß er die Maske in der Mitte der Westseite der unteren Gipfelterrasse erst ausgegraben habe.

Zu dem Systeme der Casa de Palomas gehören endlich noch die einen nicht unbeträchtlichen Raum einnehmenden Bauwerke im Norden des Nordgebäudes, d. h. im Norden der eigentlichen Casa de Palomas. Vor der ganzen Breite dieses Hauses zieht sich, an der Nordseite etwa 8 m tiefer und etwa 30 m nach vorn sich erstreckend, eine Terrasse hin, zu der an dem Westende der Casa de Palomas einige Hügel pyramidaler Gestalt sich abstufen. Vor dieser Terrasse liegt ein vertiefter Hof, der auf drei Seiten von Gebäuden umgeben ist. An der Südseite bilden die Gebäude den Abfall der Terrasse selbst, deren Höhe ihrer Dachhöhe entspricht.

An der Ost- und Westseite dieses untersten Hofes sind die Gebäude in ähnlicher Weise zwei langen Schenkeln angebaut, die von dem Ost- und Westende der der Casa de Palomas vorgelagerten Terrasse nach vorn (nach Norden) sich erstrecken. An der Südseite dieses untersten, tiefsten Hofes zählt man neun der Terrasse angebaute Zimmer, an der Ost- und Westseite je acht. Bei den letzteren ist an einigen Stellen ein Hinterzimmer erkennbar. Die Häuser sind aus rauhen Quadern erbaut. Die Vorderwände sind überall eingestürzt, nur die Hinterwände und ein Teil der Seitenwände sind erhalten. Die senkrechten Wandstücke haben die reguläre Höhe von 2.38 m, die Gewölbe eine solche von 1.50 m. Unter der Unterkante des Gewölbes zieht eine Auskehlung von 0.25 m Höhe rings um das ganze Gemach. Pfahllöcher sind je eines jederseits in der Auskehlung unter der Gewölbunterkante vorhanden (Abb. 8*c*, oben S. 23). Vier andere erkennt man oben in den Gewölbseiten nahe dem Abschlusse des Gewölbs. Die Auskehlung der Wand unterhalb der Gewölbunterkante ist durchaus nicht überall vorhanden. In *Uxmal* findet sie sich nur in diesen Zimmern, die den vordersten, tiefsten Hof der Casa de Palomas umgeben. Aber ich kenne diese Auskehlung außerdem z. B. in den Zimmern des zweiten Gebäudes des Ostteils der alten Stadt *Kabah* und in dem mehrstöckigen Hauptpalaste (Bau Nr. 18, Teobert Maler) des Westteils desselben Ruinenorts, ferner in dem zweiten Stockwerke des Hauptgebäudes der Casa de las Monjas von *Chich'en Itzá* und in einigen andern Plätzen.

IV. Nonnenhaus — Casa de las Monjas.

Dem Systeme der Casa de Palomas ist der Komplex, der das »Nonnenhaus« (Casa de las Monjas) und das »Haus des Wahrsagers« (Casa del Adivino) umfaßt, äußerlich ähnlich, insofern dieser Komplex auch aus einem an den vier Seiten von Gebäuden umgebenen Hofe und einer an der Ostseite gelegenen, mit ihrer Fassade nach Westen gekehrten hohen Pyramide besteht. Aber in dem Systeme der Casa de Palomas lag das Durchganggewölbe, das den Eingang in den Hof bildet, an der Nordseite des Systems; die Casa de las Monjas ist von Süden aus betretbar. Das Südgebäude der Casa de las Monjas, das das Eingangsgewölbe enthält, ist im übrigen der Casa de Palomas ähnlich, insofern es auch aus zwei Doppelreihen von Zimmern besteht, von denen die einen nach außen, die andern nach innen, nach dem Hofe zu, sich öffnen. In dem Systeme der Casa de Palomas bildete eine Stufenpyramide, die ein dreizimmeriges Gipfelgebäude trägt, den hinteren Abschluß. In der Casa de las Monjas ist das dem Eingangsgewölbe gegenüber gelegene Haus auch das höchste, aber es ist kein von einer Stufenpyramide getragenes Tempelgebäude, sondern ein einem Kloster ähnlicher Bau, aus einer Doppelreihe von Zellen bestehend, die nach dem Hofe sich öffnen, gleich den Gebäuden, die den Hof an der Ost- und an der Westseite begrenzen. In dem Systeme der Casa de Palomas nahm der auch am Gipfel mit reich verzierten Fassaden ummauerte hohe Hügel die ganze Ostseite des Haupthofes ein. Die Casa del Adivino, die diesem hohen Hügel in dem Komplexe der Casa de las Monjas entspricht, liegt exzentrisch an der Südostecke des von den Gebäuden umgebenen Hofes, von diesem Hofe aus durch die Lücke zwischen dem Süd- und dem Ostgebäude der Casa de las Monjas aus erreichbar. In seinem Aufbaue gleicht dieser Hügel der Casa del Adivino auch viel mehr der Tempelpyramide in dem Hintergrunde der Casa de Palomas als dem »unbenannten Hügel«, der den Hof der Casa de Palomas an der Ostseite begrenzt.

A. Südgebäude.

Das Südgebäude, das Eingangsgebäude der Casa de las Monjas steht auf einer über das Vorland erhöhten Terrasse, die zugleich die Ebene des Hofes ist. Nach Süden springt die Terrasse noch 4.40 m über den Fuß des Gebäudes vor. Die Reste einer Treppe sind sichtbar, die von dem Vorlande nach dem Hofe der Terrasse und zu dem Durchganggewölbe führte.

Das Gebäude besteht aus dem Quergewölbe, das den Durchgang bildet, und jederseits aus einem langgestreckten Doppelgewölbe, dessen Achsen ostwestlich verlaufen. Diese beiden Doppelgewölbe sind an der Außen- und an der Innenseite in je vier Zimmer geteilt (Abb. 16a). Am Ostende ist dem Gebäude noch ein besonderer, ebenfalls aus einem ostwestlich verlaufenden Doppelgewölbe bestehender Bau angefügt, der aber gegen die dem Hofe zugekehrte vordere Fassade zurückgeschoben ist, über die hintere (äußere) Fassade entsprechend vorspringt. Er setzt auf der etwa 2 m höheren Terrasse des Ostgebäudes auf und überhöht infolgedessen mit seinem Gesimse das des Südgebäudes beträchtlich. Da aber der darüber folgende Fries bedeutend niedriger als der des Südgebäudes ist, so überragt der Anbau mit seinem Dachabschluß den des Hauptgebäudes nur wenig. Am Westende fehlt ein entsprechender

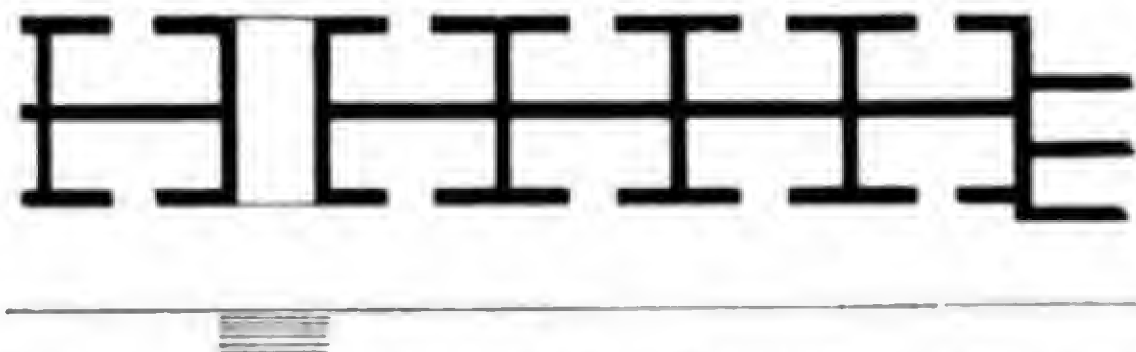


Abb. 16a. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Südgebäude. Grundriß der Mittelpartie und des östlichen Flügels.

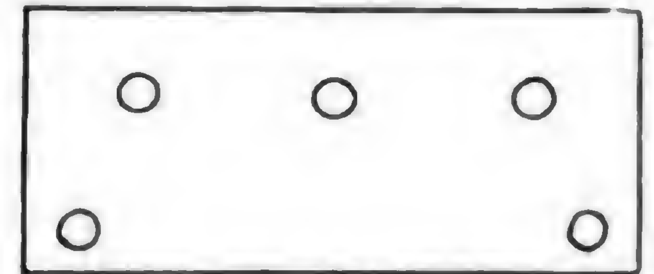


Abb. 16b. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Südgebäude. Pfahllöcher.

Bau. Doch schließt hier die bedeutend höhere Terrasse des Westgebäudes an. Es sind danach die Lücken sowohl zwischen dem Südgebäude und dem Ostgebäude, wie zwischen dem Südgebäude und dem Westgebäude, durch eine wallartige Erhebung geschlossen.

Die Zimmer haben eine Wandhöhe von 2.47 m. Die Gewölbseiten sind gerade. Nahe der Unterkante sind zwei, ungefähr in der Mitte der Höhe der Gewölbseite drei Pfahllöcher vorhanden (Abb. 16b). Die bedeutend schmäleren und kürzeren Gewölbe des Anbaus haben ebenfalls gerade Seiten. Dagegen fehlen in dem Durchganggewölbe trotz der größeren Spannweite Pfahllöcher ganz und gar. Das trifft in gleicher Weise für andere Durchganggewölbe zu und ist ein deutlicher Beweis, daß die von Gewölbseite zu Gewölbseite gehenden Pfähle mit einer Stütze nichts zu tun haben. Die Durchganggewölbe waren keine Zimmer, und darum fehlt ihnen das Stangenwerk unter der Decke.

Die Außenseite des Gebäudes zeigt über der glatten Wandfläche ein Friesuntergesims der gewöhnlichen Form, aus zwei schräg vorkragenden

Steinreihen bestehend, die eine senkrecht vorkragende einschließen. Die Dekoration des Frieses ist an der Außen- und an der Innenseite, die dem Hofe zugekehrt ist, die gleiche (Taf. IV). In breiten senkrechten Streifen wechseln glatte Felder, die Gruppen von drei in der Mitte gekröpften Halbsäulen umschließen, mit Feldern diagonalen Gitterwerks, in deren Mitte gerade über den Türen ein Haus und eine Maske angegeben sind, die ich hier in Abb. 17 wiedergebe. Das Haus soll augenscheinlich ein Dach von Quetzalfedern haben. In der Türöffnung zeichnet von Waldeck eine mit untergeschlagenen Beinen sitzende Figur, von der jetzt jedenfalls keine Spur mehr vorhanden ist. Die Masken, die den Raum über dieser Hausverzierung füllen, weichen von allen andern sonst bekannten dadurch ab, daß ihnen der Rüssel fehlt und durch eine Zeichnung ersetzt ist (Taf. IV und Abb. 17), die vielleicht ein in die Ebene gelegtes Rüsselende vorstellen soll. Auch sonst sind diese Masken einfacherer Art. In den Mundwinkeln z. B. sieht man kräftige, deutlich als solche zu erkennende, an den Enden sich einkrümmende obere Hauzähne, während bei den Masken des üblichen Stils dafür ein zum Teil abenteuerliche Formen annehmendes Doppelgebilde zu sehen ist, das wir uns wohl aus dem obern und untern Hauzahne entstanden denken müssen.

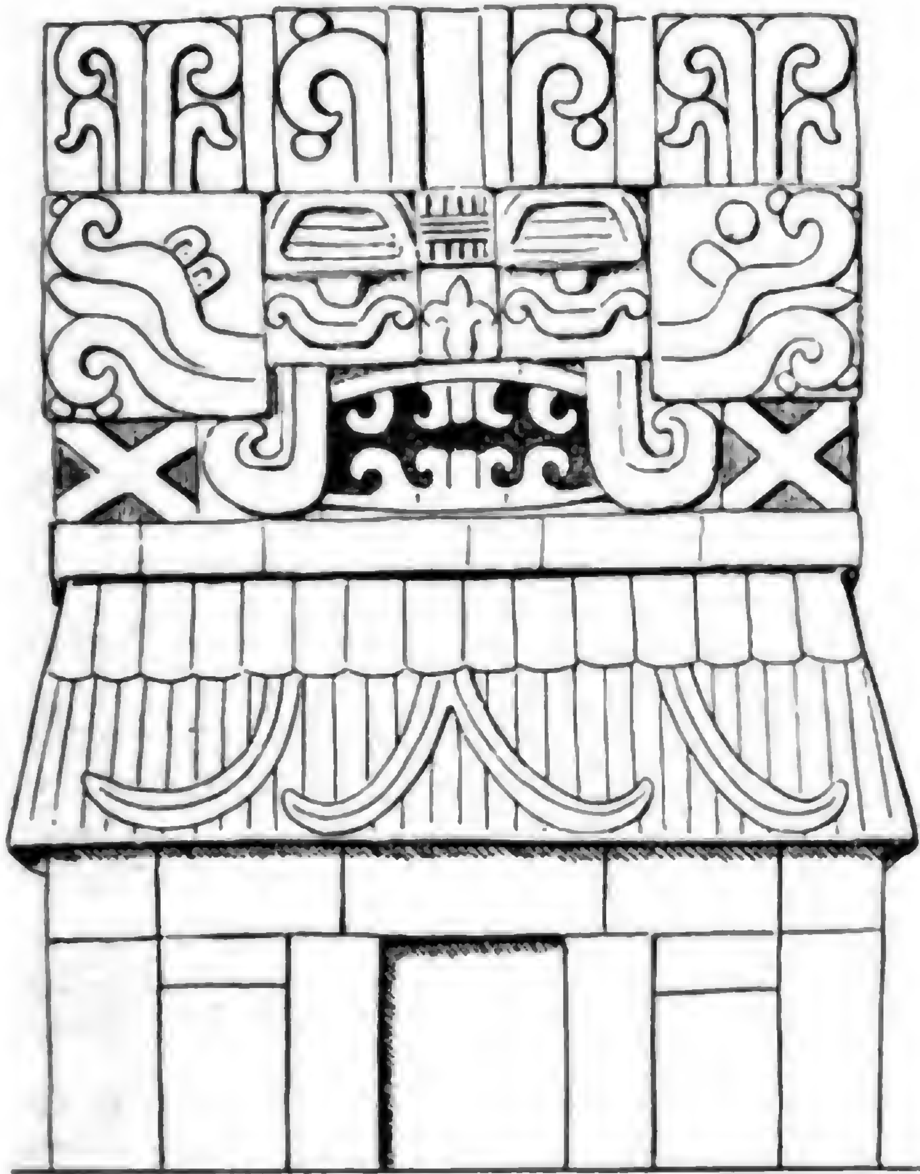


Abb. 17. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Südgebäude. Friesverzierung (Federdachhaus und Regengottmaske).

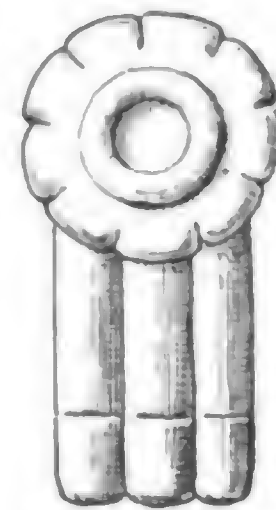


Abb. 18. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Südgebäude. Verzierung auf dem mittleren Gliede des obern Hauptgesimses.

Das Friesobergesims, das den Frontabschluß bildet, hat auch die gewöhnliche Form. Seinem mittleren Gliede, der senkrecht vorkragenden Steinreihe, sind in regelmäßigen Abständen Rosetten (Abb. 18) angeheftet, die vielleicht eine Blume, vielleicht einen Edelstein darstellen sollen.

IV. Nonnenhaus — Casa de las Monjas.

B. Ostgebäude.

Das Ostgebäude der Casa de las Monjas (Taf. V), liegt auf einer Terrasse, die etwa 2 m über den Hof und die Ebene des Südgebäudes erhöht ist. Es besteht aus fünf Doppelgewölben, deren Achsen nordsüdlich verlaufen, und vier kleineren, ostwestlich orientierten Quergewölben, die zu beiden Seiten des größern Mittelgewölbes eingeschoben und von ihm aus betretbar sind. Vgl. den Grundriß Abb. 19. Die Front ist nach Westen gekehrt. Der Boden der Hinterzimmer ist gegen den der Vorderzimmer überall um eine Steinreihe, etwa 0.14 m, erhöht. Die beiden kleinen Querzimmer, die links und rechts von dem hintern der beiden Mittelzimmer liegen, haben nach hinten, d. h. in der Rückwand des Gebäudes, zwei kleine Luftlöcher. Die Gewölbe sind von geraden Flächen begrenzt. Nahe der Unterkante erkennt man auf ihnen jederseits zwei größere Löcher. Die Stangen, die in ihnen gesteckt haben, mögen den stärkeren Querbalken des Dachstuhls der yukatekischen Hütte entsprochen haben. Weiter oben am Gewölbe folgen noch zwei weitere Reihen kleinerer Pfahllöcher. Sie sind in der Weise verteilt, daß die der obern Reihe in die Zwischenräume zwischen den Löchern der untern Reihe fallen (Abb. 20a—20c). Wir können uns vorstellen, daß die Stangen, die in ihnen steckten, dem leichteren Sparrenwerke des obern Teiles des Dachstuhls der yukatekischen Hütte entsprachen.

Die Türen des Ostgebäudes waren durch Oberschwellen aus Cedrela- oder einem andern tropischen Holze gebildet. An dem Eingange in die Hinterzimmer liegt vorn, eine Balkendicke höher als die Tür, ein längerer Balken. Hinten, gerade über der Türöffnung, zwei kürzere, die auch durch einen einzelnen gleich langen, aber entsprechend breiteren Balken ersetzt werden können. Das ist eine Anordnung, die man in einer Menge anderer yukatekischer Bauten wiederfindet. Der tiefe Türraum, der durch die uns ganz ungewohnte Dicke der Mauern gegeben ist, gliedert sich dadurch in die eigentliche Tür und einen die Tür vorn umgebenden verbreiterten und erhöhten Rahmen. — Über der Türe sieht man, in diesen Zimmern des Ostgebäudes, jederseits je einen Ringstein, der gerade aus der Wand vorspringt. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diese Steine für die Schnur eines Türvorhangs bestimmt waren.

Die Innenwände der Gemächer sind einfach glatt und waren ursprünglich jedenfalls mit Stuck überzogen und wahrscheinlich auch bemalt. Die Querwände, die das vordere der beiden großen Mittelzimmer gegen die beiden kleineren Quergewölbe abgrenzen, haben in der Höhe der untern Gewölbkante ein richtiges Fassadengesims der gleichen Form, wie es die Außenfront

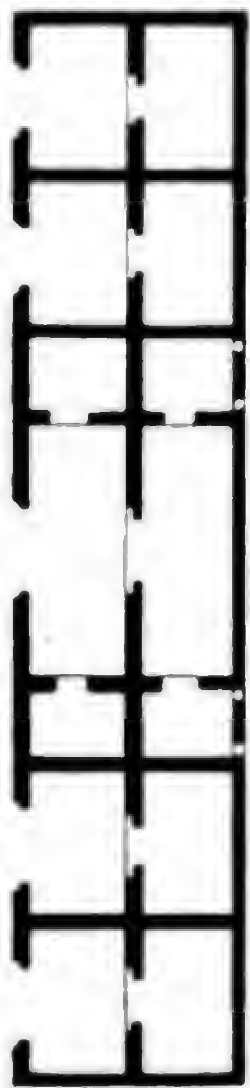
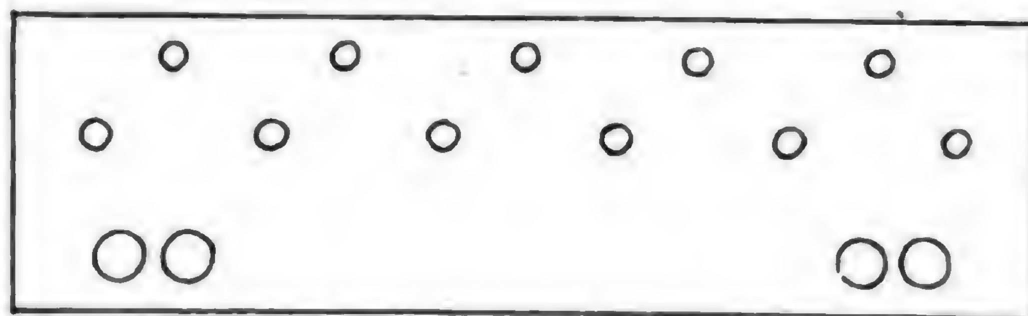
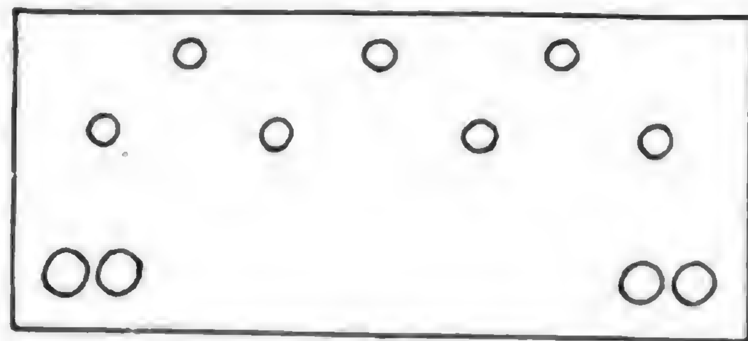


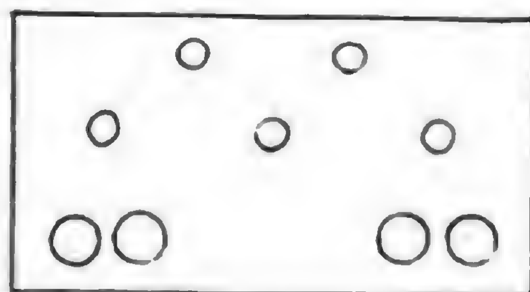
Abb. 19. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Ostgebäude.



a



b



c

Abb. 20. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Ostgebäude.
a. Pfahllöcher auf den Gewölbseiten des großen Mittelzimmers,
b. auf den Gewölbseiten der Seitenzimmer,
c. auf den Gewölbseiten der Nebenzimmer des großen Mittelzimmers.

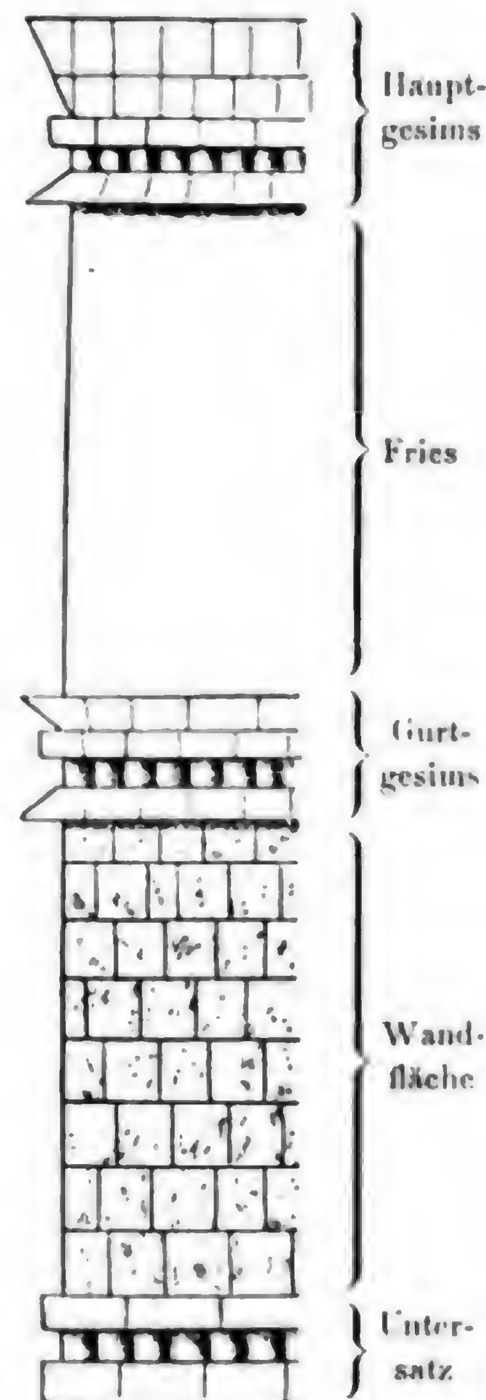


Abb. 20d. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Aufriß der Wand des Ostgebäudes.

eines Hauses zeigt, aus einer untern, schräg vorkragenden Steinreihe, einem vertieft liegenden Halbsäulchenband, einer senkrecht vorkragenden Steinreihe und einer obern, schräg vorkragenden Steinreihe bestehend. Siehe die Tafel VI.

An der Außenfront (Abb. 20d) sind Untersatz, Wandfläche, Gesims und Fries regulär entwickelt. — Der Untersatz besteht aus zwei senkrechten vorkragenden Steinreihen, die einen vertieften Streifen einschließen, in dem Gruppen von je vier Halbsäulchen mit glatten Feldern wechseln.

Die Wand ist glatt, aus sieben Reihen gleichmäßig zubehauener Quadersteine bestehend. Die Gesimse setzen sich, wie oben schon gesagt, aus einer schräg vorkragenden Steinreihe, einem vertieften Halbsäulchenbande, einer senkrecht vorkragenden Steinreihe und einer obern schräg vorkragenden Steinreihe zusammen. Das vierte Glied des obern abschließenden Hauptgesimses aber hat eine Steinreihe mehr, deren Oberkante den Rand des flachen Daches bildet. Das ist das normale Verhalten bei der Hauptmasse der yukatekischen Bauten. Ein besonderes Element aber weist hier bei dem Ostgebäude der Casa de las Monjas und in andern Bauten von *Uxmal* das Gurtgesims an den Ecken des Gebäudes auf. Von dem dritten Gliede dieses Gesimses, der senkrechten vorkragenden Steinreihe, springt hier in diagonaler Richtung ein Schlangenkopf vor. An der Südwestecke (Taf. VII, 1) ist dieser Schlangenkopf gerade noch, wenn auch undeutlich, zu sehen, da er stark beschädigt ist. An der Nordostecke (Taf. VII, 2) fehlt er ganz, ist herausgefallen oder ist abgeschlagen worden. Aber bei den andern, noch zu besprechenden Gebäuden der Casa de las Monjas werden wir diesen Schlangenkopf an gleicher Stelle in besserer Erhaltung antreffen. — Das Vorkommen von Schlangenköpfen an dieser Stelle scheint mir ein deutlicher Hinweis zu sein, daß das das Gebäude umgürtende Gesims als eine Schlange gedacht war. In der Tat finden wir z. B. an der Iglesia von *Chich'en Itzá*, dem nördlichen der beiden vorgeschobenen Gebäude, die zu dem Systeme der Casa de las Monjas von *Chich'en Itzá* gehören, und an dem Ostflügel der Casa de las Monjas von *Chich'en Itzá* diese von dem Gesimse vorspringenden Schlangenköpfe als Endigungen eines mit Zacken besetzten Zickzackbandes, das wir aus der mexikanischen Ornamentik als Vertreter eines *itzcouatl*-(Obsidianschlangen-)Leibes kennen.

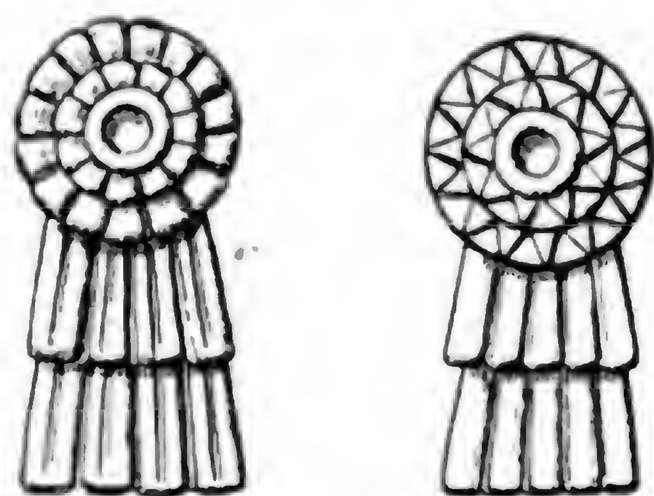


Abb. 21. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Ostgebäude. Rosetten auf dem dritten Gliede des obern abschließenden Hauptgesimses.

An den Ecken des obern abschließenden Hauptgesimses haben vielleicht ähnliche, diagonal vorspringende Schlangenköpfe ihre Stelle gehabt, die jetzt abgebrochen oder abgefallen sind. Auf der Fläche dieses selben dritten Gliedes des Hauptgesimses sitzen in regelmäßigen Abständen Rosetten auf (Abb. 21), die denen an dem Hauptgesimse des Südgebäudes gleichen.

Auf dem Friese der Hinterseite und der beiden Schmalseiten wechseln in breiten senkrechten Streifen glatte unverzierte und mit diagonalem Gitterwerke gefüllte Felder. Auf der dem Hofe zugekehrten Vorderseite (Westseite) des Gebäudes (vgl. Taf. V) ist das Gitterwerk über die ganze Fläche des Frieses ausgedehnt. Von diesem Gitterwerke hebt sich aber in der Mitte der Vorderseite, gerade über der Türe des großen Mittelzimmers, eine aus drei übereinandergebauten Masken bestehende Säule ab. Und

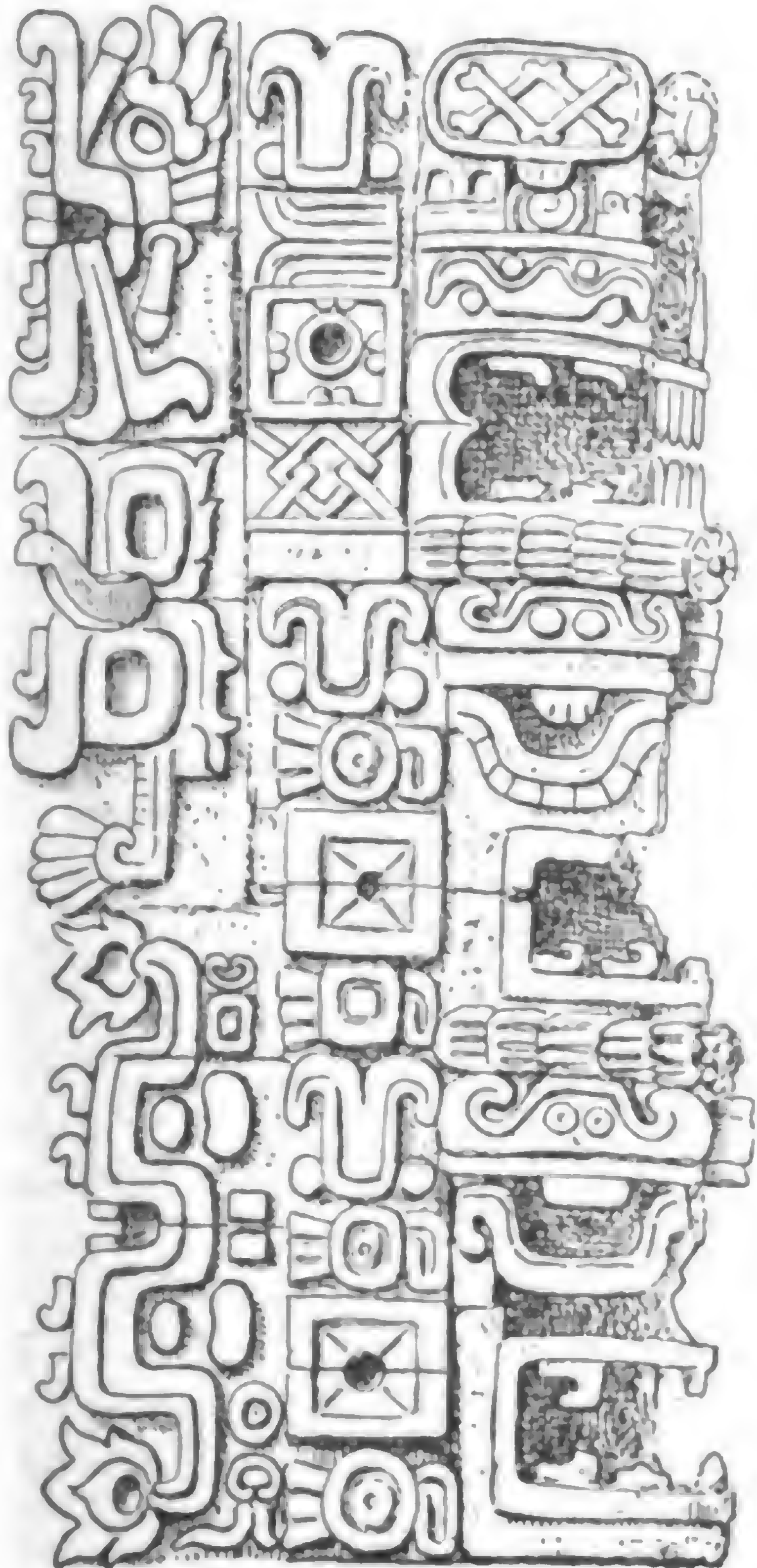


Abb. 22. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Ostgebäude. Nordseite der Maskensäule an der Nordwestecke des Frieses.

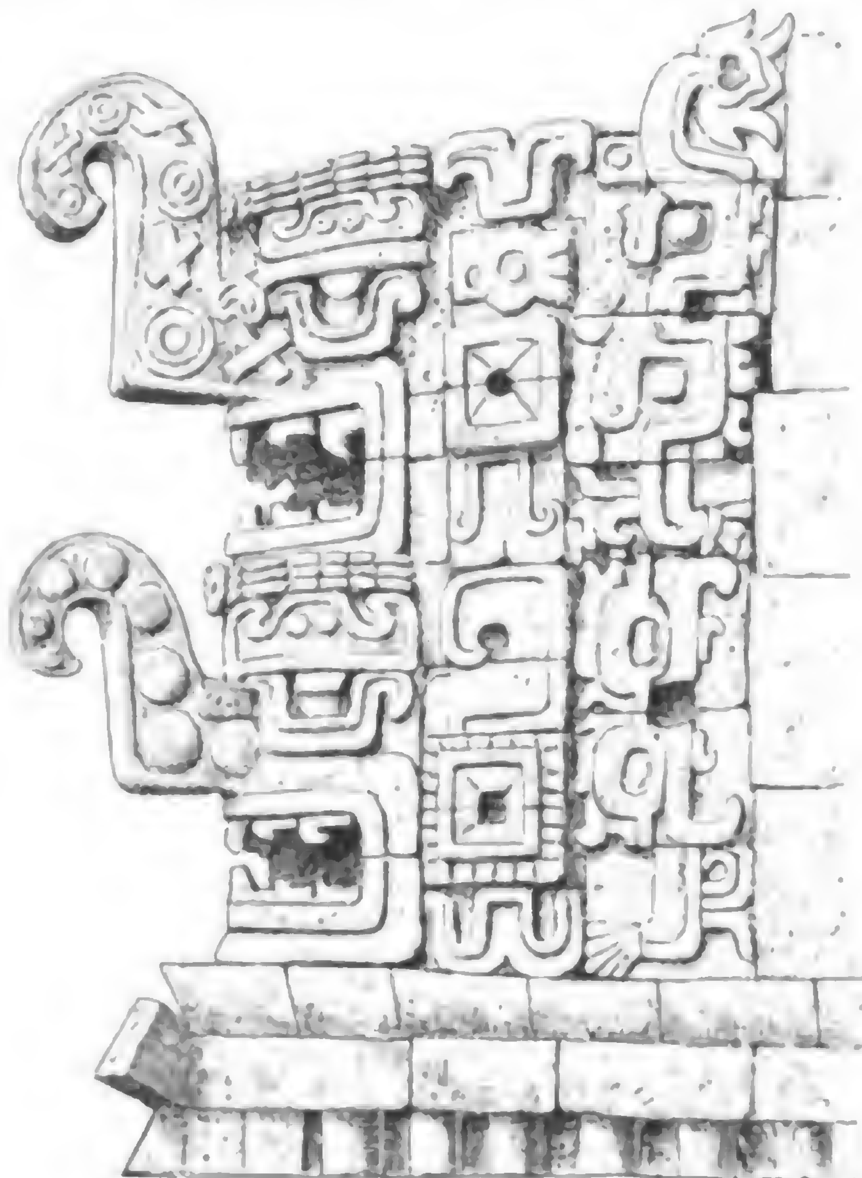


Abb. 23. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Ostgebäude. Südseite der untersten beiden Masken der Maskensäule an der Südwestecke des Frieses.

gleiche Maskensäulen schmücken die vier Kanten des Frieses (vgl. Abb. 22, 23 und Abb. 26). Von diesen drei Masken sind die beiden untersten einander gleich, die obere abweichend. Die beiden untern (Abb. 23) fügen sich in das allgemeine Schema: Wir haben die großen Augen, in denen das Lid durch ein an der obern Kante befestigtes Gebilde von Dachziegelform, die Pupille durch einen in die Mörtelmasse gesetzten, mit einer Kugelfläche endenden Zapfen bezeichnet

ist, der aber sehr häufig ausgefallen ist. Wir haben darüber ein augenbrauenartiges Gebilde und unter dem Auge eine die Wangen überhöhende Umrandung. Wir haben den großen Rüssel, der hier nach oben gebogen ist, und haben darunter den breiten zähnestarrenden Rachen, bei dem aber hier aus den Mundwinkeln keine gekrümmten Hauzähne heraushängen. Wir haben endlich die Stirn umkränzt mit einer Art Blumengewinde. — Die oberste Maske aber, sowohl bei der Säule in der Mitte der Vorderfront (Abb. 26) wie in denen an den Ecken des Frieses (Abb. 22), ist reicher gestaltet, mit langen gekrümmten hauzahnartigen Gebilden versehen, die aus den Mundwinkeln heraushängen, und die Partien über und unter dem Auge sind mit besondern Symbolen ausgestattet: An Stelle der Augenbrauen sieht man zwei ovale Gebilde, die durch ihre Größe den Blumenkranz auf der Stirn verdrängen, von ihm nur die Mittelblüte übriglassend, und die auf ihrer Fläche zwei Paare von gekreuzten Totenbeinen tragen. Und statt der Umrandung unter dem Auge tritt frei auf der Wange die Hieroglyphe des Planeten Venus dem Beschauer entgegen. Wir werden derselben Kombination von gekreuzten Totenbeinen und der Hieroglyphe des Planeten Venus auch auf der großen Riesenmaske an der Vorderseite des alten Gipfelgebäudes der Casa del Adivino begegnen, das dieselbe Orientation, nämlich eine nach Westen gekehrte Front hat. Ich habe auf diese Vorkommnisse schon in einer früheren kleinen Veröffentlichung aufmerksam gemacht[1] und habe daraus geschlossen, daß diese beiden Gebäude, sei es als Kultplatz, sei es als Priesterbehausung, derselben Gottheit des Planeten Venus geweiht gewesen seien.

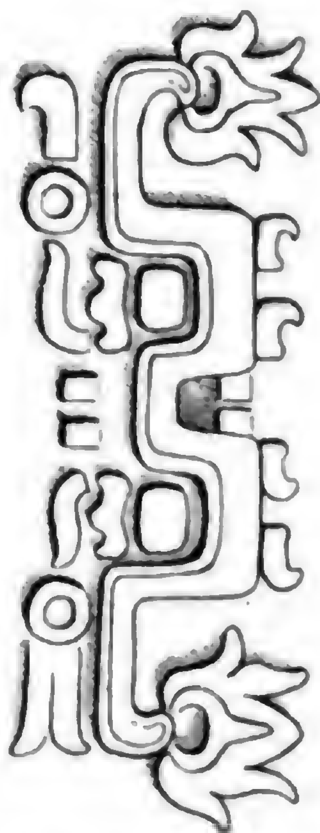


Abb. 24. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Ostgebäude. Flachrelief. Schlangenrachen an der Außenseite der Maskensäule an der Südwestecke des Gebäudes.

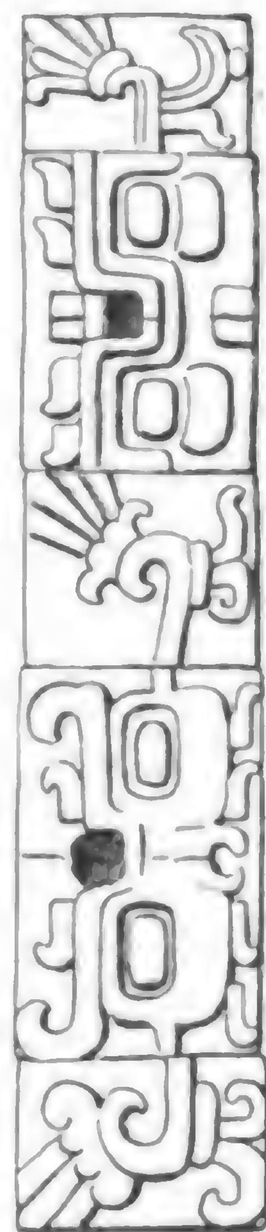


Abb. 25. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Ostgebäude. Flachrelief an der Außenseite der Maskensäule an der Nordostecke des Gebäudes.

Es ist noch zu erwähnen, daß von den Rüsseln dieser Maskensäulen die beiden obersten übereinstimmen, der unterste abweicht. Die der beiden

[1] Siehe meine »Gesammelten Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde« Bd. III (1908), S. 710—717.

obern Masken zeigen auf den Seiten als Verzierung einen Wechsel von Scheiben und kreuzförmigen Figuren (vgl. Abb. 23); der der untersten Maske ist auf den Seiten nur mit Scheiben verziert.

Für die Gebäude der Ost- und der Westseite der Casa de las Monjas von *Uxmal* ist endlich noch kennzeichnend, daß die Maskensäulen ihrer Friese an den Außenseiten von Flachreliefen begleitet sind, die nach außen sich öffnende Schlangenrachen darstellen, die hier an dem Ostgebäude teils im Profile, zumeist aber en face gezeichnet sind. Sie sind bald vollständig

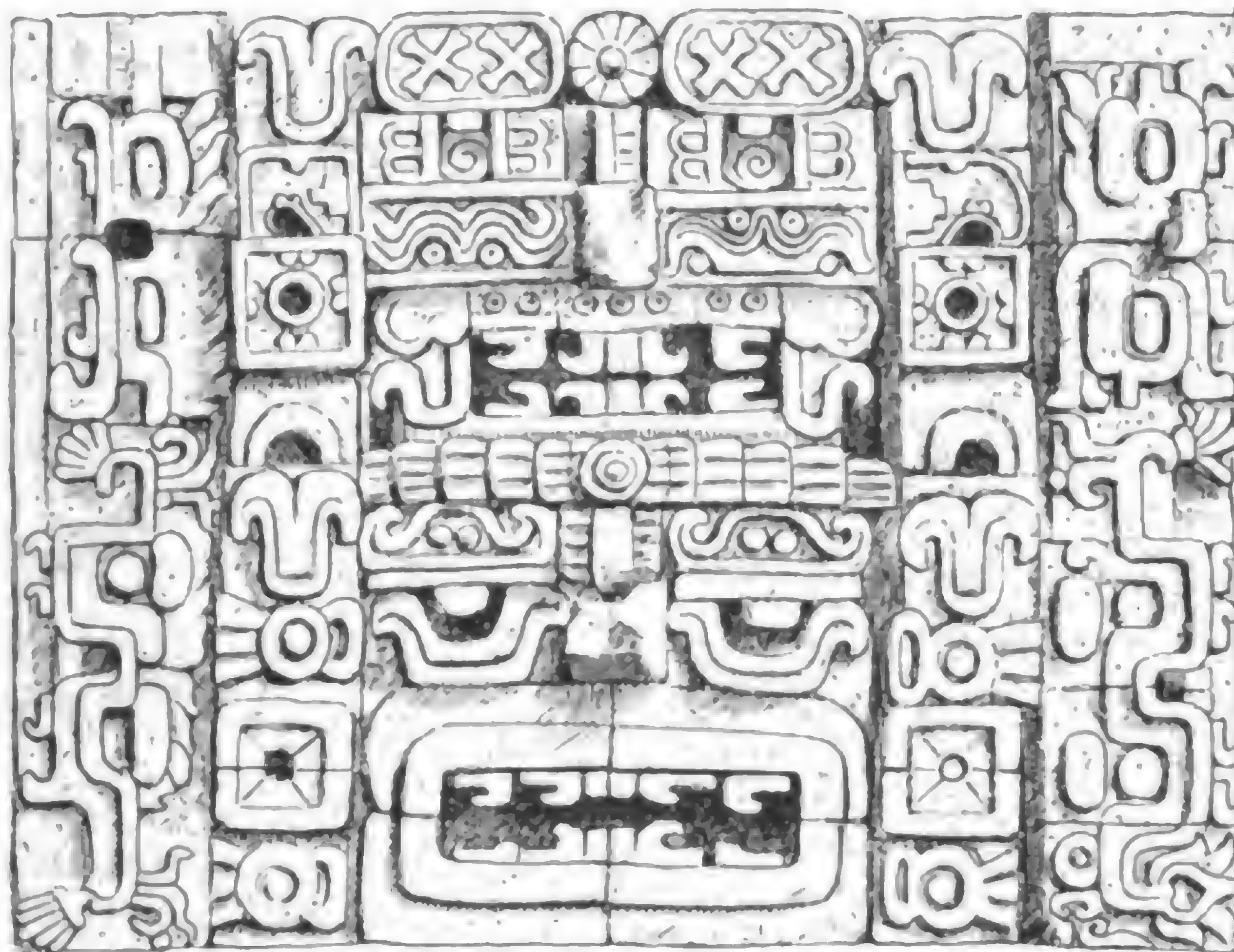


Abb. 26. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Ostgebäude. Die beiden obersten Masken der Maskensäule in der Mitte des Frieses der dem Hofe zugekehrten Westfront. (Die Rüssel sind abgebrochen.)

und regulär entwickelt (Abb. 22, 24 26), bald in inkongruenter Weise aus nicht aneinander passenden Bruchstücken zusammengesetzt (Abb. 25).

Die Maskensäule über der Türe des Mittelzimmers (Abb. 26) ist die einzige ihrer Art auf dem Friese der Westfront des Ostgebäudes. Rechts und links von ihr finden sich, auf dem Gitterwerke der Friesfläche verteilt, andere Gebilde, und zwar je drei Gruppen von je acht übereinander aufgebauten, nach oben an Größe zunehmenden queren Streifen, die an jedem Ende einen Schlangenkopf tragen (Taf. V u. VIII). Von diesen Gruppen kommt je eine jederseits über den beiden Türen des Nord- und Südflügels des Gebäudes zu stehen; zweimal zwei andere nehmen die Mitten der darnach übrig bleibenden vier Friesabteilungen

ein (vgl. Taf. V). Der quere Streifen, der gewissermaßen den Leib darstellt zu den Schlangenköpfen, die die Enden des Streifens bilden, besteht aus einer einfachen Steinreihe und einem Streifen Gitterwerks darüber. Die Schlangenköpfe (vgl. Taf. VIII und Abb. 27) haben das nach oben gekrümmte oder eingerollte Schnauzenende der mexikanischen Feuerschlange (*xiuhcouatl*) und zumeist einen deutlichen Kinnbart. Das eigenartige Doppelgebilde, das wie eine gespaltene Schlangenzunge aussieht, das man aber aus den an den Enden sich krümmenden Hauzähnen entstanden sich denken muß, hängt weit aus dem Mundwinkel heraus. In dem Gitterwerk des queren Streifens, der den Leib der Schlange bildet, sind Spuren roter Farbe sichtbar. Auf der Mitte des zweiten Streifens, von oben aus gezählt, sitzt ein voll ausgearbeiteter Kopf, der ein deutliches Eulengesicht zeigt und über einer künstlich geflochtenen Frisur zwei aufrechte Federbüsche trägt (Abb. 28). Man ist versucht, an eine Parallele mit der mexikanischen *Xochiquetzal* zu denken, der jungen schönen Mondgöttin, die oder deren Vertreterinnen, die Käuzchen darstellen, die an dem zur Wintersonnenwende gefeierten Feste vom Himmel herabkommen, und deren kennzeichnender Schmuck auch zwei aufrechte Quetzalfederbüschel auf dem Scheitel sind. — Außer den sechs auf der Fläche des Frieses verteilten Gruppen war noch eine siebente Gruppe von acht, Schlangenköpfe an den Enden tragenden queren Streifen vorhanden, die ihre Stelle über der Maskensäule der Mitte des Frieses hatte, und deren unterster Streifen auf dem untersten Gliede des Friesobergesimses oder Hauptgesimses (der unteren

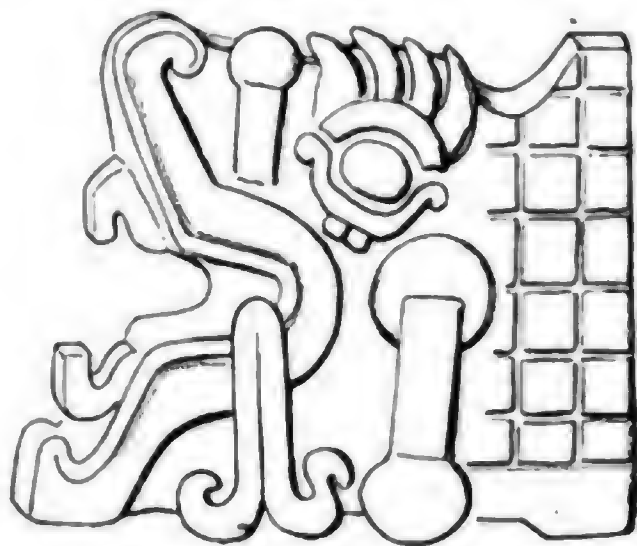


Abb. 27. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Ostgebäude. Einzelner Schlangenkopf, von der obersten der acht doppelköpfigen Schlangen der zweiten Gruppe (von Norden aus gezählt). Jetzt abgefallen auf dem Hofe vor dem Nordende der Westfront des Gebäudes. An der Hinterseite ist das Relief mit einem breiten konischen Zapfen versehen, mit dem es in dem Mauerwerke der Wand eingesetzt war.

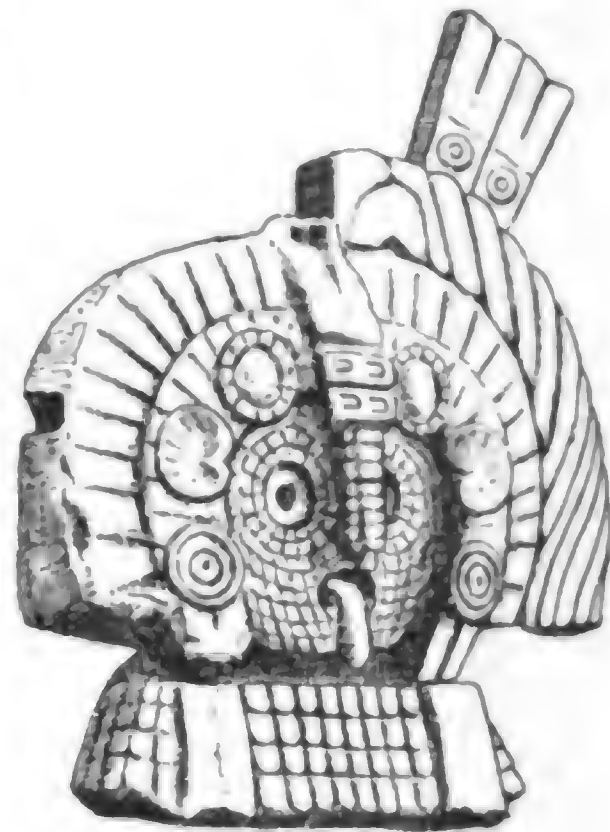


Abb. 28. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Ostgebäude. Westfront. Maske der Mitte der Gruppen von acht doppelköpfigen Schlangen aufsitzend.

schräg vorkragenden Steinreihe) aufsetzte. Von dieser Gruppe sind aber nur die drei untersten Streifen noch vorhanden. Die Schlangenköpfe, die dazu gehörten, fehlen ganz.

Die Darstellung, die von Waldeck in seinem großen Foliowerke von dem Ostgebäude der Casa de las Monjas gibt, weist sehr auffallende Fehler auf. Er hat augenscheinlich nur die den Ecken benachbarten Teile gesehen oder sich notiert. Die Mitteltür zeichnet er gar nicht, und an Stelle der Maskensäule auf dem Friese über der Mitteltür, gibt er eine mittlere (siebente) Gruppe von acht queren Streifen mit Schlangenköpfen an den Enden an. In die Rosetten endlich, die dem mittleren Gliede des abschließenden Hauptgesimses aufsitzen (vgl. oben S. 38 Abb. 21), hat er ein Salomonssiegel gezeichnet, von dem in den Originalen nirgends eine Spur zu sehen ist.

IV. Nonnenhaus — Casa de las Monjas.

C. Westgebäude.

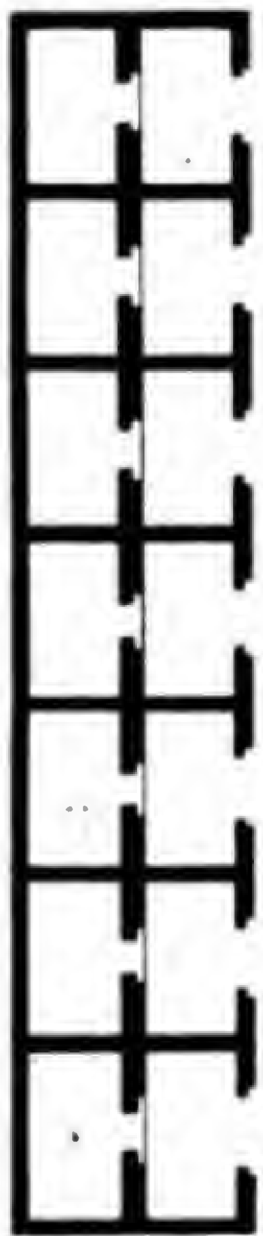


Abb. 29. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Westgebäude. Grundriß (vervollständigt).

Das Westgebäude der Casa de las Monjas steht auf einer Terrasse, die den Hof um wenigstens 4 m überragt, und ist vom Hofe aus durch eine Reihe breiter Stufen, die zum Teile noch wohlerhalten sind, zu erreichen. Das Gebäude hat die Front nach Osten und besteht aus einem Doppelgewölbe, dessen Achse nordsüdlich orientiert ist, und das in sieben Doppelzimmer geteilt ist (Abb. 29). Der Boden der Hinterzimmer ist um 0.15 m über den der Vorderzimmer erhöht. Die Wandhöhe beträgt in den Vorderzimmern 2.70 m, in den Hinterzimmern 2.55 m. Das Gewölbe hat gerade Seiten. Pfahllöcher (Abb. 30a) wie in dem Ostgebäude, d. h. also ein Paar großer runder Löcher nahe der Unterkante des Gewölbes an den beiden Enden des Zimmers, und zwei Reihen von Löchern, von denen die der einen Reihe in die Zwischenräume zwischen die der anderen Reihe fallen, weiter oben am Gewölbe.

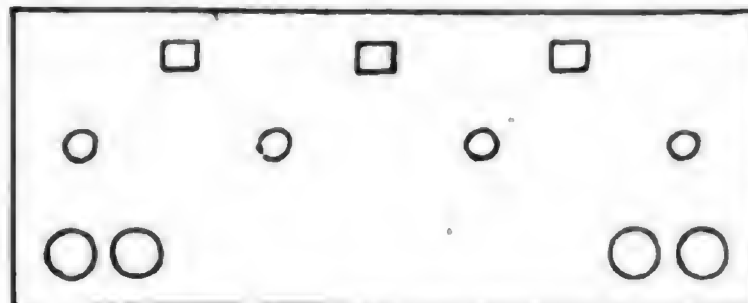


Abb. 30a. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Westgebäude. Verteilung der Pfahllöcher auf den Gewölbseiten.

Der Erhaltungszustand dieses Gebäudes ist beträchtlich schlechter als der des Ostgebäudes. Die Hinterwände der Hinterzimmer, die eine geschlossene Mauer bildeten, sind sämtlich eingefallen. Vielleicht war hier das Gemäuer zu nahe dem Rande der steil abfallenden Terrasse aufgesetzt. Die Vorderfronten, die dem Hofe zugekehrt sind, mußten zu von Waldeck's Zeit (1835) noch vollkommen intakt gewesen sein. Das wurde Stephens auch von Don Simon Peon, dem Vater des gegenwärtigen Besitzers der Hacienda von *Uxmal*, bestätigt. Jetzt liegen die vorderen Wände des ersten, zweiten, vierten, fünften und siebenten Zimmers am Boden. Nur die des sechsten Zimmers (von Süden aus gezählt) ist noch erhalten und ein Stück der Wand des dritten. In meinem Grundrisse (Abb. 29) aber habe ich die Wände voll ausgezeichnet. Von Waldeck gibt auch hier einen ganz unmöglichen Grundriß, und in der Frontansicht (Taf. X, 1) zeichnet er nur eine Tür, die der sechsten (von Süden aus gezählt) entspricht.

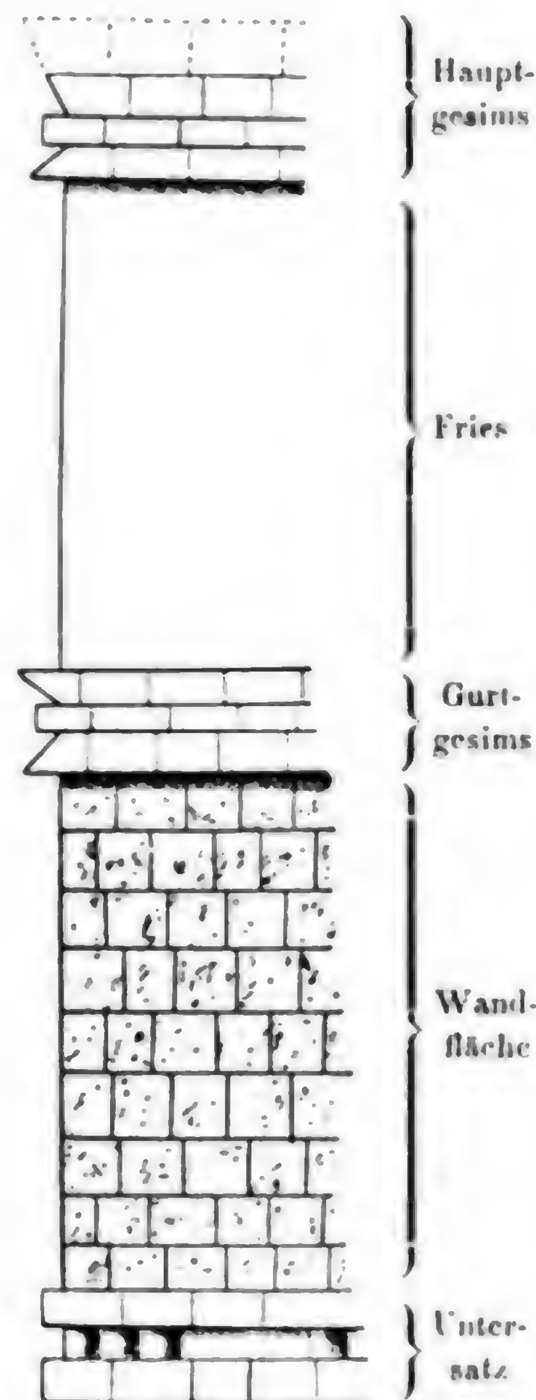


Abb. 30b. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Westgebäude. Aufbau der Außenwand.

Die Außenfront (Abb. 30b) hat einen Untersatz, der dem des Ostgebäudes entspricht. Er besteht aus zwei senkrechten vorkragenden Steinreihen, die ein vertieftes Band einschließen, in denen Gruppen von vier kurzen Halbsäulchen mit glatten Wandstücken wechseln. Die Wandfläche ist glatt. Die Gesimse haben hier die gewöhnliche Form, entbehren also des vertieften mit Halbsäulchen ornamentierten Bandes, das bei den Gesimsen des Ostgebäudes zwischen die untere schräge Steinreihe und die senkrechte Steinreihe eingeschoben ist. Aus der senkrechten Steinreihe des Friesuntergesimses springt, wie bei dem Ostgebäude, ein Schlangenkopf in diagonaler Richtung vor (vgl. Taf. IX, 1, 2 rechts und Abb. 31).

Der Fries ist, wie wir das ähnlich an dem Nordgebäude der Casa de las Monjas sehen werden, in Quadranten geteilt, wo, schachbrettartig, mit einem diagonalen *itzcuintli*- oder Zackenstreifengitter gefüllte Quadranten mit großen, in Steinmosaik ausgeführten, in starkem Reliefe hervortretenden

Mäanderwickeln wechseln. Nur wo das Mäanderfeld an eine Maskensäule stößt, ist es gegen diese durch einen Längsstreifen einfachen rautenartigen Stabgitters abgegrenzt (vgl. Taf. XI, 1 und 2). Die Mäanderwickel sind bei dieser Verzierung das Primäre. Sie stehen in unmittelbarer Verbindung miteinander. Die *itzcouatl*-Rautengitter sind nur die Füllung, die den von den Mäanderwickeln freigelassenen Friesstücken — die z. B. bei der unteren Gipfelterrasse des großen Hügels der Casa de Palomas (vgl. oben S. 28 Abb. 9) einfach glatt sind — ein gefälligeres Ansehen geben soll. Die Rautensteine, die als Kern in den Maschen des *itzcouatl*-



Abb. 31 *Uxmal.* Casa de las Monjas. Westgebäude. Einer der Schlangenköpfe, die an den Ecken des Gebäudes von dem mittleren Gliede des Friesuntergesimses (Gurtgesimses) diagonal vorspringen.

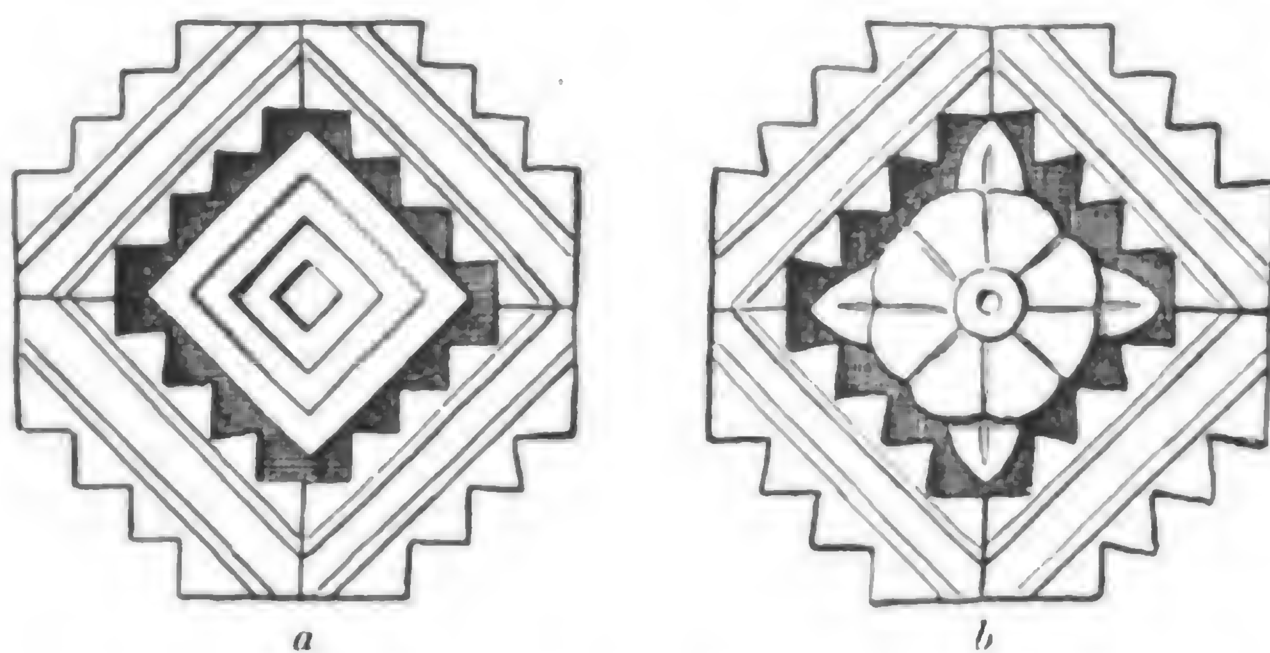


Abb. 32. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Westgebäude. Rautensteine, die den Kern der Maschen des diagonalen *itzcouatl*-Gitters des Frieses bilden.
a. von der nördlichen Schmalwand,
b. von der östlichen Hauptfront.

Gitters angebracht sind, haben, wie wir das in ähnlicher Weise bei dem Nordgebäude finden werden, verschiedene Gestalt: bald sind es einfache Rautensteine, bald haben sie die Gestalt offener Blüten (vgl. Abb. 32 und Taf. IX, 1 und 2).

Die schachbrettartige Mäanderwickel- und *itzcouatl*-Gitterverzierung geht mit dem Friese um das ganze Gebäude herum. Die Vorderseite (Ostfront) zeichnet sich zunächst durch eine reicher verzierte Gestalt der die Maschen des *itzcouatl*-Gitters füllenden Rautensteine aus, und es sind noch besondere ziemlich auffällige Verzierungen in das Schachbrett des Frieses hineingebracht oder geradezu in dieses hineingekeilt worden. Diese bestehen einerseits in Köpfen oder Büsten, die von einem Strahlen- oder Zackenring umgeben sind und in ziemlich unregelmäßiger

Weise in die Quadranten sowohl der *itzcouatl*-Gitter, wie der Mäanderwickel eingesetzt sind. Man hat den Eindruck, daß das eine Verzierung war, die erst nachträglich und in ziemlich unverständiger und barbarischer Weise in den gar nicht für solche Verzierungen gedachten *itzcouatl*-Gitter- und Mäanderwickelfries eingezwängt worden ist. Von Waldeck scheint diese Köpfe noch ziemlich vollständig gesehen zu haben (vgl. die nach seiner Zeichnung wiedergegebene Fassade Taf. X, 1). Und er gibt von dreien der Gesichter sehr ausgeführte Zeichnungen (Taf. X, 2 a, b, c). Jetzt sind von diesen Gebilden nur noch vier erhalten und bei diesen sind überall Kopf und Hände abgeschlagen (Abb. 33 a, b). Bei diesen Gesichtern und Büsten im Zackenkranze ist man natürlich geneigt, an Sterngötter zu denken, und das liegt um so näher, als wir hier das Gebäude des Westens vor uns haben, das Haus der Region der untergehenden Sonne, die Hofseite, die z. B. auch in dem einen der Paläste von *Mitla* mit den Bildern des Sterngottes *Mixcouatl* und der ihm gesellten Gestalten geschmückt ist (Abb. 34). Im Codex Cortes 10 c (Abb. 35 links unten) sehen wir in der Tat in einem Zackenkranze, der dem der Büsten des Westgebäudes von *Uxmal* durchaus ähnlich ist, das Gesicht eines Gottes, den man deshalb, und weil seine Hieroglyphe mit gewissen Formen der Hieroglyphe des Nordens übereinstimmt, als »Sterngott des Nordens« oder gar als Gott des Polarsterns bezeichnet hat.

In einigen der unteren Quadranten des Frieses dieser dem Hofe und dem Osten zugekehrten Hauptfassade waren die in Rede stehenden Masken oder Büsten im Zackenkranze durch eine ganze Figur ersetzt. Von Waldeck zeichnet noch zwei solcher Figuren, eine nahe dem Nordende und eine zweite nach der Mitte zu (vgl. Taf. X, 1). Heute ist die ganze Mitte der Vorderfront eingefallen, aber nahe dem Südende des Gebäudes ist noch heute eine dieser Figuren in leidlich gutem Zustande erhalten (Abb. 36 und Taf. XI, 2). Sie muß, wenn man nach der Zeichnung von Waldeck's urteilen darf, etwa ähnlich der gewesen sein, die dieser Künstler näher dem Nordende des Gebäudes gesehen hat. Beide halten einen Gegenstand in der Hand, den man geneigt sein könnte als eine Flöte anzusehen. Die Figuren sind frei gearbeitet und mit einem vom Kopfende und von der Beinpartie ausgehenden Zapfen in die Wand eingesetzt.

Eine zweite sehr eindrucksvolle Verzierung hat der Fries an der Hauptfassade des Westgebäudes durch zwei ebenfalls voll ausgearbeitete Figuren

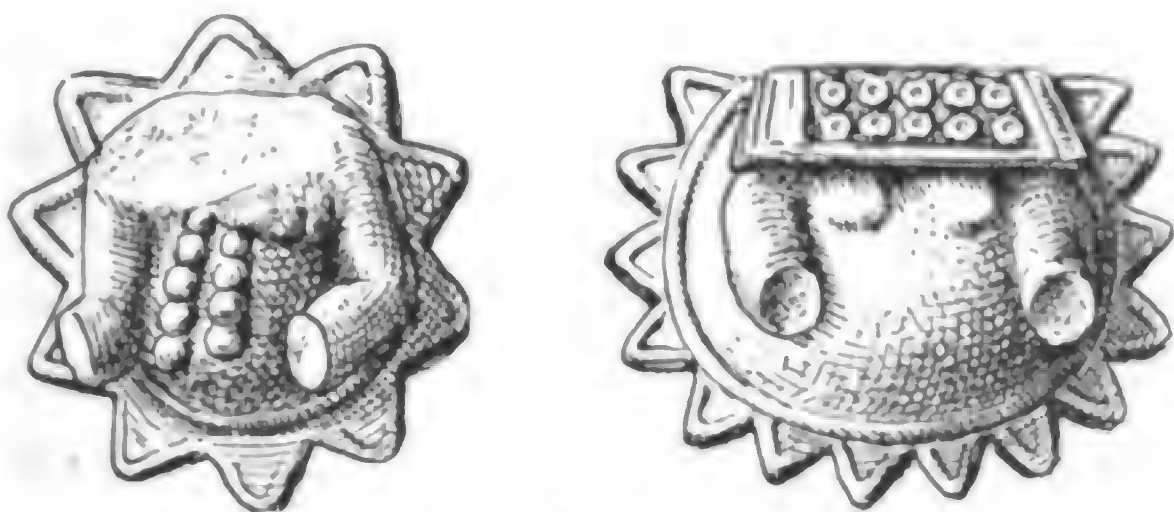


Abb. 33a b. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Westgebäude. Torsi von Büsten, von einem Zackenkranze umgeben, aus dem Gitterwerke des Friesstückes, das nahe dem südlichen Ende des Gebäudes von der dem Hofe zugekehrten Hauptfassade sich erhalten hat.



Abb. 34. *Mitla.* Palast I, Fresken an der Westseite des Nebenhofes. Die beiden *Mixcouatl* und der vom Himmel stürzende Hirsch.

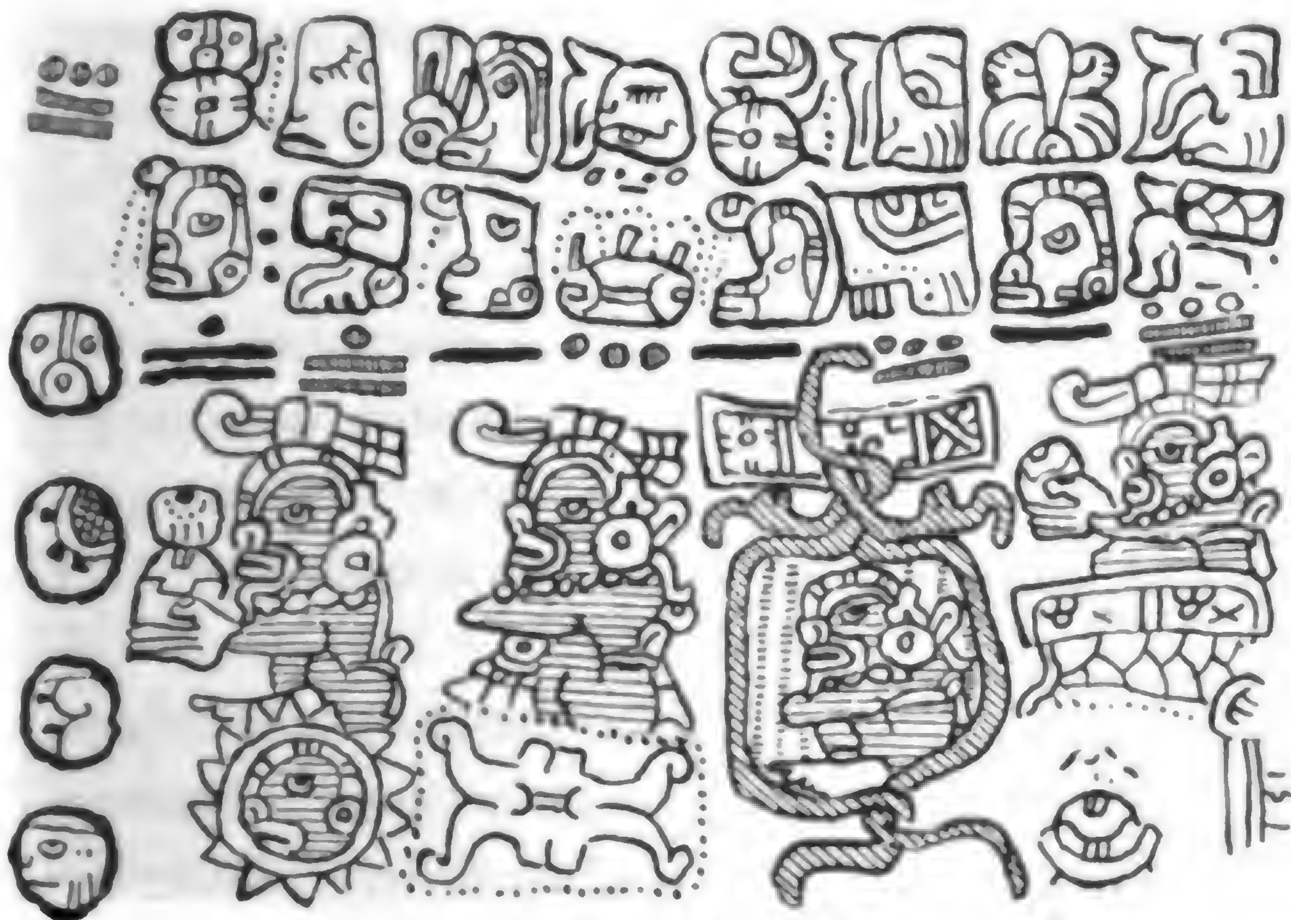


Abb. 35. Codex Cortes 10 c.

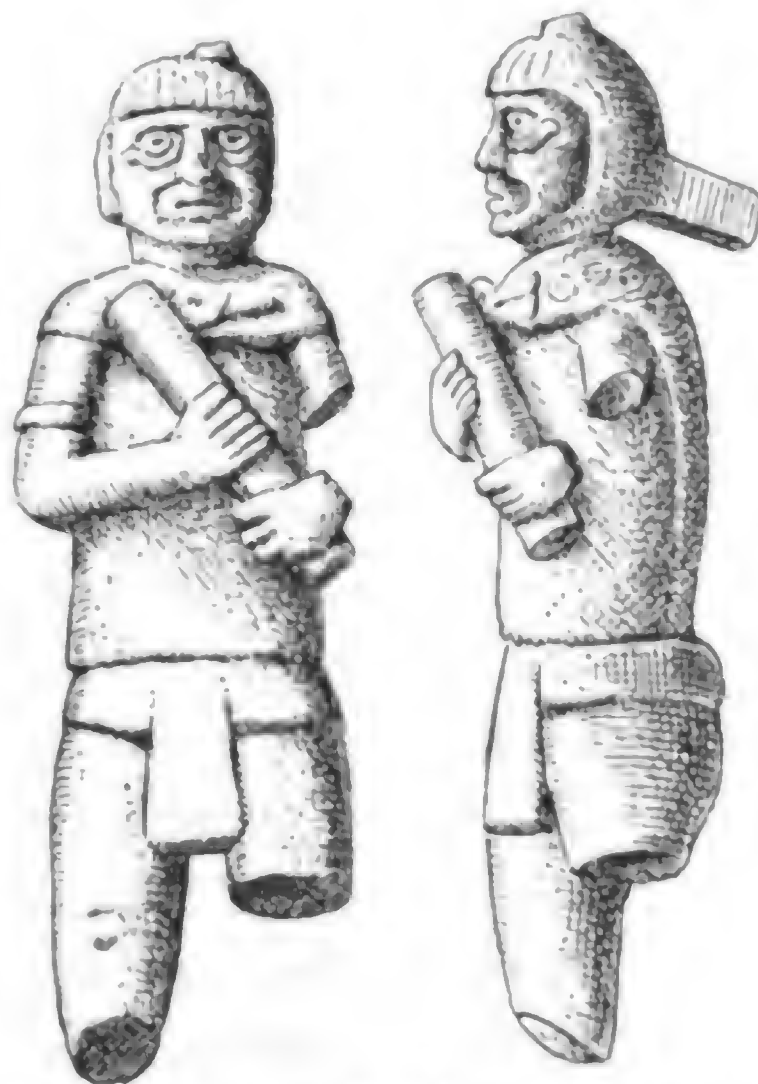


Abb. 36. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Westgebäude. Figur eines Flötenbläsers (?), vom Friese des südlichen Restes der Hauptfassade.

von Federschlangen erhalten, von denen die eine mit ihrem Kopfe dem Nordende, die andere mit ihrem Kopfe dem Südende der Fassade zugekehrt ist. Die Leiber ziehen abwechselnd, der der einen an der untern Frieskante entlang, der der andern quer über den obern Quadranten des Frieses, indem sie an dem Ende des Quadranten, nach oben, bzw. unten, abbiegend, sich verschlingen, eine senkrechte Säule am Rande der Quadranten bildend. Oben gehn die Leiber der Schlangen wieder auseinander und ziehen,

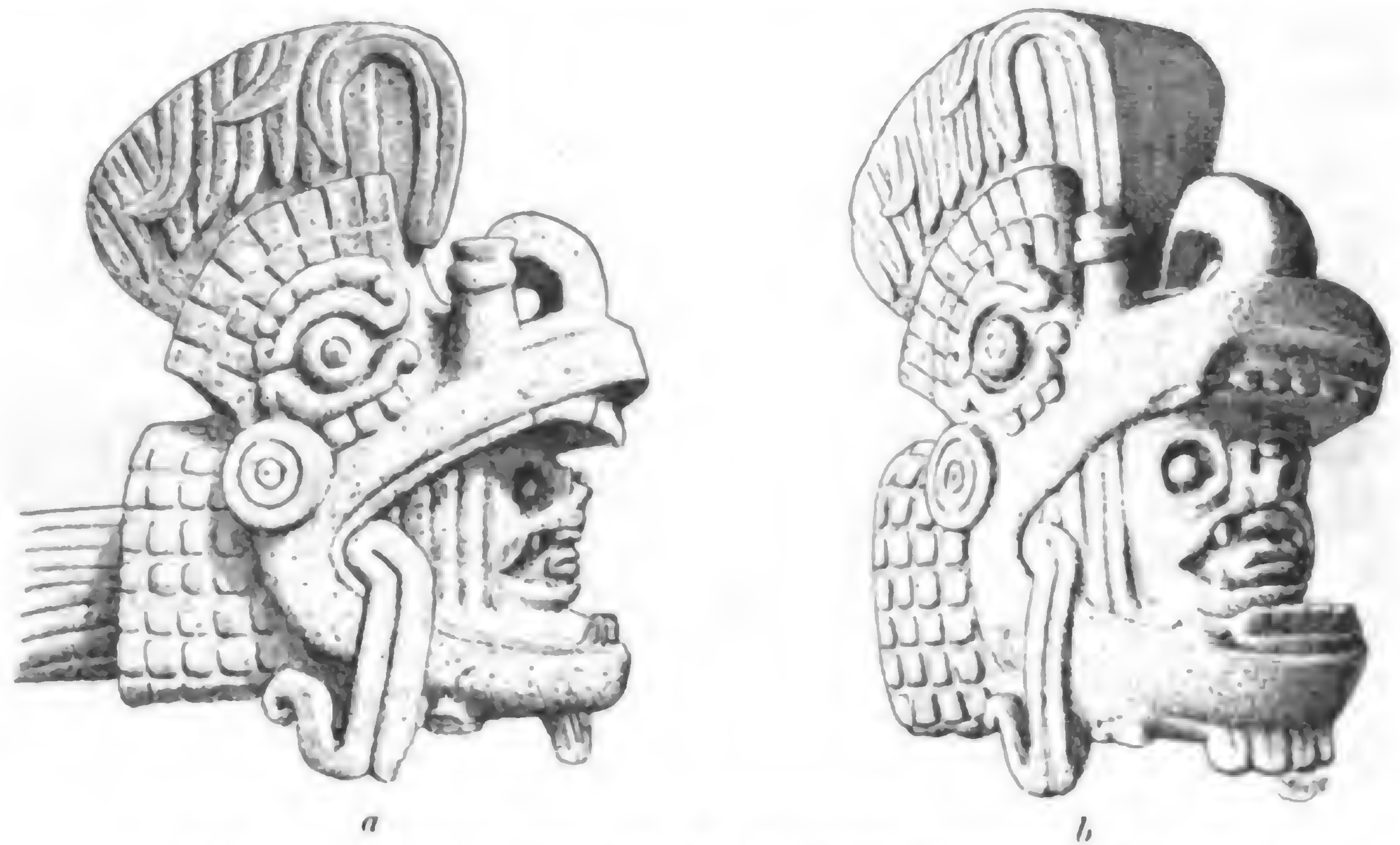


Abb. 37. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Westgebäude.
Dem Hofe und dem Osten zugekehrte Hauptfassade.
a. Der auf dem nördlichen Friesreste erhaltene Kopf der einen der beiden die Friesquadranten umziehenden Schlangenleiber.
b. Kopf der Federschlange von dem zerstörten Friese des südlichen Teils des Gebäudes. Jetzt im Museum in Mérida de Yucatan.

der der einen quer über den obern Quadranten, der der andern an der untern Frieskante weiter, um, an der Grenze des Quadranten angelangt, sich wieder zu verschlingen, eine zweite senkrechte Säule bildend und danach wieder auseinandergehend, an der untern Frieskante und quer über den obern Quadranten des Frieses weiter zu ziehen.

Der Kopf der einen Schlange ist nahe dem Nordende des Gebäudes, zwischen der zweiten und der ersten Tür, in dem unteren *itzcouatl*-Rautengitterquadranten zu sehen (Taf. XI, 1 und Abb. 37a). Das Schwanzende der anderen, das mit Schwanzklappern und einem merkwürdigen, etwas weiter oben dem Schwanzende aufsitzenden blumenartigen Federaufsatze versehen

ist, ist über dem Kopfe der ersten Schlange in dem Mäanderwickelquadranten angegeben (Taf. XI, 1). Den Kopf der anderen und das Schwanzende der ersten Schlange hat Don Simon Peon, der Besitzer der Hacienda von *Uxmal* zu Stephens' Zeit, noch an ihrer Stelle in dem Mauerwerke des Frieses nahe dem südlichen Ende des Gebäudes gesehen. Er hat den Kopf, der ihn interessierte, herausnehmen lassen. Wieviel von dem Mauerwerke dabei zu Boden gefallen ist, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Der Kopf selbst (Abb. 37 b) wird jetzt in dem staatlichen Museum in Mérida aufbewahrt. Die Schlange ist, wie häufig in der Maya-Kunst, nur die Verkleidung eines Dämons, dessen Gesicht, von menschlicher Bildung, aus dem geöffneten Rachen der Schlange hervorsieht. Die Augen dieses Gesichts sind mit breiten Ringen umgeben, wie bei dem mexikanischen Regengotte *Tlaloc*, wie es aber auch eine ganze Klasse der interessanten Tonköpfchen von *Teotiuacan* und verschiedene größere und kleinere Figuren der mexikanischen Golfküste zeigen. Der Schlangenrachen zeigt die gewöhnlichen Merkmale: — Hinter dem Schnauzenende aufragend die beiden stabartigen Gebilde, die in den mexikanischen Bilderschriften in der Art der Hieroglyphe *chalchiuitl* »Edelstein« gezeichnet und entsprechend gemalt sind. Und aus dem Mundwinkel tief herabhängend das eigenartige Doppelgebilde, das man aus am Ende sich einkrümmenden Hauzähnen entstanden sich denken muß, das aber auch wie eine gespaltene Schlangenzunge aussieht, die dann allerdings bei En-face-Masken aus beiden Mundwinkeln heraushängen würde. Die Leiber der Schlangen sind mit langen Federn in geordneten Reihen bedeckt. Diese Leiber sind aus säulentrommelartigen Stücken von 0.35 m Länge und 0.22 m Dicke zusammengesetzt, die aber an der einen Seite mit einem breiten Zapfen versehen sind, mit dem sie in das Mauerwerk eingefügt waren (Abb. 38).

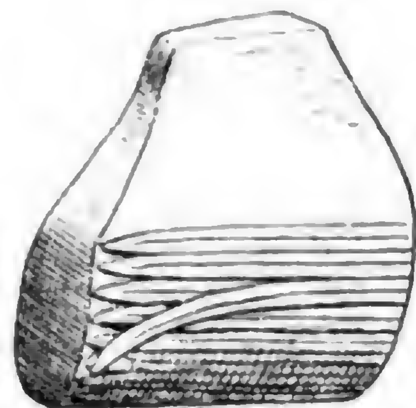


Abb. 38. Stück eines der Schlangenleiber, den Zapfen zeigend, mit dem es in die Friesfläche eingesetzt war.

An den vier Ecken des Gebäudes und über den Türen war das Quadrantenschachbrett des Frieses durch Säulen von drei übereinander aufgebauten Masken unterbrochen. Sie sind exakt gearbeitet und durchweg gleichartig. Aus beiden Mundwinkeln hängt das Doppelgebilde heraus, von dem ich oben sprach, das wie eine gespaltene Schlangenzunge aussieht, in dem man aber spiral sich einrollende

zähne erkennen muß. Die Rüssel sind nach unten gebogen (Abb. 39, 40 und Taf. IX, 2 und XI, 1). Auf den Unterschied in der Biegung des Rüssels, den das Ost- und das Westgebäude der Casa de las Monjas von *Uxmal* zeigen, hat Frédéric de Waldeck auch wohl seine allgemeine Angabe gestützt: — »Le style asiatique se reconnait aisément dans l'architecture de ces monuments. L'éléphant symbolique y est figuré sur les coins arrondis des bâtiments, la trompe en l'air du côté du Levant et baissée du côté de l'Ouest[1].«

An den Seiten sind die Masken, wie an dem Ostgebäude, von Flachreliefen eingefaßt, die einen nach außen geöffneten phantastischen Schlangenrachen zeigen, der aber hier durchweg im Profil gezeichnet ist, das eigenartige Doppelgebilde, das man aus einem oberen und einem unteren Hauzahn entstanden sich denken muß, schräg aus dem Mundwinkel herausragend (vgl. Abb. 39, 40).

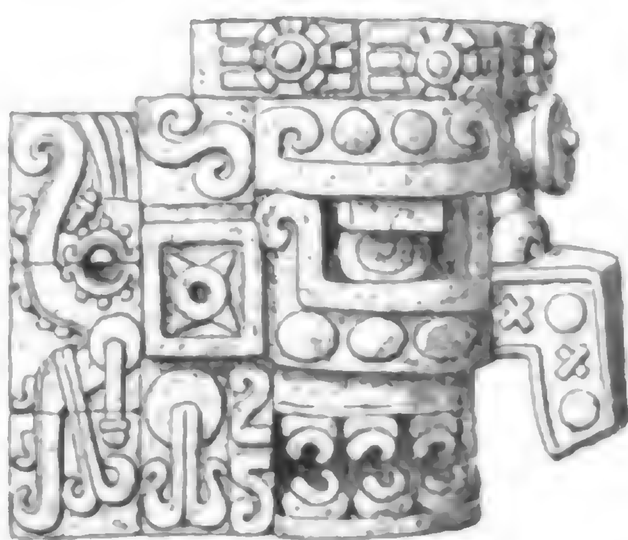


Abb. 39. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Westgebäude. Eine der Masken der Maskensäule an der Nordwestecke des Gebäudes (vgl. Taf. IX, 1), Nordseite.

Das über dem Friese folgende abschließende Hauptgesims ist einfacher als das des Ostgebäudes. Aber es trug ebenfalls wie dieses und wie das Hauptgesims des Südgebäudes der Casa de las Monjas Rosetten, die auf dem mittleren Gliede des Gesimses in gleichmäßigen Abständen angebracht waren. Sie sind an ihrer Stelle nicht mehr vorhanden, aber einzelne finden sich noch in dem Schutte, der den Fuß dieses Gebäudes umgibt.

In der Mitte des Hofes sieht — oder richtiger sah — man auf einem niedrigen quadratischen Untersatze einen runden pfeilerartigen Stein, den sogenannten »picote«, den ich schon von dem Hofe der Casa de Palomas beschrieben habe, und den wir auch in der Mitte des großen Hofes an der Ostseite der Casa del Gobernador finden werden. Der ganze Hof war, wie Frédéric de Waldeck angibt, mit Steinen gepflastert, auf denen der Panzer einer Schildkröte, in hohem Relief gearbeitet, zu sehen war. Er schreibt (a. a. O. S. 97): — »Le pavé du grand rectangle présente une particularité digne de remarque: chaque pierre, grande d'un demi pied

[1] Frédéric de Waldeck, Voyage pittoresque et archéologique dans la province d'Yucatan, Paris 1838, p. 71.

carré, représente sculptée en demi-relief, la carapace d'une tortue: il y a aussi des tortues entières, avec palles, têtes et queue; celles-ci sont groupées quatre à quatre, les têtes réunies vers le même point. De chaque côté de la carapace, on voit un petit ovale qui pourrait bien indiquer un œuf«

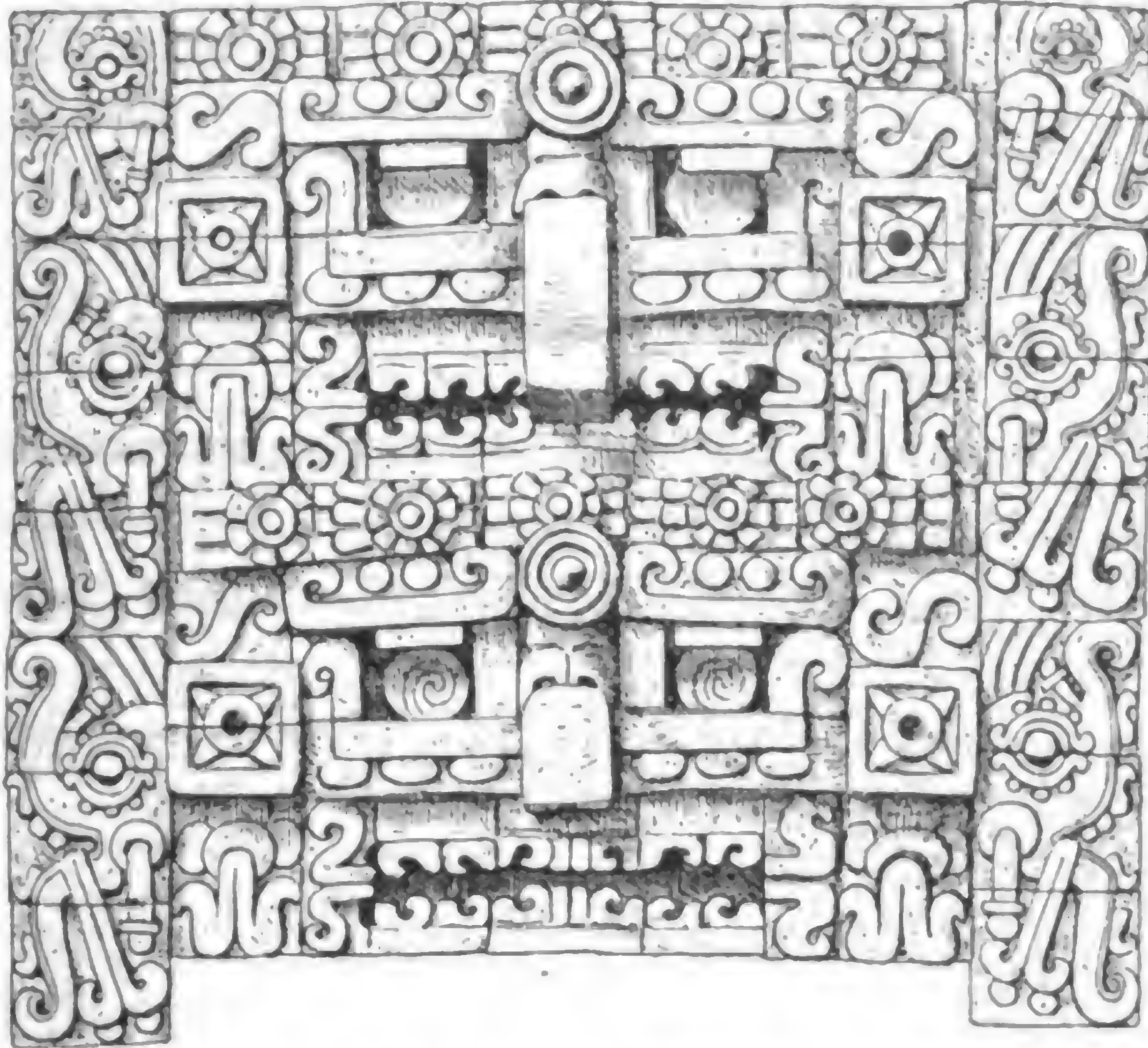


Abb. 40. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Westgebäude. Zwei Masken der Säule an dem nördlichen Friesreste der dem Hofe und dem Osten zugekehrten Hauptfassade, über der zweitletzten Türe vor dem Nordende (vgl. Taf. X, 1).

(Waldeck, Planche XIIB). — Waldeck zählt auf dem Hofe der Casa de las Monjas 43660 (?) solcher skulpierten Steine. Sie müssen unter der Erde und dem Buschwerke, das jetzt den Hof bedeckt, vergraben sein. Bei oberflächlichem Suchen haben wir nichts davon finden können.

IV. Nonnenhaus — Casa de las Monjas.

D. Nordgebäude.

Den an der Nordseite des Hofes belegenen Bauten kommt offenbar die erste Stelle in der ganzen Gruppe der Casa de las Monjas zu. Sie liegen gerade gegenüber dem Eingange in den Hof. Das gegenwärtig noch erhaltene Gebäude auf einer Terrasse, die 8 bis 10 m über der Ebene des Hofes sich erhebt, also höher aufragt als die Terrassen, die die andern

Gebäude tragen. Die dem Hofe zugekehrte Hauptfassade ist die am reichsten geschmückte der ganzen Gruppe. Endlich sind an dieser Hofseite, wie es scheint, noch Reste älterer, einfacherer, primitiverer Bauten vorhanden, über denen sich das gegenwärtige Gebäude erhebt, und dieses selbst ist in späterer Zeit einer sehr merkwürdigen Umarbeitung unterzogen worden, indem es zu einer gewissen Zeit ringsum mit einer ganzen neuen Fassade geschmückt worden ist.

Als Reste älterer Bauten fasse ich die Räume auf, die in der Ebene des Hofes zu beiden Seiten der Treppe liegen, die von der Tiefe des Hofes zu der hohen Terrasse führt, die jetzt das Nordgebäude trägt. Das an der Westseite der Treppe gelegene Gebäude (*B* auf dem Plane Abb. 41) be-

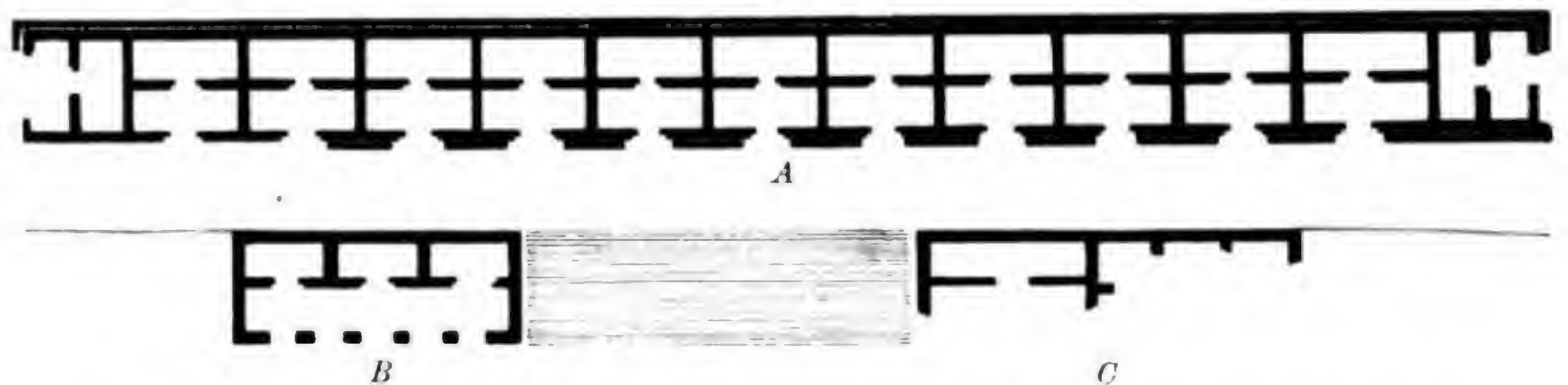


Abb. 41. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude und die alten Bauten am Fuße der das Nordgebäude tragenden Terrasse.

steht aus einem Doppelgewölbe, dessen Achsen ostwestlich orientiert sind. Das hintere Gewölbe ist in drei Zimmer geteilt, das vordere bildet eine einzige große Halle. Die Höhe der Wand bis zur untern Gewölbkante beträgt 2.30 m. Das Gewölbe ist von ebenen Seiten begrenzt Nahe der Unterkante ist auf dem Gewölbe jederseits ein Paar großer, runder Pfahllöcher (Abb. 42a) zu sehen und in dreiviertel Höhe darüber eine Reihe von vier ebenfalls großen und runden Pfahllöchern. Auf dem Stuckbelage des Gewölbes sind die Pfahllöcher durch einen großen ringsherum gezogenen roten Ring markiert.

Die Türen, die von den Hinterzimmern zu dem großen Vorderzimmer führen, sind wie bei dem Ost- und dem Westgebäude durch drei Balken gebildet, von denen die beiden hinteren kürzer und eine Balkendicke niedriger angebracht sind, der vordere länger ist und eine Balkendicke höher liegt, — eine Anordnung, der eine Gliederung in die schmälere und niedrigere hintere eigentliche Türöffnung und eine vordere breitere und höhere Umrahmung

der Türe entspricht. Über der Türe war jederseits ein Ringstein für die Einführung der Schnur eines Türvorhangs angebracht. Die vordere Außenwand hat fünf Türen, die durch Pfeiler getrennt sind. Die letzteren gliedern sich in einen viereckigen Schaftteil, der in der Mitte der Vorderseite eine breite viereckige Auskehlung hat, und in ein Kapitäl, das am unteren und oberen Rande durch ein vorspringendes Gesims abgegrenzt ist und in der Mitte von einem breiteren und stärker vorspringenden Gurtgesimse umzogen ist (Abb. 42c). Zwei dieser Pfeiler, mit ihren Kapitälen in Vorderansicht, sind auf dem Bilde Tafel XIII links unten (vom Beschauer) zu

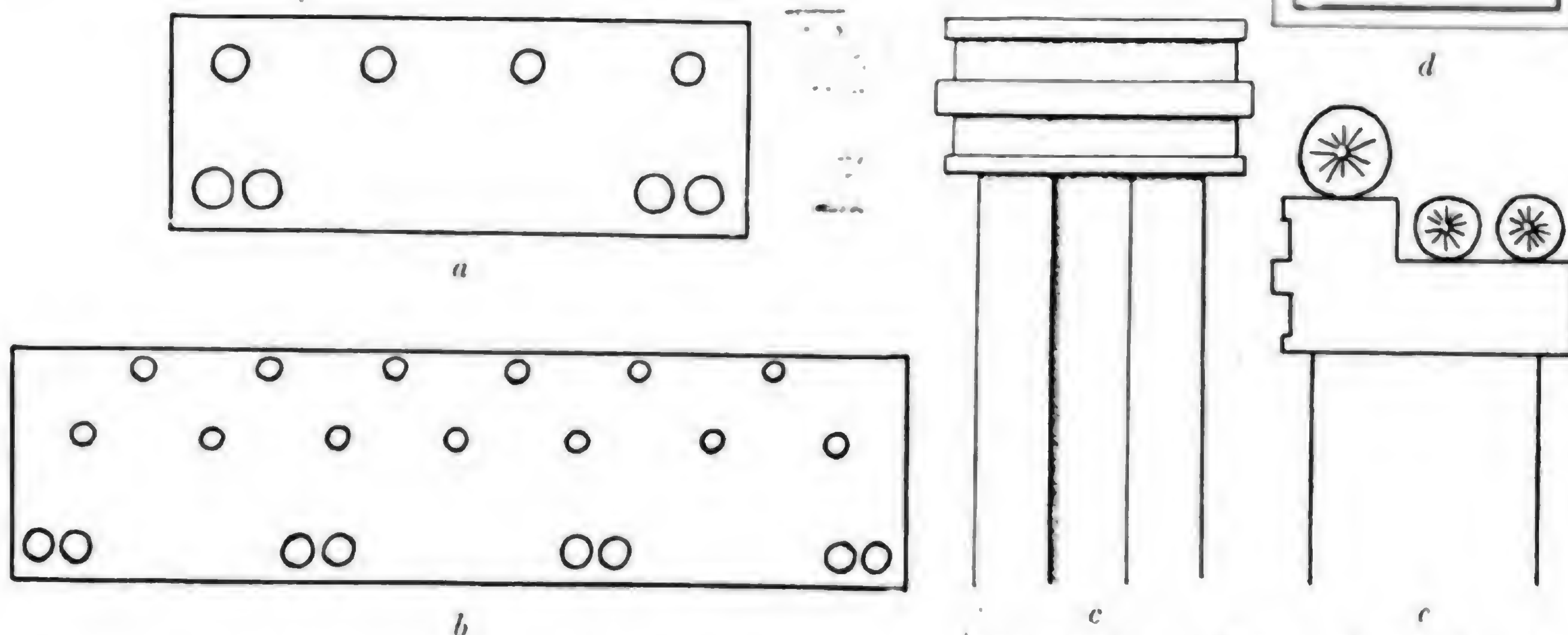


Abb. 42a, b. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Altes Gebäude am Fuße des Nordgebäudes. Pfahllöcher in den Gewölben der westlichen und der östlichen Hälfte.

Abb. 42c bis e. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Das westliche der beiden alten Gebäude am Fuße der Terrasse, auf der das Nordgebäude liegt. Einer der Pfeiler der Vorderwand, die den Dachrand tragen.

sehen. Auf der Oberseite des Kapitäls sind hinten zwei 0.50 m lange, 0.27 m breite Vertiefungen ausgekehlt, die als Lager für die beiden hinteren Türbalken dienten. Der vordere längere Türbalken lag auf der Kapitäloberfläche selbst auf (vgl. Abb. 42d, e). Der Wandteil der Außenwand ist mit glatten Quadersteinen belegt. Von dem Gesimse und dem Friese ist keine Spur mehr vorhanden.

Der Bau, von dem östlich der Treppe am Fuße der Terrasse des Nordgebäudes noch Reste zu sehen sind (*C* im Plane Abb. 41), besteht in seiner westlichen Hälfte aus einem Doppelgewölbe, dessen Achsen ostwestlich

orientiert sind. Die Wandhöhe der Gemächer ist 2.15 m. Die Gewölbseiten sind gerade. Nahe der unteren Gewölbkante sieht man vier Paare großer runder Pfahllöcher. Darüber zwei alternierende Reihen von sieben und sechs Löchern, deren oberste unmittelbar unter den Deckplatten des Gewölbes verläuft (Abb. 42b). Wie bei dem westlich der Treppe belegenen Baue, sind auf dem Stuckbelage des Gewölbes die Löcher durch einen breiten roten, das Loch umziehenden Ring markiert. In dem Hinterzimmer, dem einzigen wohlerhaltenen Zimmer dieses westlichen Teiles des Baues *C*, ist an der Ostseite eine 1.66 m einnehmende, etwa 0.60 m hohe, aus Quadersteinen aufgesetzte, mit einer mit Stuck überzogenen Steinplatte belegte Bank oder Altarerhöhung vorhanden.

Der östliche Teil des Baues *C* besteht aus einer Reihe von drei (oder vier?) kurzen und breiten nordsüdlich orientierten Gewölben, von denen das erste und das letzte in seiner Wandung erhalten ist.

Die beiden Baue *B* und *C* sind augenscheinlich früher als das gegenwärtige Nordgebäude (*A* auf dem Plane Abb. 41), denn ihre Dächer bilden einen Teil der Terrasse, auf der das gegenwärtige Nordgebäude errichtet ist. Der Zeit nach könnten sie mit dem Gebäude zusammengehören, das auf dem Nordende der Westseite des Hofes der Casa de Palomas steht (vgl. oben den Plan S. 21 Abb. 7, das mit dem Buchstaben *B* bezeichnete Gebäude). Denn sie teilen mit diesem die Besonderheit der ringförmigen Ummalung der großen runden Pfahllöcher. Diese alten Gebäude B und C liegen in der Ebene des Hofes, die auch die des Südgebäudes (des Eingangsgebäudes) ist und werden das ursprüngliche Hauptgebäude der Gruppe der Casa de las Monjas gewesen sein, welchem Zwecke auch immer dieses Gebäude und diese Gruppe gedient haben mag.

Das gegenwärtige Nordgebäude der Gruppe der Casa de las Monjas (*A* auf dem Plane Abb. 41) steht auf einer Terrasse, deren Höhe, wie ich schon sagte, der Dachfläche der beiden in der Ebene des Hofes errichteten Baue *B* und *C* entspricht und etwa 8—10 m über den Hof sich erhebt. Die Terrasse ist durchweg aus Steinen aufgemauert, die Wände, wo sie hinten und an den Seiten noch zu sehen sind, mit Quadern belegt. An den Kanten der Terrasse ist eine besondere Verstärkung durch eine Reihe großer abgerundeter Steine geschaffen worden (Abb. 43). Von der Mitte des Hofes führte zwischen den Bauen *B* und *C* eine breite Treppe zur Höhe der Terrasse, die aber jetzt fast ganz zerstört ist.

Das Gebäude, das auf dieser Terrasse sich erhebt, besteht aus elf ostwestlich orientierten Doppelgewölben, die ihre Türöffnung nach Süden haben und je einem nordsüdlich orientierten Doppelgewölbe an jedem Ende, das seine Türöffnung nach der Schmalseite, d. h. nach Osten, bzw. nach Westen hat. Dieses Nordgebäude ist dadurch merkwürdig, daß die Fassaden, die wir heute sehen, eine Ummantelung darstellen, die um ein früheres, fertiges, einfacheres Gebäude, das jetzt den Kern des Baues bildet, in späterer Zeit herumgelegt worden ist. An dem Westende ist von dem nordsüdlich orientierten Doppelgewölbe und dem ersten der ostwestlich orientierten Doppelgewölbe die neue Fassade abgefallen, so daß die alte Fassade in großer Ausdehnung sichtbar ist. Ebenso ist an dem Ostende des Gebäudes an der Schmalseite ein Stück der neuen Fassade abgefallen, und das mit einer Zickzacklinie verzierte Gesims der alten Fassade, das etwas tiefer aufsetzt, dahinter sichtbar geworden (Taf. XII, 2). An der ersten nach Süden sich öffnenden Tür des Ostendes der Hauptfassade, Abb. 44, kann man studieren, wie diese Ummantelung ausgeführt worden ist. Die Türen des alten, jetzt den Kern bildenden Gebäudes hatten den typischen Bau, wie ich ihn bei dem Ostgebäude der Casa de las Monjas beschrieben habe (oben S. 36): — die Oberschwelle hinten durch zwei kürzere Balken, vorn, eine Balkendicke höher als die Tür, durch einen längeren Balken gebildet. Vor dem Wandpfeiler nun, der der äußeren (breiteren und höheren) Türumrahmung entspricht, über der der dritte, längere, eine Balkendicke höher angebrachte Türbalken eingeführt worden ist, hat man jederseits einen zweiten, gleich hohen Wandpfeiler errichtet, der eine zweite äußere Türumrahmung freiläßt, und über diese äußeren Pfeiler einen vierten Balken gelegt, der das Gesims und den Fries der neuen Fassade trägt. Die Zimmer sind daher die des alten Baues, aber die Wand ist infolge der

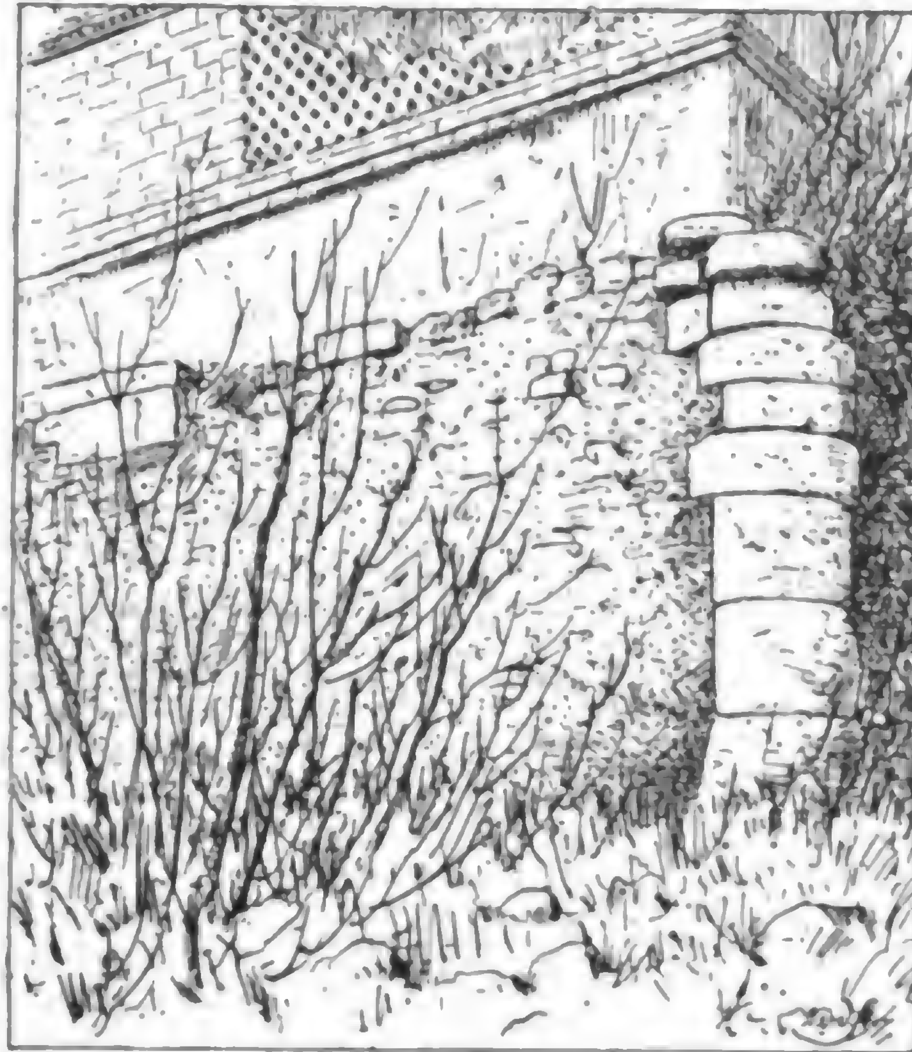


Abb. 43. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Nordwestecke der 8—10 m hohen Terrasse, auf der das Gebäude steht. (Nach einer Aufnahme von Caecilie Seler.)

Ummantelung unnatürlich dick geworden. Die Dicke beträgt z. B. am Ostende 1.37 m.

Die Zimmer des Ostendes haben eine Wandhöhe von 2.40 m. Das Gewölbe ist von geraden Seiten begrenzt. Pfahllöcher sind zehn vorhanden (Abb. 45a), von denen die beiden untersten, je eins an jedem Ende, noch unter der Gewölbunterkante in der Wand selbst angebracht sind. Die übrigen

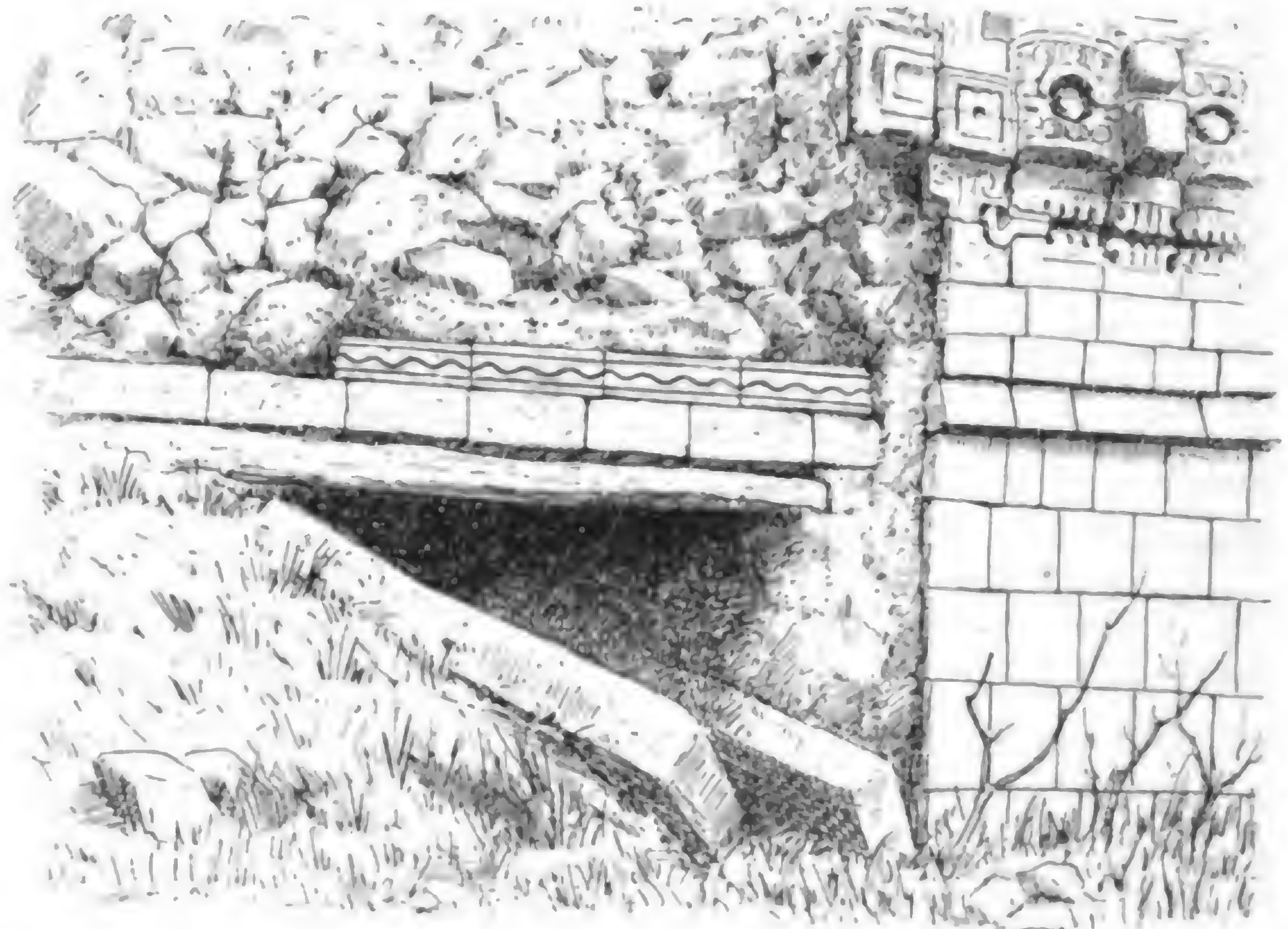


Abb. 44. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Hauptfassade. Die erste, dem östlichen Ende der Fassade benachbarte Tür. Hinter dem Gurtgesimse der neuen angeklebten Fassade wird das mit einer Zickzacklinie verzierte Gesims der alten Fassade sichtbar. (Nach einer Aufnahme von Caecilie Seler.)

acht sind in zwei Reihen geordnet, deren oberste in der Steinreihe unmittelbar unter den Deckplatten des Gewölbes ihre Stelle hat. Die Tür vom Hinter- zum Vorderzimmer ist in üblicher Weise durch drei Balken gebildet. Jederseits über der Tür und in 0.40 m Höhe vom Boden ist ein Ringstein für die Schnur eines Vorhanges eingefügt. Den gleichen Charakter haben auch die nach Süden sich öffnenden Gemächer der ostwestlich orientierten Gewölbe.

Das alte, den Kern bildende Gebäude hatte wahrscheinlich eine glatte Wandfläche. Das Gesims, das darüber folgte, ist an vielen Stellen sichtbar. Es hat die gewöhnliche dreigliedrige Form, aber das mittlere Glied, die

senkrechte Steinreihe, ist mit einem eingegrabenen Zickzackbande verziert (s. Taf. XII, 2 und Abb. 44). Von dem Friese ist an dem Ostende des Gebäudes unter der Ummantelung noch ein Stück sichtbar. Dies Stück besteht aus einer glatten Quadersteinwand. Vielleicht haben aber mit den glatten Friesstücken ornamentierte abgewechselt.

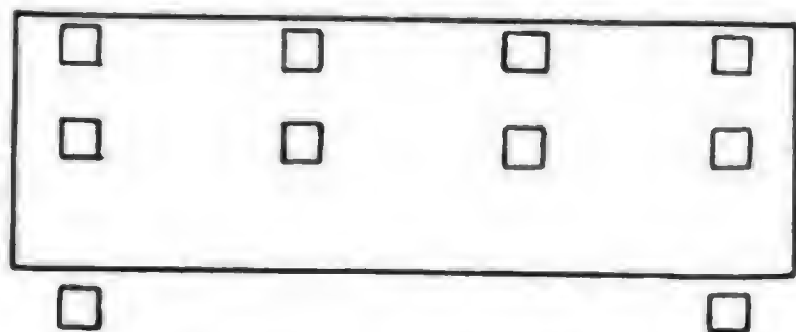


Abb. 45 a. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Pfahllöcher in den Gewölben der Zimmer des Ostendes.

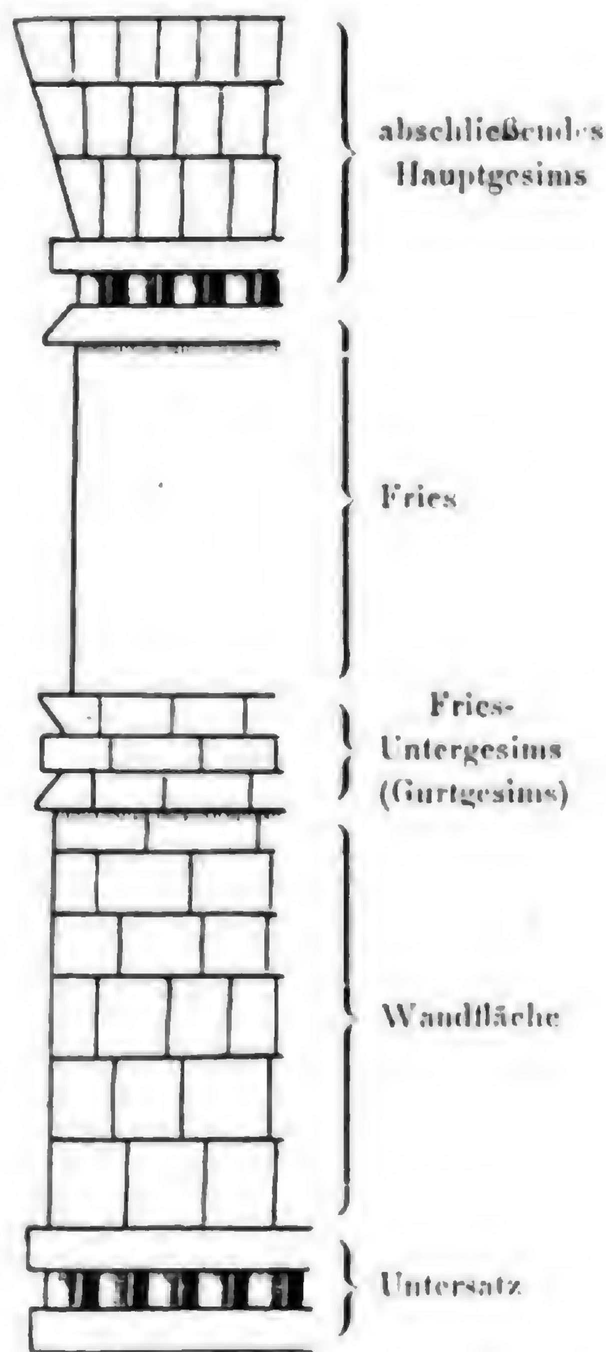


Abb. 45 b. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Aufriß der Fassade.

Ungleich reicher ist die neue Fassade (Taf. XIII). Ja man kann sagen, daß sie einen etwas überladenen Eindruck macht, während anderseits klar ist, daß sie in späterer Zeit, unter Verwendung von Materialien älterer Gebäude, hastig und unsorgfältig, stellenweise geradezu die Ornamentteile unorganisch zusammenfügend, hergestellt worden ist. — Der Untersatz (Abb. 45 b) ist der gleiche wie bei dem Ost- und bei dem Westgebäude und besteht aus zwei senkrechten Steinreihen, die ein vertieftes Band einschließen, auf dem Gruppen von vier kurzen Halbsäulchen mit glatten Stücken wechseln. Darüber erhebt sich die aus geglätteten Quadern aufgeführte Wand bis zur Höhe von 2.45 m über dem Untersatze. Das Friesuntergesims oder Hauptgesims hat die gewöhnliche dreigliedrige Form. Dem mittleren Gliede, der senkrechten vorkragenden Steinreihe, ist, wie bei dem Ost- und dem Westgebäude, an den Ecken des Gebäudes, in diagonaler Richtung vorspringend, ein voll gearbeiteter Schlangenkopf angesetzt (vgl. Abb. 46 und Taf. XII, 1 und 2). — Was den Fries anlangt, so besteht, wie gewöhnlich, in der Verzierung ein großer Unterschied zwischen der Hinterfront und den Seiten des Gebäudes gegenüber der Vorderfront.

Auf der Hinterfront (Taf. XII, 1) wechseln glatte Wandstücke mit diagonalem Gitterwerke. Nur unmittelbar neben den die Ecken einnehmenden Maskensäulen ist ein aus einem großen Mäanderwickel und

einem Stücke *itzcouatl*-Zackengitter bestehender Doppelquadrant zu sehen, der sich durch einen schmalen Streifen gewöhnlichen Rautengitters von der benachbarten Eckmaskensäule absetzt. In den glatten Stücken des Frieses der Hinterseite des Gebäudes sind wieder, wie bei dem Westgebäude der Casa de las Monjas, in nicht sehr regelmäßiger Weise voll ausgearbeitete, ziemlich rohe Figuren eingesetzt: dem Ostende zunächst eine nackte menschliche Figur, mit herabhängendem Penis, deren Arme gebunden gewesen zu sein scheinen, der also wohl einen Gefangenen dargestellt

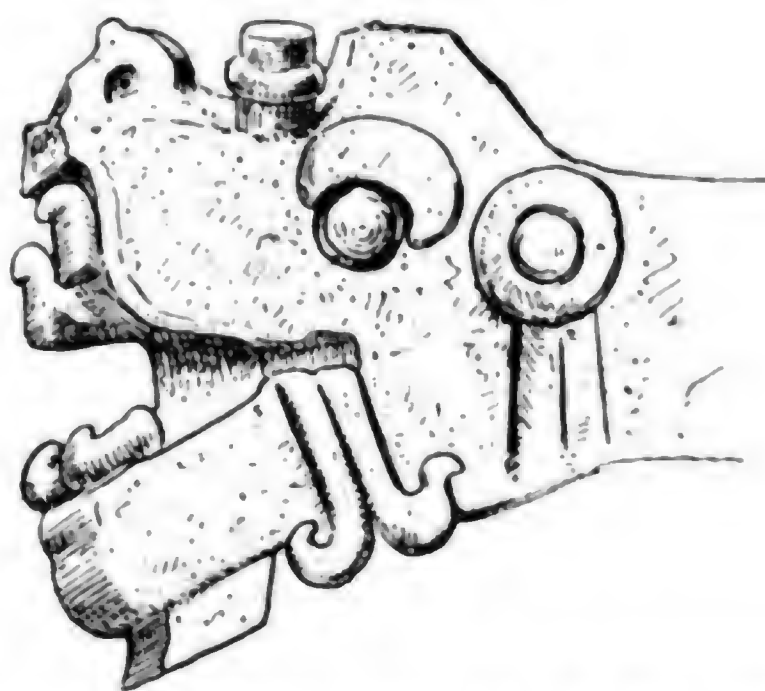


Abb. 46. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Schlangenkopf, von dem mittleren Gliede des Gurtgesimses an den Ecken diagonal vorspringend.

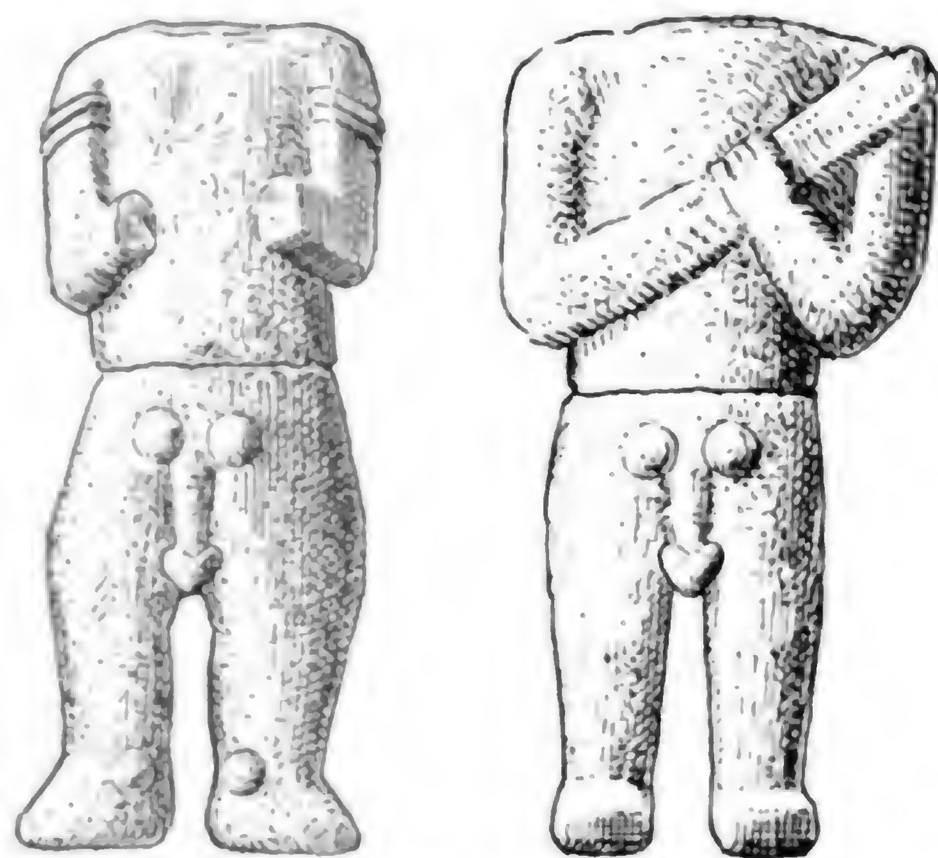


Abb. 47a, b. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Hinterseite (Nordseite). Steinfiguren von Gefangenen, dem ersten und dritten glatten Friesstücke (von Osten aus gerechnet) eingefügt.

haben wird (Abb. 47a). Dann folgt ein gut gearbeiteter Schlangenkopf von besonderem Typus (Abb. 48). Dann eine zweite, der ersten gleiche Figur eines Gefangenen (Abb. 47b). Teobert Maler sah noch den ganzen Rumpf dieser Figur (vgl. die Photographie Taf. XII, 1). Jetzt ist die obere Rumpfhälfte auch abgestürzt. Das westliche Ende des Gebäudes ist stark zerstört. In dem glatten Wandfelde nahe dem Westende der Hinterfront, und zwar ein ganzes Stück oberhalb der Mitte, ist noch das Bruchstück eines Schlangenkopfes zu sehen (Abb. 49), der dem im zweiten Wandfelde (von dem Ostende aus gezählt) ähnlich gewesen sein muß. In einem andern, dem Westende zu gelegenen Felde war wieder eine menschliche Figur angebracht, von der aber nur der Sockel noch vorhanden ist, der mit eingegrabenen Punkten verziert ist (Abb. 50).

Die Friesfläche der Vorderseite (Südseite) des Gebäudes, die dem Hofe zugewendet ist, ist, ähnlich wie der Fries des Westgebäudes, in zwei Reihen rechtwinklig umgrenzter Stücke geteilt, in denen schachbrettartig Quadranten mit einem großen kräftig herausgearbeiteten Mäanderwickel mit Quadranten wechseln, die mit einem diagonalen *itzcouatl*- oder Zackenbandgitter gefüllt sind (vgl. Taf. XIII—XVI). Die Mäanderwickel sind wohl auch hier als das Primäre, das diagonale Zackenbandgitter als Ausfüllung anzusehen. Die Maschen des Gitters haben einen

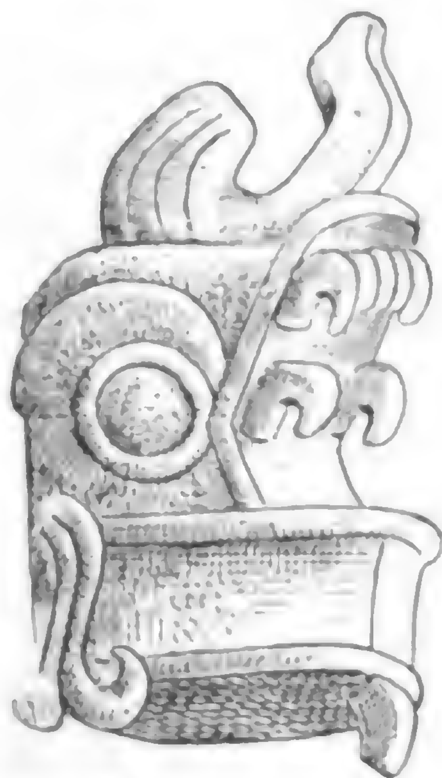


Abb. 48. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Hinterseite (Nordseite). Schlangenkopf, dem zweiten glatten Friesstücke (von Osten aus gerechnet), eingefügt.

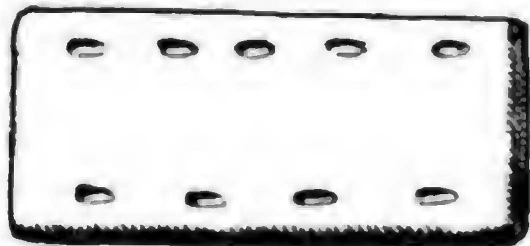


Abb. 50. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Hinterseite (Nordseite). Sockel einer Steinfigur, die einem der glatten Friesstücke des Westendes eingesetzt war.

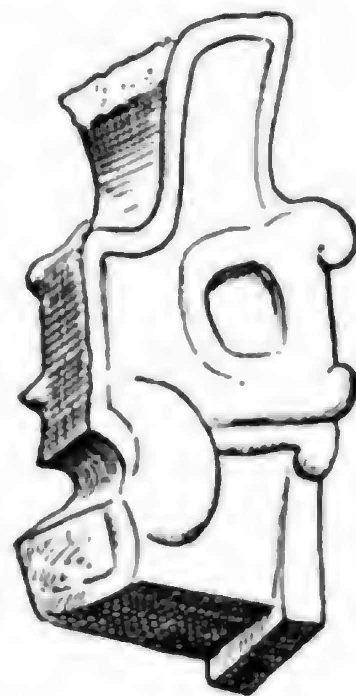


Abb. 49. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Hinterseite (Nordseite). Schlangenkopf in einem der glatten Friesstücke am Westende.

Kern, der, dem Umrisse der Maschen entsprechend, rautenförmige Gestalt hat und bald von geraden Linien, bald von Zackenlinien umgrenzt ist, bald die Gestalt einer Blume hat (Abb. 51). Die Gruppen von je vier Quadranten sind abwechselnd durch eine Maskensäule und durch eine Verzierung in Gestalt eines Hauses getrennt. Und in der Mitte, wo die vier Quadranten einer Gruppe zusammenstoßen, scheinen überall voll ausgearbeitete Figuren eingesetzt gewesen zu sein. Die Einfügung ist auch hier

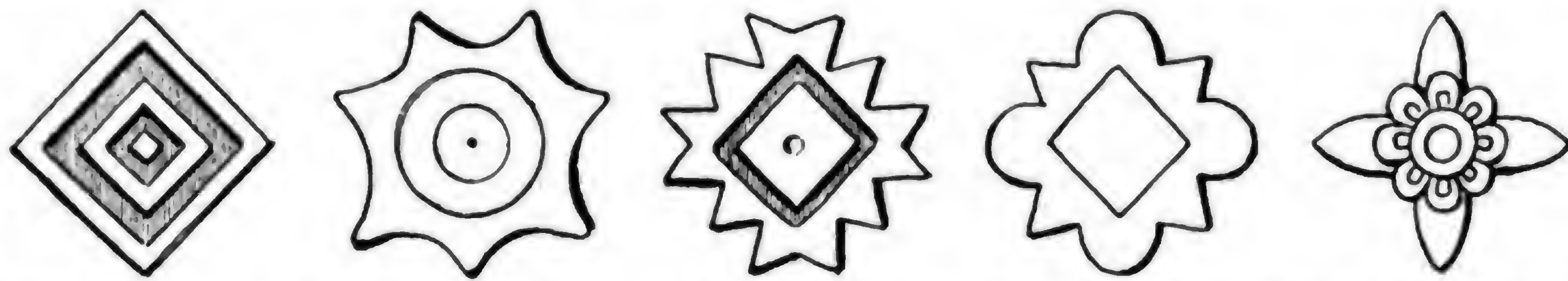


Abb. 51. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Hauptfassade (Südfront). Füllsteine in den Maschen der *itzcouatl*-Gitter-Quadranten des Frieses.

in ziemlich unregelmäßiger Weise geschehen, so daß auch hier der Verdacht sich erhebt, daß diese Figuren erst nachträglich in die fertige Fassade eingebracht worden sind.

Die erste Figur, die noch an ihrer Stelle zu sehen ist, findet sich in der Quadrantengruppe zwischen den Türen 4 und 5 (von Westen aus gezählt), und zwar in der Mitte zwischen den beiden oberen Quadranten. Sie stellt einen nackten Gefangenen vor, mit vor der Brust zusammengebundenen Armen (Abb. 52, vgl. auch Taf. XIV und XV). Sonst sind nur noch drei Figuren zu identifizieren, die in den Mäanderwickeln des aus sechs Quadranten bestehenden Ostendes des Frieses des Nordgebäudes, zwischen der Maskensäule *F* (von Westen aus gezählt) und der Maskensäule an der Nordostecke eingefügt gewesen sind (vgl. Taf. XVI). Die erste und die dritte dieser Figuren sind noch an ihrer Stelle. Die erste von ihnen, die in dem westlichen unteren Mäanderwickel ihre Stelle hat, ist eine jetzt kopflose Figur, die in der erhobenen rechten Hand eine Rassel hält, mit der Linken eine Holzpauke, wie es scheint, gegen den Leib gepreßt hat (Abb. 53).



Abb. 52. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Hauptfassade (Südfront). Steinfigur eines Gefangenen, in der Mitte des Quadrantenvierecks der Friesfläche, zwischen der vierten und fünften Tür (von Westen aus gerechnet).

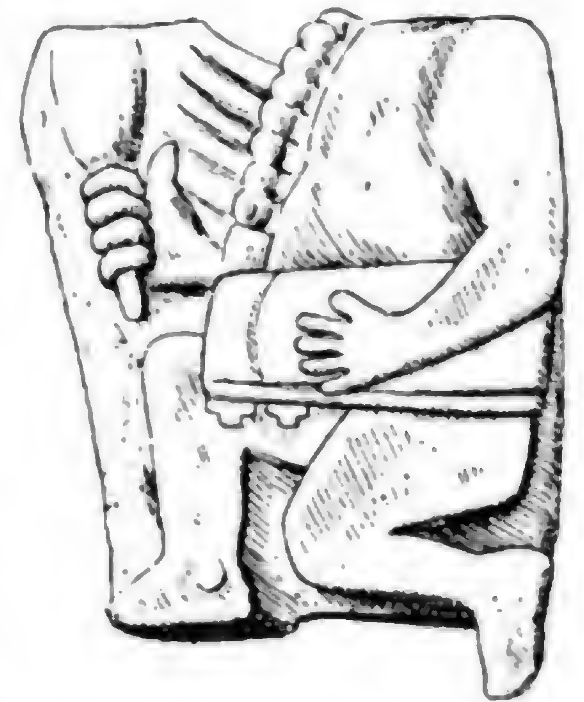


Abb. 53. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude Hauptfassade (Südfront). Steinfigur eines Paukenschlägers (?) aus dem Friesstücke nahe dem Ostende der Fassade.

Die zweite Figur, die in dem mittleren Mäanderwickel der oberen Reihe angebracht war, ist jetzt herabgefallen und liegt unten am Boden. Der Kopf ist auch abgeschlagen. Denn die Indianer halten diese Figuren für Dämonen und suchen sie durch Abschlagen des Kopfes unschädlich zu machen. Die Figur scheint einen Flötenbläser vorstellen zu sollen (Abb. 54). Hinter den Armen hängen sonderbare, wie Insektenflügel aussehende Gebilde herab, über deren Natur ich mich nicht zu äußern wage. Die dritte Figur, die in dem östlichen unteren Mäanderwickel ihre Stelle hat (Abb. 55), zeigt einen Vogel mit Menschenkopf und Scheitelfederkamm, der vermutlich den *coxcoxtli*, das Waldhuhn der Tierra caliente, darstellen soll, das Abbild

des jungen Maisgottes und Herrn des Lebens, der zugleich als Gott der Musik galt. — Gefangene, Musikanten und der Gott der Musik, das sind offenbar Figuren, die sich auf ein Fest, vermutlich einen Opferritus, beziehen, dessen Gegenstand dann wohl der Sonnengott gewesen sein wird.

Die Hauptverzierung des Frieses besteht in den Maskensäulen. Sie finden sich, wie an den andern Gebäuden, an den vier Kanten des Frieses und über den Türen der (hier nach Süden, dem Hofe zugekehrten) Hauptfassade. Die Masken des Nordgebäudes sind zu



Abb. 55. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Hauptfassade (Südfront). Steinfigur eines menschenköpfigen Vogels aus dem Friesstücke nahe dem Ostende der Fassade.



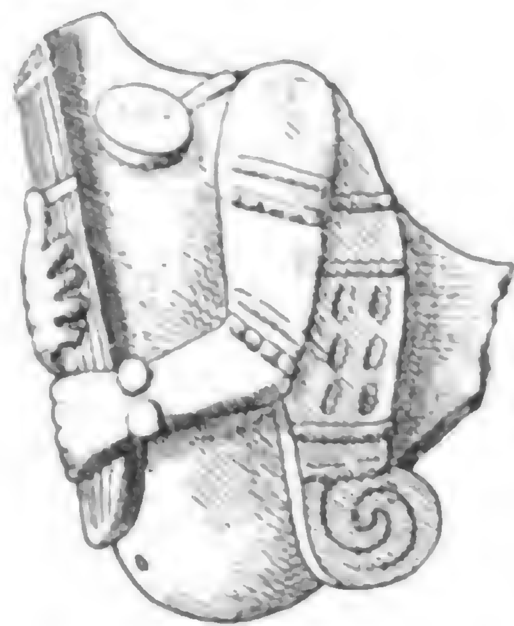


Abb. 54. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Hauptfassade (Südfront). Steinfigur eines Flötenbläsers (?) aus dem Friesstücke nahe dem Ostende der Fassade.

vieren übereinander aufgebaut. Die Säulen sind also höher als die des Ost- und des Westgebäudes der Casa de las Monjas, die nur aus drei Masken bestehen, die Rüssel sind, wie an dem Westgebäude, nach unten gebogen.

Die Masken, die die Säulen an den Kanten des Gebäudes bilden (Abb. 56, 57), sind einfacher als die der Hauptfassade und in jeder Säule annähernd gleich. Die ganzen Säulen unterscheiden sich etwas voneinander. Die der

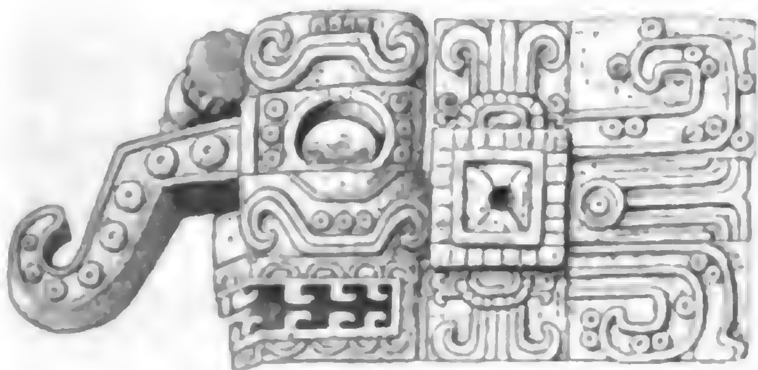


Abb. 56. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Maske aus der Maskensäule an der Nordostecke des Gebäudes.

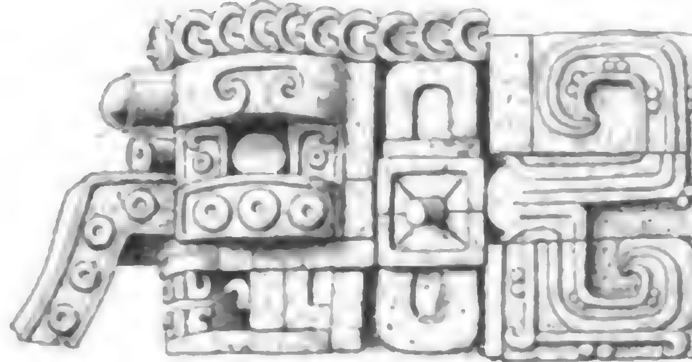


Abb. 57. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Maske aus der Maskensäule an der Südostecke des Gebäudes.

Südostecke (Abb. 57) zeigen weniger reiche, aber stilistisch strengere Formen als die der Nordostecke (Abb. 56). Der Unterschied hat offenbar seinen Grund darin, daß auch diese Säulen nicht für diese Stelle gearbeitet sind, sondern andern, älteren, zerstörten Gebäuden entnommen sind.

Von den Masken, die wir an den Ecken des Ost- und des Westgebäudes der Casa de las Monjas kennengelernt haben (Abb. 22, 23, 26, 39, 40), weichen die Eckmaskensäulen des Nordgebäudes vornehmlich dadurch ab, daß an Stelle der bald en face, bald im Profil gezeichneten Flachreliefe geöffneter Schlangenrachen, die dort die Maskensäulen außen begrenzen (vgl. oben S. 40 Abb. 24, 25), an den Ohrpflock sich ansetzende verzierte seitliche Ausstrahlungen vorhanden sind, die an ähnliche Gebilde der Maskensäulen der Casa de las Monjas von *Chich'en Itzá* erinnern.

An Stelle des Blumenkranzes, der bei den Masken des Ost- und des Westgebäudes der Casa de las Monjas von *Uxmal* die Stirn umgibt, den oberen Abschluß der Maske bildend, sieht man hier bei den Masken der Ecken des Nordgebäudes bald zwei verschlungene Wellenbänder (Abb. 58a), bald auf ein Band gezogene Ringscheiben (Abb. 58b und 58b*), bald zu Reihen geordnete Schlangenschwanzklappern (Abb. 58c und 58c*) die Stirn der Masken umziehen. Die auf ein Band gereihten Ringscheiben (Abb. 58b*), wie die Klappern des Schlangenschwanzklapperkranzes (Abb. 58c*), sind symmetrisch geordnet. Sie ziehen in umgekehrter Richtung von der Mittellinie nach den beiden Seiten Die miteinander verschlungenen Wellenbänder bleiben auf beiden Seiten gleichgewunden.

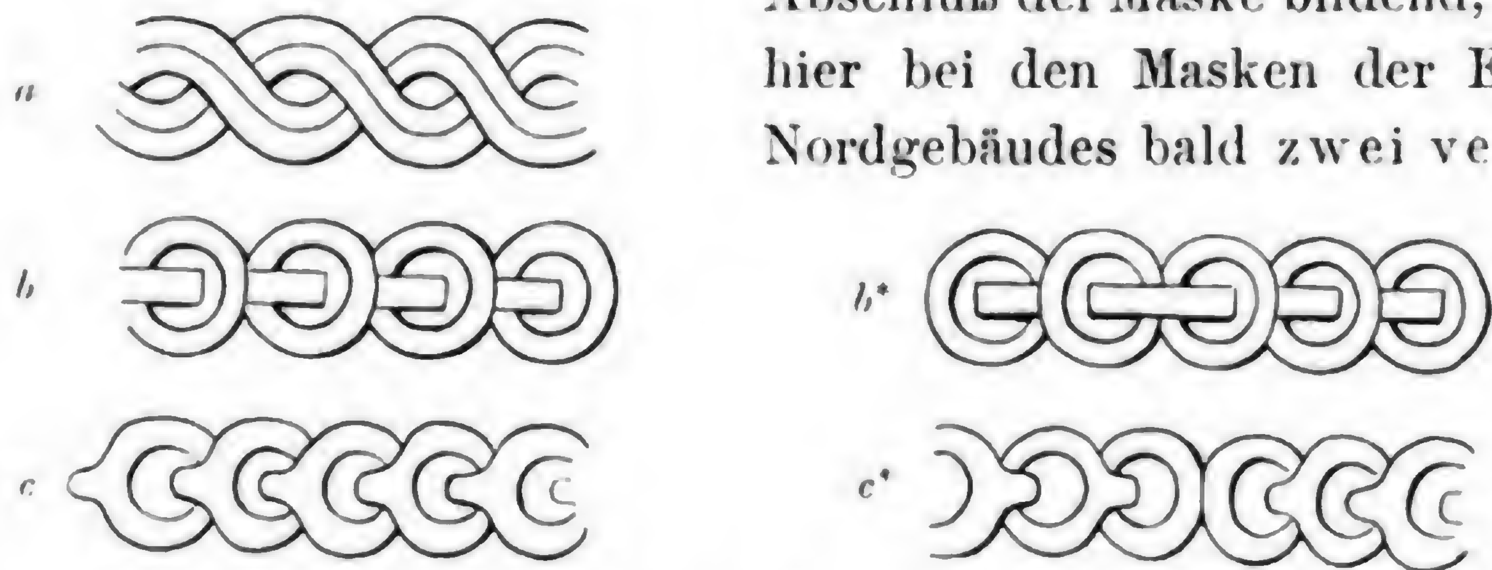


Abb. 58. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Stirnschmuck der Masken der Maskensäulen des Frieses. — a. Verschlungene Bänder (Schlangenband). — b u. b*. Auf eine Schnur gereihte Ringscheiben. — c u. c*. Schlangenklapperschnur.

Auf dem Friese der nach Süden gekehrten Hauptfassade des Nordgebäudes wechseln über den Türen Maskensäulen mit Bildern von Häusern, die denen am Friese des Südgebäudes ähneln. Die Verteilung

ist eine derartige, daß der Anlage nach über der ersten, dritten, fünften, siebenten, neunten, elften Türe (von Westen aus gerechnet) Maskensäulen ihre Stelle gehabt haben sollten, über der zweiten, vierten, sechsten, achten, zehnten Tür dafür Verzierungen in Gestalt eines Hauses. Da aber an beiden Enden des Gebäudes, vor der ersten und hinter der letzten Tür ein breiteres türloses Wand- und Friesstück steht, das der Seitenwand der nach Westen bzw. Osten sich öffnenden Eckzimmer entspricht (vgl. den Plan Abb. 41, oben S. 52), so hat man die erste und die letzte Maskensäule von der Mitte der Tür weg an die Außenseite der Tür gerückt, den Enden des Gebäudes genähert.

Ich bezeichne die Maskensäulen, von Westen aus zählend, mit den Buchstaben *A* bis *F*. Von diesen sechs Maskensäulen sind aber nur vier — *B*, *C*, *D* und die von der zugehörigen (elften) Tür nach außen dem Ostende zu gerückte Maskensäule *F* — vorhanden. Die Säulen *B*, *C*, *D* sind auf den Tafeln XIII und XIV, XV, die Säule *F* auf der Tafel XVI zu sehen. Von den Verzierungen in Gestalt eines Hauses sind nur die über der vierten und über der sechsten Tür (von Westen aus gezählt) erhalten. Die eine ist auf den Tafeln XIII und XIV, die andere auf den Tafeln XIII und XV zu finden. Von den Rüsseln dieser Maskensäulen der Hauptfassade ist keiner mehr ganz intakt geblieben. Wo eine Form noch erkennbar ist, sieht man, daß sie, wie die der Ecksäulen, nach unten gebogen waren. Die Masken selbst fallen durch eine gewisse Überladenheit des schmückenden Details auf. Die der Säulen *B*, *C*, *D* über der dritten, fünften und siebenten Tür (von Westen aus gezählt) sind die reichsten (vgl. Taf. XIV). In der Säule *B* sind die zweite und die dritte Maske (von unten aus gezählt) einander gleich. Die erste (unterste) und die vierte (oberste) weichen ab. Die Masken der Säulen *C* und *D* sind, in Einzelheiten wenigstens, alle verschieden. Die dem Ostende benachbarte Säule *F* (Taf. XVI) enthält vier annähernd gleiche Masken. Die stärkste Variation zeigt sich in den Flachreliefen, die die stark profilierten Masken außen begleiten. Sie sind zum größten Teil unorganisch aus von Masken anderer älterer Gebäude genommenen Bruchstücken zusammengesetzt, teils seitlicher Ohrausstrahlungen, wie sie die Masken der Casa de las Monjas von *Chick'en Itzá* zeigen, teils aber auch von wirklichen Flachreliefschlangenrachen, denen ähnlich, die wir in den Masken des Ost- und des Westgebäudes der Casa de las Monjas von *Uxmal* kennengelernt haben.

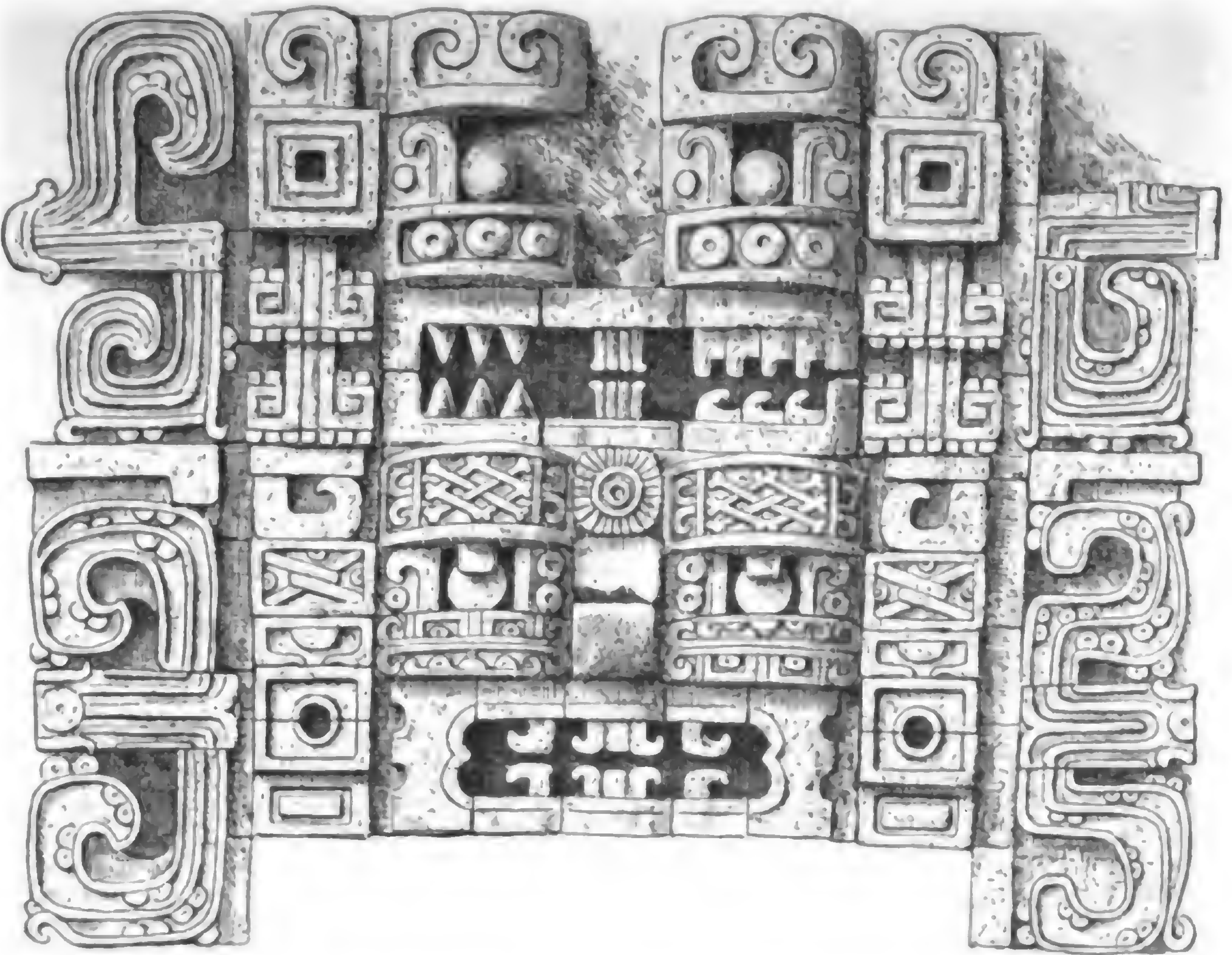
Ich gebe in Abb. 59 die erste (unterste) und die beiden obersten Masken der Säule *B* wieder, die über der dritten Türe (von Westen aus gezählt) ihre Stelle hat. Die Augenhöhlen sind hier bei allen vier Masken durch besondere Seitenstücke begrenzt, die im allgemeinen in den beiden Augenwinkeln gleich verziert sind, bei der dritten Maske (von unten aus gezählt) aber im innern und im äußern Augenwinkel abweichende Verzierungen aufweisen.

Die Mundwinkel der untersten Maske der Säule *B* haben eine besondere Bildung. Sie zeigen einen im Profil gezeichneten geöffneten, mit Zähnen besetzten Schlangenrachen. Es wäre nicht unmöglich, daß hier die Vorstellung des in ein Menschengesicht eingesetzten Schlangenrachens vorliegt, die in besonders ausdrucksvoller Weise in den sogenannten sakralen Gefäßen der Zapoteken uns entgegentritt.

Die dritte Maske (von unten aus gezählt) und die in Abb. 59 nicht wiedergegebene zweite haben auf den Brauen drei miteinander verschlungene Paare von Totengebeinen, die den zwei Paaren auf den Brauen der obersten Masken der Maskensäulen des Ostgebäudes der Casa de las Monjas zu vergleichen sind, die auf den Wangenstücken unter dem Auge die Hieroglyphe des Planeten Venus tragen (vgl. oben S. 39 Abb. 22 und S. 41, Abb, 26). Hier bei der zweiten und dritten Maske der Säule *B* des Nordgebäudes sind die Partien unter dem Auge quergeteilt. Die eine Hälfte erinnert in der Tat etwas an die Hieroglyphe des Planeten Venus. Die andere Hälfte stellt eine Zahnreihe dar und ergänzt die erste zu einem En-face-Gesichte.

In der Ohrpartie der Masken der Säule *B* finden sich verschiedene Unregelmäßigkeiten. Und die Flachreliefe, die die Masken auf beiden Seiten einrahmen, sind in der untersten und der obersten Maske aus nicht aneinanderpassenden Stücken zusammengefügt. In der dritten Maske scheint das linke Relief (das rechts vom Beschauer) richtig zusammengefügt, müßte aber mit seiner Wurzel, die in der Mitte der Seite rechts vom Beschauer liegt, der linken Kante des großen viereckigen linken Ohrpflocks angefügt sein (vgl. Abb. 56, 57).

Von der Maskensäule *C*, die über der fünften Türe (vom Westende aus gezählt) ihre Stelle hat, sind nur die drei untern Masken noch erhalten (Taf. XIV u. XV und Abb. 60). Die Mundwinkel sind hier überall, wie bei der untersten Maske der Säule *B*, durch ein Gebilde ersetzt, dem



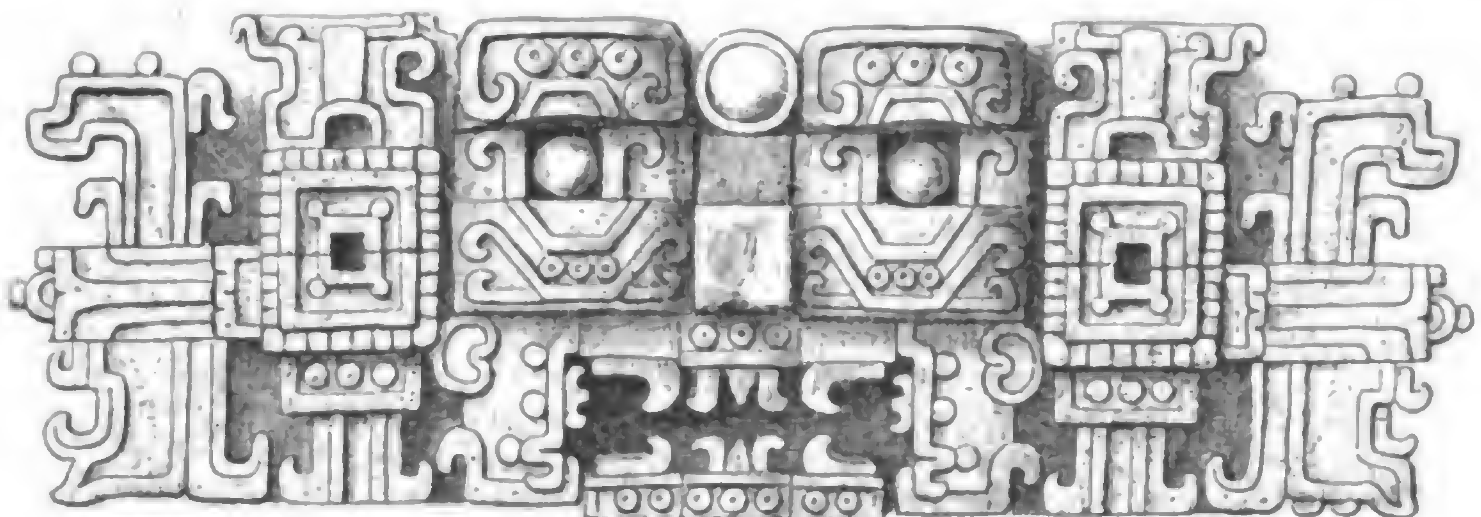


Abb. 59. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Innen- oder Hauptfassade (Südfront). Erste (unterste) und dritte und vierte Maske der Maskensäule *B* über der dritten Türe (vom Westende aus gezählt).

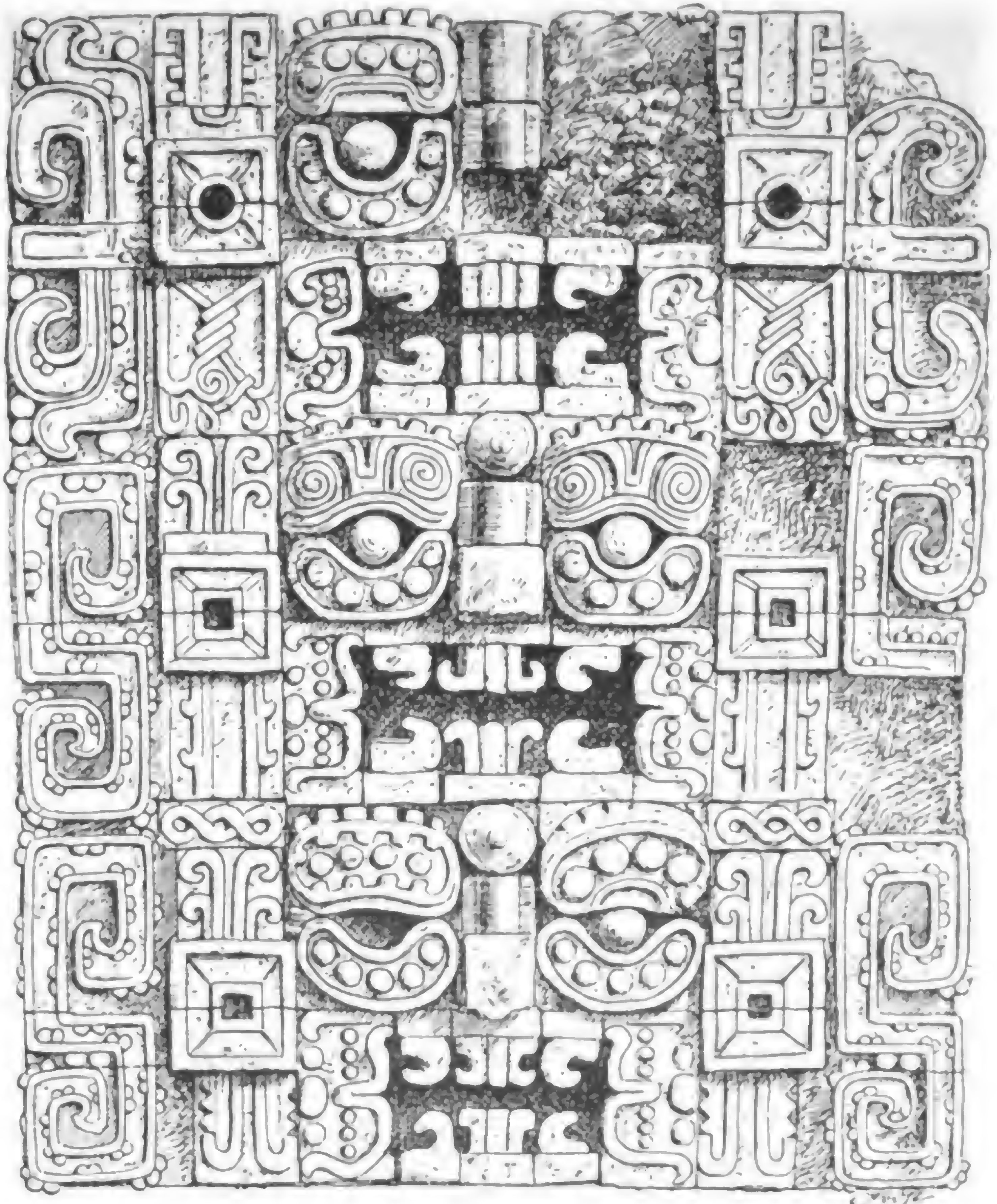


Abb. 60. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Innen- oder Hauptfassade (Südfront). Erste bis dritte Maske (von unten) der Maskensäule *C* über der fünften Türe (vom Westende aus gezählt).

offenbar die Idee eines offenen Rachens zugrunde liegt, dessen Öffnung dem Munde der großen Maske zugekehrt ist.

Die Augenbrauen und die Wangenpartien unter dem Auge sind hier halbkreisförmig gebogen und berühren einander mit den Bogenenden, indem keine die Augenwinkel bezeichnenden seitlichen Stücke dazwischentreten. Die Verzierung der Unteraugenpartie ist überall gleich. Die Augenbrauen der untersten Maske und die der dritten Maske (von unten aus gezählt) stimmen im Umrisse und in der Flächenzeichnung ebenfalls überein. Auf den Brauen der zweiten Maske sieht man eine künstliche, aus zwei miteinander verbundenen Spiralrollen bestehende Zeichnung, die genau in der gleichen Weise und mit demselben Unteraugenstücke kombiniert, auf den Eckmasken zu sehen ist, die die östliche Hauptfront des Ostflügels der Casa de las Monjas von *Chich'en Itzá* begrenzen[1]. Diese Eckmasken von *Chich'en Itzá* sind überhaupt die genauen Parallelen zu der zweiten Maske der Säule *C* des Nordgebäudes von *Uxmal*, nur haben die Masken von *Chich'en Itzá* nach oben gebogene Rüssel, die von *Uxmal* nach unten gebogene.

In der Ohrpartie zeigen die Masken der Säule *C* viel Variation. Die die Stirne umgebenden Kränze fehlen ganz. Nur in der untersten Maske sieht man über der Ohrpartie jederseits ein Element eingefügt, das die Zeichnung zweier miteinander verschlungener Wellenlinien trägt, die an Stelle eines Blumenkranzes stehen könnten. Sie dienen dort offenbar als Lückenbüßer.

Die Flachreliefe zu den Seiten der Maskensäule sind hier in den beiden untern Masken in Gestalt verzierter S-förmiger Gebilde entwickelt. Diese könnten ganz wohl Vertreter oder Ersatz der geöffneten Schlangenrachen sein, die man, bald en face, bald im Profile gezeichnet, als Flachreliefe die Maskensäule des Ost- und des Westgebäudes der Casa de las Monjas einrahmen sieht. Die S-förmige Zeichnung (mexikanisch *xonecuilli*) ist in der mexikanischen Hieroglyphik Symbol des Blitzes. Und das gleiche kann man von den Schlangen sagen.

Während die Säule *B* durch einen aus glatten Stücken bestehenden Stab gegen die Quadranten der Hauptfläche des Frieses abgegrenzt war, ist bei der Säule *C* zwischen den Flachreliefen, die die Maskensäule außen begleiten, und dem den Fries abgrenzenden glatten Stabe noch ein schmales

[1] Siehe meine »Gesammelten Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde« Bd. V (Berlin 1915), S. 223.

diagonales Rautengitter eingeschoben (vgl. Taf. XIV, die Maskensäule zur Rechten).

Die Maskensäule *D*, die über der siebenten Türe ihre Stelle hat (Taf. XV und Abb. 61), ist unvollständig, die unterste Maske ist ganz, die zweite zum größten Teile zerstört. Die Masken, die erhalten sind, zeichnen sich durch eine vollständigere und reichere Entwicklung ihrer Elemente

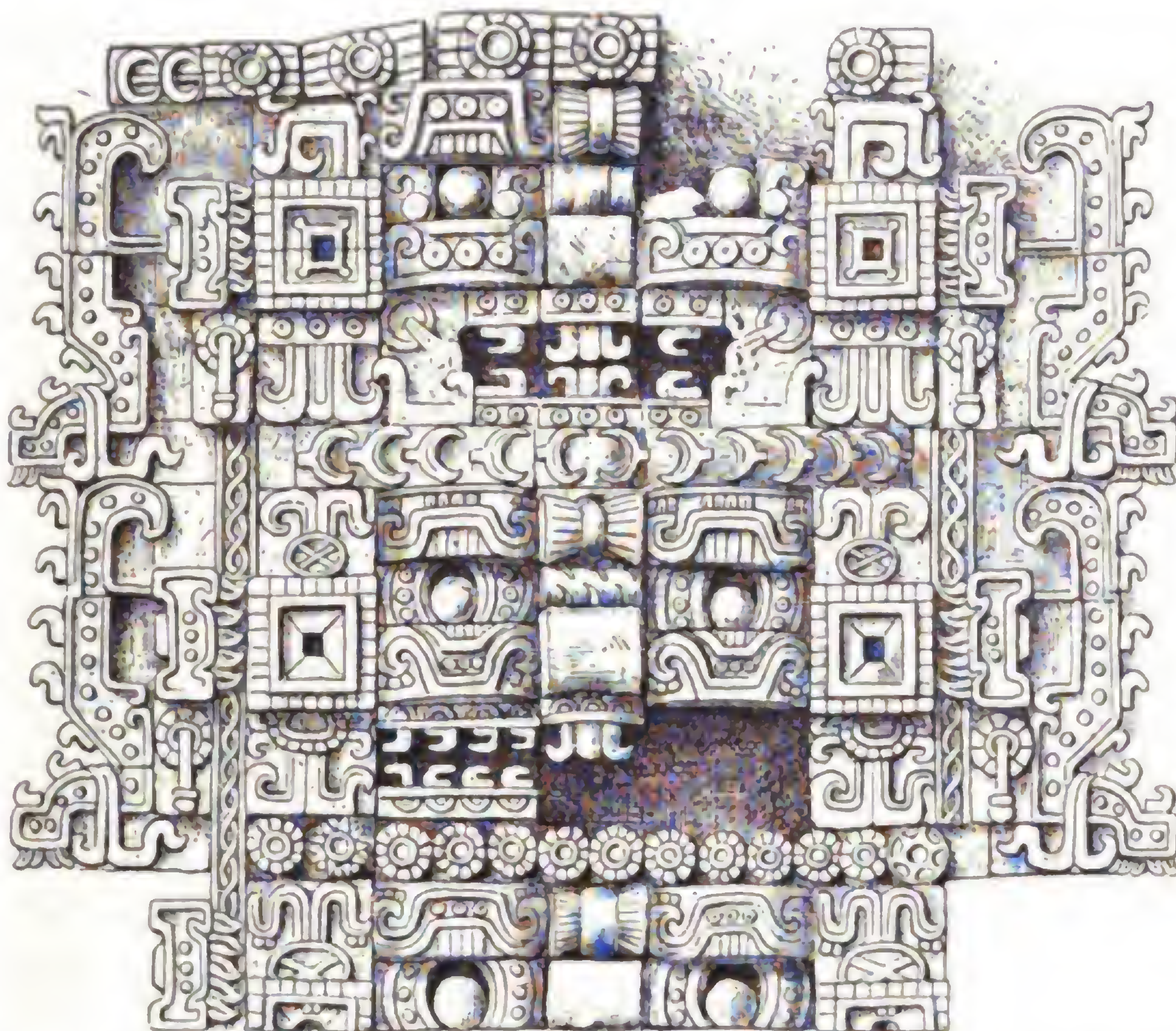


Abb. 61. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Innen- oder Hauptfassade (Südfront). Zweite bis vierte Maske (von unten) der Maskensäule *D* über der siebenten Türe (vom Westende aus gezählt).

aus. Diese Masken sind, wie die der Ecksäulen, durch einen die Stirn umgebenden Kranz voneinander abgegrenzt, der bald aus Blumen, bald aus auf ein Band gezogenen Ringscheiben oder Schlangenschwanzklappern besteht. Abweichend von dem Verhalten an den Ecksäulen, das ich in Abb. 58b*, c* wiedergegeben habe, sind hier die Ringscheiben oder Schlangenschwanzklappern der beiden Hälften des Stirnbandes der Maske einander zugekehrt. Das ist offenbar nicht das richtige Verhalten. Es sind eben hier die betreffenden Stücke anderer Bauten unorganisch zum Aufbau dieser Masken verwendet worden. Darum sieht man auch in der obersten

der drei Masken der Abbildung 61 in einen aus Blumen bestehenden Kranz ein Stück mit Ringscheiben oder Schlangenschwanzklappern eingefügt. Hier haben eben die Blumen nicht mehr gereicht.

Die Augenhöhlen sind in der unteren und in der mittleren Maske der Säule *D* (Abb. 61) von gerundeten Seitenstücken eingefaßt; die der obersten Maske durch Stücke, die dieselbe Verzierung haben wie die betreffenden Stücke der Masken *B* (oben Abb. 59). Oberlippenstreifen und Kinnstreifen sind durch besondere Verzierungen (Ringe oder Halbringe) hervorgehoben. Die Mundwinkel der obersten Maske werden durch Reliefstücke gebildet, die im allgemeinen Umriß an die geöffneten Schlangenrachen in den Mundwinkeln der untersten Maske der Säule *B* (Abb. 59) und die ähnlichen Gebilde in den Mundwinkeln der drei Masken der Säule *C* (Abb. 60) erinnern, sich aber doch von diesen sehr wesentlich dadurch unterscheiden, daß das ohrartige Gebilde an dem äußern obern Ende des Stückes, das den Mundwinkel der untersten Maske der Säule *B* (Abb. 59) bildet, durch einen richtigen Ohrpflock mit heraushängenden Schellenriemen ersetzt ist.

Die äußere Umrahmung der Maskensäule besteht hier aus Flachreliefen, die in korrekter und reicher Zeichnung die Gestalt eines nach außen geöffneten Schlangenrachens wiedergeben, mit seinen zahnbewehrten Kiefern, dem hauzahnartigen Doppelgebilde, das aus dem Mundwinkel heraushängt, dem Kinnbarte, dem großen Auge und der nicht minder großen Braue und dem hohlen Ohrpflocke darunter, aus dem das Schellenband heraushängt. Während die Mehrzahl dieser Teile, vor allem die beiden Kiefer selbst mit ihrem Zubehör, in richtigem Flachrelief gearbeitet sind, das nach Art eines Mosaiks in die Wand gesetzt ist, sind Augenbraue und Ohrpflock mit langem Zapfen versehen und ragen weit aus der Ebene des Frieses heraus, und zwar in annähernd gleicher Höhe bei sämtlichen dieser Schlangenrachen, die die seitliche Umrahmung der Masken dieser Säule bilden. Diese Schlangenrachen sind aber insofern unabhängige Gebilde, als sie nicht in dem richtigen Maße auf die Masken der Säule verteilt sind, auch geradezu durch Zwischenräume voneinander getrennt sind. Sie werden auch in Wirklichkeit unabhängige Gebilde sein. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß auch sie von einer andern Stelle hergeholt und nolens volens an den Außenseiten der Maskensäule hier in den Fries des Nordgebäudes eingezwängt worden sind. Der Architekt des Nordgebäudes hat in der Tat eine Trennung vorgenommen, die aber vielleicht auch nur dem Zwecke einer

Lückenausfüllung diente, indem er diese Schlangenrachen von der Ohrpartie der Masken durch einen senkrechten Stab abgrenzte, der auf der Oberseite die Zeichnung zweier miteinander verschlungener Wellenlinien trägt.

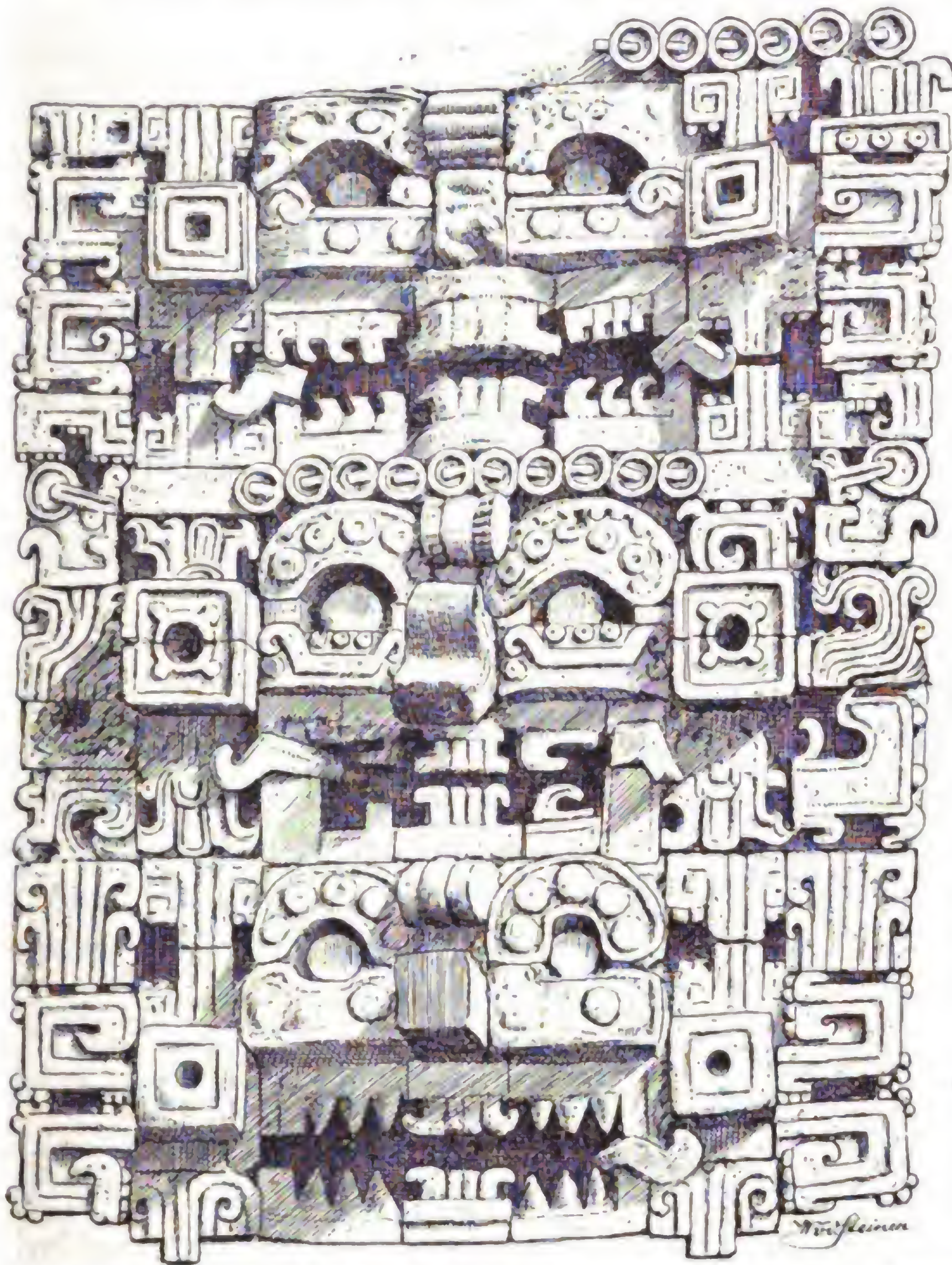


Abb. 62. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Innen- oder Hauptfassade (Südfront). Zweite bis vierte Maske (von unten aus gezählt) der Maskensäule *F*, nach außen von der letzten, dem Ostende der Fassade benachbarten Türe.

Die Masken der letzten Säule, die ich mit dem Buchstaben *F* bezeichnet habe, die nach außen von der elften Tür (von Westen aus gezählt) ihre Stelle hat (vgl. Taf. XVI), sind in Abb. 62 wiedergegeben. Es sind vier im wesentlichen gleiche Masken — die unterste ist in Abb. 62 fortgelassen.

Ein Abschluß durch einen Stirnkranz ist nur der dritten Maske von unten und der obersten gegeben, und zwar besteht der Kranz hier nicht aus Blumen, sondern aus auf ein Band gezogenen Ringscheiben.

Die Augenbrauen sind gerundet, von der Form derer in einigen der Masken der Säule *C* (oben S. 65, Abb. 60). Aber während in den Masken der Säule *C* diesen gerundeten Augenbrauen in gleichem Ausmaße gerundete Wangenstücke entsprechen, die mit ihren Bogenenden die der Augenbrauen berühren, sind hier in der Säule *F* nach oben geradlinig begrenzte Wangenstücke mit den Augenbrauen verbunden. Offenbar eine unorganische Vereinigung, die auch eine Verwendung von lückenausfüllenden Steinen in dem innern Augenwinkel oder in dem innern und dem äußern Augenwinkel notwendig gemacht hat. Die Wangenstücke selbst sind zweierlei Art. Die der zweiten Maske von unten, der untersten der Abb. 62, stimmen mit denen der obersten Maske überein. Die der dritten Maske weichen ab.

Der Mund ist überall mit winklig herausragenden Eckzähnen versehen. Die Seitenzähne aber haben verschiedene Gestalten — bald spitz gefeilt und gerade, bald hakenartig gekrümmt.

In den großen viereckigen Ohrpflöcken ist auch Variation. Die der dritten Maske von unten haben eine knopfförmige Verzierung, die den andern Masken fehlt. Noch ein größerer Wechsel ist in den von den Ohrpflöcken nach oben und nach unten ausstrahlenden Gebilden bemerkbar. Hier ist wieder klar, daß irgendwelche Stücke, die zur Hand waren, der gleichen Klasse angehörend, aber von verschiedenen Bauwerken stammend, verwendet worden sind.

Das gilt in noch viel höherem Maße von den Flachreliefen, die die Masken der Säule außen begleiten. Bei der dritten Maske von unten finden wir z. B. im obern Drittel dieser äußern Umrahmung Flachreliefe eingefügt, die in der obersten Maske der Säule *D* (oben S. 67, Abb. 61) die Mundwinkel außen begrenzen. Ein innerer Zusammenhang zwischen den bei einer und derselben Maske angebrachten Stücken ist nirgends bemerkbar. Es ist eben Flickwerk ohne Sinn und Verstand, die Arbeit eines vom Raubbau lebenden Epigonengeschlechts.

Ich erwähnte oben schon, daß die Maskensäulen der Hauptfassade des Nordgebäudes der Casa de las Monjas, da sie sich aus vier Masken zusammensetzen, höher sind als die der andern Gebäude desselben Systems. Hierzu kommt aber noch, daß diese Maskensäulen des Nordgebäudes noch

eine besondere Bekrönung, eine fünfte Maske, sozusagen, haben, die eine Art *Tlaloc*-Gesicht — das Gesicht des mexikanischen Regengottes, darstellt, mit seinen runden, von Ringen umgebenen Augen, dem queren Nasenstabe und dem schnurrbartähnlichen, an den Enden sich einrollenden Gebilde auf der Oberlippe — das alles aber hier noch umrahmt von der Kombination von Trapez und Dreieck, der monumentalen Form der Kombination von Ring und Strahl, die in den Handschriften der Codex-Borgia-Gruppe sowie denen der Gruppe der Wiener Handschrift und den

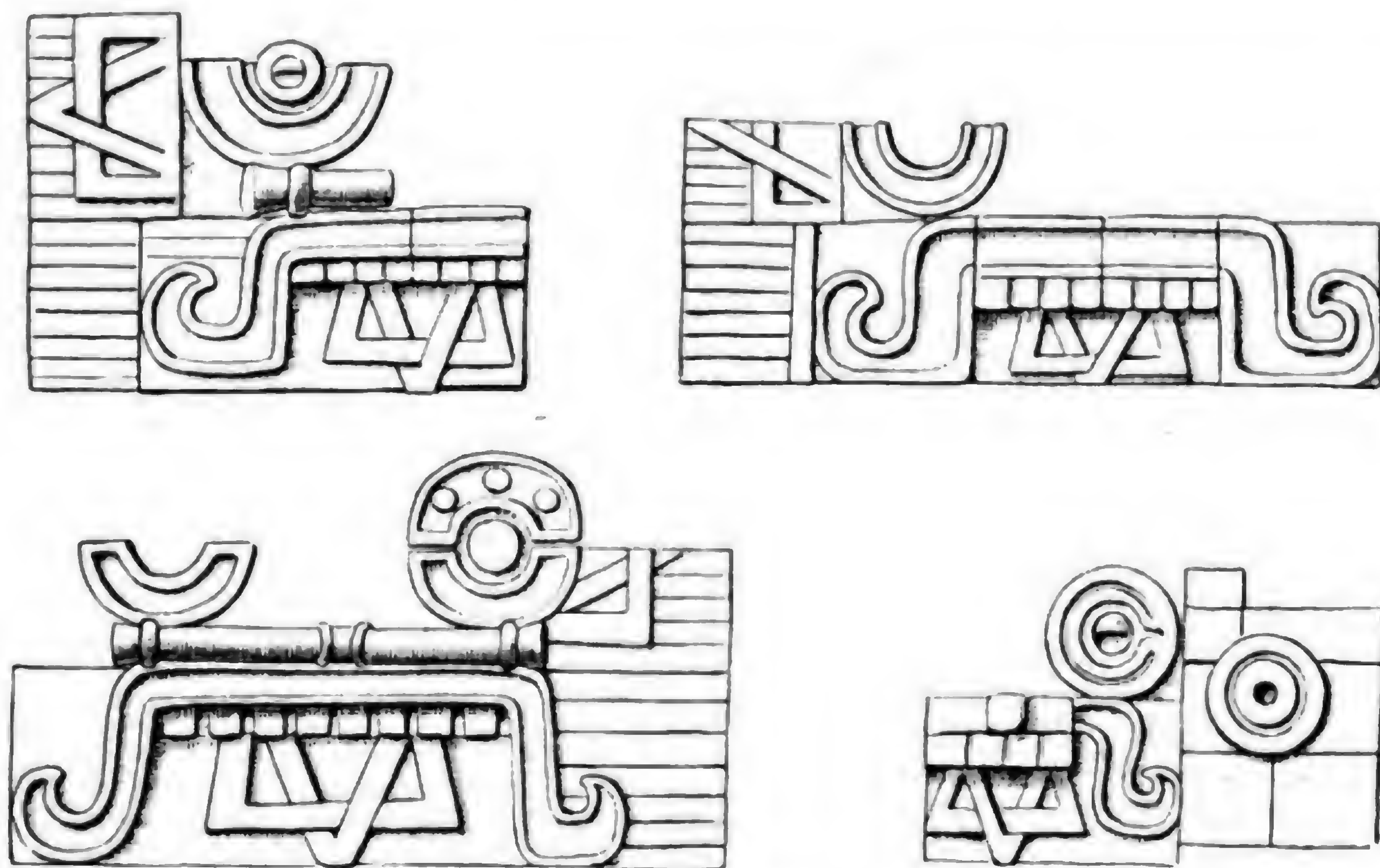


Abb. 63—66. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Hauptfassade (Südfront). Reste der Bekrönungen der Maskensäulen *B*, *C*, *D* und *F*.

sogenannten mixtekischen Handschriften das Zeichen des Jahres ist. Ich habe in den Abb. 63—66 die Reste dieser *Tlaloc*-Gesichter, so wie sie noch heute als Bekrönungen auf den Maskensäulen *B*, *C*, *D* und *F* zu sehen sind, wiedergegeben und in der Abb. 67 aus den verschiedenen Resten ein annähernd vollständiges Bild dieser *Tlaloc*-ähnlichen Masken rekonstruiert, das zugleich zeigt, wie sich diese Bekrönungen von der obersten Maske der Maskensäule absetzen.

Ich habe mich nicht gescheut, den Namen *Tlaloc* für diese Bekrönungen anzuwenden. Denn diese von dem Symbole des Jahres umrahmten Gesichter erinnern, gerade auch durch diese Umrahmung, in so auffallender Weise an das Gesicht des mexikanischen Gottes, daß die nächstliegende Annahme in der Tat

die sein muß, daß die Baumeister, die aus Resten alter Bauten diese Prunkfassade an der dem Hofe zugekehrten Seite des Nordgebäudes zusammenflickten, für die Bekrönungen der Maskensäulen sich Stücke aus einem mexikanischen Bauwerke zusammengesucht haben. — Ich will indes nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß es auch unzweifelhafte Erzeugnisse eines im Maya-Stile arbeitenden Künstlers gibt, in denen dieselben Elemente, wie in diesen *Tlaloc*-Masken, wenn auch in anderer Stilisierung, auftreten. Ich führe z. B. eine kleine bemalte Tonrosette an, die Erwin P. Dieseldorff

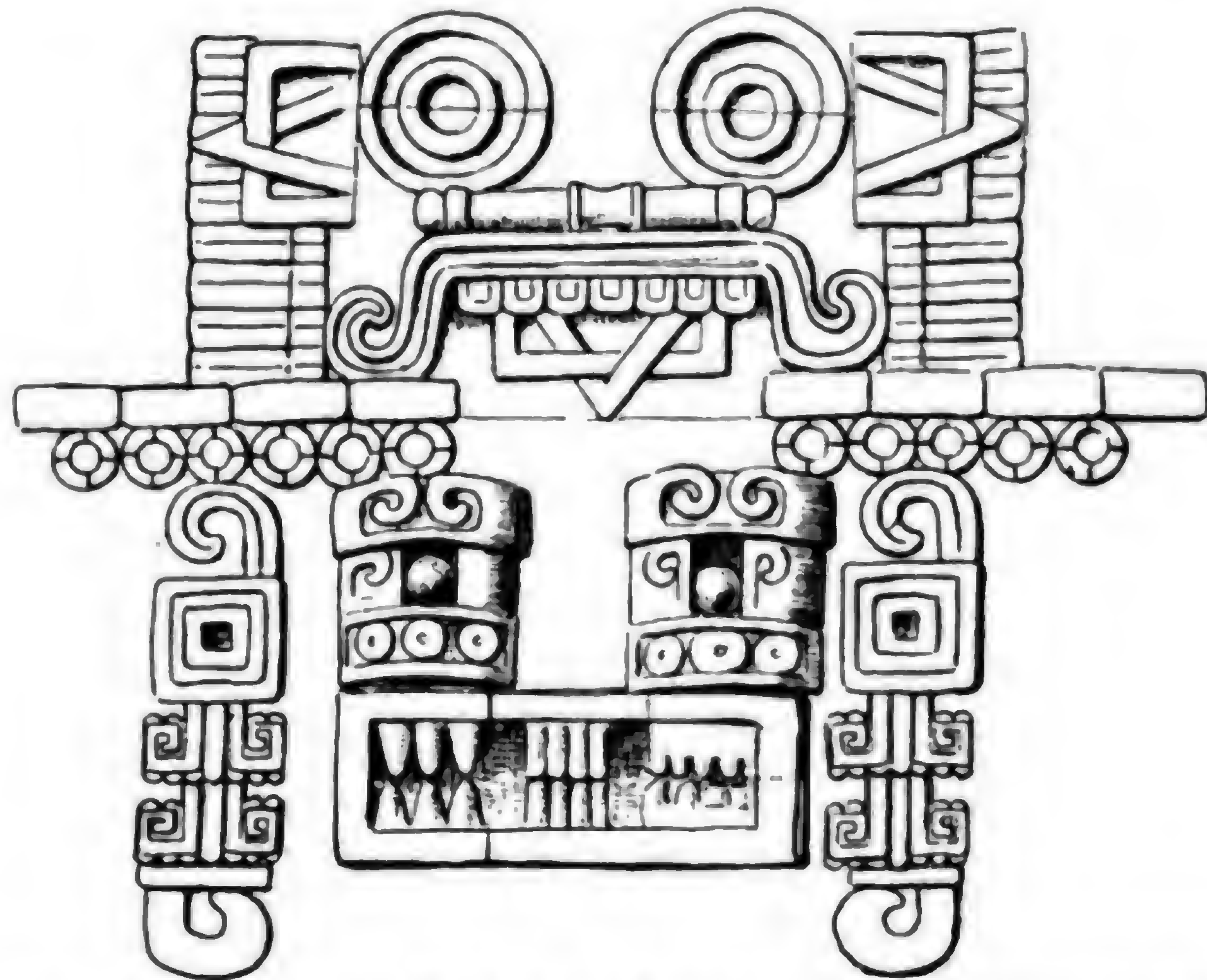


Abb. 67. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Hauptfassade (Südfront). *Tlaloc*artige Maske, von den Zeichen des Jahres umrahmt. Bekrönung der Maskensäulen des Frieses und oberste Maske der Säule B (vgl. S. 65, Abb. 59).

in *Chajcar* bei San Pedro *Carchá* in der Alta Vera Paz gesammelt hat, und die oben in der Mitte der kleinen Tafel Abb. 68 wiedergegeben ist. Hier haben wir dieselben runden von einem Ringe umschlossenen Augen — allerdings noch mit je einer Braue versehen — sowie die Andeutung eines Nasenstabs und das an den Enden sich einrollende Gebilde auf der Lippe vor uns, wie in den beschriebenen *Tlaloc*-Masken des Nordgebäudes der Casa de las Monjas. Aber das Gesicht ist hier von einem Strahlenkranze umgeben, in dem, wie in dem mexikanischen Sonnenbilde, die vier Richtungen durch Hauptstrahlen bezeichnet sind, und aus dem geöffneten Munde schaut nicht die Zahnreihe des mexikanischen Regengotts, sondern die winklig ausgefeilten Zähne des Sonnengotts der Maya-Stämme

hervor. Hier unterliegt es keinem Zweifel, daß dieses Gesicht ein Lichtwesen, Sonne oder Mond, darstellen soll. Ich habe deshalb auch in einem früheren Aufsatze die oben als *Tlaloc*-Gesichter bezeichneten Bekrönungen in ähnlicher Weise gedeutet.

Die Maskensäulen auf dem Friese der Hauptfassade des Nordgebäudes haben ihre Stelle über den Türen des Gebäudes. Und mit ihnen wechseln, wie ich oben schon sagte, Verzierungen in Gestalt eines Hauses, die



Abb. 68. Bemalte Tonrosette aus *Chajcar* bei San Pedro *Carchá* (Alta Vera Paz, Guatemala). Sammlung Erwin P. Dieseldorff.

den Friesraum über den nicht durch Maskensäulen ausgezeichneten Türen in ähnlicher Weise füllen. Von ihnen sind allerdings nur die über der vierten und der sechsten Tür (vom Westende des Gebäudes aus gezählt) noch erhalten (vgl. Taf. XIII—XV). Die letztere, das Haus auf dem Friese über der sechsten Tür, habe ich in Abb. 69 wiedergegeben. Es erhebt sich über einem Unterbaue und hat die gewöhnliche Form eines mit Palmblattflechtwerk überdachten Hauses. Nur daß hier statt der Bedachung mit Stroh oder Palmblattflechtwerk augenscheinlich ein Dach aus Quetzalfedern dargestellt sein soll, das im übrigen, wie das gewöhnliche Palmblattdach, in verschiedenen Absätzen aufsteigt, und dessen First, auch in

zwei Absätzen aufsteigend, durch ein festeres, mattenartiges Geflecht hergestellt ist. Wir hatten diese hausartigen Verzierungen auch auf dem Friese der dem Hofe zugekehrten Fassade des Südgebäudes der Casa de las Monjas angetroffen (siehe oben S. 35, Abb. 17), dort aber mit einer Maske kombiniert, und über jeder der Türen des Gebäudes. Die Hausverzierungen auf dem Friese der Hauptfassade des Nordgebäudes zeichnen sich, jenen gegenüber, dadurch aus, daß zu jeder Seite des Daches drei Schlan-



Abb. 69. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Hauptfassade (Südfront). Friesverzierung über der Tür 6, mit den Maskensäulen wechselnd.

genköpfe herausragen, die als die Enden von ebensovielen Schlangenleibern zu gelten haben. Die Köpfe der Schlangen haben die gewöhnliche Form — aufgebogenes Schnauzenende, großes, von einer Braue überwölbtes Auge, zwei aufrechte Edelsteinstäbe an der Wurzel des Schnauzenendes und das Doppelgebilde aus dem Mundwinkel heraushängender, an den Enden sich einkrümmender Hauzähne. Die untersten Schlangenköpfe sitzen an der Stelle, wo der obere Dachabsatz den untern überschneidet. Hier ist von einem Schlangenleibe nichts zu sehen. Das zweite Paar von Köpfen ist an der Stelle angebracht, wo der obere Dachabsatz und der untere der beiden mattenartig geflochtenen Firststreifen aneinandergrenzen. Für diese

beiden Köpfe ist eine Art Leib vorhanden in Gestalt eines doppelten, vielfach zusammengebundenen (Zeug-?)Streifens, der an der bezeichneten Stelle dem Dache aufliegt. Das dritte Kopfpaar ragt über die Schneide des Dachfirstes empor und bildet die Enden eines Leibes, der in doppelter Krümmung dem Dachfirst aufliegt und sich durch die Bauchplatten und durch die dreieckigen, mit gekreuzter Strichelung erfüllten, d. h. als schwarzer Farbe zu denkenden Rückenflecken als richtiger Schlangenleib kennzeichnet.

Eine Besonderheit zeigen auch noch die Türpfosten dieser Häuser, indem die massiven, unverzierten, glatten Pfostenstücke von einem säulentrommelartigen, mit einer Verkröpfung in der Mitte versehenen Endstücke gekrönt sind.

Bei dem Hause Abb. 69, das über der sechsten Tür der Hauptfassade des Nordgebäudes angebracht ist, also die eigentliche Mitte dieser elf Türen aufweisenden Fassade darstellt, sind an der Türschwelle, dem obern Gliede des Friesuntergesimses oder Gurtgesimses der Fassade aufsitzend, noch zwei Rücken an Rücken sitzende Puma oder Jaguare zu sehen, deren Schwänze sich bandartig verschlingen (vgl. Abb. 69). Annähernd das gleiche zeigt uns eine aus einem einzigen Blocke gehauene Figur von 3′ 22′ Länge und 2′ Höhe, die Stephens und Catherwood[1] aus einem kleinen Hügel gruben, der auf dem großen Hofe an dem Ostfuße der Casa del Gobernador etwa 60′ östlich von dem sogenannten »picote« angetroffen wurde, dem Steinpfeiler, der den zärimonialen Mittelpunkt dieses Hofes bezeichnet. Die Figur ist jetzt in dem Wirtschaftsgebäude der Hacienda *Uxmal* eingemauert, an der rechten Seite der Treppe, die zu der Galerie und den Wohnräumen des ersten Stocks emporführt. Ich habe sie in Abb. 70 wiedergegeben. Die Maße dieser Figur sind ungefähr die glei-

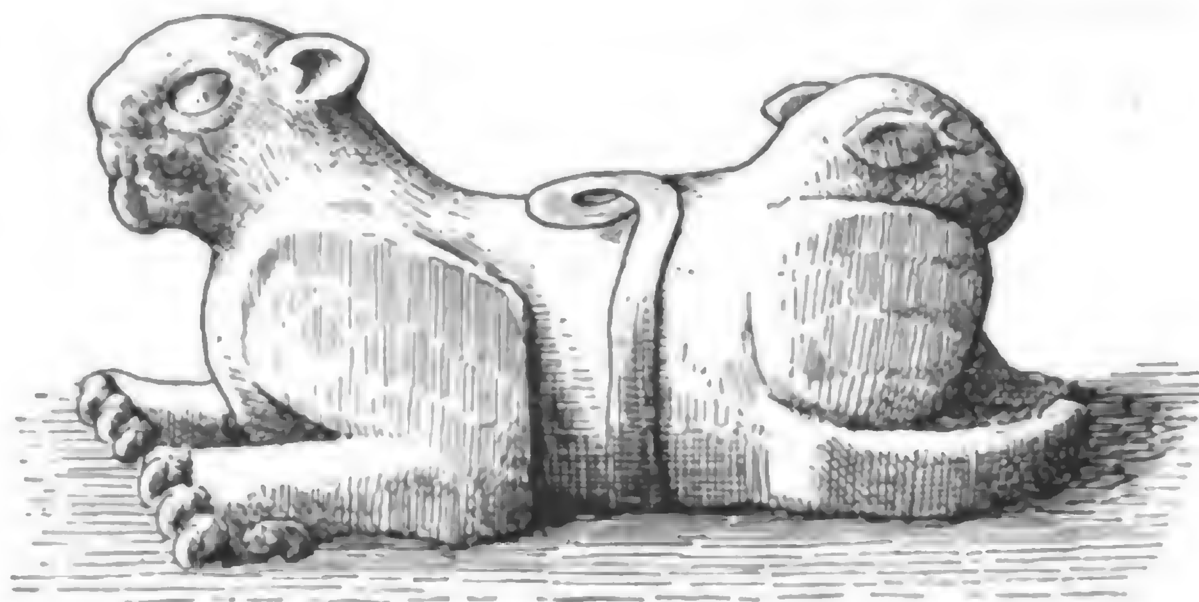


Abb. 70. *Uxmal.* Steinfigur eines doppelten Jaguars oder Pumas, von Stephens und Catherwood aus einem Hügel gegraben, der sich östlich der Mitte des großen Hofes an dem Ostfuße der Casa del Gobernador befand. Nach einer Zeichnung Catherwood's.

[1] Incidents of Travel in Yucatan, p. 182. 183.

chen wie die, die das entsprechende Bildwerk vor der Schwelle der Hausverzierung Abb. 69 aufweist. Es ist mir daher sehr wahrscheinlich, daß auch das Stück Abb. 70 von dem Friese der dem Hofe zugekehrten Hauptfassade des Nordgebäudes stammt.

Über dem Friese des Nordgebäudes der Casa de las Monjas ist endlich noch ein reichgegliedertes oberes oder abschließendes Hauptgesims vorhanden (vgl. Taf. XIV—XVI). Es besteht aus einer untern schräg vorkragenden Steinreihe, einem vertieften Halbsäulchenbande, einer senkrechten, vorkragenden Steinreihe und drei Reihen in umgekehrtem Sinne schräg vorkragenden Steinreihen, die den Abschluß bilden. Die Vorderfläche der senkrecht vorkragenden Steinreihe zeigt an der Hinterseite des Baues und auch an einigen Stellen der Vorderseite ein von Horizontallinien eingefaßtes Zickzackband (Abb. 71). Das Muster entspricht dem auf der senkrechten Steinreihe, die das zweite (mittlere) Glied des Friesuntergesimses des alten, von der neuen Fassade ummantelten Baues bildet (vgl. Taf. XII, 2; Taf. XVI und oben S. 56, Abb. 44). Nur sind die Linien hier nicht, wie dort, voll eingegraben, sondern bestehen aus vertieften Punkten, ähnlich der Verzierung, die, wie wir sehen werden, der mittlere Teil der Front des Gipfelgebäudes der Casa del Adivino trägt. Da diese Art der Verzierung sonst beinahe nirgends vorkommt, so sind wir vielleicht berechtigt, die neue Fassade des Nordgebäudes der Casa de las Monjas und das Gipfelgebäude der Casa del Adivino und somit auch die letzte Erhöhung dieses Bauwerkes als ungefähr gleichaltrig anzusehen.

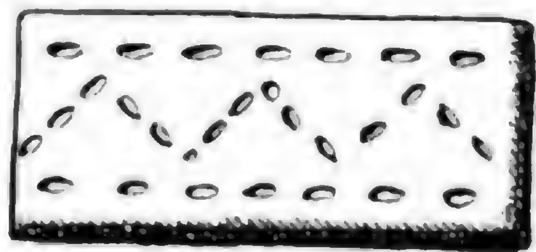


Abb. 71. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Hauptfassade (Südfront). Punktverzierung auf der senkrechten Steinreihe, die das dritte Glied des abschließenden Hauptgesimses bildet.

Demselben mittleren Gliede dieses abschließenden Friesobergesimses sind in bestimmten Abständen frei ausgearbeitete Schlangenköpfe aufgesetzt (Abb. 72), ähnlich denen, die man

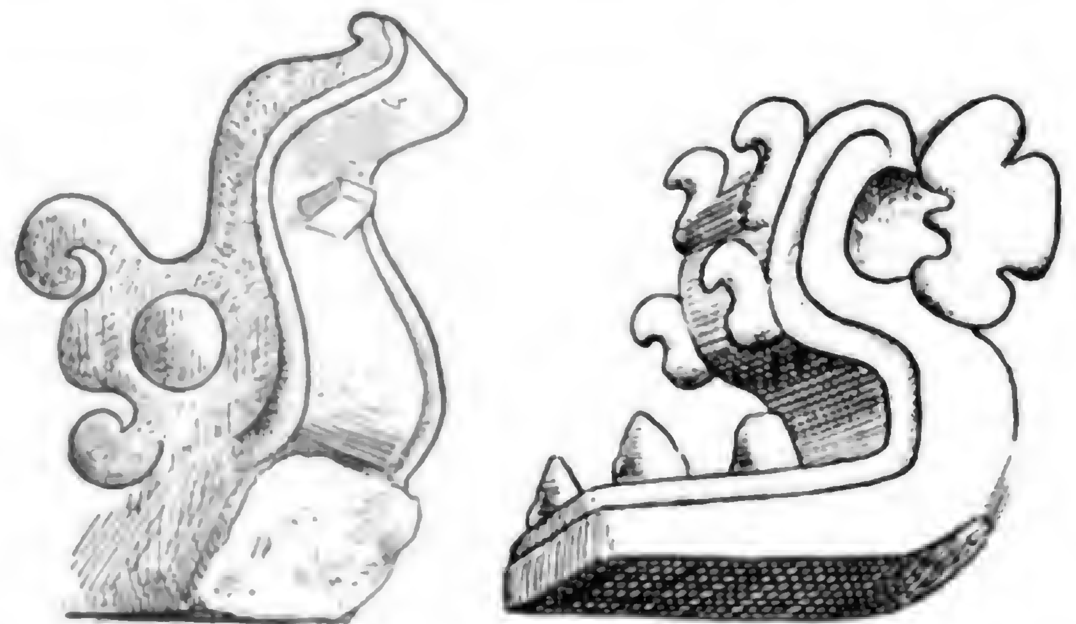


Abb. 72 a, b. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Hauptfassade (Südfront). Schlangenköpfe, dem mittleren Gliede des Friesobergesimses, des abschließenden Hauptgesimses, aufgesetzt.

auf dem mittleren Gliede des Friesuntergesimses an den Ecken des Gebäudes angebracht sieht (vgl. oben S. 58, Abb. 46). In der Regel fallen vier solcher Drachenköpfe auf den Raum zwischen zwei Maskensäulen.

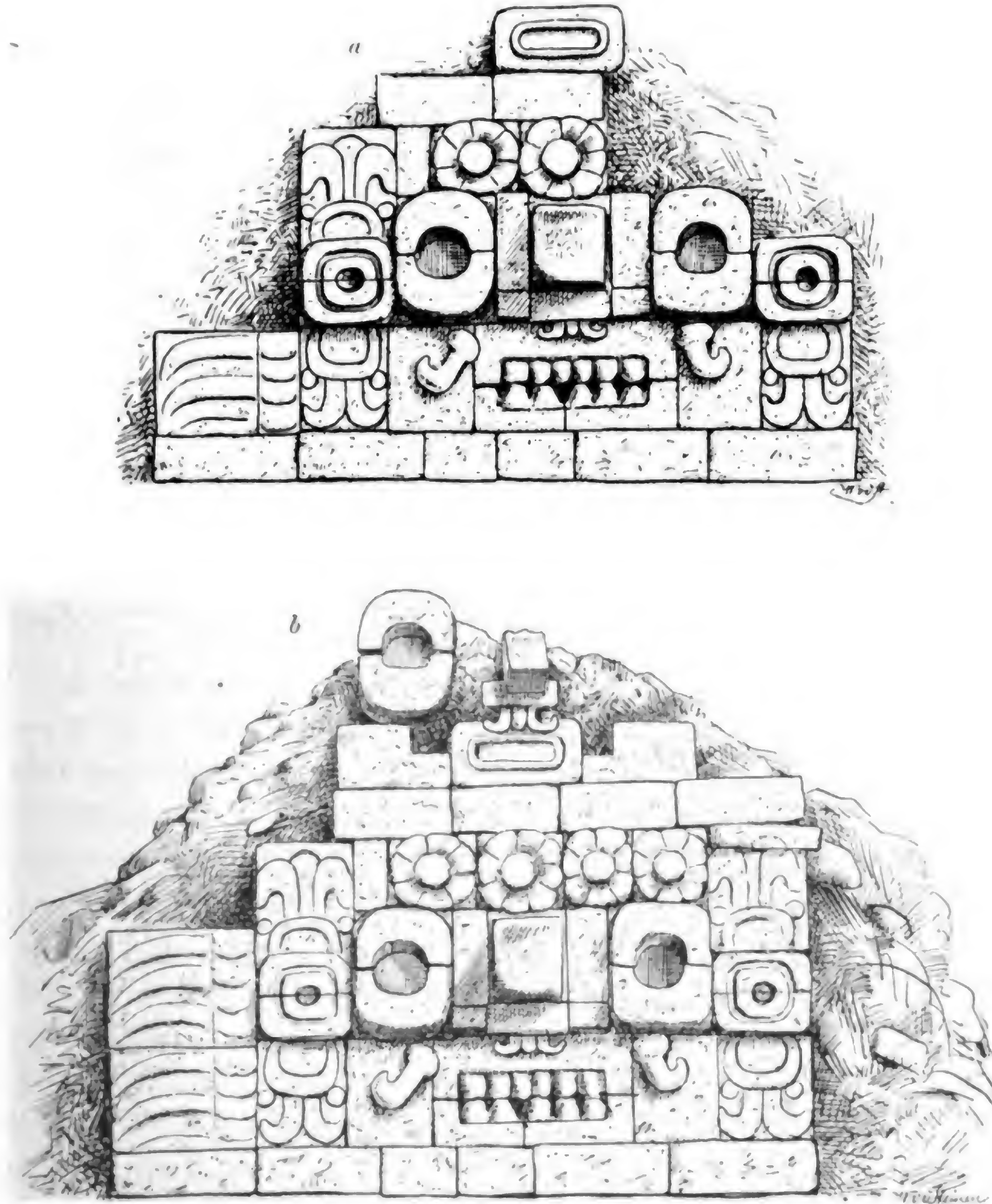


Abb. 73. *Uxmal.* Casa de las Monjas. Nordgebäude. Vorderseite (Südfront). Maske, dem Friesobergesimse angefügt über der Tür 4.
a. Gegenwärtiger Erhaltungszustand.
b. Nach einer Photographie Désiré Charnay's vervollständigt.

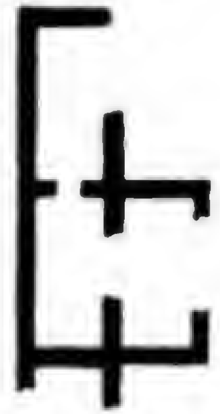
Über dem vierten Gliede endlich dieses Friesobergesimses, d. h. über der untersten der drei schräg vorkragenden Steinreihen, die den Abschluß des Gesimses bilden, und gerade über der Stelle, wo in dem Friese die Häuser mit dem Federdache und den doppelköpfigen Schlangen auf dem Firste angebracht sind, setzt je eine, aber anscheinend nur zwei Glieder zählende Säule von Masken einfacherer Art (Abb. 73) auf, deren Rüssel, gleich denen der andern Masken dieses Gebäudes, nach unten gebogen sind. Der obere Abschluß durch einen die Stirn überspannenden Kranz von Blüten, der sicher ursprünglichster Bestandteil der Masken war, ist hier deutlich und eindrucksvoll. Die Augen sind verhältnismäßig klein. Augenbrauen und Wangenstücke sind gerundet und berühren sich mit den Bogenenden, wie in den Masken der Säule *C* (S. 65, Abb. 60), aber sie sind unverziert. Aus den Mundwinkeln ragen Hauzähne normaler Größe und Gestalt. Auch die Ohrplatten sind normal, und der Aufbau ihrer obern und untern Ausstrahlungen oder Gehänge ist verständlich. Die Stücke sind offenbar von einem besondern alten Baue einfacheren Stils an diese überladene Fassade gebracht worden.

V. Haus des Wahrsagers — Casa del Adivino.

A. Eingangsgebäude und Erdgeschoß.

Mit der Casa de las Monjas hängt das System der Casa del Adivino sehr eng zusammen. Von der Südostecke des Hofes der Casa de las Monjas führte ein Weg zwischen zwei auf einer erhöhten Terrasse liegenden, gleichartig und symmetrisch gebauten Häusern, hinab in den Hof, von dem der Hauptaufgang auf die große Pyramide ausgeht, die seit alter Zeit den Namen Casa del Adivino, »Haus des Wahrsagers«, trägt, und es scheint, als ob die beiden abschließenden oder angebauten Gemächer an dem Ostende des Südgebäudes der Casa de las Monjas (vgl. den Plan oben S. 34, Abb. 16) gegen die Front des Südgebäudes nach Süden deshalb zurückgerückt worden sind, weil hier eine Wegbreite geschaffen werden mußte für den Abstieg in den Hof der Casa del Adivino. Dieser Hof hat eine Breite von 41 m und eine Tiefe von 24 m. Er ist auf drei Seiten, Norden, Westen, Süden, von Terrassen von ungefähr 8 m Breite umsäumt, während an der Ostseite die große Pyramide sich erhebt, deren Basis mit einer Breite von 72 m und einer Tiefe von 48 m nach beiden Seiten weit über die Grenzwälle des Hofes hinaus sich erstreckt.

Die Grundfläche dieser Pyramide stellt übrigens nicht, wie wir dies bei andern, insbesondere den mexikanischen Bauten, zu sehen gewöhnt sind, ein scharfes Rechteck dar, sondern die Ecken sind stark abgerundet. Das gleiche beobachteten wir schon bei der Terrasse, die das Nordgebäude der Casa de las Monjas trägt, und es zeigt sich auch in andern yukatekischen Bauten.



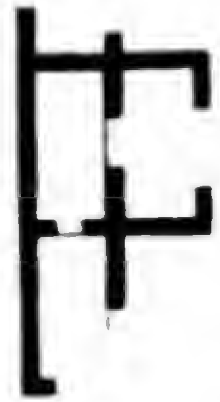


Abb. 74. *Uxmal.* Die beiden Casas de los pájaros.

Die beiden Eingangsgebäude, die sich auf der den Hof im Westen begrenzenden Terrasse erheben und den Weg von dem Hofe der Casa de las Monjas zu dem Hofe vor der Front der Casa del Adivino flankierten, sind symmetrisch und gleichartig gebaut (Abb. 74) und bestanden, wie es scheint, jedes aus drei in einer Reihe liegenden, nordsüdlich orientierten Zimmern, die durch ein Durchganggewölbe verbunden gewesen waren, und denen in der Mitte an der Ostseite ein viertes Zimmer angefügt ist, das eine Tür nach Osten hatte und einen Zugang zu dem mittleren und dem äußeren der drei in einer Reihe liegenden Zimmer bot. Die Wandhöhe beträgt 2.25 m. Die Gewölbe haben sanft gerundete Seiten und breite Deckplatten. Pfahllöcher sind je eines an jedem Ende, nahe der untern Gewölbkante vorhanden; weiter oben näher der obern Gewölbkante zwei Reihen von je vier Löchern, die der untern Reihe in die Zwischenräume der obern fallend (Abb. 75a). Die Wände sind aus regelmäßig zubehauenen Quadern aufgeführt. An der Innenwand des Mittelzimmers des nördlichen der beiden Häuser ist der Stuckbelag noch erhalten und zeigt an den Kanten Streifen roter Bemalung und unter der Gewölbunterkante an dem Südende der Westseite und dem Westende der Nordseite noch Reste einer rings um das Gemach laufenden einfachen (oder doppelten?) Reihe von Hieroglyphen, mit roter Farbe auf weißem Grunde gemalt (Abb. 75b).

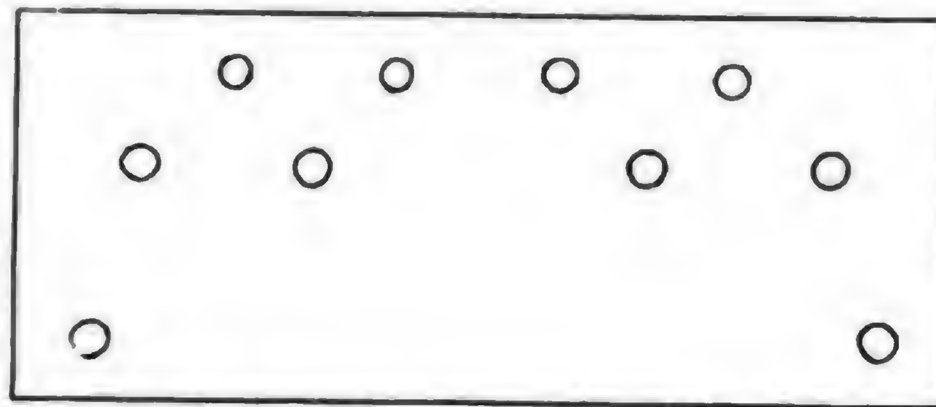


Abb. 75a. *Uxmal.* Casa de los pájaros. Pfahllöcher.

Die Hinterwand (Westwand) der beiden Häuser ist geschlossen. Der Untersatz ist zur Zeit verschüttet. Die Wandfläche ist glatt. Das untere Friesgesims, das Gurtgesims, besteht aus einer schräg vorkragenden Steinreihe, einem

vertieften Halbsäulchenband und einer senkrechten vorkragenden Steinreihe. Der senkrechte Fries ist mit Halbsäulchen verziert, die aus einem glatten 0.48 m langen Schaftteile unten und oben und einer mittleren Verkröpfung von 0.30 m Höhe bestehen (vgl. Taf. XVIII rechts unten und Textabb. 75c). Diese Halbsäulchenfriese und Halbsäulchenwände geben augenscheinlich die aus aneinander gereihten Stangen oder Bambusrohren bestehenden, Luft durchlassenden Wandteile wieder, die in den yukatekischen Häusern mit aus Steinen aufgemauerten und mit Kalkbelag versehenen Wandstücken abwechseln (vgl. Taf. XVII). Die Verkröpfungen in der Mitte der Halbsäulchenfriese und Halbsäulchenwände der Steinhäuser entsprechen genau den Stellen, wo in den heutigen Rohrhütten eine Querstange über die die Wand bildenden Stangen oder Rohre gebunden ist. Steinhäuser mit solcher Holzarchitekturverzierung begegnen einem vielfach unter den Bauten von Yucatan. Ich habe den Eindruck, daß diese Holzarchitekturverzierung die Nebengebäude kennzeichnet, und bin geneigt, die Tatsache zum Vergleiche heranzuziehen, daß hier in Yucatan, wie anderwärts in der Tierra caliente, die Küche in einem besonderen Hause untergebracht ist, und daß dieses Küchenhaus ausnahmslos Wände aus Stangen oder Baumzweigen hat, auch wo das Hauptliaus aus Aufmauerung besteht oder durch Kalkbewurf innen und außen eine geschlossene Wand bekommen hat.



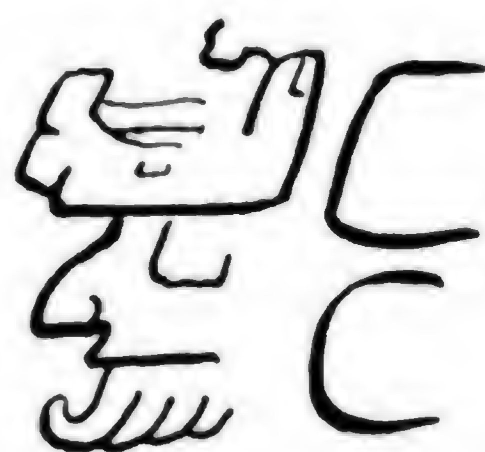


Abb. 75b. *Uxmal*. Casa de los pájaros. Reste von Hieroglyphen an der Innenwand des Mittelzimmers des Nordgebäudes.

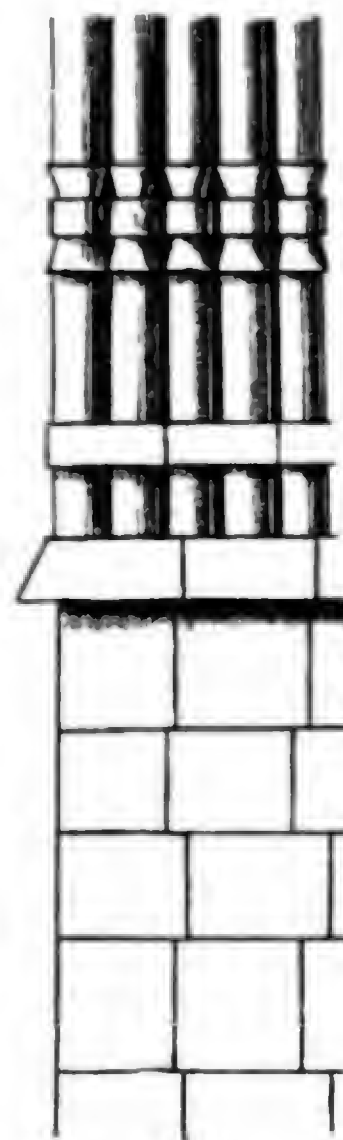


Abb. 75c. *Uxmal* Casa de los pájaros. Aufbau der Fassaden der Hinterwand und der Seitenzimmer.

Die Vorderwände (Ostwände) der in einer Reihe liegenden hinteren Gemächer haben dieselbe Halbsäulchenverzierung am Friese wie die Hinterwand. An den Seiten und der Vorderwand (Ostwand) der beiden in der Mitte der Ostfront vorspringenden Gemächer aber sind das Friesuntergesims und der Fries durch ein in steiler Schrägung über der glatten Wandfläche aufsteigendes Hausdach ersetzt, das unten mit einer ziemlich senk-

rechten Steinreihe beginnt, die, wie es scheint, aus Mattengeflecht bestehende Fransen nachahmt. Darüber folgt ein Band aufgereihter Ringscheiben, und darüber endlich die eigentliche Dachfläche, aus sieben Reihen dachziegelförmig sich deckender und auch die Gestalt von Dachziegeln aufweisender Stücke (Blätter oder Federn) bestehend. In der zweiten, vierten und sechsten Reihe dieser Dachziegel waren steinerne Vogelfiguren eingesetzt, von denen in der zweiten Reihe und besonders deutlich in der sechsten Reihe noch eine an ihrer Stelle erhalten ist (Abb. 76). Und es ist daher mit Recht für diese beiden Eingangsgebäude, zwischen denen man zu dem Hofe der Casa del Adivino absteigt, der Name Casa de los pájaros, »Vogelhaus«, vorgeschlagen worden.

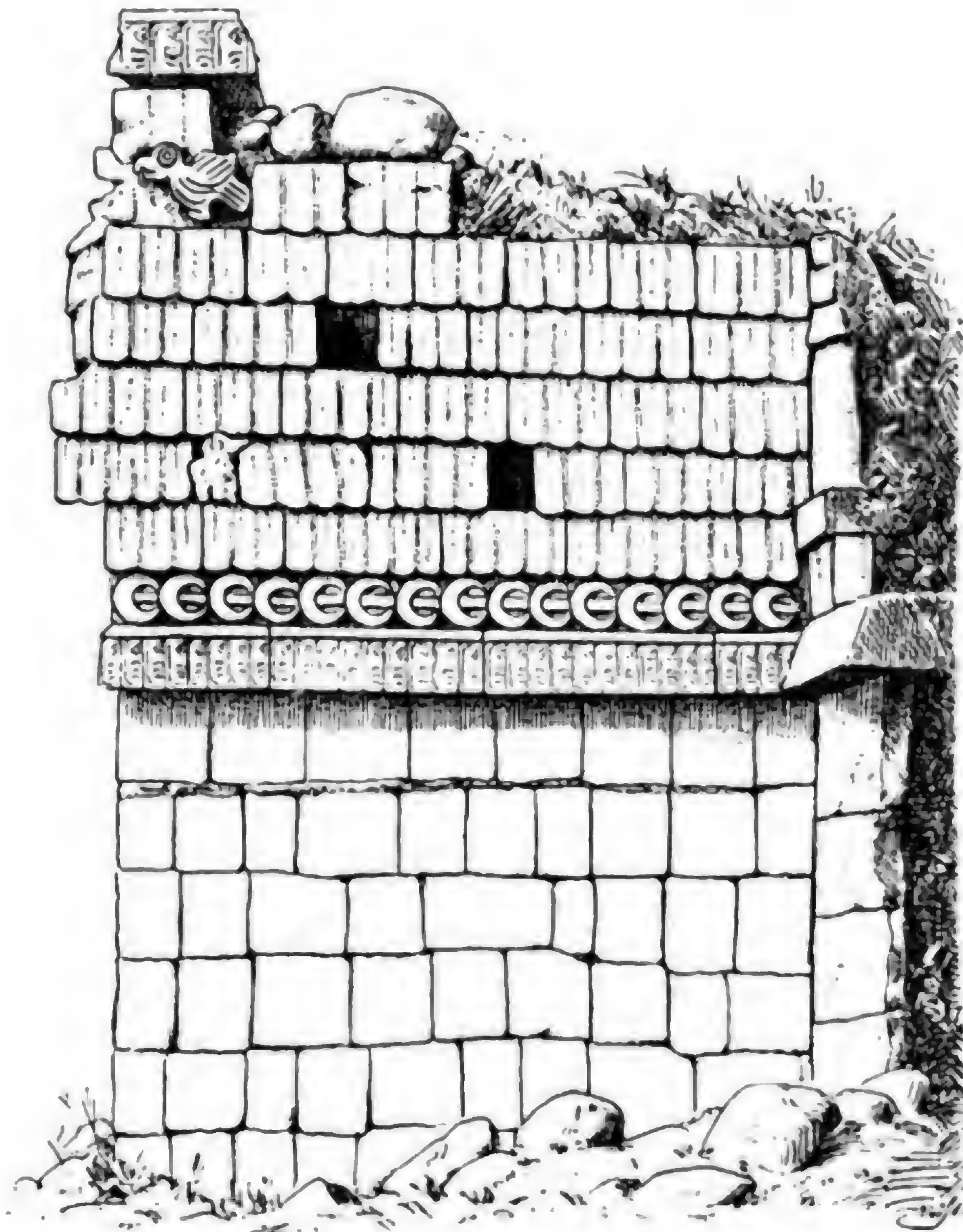


Abb. 76. *Uxmal.* Südliches der beiden Casas de los pájaros. Nördliche Außenfront des in der Mitte der Ostfassade vorgeschobenen Einzelzimmers.

Über diesem Dache ist noch ein Stein der untersten schräg vorkragenden Steinreihe des Friesobergesimses erhalten, das an den andern Wänden dieser beiden Gebäude vollständig verlorengegangen ist.

Die Casa del Adivino oder die »Pyramide de Kingsborough«, wie sie v. Waldeck nannte, ist eines der stolzesten Gebäude dieser Ruinenstätte. Aber hier, mehr noch als bei andern Gebäuden, kann man sehen, wie dieser Bau allmählich gewachsen, und wie er durch An- und Überbauten verändert worden ist.

Ursprünglich war die Casa del Adivino ein niedriger Bau, der aber doch schon eine reichentwickelte Fassade hatte, dessen Errichtung augenscheinlich in eine Zeit vorgeschrittenen künstlerischen Schaffens fiel. Dieser

erste Bau bildet jetzt das Erdgeschoß der Casa del Adivino. Seine Fassade wäre wahrscheinlich schon längst bis zur Unkenntlichkeit zerstört, wäre nicht gerade ihr mittlerer und Hauptteil durch die Treppe, die man später über sie gelegt hat, vor der Vernichtung bewahrt worden. Dieses jetzige Erdgeschoß hatte auch, gleich den spätern Überbauten, seine Front nach Westen, nach dem Hofe und den dahinter folgenden beiden Casas de los pájaros. Dieser ebenerdige Bau scheint ursprünglich aus einer Doppelreihe von fünf nordsüdlich orientierten Gewölben bestanden zu haben, denen an den beiden Enden zwei ostwestlich orientierte Zimmer angefügt waren (vgl. den Plan Abb. 77). Das ganze Gebäude hätte danach eine Breite von 46 m gehabt, was der Breite des Hofes plus der halben Breite der nördlichen und südlichen, den Hof begrenzenden Terrasse entspräche.

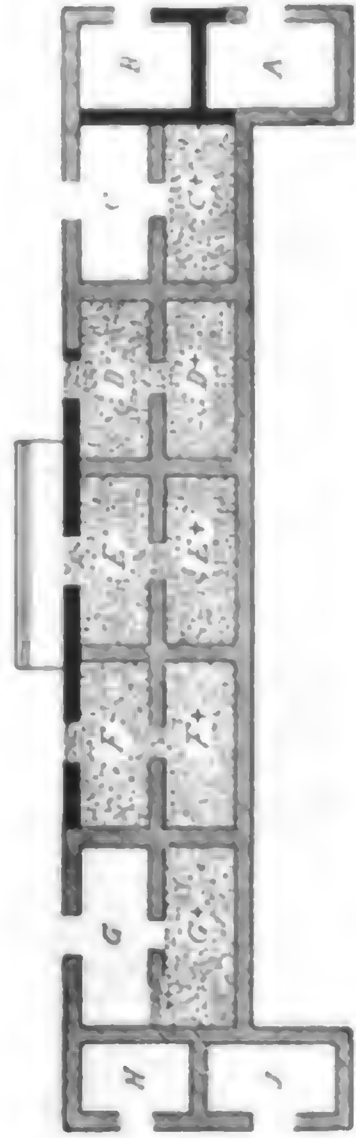


Abb. 77. *Uxmal.* Casa del Adivino. Erdgeschoß. Grundriß rekonstruiert. (Die voll ausgezogenen Wandstücke sind vorhanden und beobachtet, die schraffierten zerstört oder unter dem Schutt vergraben.)

Von den Zimmern an den Enden ist nur das eine im Norden (*B*) in seinem Gewölbteile erhalten. Von der Reihe der nordsüdlich orientierten Zimmer sind die Türen von *D* und *F* und das Fassadenstück zwischen diesen Türen, das durch die darübergebaute Treppe geschützt war, gut erhalten. Von den Gemächern aber sind nur die Vorderzimmer *D* und *F* in ihrem Gewölbteile sichtbar, und auch diese sind bis zur halben Höhe mit Mauerwerk vollgestopft. Das Vorderzimmer *E* ist ganz und gar mit Mauerwerk ausgefüllt. Die Vorderzimmer *C* und *G* sind zerstört. Durch ein Loch in dem Mauerwerk oberhalb der Türöffnung von *C* sieht man, daß noch zweite Zimmer dahinter waren, daß also in der Tat dieser ebenerdige Bau, gleich den Gebäuden der Casa de las Monjas, der Casa de Palomas u. a., aus einer Doppelreihe von Gewölben bestand. Die Hinterzimmer aber sind bei der Anlage der Treppe und der Erhöhung des Baus mit Steinen vollgepfropft worden.

Die Außenfront dieser Zimmerreihe, mit der sie überbrückenden Treppe, ist auf der Tafel XIX, 2 — wenn auch nicht sehr deutlich, da der ganze Hang mit losen Steinen überschüttet ist — noch zu erkennen. Die Basis ist noch nicht freigelegt worden, die Wand ist in Streifen von etwas über

einem Meter Breite geteilt, und es wechseln glatte Streifen mit Gruppen von je drei Halbsäulen, die einfach glatt sind, weder eine mittlere, noch eine untere oder obere Verkröpfung haben (vgl. Taf. XX, 2). Die Türen sind von glatten Wandstreifen von je 0.38 m Breite eingefaßt, und zwischen Tür und Tür haben dann noch drei Gruppen von je drei Halbsäulen und zwei glatte Mauerstreifen gleicher Breite Platz gefunden. Daß die Halbsäulen nicht bis an die Tür gehn, sondern durch einen schmalen, glatten Streifen von ihr getrennt sind, entspricht einer Eigenheit, die die yukatekischen Häuser noch heute zeigen. Auch bei diesen ist — häufig, nicht immer — der aus zusammengebundenen Stangen und Baumzweigen bestehende Wandteil von der Türöffnung durch aufgemauerte Pfosten getrennt (vgl. Taf. XVII, 1).

Das Friesuntergesims oder Gurtgesims war besonders reich entwickelt (vgl. Taf. XX, 1. 2). Es bestand aus fünf Gliedern:

1. einer schräg vorkragenden, mit verschiedenen Reliefornamenten geschmückten Steinreihe (0.19 m), die am untern Rande mit schräg vorstehenden Stufen oder Zinnen besetzt ist (0.12 m) (vgl. Abb. 78);

2. einer Reihe kurzer, mit einer Kröpfung in der Mitte versehener Halbsäulchen (0.21 m);

3. einer senkrechten, glatten Steinreihe (0.06 m);

4. einer stark hervorgewölbten, zylindrischen Schnur aus Schlangenschwanzklappern von 0.20 m Durchmesser, auf der das Gewölbe aufsitzt, das die die Treppe tragende Überbrückung der Fassade bildet;

5. einem aus wallenden (Quetzal-) Federn bestehenden Bande von 0.30 m Höhe (Abb. 79), gleicher Art wie das, das wir nachher in dem Gurtgesimse der Fassade des Gipfelgebäudes finden werden. Dieses Federband ist aber im allgemeinen durch das die Überbrückung der Fassade herstellende Gewölbe verdeckt. Nur über der Tür *E* ist es noch zu sehen, weil hier für die den Fries schmückende Maske (Abb. 83, unten S. 91) und den darunter angebrachten Steinkopf der »Vieja« (Abb. 84, unten S. 91) das Gewölbe einen Ausschnitt oder eine Erhöhung erhalten hat.

Von den Reliefverzierungen, die das schräg vorkragende, am untern Rande mit Zinnen besetzte unterste Glied des Gurtgesimses bedecken (vgl. Taf. XX, 1 und 2), sind von dem nördlichen Türpfosten des Zimmers *D* bis zu dem südlichen Türpfosten des Zimmers *F* noch etwa 33 erhalten. Sie sind in querem Sinne ausgebildet und normal durch schmale, senkrechte, von senkrechten Stäbchen begrenzte Streifen voneinander getrennt. Da

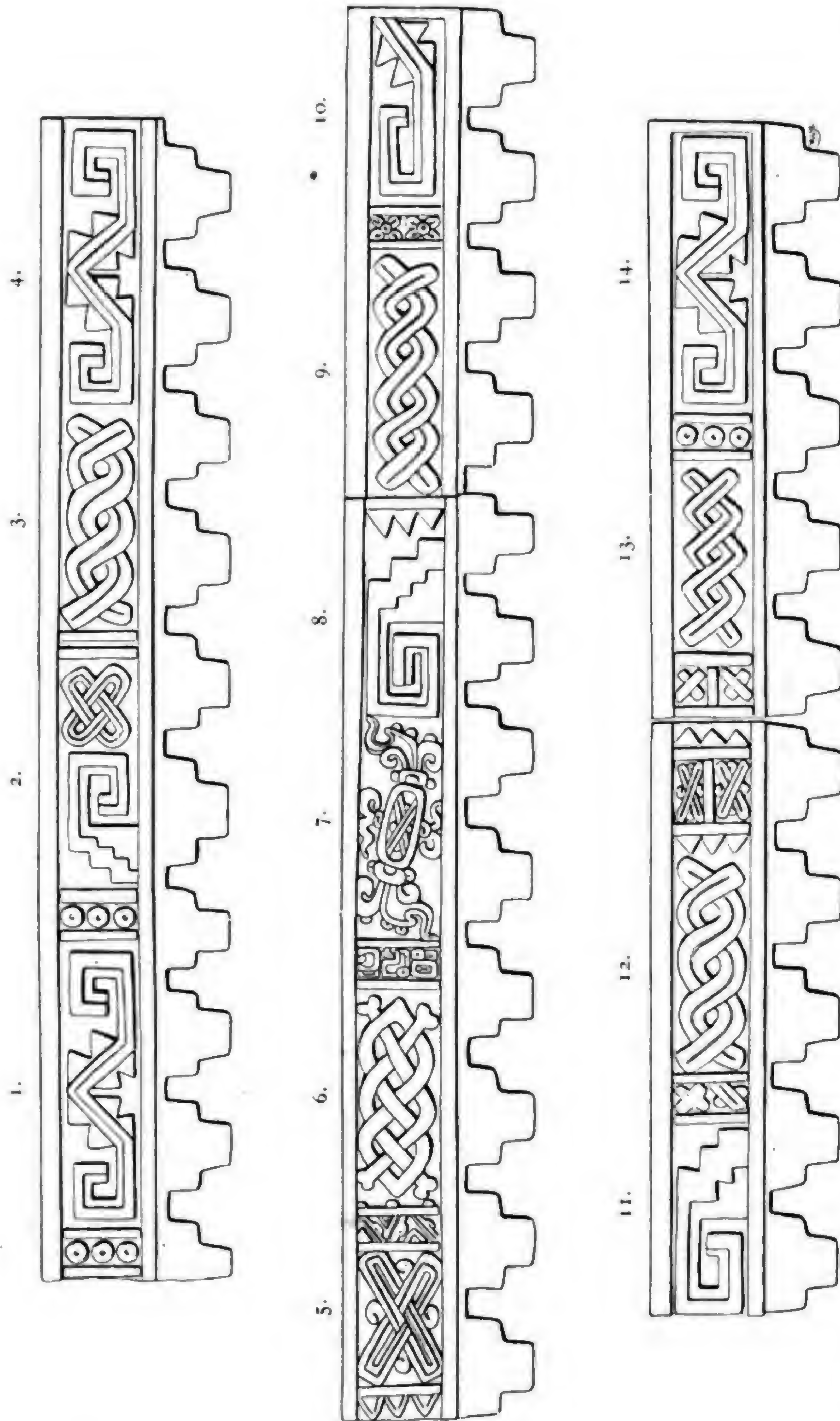


Abb. 78a. *Uxmal.* Casa del Adivino. Erdgeschoß. Westfront. Das unterste Glied des Friesuntergesimses, vom nördlichen Türpfosten des Zimmers *D* bis in den durch die Überbrückung der Fassade geschaffenen Tunnel hinein. (Nach einem Abgusse gezeichnet von Wilhelm von den Steinen.)

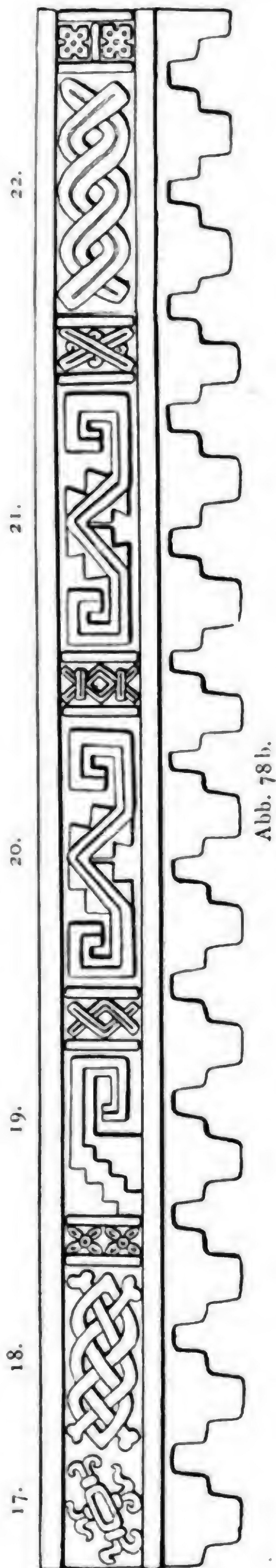


Abb. 78 b.

aber, wie allgemein in der yukatekischen Architektur, fortlaufende Ornamente nicht an Ort und Stelle in die festgefügte Wand gemeißelt wurden, sondern die Werkstücke außerhalb fertiggemacht und mosaikartig in die dicke Mörtelmasse der Mauern und Wände eingesetzt wurden, so kamen nicht selten unzusammengehörige Stücke aneinander. Die Folge davon war hier, daß vielfach Ornament neben Ornament zu stehen kam, ohne trennende senkrechte Streifen, oder daß die Ornamente in unvollständiger Weise nur durch halbe Streifen oder einen einzelnen Stab getrennt sind. Man kann sich des Verdachts nicht erwehren, daß auch hier unvollständige Reste eines andern Baus ohne Rücksicht auf ihre wirkliche Zusammengehörigkeit aneinandergefügt worden sind. Und man wird um so mehr geneigt sein, dies anzunehmen, als in ganz unregelmäßiger Weise bald nur zwei oder drei dieser Verzierungen, bald eine größere Zahl von ihnen auf einem der quer aneinandergefügten schmalen Steinbalken ihre Stelle hat.

Die Verzierungen selbst sind nicht durchweg verschieden, sondern es ist eine kleine Zahl von Typen, die, mit einigen Variationen, auf den queren Streifen, die das unterste Glied des Gurtgesimses bilden, sich wiederholen. Wir haben zur Zeit unseres letzten Besuches der Ruinen im Jahre 1911 die ersten vierzehn dieser Verzierungen abgeformt (Abb. 78 a), von dem nördlichen Türpfosten des Zimmers *D* an bis in den Tunnel hinein, der durch das Gewölbe, das die die Fassade überbrückende Treppe trägt, gebildet wird. Sie enthalten die hauptsächlichsten der Formen. Ein paar der weiterhin noch folgenden Ornamente habe ich in Abb. 78 b c nach meinen Zeichnungen wiedergeben lassen.

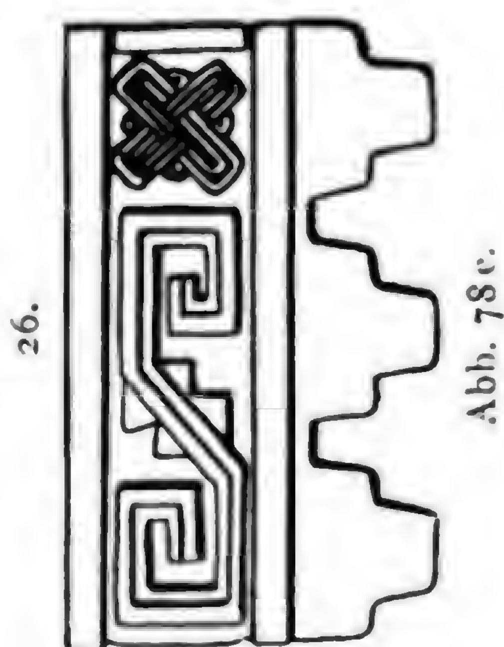


Abb. 78 c.

Eine Grundform, sozusagen, ist der Stufenmäander, d. h. eine Treppe, die an ihrem hintern Ende in einen eckig gewordenen Wickel ausläuft. Einen solchen haben wir in Abb. 78 Nr. 2, 8, 11 und 19 vor uns, und das Ornament Nr. 23, das ich hier nicht wiedergegeben habe, hat die gleiche Form.

In all diesen Fällen ist der Wickel nach unten eingerollt. Eine andere Form (Abb. 78 Nr. 10) zeigt uns einen nach oben eingerollten eckigen Wickel, der an seinem vorderen Ende in einen schräg aufsteigenden Ast übergeht, der an beiden Seiten mit zwei annähernd rechtwinkligen Zacken besetzt ist, so eine Art Treppe vortäuschend. Es ist fraglich, ob dies Gebilde nicht noch eine Ergänzung hat, denn an der rechten Seite von Nr. 10 endet der Stein. Wir finden es dagegen einmal mit dem vorderen (oberen) Ende des aufsteigenden Astes in einen nach unten eingerollten eckigen Wickel übergehend (Abb. 78 Nr. 26). Das gleiche zeigt uns auch das hier nicht wiedergegebene Ornament Nr. 31. So entsteht eine S-förmige Figur, die in der Ornamentik und in der Symbolik der alten Mexikaner eine große Rolle spielte — sie wurde als Abbild des Blitzes gedacht — und die die Mexikaner *xonecuilli* »gekrümmtes Bein« nannten. Ein anderes, noch häufigeres Ornament entsteht durch Aneinandersetzung von zweien der unvollständigen Gebilde Abb. 78 Nr. 10, in der Art, wie man das in den Ornamenten Abb. 78 Nr. 1, 4, 14, 20, 21 sieht, und das auch in den hier nicht wiedergegebenen Ornamenten Nr. 16, 25, 32 in gleicher Weise auftritt. Es entstehen dabei, wie man sieht, zwei einander entgegengesetzte, nach oben sich einrollende eckige Wickel, deren aufsteigende Äste mit ihren oberen Enden sich berühren.

Anderer Art sind die verschlungenen Wellenbänder Abb. 78 Nr. 3, 9, 12, 13, 22, die in gleicher Weise an der hier nicht wiedergegebenen Stelle Nr. 15 auftreten, und die man wohl als Abbreviaturen des z. B. in *Chich'en Itzá* sehr häufig, aber auch hier in der Casa de las Monjas von *Uxmal* auftretenden Gebildes der miteinander verschlungenen Schlangenleiber ansehen kann.

Anscheinend ähnlich, aber doch ganz verschiedenen Ursprungs ist das Ornament Abb. 78 Nr. 6, das ähnlich noch an den Stellen Nr. 18, 24, 27, 30, 33 beobachtet wird, und das an den freien Enden der in komplizierter Weise miteinander verschlungenen Streifen zu einem Gelenkkopfe anschwillt. Es ist das ein Gebilde, das aus der Grundform zweier gekreuzter Totenbeine entstanden ist, die man verdoppelt, bzw. vervier-

facht, und so miteinander in Verbindung gebracht hat. Man vergleiche die entsprechenden Reliefe auf den Steineinfassungen des Cemeterio (Taf. XXXI bis XXXIII), die ich später noch zu besprechen haben werde.

Zwei nach dem Prinzipe der mexikanischen Hieroglyphe *coztic teocuitlatl* »Gold« miteinander verschlungene elliptische Ringe sieht man in Abb. 78 Nr. 5 und in Abb. 78 Nr. 2 hinter dem Wickel des Stufenmäanders, sowie in Abb. 78 Nr. 26 hinter dem einen Endwickel des *xonecuilli*-Musters. — Wir werden diesem Zeichen auch noch in den schmalen senkrechten Streifen begegnen, die die quer ausgebildeten Hauptornamente trennen.

Endlich haben wir noch das Ornament Abb. 78 Nr. 7, von dem Abb. 78 Nr. 17 eine einfachere Form ist. Die einfache Betrachtung lehrt, daß es sich hier um etwas Feuriges handeln muß. In der Tat ist das ein Element, das besonders häufig uns auf den Reliefen von *Quiriguá* begegnet, wo es von den Figuren als Brustschmuck getragen wird, und das der Stellvertreter eines Schmuckes oder Symbols ist, das die Figuren der großen Stelen der alten Tempelstädte vor der Brust zu halten pflegen, von dem ich seiner Zeit wahrscheinlich zu machen mich bemüht habe, daß es die doppelköpfige Feuerschlange darstellt[1].

Das sind, sieben an der Zahl, die Typen, die unter den 33 Ornamenten des untersten Gliedes des Gurtgesimses der nach Westen gekehrten Hauptfassade des Erdgeschosses der Casa del Adivino nachweisbar sind. Ob auf den jetzt zerstörten Teilen dieses Gurtgesimses nicht noch andere sich befunden haben, kann man natürlich nicht wissen. Vielleicht wird man auf solche einmal stoßen, wenn man den Schutt, der den Fuß der Gebäude umgibt, gewissenhaft und sorgfältig durchsucht. — Was die in dem Obigen nachgewiesenen sieben Muster betrifft, so ist das erste, der Stufenmäander, im Codex Borgia geradezu kennzeichnend für die Stirnbinde des Gottes *Quetzalcouatl*, der den Späteren der Gott des Planeten Venus war, und der als *Kukulcan* auch von den Maya von Yucatan verehrt wurde. Die gekreuzten Totenbeine sind gerade hier in *Uxmal*, in dem Ostgebäude der Casa de las Monjas und, wie wir sehen werden, in der Fassade des alten Gipfelgebäudes der Casa del Adivino die Begleiter der Hieroglyphe des Planeten Venus. Das geflochtene Band tritt auf den Außenflächen des Mausoleums I von *Chich'en Itzá* neben den Symbolen

[1] Vgl. meinen Aufsatz »Beobachtungen und Studien in den Ruinen von *Palenque*« (Abh. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1915. Philosophisch-historische Klasse Nr. 5).

und der Figur *Quetzalcouatl*'s auf, und das *xonecuilli* sieht man in Bildern und Skulpturen in seiner Hand. Demnach werden wir, was wir auch über die ursprüngliche Herkunft dieser skulpierten Steinbalken urteilen mögen, diese besondere Art der Verzierung hier nicht für eine zufällige und willkürlich übertragene ansehen dürfen, sondern für eine dem Zwecke und der Bedeutung des Baues entsprechende erklären müssen. Denn, wie ich unten noch näher auseinandersetzen werde, werden wir die Casa del Adivino als einen Tempel ansehen müssen, der dem Kulte des Gottes des Planeten Venus gewidmet war.

Ich habe nun noch ein paar Worte über die schmalen senkrechten Streifen zu sagen, die die im obigen beschriebenen Verzierungen trennen. Diese machen den Eindruck, als ob sie mehr nach dem Belieben des die Arbeit ausführenden Steinmetzen gewählt worden seien. Wir finden darunter Reihen von Perlen (Abb. 78 vor Nr. 1, zwischen Nr. 1 und 2 und zwischen Nr. 13 und 14). Zwei Blüten übereinander (Abb. 78 zwischen Nr. 9 und 10 und zwischen 18 und 19). Zwei der Hieroglyphe *kin* »Sonne« ähnliche Zeichen übereinander (Abb. 78 zwischen Nr. 22 und 23). Zwei Paare gekreuzter Balken übereinander (Abb. 78 zwischen Nr. 11 und 12 und vor Nr. 13) und die verwandten Paare ineinander verschlungener elliptischer Ringe, die wir oben als Hauptornamente kennengelernt haben, die aber einzeln (Abb. 78 hinter Nr. 21 und hinter Nr. 28) oder je zwei übereinander (Abb. 78 hinter Nr. 12, hinter Nr. 23, hinter Nr. 27 und hinter Nr. 31) auch die schmalen, die Hauptornamente trennenden senkrechten Streifen füllen. Zwei nach Art des *olin*-Zeichens des Codex Borgia miteinander verschlungene Winkel oder Halbbogen sieht man am hinteren Ende von Abb. 78 Nr. 19. Zwei zusammengebundene Gras- oder Zeugstreifen Abb. 78 hinter Nr. 20 und hinter Nr. 24. Endlich kommt Abb. 78 zwischen Nr. 6 und 7 eine kleine Hieroglyphengruppe als Füllung des senkrechten trennenden Streifens vor. Alle diese Streifen sind nach außen durch einen schmalen senkrechten Stab abgegrenzt, der in den meisten Fällen in der Tat nur ein geradliniger senkrechter Stab ist, in andern (Abb. 78 am hinteren Ende von Nr. 12) an der Außenseite mit Zacken besetzt ist. Das vereinzelte Vorkommen dieses Zackenstabes, wie es uns am hinteren Ende von Abb. 78 Nr. 8 begegnet, könnte als Beweis dafür gelten, daß von einem andern Bau genommene Stücke in nicht kongruenter Weise zum Aufbau dieses untersten Gesimsstreifens verwendet worden sind.

Von dem Friesobergesimse, dem abschließenden Hauptgesimse dieser ebenerdigen Fassade, wissen wir nichts. Unter den Trümmern, die am Fuße der ehemaligen Fassadenwand aufgehäuft sind, finden sich Stücke, die dem mit Federornamenten bedeckten fünften Gliede des Gurtgesimses (Abb. 79) gleichen, nur eine viel größere Höhe haben, 0.55 m statt 0.30 m (vgl. Abb. 80). Es ist sehr möglich, daß diese Bruchstücke einem Gliede des Friesobergesimses der Fassade des Erdgeschosses angehört haben.

Der Fries dieses ersten ebenerdigen Gebäudes war mit einem diagonalen *itzcouatl*-(Zacken-)Gittermuster verziert (Abb. 81),

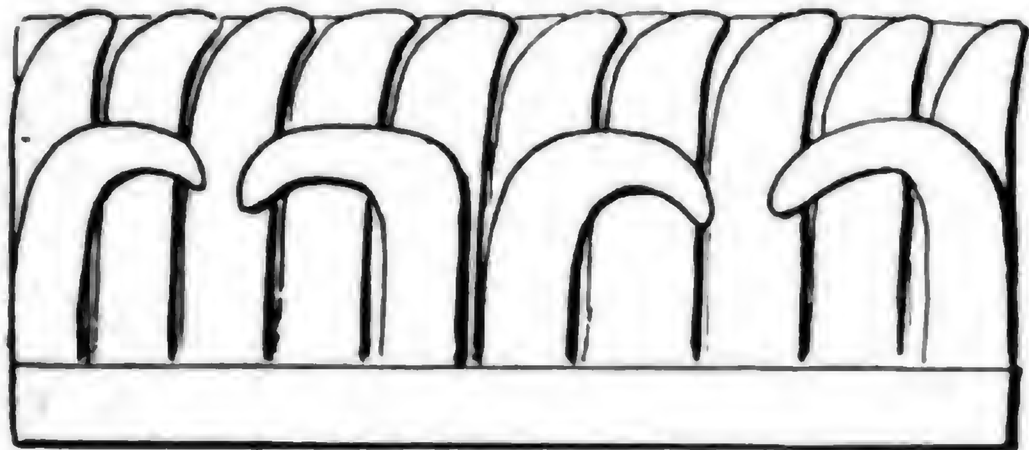


Abb. 79. *Uxmal.* Casa del Adivino. Erdgeschoß. Federband auf dem fünften (obersten) Gliede des Gurtgesimses (Friesuntergesimses).

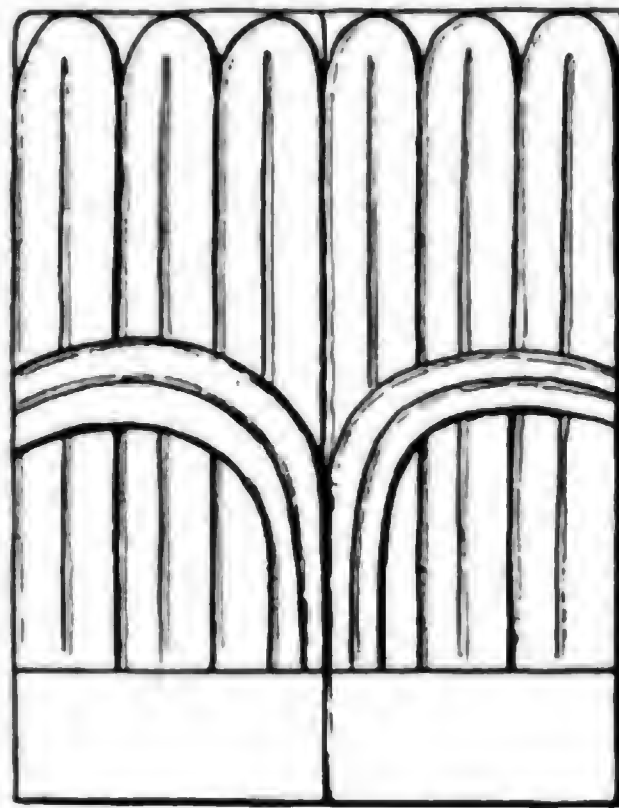


Abb. 80. *Uxmal.* Casa del Adivino. Erdgeschoß. Federband größerer Höhe. Bruchstück eines Gliedes des Friesobergesimses oder abschließenden Hauptgesimses (?).

gleich dem, das wir auf dem Friese des West- und des Nordgebäudes der Casa de las Monjas angetroffen haben, und wie wir das auch an dem Gipfelgebäude der Casa del Adivino (vgl. Taf. XXXI) finden werden. Nur fehlte hier, auf dem Friese des ersten ebenerdigen Gebäudes, den die Maschen des Diagonalgitters füllenden Rautensteinen das diagonale Kreuz, das man im Kerne der Maschen des Friesgitters des Gipfelgebäudes sieht.

Dieses Friesgitter wurde bei dem Gebäude des Erdgeschosses über den Türen durch große Masken unterbrochen, die zum mindesten zu zweien, wahrscheinlich zu dreien übereinanderstanden. Reste solcher Masken sind zu beiden Seiten der die Fassade überbrückenden Treppe über den Türen *C* und *G* noch zu sehen (vgl. Abb. 82). Und über der Türe *E*, in der Mitte

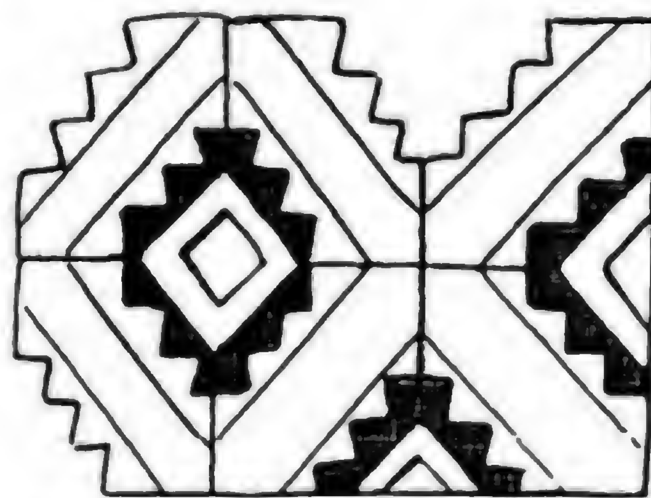


Abb. 81. *Uxmal.* Casa del Adivino. *Itzcouatl*-Zacken-Gittermuster vom Friese des Erdgeschosses.

der Fassade, die zugleich die Mitte der Treppenüberwölbung darstellt, ist in dem Gewölbe, das die Überbrückung bildet, ein Ausschnitt freigelassen worden, um die eine der Friesmasken, die über dieser Türe sich befanden (Abb. 83), sichtbar zu erhalten.

Was die Alten achtsam zu bewahren sich bemühten, hat in falscher Sorge die Hand unserer Zeitgenossen zerstört. Unter der genannten Maske über der Türe *E* war in dem Schlangenklapperzylinder des Friesuntergesimses ein merkwürdiger Steinkopf eingesetzt (Abb. 84a): Das Gesicht einer jugendlichen Gottheit, aus dem geöffneten Rachen einer Schlange hervorsehend. Die letztere in typischer Weise wiedergegeben mit dem großen, von Lid und Braue überwölbten Auge, den am Grunde des Schnauzenendes vorragenden Edelsteinstäben und dem kurzen Barte unter dem Kinne. Die rechte Wange der Gottheit trägt eine merkwürdige Zeichnung, sich einrollende Gebilde, Wasser oder Federn darstellend, die augenscheinlich als ein in Mosaik ausgeführtes Ornament gedacht ist und wahrscheinlich eine Tatauierung andeuten soll. Ich habe die Zeichnung in Abb. 84b besonders wiedergeben lassen. Dieser Steinkopf, den die Indianer der Nachbarschaft seltsamerweise La Vieja oder Viejecita »die alte Frau« nennen, war vorzüglich erhalten. Und auch die Maske, die den Fries über diesem Kopfe schmückt, war die schönste und besterhaltenste, die ich kannte. Denn durch die Überbrückung und durch die Ausfüllung nahezu des ganzen Ganges mit Schutt war dieser Fassadenteil nicht nur gegen die Einwirkung der Atmosphärilien, sondern bis zu einem gewissen Grade auch gegen Beschädigung durch die Hand des Menschen geschützt. Leider hat man vor wenigen Jahren, auf Anordnung des Besitzers der Hacienda, diesen Steinkopf herausbrechen lassen, um ihn nach Mexico ins Nationalmuseum zu überführen. Der Kopf selbst ist dadurch ja in bessere Obhut gekommen, — obwohl die beständigen Kämpfe

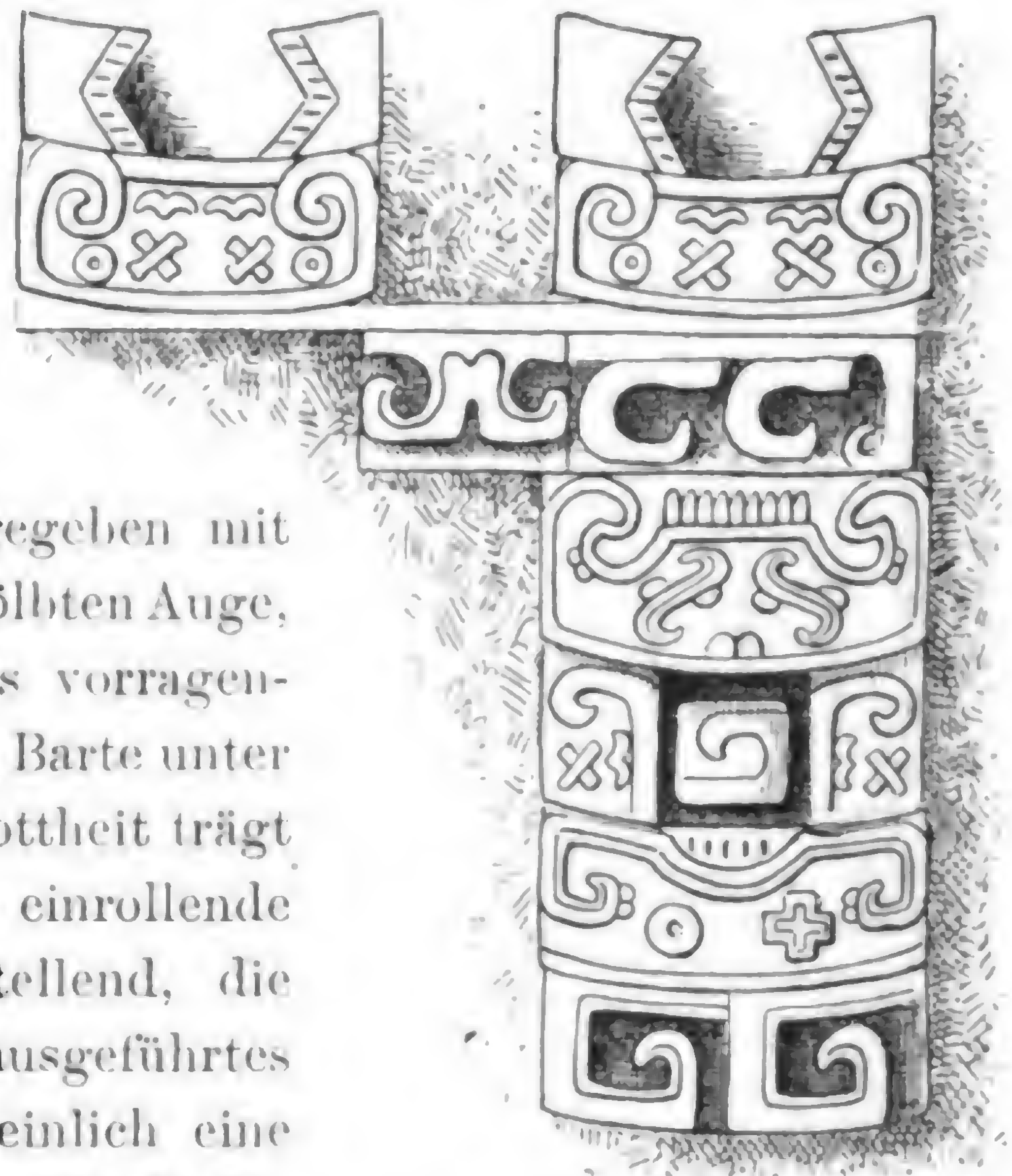


Abb. 82. *Uxmal.* Casa del Adivino. Erdgeschoß. Reste der Maskensäule an dem Friesstücke südlich von der Überbrückung (Tür *F*).

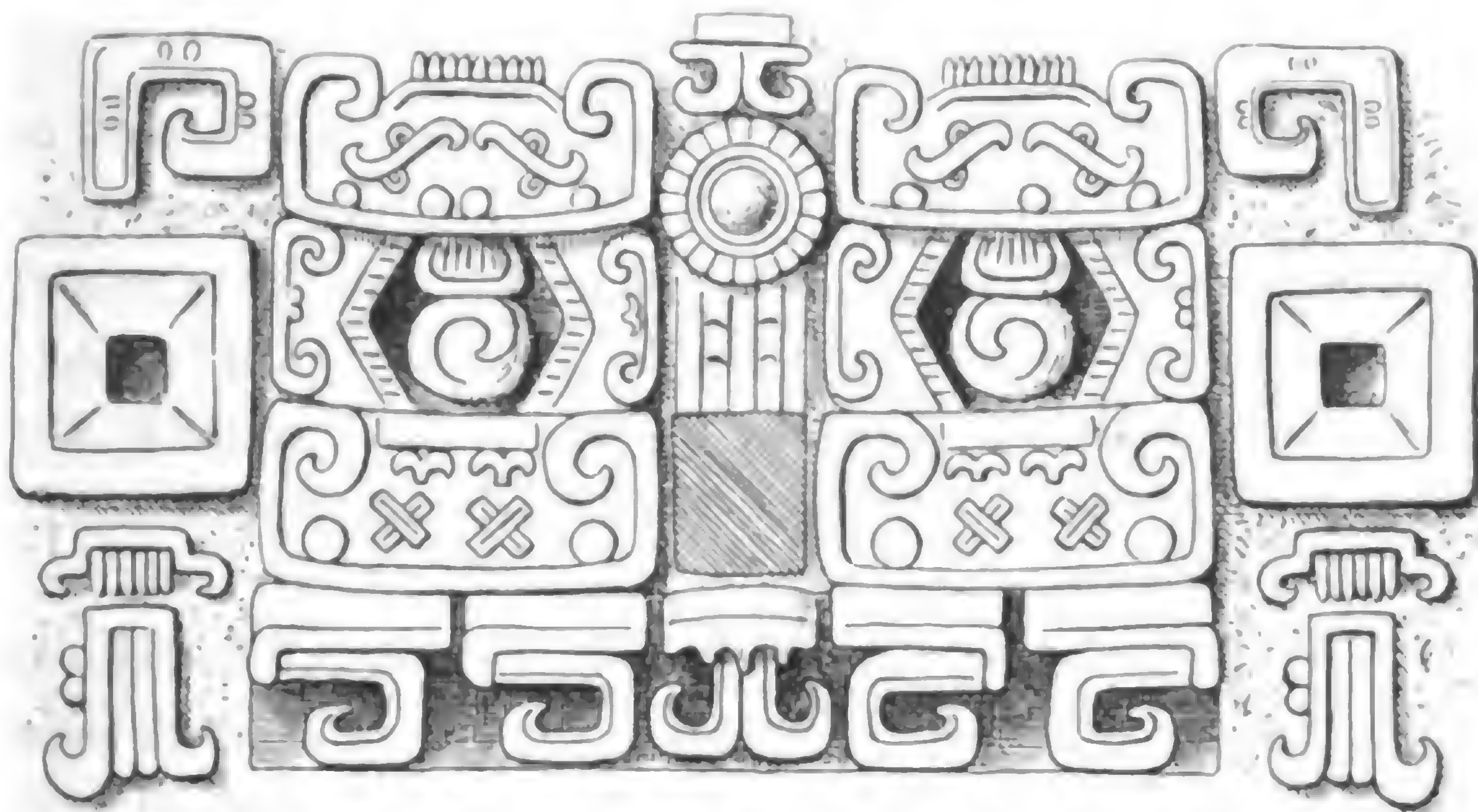


Abb. 83a. *Uxmal.* Casa del Adivino. Erdgeschoß. Maske in dem Friese in der Mitte der Fassade (über der Tür *E*).

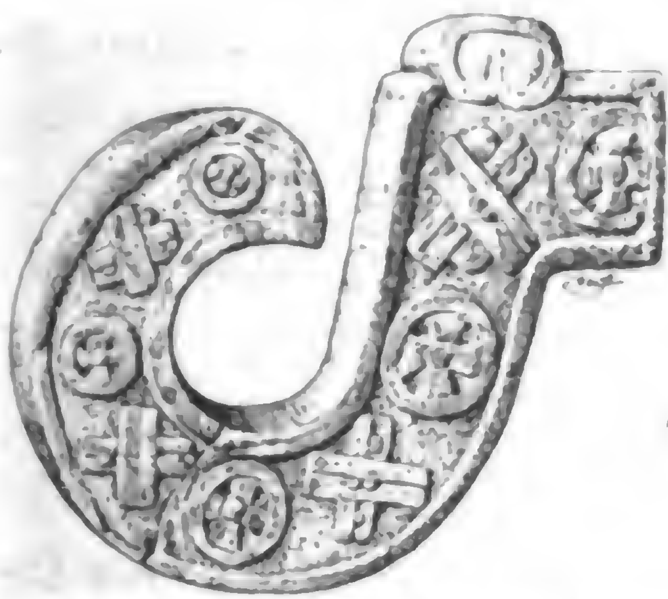


Abb. 83b. *Uxmal.* Casa del Adivino. Erdgeschoß. Rüssel der Maske in dem Friese in der Mitte der Fassade (über der Tür *E*). Zeichnung nach dem Abgusse.

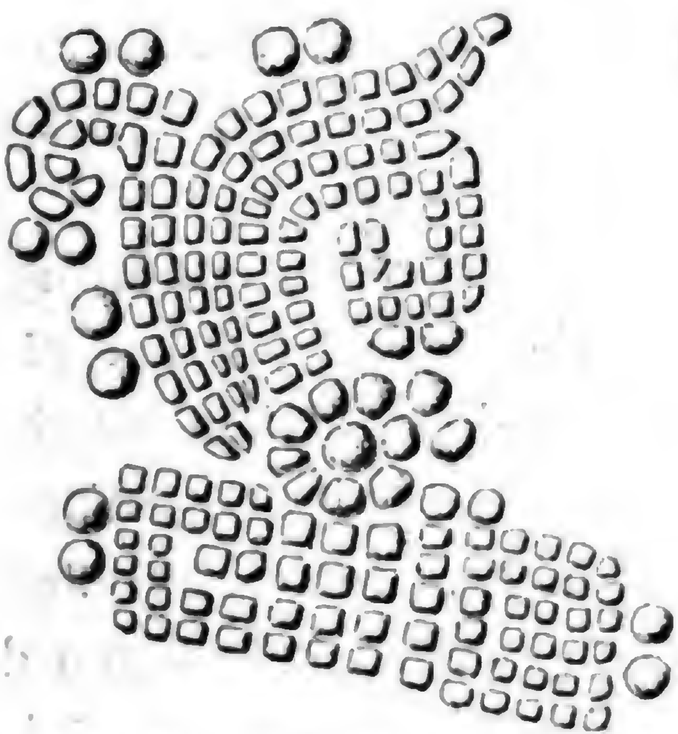


Abb. 84b. Tatauierung oder Ziernarbenverzierung auf der rechten Backe des Steinkopfes der »Vieja«.



Abb. 84a. *Uxmal.* Casa del Adivino. Erdgeschoß. Steinkopf »La Vieja«, unter der Maske, die in dem Friese in der Mitte der Fassade angebracht ist, dem Schlangenklapperzylinder, dem vierten Gliede des Gurtgesimses, aufsitzend.

der letzten Zeiten einen für das Schicksal der unersetzlichen Sammlungen des Nationalmuseums zittern lassen, — aber dies Fassadenstück, das das schönste und besterhaltene war, das es in Yucatan gab, ist dadurch ruiniert worden, denn es gähnt nicht nur jetzt da, wo der Kopf saß, dem Beschauer ein großes, häßliches Loch entgegen, es haben auch die angrenzenden Teile, vor allem die schöne Maske, durch das Ausbrechen des Kopfes Beschädigungen erlitten.

Diese Masken, die Reste der Säule, die über der Türe *G* sich befand (Abb. 82), wie die Einzelmaske über der Türe *E* (Abb. 83), stimmen in den Einzelheiten so ziemlich überein, — ein Zeichen, daß dieser Maskenschmuck nicht aus zerstörten oder verlassenen andern Gebäuden zusammengetragen, sondern eigens für dieses erste ebenerdige Gebäude der Casa del Adivino gearbeitet wurde. Die Augenbrauen zeigen zwei Gebilde, die man wohl als ornamentale Formen einer Variante des Tageszeichens *cimi* »Tod« ansehen kann (vgl. Abb. 85, rechts), die zweifellos aus der Grundform der gekreuzten Totenbeine sich entwickelt hat. Wir werden diese Hieroglyphe auch unter den Zeichen finden, die auf der Riesenmaske über der Türe des jetzt in halber Höhe befindlichen ehemaligen Gipfelgebäudes der Casa del Adivino unter dem Auge angegeben sind, mit gekreuzten Totenbeinen wechselnd. Auf den Wangenstücken der Masken Abb. 82, 83 sind gekreuzte Stäbe und Scheiben zu sehen, die wir beide auch wieder unter den Zeichen auf der Riesenmaske des alten Gipfelgebäudes der Casa del Adivino treffen werden. Sie finden sich dort aber über dem Auge, auf den Augenbrauen. Auf den Seiten des Rüssels (Abb. 83b) wechseln ebenfalls gekreuzte Stäbe und Scheiben. Die letzteren sind aber hier verziert, tragen ein Andreaskreuz auf ihrer Fläche.

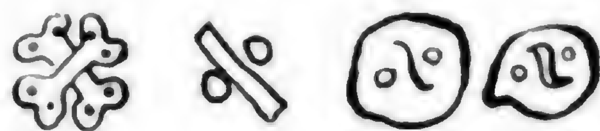


Abb. 85. Eine der Formen der Hieroglyphe *cimi* »Tod«.

Gleich den Maskensäulen des Nordgebäudes der Casa de las Monjas müssen auch die der Fassade des Erdgeschosses der Casa del Adivino eine Bekrönung in Gestalt eines *Tlaloc*-artigen, von dem Zeichen »Jahr« umrahmten, Gesichts besessen haben. Denn unter den herabgestürzten Trümmern vor der Türe *G* (vgl. den Grundriß Abb. 77, oben S. 82) findet sich auch ein Steinblock (Abb. 86), der diese selbe, den Bekrönungen der Maskensäule des Nordgebäudes der Casa de las Monjas im wesentlichen gleiche Zeichnung trägt.

Die Treppe, die die Fassade dieses ersten, zweifellos ältesten, zu ebner Erde gelegenen Baues der Casa del Adivino in der Mitte überbrückt, hat eine Breite von 9.30 m. Ihre gewaltige Steinmasse wird von einem nordsüdlich orientierten Gewölbe getragen, dessen hintere (östliche) Wand auf dem halbkuglig sich vorwölbenden Schlangenschwanzklapperzylinder, dem vierten Gliede des Friesuntergesimses des Erdgeschosses, aufsetzt. Nur über der Mitteltür *E* (vgl. den Grundriß Abb. 77, oben S. 82), über dem dort in das vierte Glied des Friesuntergesimses eingesetzten Steinbilde der »Vieja« (Abb. 84a, oben S. 91), ist das Gewölbe erhöht, so daß dort das fünfte Glied des Friesuntergesimses, das Quetzalfederband (Abb. 79), und die unterste Maske (Abb. 83) der Säule, die einstmals den Fries über der Türe *E* schmückte, erhalten und sichtbar sind. Dieses den Unterteil der Treppe tragende Gewölbe ist dann — augenscheinlich in späterer Zeit — noch dadurch verstärkt worden, daß man ein zweites, übrigens viel roheres Halbgewölbe in das erstere eingebaut hat, dessen Deckplatten mit der hintern (östlichen) Kante auf demselben Schlangenschwanzklapperzylinder aufsetzen (s. Taf. XX, 1). Der Gewölbraum über diesen Deckplatten ist mit Mauerwerk ausgefüllt worden. Doch muß auch hier der Raum über der Vieja und vielleicht die ganze südliche Hälfte des Hauptgewölbes freigelassen worden sein.



Abb. 86. *Uxmal.* Casa del Adivino. Erdgeschoß. Losgelöstes Fassadenstück. Bekrönung einer der Maskensäulen des Frieses?

Über diesen beiden Gewölben, dem mit Sachverständnis und Kunst aufgeführten Vollgewölbe und dem rohen innern Halbgewölbe, ist dann die Treppe emporgeführt worden. Ihr Fuß streckt sich, trotz der Steilheit der Treppe, ziemlich weit vor. Oben mündet die Treppe auf ein kleines Risalit, in dessen Hintergrunde ein Gebäude sich erhebt. Die Treppenwangen scheinen beiderseits mit regelmäßig zubehauenen, aber unverzierten Quadern bekleidet gewesen zu sein. Auf der Oberseite aber, an dem Seitenrande der Treppe, waren in gewissen Abständen Masken angebracht — ich konnte noch die Reste von vieren erkennen —, und eine

gleiche Maske befindet sich an dem obern Rande der Treppe, in der Mitte, gerade vor dem Eingange in das gleich zu beschreibende Gebäude auf dem westlichen Risalite.

VI. Haus des Wahrsagers — Casa del Adivino.

B. Das alte Gipfelgebäude.

Die auf der Westseite bis zu der halben Höhe des jetzigen Hügels emporführende Treppe war notwendig geworden, weil man aus irgendeinem Grunde sich veranlaßt gesehen hat, über dem alten, ersten Gebäude einen Hügel bis zu der respektablen Höhe von $18^1/_2$ m aufzuschütten und auf der so gewonnenen Plattform ein neues Gebäude zu errichten. Diese Plattform muß damals den Gipfel des Hügels, das Gebäude, das auf dieser Plattform stand — es muß das ursprünglich ein einzimmriger Bau gewesen sein —, das Gipfelgebäude vorgestellt haben. Dieser Stand der Sache hat aber dann in noch späterer Zeit eine neue Veränderung erfahren, und zwar in doppelter Weise: Einmal ist dem alten Gipfelgebäude, zu dem die oben beschriebene Treppe an der Westseite des Hügels emporführte, ein Vorderzimmer vorgelegt worden, dessen Fassaden einen unerhört reichen Schmuck von Masken und anderm Figurenwerke erhielten, und dessen Vorderwand bis nahe an den Rand des Risalits vorgeschoben wurde, auf das die Treppe mündete. Sodann hat man über und hinter diesem Gebäude eine neue Aufschüttung vorgenommen, die eine beträchtliche Erhöhung des Hügels zur Folge hatte, — wobei auch der Fuß des Hügels entsprechend nach Osten vorgeschoben wurde —, und auf der neugewonnenen schmalen Plattform das jetzige Gipfelgebäude erbaut, so daß die Casa del Adivino die stolze, alles überragende, steile Höhe erlangt hat, die sie jetzt zeigt. Dieser Umbau erforderte natürlich eine gewaltige Terrainbewegung. Und so hat man, um Material zu sparen, nicht nur die Gipfelfläche so schmal gehalten, daß gerade nur das Gipfelgebäude darauf Platz hat, man hat sich auch nicht gescheut, das alte Gipfelgebäude, zu dem die westliche Treppe emporführt, halb in den Berg zu vergraben und seine hintere Hälfte mit Steinen und Mauerwerk zu füllen. Endlich hat man, da für eine Treppe von dem alten Gipfelgebäude zu dem neuen kein Raum war, auf der Ostseite des großen künstlichen Hügels eine steil ansteigende Treppe zu dem jetzigen Gipfelgebäude emporgeführt.

Auf der alten Gipfelfläche, dem westlichen Risalite, zu dem die das Erdgeschoß überbrückende Treppe emporführt, befindet sich also heute ein zweizimmriger Bau (vgl. den Grundriß und Aufriß Abb. 87a). Ursprünglich aber war das hintere dieser beiden Zimmer ein eigenes mit einer Fassade versehenes Gebäude, von einem nordsüdlich orientierten Gewölbe gebildet, dessen untere Kante in 1.95 m Höhe über dem Erdboden liegt, dessen ganze hintere Hälfte aber, wie oben schon gesagt, jetzt vollständig mit Steinen und Mauerwerk ausgefüllt ist. An der Außenseite dieses Baues, seiner ursprünglichen Front, die jetzt die Hinterwand des Vorderzimmers darstellt, setzt das Friesuntergesims, das sonst ganz allgemein der Gewölbunterkante des Innenraums entspricht, schon in 1.70 m Höhe über dem Erdboden auf, also 0.25 m tiefer als die Gewölbunterkante des Innenraums. Dies Friesuntergesims oder Gurtgesims des hintern ältern Baues besteht aus zwei Gliedern, einer schräg vorkragenden Steinreihe und einer etwas mehr senkrechten. Darauf folgt ein Fries, der aber schräg ansteigt, wie es bei den Bauten von *Palenque* der Fall ist, und die Fassade schließt dann mit dem Friesobergesimse, das aus drei ebenfalls schräg ansteigenden Steinreihen besteht. Nahe der Südkante sind auf dem Friese noch Spuren von Reliefen sichtbar, Schlangenköpfe u. a., die den Fries dieser ehemaligen alten Fassade schmückten.

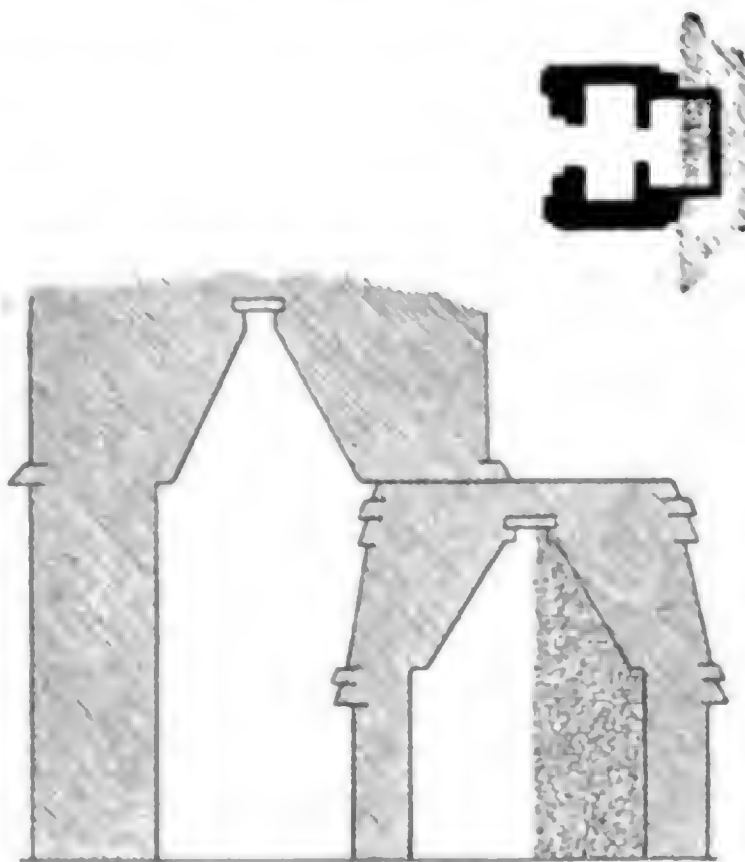
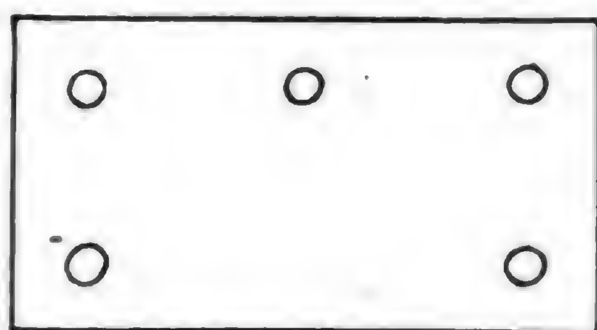


Abb. 87a. *Uxmal.* Casa del Adivino. Grundriß und Aufriß der Gebäude auf der ehemaligen, jetzt in halber Höhe sich befindenden Gipfelfläche.

Vor diesen ersten ältern Bau hat man dann ein zweites, ebenfalls nordsüdlich orientiertes Gewölbe gesetzt, das jetzt das Vorderzimmer für das dahinterfolgende Zimmer des ersten ältern Baues bildet (vgl. Abb. 87a). Die hintere, nach innen, dem Berge zugekehrte Seite dieses neuen Gewölbes setzt auf der Dachfläche des alten Baues auf. Die Vorderwand dieses neuen Gebäudes entspricht also der ganzen Höhe des alten Baues, und der Innenraum dieses neuen Gebäudes ist um mehr als die ganze Höhe des Gewölbraumes höher als der Innenraum des alten Baues, der jetzt das Hinterzimmer bildet. Die Zahl und die Lage der Pfahllöcher sind

übrigens in dem Gewölbe des neuen (vordern) Baues durchaus die gleichen, wie in dem des alten Baues, der das Hinterzimmer des jetzigen Gebäudes bildet. In beiden haben wir eine obere Reihe von drei Löchern und eine untere, die nur je ein Loch an jedem Ende zeigt (Abb. 87 b).

Die Außenwände, Front und Seitenfassaden dieser beiden Gebäude sind in späterer Zeit mit neuen Fassaden umkleidet worden. Diese Ummauerung reicht an den Seiten aber nur bis auf eine Entfernung von 4.40 m von der Vorderkante, d. h. bis zu einer Linie, die etwa dem vordersten Teile des Hinterzimmers, d. h. des alten Baues, entspricht. In dem Innenraume mißt man von der Außenwand bis zu der Mauerwerkfüllung des Hinterzimmers 5.23 m. An dieser selben Linie, 4.40 m Entfernung von der Vorderkante der seitlichen Außenwand, beginnt die Steinbekleidung der Aufschüttungsmassen, die die letzte Plattform, die das jetzige Gipfelgebäude trägt, geschaffen haben. Die Seitenwände und die hintere Fassade des alten Baues sind durch diese Aufschüttung vollständig verdeckt.


Abb. 87 b. *Uxmal.* Casa del Adivino. Altes Gipfelgebäude. Pfahllöcher.

Die Türen sind sowohl bei dem alten, überbauten, wie bei dem neuen Gebäude durch hölzerne Oberschwellen gebildet gewesen. Über der Türe zu dem alten Baue, der jetzt das Hinterzimmer bildet, liegen zwei Balken. Der neue Bau, dessen Innenraum jetzt das Vorderzimmer bildet, ist, wie ich oben schon sagte, an der Front und an den Seiten mit neuen Fassaden umkleidet worden, wodurch die Wandstärke eine beträchtlich größere geworden ist. Hier liegen über der Eingangstür drei Balken, alle drei noch an ihrer Stelle: ein vorderer längerer, der über der äußern Türumrahmung liegt, und zwei eine Balkenstärke tiefer angebrachte kürzere Balken, die die eigentliche Türöffnung überdachen. An der Innenwand ist unterhalb der Gewölbunterkante jederseits über der Türe ein vorspringender Ringstein eingemauert für die Schnur eines Türvorhangs. In *Uxmal* haben wir sonst, wie in *Chich'en Itzá* und in andern alten Städten, in den Wandquadern ausgehöhlte doppelte Löcher, die der Befestigung der Schnur eines Türvorhangs gedient haben müssen. Aus der Wand vorspringende Ringsteine statt dessen ist *Palenque*-Stil.

Die durch nachträgliche Ummauerung geschaffenen Fassaden der vordern Abteilung des Doppelgebäudes, zu dem an der Westseite der Casa

del Adivino die breite, das Erdgeschoß überbrückende Treppe emporführt, weisen wohl das Reichste an Verzierung auf, das an den Bauten von *Uxmal* und vielleicht in ganz Yucatan zu sehen ist. — Der Untersatz ist leider zur Zeit noch tief in den Schuttmassen vergraben, die durch

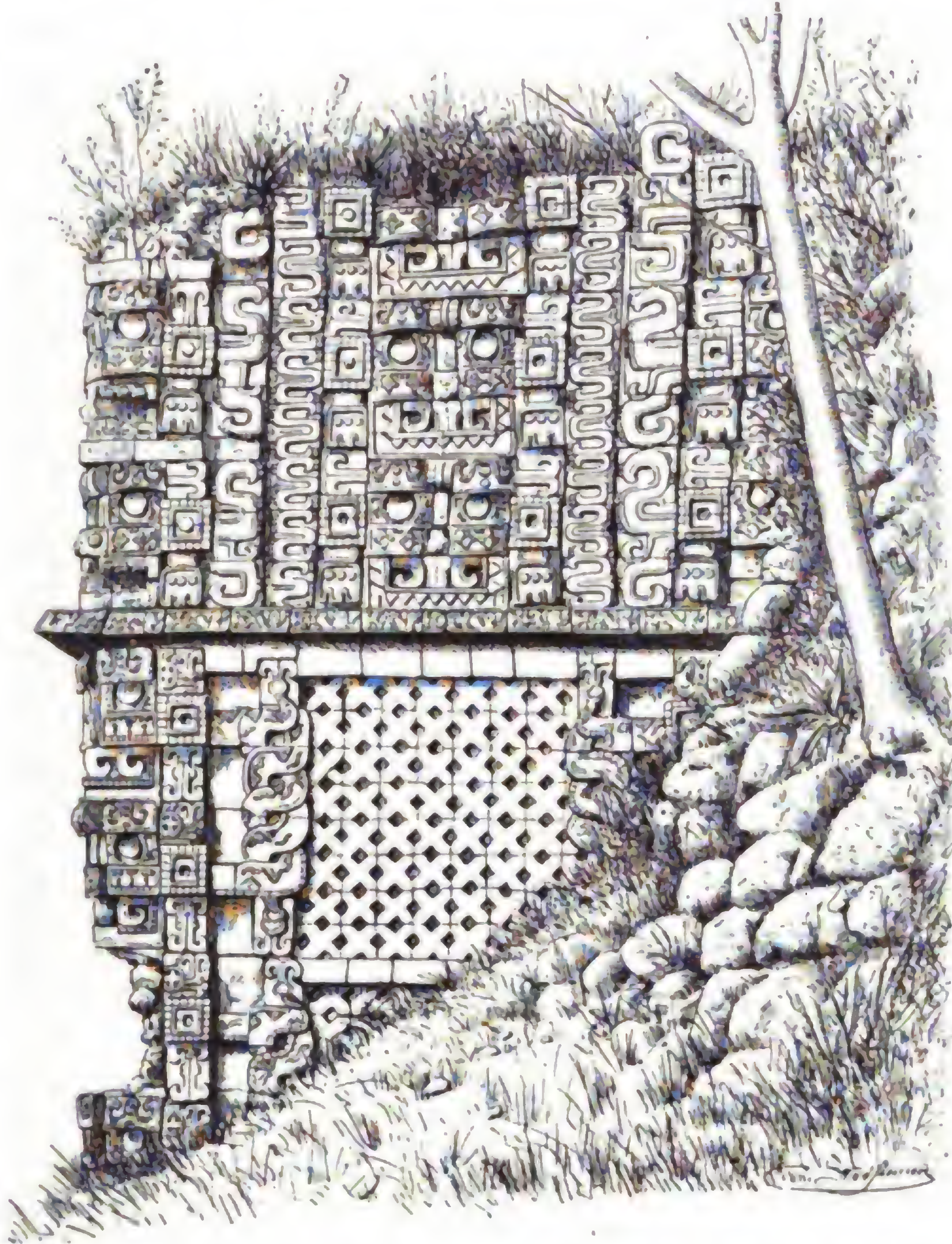


Abb. 88. *Uxmal.* Casa del Adivino. Südfront. Das Vordere der beiden Räume oder Gebäude auf der jetzt in halber Höhe befindlichen ehemaligen Gipfelfläche.

Abrutschen von den dem Gipfel des ganzen Baues benachbarten Teilen auf die kleine Plattform fielen, die das in obigem beschriebene Doppelgebäude trägt. Aber die Wandfläche reicht noch zu drei Viertel ihrer Höhe aus dem Schutte heraus, und Gesims und Fries sind zu ihrem größten Teile von Überschüttung frei.

Die Wandfläche, die in der großen Mehrzahl der yukatekischen Bauten unverziert ist, nur aus regelmäßig zubehauenen Quadern bestehend, wird hier an den Seitenwänden des Gebäudes, der äußern Verkleidung der nördlichen und südlichen Giebelwand, von einem diagonalen Gitterwerke gebildet (Abb. 88), dem ähnlich, das wir auf den Friesflächen des Süd- und des Ostgebäudes der Casa de las Monjas angetroffen haben. Es ist in halber Höhe über dem ursprünglichen Boden durch eine vorspringende quere Steinreihe in eine untere und eine obere Abteilung geschieden. Den Kanten

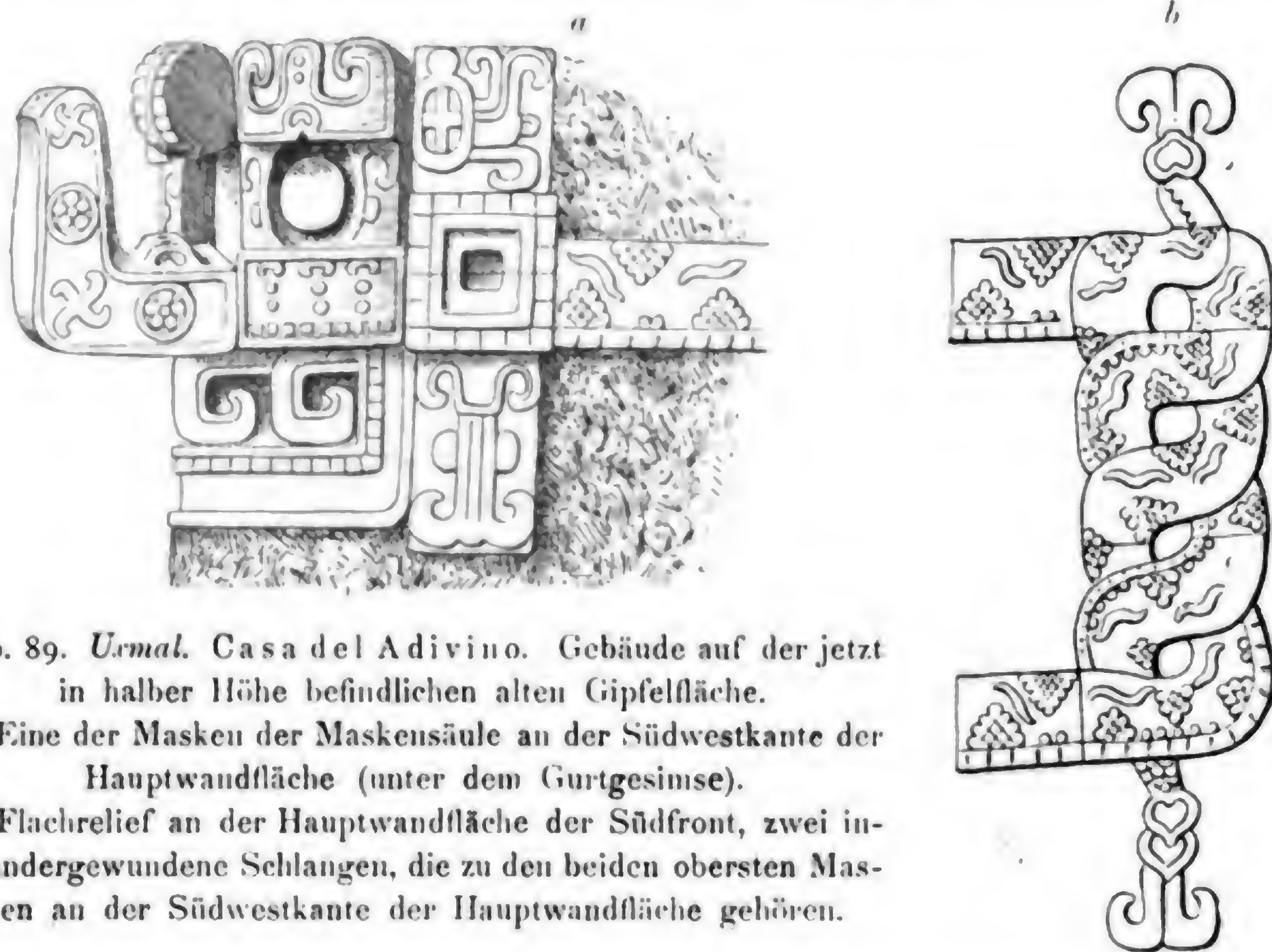


Abb. 89. *Uxmal.* Casa del Adivino. Gebäude auf der jetzt in halber Höhe befindlichen alten Gipfelfläche.
a. Eine der Masken der Maskensäule an der Südwestkante der Hauptwandfläche (unter dem Gurtgesimse).
b. Flachrelief an der Hauptwandfläche der Südfront, zwei ineinandergewundene Schlangen, die zu den beiden obersten Masken an der Südwestkante der Hauptwandfläche gehören.

des Gebäudes benachbart, ist in einem breiten senkrechten Streifen das diagonale Gitterwerk durch glatte Quadern ersetzt. Die Kanten selbst sind gerundet, und jede der vier Kanten mit reich gearbeiteten, je vier Masken enthaltenden Maskensäulen bedeckt, — eine Bildung und Verzierung, durch die die hintere Begrenzung der halbverschütteten Ummantelung der äußern Fassade des Doppelbaues auf das Schärfste herausgehoben wird.

Die Masken, die zu einer Säule gehören (vgl. Abb. 88 und Abb. 89a), sind in allen wesentlichen Einzelheiten gleich und lassen die Hand eines in guter Schule aufgewachsenen Künstlers erkennen. Die Augenbrauen und die Wangenstücke sind verziert, die Augenwinkel durch Seitenstücke ausgefüllt. Zähne sind merkwürdigerweise nur im Oberkiefer vorhanden.

In Abb. 89a sind zwar nur die seitlichen Zähne sichtbar, die groß und nach hinten spiral gekrümmt sind. Doch wird — nach der verwandten Maske Abb. 92 (s. unten S. 100) zu schließen — das gleiche für die in Abb. 89a nicht zur Ansicht kommenden mittleren Zähne gelten. Die Rüssel sind nach oben gebogen und an den Seiten mit Rosetten auf ihrer Fläche tragenden Scheiben und mit Hakenkreuzen verziert. Über der Rüsselwurzel, den Raum zwischen den Augenbrauen füllend, wird ein auf die Kante gestelltes scheibenförmiges Bündel sichtbar, das auch auf Masken anderer Bauten vorkommt, dessen Bedeutung ich aber nicht zu enträtseln vermag.

Die auffälligste Besonderheit ist, daß an den Außenrand der großen viereckigen Ohrpflöcke, an der dem Gitterwerke der Nord- und Südwand des Gebäudes zugekehrten Seite, sich je ein Schlangenleib fügt, der mit dreieckigen gekreuzt gestrichelten, d. h. als schwarz zu denkenden, Flecken und mit ungefärbten *xonecuilli*-artigen Gebilden gezeichnet ist, und der, abwechselnd nach unten und nach oben umbiegend, mit dem Schlangenleibe der nächst höhern, bzw. nächst tiefern Maske sich verschlingt (Abb. 88 und 89a und b). Diese Kombination ist kaum anders zu deuten, als daß die großen Masken, die die Kanten des Gebäudes bedecken, die Köpfe darstellen zu den ineinander verschlungenen Schlangenleibern auf der Südfront der Hauptwandfläche. Ich habe oben (vgl. S. 11—15) nachzuweisen mich bemüht, daß diese Masken, deren gewaltige, bald nach unten, bald nach oben gebogene Rüssel noch in neuester Zeit als Elefantenrüssel gedeutet worden sind, nichts anderes als Abbilder des yukatekischen Regengottes sind, und des Gottes, den Landa *Ah bolon tz'acab* »Herrn der neun Generationen« nennt, der der Herr der Jahre des Ostens und der Wassergott der Maya war. Das oben beschriebene Vorkommnis bestätigt diese Feststellung. Denn auch der Wassergott der Maya-Handschriften, der Gott mit der nach oben geschwungenen Nase, wird mit einem Schlangenleibe dargestellt (Codex Tro 26b, vgl. Abb. 90) — das Tier, auf dem *Chac*, der Regengott, reitet.

Das Friesuntergesims hat bei dem Gebäude auf der alten Gipfelfläche des Hügels der Casa del Adivino, zu der auf der Westseite die das Erdgeschoß überbrückende Treppe emporführt, eine besondere Gestalt. Es besteht aus einer einzigen, abwärts schräg vorkragenden Steinreihe, auf deren Oberfläche in Flachrelief eine Art Büste, ein Männchen mit er-

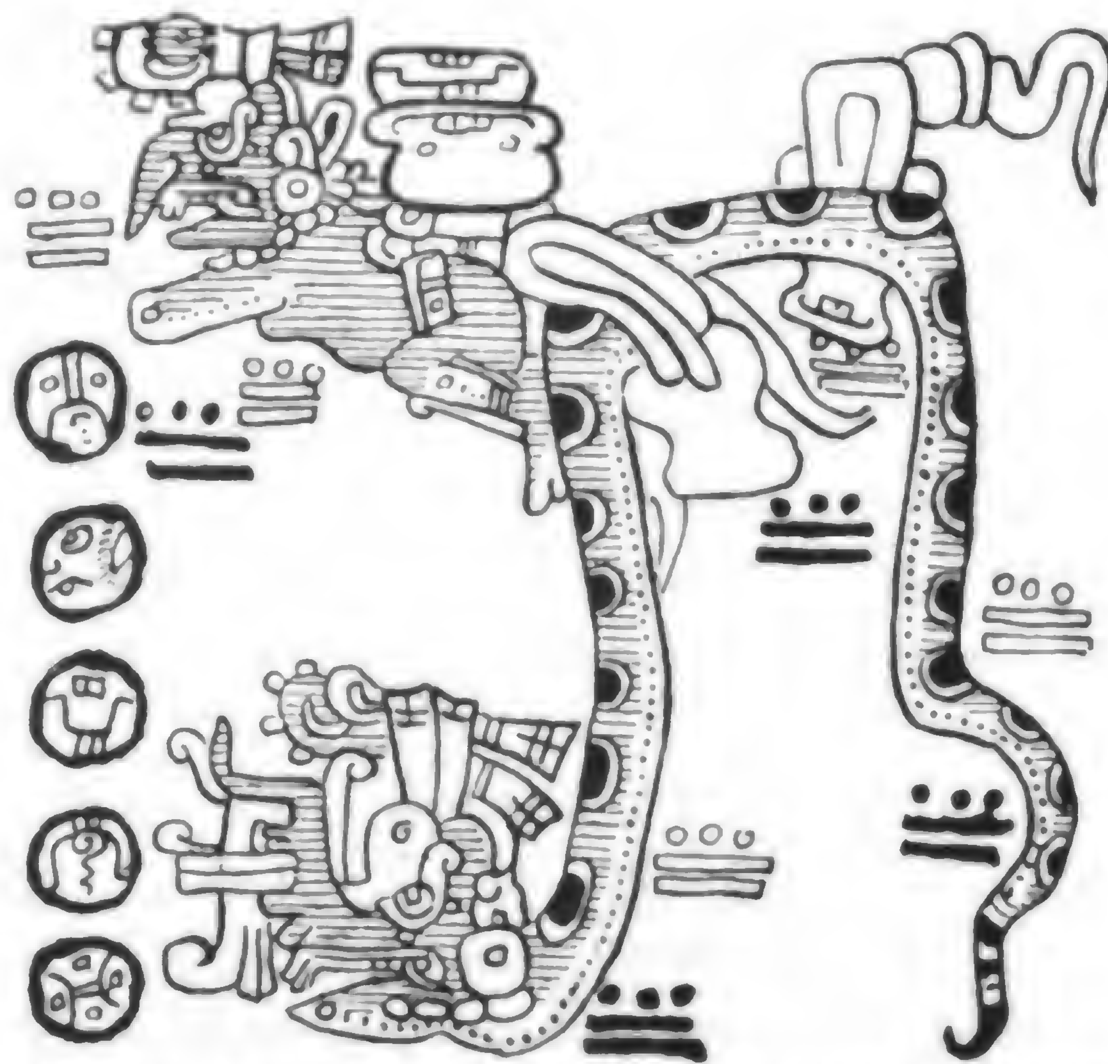


Abb. 90. *Chac*, der Regengott, auf der Schlange mit dem Kopfe *Ah bolon tz'acab's*, des Wassergottes, reitend. Codex Tro 26b.

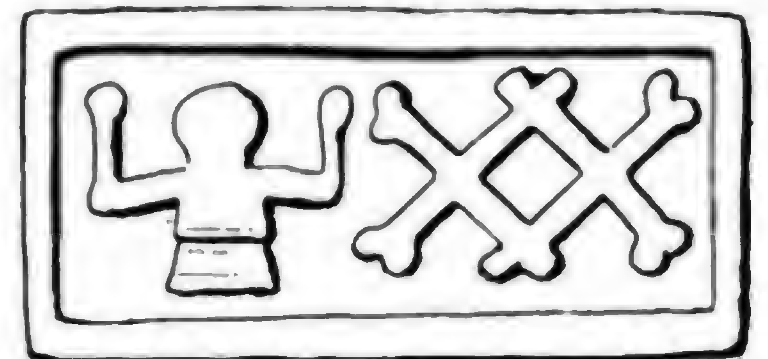


Abb. 91. *Uxmal*. Casa del Adivino. Das alte Gipfelgebäude. Flachrelief auf der schräg vorspringenden Reihe des Gurtgesimses.

hobenen Armen, und zwei zu einer Einheit verbundene Paare gekreuzter Totenbeine dargestellt sind (Abb. 91).

Die Friesflächen der Nord- und der Südwand des Gebäudes sind ganz mit Masken bedeckt, da sie Maskensäulen nicht nur an den Kanten des Gebäudes, sondern auch auf der Fläche des Frieses selbst tragen (Abb. 88 und 92). Da aber die freie Fläche des Frieses breiter war als die Maskensäule, so hat man den Zwischenraum zwischen den Eckmaskensäulen und der die Friesfläche deckenden Säule mit rauchwolkenartigen Ausstrahlungen in Flachrelief gefüllt, die

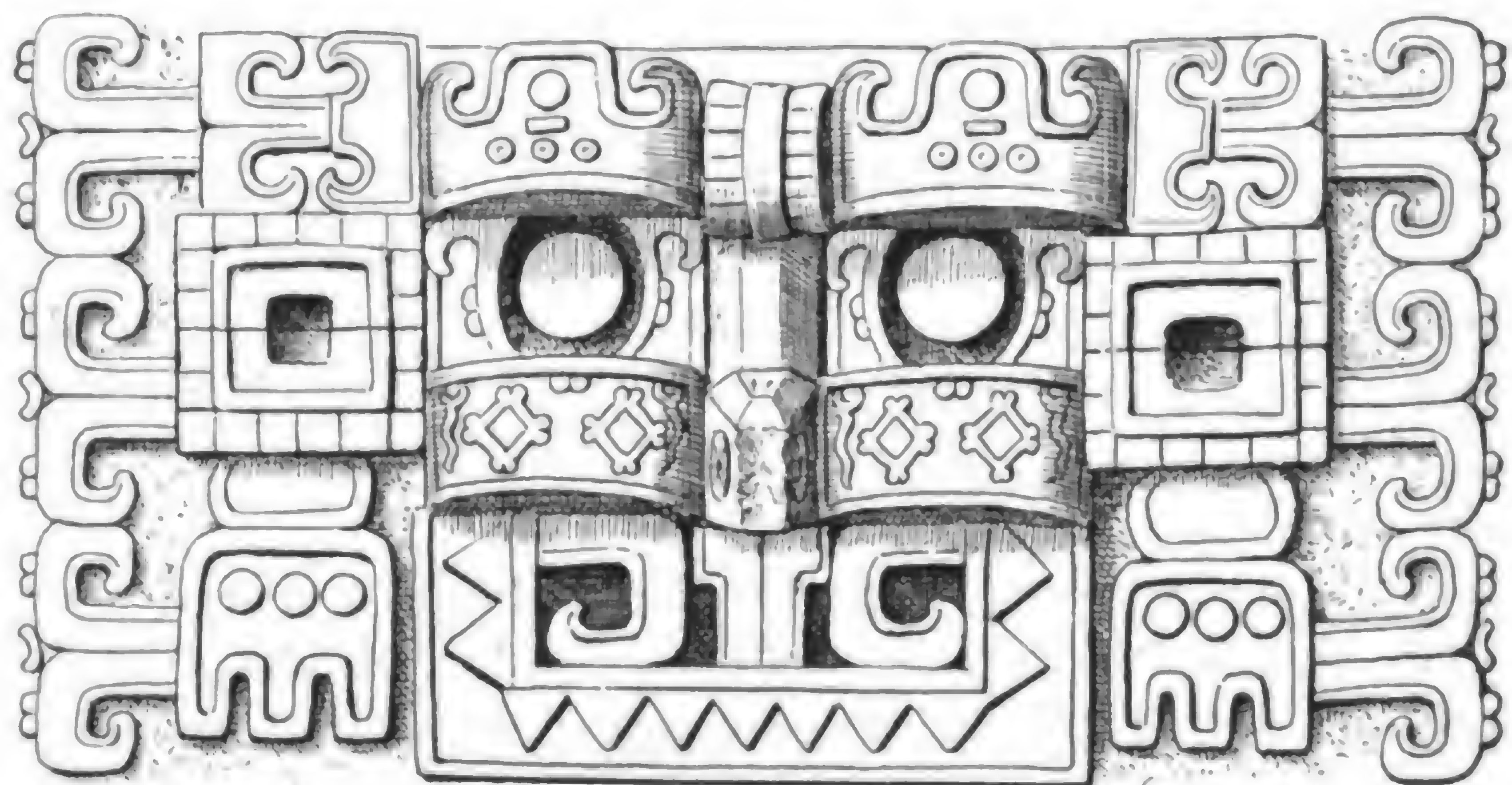


Abb. 92. *Uxmal*. Casa del Adivino. Das alte Gipfelgebäude. Eine der Masken der Maskensäule auf dem Friese der Nordwand.

sich jederseits an den Außenrand des großen viereckigen Ohrpflocks setzen (Abb. 88, 92 und 93).

Diese auf der Fläche und an den Kanten des Frieses angebrachten Maskensäulen enthalten zur Zeit nur noch drei Masken. Es ist aber zu vermuten, daß jede der Säulen vier Masken gezählt hat, wie die Maskensäulen an den Kanten der Wandfläche darunter. Das ist aber heute nicht mehr festzustellen, da das abschließende Hauptgesims, und vermutlich eben auch eine oberste vierte Friesmaske, abgestürzt ist. Was noch von Masken an den Kanten und auf der Fläche des Frieses der beiden Seitenfronten des Gebäudes vorhanden ist, ist gute Arbeit, und die verschiedenen Masken einer Säule sind einander gleich, — ein Beweis, daß diese Masken für diese Stelle gemacht und nicht aus Bestandteilen älterer Gebäude zusammengeflickt sind.

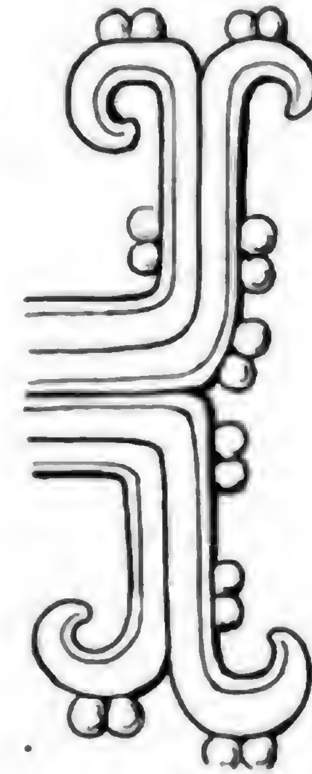


Abb. 93. *Uxmal.* Casa del Adivino. Das alte Gipfelgebäude. Seitliche Ausstrahlungen (Flachrelief) der Masken der Maskensäulen an den Kanten des Frieses.

Die eine der Masken der Friesfläche der Nordwand des Gebäudes ist in Abb. 92 wiedergegeben. Sie ähnelt im allgemeinen den Eckmasken der Wandfläche darunter (Abb. 89a), weicht aber doch in wichtigen Einzelheiten ab. Die Friesmasken fallen zunächst durch die Bildung des Mundes auf, der verhältnismäßig schmal ist, nur im Oberkiefer Zähne hat und von einer Zackenlinie umsetzt ist. Das Gebiß besteht aus zwei Schneidezähnen, die winklig ausgefeilt sind, wie die des Sonnengotts der Maya-Stämme[1], und aus je einem Seitenzahn, der nach hinten spiral sich einrollt, wie das Zahnpaar an jeder Seite des Mundes der Eckmasken (Abb. 89a) der Wandfläche.

Bedeutsame Verzierungen weisen die Wangenstücke und die Augenbrauen auf, die sich unter, bzw. über den großen Augen halbzylindrisch vorwölben. Die ersteren tragen (vgl. Abb. 92) auf der Fläche zwei aus Paaren von Totengebeinen gebildete Rauten und an den Seitenrändern die Hieroglyphe *caban*, die dem mexikanischen Zeichen *olin* entspricht und mit ziemlicher Sicherheit als Zeichen der Erde gedeutet werden kann. Die Augenbrauen dieser Friesmasken haben an der Südwand des Gebäudes die gleiche Bildung und Verzierung wie die Eckmasken der Wandfläche darunter

[1] Vgl. meine »Gesammelten Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde« Band III, Berlin 1908, S. 612—614.

(Abb. 89a), an der Nordwand aber (Abb. 92) weisen sie die Ziffer acht auf und eine kleine Scheibe, die als »Tag« oder »Jahr« gelesen werden muß. Die gekreuzten Totengebeine und die komplizierteren aus Totengebeinens ich zusammensetzenden Symbole haben wir oben mehrfach schon als Begleitzeichen der Hieroglyphe des Planeten Venus angetroffen[1]. Und das gleiche gilt für die acht Jahre, die wir auf der mit der Hieroglyphe des Planeten Venus geschmückten Riesenmaske der Hauptfassade unseres Gebäudes antreffen werden, und die als großes Relief an dem Mausoleum III von *Chich'en Itzá* neben dem Bilde der Gottheit des Planeten Venus gesehen wird[2].

Die Ohrgehänge der Friesmasken sind von einer nicht selten vorkommenden Form, weichen aber von der der Eckmasken der Wandfläche (Abb. 89a) ab. — Die Rüssel waren jedenfalls auch nach oben gebogen und in derselben Weise verziert wie die der Eckmasken der Wandfläche.

Die Masken der Säulen, die die Kanten des Frieses bilden. sind voneinander durch je eine glatte Steinreihe getrennt, gleichen aber im übrigen den eben beschriebenen Masken, die die Fläche des Frieses der Seitenfassaden füllen. Insbesondere weisen sie auch die gleiche aus Rauten von Totengebeinen und dem Zeichen *caban* bestehende Verzierung der Wangenstücke auf, weichen dagegen in der Augenbrauenverzierung ab. Auch die Mundbildung ist eine andere, da dieser hier oben und unten mit Zähnen besetzt ist.

Wenden wir uns nun zu der westlichen oder Hauptfassade des Baues, der eine Zeitlang das Gipfelgebäude des Hügels der Casa del Adivino war, zu dem an der Westseite des Hügels die das Erdgeschoß überbrückende Treppe emporführte, so sehen wir, daß dort (vgl. Abb. 94) zwischen den Maskensäulen der Nordwest- und Südwestecke des Gebäudes die Fassade durch ein Gurtgesims, das die unmittelbare Fortsetzung des Gurtgesimses der Nord- und der Südfront ist und diesem in jeder Beziehung gleicht (vgl. oben S. 100, Abb. 91), in eine Wandfläche und eine Friesfläche geschieden ist.

Die Friesfläche wird von einer Riesenmaske eingenommen, die in Abb. 95 (zusammen mit der südlichen Eckmaskensäule), noch einmal vergrößert wiedergegeben ist, von der aber nur die großen Augen, mit den Augenbrauen und den Wangenstücken und die Ohrpartien gut erhalten sind, und der insbesondere auch der obere Abschluß fehlt. Die Augenhöhle ist auf drei Seiten von einem schmalen, nach außen sich einrollenden Gebilde

[1] Siehe oben S. 40. und Abb. 22, S. 39; Abb. 26, S. 41.
[2] Vgl. meine »Gesammelten Abhandlungen« Band V, Berlin 1915. S. 367, Abb. 241—243.

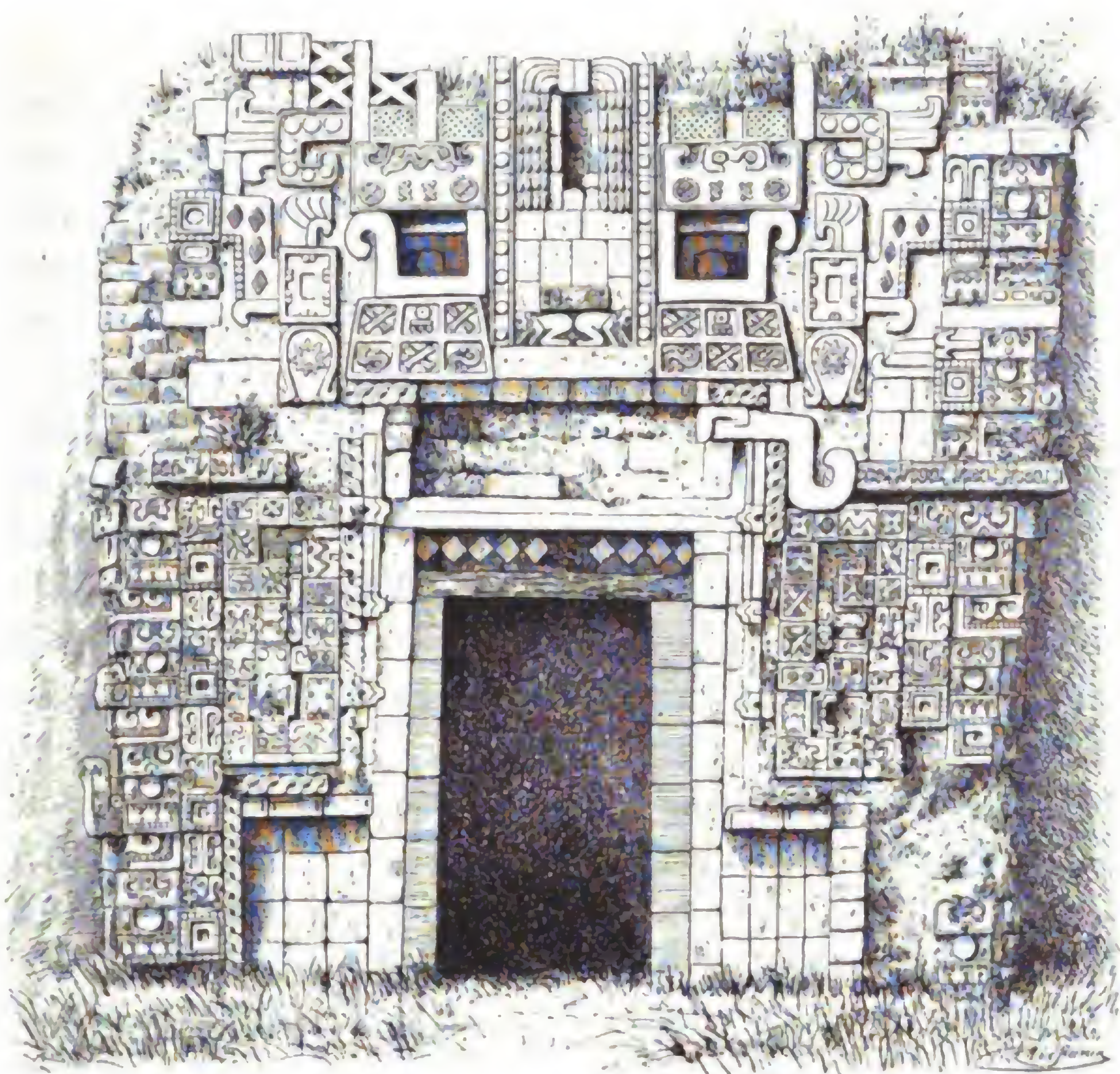


Abb. 94. *Uxmal.* Casa del Adivino. Das alte Gipfelgebäude. Nach Westen gerichtete Hauptfassade. (Nach Aufnahmen von Teobert Maler und Caecilie Seler und Zeichnungen des Verfassers gezeichnet von Wilhelm von den Steinen.)

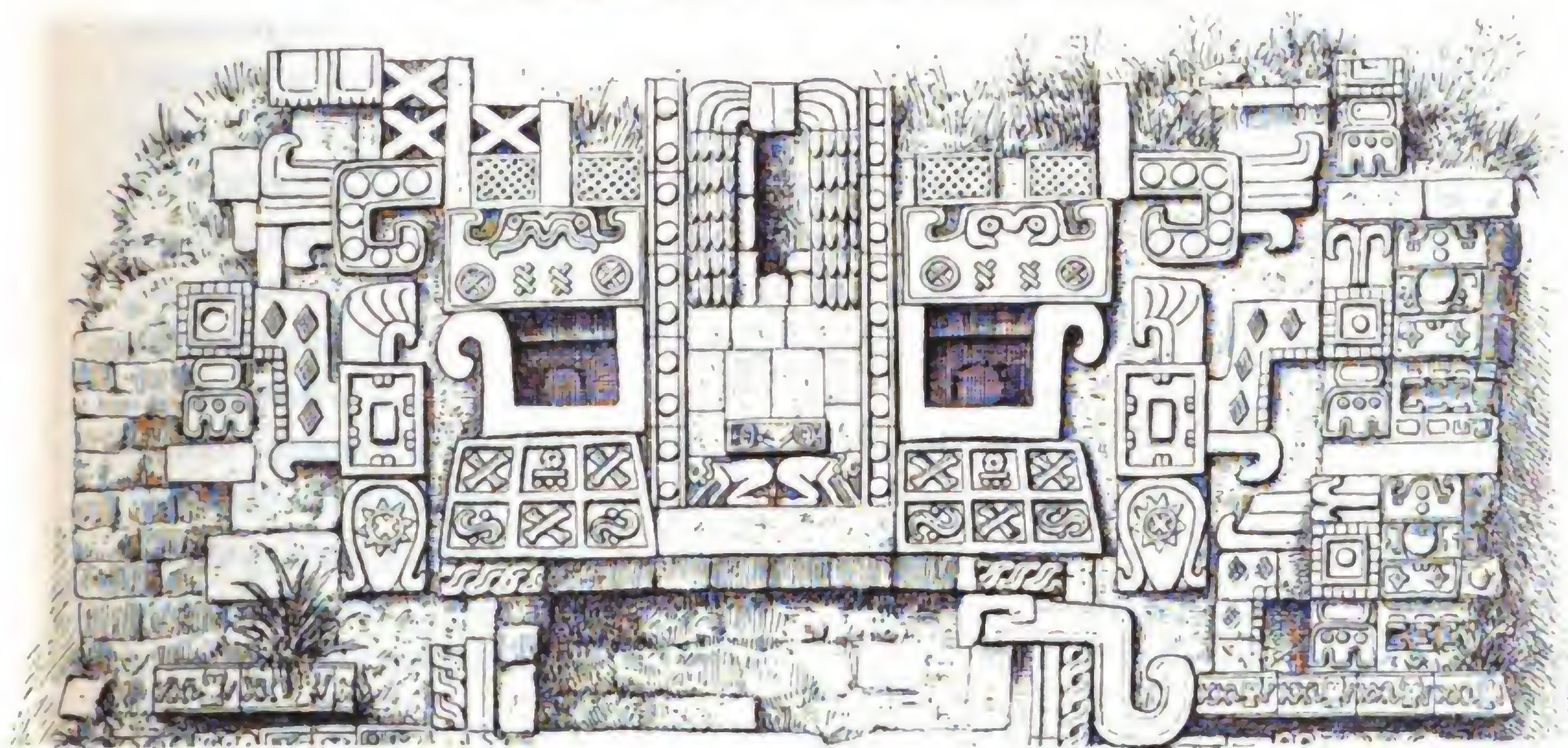


Abb. 95. *Uxmal.* Casa del Adivino. Das alte Gipfelgebäude. Untere Hälfte des Frieses der Hauptfassade (Westfront).

umzogen. In ihrem Hintergrunde wird die Pupille sichtbar, die durch einen halbkuglig sich vorwölbenden Stein repräsentiert ist, und über ihr das gerade abgeschnittene Lid. Auf den Augenbrauen sieht man in der Mitte, nahe dem obern Rande, die Hieroglyphe des Planeten Venus. Darunter zwei geflochtene Bandstücke, eine Art Mattengeflecht, und links und rechts von ihnen je eine mit einem diagonalen Kreuze verzierte Scheibe. Auf den Wangen sind sechs scharf abgegrenzte Felder angegeben, die sich in zwei Querreihen zu je drei Feldern ordnen. In dem Felde in der Mitte der obern Reihe — das ist offenbar der bedeutsamste Platz — sieht man eine Scheibe, die »Tag« oder »Jahr« bezeichnen kann und die Ziffer »acht«. In den beiden Feldern an den Enden der untern Reihe ein Zeichen, das aus den Maya-Handschriften als eine Variante des Tageszeichens *cimi* »Tod« bekannt ist. (Vgl. Abb. 85, oben S. 92.) Und mit diesen drei Hieroglyphen wechseln in der obern und untern Querreihe Paare gekreuzter Totenbeine.

Die Hieroglyphe des Planeten Venus ist bekannt. Sie ist durch die zahlenmäßigen, auf den Venusumlauf bezüglichen Angaben sichergestellt, die in der Dresdner Handschrift neben ihr zu finden sind. Ebenso ist aber auch die Zahl von acht Tagen mit dem Venusumlauf auf das engste verknüpft. Nach der »Historia de los Reynos de Colhuacan y Mexico« (den sogenannten »Anales de Quauhtitlan«) bezeichnen acht Tage die Zeit, die der Planet, nachdem er als Abendstern gestorben, d. h. am Abendhimmel mit der Sonne untergegangen war, in der Unterwelt weilte, um danach als Morgenstern am Himmel aufzugehen[1]. Und genau acht Tage werden auch auf den Blättern 46—50 der Dresdner Handschrift für die Unsichtbarkeit des Planeten in der untern Konjunktion angegeben. Das Zeichen *cimi* »Tod« und die gekreuzten Totenbeine haben danach offenbar zu den beiden ersten sich gesellt, weil es sich hier eben um den am Abendhimmel gestorbenen, die Unterwelt durchwandernden Gott handelt. — Dieselben Elemente haben wir nebeneinander auch anderwärts schon angetroffen, wenn auch nicht alle fünf oder sechs zusammen, so doch zwei oder drei von ihnen. — Die Hieroglyphe des Planten Venus und die gekreuzten Totenbeine fanden wir auf der obersten Maske der Maskensäulen des Ostgebäudes der Casa de las Monjas (Abb. 22, S. 39 und Abb. 26 S. 41). Nur hatten dort diese beiden Elemente ihre Rollen vertauscht. Die gekreuzten Totenbeine traten in scharfem Reliefe auf den Augenbrauen jener

[1] Vgl. meine »Gesammelten Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Völkerkunde« Band I (Berlin 1902), S. 624 und 625.

Masken uns entgegen, während die Hieroglyphe des Planeten Venus auf den Wangenstücken angebracht war. Die acht Tage und zu Rauten geformte Totenbeine sahen wir auch auf den Masken Abb. 92, die die Friesfläche der Nordseite dieses mittlern der drei Gebäude der Casa del Adivino nahezu in ihrer ganzen Breite einnehmen. Die Hieroglyphe des Planeten Venus endlich, neben den acht Tagen (oder Jahren?), neben mattenartig geflochtenen Bändern und dazu dem Bilde des Gottes *Kukulcan* oder *Quetzalcouatl*, des Gottes des Planeten Venus, in seiner Federschlangenverkleidung, bilden den Schmuck der Außenwände des sogenannten Mausoleums III von *Chich'en Itzá*[1]. Es ist kein Zweifel, daß durch die Gesamtheit der oben genannten Elemente dieses alte Gipfelgebäude, das mittlere der drei Gebäude der Casa del Adivino — und wahrscheinlich auch das ganze »Haus des Wahrsagers« — als Haus oder Tempel der Gottheit des Planeten Venus gekennzeichnet werden sollte, und daß man des Gottes hier gedachte, wenn er als Stern am Abendhimmel erschien, denn diesem, der Region des Westens, dem Eingange in die Unterwelt, sind ja die sämtlichen Fronten der Casa del Adivino zugekehrt.

Die viereckigen Ohrpflöcke unserer großen Riesenmaske Abb. 95 sind im Vergleich zu den Verhältnissen, die sie in anderen Masken zeigen, klein zu nennen. Über ihnen erhebt sich als Ohrmuschel eine Volute, die auf ihrem breiten äußeren Teile eine Zeichnung aufweist, die an Federn erinnert. Die Ohrgehänge sind eiförmig und zeigen auf ihrer Fläche eine Zeichnung, die wohl als Stern zu deuten ist, aus einer Scheibe mit einem diagonalen Kreuze bestehend, die von einem Zackenkranze umgeben ist. Vgl. auch die Skulpturen Abb. 33a, b, oben S. 47 und die anderen entsprechenden Gebilde von der östlichen Hauptfront des Westgebäudes der Casa de las Monjas. Von der Außenkante eines jeden der beiden Ohrpflöcke geht ein winklig gebogener gefleckter Schlangenleib aus, der nach zweimaliger Knickung mit dem äußeren Rande der zweituntersten, mittleren der drei Masken, die von der Eckmaskensäule des Frieses noch erhalten sind, sich verbindet. Dieser Schlangenleib gehört aber offenbar nicht zu der Riesenmaske der Friesfront, sondern eben zu dieser zweiten Maske der Frieskante. Denn genau ein gleicher gefleckter Schlangenleib geht von der äußeren Kante des Ohrpflocks der ersten, untersten der drei Masken der Frieskante mit einmaliger Knickung nach unten (vgl. Abb. 95, an der Seite rechts vom Beschauer).

[1] Vgl. meine »Gesammelten Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Völkerkunde« Band V (Berlin 1915), S. 367. Abb. 241—243.

Der obere Abschluß der Riesenmaske (Abb. 95) wird über den Augenbrauenstücken durch zwei Platten feinen diagonalen Gitterwerks gebildet, die durch senkrechte Steinbalken begrenzt werden, und von denen an den Außenseiten je eine, mit Scheiben verzierte Volute ausstrahlt. — Darüber scheint ein zweites, viel weitmaschigeres, aber ebenfalls durch senkrechte Steinbalken gegliedertes diagonales Gitterwerk sich fortzusetzen, das als Flächenfüllung zu betrachten ist.

Den Hauptteil, in der Mitte der Maske, sollte, so müßte man erwarten, eine der bekannten elefantenrüsselartig nach oben oder unten geschwungenen Nasen bilden, wie sie die oben in Zeichnung wiedergegebenen Masken des Ost-, West- und Nordgebäudes der Casa de las Monjas zeigen. Davon kann aber hier in keiner Weise die Rede sein. Die auffallend breite Partie zwischen den Augen und den Wangenstücken wird hier (vgl. Abb. 95) von einer glatten Quadersteinwand gebildet, über die nur, in der Höhe des unteren Augenrandes der Riesenmaske, ein an der Vorderseite mit einem Reliefe versehener Sockel vorspringt, der von zwei voneinander abgekehrten, in tierischer Haltung auf dem Boden hockenden nackten Gestalten (Affen? Kriegsgefangenen?) getragen wird. An keiner Stelle ist in dieser Quadersteinwand eine Lücke vorhanden, in der ein Rüssel eingezapft gewesen sein könnte. Dagegen hat, unzweifelhaft, auf diesem Sockel, von der Quadersteinwand sich abhebend, eine menschliche Figur oder Götterfigur ihre Stelle gehabt, von der aber leider, außer dem großen, links und rechts herabfallenden Quetzalfederschmucke nichts mehr erhalten ist. Nach dem Aufbaue dieses Schmuckes zu urteilen, könnte die Figur denen ähnlich gewesen sein, die auf dem Friese der östlichen Hauptfassade der Casa del Gobernador von *Uxmal* angebracht waren, von denen allerdings auch nur noch sehr unvollständige Bruchstücke an ihrer Stelle zu sehen sind. Vielleicht gehen wir auch nicht fehl, wenn wir annehmen, daß diese Figur auf der Riesenmaske der Casa del Adivino von *Uxmal* im großen und ganzen derselben Art war, wie die Gottheit, die man in der Mitte des Frieses der östlichen Hauptfassade des ebenerdigen Ostflügels der Casa de las Monjas von *Chich'en Itzá* inmitten eines außen von zwei Wasserschlangen umfaßten Strahlenkranzes thronen sieht[1]. Es ist wohl sicher, daß wir diese Gestalt, als die eine der

[1] Vgl. meine »Gesammelten Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Völkerkunde« Band V (Berlin 1915), S. 223 und Taf. VII.

beiden Gottheiten, die ich in den Reliefen und den Malereien von *Chich'en Itzá* nachgewiesen habe, deuten dürfen, und zwar als den von der Federschlange begleiteten Gott, der wohl *Kukulcan* und dem Morgensterne gleich zu setzen ist[1].

Auf die Nasenpartie und die Wangenstücke zu deren Seiten müßte dann nach unten der obere Mundrand folgen. Das ist auch in der Tat der Fall, denn man sieht aus der unter den Wangenstücken folgenden horizontal sich hinziehenden und dann beiderseits rechtwinklig umbiegenden Umgrenzung — die der Mundrand sein muß — an der linken Seite der Maske einen spiral sich krümmenden Hauzahn herausragen, dem nach innen zu noch ein Seitenzahn zu folgen scheint. Doch scheint merkwürdigerweise dieser Mundrand hier als ein Zierband ausgebildet, aus zwei miteinander verschlungenen Wellenbändern zusammengesetzt zu sein. Dieses Zierband ist an den senkrecht absteigenden Ästen innen noch mit einer besonderen Leiste verbrämt, über deren Bedeutung ich mich vorläufig noch nicht aussprechen will. Dieses absteigende Band (vgl. Abb. 94) begleitet die Türränder in einem gewissen Abstande und biegt dann in halber Höhe vom Boden noch einmal rechtwinklig um, um, nach einer zweiten Biegung, gerade abwärts absteigend, vermutlich bis zur Bodenlinie zu gelangen. Daß hier die Türöffnung des Gebäudes als Schlund der großen Maske gedacht ist, die die Fläche des Frieses füllt, ist sicher. Aber man versteht nicht, und kann es nach den hier gegebenen Elementen nicht verstehen, warum der Mundrand den oben beschriebenen sonderbaren Verlauf hat, warum der Mundöffnung diese merkwürdige Art der Umgrenzung gegeben ist. Die Erklärung ergibt sich aus andern Vorkommnissen, wo einfachere Formen den Sachverhalt besser erkennen lassen, und wo vermutlich auch die Bildner, die den Plan entwarfen, eine deutlichere Vorstellung von dem, was dargestellt werden sollte, hatten.

Im östlichen Teile des Staates *Campeche*, in der Gegend, die man die Provincia de los Chenes nennt, wegen der vielen Orte, die in ihrem Namen das Wort *ch'en* »Brunnen« enthalten, findet sich eine gewisse Zahl von Bauwerken übereinstimmenden Charakters, die sich durch eine besondere, augenscheinlich erst später hinzugefügte Fassade auszeichnen, denen ich in den Abhandlungen der Berl. Akad. d. Wiss., Jahrgang 1916, Philo-

[1] Vgl. meine »Gesammelten Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Völkerkunde« Band V (Berlin 1915), S. 223 und Taf. VII.

sophisch-historische Klasse Nr. 2 unter dem Titel »Die *Quetzalcouatl*-Fassaden yukatekischer Bauten« eine eingehende Studie gewidmet habe. Die Elemente dieser Fassaden sind leicht verfolgbar. Sie müssen auch den ungeübtesten Beschauer erkennen lassen, daß es im wesentlichen die gleichen Formbestandteile sind wie die, die ich soeben von der in Abb. 94 wiedergegebenen Hauptfassade des alten Gipfelgebäudes der Casa del Adivino beschrieben habe. In der Tat, wir haben auch hier bei den von mir als *Quetzalcouatl*-Fassaden bezeichneten verzierten Fronten auf dem Friese, den ganzen Raum zwischen Eckmaskensäule und Eckmaskensäule füllend, die Riesenmaske, deren unten verlängerte Mundöffnung die Türöffnung des Gebäudes umschließt, wir haben denselben merkwürdigen Verlauf des Mundrandes, in den Mundwinkeln nach hinten umbiegend und nach zweimaliger annähernd rechtwinkliger Knickung dem Boden sich nähernd. Aber dieser merkwürdige Verlauf des Mundrandes versteht sich bei den *Quetzalcouatl*-Fassaden dadurch, daß der absteigende Teil dieses Mundrandes der mit großen Zähnen bewehrte Mundrand zweier im Profil gezeichneter Schlangenrachen ist, die, krokodilartig aufklappend, mit dem Schnauzenende nach oben gerichtet, einer zu jeder Seite der Türe des Gebäudes angebracht sind, den Türrand in einem gewissen Abstande begleitend. In dem Winkel dieser aufklappenden Schlangenrachen sieht man ein großes Auge, dessen Braue in einigen Fällen deutlich von einer Schlange mit im Profil gezeichneten krokodilartig aufklappenden Rachen gebildet wird. Aus dem Mundwinkel hängt das hauzahnartige Doppelgebilde heraus, mit den auseinanderstrebenden, sich einrollenden Enden nach außen gerichtet oder unten den Boden berührend[1].

Was diese *Quetzalcouatl*-Fassaden deutlich uns zeigen, das muß auch der Verzierung der Wandfläche der Hauptfassade des alten Gipfelgebäudes Abb. 94 der Casa del Adivino zugrunde liegen. Der absteigende, nach zweimaliger rechtwinkliger Umbiegung dem Boden sich nähernde Verlauf des Mundrandes, muß auch hier der Mundrand zweier den Türrand begleitender im Profil gezeichneter aufklappender Schlangenrachen sein oder gewesen sein, und Zähne, Auge, hauzahnartige Gebilde dieser Schlangenrachen müssen auch in der Verzierung der Wandfläche der reichgeschmückten Hauptfassade, (Abb. 94) irgendwie vertreten sein. Das scheint nun auch in

[1] Vgl. den Aufsatz über die Quetzalcouatl-Fassaden a. a. O. Taf. VI und S. 30, Abb. 26.

der Tat der Fall zu sein. Zwar das aus dem Mundwinkel der Schlangenrachen heraushängende hauzahnartige Doppelgebilde kann ich nicht aufzeigen. Es muß, wenn es erhalten ist, tief unter dem Schutte vergraben sein, der gut ein Viertel der ganzen Wandhöhe der Fassade verdeckt. Die Zähne, die an den im Profile gezeichneten Schlangenrachen der *Quetzalcouatl*-Fassaden uns so eindrucksvoll entgegentreten, scheinen in der Abbildung 94 abgefallen zu sein, wenn sie nicht durch die obenerwähnte Leiste vertreten sind, die den aus ineinander verschlungenen Wellenlinien bestehenden eigentlichen Mundrand in der gerade absteigenden Strecke auf der Innenseite verbrämt. Aber das Auge der Schlange, und was dazu gehört, scheint in dem Winkel des aufklappenden Schlangenrachens auch in unserer Abbildung 94 nachweisbar zu sein.

Dieser Winkel des aufklappenden Schlangenrachens, in dem bei den *Quetzalcouatl*-Fassaden das große Auge der Schlange sichtbar wird, und der dahinter anschließende Raum bis zu den Maskensäulen, die die Kanten des Gebäudes decken, ist hier in der Abbildung 94 jederseits durch eine Verzierung gefüllt, die in den Abbildungen 96 und 97 nach Photographien Le Plongeon's[1] und eigenen Zeichnungen wiedergegeben ist. Eine genauere Betrachtung dieser »Verzierungen« lehrt folgendes: Genau an der Stelle, wo in den *Quetzalcouatl*-Fassaden das senkrecht gestellte große Auge der Schlange sichtbar wird[2], sehen wir hier, quer gestellt, ein tiefes viereckig umrandetes Loch, aus dem offenbar ein Werkstück ausgefallen ist, das, wie üblich, zur Herstellung des Steinmosaiks in die Mörtelmasse der Wand eingesetzt war. Dieses Loch ist auf der linken Seite (rechts vom Beschauer, vgl. Abb. 97) in allen Teilen sichtbar; auf der rechten Seite aber (links vom Beschauer, vgl. Abb. 96) ist es durch ein offenbar später von unbefugter Hand eingezwängtes Werkstück, das auch benachbarte Teile überdeckt, unsichtbar gemacht worden. Links und rechts (also in querer Richtung) ist dieses Loch von zwei Werkstücken eingefaßt, die ihrer Gestalt nach an Augenbrauen erinnern und die nicht nur in Abb. 97 sondern auch in Abb. 96 noch zu erkennen sind, gleiche Verzierungselemente aufweisend. Augenscheinlich haben wir hier eine unverstandene Wiedergabe des Auges der aufklappenden Schlangenrachen der *Quetzalcouatl*-

---

[1] Augustus Le Plongeon, M. D. »Queen *Móo* and the Egyptian Sphinx« New York 1900. Published by the author. Plate LXXI (p. 218) and LXXIII (p. 256).

[2] Vgl. meinen oben angeführten Aufsatz über diese Fassaden Abb. 26, 41, 55.

Fassaden. Die beiden es links und rechts einfassenden Werkstücke sind danach als Vertreter von Augenbraue und Wangenstück zu deuten.

Wenn damit die Möglichkeit der Vergleichung der Hauptfront des alten Gipfelgebäudes der Casa del Adivino und der *Quetzalcouatl*-Fassa-

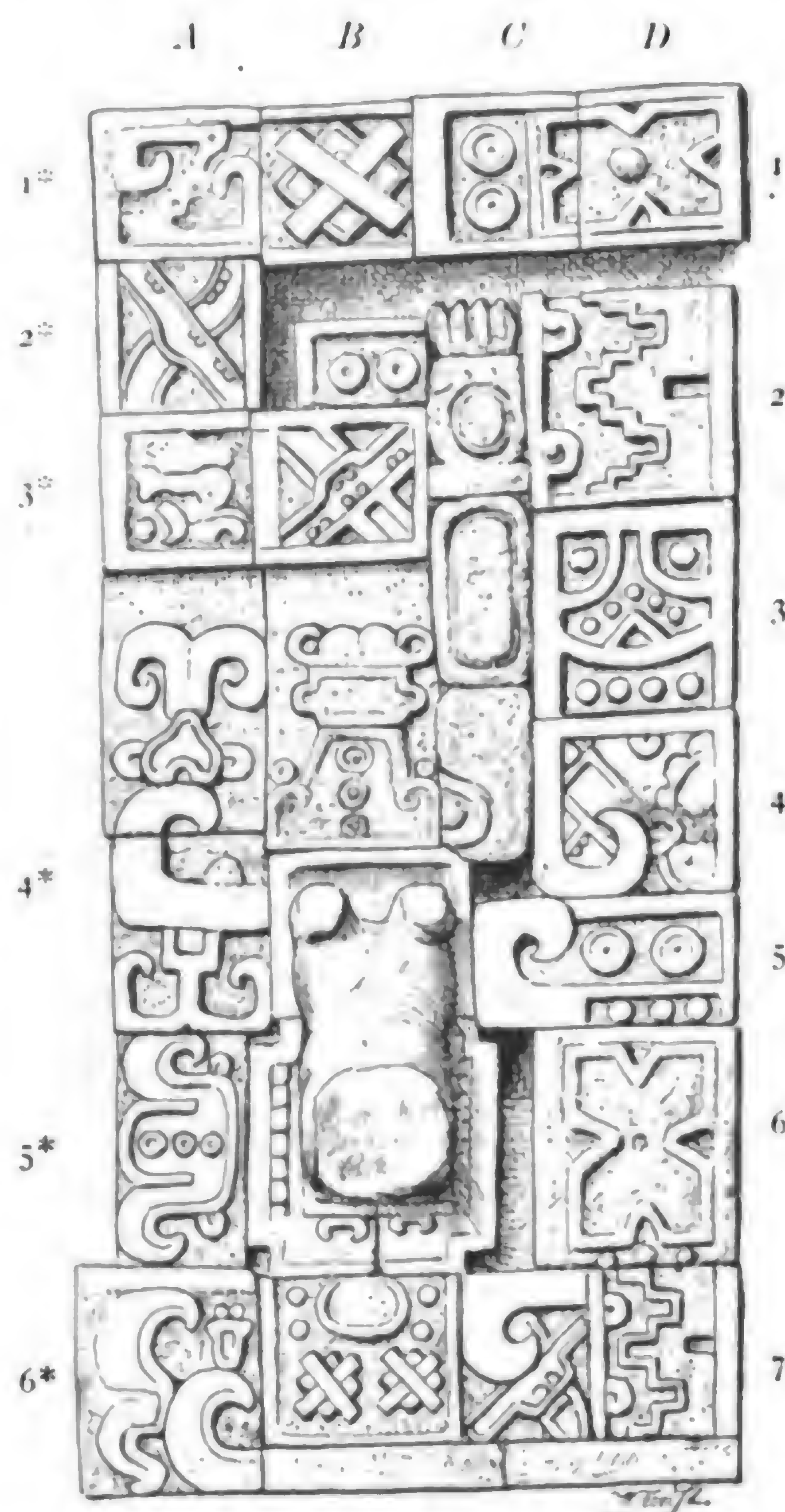


Abb. 96. *Uxmal.* Casa del Adivino. Altes Gipfelgebäude. Hauptfassade (Westfront). Mit astronomischen Zeichen erfüllte Streifen auf der nördlichen Hälfte der Hauptwandfläche zur Seite der Tür.

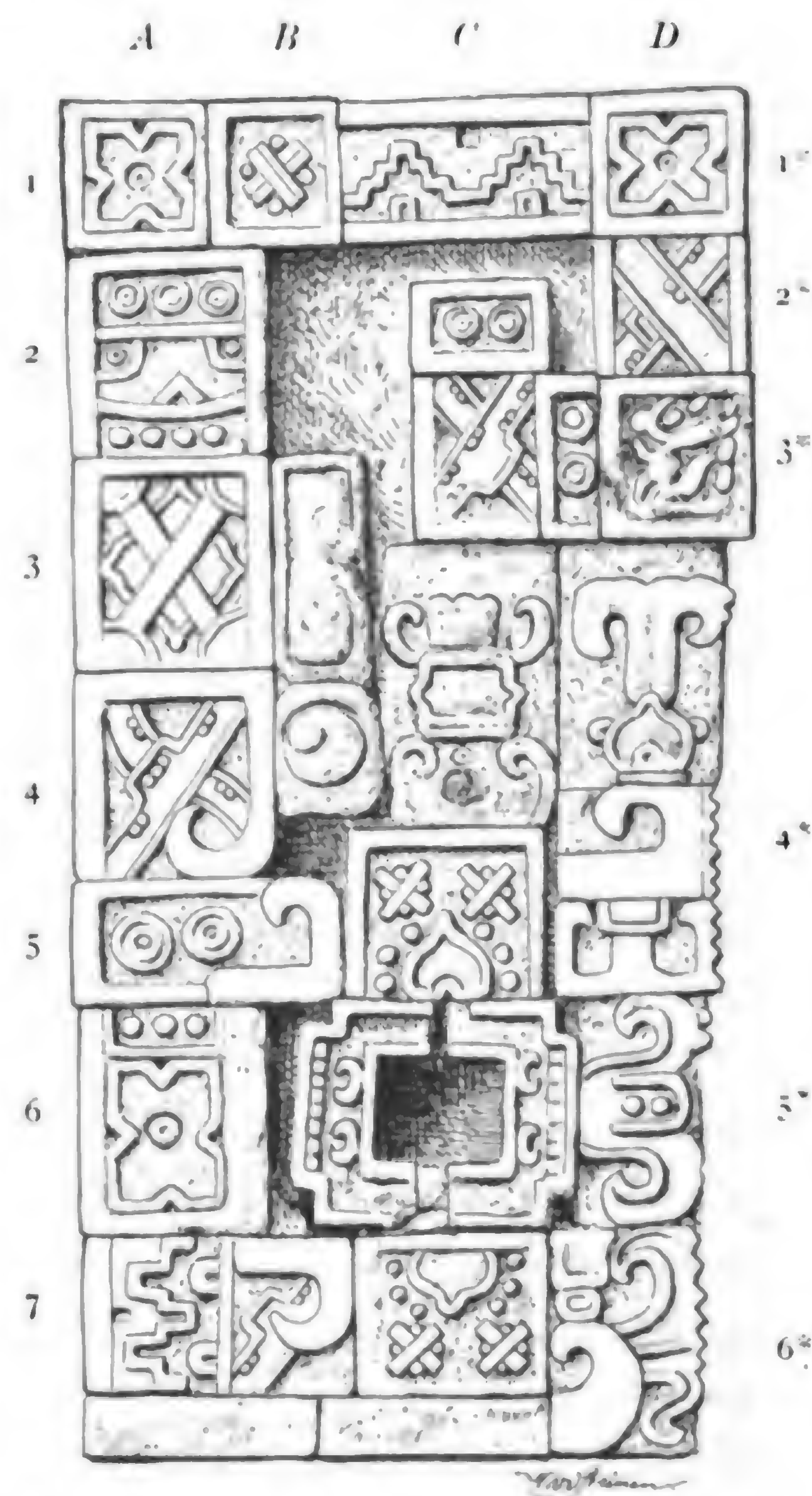


Abb. 97. *Uxmal.* Casa del Adivino. Altes Gipfelgebäude. Hauptfassade (Westfront). Mit astronomischen Zeichen erfüllte Streifen auf der südlichen Hälfte der Hauptwandfläche zur Seite der Tür.

den in der Tat nahegerückt ist, so fragt sich doch noch, ob wir auf der Fassade der Casa del Adivino ein Äquivalent auch der andern Dinge finden, die auf den *Quetzalcouatl*-Fassaden neben dem Auge der aufklappenden Schlangenrachen des Wandteils der Fassaden noch zu sehen

sind. Das große Auge der aufklappenden Schlangenrachen der *Quetzalcouatl*-Fassaden fanden wir von der Figur einer Schlange oder offenbaren Ableitungen eines Schlangenleibes umgeben. In der Nachbarschaft des Pseudoauges der Pseudoschlangenrachen der Casa del Adivino — anders kann man diese figürlichen Elemente kaum bezeichnen — sieht man von einem quergestellten Stücke an der Innenseite der Verzierungsflächen (*D* 5, Abb. 96 und *A* 5, Abb. 97) nach oben einen mäandrisch sich einwickelnden, nach unten einen einfach winklig gebogenen Streifen ausgehn, die beide mit astronomischen Zeichen bedeckt sind, denen ähnlich, die wir auf den sogenannten Himmelsschildern der Maya-Handschriften kennengelernt haben.

Die Verteilung der Symbole auf diesen Streifen ist auf beiden Seiten der Fassadenwand symmetrisch und im wesentlichen die gleiche. An der astronomischen Natur dieser Zeichen ist nicht zu zweifeln[1]. Wir müssen also auch diese mäandrisch sich einwickelnden Streifen den Himmelsschildern gleichsetzen, — von denen sie sich in der Tat nur durch ihre Form unterscheiden — und sie, gleich diesen, als Abbilder des Himmelsgewölbes deuten. Ist das aber der Fall, so ist damit die Homologie dieser mäandrisch sich einwickelnden Streifen der Fassade der Casa del Adivino und der Schlangenleiber gegeben, die — ein merkwürdiges Vorkommnis — die Augen der aufgerichteten aufklappenden Schlangenrachen der *Quetzalcouatl*-Fassaden überwölben, denn auch die Schlangenleiber waren, wie ich an andern Stellen genauer nachgewiesen habe[2], Abbilder des Himmelsgewölbes. So ist in der Tat diese ganze westliche Hauptfassade des alten

[1] Die astronomische Natur dieser Zeichen ergibt sich aus ihrer Verwandtschaft mit den oben genannten »Himmelsschildern« und mit den Zeichen, die den Rahmen der Pfeilerbilder des Palastes von *Palenque* und der Basalstreifen der Altarplatten der Tempel derselben Ruinenstadt füllen (vgl. meinen Aufsatz »Beobachtungen und Studien in den Ruinen von *Palenque*«. Abh. d. Berl. Akad. d. Wiss., Jahrg. 1915. Phil.-hist. Klasse Nr. 5. Abb. 4, 5—9, 28—31). In der Tat treffen wir unter den Zeichen der Abb. 96 und 97 die Hieroglyphe *kin* »Sonne« (Abb. 96 D 1, D 6; Abb. 97 A 1, A 6, D 1*). Ferner eine, wie es scheint, dem Zeichen *cimi* »Tod« verwandte Hieroglyphe (Abb. 96 D 3; Abb. 97 A 2), und eine andre, die sicher wohl als *akbal* »Nacht« zu deuten ist (Abb. 96 D 2, D 7; Abb. 97 C 1, A 7). Weiter ein aus Kreuz und Raute zusammengesetztes Zeichen (Abb. 96 B 1; Abb. 97 B 1, A 3). Endlich das auch an Himmelsschildern der Handschriften und entsprechenden Stellen der Monumente überaus häufig erscheinende diagonale Kreuz (Abb. 96 D 4, C 7, A 2*, B 3*; Abb. 97 A 4, B 7, C 3*, D 2*), das ein Zeichen der Verbindung zu sein scheint.

[2] Vgl. meinen Aufsatz »Beobachtungen und Studien in den Ruinen von *Palenque*«, a. a. O. S. 83 ff., Abb. 101 und 102.

Gipfelgebäudes der Casa del Adivino mit ihrem überladenen Schmucke und ihren verwirrenden Einzelheiten nichts andres als eine letzte Entwicklung der so eindrucksvollen, kräftigen und stilistisch strengen *Quetzalcouatl*-Fassaden, und als solche habe ich sie auch in meinem Aufsatze über diese Fassaden im vorigen Jahrgange dieser Abhandlungen behandelt. In einem Punkte aber geht die Fassade der Casa del Adivino über das hinaus, was uns die *Quetzalcouatl*-Fassaden zeigen. Durch die das Auge umziehenden Schlangenleiber, Abbilder des Himmelsgewölbes, kennzeichnen sich die aufgerichteten, die Tür einschließenden aufklappenden Schlangenrachen des Wandteils der *Quetzalcouatl*-Fassaden als himmlische, im Himmel wohnende Wesen oder geradezu als Abbilder des Himmels, gleichwie ein anderes Bild des Himmels, die mit Augen, d. h. mit Sternen, besetzte dunkle Scheibe, das Abbild des Sternhimmels oder der Nacht, den Gott des Nordens *Mixcouatl* und die Gottheit des Planeten Venus *Tlauizcalpan tecutli*, als himmlische, im Himmel lebende Götter erkennen läßt[1]. Nichts dergleichen ist auf den Riesenmasken angegeben, die auf dem Friesteile der *Quetzalcouatl*-Fassaden die ganze Fläche von Eckmaskensäule zu Eckmaskensäule füllen. Es war augenscheinlich die Bedeutung dieser Riesenmasken allem Volke bekannt, eine nähere Charakterisierung überflüssig. Wir heute gehören nicht zu den Eingeweihten. Wir würden ratlos sein, träte nicht zum Glück die westliche Hauptfassade des alten Gipfelgebäudes der Casa del Adivino (Abb. 94), die ein Homologon der *Quetzalcouatl*-Fassaden ist, ergänzend ein. Sie ist, wie wir oben (S. 104. 105) gesehen haben, mit der Hieroglyphe des Planeten Venus und andern Symbolen, die sich auf den Planeten Venus beziehen, geschmückt. Ich habe daher, der Homologie Rechnung tragend, keinen Anstand genommen, nicht nur die Fassade des alten Gipfelgebäudes der Casa del Adivino von *Uxmal*, sondern auch die von *Hochob, Tabasqueño* und *Dibil nocac* als *Quetzalcouatl*-Fassaden zu bezeichnen, denn *Quetzalcouatl* war der Gott, dessen Herz sich in den Planeten Venus verwandelte[2].

Das von einem Schlangenleibe, dem Abbilde des Himmelsgewölbes, umwundene Auge ist ein besonders mexikanischer Zug der *Quetzal*-

[1] Vgl. die Bilder dieser beiden Götter in meinem Aufsatze »Die *Quetzalcouatl*-Fassaden yukatekischer Bauten«, a. a. O., S. 77, Abb. 60 und S. 78, Abb. 61.

[2] Historia de los Reynos de Colhuacan y México (Anales de Quauhtitlan), M. Coll. Aubin-Goupil, Bibliothèque Nationale, Paris.

couatl-Fassaden — wie ich in meinem Aufsatze über diese Fassaden näher auseinandergesetzt habe. Die Hieroglyphe des Planeten Venus auf der westlichen Hauptfassade des alten Gipfelgebäudes der Casa del Adivino gehört der hieroglyphischen Schrift der Dresdner Handschrift an. Sie zeigt eine jüngere Zeit an, wo die mexikanischen Kaufleute und Kolonisten, die in die von den *Maya*-Völkern bewohnten Gebiete eingedrungen waren, die von ihnen mitgebrachte Kultur schon in der Richtung entwickelt hatten, die man heute, vielleicht sehr mit Unrecht, als *Maya*-Kultur bezeichnet.

VII. Haus des Wahrsagers — Casa del Adivino.

C. Das jetzige Gipfelgebäude.

Das reichverzierte Gebäude, das ich in dem Vorstehenden geschildert habe, steht heute auf einem Risalite, das an dem Westabhange der Casa del Adivino vorspringt. Ursprünglich war dies wohl die Gipfelfläche der Pyramide, aber zu einer gewissen Zeit muß diese Höhe von 18 1/2 m dem frommen Bedürfnis nicht genügt haben. Eine Erhöhung wurde beschlossen und ausgeführt, der zu Liebe der hintere Teil des Hinterzimmers des auf dem Risalite errichteten Gebäudes durch teilweise Ausfüllung mit Steinen solide gemacht, und die ganze Hinter- und Seitenfront des alten Hauses, das jetzt das Hinterzimmer des auf dem Risalite errichteten Gebäudes bildet, in die Neuaufschüttung einbezogen wurde. Um ganze 8 1/2 m wurde der Hügel erhöht, und gleichzeitig wurde wohl auch die Nord- und die Südwand des Hügels hinausgeschoben, so daß in einer Höhe von nahezu 27 m eine schmale Plattform entstand — von senkrechten aus 8—10 Steinreihen bestehenden Mauern umgrenzt —, auf der nun das jetzige Gipfelgebäude errichtet wurde, dessen Form und Größe aus der Gesamtansicht, die ich auf der Taf. XVIII und in dem obern Bilde der Taf. XIX wiedergegeben habe, zu ersehen ist. Da die an dem Fuße der Westseite heraufgeführte Treppe über das Gebäude auf dem Risalite nicht fortgesetzt werden konnte, so wurde an der Ostseite des Hügels eine neue nicht minder steile Treppe, in der Breite von 2.20 m und 90 Stufen zählend, zu der jetzigen Gipfelfläche emporgeführt. Daß zwei Treppen vorhanden sind, von denen nur die eine zum Gipfel führt, ist ein Beweis, daß in der Tat die Gebäude, in der Weise, wie ich es oben auseinandergesetzt habe, nacheinander entstanden sind.

Das Gipfelgebäude der Casa del Adivino (vgl. den Grundriß Abb. 98a) ist ein nordsüdlich orientiertes Gewölbe, das eine Mauerstärke von 0.84 m hat und in drei in einer Reihe liegende Zimmer geteilt ist. Das mittlere Zimmer öffnet sich nach Westen. Die Zimmer an den beiden Enden hatten Türöffnungen nach Osten. Der gerade Teil der Wand bis zur untern Gewölbkante hat eine Höhe von 2.20 m. Die Seiten der Gewölbe sind sanft gerundet. Am Gewölbteile der Gemächer an den Enden und an den diesen Gemächern zugekehrten Giebelwänden sind in unregelmäßigem Quincunx flache, kreisrunde, napfförmige Vertiefungen angebracht (Abb. 98b).

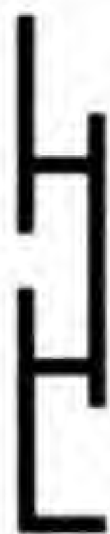


Abb. 98a. *Uxmal.* Casa del Adivino. Das jetzige Gipfelgebäude. Grundriß.

In der Verzierung der Außenwände besteht ein Unterschied zwischen dem mittleren oder Hauptteile der nach Westen gewandten Seite und den übrigen Teilen der Außenwand. Die Hinterwand oder Ostfront (Abb. 99), die beiden Schmalseiten und die Endstücke der nach Westen gerichteten Vorderwand haben einen Untersatz, der aus einer senkrechten vorkragenden Steinreihe (0.19 m), einem vertieften Halbsäulchenstreifen (0.29 m), einer zweiten senkrechten vorkragenden Steinreihe (0.17 m) und einer schräg vorkragenden Steinreihe (0.20 m) besteht. Darüber folgt eine 2.10 m hohe senkrechte Wandfläche, die aus glatten Quadersteinen zusammengefügt ist, ein Friesuntergesims gewöhnlicher Form, eine aus glatten Quadern bestehende Friesfläche und das abschließende Friesobergesims, das ebenfalls die gewöhnliche Form hat, d. h. aus einer senkrechten vorkragenden Steinreihe zwischen zwei schräg vorkragenden Steinreihen besteht. Wandfläche, Friesfläche und die Steinreihen der beiden Gesimse sind mit in vertieften Punkten ausgeführten Linien verziert. Die mittleren Steinreihen der beiden Gesimse weisen zwei wagerechte und gleichlaufende Punktreihen auf. Auf den beiden schräg vorkragenden Steinreihen sieht man zwei Zickzacklinien. Auf der Wandfläche und den Friesflächen wechseln diagonale Gittermuster mit Mäanderwickeln — alles, wie gesagt, in durchbrochenen, aus eingegrabenen Punkten bestehenden Linien ausgeführt. Eine besondere Verzierung weist der Fries

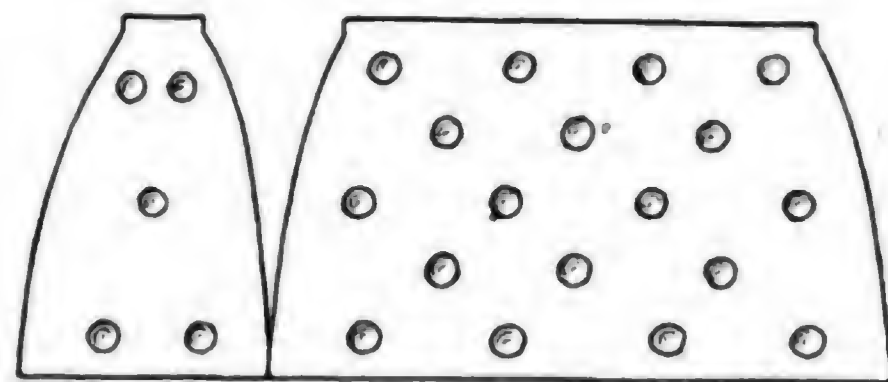


Abb. 98b. *Uxmal.* Casa del Adivino. Gipfelgebäude. Napfförmige Vertiefungen auf den Gewölbseiten.

der Mitte der Hinterwand auf. Dort steht (vgl. Abb. 99), auf dem obern Gliede des Gurtgesimses aufsetzend, ein Haus, ähnlich dem an der Nordfront des Südgebäudes und der Südfront des Nordgebäudes der Casa de las Monjas. Der untere Dachrand liegt in einer Linie mit dem untern Rande des Friesobergesimses; der obere Dachrand scheint über den obern Rand des Friesobergesimses hinauszuragen.

Der mittlere Teil der nach Westen gerichteten Vorderfront

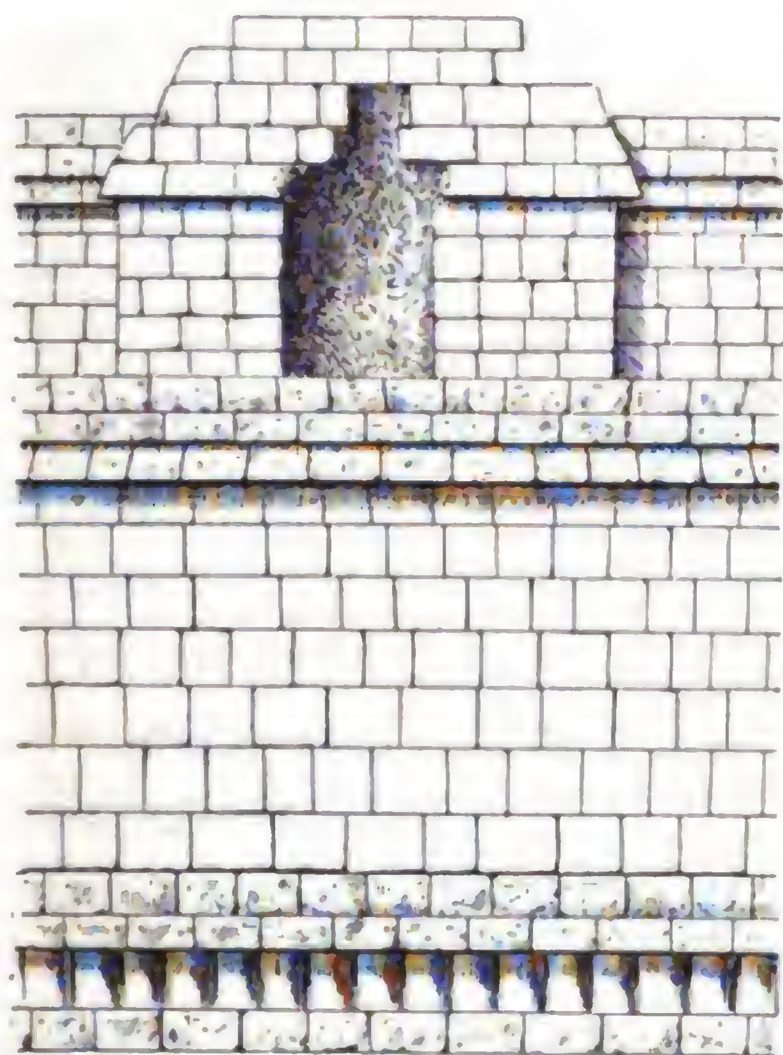


Abb. 99. *Uxmal.* Casa del Adivino. Gipfelgebäude. Untersatz, Wandfläche und Fries des mittleren Teils der Hinterseite (Ostfront).

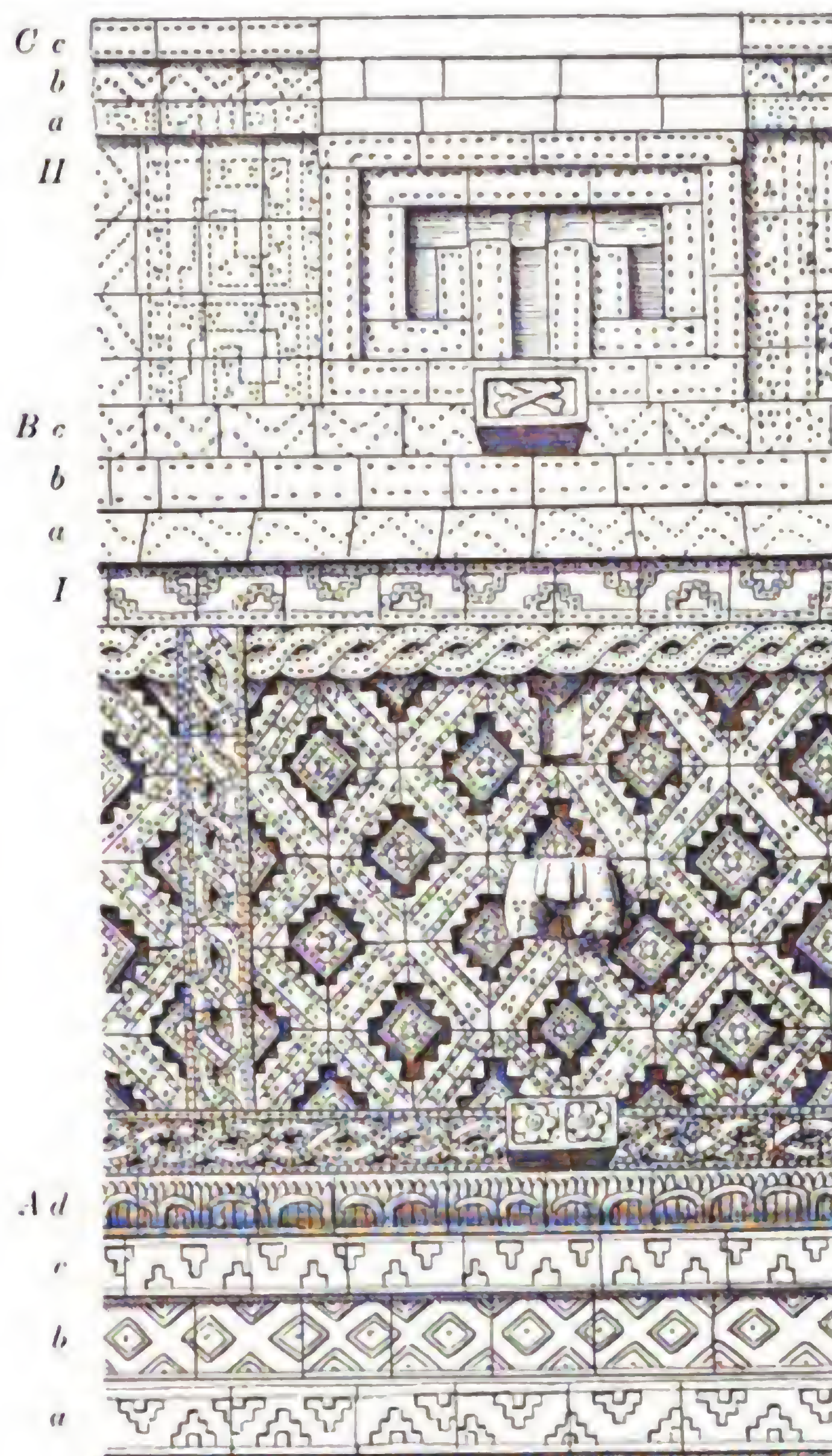


Abb. 100. *Uxmal.* Casa del Adivino. Gipfelgebäude. Untersatz, Wandfläche und Fries des mittleren Teils der westlichen Hauptfassade.

bis 5 m beiderseits der Türe dagegen hat eine besondere und sehr reiche Verzierung, die sich auf Untersatz, Wandfläche, Friesfläche und die Gesimse erstreckt (Abb. 100 und Taf. XXI, 1).

Die beiden senkrechten Steinreihen des Untersatzes (*A, a* und *A, c*) haben ein Treppenmuster. An dem Südstücke ist das Treppenmuster in

der untern und der mittleren Steinreihe gleich und dreistufig. An dem Nordstück ist das in der untersten Steinreihe (*A*, *a*) auch dreistufig, aber mit einer akzessorischen Stufe in der Mitte des vertieften Teiles; das in der mittleren Steinreihe (*A*, *c*) zweistufig. — Das zweite Glied des Untersatzes, das dem Halbsäulchenbande der andern Außenwandstrecken entspricht (*A*, *b*) hat ein Diagonalkreuz- oder Rautengittermuster (diamond pattern). — Das vierte Glied des Untersatzes (*A*, *d*) endlich zeigt ein aus aufrechten Federn gebildetes Muster, genau dem vierten Gliede des Friesunter- und des Friesobergesimses des Erdgeschosses entsprechend (Abb. 79. 80, oben S. 89). Ich habe leider versäumt, die genauen Maße zu nehmen. Es erscheint mir nicht ausgeschlossen, daß diese Untersatzreihe von dem Friesuntergesimse des Erdgeschosses stammt, dessen oberstes Glied in der ganzen Breite der Treppenüberbrückung entfernt werden mußte, um für den Fuß des überbrückenden Gewölbes, das auf dem dritten Gliede des genannten Gesimses, dem Schlangenklapperzylinder, aufgesetzt wurde, Platz zu machen.

In der senkrechten Wandfläche (*I*) ist die oberste Steinreihe friesartig mit besonderer Verzierung versehen. Sie zeigt ein Treppenmuster, das dem des unteren und mittleren Gliedes des Untersatzes entspricht, aber, gleich den andern Teilen der Wandfläche mit ovalen, stark ausgearbeiteten, vertieften Punkten versehen ist (Abb. 100, *I*). — Die übrige Wandfläche zeigt ein Diagonalkreuz- oder rhombisches Gittermuster von *itzcouatl*-Zackenlinien, das in Quadranten geteilt ist, die ringsum von einer Schnur aus zwei miteinander verschlungenen Wellenbändern (Schlangenleibern?) umzogen ist. Die Maschen des *itzcouatl*-Rautengitters sind von Rautensteinen ausgefüllt, die ein diagonales Kreuz als Kern haben. Der mittlere Teil der *itzcouatl*-Stäbe und der schlangenartig verschlungenen Bänder, die die Rautengitterquadranten umziehen, sind mit Gruppen von drei vertieften Punkten ausgefülit, die vielleicht Jaguarflecken nachahmen sollen; die Randstreifen mit einfachen, ovalen punktförmigen Vertiefungen.

Die Steinreihen der Gesimse (Abb. 100, *B* und *C*) und der Friesflächen (Abb. 100, *II*) haben keine besondern Verzierungen, nur die wagerechten und die Zickzacklinien der Gesimse und auf der Friesfläche die diagonal sich kreuzenden oder Mäanderwickel bildenden Punktreihen, wie sie auf den andern Stücken der Außenwände sich finden.

In die Wandfläche, den Fries und die Gesimse dieses mittleren, besonders verzierten Teiles der Westfassade sind aber nun noch, ähnlich wie

in die des West- und des Nordgebäudes der Casa de las Monjas, voll ausgearbeitete Figuren eingesetzt gewesen.

Die Mitte eines jeden Quadranten der Wandfläche trug auf einem Sockel, der mit einem Blumenmuster versehen war (vgl. Abb. 100 am untern Rande der Wandfläche I und Abb. 101 *a, b, c*), eine aufrechte menschliche Figur, die die ganze Höhe der Wand einnahm. Waldeck scheint einzelne dieser

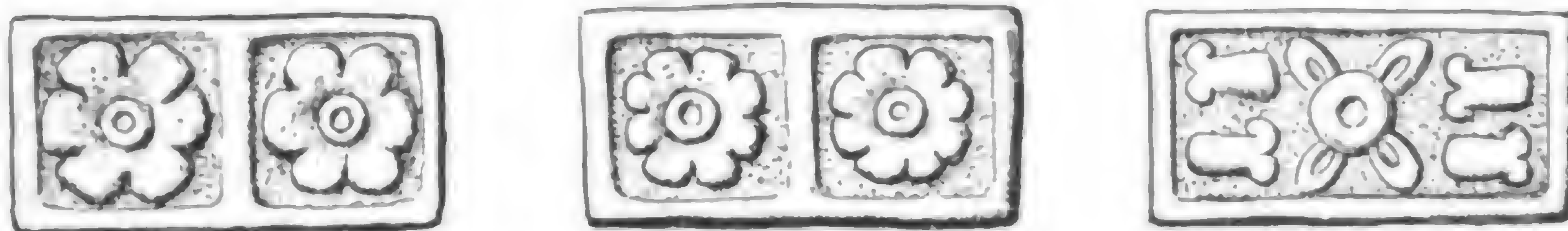


Abb. 101. *Uxmal.* Casa del Adivino. Gipfelgebäude. Mittlerer Teil der westlichen Hauptfassade. Blumenmuster auf den Sockeln der Steinfiguren, die in das Rautengitter der Wandfläche eingesetzt waren.

Figuren noch unversehrt gesehen zu haben. Vgl. seine Zeichnung der Fassade, die in dem zweiten Bilde der Taf. XXI wiedergegeben ist. Heute sind nur die Sockel noch erhalten und in einem der beiden Quadranten des Nordstückes ein Stück des Rumpfes, der obere Teil der Schenkel und, wenn Waldeck richtig gezeichnet hat, die entblößten Geschlechtsteile — offenbar die Teile der Figur, die dem Zapfen, mit dem die Figur in die

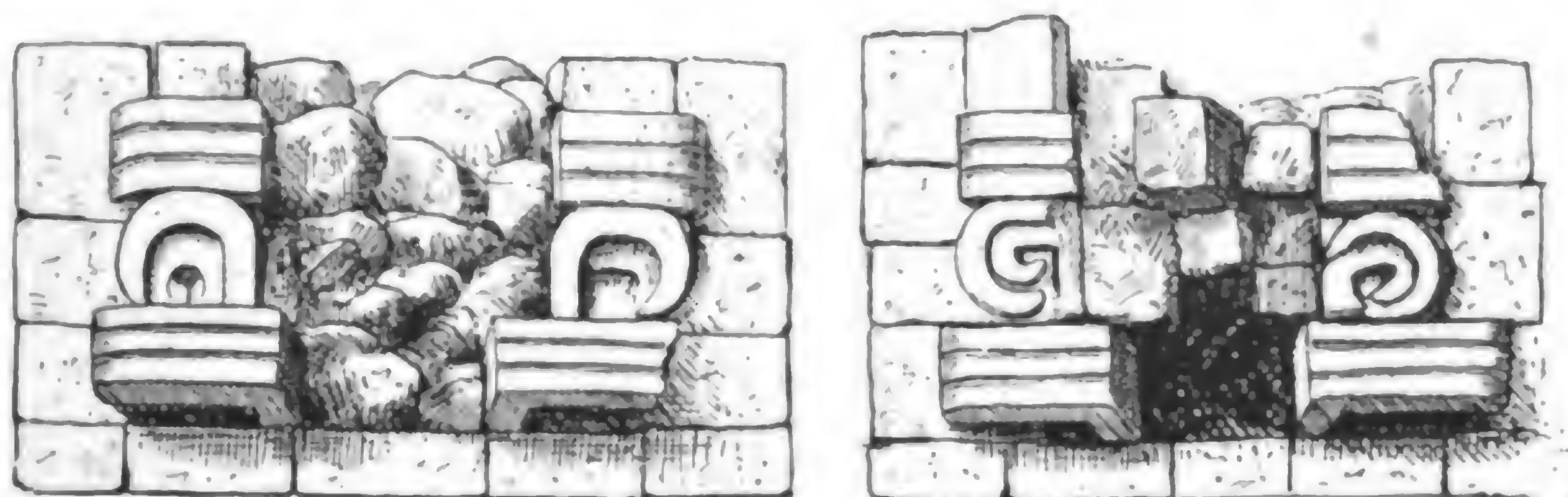


Abb. 102. *Uxmal.* Casa del Adivino. Gipfelgebäude. Westfront. Masken, dem Friesobergesimse eingefügt.

Wand eingesetzt war, am nächsten lagen. Wenn die Figur wirklich die Geschlechtsteile entblößt hatte, so würde das darauf hinweisen, daß wir es hier wieder mit der Figur eines Gefangenen zu tun haben, wie an den Fassaden des Nordgebäudes der Casa de las Monjas.

In den Friesstücken über diesen Figuren (Abb. 100, *II*) sieht man einen doppelten Mäanderwickel, der gleich den andern Teilen des Frieses und der Gesimse mit Reihen eingegrabener Punkte verziert ist. In der Mitte dieser

Mäanderwickel waren auf Sockeln, die auf der Vorderseite mit gekreuzten Totenbeinen verziert sind, und die dem obern Gliede des Friesuntergesimses eingefügt waren (Abb. 100, *Bc*), andere Figuren befestigt. Waldeck zeichnet ein Haus mit rundem Dache (Taf. XXI, 2).

In dem Friesobergesimse darüber endlich (Abb. 100, *C*) sieht man heute noch (vgl. Abb. 102), in das mittlere Glied des Gesimses eingesetzt, je ein Augenpaar mit einfach verzierter Augenbraue und entsprechendem Unteraugenstücke — also Teile einer Maske. Waldeck zeichnet merkwürdigerweise davon nichts, aber in dem obern Gliede des Friesobergesimses ein phantastisches Gesicht mit reichem Quetzalfederschmucke (Taf. XXI, 2).



Abb. 103a. *Uxmal.* Südliches Langgebäude an der Hinterseite der Casa de los pájaros. Grundriß.

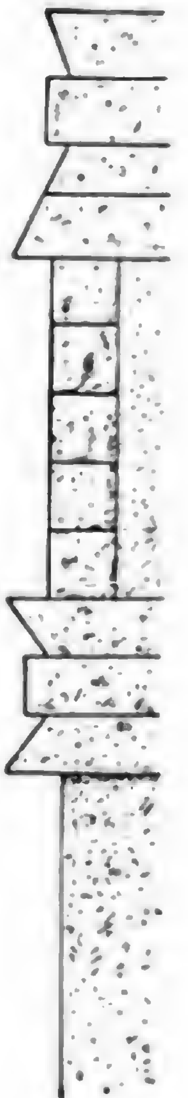


Abb. 103c. *Uxmal.* Südliches Langgebäude an der Hinterseite der Casa de los pájaros. Aufbau der Außenfront.

IX. Haus des Wahrsagers — Casa del Adivino.

D. Nebengebäude.

In der Nähe der Casa de las Monjas und der Casa del Adivino befinden sich noch zwei Gebäude, deren Zugehörigkeit aber zweifelhaft ist, da sie außerhalb sowohl des Hofes der Casa de las Monjas wie des Vorplatzes der Casa del Adivino liegen. Ich möchte sie als das südliche und das nördliche Langgebäude bezeichnen.

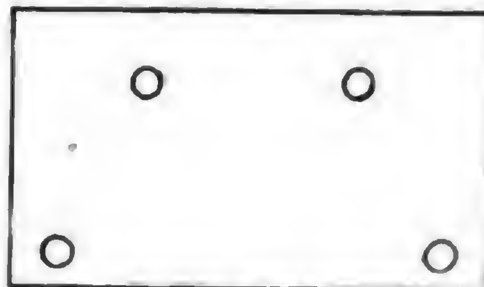


Abb. 103b. *Uxmal.* Südliches Langgebäude an der Hinterseite der Casa de los pájaros. Pfahllöcher.

Das erste (Abb. 103a) ist ein ungefähr 24 m langer, nord-südlich orientierter Bau an der Hinterseite (Westseite) der Terrasse, die das südliche »Haus der Vögel« trägt. Der Bau ist in vier Zimmer geteilt, die ihre Öffnung nach Westen haben. Die Mauern sind von ziemlicher Dicke (1.05 m). Die Gewölbseiten sind gerade. Pfahllöcher sind vier vorhanden, zwei nahe der Unterkante und nahe den Enden des Gewölbes, zwei mehr nach innen gerückte, nahe der Oberkante des Gewölbes (Abb. 103b).

Das Nordende des Baues ist bis einschließlich des Friesobergesimses erhalten; das Südende ist ziemlich zerstört. Über der glatten, aus regelmäßig zubehauenen Quadern aufgeführten Wand folgt ein Friesuntergesims der ge-

wöhnlichen Form. Der Fries ist an der einzig erhaltenen Hinterwand und der nördlichen Schmalwand ebenfalls glatt. Das Friesobergesims besteht aus zwei schräg vorkragenden Steinreihen, einer mittleren senkrechten vorkragenden Reihe und den oberen, abschließenden, schräg vorkragenden Steinreihen, von denen ebenfalls wenigstens zwei vorhanden gewesen sein müssen (Abb. 103c).

Das nördliche Langgebäude (Abb. 104a) liegt nördlich von dem Walle, der den Vorplatz vor dem Westabhange der Casa del Adivino im Norden begrenzt und am Ostfuße der Terrasse, die das Ostgebäude der Casa de las Monjas trägt. (Vgl. den von Holmes gezeichneten Gesamtplan der hauptsächlichsten Bauwerke, der der ersten Seite dieses Aufsatzes gegenübergestellt ist.) Dieses nördliche Langgebäude besteht aus zwei nordsüdlich orientierten Doppelgewölben, die durch ein ostwestlich orientiertes Quergewölbe, das offenbar ehemals ein Durchganggewölbe war, jetzt aber durch eine Mauer gesperrt ist, getrennt sind. Es hat offenbar eine Bedeutung gehabt zur Zeit, als das jetzige Ostgebäude der Casa de las Monjas noch nicht errichtet war. Der Bau enthält vier große Hallen, die nach Osten geöffnet waren. Der senkrechte Teil der Wand hat eine Höhe von 2.40 m. Er ist, wie die Gewölbe, mit regelmäßig zubehauenen Quadern verkleidet. Die Gewölbe haben sanft gebogene Seiten. Auf ihnen sind drei Reihen von je vier Pfahllöchern zu sehen (Abb. 104b). Das Quergewölbe entbehrt, wie alle Durchganggewölbe, der Pfahllöcher. Der Zugang von den vorderen zu den hinteren Hallen wird durch eine Tür vermittelt, deren hölzerne Oberschwelle in dem südlichen der beiden Doppelgewölbe noch an ihrer Stelle sich befindet. Der Aufbau der Außenfront (Abb. 104c) ist der gleiche wie bei dem südlichen Langgebäude.

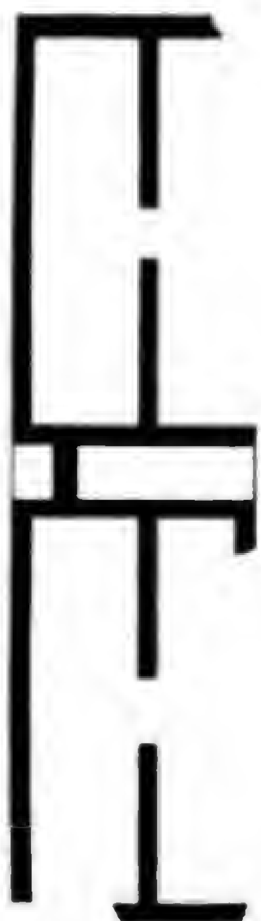


Abb. 104a. *Uxmal.* Das nördliche Langgebäude an der Hinterseite des Ostgebäudes der Casa de las Monjas. Grundriß.

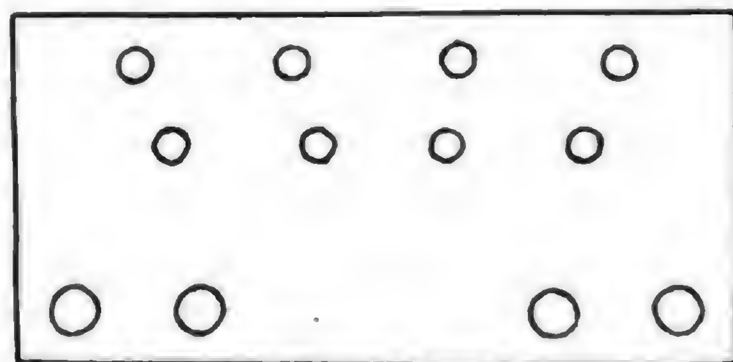


Abb. 104b. *Uxmal.* Nördliches Langgebäude an der Hinterseite des Ostgebäudes der Casa de las Monjas. Pfahllöcher.

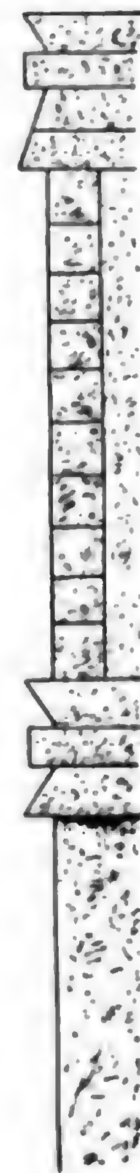


Abb. 104c. *Uxmal.* Nördliches Langgebäude an der Hinterseite des Ostgebäudes der Casa de las Monjas. Aufbau der Außenfront.

X. Ballspielplatz — Tlachco (Juego de Pelota).

Geht man von dem Torwege, der das Südgebäude der Casa de las Monjas in der Mitte teilt, und der den Zugang zu dem auf den vier Seiten von stolzen Gebäuden umgebenen Hofe der Casa de las Monjas bildet, geradaus, d. h. nach Süden, so trifft man, etwa halbwegs, ehe man an den Fuß der hohen und steilen Terrasse gelangt, auf der die Casa de las Tortugas und weiterhin die Terrasse der Casa del Gobernador sich erhebt, zwei parallel zueinander gelegene wallartige Gebäude, die eine Länge von 39 m, eine Breite von etwas über 3 m haben und $21^1/_3$ m voneinander entfernt sind. Diese Wälle, die auf den vier Seiten mit Steinplatten verkleidet sind, im Innern aus einer zusammenhängenden Masse von Bruchsteinen bestehen, ohne jegliche Höhlung als Innenraum, stellen die hohen seitlichen Begrenzungen eines Ballspielplatzes dar, dessen T-förmig erweiterte, dem Norden und dem Süden zugekehrte Enden nur von einer niedrigen Mauer umgeben waren, deren Verlauf sich aber jetzt kaum mehr feststellen läßt. Die ganze Innenseite der Seitenwälle war mit Skulpturen bedeckt. Stephens sah auf ihnen noch die Reste zweier kolossaler miteinander verschlungener Schlangen, die an dem ganzen Walle entlang liefen. Heute liegen nur noch Bruchstücke dieser Schlangenleiber an dem Innenfuße des östlichen der beiden Wälle, die den oben S. 49 in Abb. 38 wiedergegebenen Bruchstücken von der Hauptfassade des Westgebäudes der Casa de las Monjas gleichen. Aber in der Mitte der Innenwand sowohl des östlichen wie des westlichen Walls war mit einem Zapfen ein großer Steinring befestigt, der *Tlachtemalacatl*, der »am Ballspielplatze (befestigte) steinerne Spinnwirtel«, wie ihn die Mexikaner nannten, durch den den Ball zu treiben als Hauptwurf und als schier unheimlicher Glücksfall galt, der vermuten ließ, daß der glückliche Spieler ein Bösewicht und mit dem Bösen im Bunde war. Diese Steinringe sind leider zerbrochen. Das dem Zapfen benachbarte Stück ist bei beiden noch an Ort und Stelle in der Seitenwand befestigt vorhanden (vgl. Taf. XXII). Ein Kreis von Hieroglyphen umgibt auf beiden Seiten den Rand der Ringöffnung, unter denen bei beiden auf der dem Norden zugekehrten Seite das Datum 16. *pop* noch zu erkennen ist. Die fehlenden Stücke sind offenbar durch rohe Gewalt abgebrochen und — vielleicht aus religiösen Gründen, um das heidnische Ärgernis den Augen der doch jedenfalls nur oberflächlich bekehrten Indianer zu entziehen — fortgeschleppt

worden. Stephens und seine Begleiter konnten in dem Schutte am Fuße der beiden Wälle keine Spur mehr von ihnen finden.

XI. Haus des Ortsherren — Casa del Gobernador.

Kann die Casa del Adivino mit einem gewissen Rechte als das stolzeste der Gebäude von *Uxmal* bezeichnet werden, imponierend durch ihre Höhe, das Übereinandersteigen der verschiedenen der Westseite zugekehrten Fassaden und den reichen Schmuck, den die einzelnen Fassaden aufweisen, so ist die sogenannte Casa del Gobernador unstreitig der vollendetste und zugleich reichste Bau, der hier geschaffen worden ist. Und die Volkstradition hat ihn deshalb auch als das Haus des Gouverneurs, d. h. den Palast des Ortsherren bezeichnet. Das Haus liegt im Süden von der Casa de las Monjas und weicht in seiner Orientierung stark von der Normalen ab. (Vgl. den der Anfangsseite dieses Aufsatzes gegenübergestellten Plan.) Die Vermutung liegt daher nahe, daß ein natürlicher Hügel benutzt worden ist, der nur durch Auf- und Anbau regelmäßig gestaltet worden ist. Das Fundament für das Gebäude bilden jetzt drei Terrassen, die übereinander aufsteigen und von der Südostseite zu erreichen sind, der Richtung, der das Haus seine Front zukehrt. Die unterste bildet nur einen schmalen Untersatz von 0.9 m Höhe. Über ihm erhebt sich die zweite (die erste eigentliche Terrasse), die eine Höhe von 6 m hat und von senkrechten Wänden begrenzt ist. Nur an der Seite, die dem Südende des Gipfelgebäudes entspricht, führt eine geneigte Ebene auf die Höhe dieser Terrasse. An dem südlichen Teile der Ostseite dieser Terrasse fand Stephens[1] noch eine Doppelreihe runder Pfeiler von 1 m Höhe und $^1/_2$ m Dicke, die sich vielleicht noch weiterhin um den Rand der Terrasse gezogen haben. Die Terrasse entspricht dem Hofe der andern Bauten, da sie in der Mitte ihrer Fläche den sogenannten »picote« enthält, einen $2^1/_2$ m hohen Steinzylinder von $1^1/_2$ m Durchmesser, der nur grob bearbeitet ist und sich innerhalb eines aus zwei Schichten bestehenden Steinvierecks erhob. Diese zweite Terrasse hat eine Breite von 166 m und eine Tiefe von 106 m. Der picote liegt 24 m von dem Fuße der Treppe entfernt, die von dieser zweiten Terrasse auf die Höhe der dritten Terrasse, die

[1] Incidents of Travel in Central America, Chiapas and Yucatan. New York 1842, Vol. II p. 428.

das Gipfelgebäude trägt, emporführt (vgl. Taf. XXIII, 1). Noch 18 m von dem Picote weiter nach Osten, also ziemlich die Mitte der Tiefe des Hofes einnehmend, wurde von Stephens und seinen Begleitern ein kleiner, etwa 2 m hoher Hügel angetroffen, den Stephens auf Anraten des Paters Carrillo, des Pfarrers von *Ticul*, öffnete. Er bestand ganz aus Steinen und Erde. Aber in einer Tiefe von etwas über 1 m fand man die Steinfigur, die jetzt in dem Wirtschaftsgebäude der Hacienda *Uxmal* an der rechten Seite der Treppe, die zu den Wohnräumen des ersten Stockes führt, eingemauert ist und die ich schon einmal erwähnt und oben S. 75, Abb. 70 wiedergegeben habe. Sie stellt eine doppelte Puma- oder Jaguarfigur, oder genauer zwei mit ihren Hinterteilen verwachsene Puma- oder Jaguarfiguren vor, genau der gleichen Art und Bildung, wie die Figur, die man über der Mitteltür der Hauptfront (Hoffront) des Nordgebäudes der Casa de las Monjas, vor der Türöffnung des Hauses, das an jener Stelle den Friesschmuck bildet, eingefügt sieht und auch in den Maßen jener Figur gleichend. Ich habe es daher nicht für unmöglich erachtet, daß auch diese vergraben gefundene Figur von der genannten Fassade der Casa de las Monjas stammt.

Die Schwänze der beiden zu einer Doppelfigur vereinigten Puma oder Jaguare reichen von unten herauf und verschlingen sich in der Mitte des Rückens, dort eine napfförmige Vertiefung schaffend. Diese eigenartige Bildung und der Umstand, daß solche Figuren vor der Tür eines Hauses angebracht sind, läßt mich vermuten, daß diese Doppelfiguren den sogenannten *Chac-mool* (Le Plongeon'scher Namengebung) von *Chich'en Itzá* entsprechen, halb liegenden menschlichen Figuren, die mit beiden Händen eine flache, napfförmige Schale vor der Mitte des Leibes halten. Man hat diese Figuren in *Chich'en Itzá* an verschiedenen Stellen in dem Türeingange zu der Vorhalle von Tempeln angetroffen, und sie werden vermutlich zu Trankopfern gedient haben. Die Vermutung, daß die beschriebenen doppelten Puma- oder Jaguarfiguren den *Chac-mool* entsprechen und gleichen Zwecken dienten, liegt um so näher, als in einem Gebäude von *Chich'en Itzá* selbst, in dem durch seine Skulpturen berühmten Saale *E* am Ballspielplatze, die *Chac-mool*-Figur durch einen Puma oder Jaguar ersetzt ist, der allerdings die gleiche charakteristische Kopfhaltung zeigt, das Gesicht dem nahenden Besucher zugekehrt, wie der echte *Chac-mool*. Den doppelten Puma- oder Jaguarfiguren von *Uxmal* fehlt diese Kopfhaltung, da, der Symmetrie halber,

nur der eine Kopf nach außen, der andere nach innen schauen mußte. Trotz dieser Abweichung scheint mir im übrigen doch die Homologie vollständig. Und da ist es denn doch sehr merkwürdig, daß auch die eine *Chac-mool*-Figur, die, die Le Plongeon ausgegraben hat, und die sich jetzt im Nationalmuseum von Mexico befindet, aus der Tiefe eines Hügels, wo sie vergraben lag, ans Tageslicht gefördert wurde. Ich habe über diesen Fall und verwandte andere in meinem Aufsatze über die Ruinen von *Chich'en Itzá* eingehender gesprochen[1]. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß wir dieses Vergraben in die Fundamente als eine Weihung des Gebäudes oder der ganzen Anlage oder als Schutzmaßregel gegen die Angriffe böser Geiser anzusehen haben.

Nahe dem Ostrande der Terrasse, wo Stephens und seine Begleiter die doppelte Puma- oder Jaguarfigur fanden, scheint sich noch ein zweiter Bau befunden zu haben, der vielleicht ähnlichen Zwecken gedient hat. Stephens beschreibt ihn als einen quadratischen Bau von 6 m Seitenlänge und $1^3/_4$ m Höhe. Er grub den Hügel auf und fand darin zwei Steinköpfe, die Stephens als Porträtköpfe aufzufassen geneigt ist (?).

Am andern, westlichen Rande der beschriebenen Terrasse erhebt sich dann mit senkrechtem Absturze die oberste der drei Terrassen, die, die das Gipfelgebäude, die eigentliche Casa del Gobernador, trägt. Die Terrasse ist, wie das Haus, das auf ihm steht, lang und schmal. Der Ost- und der Westrand haben eine Länge von 109 m, der Nord- und Südrand nur 9 m. Die Terrasse ist 6 m hoch, und eine 40 m breite Treppe von 35 Stufen führt von der nächstuntern Terrasse zu ihm empor. Auf der andern, der westlichen Seite, fällt die Terrasse wieder steil zu der nächstuntern ab, die über den Westfuß der Gipfelterrasse sich noch 26 m weiter nach Westen fortsetzt und am nordwestlichen Ende noch ein ebenfalls 26 m nach Westen sich erstreckendes Risalit besitzt, daß das »Schildkrötenhaus«, die Casa de las Tortugas, trägt. Das Südende dieses Risalits ist winklig ausgeschnitten. Dieser Raum ist für die beiden hart an die Terrasse gebauten alten Häuser ausgespart, die ich oben S. 16—19 besprochen, und deren Einzelheiten ich in den Abbildungen 4—6 wiedergegeben habe.

Das Gipfelgebäude, die Casa del Gobernador (Taf. XXIII), die die oberste Terrasse krönt, erhebt sich über diese noch etwa einen Meter.

[1] Vgl. meine »Gesammelten Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde« Band V, Berlin 1915, S. 358 und S. 369ff.



Abb. 105a. *Uxmal.* Casa del Gobernador. Grundriß.

Fünf breite Stufen führen an der Ostseite von dieser obersten Terrasse zu den Eingangstüren. Wie der Grundriß (Abb. 105a) zeigt, besteht das Gebäude aus einem Mittelbau und zwei Endflügeln. Die Gewölbe des Mittelbaus (Zimmer *D*—*H*) sind nordsüdlich orientiert. Es ist ein Doppelgewölbe, durch durchgehende Mauern in fünf Doppelzimmer geteilt, deren Türen sich nach Osten öffnen. Das Mittelzimmer (*F*) (Taf. XXIV) hat die doppelte Länge der andern, und die Vorderwand seines Vorderzimmers öffnet sich mit drei Türen nach außen. Die Vorderwand ist 0.96 m, die Mittelwand 1.12 m, die geschlossene Hinterwand gegen 3 m stark. Der senkrechte Wandteil, bis zur Gewölbunterkante, hat eine Höhe von 3.02 m. Der Fuß-

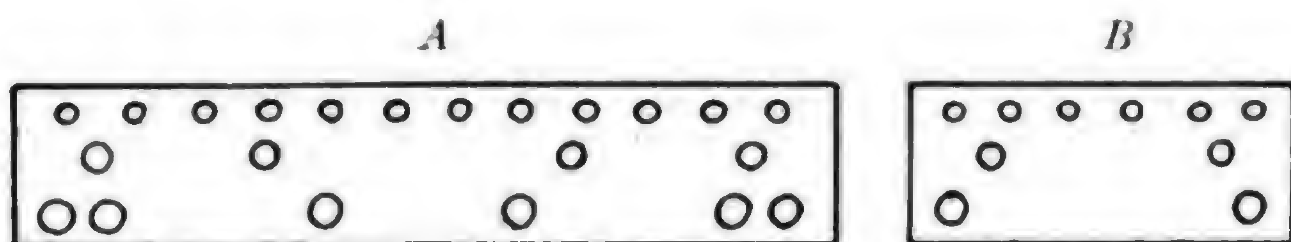
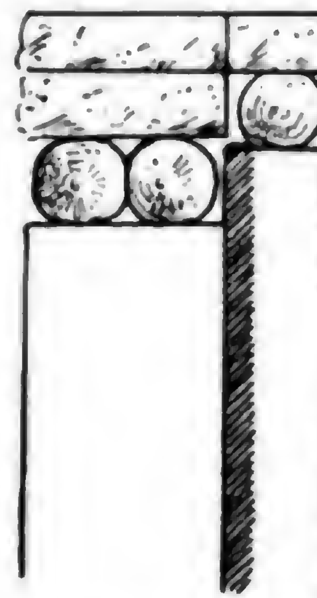


Abb. 105b. *Uxmal.* Casa del Gobernador. Pfahllöcher in den Seiten der Gewölbe.
A die großen Mittelzimmer des Mittelgebäudes,
B die kleinen Seitenzimmer der Flügel des Mittelgebäudes und die nach Osten sich öffnenden der Flügelgebäude.

boden der Hinterzimmer liegt 0.20 m höher als der der Vorderzimmer. Die Gewölbe sind hoch, von geraden Seiten begrenzt (vgl. den senkrechten Durchschnitt oben S. 9 Abb. 1B), die Gewölbunterkante ist überall auch an den Giebelseiten herumgeführt. Die Pfahllöcher sind in drei Reihen angeordnet (Abb. 105b). Die untere Reihe, nahe der Gewölbunterkante, zählt in den großen Mittelzimmern sechs Löcher, je ein Paar an den beiden Enden, und dazwischen noch zwei Löcher; in den kleineren Gemächern nur je eines an jedem Ende. Die mittlere Reihe besteht in den großen Zimmern aus vier, in den kleineren aus zwei Löchern. Die oberste Reihe, nahe der obern Gewölbkante, zählt in den Mittelzimmern zwölf, in den kleineren Zimmern sechs Löcher. In den Löchern nisten die Motmot (*Momotus* sp.), jene merkwürdigen, prächtig blau gefärbten, den Königfischern und Bienenfressern verwandten

Vögel, die den sonderbaren Trieb haben, an den beiden Mittelfedern des Schwanzes, kurz vor dem Ende, die Federn bis auf den dünnen Schaft sich abzunagen. Ihr tiefes *āō āō* und das lärmende *uóuá uóuá* tönt aus dem Gemäuer um die Wette mit dem zwitschernden *dái dátti*, *dái dátti* der Mauerschwalben, während draußen die großen blauen Vögel, in Scharen auf den Bäumen sich bewegend, jede neue Erscheinung mit einem lärmenden *paraguá*, *paraguá*, *paraguá* begleiten.

Mit diesem Mittelbaue sind die Endflügel durch ein ostwestlich orientiertes Gewölbe verbunden, das tief, bis zu 0.80 m vom Boden herabgeht (vgl. unten S. 145, Abb. 123), und ursprünglich ein Durchgangzimmer war, daher auch der Pfahllöcher entbehrt. Nachträglich ist dieses Durchganggewölbe aber in der Mitte durch eine Wand in zwei Zimmer geteilt worden, und diese Zimmer auch vorn bis zu halber Höhe durch eine mit einer Türöffnung versehene Wand geschlossen worden (vgl. unten S. 145, Abb. 123).


Abb. 106. *Uxmal.* Casa del Gobernador. Türpfosten.

Die Flügelgebäude des Süd- und des Nordendes bestehen jederseits zunächst aus einem Doppelzimmer (*C* und *J*), dessen Gewölbe nordsüdlich orientiert sind, und das nach Osten sich öffnet, an dem eigentlichen Ende aber an der Ostseite aus einem nordsüdlich orientierten einfachen Zimmer (*B* und *K*) und an der Westseite einem Doppelzimmer (*A* und *L*), dessen Gewölbe ostwestlich orientiert sind und das nach den Enden, nach Süden, bzw. nach Norden, sich öffnet (vgl. den Plan Abb. 105a).

Die Türen waren überall, an dem Mittelbaue wie an den Endflügeln, durch Balken aus Zapote- oder Cedrelaholz gebildet gewesen, die Pfosten sind aber nur an dem einen Zimmer *C*, dem Doppelzimmer des südlichen Endflügels, noch an Ort und Stelle. Die Bildung ist die übliche, die wir schon in der Casa de las Monjas und anderwärts angetroffen haben, d. h. zwei Balken über der eigentlichen Türöffnung und ein längerer Balken, vorn eine Balkenlage höher, über der äußern Türumrahmung (Abb. 106). In dem Zimmer (*A*), das nach der südlichen Schmalseite sich öffnet, fand Stephens[1] einen dieser Türbalken, auf dessen Oberfläche eine Reihe von Hieroglyphen von Maya-Charakter eingegraben war. Er war 3 m lang und offenbar von

[1] Incidents of Travel in Central America, Chiapas and Jucatan. New York 1842. Vol. II, p. 432, 433 und Incidents of Travel in Jucatan, New York 1843, Vol. I, p. 178, 179.

einer der Türen heruntergefallen, und aus irgendeinem Grunde in diese dunkle Ecke geschleppt worden. Stephens hat diesen Balken mit nach den Vereinigten Staaten genommen, und er ist dort mit seiner ganzen Sammlung in der von Catherwood veranstalteten Ausstellung verbrannt. Außer den Türen sind an der Außenwand der Vorderzimmer, am obern Rande der zweiten Quadersteinreihe unter der Gewölbunterkante, unregelmäßig verteilt, viereckige Luftlöcher in die Wand gemeißelt. Zu beiden Seiten der Türe sind in verschiedenen Zimmern Ringsteine für die Schnur eines Türvorhangs noch an ihrer Stelle.

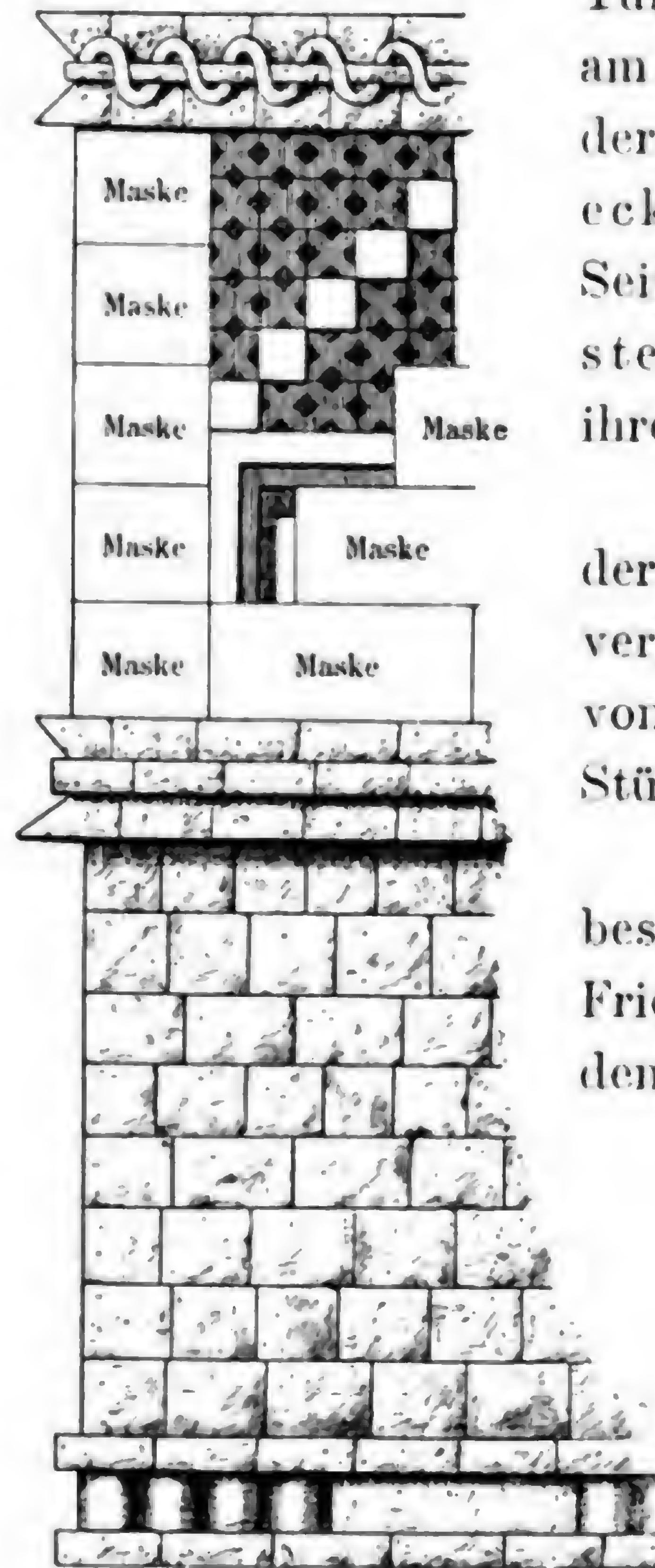


Abb. 107. *Uxmal.* Casa del Gobernador. Aufbau der Außenfront.

An der Außenfront ist ein Untersatz festzustellen, der aus zwei senkrechten Steinreihen besteht, die ein vertieftes Band in sich schließen, in dem Gruppen von kurzen Halbsäulchen mit ebenso breiten, glatten Stücken wechseln (Abb. 107).

Darüber folgt eine aus acht Quadersteinreihen bestehende, 2.63 m hohe glatte Wandfläche und das Friesuntergesims, das die gewöhnliche Form hat. An den Ecken der drei Einzelbauten, die durch die beiden ostwestlichen Durchganggewölbe verbunden sind, springt aus der senkrechten Steinreihe, die das mittlere Glied des Friesuntergesimses oder Gurtgesimses bildet, ein voll ausgearbeiteter Schlangenkopf diagonal heraus (Abb. 108—110). Das Friesobergesims besteht aus fünf Gliedern: einer schräg vorkragenden Steinreihe, einer senkrechten Steinreihe, die aber hier als Wellenstab, eine Art fortlaufenden Äskulapstabes, ausgebildet ist, und wahrscheinlich drei oben in entgegengesetztem Sinne schräg vorkragenden Steinreihen (Abb. 107 und Taf. XXV).

Die Dekoration des Frieses wird durch die Form des Gebäudes bedingt, indem die beiden Endflügel, der Mittelbau mit seinen großen Mittelzimmern und den Zimmerpaaren, die zu deren Seiten liegen, endlich die Zwickel, die jederseits zwischen dem ostwestlichen Durchganggewölbe und den Schmalseiten der drei Gebäude liegen, besondere Einheiten für die Verzierung bilden.



Abb. 108—110. *Uxmal.* Casa del Gobernador. Schlangenköpfe an den Ecken des Mittelbaus und der Flügelgebäude, dem mittleren Gliede des Friesuntergesimses diagonal aufsitzend.

Die Ecken der drei Gebäude sind überall durch Säulen von fünf übereinandergebauten großen Masken bezeichnet (s. Taf. XXV, 2 und Taf. XXVI). Gleiche Säulen scheiden die Friesflächen sowohl der Schmalseiten, die das Nord- und das Südende des Gebäudekomplexes bilden, wie die der Hinterfronten der drei Gebäude in je zwei gleiche Hälften. Der Fries der Vorderfront der Ostseiten der drei Gebäude dagegen zeigt eine andere und sehr eigenartige Art der Maskenverteilung.

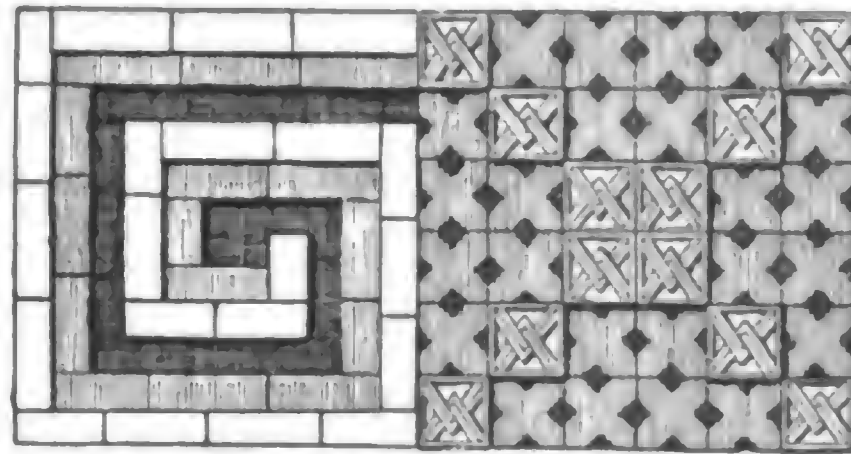


Abb. 111. *Uxmal.* Casa del Gobernador. Elemente der Friesverzierung der nach Süden und Norden gewandten Schmalseiten der Flügelgebäude.

An den Schmalseiten ist zwischen den Eckmasken und denen, die die Mitte der Friesfläche einnehmen, jede der beiden Frieshälften in sechs Quadranten geteilt. Fünf davon sind von einem Mäanderwickel eingenommen, der sechste ist mit einem Rautengitter (Abb. 111) ausgefüllt, wie das das folgende Schema 1 zeigt:

Schema 1.

Uhrzeiger-drehung-Mäander-wickel	Uhrzeiger-drehung-Mäander-wickel	entgegen-gedrehter Mäander-wickel
entgegen-gedrehter Mäander-wickel	Rauten-gitter	Uhrzeiger-drehung-Mäander-wickel

Die Wickel, die in der unteren Reihe den Rautengitterquadranten einfassen, sind in verschiedenem Sinne gedreht. Und ebenso haben

die beiden Endquadranten der oberen Reihe einen andern Drehungssinn als die anstoßenden an den Enden der untern Reihe. Der Wickel des unpaaren mittleren Quadranten der obern Reihe muß natürlich den Drehungssinn eines seiner beiden Nachbarn haben. Es ist dies am Südende des Gebäudekomplexes der Nachbar zur Rechten, d. h. der Wickel links vom Beschauer. Über der Rautengitterfüllung des mittleren Quadranten der untern Reihe erheben sich noch zwei Reihen von je sechs Quadratsteinen, die diagonal sich kreuzen. Diese Steine treten stark hervor, und sind jeder noch mit einer besonderen, durch Verschlingung zweier Wickel gebildeten, Verzierung versehen (Abb. 111, 112). Mein Freund, Herr Wilhelm von den Steinen hat mich zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß diese bis zu der Höhe der äußern Umrandung der Wickel sich erhebenden Quadratsteine offenbar den Mäanderwickel zu einem Stufenmäander ergänzen sollen (vgl. Abb. 111). Dadurch, daß mit diesen über die Friesfläche erhöhten Steinen nur die äußere Begrenzung der Treppe angegeben ist, ist es möglich geworden, zwei vollständige Stufenmäander in dem Raume von drei Friesquadranten unterzubringen. In dem mittleren Quadranten müssen sich dabei natürlich die äußern Begrenzungen der Treppe des Mäanders als diagonale Linien schneiden.

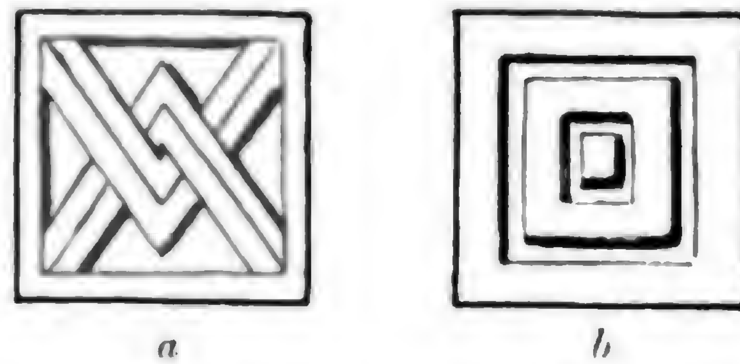


Abb. 112. *Uxmal.* Casa del Gobernador. Quadratsteine auf dem Rautengitter des Frieses der Hinterseite.

Die Friesflächen der Hinterseiten der beiden Flügelgebäude, die das Nord- und das Südende des Gebäudekomplexes bilden, sind, wie ich oben angab, in der Mitte ebenfalls durch eine Maskensäule in zwei Hälften geschieden. Jede der beiden Hälften ist in acht Quadranten geteilt nach den folgenden Schematen 2a und 2b, die in ganz gleicher Weise sowohl für die Hinterseite des Nordgebäudes, wie für die des Südgebäudes, gelten:

Schema 2.

a

Uhrzeiger-drehung-Mäander-wickel	entgegen-gedrehter Mäander-wickel	Rauten-gitter	Uhrzeiger-drehung-Mäander-wickel
entgegen-gedrehter Mäander-wickel	Rauten-gitter	Uhrzeiger-drehung-Mäander-wickel	entgegen-gedrehter Mäander-wickel

b

entgegen-gedrehter Mäander-wickel	Rauten-gitter	Uhrzeiger-drehung-Mäander-wickel	entgegen-gedrehter Mäander-wickel
Uhrzeiger-drehung-Mäander-wickel	entgegen-gedrehter Mäander-wickel	Rauten-gitter	Uhrzeiger-drehung-Mäander-wickel

Man sieht, daß die beiden Hälften sich streng symmetrisch zueinander verhalten, und daß bei der Verteilung der Mäanderwickel und der Rautengitterquadranten die benachbarten Wickel immer in verschiedenem Sinne gedreht sind. Die Art der Verzierung ist im übrigen die gleiche wie auf den Schmalseiten des Gebäudekomplexes (Abb. 111). Auch hier sind die Rautengitterquadranten von zwei diagonal sich kreuzenden Reihen über die Friesfläche erhöhter Quadratsteine durchzogen, die die benachbarten Wickel zu Stufenmäandern ergänzen. Das Muster auf diesen Steinen ist allerdings nur in einigen der Quadranten das gleiche wie in den Quadranten der Schmalseiten. In der Mehrzahl der Quadranten der Hinterseite haben die Steine ein anderes, einfacheres Muster (vgl. Abb. 112 b).

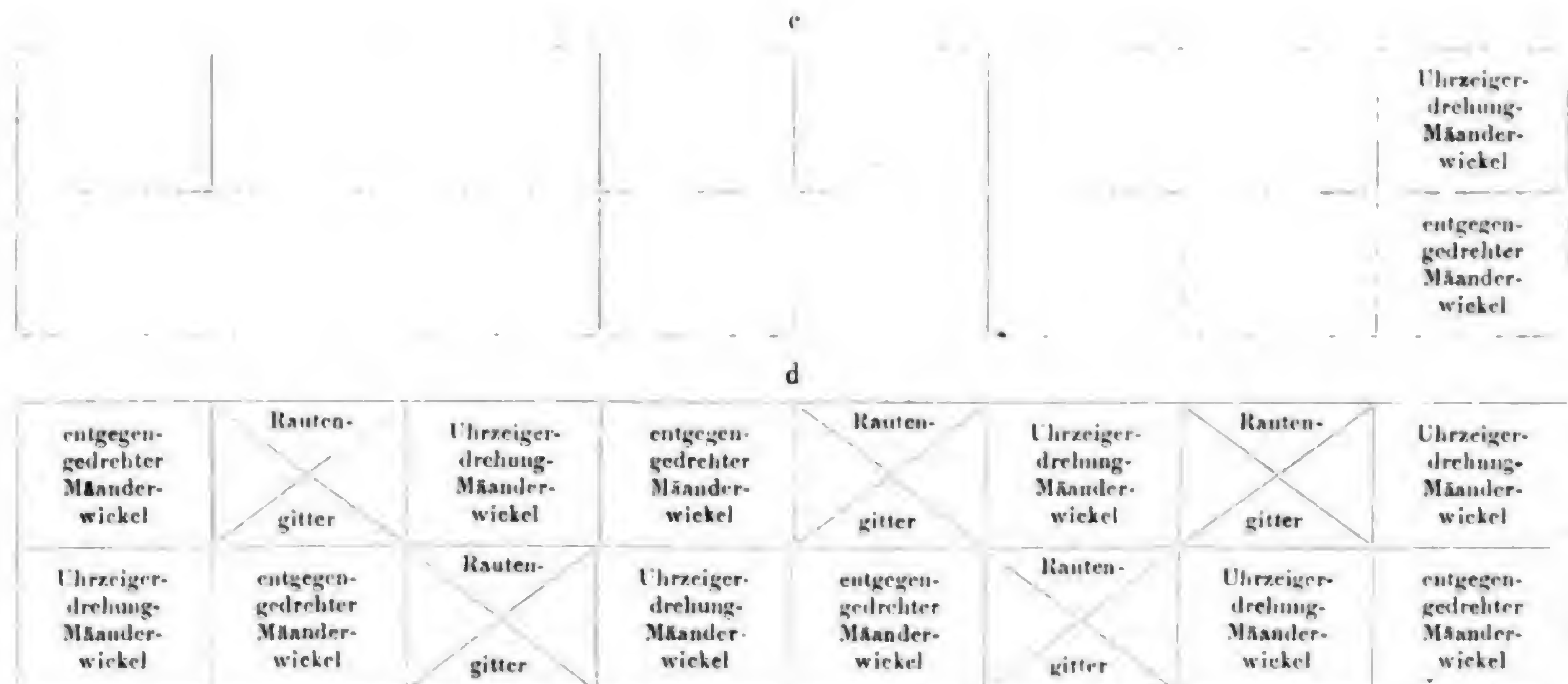
In dem Mittel- und Hauptgebäude ist sowohl an der Vorder- wie an der Rückseite, von der Mitte aus nach Norden, ein großes Stück der Fassade abgestürzt (s. Taf. XXIII, 1 und 2). So läßt sich die Verteilung der Quadranten der Friesfläche der Hinterseite hier nicht genau verfolgen. Sicher ist, daß auf der Hinterseite des Mittel- und Hauptgebäudes die ganze zwischen den Eckmaskensäulen sich ausbreitende Friesfläche durch drei Maskensäulen gleicher Art in vier Abschnitte geteilt war, die jeder in sechzehn Quadranten zerfielen. Ich gebe in dem Folgenden, von Norden nach Süden fortschreitend, die Schemata der vier Abschnitte wieder, die Quadranten der abgestürzten Teile unausgefüllt lassend:

Schema 3.

a

Uhrzeiger-drehung-Mäander-wickel	Uhrzeiger-drehung-Mäander-wickel	entgegen-gedrehter Mäander-wickel	Rauten-gitter	Uhrzeiger-drehung-Mäander-wickel	entgegen-gedrehter Mäander-wickel		
entgegen-gedrehter Mäander-wickel	Rauten-gitter	Uhrzeiger-drehung-Mäander-wickel	entgegen-gedrehter Mäander-wickel	Rauten-gitter	Uhrzeiger-drehung-Mäander-wickel		

b



Hier ist, wie man sieht, die symmetrische Anordnung nicht so streng innegehalten wie in dem nördlichen und südlichen Flügelgebäude. Der Abschnitt *a* schließt links an das rechte Ende des Abschnitts *b* des Schemas 2, von ihm durch die Nische des Durchganggewölbes getrennt. Der Abschnitt *d* schließt rechts an das linke Ende des Abschnitts *a* des dem Schema 2 entsprechenden Frieses der Hinterseite des südlichen Flügelgebäudes an, von ihm ebenfalls durch die Nische des Durchganggewölbes getrennt. Hier fehlt in dem letzteren Falle, bei dem Anschlusse an das südliche Flügelgebäude, die Polarisierung der Wickel. Und innerhalb der einzelnen Abschnitte des Schemas 3 zeigt Abschnitt *a* an dem linken, Abschnitt *d* an dem rechten Ende dieselbe Unregelmäßigkeit gleichen Drehungssinnes zweier benachbarter Wickel. Die Art der Verzierung ist im übrigen durchaus gleich der der Schmalseiten und der Hinterseiten der Flügelgebäude.

An der Vorder- und Hauptfront der drei Gebäude, der Ostseite des Gebäudekomplexes, liegt der Verzierung der Friesfläche offenbar auch der Wechsel von Mäanderwickeln und Rautengitterquadranten zugrunde, und auch hier werden die Rautengitterquadranten diagonal von Reihen über der Friesfläche erhöhter Quadratsteine durchzogen, die die Wickel zu Stufenmäandern ergänzen oder ergänzen sollten. Aber das ordnungsmäßige Verhalten dieser beiden Elemente zueinander wurde in erster Linie dadurch arg gestört, daß diese beiden Elemente ihren Platz sich erringen mußten gegenüber einer profusen Verschwendung ganz abweichend geordneter Masken, und ferner, daß ein Teil der Quadranten geradezu vernichtet wurde, indem

nachträglich, wie an den Fassaden des West- und des Nordgebäudes der Casa de las Monjas, Vollfiguren von ansehnlichen Maaßen in die fertige Verzierung der Friesfläche eingefügt wurden, — mit dem Unterschiede nur, daß hier diese aus der Wand vorspringenden Figuren nicht in so unregelmäßiger und willkürlicher Weise wie dort in die Fassade gesetzt waren, sondern daß für sie durch die vorhergegangene Verteilung der Masken auf der Friesfläche Räume gewissermaßen herausgeschnitten wurden, die eine Verzierung ihrer Mitte geradezu verlangten.

Der Fries an der Ostfassade des nördlichen und südlichen Flügelgebäudes scheint ursprünglich so gedacht gewesen zu sein, wie es das folgende Schema 4 angibt — wobei in der Mitte eine Maskensäule anzunehmen wäre und links und rechts natürlich die Eckmaskensäulen, zwischen denen die Friesfläche sich ausdehnt:

Schema 4.

a	*b*	*c*	*d*
Rauten- gitter	Uhrzeiger- drehung- Mäander- wickel	entgegen- gedrehter Mäander- wickel	Rauten- gitter
Uhrzeiger- drehung- Mäander- wickel	Rauten- gitter	Rauten- gitter	entgegen- gedrehter Mäander- wickel
a'	*b'*	*c'*	*d'*

e	*f*	*g*	*h*
Rauten- gitter	Uhrzeiger- drehung- Mäander- wickel	entgegen- gedrehter Mäander- wickel	Rauten- gitter
Uhrzeiger- drehung- Mäander- wickel	Rauten- gitter	Rauten- gitter	entgegen- gedrehter Mäander- wickel
e'	*f'*	*g'*	*h'*

Bei dieser Anordnung wird jeder der Mäanderwickel durch eine einzelne diagonale Quadratsteinreihe zu einem Stufenmäander ergänzt, der Uhrzeigermäanderwickel durch eine links von ihm stehende, der entgegengedrehte Mäanderwickel durch eine rechts von ihm stehende Steinreihe, und es ist jeder der Rautengitterquadranten nur von einer diagonalen Steinreihe durchzogen — nicht durch zwei sich in der Mitte kreuzende, wie auf den Schmalseiten und den Hinterseiten des Gebäudekomplexes. Diese Anordnung des

Schemas 4, die im übrigen streng symmetrisch ist, setzt aber voraus, daß die Mäanderwickel der unteren Reihe verkehrt zu denen der oberen Reihe stehen. Das ist (vgl. Abb. 113) tatsächlich der Fall.

Dieses Bild des Schemas 4 würden wir haben, wenn die Anbringung von Masken, abgesehen von den Ecksäulen, sich auf eine Säule in der Mitte des Frieses beschränkte, wie auf den Friesflächen der Schmalseiten und der Hinterseiten der Gebäude. Aus irgendwelchen Gründen hat man aber die Zahl der Masken ansehnlich vermehrt und ihnen die Anordnung gegeben, die aus der Abbildung 113 ersichtlich ist. An die untersten Masken der Ecksäulen sich anschließend, steigt von beiden Seiten je eine Reihe von fünf Masken schräg in die Höhe bis zum unteren Rande des Friesobergesimses, und der zwischen den Endgliedern dieser beiden Reihen übrigbleibende

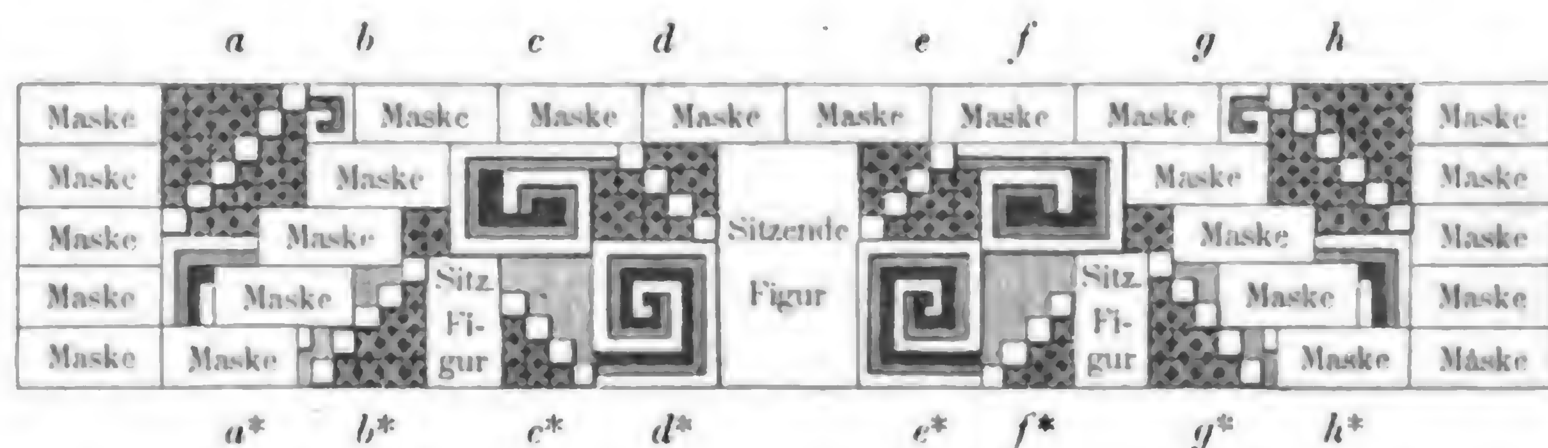


Abb. 113. *Uxmal.* Casa del Gobernador. Elemente der Friesverzierung auf der Vorderseite (Ostfront) der Flügelgebäude.

Raum wird durch vier weitere Masken gefüllt, die unter dem unteren Rande des Friesobergesimses sich hinziehen. Diesem Eindringen der Masken in die Friesfläche mußten die Mäanderwickel- und Rautengitterquadranten weichen. Durch die unter dem Friesobergesimse sich hinziehende Maskenreihe wurden in Schema 4 die Quadranten *c*, *d*, *c**, *d** und *e*, *f*, *e**, *f** herabgedrückt, so daß namentlich die obere Reihe *c*, *d*, *e*, *f* an Höhe beträchtlich verlor. Siehe Abb. 113. Und durch die schräg aufsteigenden Maskensäulen wurden die Quadranten *a**, *b*, *h**, *g* zum größten Teile verdeckt. Von den Mäanderwickeln der Quadranten *a**, *h** sieht man neben der zweiten und dritten Maske der schräg aufsteigenden Säulen noch einige Reste. Die Mäanderwickel der Quadranten *b* und *g* aber sind nur markiert durch einen kleinen Uhrzeigerdrehung- bzw. entgegengedrehten Mäanderwickel, der neben der obersten Maske der schräg aufsteigenden Reihen noch eingeschaltet worden ist.

Eine andere Quadrantenverteilung liegt der Verzierung der Friesfläche an der Ostseite des breiten Mittelgebäudes zugrunde. Hier scheinen die

Mäanderwickelquadranten jeder Frieshälfte denselben Drehungssinn gehabt zu haben — in der Nordhälfte im Sinne des Uhrzeigers, in der Südhälfte entgegengesetzt —, und es scheint ein regelmäßiger Wechsel zwischen den Mäanderwickeln und den Rautengittern bestanden zu haben, so daß, wie auf der Ostseite der Flügelgebäude, nur eine einzige Reihe über die Friesfläche erhöhter Quadratsteine die Rautengitterquadranten diagonal durchzog, den benachbarten Wickel zu einem Stufenmäander ergänzend. Ich gebe in Schema 5 diese Verteilung für das südliche Ende der Südhälfte dieses Frieses, in Schema 5* die gleiche Verteilung für das nach der Mitte zu gelegene übrige Stück der Südhälfte wieder.

Schema 5.

a	*b*	*c*	*d*	*e*	*f*
Rautengitter	entgegengedrehter Mäanderwickel	Rautengitter	entgegengedrehter Mäanderwickel	Rautengitter	entgegengedrehter Mäanderwickel
entgegengedrehter Mäanderwickel	Rautengitter	entgegengedrehter Mäanderwickel	Rautengitter	entgegengedrehter Mäanderwickel	Rautengitter
*a**	*b**	*c**	*d**	*e**	*f**

Schema 5*.

g	*h*	*i*	*k*	*l*	*m*
entgegengedrehter Mäanderwickel	Rautengitter	entgegengedrehter Mäanderwickel	Rautengitter	entgegengedrehter Mäanderwickel	Rautengitter
Rautengitter	entgegengedrehter Mäanderwickel	Rautengitter	entgegengedrehter Mäanderwickel	Rautengitter	Uhrzeigerdrehung-Mäanderwickel
*g**	*h**	*i**	*k**	*l**	*m**

n	*o*	*p*	*q*	*r*	*s*
entgegengedrehter Mäanderwickel	Rautengitter	entgegengedrehter Mäanderwickel	Rautengitter	entgegengedrehter Mäanderwickel	Rautengitter
Rautengitter	entgegengedrehter Mäanderwickel	Rautengitter	entgegengedrehter Mäanderwickel	Rautengitter	entgegengedrehter Mäanderwickel
*n**	*o**	*p**	*q**	*r**	*s**

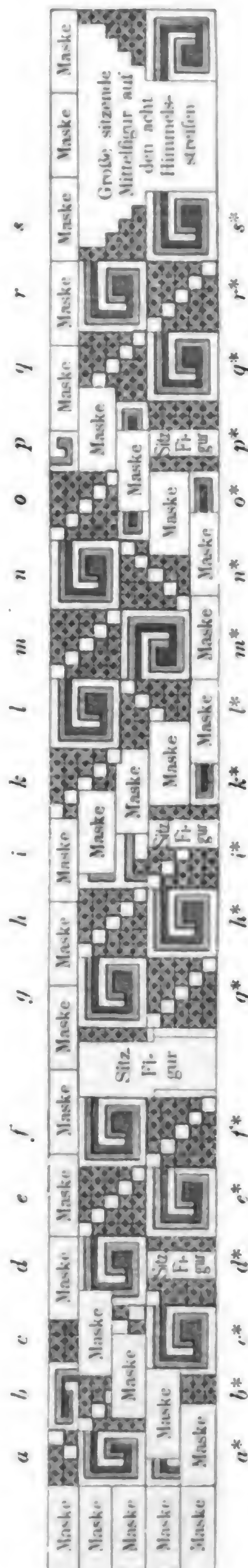


Abb. 114. *Uxmal.* Casa del Gobernador. Elemente der Friesverzierung an der Hauptfront (Ostfront) des südlichen Flügels des Mittelgebäudes.

Das Schema ist sehr einfach, und es liegt nur eine große Unregelmäßigkeit vor, in den Quadranten *l* m* n**, die einen andern Drehungssinn und infolgedessen auch eine andere Lage der diagonalen über die Friesfläche erhöhten Quadratsteinreihe aufweisen. Das hängt vielleicht mit der zentralen Stellung zusammen, die der Quadrant *m** in dem nach der Mitte zu gelegenen größeren Abschnitte der Südhälfte des Frieses des Mittelgebäudes einnimmt.

Die Invasion der Masken ist nun auf dieses Friesfeld in ähnlicher Weise erfolgt (vgl. Abb. 114), wie an den Ostfassaden des nördlichen und südlichen Flügelgebäudes. Unmittelbar anschließend einerseits an die unterste Maske der Ecksäule, die an der Seite links vom Beschauer das Friesstück begrenzt, anderseits an eine Maske, die unter dem eben erwähnten zentralgelegenen Quadranten *m** angebracht ist, steigen, nach oben konvergierend, zwei Reihen von je fünf Masken schräg in die Höhe, bis zum unteren Rande des Friesobergesimses. Der zwischen den Endgliedern dieser beiden Reihen noch verfügbare Raum ist genau wie auf den Ostfassaden der Flügelgebäude durch eine Querreihe von vier Masken gefüllt, die unter dem unteren Rande des Friesobergesimses hinzieht. Auf der anderen Seite, rechts vom Beschauer, zieht von der Maske unter dem Quadranten *m** eine ähnliche Reihe von fünf Masken nach rechts schräg in die Höhe bis zum unteren Rande des Friesobergesimses und findet ein Gegenstück jenseits der Mittelverzierung in einer von der entsprechenden Stelle der Nordhälfte des Frieses schräg nach links aufsteigenden Maskenreihe (in Abb. 114 nicht mehr wiedergegeben). Der verfügbare Raum zwischen den Endgliedern dieser beiden Reihen ist durch eine Querreihe von fünf Masken gefüllt. Die größere Zahl der Glieder dieser

Querreihe wird durch die größere Breite der Mittelverzierung bedingt, die diese Querreihe zu überbrücken hat.

Die Störungen und Beschränkungen, die die Quadranteneinteilung der Friesfläche durch die Einschaltung dieser Masken erfahren hat, sind ähnliche wie die, die wir auf dem Friese der Ostfassade der Flügelgebäude festzustellen hatten. Die Quadranten *d*, *e*, *f*, *d**, *e**, *f** und *g*, *h*, *i*, *g**, *h**, *i** sind herabgerückt und in ihrer Höhe vermindert. Desgleichen die Quadranten *q*, *r*, *s*, *q**, *r**, *s**. Die Quadranten *k*, *l*, *m*, *n*, *o*, *l**, *m**, *n** sind heraufgerückt und ebenfalls in ihrer Höhe vermindert. Und durch die schräg aufsteigenden Maskenreihen sind die Quadranten *a**, *b*, *k**, *i*, *o**, *p* zum größten Teile verdeckt. An dem einen Ende der Friesfläche, in dem Quadranten *p*, ist der Mäanderwickel wieder durch einen in der linken oberen Ecke des Quadranten eingeschalteten Miniaturwickel markiert. Die auffälligste Störung aber ist dadurch erfolgt, daß das Heraufrücken der Quadrantengruppe *k*, *l*, *m*, *n*, *o*, im Vergleich zu der Gruppe *d*, *e*, *f* und ein zu Unrecht erfolgtes Herabrücken der Gruppe *a*, *b* in die Höhe der Quadranten *d*, *e*, *f* die Vorstellung erweckte, daß über *a*, *b*, *c* noch Quadranten einzuschalten wären, so daß wir jetzt an dem linken Ende der in Abb. 114 wiedergegebenen Friesfläche drei Quadranten übereinander aufgebaut finden.

Die in Säulen und in horizontalen und diagonalen Reihen angeordneten Masken sind an den Kanten und auf den Friesflächen sowohl der Vorder- wie der Hinterseite ziemlich gleichartig (vgl. Taf. XXV und XXVI) — ein Beweis mehr, daß hier die Maskenverzierung zugleich mit den Gebäuden entstand, und nicht, wie an der Südfassade, der Hauptfassade des Nordgebäudes der Casa de las Monjas, von zerstörten älteren Gebäuden zusammengelesen wurde.

Die Masken (vgl. Abb. 115) haben über der Stirn einen Kranz aus Federn oder Blättern, der in der Mitte durch eine Rosette blumenartiger Gestalt zusammengenommen ist. Die Augenbrauen sind einfacher Bildung, ähnlich denen z. B., die wir bei den unteren Masken der Maskensäulen des Frieses des Ostgebäudes der Casa de las Monjas angetroffen haben. Auf den Wangenstücken unter den Augen begegnet uns wieder die Hieroglyphe des Planeten Venus, wie auf den obersten Masken der Maskensäulen desselben Ostgebäudes der Casa de las Monjas, und wie wir sie auch auf der großen Riesenmaske des alten Gipfelgebäudes der Casa del Adivino zu beobachten hatten, nur daß diese Hieroglyphe dort auf den Augen-

brauen und nicht auf den Wangenstücken ihre Stelle hatte. Der Mund hat in der Mitte einen unpaaren geraden Zahn, der aber wohl aus der Verschmelzung zweier Schneidezähne hervorgegangen ist. Die Seitenzähne sind stark gekrümmt. Die äußersten, den Mundwinkeln benachbarten, sich gabelnden Gebilde haben hier deutlicher das Ansehen eines sich gabelnden Hauzahnes, so daß man nicht gut an eine beiderseits aus dem Mundwinkel heraushängende Schlangenzunge denken kann. Die großen Rüssel sind nach unten gebogen und an den Seiten mit Scheiben verziert (Abb. 115b und Taf. XXVI). Über ihrer Wurzel ist das Bündel zu sehen, auf dessen Vorkom-

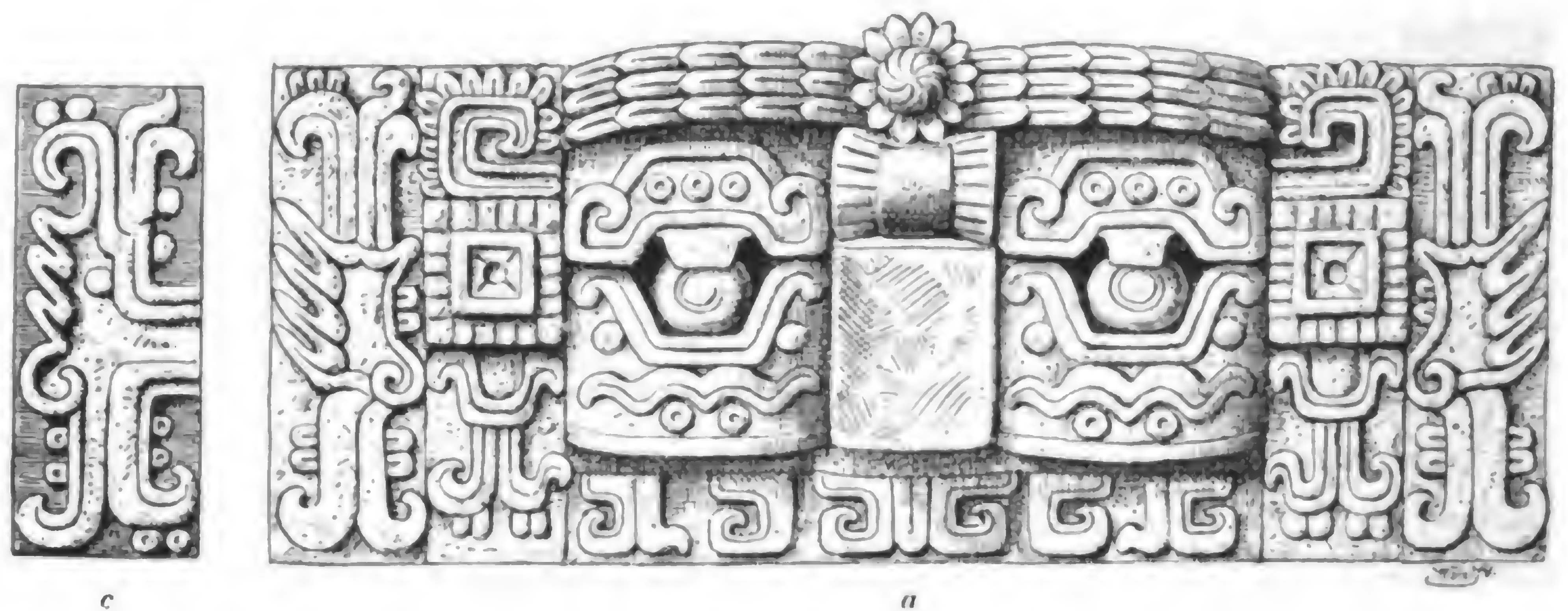


Abb. 115. *Uxmal.* Casa del Gobernador. Eine der Masken des Frieses.
a. Maske. b. Rüssel.
c. Variante des Flachreliefs an den Außenseiten der Maske.



men in den Masken Abb. 89 und 92 ich oben S. 99 aufmerksam gemacht habe. Die großen viereckigen Ohrplatten haben, gleich den ohrmuschelartigen Gebilden über ihnen, einen verzierten Rand. Gleich den Masken des Ost-, West- und Nordgebäudes der Casa de las Monjas sind auch hier die Masken von Flachreliefen eingerahmt (Abb. 115a c), die eine sehr konventionelle, geradezu unverständlich gewordene Variante des nach außen geöffneten Schlangenrachens darstellen, den ich oben bei den verschiedenen Gebäuden der Casa de las Monjas beschrieben und abgebildet habe.

Die Vollfiguren, die in dem von Mäanderwickeln, Rautengitterquadranten und großen En-face Masken gebildeten Friese der Ostfassade der Casa del Gobernador eingesetzt waren, sind, wie ich oben schon sagte, ein nachträg-

lich in die fertige Fassade eingebrachter Schmuck. Sie überhöhen nicht nur die übrigen Verzierungselemente, sondern greifen auch vielfach über sie hinüber. Ihre Verteilung ist aus den schematischen Abbildungen 113, 114 ersichtlich.

Die Hauptfigur nimmt die Mitte des Frieses des Mittelgebäudes ein. Es ist eine sitzende Figur, die über nach oben sich verbreiternden Streifen mit Schlangenköpfen an den beiden Enden angebracht ist (Taf. XXV, 1 und Taf. XXVIII). Ihre Stelle ist an dem rechten Ende (rechts vom Beschauer) von Abb. 114 angegeben. Außerdem hat noch jede der andern Verzierungsgruppen — die beiden Flügelgebäude sowohl, wie die Nord- und die Südhälfte des Mittelgebäudes — ihren Mittelpunkt in einer großen bis an die Masken des oberen Friesrandes reichenden sitzenden Figur. Und jede der großen sitzenden Figuren endlich ist beiderseits in einem gewissen Abstande von je einer kleinen Figur begleitet, die, dem untern Friesrande aufsitzend, bis zur halben Frieshöhe emporreicht.

Von den großen Mittelfiguren der seitlichen Flügelgruppen des Frieses des Mittelgebäudes sowie von denen, die die Mitte des Frieses der Flügelgebäude einnahmen, sind nur die Basis, einige traurige Reste des Rumpfes und der Federkopfschmuck noch erhalten (vgl. Taf. XXVII). Was die Figur zur Figur macht — Kopf, Hände, Füße —, ist offenbar dem blöden Dämonenglauben zum Opfer gefallen und absichtlich abgeschlagen worden.

Die Figuren sitzen mit untergeschlagenen Beinen auf einem polsterartigen zylindrischen Sitzgestelle, das an dem oberen Rande mit einer Schnur umzogen ist und auf dem Zylindermantel einige Zeichen zeigt, die astronomischer Natur sein könnten. Der Kopfputz bestand offenbar aus mächtigen, übereinandergebauten Tierrachen (Schlangenrachen?), — wie wir das ähnlich an den Stelen von *Copan*, der großen Figur auf der Cedrela-Holzplatte von *Tikal* und auf andern Monumenten sehen, — und einem Federschmucke, der bei der einen Figur, der in der Mitte der nördlichen Flügelgruppe des Mittelgebäudes, einfach zu den Seiten des gerade aufragenden hohen Kopfaufsatzes herunterfällt (Taf. XXVII, 2), bei der andern, der Figur in der Mitte der südlichen Flügelgruppe des Mittelgebäudes (Taf. XXVII, 1) in zwei Absätze sich gliedert, indem einmal von den Schmuckteilen über der Stirn nach rechts und links ein Federbusch herabfällt, der das Gesicht der Figur einrahmte, anderseits von der Spitze des Kopfaufsatzes im Bogen, ebenfalls nach links und rechts ein Federstrom sich ergießt. In regelmäßigen Abständen sind — Tafel XXVII, 2 besonders deut-

lich — auf den Federkopfschmucken in der Mittellinie große kreisrunde Löcher angebracht, in denen man mehrfach noch einen zylindrischen Kern aus Stein sieht. Es ist mir die Ansicht ausgesprochen worden, daß das Zapfen seien, die im voraus in der Wand angebracht worden seien, um die feineren Dekorationsstücke daran gewissermaßen aufzuhängen. Ich kann mich doch dieser Deutung nicht anschließen, denn die einzelnen Stücke, aus denen die Figur besteht, sind offenbar direkt in der Wand verzapft. Ich glaube eher, daß dort Nachahmungen von Schmuckscheiben, Hieroglyphen oder ähnliches angebracht waren.

Unter dem die Figur tragenden Sitzgestelle ist bei den Taf. XXVII wiedergegebenen Figuren auf der Wand des Frieses, mit dem unteren Rande dem oberen Rande des Friesuntergesimses aufsitzend, je ein schön gearbeitetes Flachrelief zu sehen, das das sattsam bekannte Motiv des geöffneten Schlangenrachens dem Beschauer vorführt (Abb. 116, 117). Aber während bei den Masken der Maskensäulen diese in Flachrelief ausgeführten Schlangenrachen die Masken an den Seiten einfaßten, ist hier der Schlangenrachen, als Träger der Götterfigur, naturgemäß nach oben geöffnet. Und so bekommen wir das in den mexikanischen Bilderschriften so überaus häufig wiederkehrende Bild des nach oben geöffneten zähnestarrenden Ungeheuerrachens, der den zur Aufnahme, zum Verschlingen des Lichts und des Lebenden sich öffnenden Erdrachen darstellt. Eine unmittelbarere Parallele liegt noch auf den Blättern 61, 62 und 69 der Dresdner Handschrift vor, wo wir über dem nach oben geöffneten Rachen von Schlangen auf den Blättern 61, 62 (Abb. 118) *Chac*, den Regengott des Ostens, ein Kaninchen, das Tier des Nordens, *Chac*, den Regengott des Westens, und das Wildschwein, das Tier des Südens, und auf Blatt 69 über dem geöffneten Rachen der schwarzen Schlange (Abb. 119) den schwarzen Regengott thronen sehen.



Abb. 116. *Uxmal.* Casa del Gobernador. Nach oben geöffneter Schlangenrachen. Flachrelief, Fußgestell für die Mittelfigur des Frieses der Ostfassade (Hauptfront) des südlichen Flügels des Mittelgebäudes.

Das eine dieser beiden Schlangenrachen-Reliefe der Casa del Gobernador von *Uxmal* hat in dem von Auguste Le Plongeon veröffent-

lichten photographischen Album die Gestalt, die ich in Abb. 117a wiedergegeben habe. D. h. in die Zerfaserungen des Schnauzenendes ist, verkehrt zu der Stellung des Schlangenrachens selbst, der, wie ich oben angab, und wie man an den Bildern sieht, nach oben geöffnet ist, ein Frauenantlitz hineingezeichnet, das in dem von Le Plongeon veröffentlichten

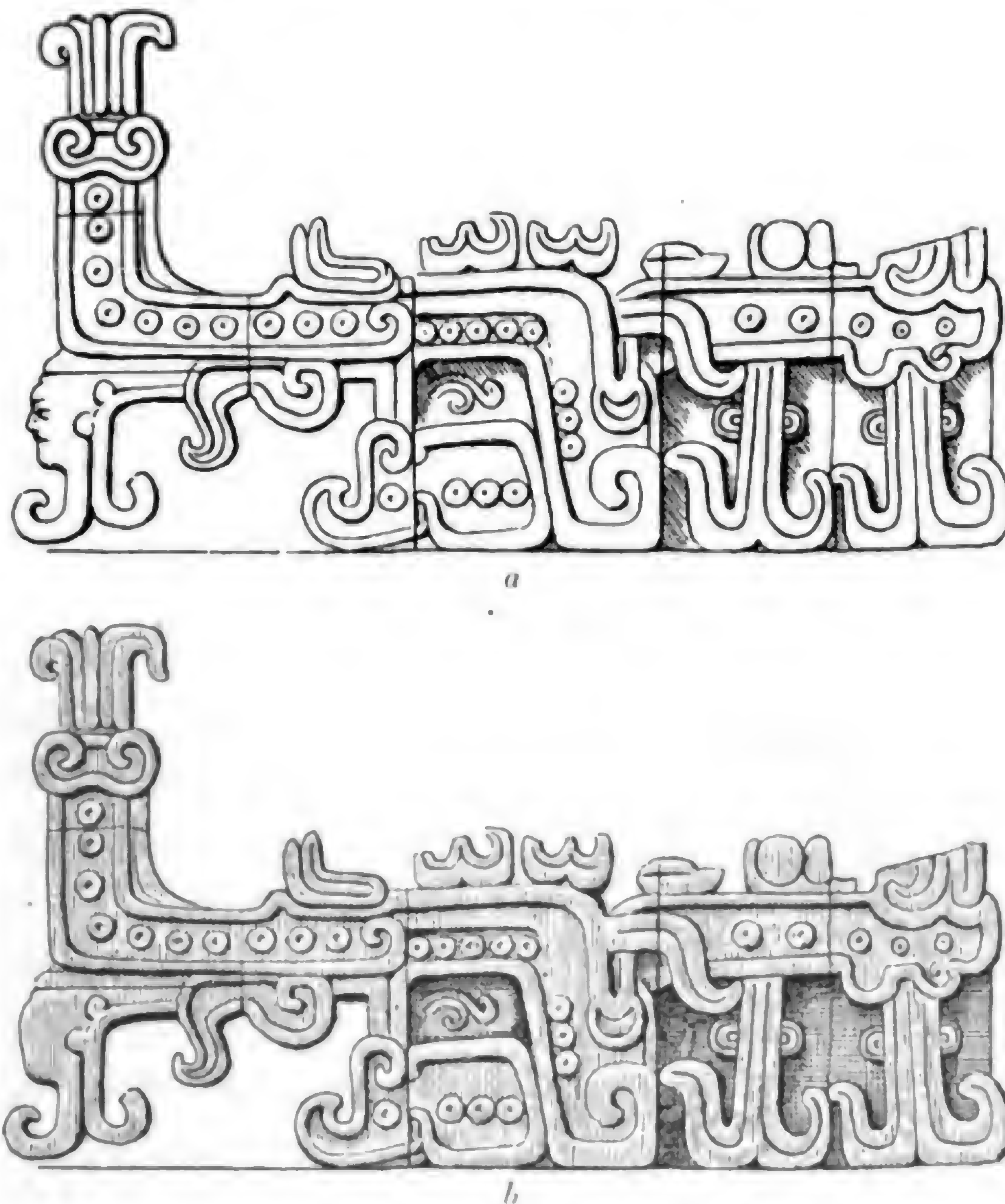


Abb. 117. *Uxmal.* Casa del Gobernador. Nach oben geöffneter Schlangenrachen. Flachrelief, Fußgestell für die Mittelfigur des Frieses der Ostfassade (Hauptfront) des nördlichen Flügels des Mittelgebäudes. a. Nach der Photographie Le Plongeon's. b. Nach Photographien und einer Zeichnung des Verfassers.

Buche »*Queen Moo* and the Egyptian Sphinx«[1] zu idealer Schönheit herausgearbeitet wiedergegeben und als Porträt der Königin *Móo* bezeichnet ist. Dieses Bild ist offenbar eine auf der photographischen Platte vorgenommene Retusche. Denn dieses Bild ist an sich ein Unding, und kein Mensch hat seitdem ein so gezeichnetes Bild von der Casa del Gobernador von *Uxmal* heimgebracht.

[1] New York 1900, published by the Author, Plate LXV, p. 166.

Von den Figuren selbst, die an den Taf. XXVII wiedergegebenen Stellen auf den polsterartigen Sitzgestellen mit untergeschlagenen Beinen saßen und den Raum unter dem großen Kopfaufsatze füllten, ist nur in der Mitte der südlichen Flügelgruppe des Mittelbaues (Taf. XXVII, 1) ein Torso erhalten, aus dem aber kaum etwas herauszulesen ist. Mönchischer Verfolgungseifer oder die abergläubische Furcht vor den »Dämonen«, d. h. vor allem aus der alten heidnischen Zeit stammenden figürlich Gestalteten, hat zur Zerstörung der vorspringenden und der besonderes Leben aufweisenden Teile geführt, des Kopfes mit den Augen, der Arme und der Beine. Nur der Rumpf ist (Taf. XXVII, 1) noch erhalten, und an dem können wir wenigstens als Trachteinzelheit den großen breiten, mit Mustern versehenen Gürtel erkennen, der den Leib nahezu in seiner ganzen unteren Hälfte umschließt.

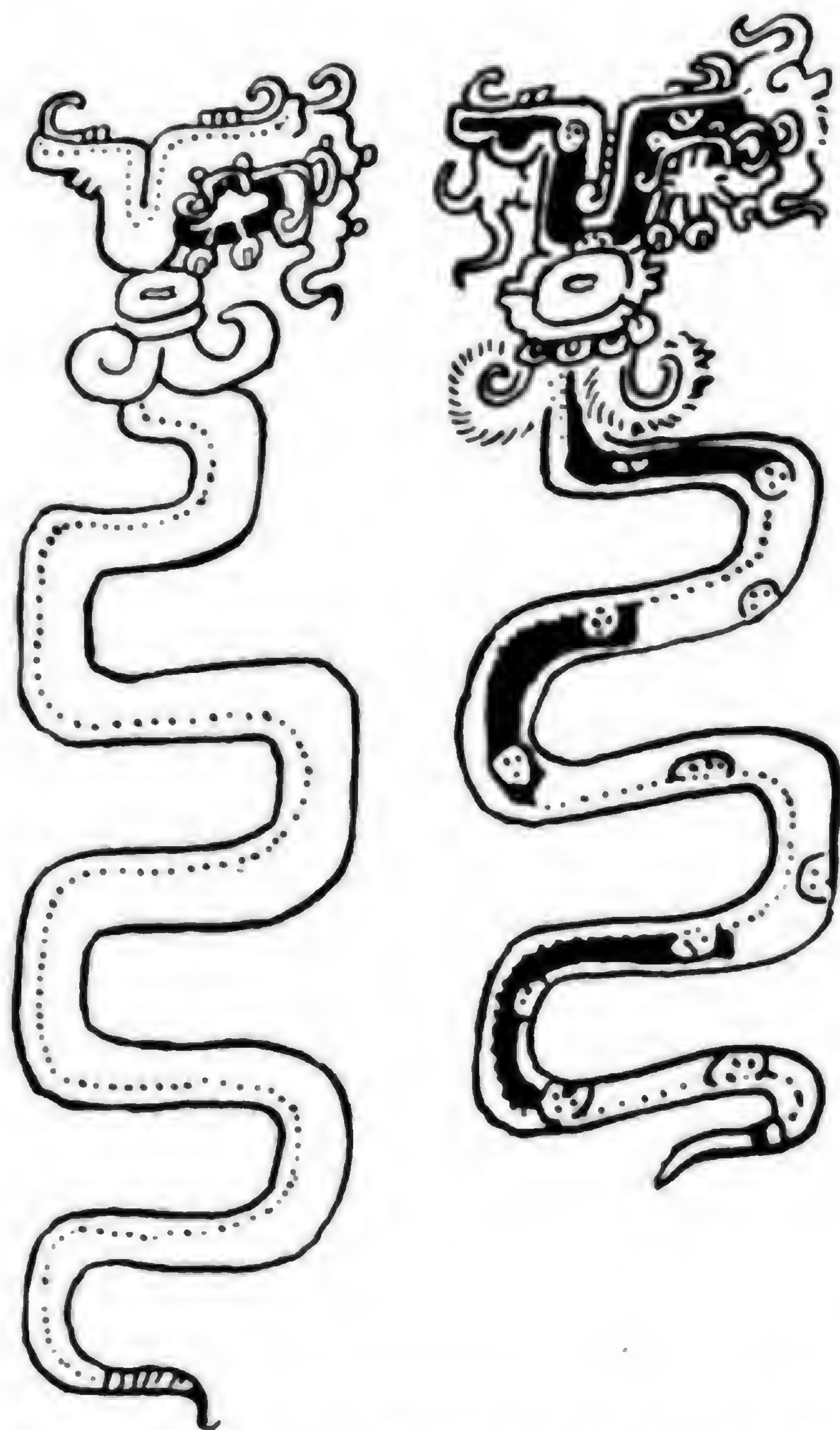


Abb. 118, 119. Schlangen mit nach oben geöffnetem Rachen (über dem Götter- oder Tierfiguren thronen). Dresdner Maya-Handschrift, Blatt 62 und 69.

Die Mittelfigur der mittleren Dekorationsgruppe des Frieses des Mittelgebäudes, die das Mittelstück der ganzen Fassade bildet (Taf. XXV, 1 und Taf. XXVIII), hebt sich von einer Unterlage von acht horizontalen Streifen ab, die jederseits in einen Schlangenkopf enden, wie die Gruppen, die auf dem Friese der Westfassade des Ostgebäudes der Casa de las Monjas (vgl. Taf. VIII) zwischen der das Mittelstück bildenden Maskensäule und denen, die die Kanten bedecken, angebracht sind. Nur ist hier, auf dem Friese der Casa del Gobernador, die Ordnung der nach oben sich verbreiternden, mit Schlangenköpfen an den beiden Enden besetzten, bis zum Friesobergesimse reichenden Streifen mit der Querreihe der Masken in Streit geraten, die an all den Fassadenstellen, wo eine große sitzende

Figur in dem Friese angebracht worden ist, gerade unter dem Friesobergesimse sich hinzieht (vgl. Abb. 114 und Taf. XXV, 1 und XXVIII). Auch diese Streifen sind, gleich den sitzenden Figuren, die den Fries schmücken, Eindringlinge. Sie sind in die fertige, aus Diagonalgitter, großen Mäanderwickeln und Maskenreihen bestehende Friesfläche eingefügt worden. Der Streit zwischen den beiden Verzierungselementen ist dahin geschlichtet worden, daß die beiden obersten der nach oben immer länger werdenden Querstreifen nur durch die Schlangenköpfe an den Enden repräsentiert sind, während in dem Raume dazwischen die drei mittleren Masken der Querreihe, die unter dem Friesobergesimse sich hinzieht, ihre Stelle haben.

Die die Enden der Streifen bildenden Schlangenköpfe selbst — soweit sie erhalten sind — haben nicht das typische, nach oben gebogene und sich einrollende Schnauzenende des mexikanischen *xiuhcouatl*, sondern (vgl. Abb. 120a und 121) eine nach unten gebogene Nase, wie wir sie an dem *Chac*, dem Regengotte der Maya-Stämme kennen, und wie sie auch die großen Schlangen- oder Wassergottmasken zeigen, die die Fassaden der yukatekischen Bauten schmücken — die »Elefantenrüssel« der älteren Archäologen, von denen ich so viel schon auf diesen Blättern zu sagen hatte.

Die Streifen selbst sind nicht wie an der Fassade des Ostgebäudes der Casa de las Monjas (Taf. VIII) einfach mit einem Gittermuster oder diagonalen Kreuzen gefüllt. Sie tragen (vgl. Abb. 120) Hieroglyphen, die sich den Hieroglyphen astronomischen Charakters, die wir auf den Himmelsschildern der Maya-Handschriften sowie auf den Umrahmungen der Stuckreliefe von *Palenque* finden, anzuschließen scheinen, aber doch sehr eigenartig sind. Eine dem Zeichen *Kin* »Sonne« verwandte Hieroglyphe ist deutlich und die diagonal sich kreuzenden Stäbe. Im übrigen scheinen es in der Hauptsache teils en face, teils im Profil gezeichnete Figuren von Dämonen, insbesondere Vögeln, zu sein, die die Streifen füllen. Nach der Photographie eines Abgusses, den das Peabody-Museum in Cambridge Mass. besitzt, hat Herr Wilhelm von den Steinen mit großer Mühe die einzelnen Formen gezeichnet, die in der Abbildung 120 wiedergegeben sind.

Unter den acht Streifen ist in Abb. 120 ein kurzer neunter, auch Enface-Dämonengesichter tragender Streifen vorhanden, der aber der Schlangenköpfe an den Enden entbehrt, und den ich in Abb. 120b besonders habe abbilden lassen. Er hat offenbar eine ganz andere Bedeutung — die, als Stütze für zwei frei herausragende Schlangenköpfe (?) zu dienen, die ihrer-

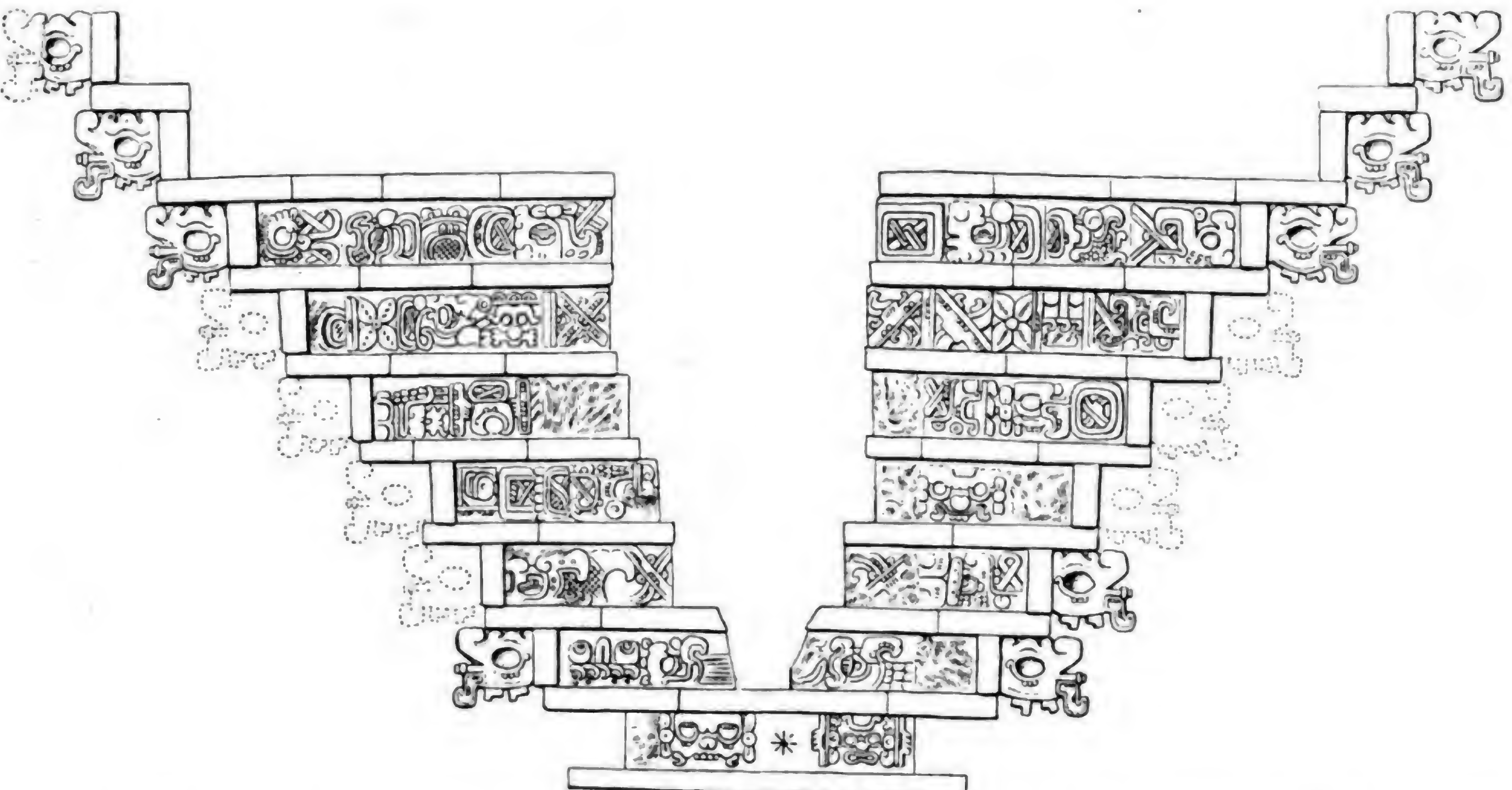


Abb. 120a. *Uxmal.* Casa del Gobernador. Mit astronomischen Zeichen bedeckte Streifen, die den Hintergrund abgeben für die große Figur des sitzenden Gottes, der auf dem Friese der Hauptfassade der Ostfront das Mittelstück bildet.
Nach der Photographie eines Gipsabgusses des Peabody Museum's.
(An der durch ein Sternchen bezeichneten Stelle sind die stärker herausragenden En-face-Schlangenrachen einzuschalten, die in Abb. 120b vergrößert wiedergegeben sind.)

seits den halbmondförmigen Streifen gewissermaßen tragen, in dem die Haupt- und Mittelfigur sitzt, für die die acht Streifen den Hintergrund abgeben.

Diese Haupt- und Mittelfigur nämlich, die von der Reihe der acht mit Schlangenköpfen an den Enden besetzten Himmelstreifen sich abhebt, ist nicht auf einem Polster sitzend dargestellt, wie die Figuren in der Mitte der seitlichen Verzierungsgruppen, sondern in der Höhlung eines halbkreisförmig gekrümmten Streifens, der auf der Vorderseite mit Edelsteinscheiben verziert ist, und an dessen beiden Enden je ein Schlangenkopf quer herausspringt. (Vgl. Taf. XXVIII, 1, 2). Den Rumpf dieser Figur habe ich in Abb. 122 wiedergegeben. Der Kopfputz und der reiche Federschmuck gleichen denen der andern Gruppen. Die Figur selbst ist mit untergeschlagenen Beinen sitzend dargestellt, hat einen breiten, aus mattenartig dicht aneinandergereihten Edelsteinplättchen bestehenden Halskragen und einen großen Brustschmuck, auf dem im Diagonalkreuz die vier Richtungen der Welt angegeben sind, und scheint vorn am Gürtel

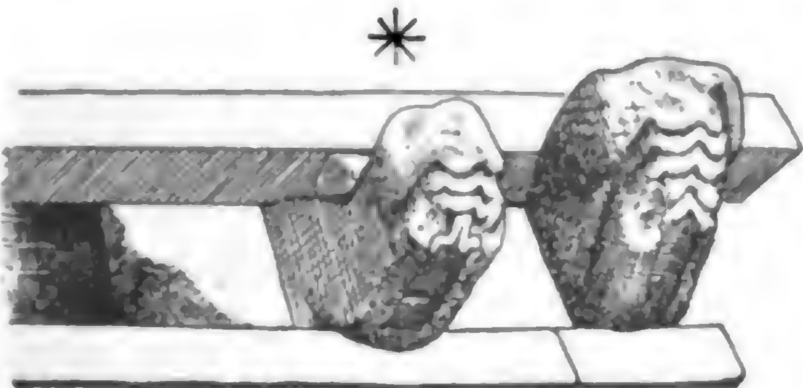


Abb. 120 b. Stärker herausragende En-face-Schlangenrachen unter dem untersten der Schlangenköpfe an den Enden tragenden acht Streifen mit astronomischen Zeichnungen.

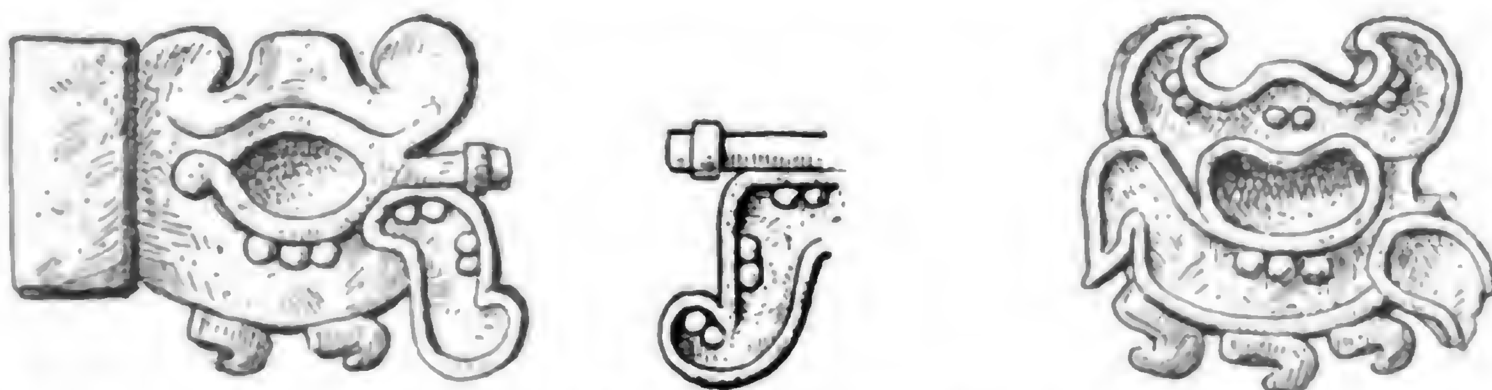


Abb. 121. *Uxmal.* Casa del Gobernador. Schlangenköpfe an den Enden der untern der acht Streifen mit astronomischen Zeichen, die den Hintergrund abgeben für die große Figur des sitzenden Gottes, der auf dem Friese der Hauptfassade der Ostfront das Mittelstück bildet.

neinen nach unten hängenden Menschenkopf zu tragen — eine besondere Art der Ausstattung, die an den aus herabhängenden Menschenköpfen bestehenden Halsschmuck der Figuren von *Chaculá* und gewisser Bildwerke von *Chich'en Itzá* erinnert[1]. Mit dem halbkreisförmigen Streifen, in dem sie sitzt, und dem hohen Federputze, der sich über ihrem

[1] Vgl. meine »Gesammelten Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde« Band V (Berlin 1915), S. 383, 384.

Kopfe erhebt, erstreckt sich die Figur vom ersten bis zum siebenten der mit Schlangenköpfen an den Enden versehenen Himmelstreifen. Unter ihr folgt dann noch der akzessorische Streifen mit den zwei frei herausragenden Gebilden, die wie en face dargestellte Schlangenrachen aussehen und den Halbmond, in dem der Gott sitzt, gewissermaßen tragen.

Wie ich oben sagte, und wie der Grundriß Abb. 105a (oben S. 124) zeigt, ist der Mittelbau der Casa del Gobernador mit den beiden Endflügeln durch zwei ostwestlich orientierte Durchganggewölbe verbunden. Die Öffnungen dieser Gewölbe, ihre Giebelfronten, liegen 1.70 m von der Vorder- und Hinterfront der drei Gebäude nach innen in einer nischenartigen Vertiefung (Taf. XXV, 2 und Taf. XXVI), deren Hinterwand von den Mauerwerkzwickeln gebildet wird, die den Raum zwischen den Schmalseiten der drei Gebäude und dem Durchganggewölbe füllen. Diese Gewölbe setzen in einer Höhe von 0.80 m über der Oberkante des Untersatzes der Gebäude, auf und grenzen sich außen gegen diese niedrige senkrechte Wandfläche durch eine 0.06 m vorspringende, 0.22 m hohe Steinreihe ab. Von den Schmalseiten, die der Mittelbau und die beiden Flügelgebäude diesen nischenartigen Räumen zukehren, ist das Friesuntergesims und, wie wir sehen werden, auch die Friesdekoration auf den Hintergrund der Nische, die Giebelfronten der Durchganggewölbe, d. h. auf die Mauerwerkzwickel, die die Durchganggewölbe mit den Schmalseiten der drei Gebäude verbinden, fortgeführt. Die Durchganggewölbe selbst sind durch eine Querwand von etwas über 1 m Dicke in zwei gleiche Hälften geteilt worden, und diese Hälften sind zu Zimmern ausgestaltet worden, indem bis zu der Höhe der Unterkante des Friesuntergesimses der Seitenraum der Durchganggewölbe mit Mauerwerk gefüllt und dieses nach dem Innenraum zu mit einer regelmäßigen Quadersteinwand bekleidet worden ist (vgl. den Aufriß Abb. 123). Vorn ist dieses so geschaffene Zimmer durch eine 0.95 m

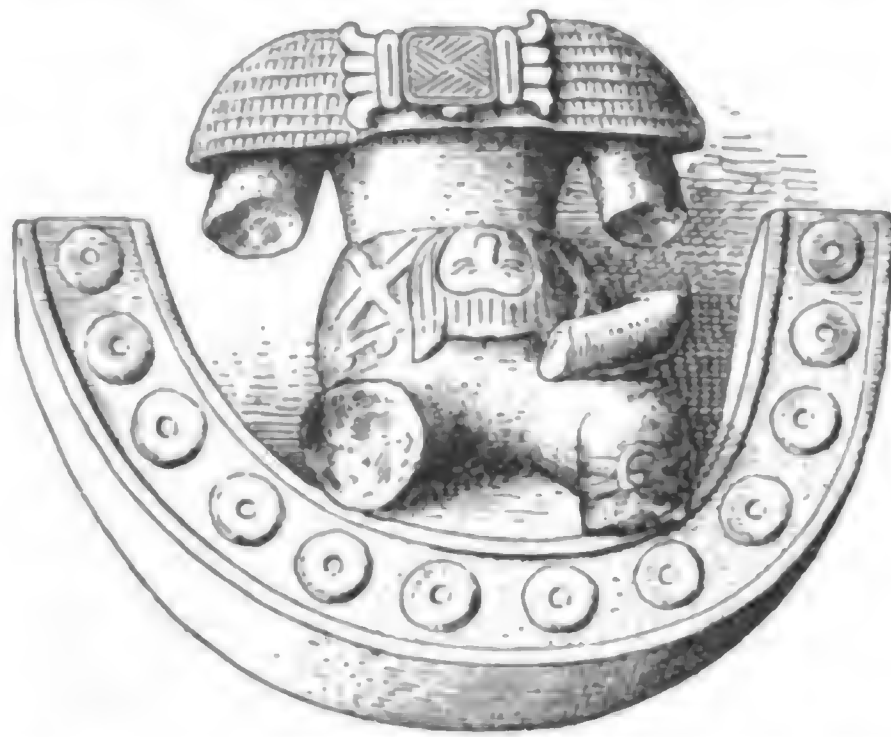


Abb. 122. *Uxmal.* Casa del Gobernador. Figur des sitzenden Gottes, der auf dem Friese der Hauptfassade der Ostfront das Mittelstück bildet. (Die quer vorspringenden Schlangenköpfe an den Enden des halbkreisförmigen Streifens sind in der Zeichnung nicht mit wiedergegeben.)

dicke Mauer geschlossen, in der durch drei Holzbalken eine Tür von 0.87 m Breite hergestellt worden ist. In dem Westzimmer des nördlichen Durchganggewölbes sind zwei dieser Balken noch an ihrer Stelle. In der Wand, die das vordere dieser nachträglich eingebauten Zimmer von dem hinteren trennt, sind vier Löcher angebracht, die wie Pfahllöcher aussehen. Es ist aber klar, daß hier keine Pfähle oder Stangen eingesetzt gewesen sein könnten,

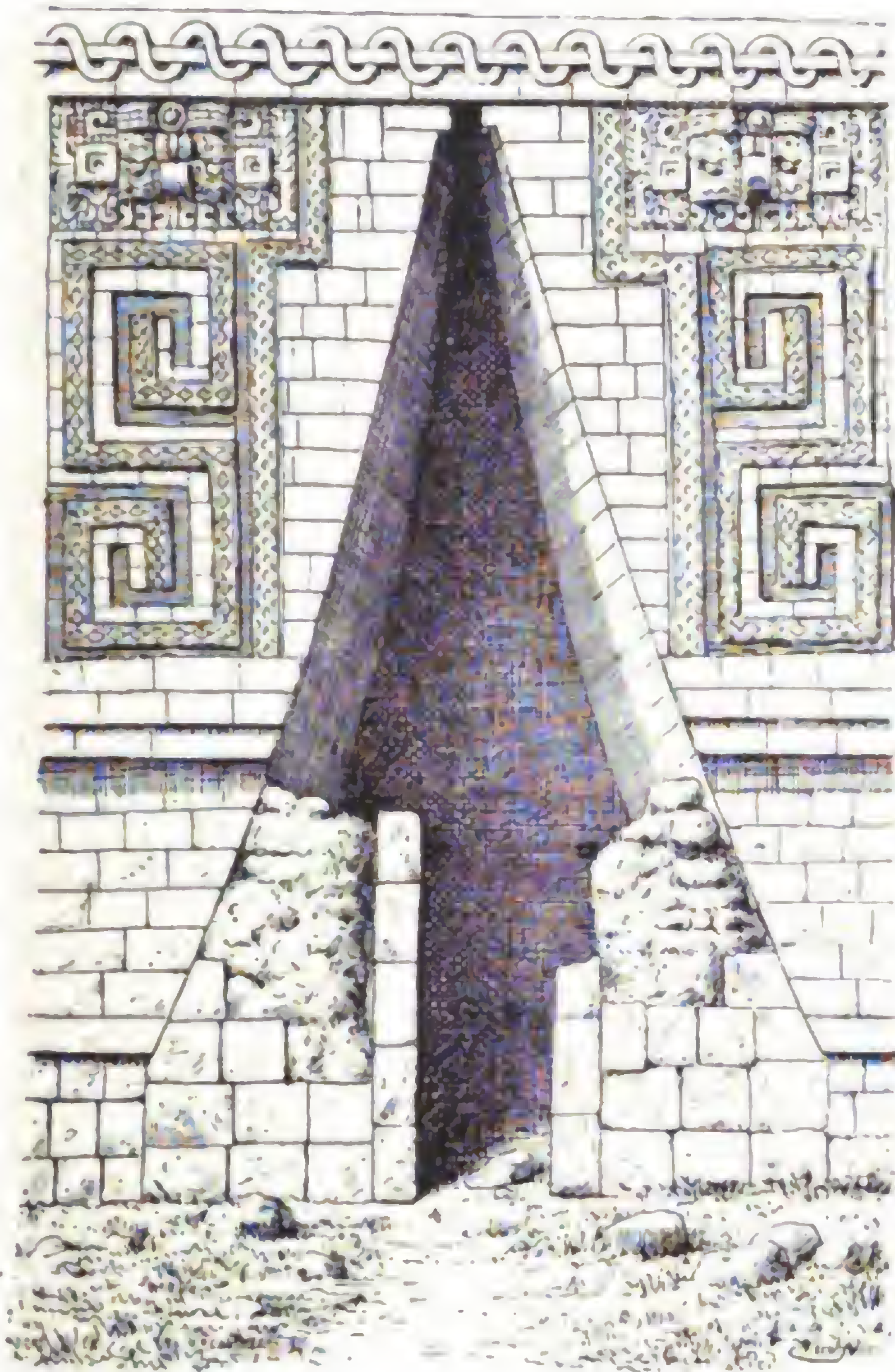


Abb. 123. *Uxmal.* Casa del Gobernador. Das in der Mitte durch eine Mauer in zwei Zimmer geschiedene Durchganggewölbe, zwischen dem Mittelgebäude und dem südlichen Flügelgebäude. Ostfront.

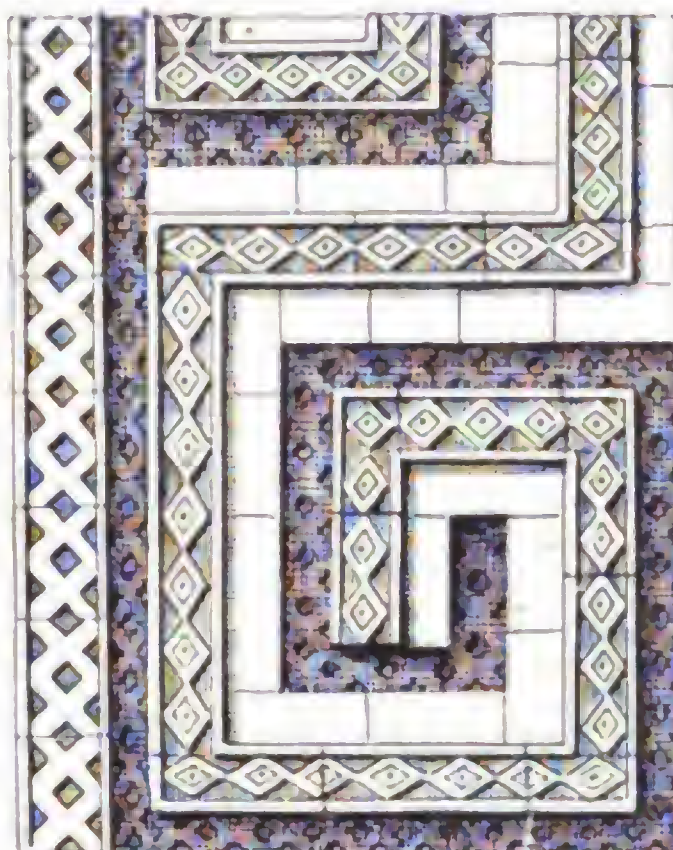


Abb. 124. *Uxmal.* Casa del Gobernador. Verzierte Mäanderwickel auf den Giebelfronten der Durchganggewölbe, d. h. auf den Mauerwerkzwickeln, die die Durchganggewölbe mit den diesen Gewölben zugekehrten Schmalseiten des Mittelgebäudes und der beiden Flügelgebäude bilden.

da die vordern Enden dieser Pfähle oder Stangen in der Luft schweben würden.

Die Stücke der Schmalseiten, die der Mittelbau und die beiden Flügelgebäude diesen nischenartigen Räumen zukehren, und die diese nischenartigen Räume vorn und hinten begrenzen, haben auf ihrem Friesteile eine Verzierung, die aus zwei übereinander gebauten Mäanderwickeln und einer großen Maske darüber besteht. Die gleiche Verzierung weisen die Giebelfronten der Durchganggewölbe, d. h. die verbindenden Mauerwerk-

zwickel auf, die den Raum zwischen dem Durchganggewölbe und den genannten Schmalseiten (Abb. 123, 124) füllen. Hier sind aber die am stärksten vortretenden Balken der Mäanderwickel mit einem Rautenmuster, die vertieften Teile, der Fond, mit einem diagonalen Gitter gefüllt Das verzierte Band, das diese Mäander wie die Maske darüber, an der der Gewölbeöffnung zugekehrten Seite begrenzt, ist übrigens an Ort und Stelle in die Quadern eingemeißelt worden, während die Mäanderwickel selbst in üblicher Weise, mosaikartig aus stabartigen Steinreihen, die stärker und weniger stark vorspringen, hergestellt worden sind.



Abb. 125. *Uxmal.* Casa del Gobernador. Zeichnung auf der Wand eines der Durchganggewölbe. Nach Teobert Maler.

Wie das Friesuntergesims, ist auch das abschließende Friesobergesims von den genannten Schmalseiten der Gebäude auf die den Hintergrund der Nischen bildende Giebelfront der Durchganggewölbe fortgeführt worden. Hier sind aber die schräg vorkragenden obersten Steinreihen, die über dem senkrechten Wellenstabe folgen und den letzten Abschluß der Front bilden, durch drei große Masken ersetzt, die übrigens durchaus mit den andern übereinstimmen, die sich an andern Teilen der drei Gebäude finden, ein Zeichen, daß die Umgestaltung der Durchganggewölbe in Zimmer und die Ausschmückung ihrer äußern Giebelfassaden in dieselbe Zeit zu setzen ist, in der auch die gesamten anderen Außenfronten ihre endgültige Ausschmückung erhielten.

An der Innenwand eines der Zimmer der Durchganggewölbe sind noch ein paar Zeichnungen zu sehen, die ich nach den von Teobert Maler gemachten Kopien in Abb. 125 wiedergebe. Es sind Figuren von Kriegern oder Leuten in reicher Tracht, denen augenscheinlich alte Vorbilder zugrunde liegen, deren Wiedergabe aber doch zeigt, daß der Zeichner die Besonderheiten von Gesichtsbildung, Tracht und Ausstattung nicht mehr verstand, oder daß ihm die Schulung fehlte, die Einzelheiten aufzufassen und richtig wiederzugeben.

XII. Schildkrötenhaus — Casa de las Tortugas.

Ich habe oben schon gesagt, daß die Hauptterrasse, der die Gipfelterrasse der Casa del Gobernador aufgesetzt ist, und die an der Ostseite der Casa del Gobernador den Vorhof für dieses Gebäude bildet, auch an der Westseite der Gipfelterrasse sich noch um 26 m vorschiebt und an der Nordostecke mit einem Risalit noch um weitere 26 m vorspringt. Auf diesem nordwestlichen Teile der Hauptterrasse, wo diese Terrasse steil und hoch in das vorliegende Gelände abstürzt, liegt, mit der Front nach Norden, ein Gebäude, dessen Fassade und Grundriß auf Taf. XXIX und in Abb. 126 wiedergegeben ist. Man hat es Casa de las Tortugas genannt, nach den kleinen Schildkrötenfiguren, die an dem Mittelgliede (der senkrecht vorkragenden Steinreihe) des Friesobergesimses angebracht sind. Es ist offenbar ein Nebengebäude für das Hauptgebäude der Casa del Gobernador. Das ergibt sich aus seiner Lage, da es gewissermaßen nur von hinten zu erreichen ist, indem keine Treppe zu seiner Front emporführt, obwohl diese Front ziemlich nahe an dem Absturze der Terrasse liegt. Das gleiche ergibt sich, meiner Auffassung nach aber auch aus dem Umstande, daß der Fries die Halbsäulchenverzierung aufweist, die, wie ich oben auseinandergesetzt habe, den winddurchlässigen, aus Pfählen und Stangen zusammengebundenen Hüttenwänden der yukatekischen Wohn- und Küchenhäuser entspricht.



Abb. 126. *Uxmal.* Casa de las Tortugas. Grundriß.

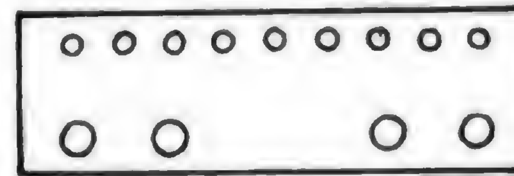


Abb. 127. *Uxmal.* Casa de las Tortugas. Verteilung der Pfahllöcher.

Der Bau besteht in der Mitte — das ist ein seltener Fall — aus drei hintereinander liegenden ostwestlich orientierten Gewölben, die durch Türen miteinander in Verbindung standen, und je zwei nordsüdlich orientierten Gewölben, die an dem Ost- und dem Westende anschließen. Die senkrechte Wandhöhe beträgt 2.45 m. Der Fußboden der Hinterzimmer ist um 0.12 m gegen den der Vorderzimmer erhöht. Einige Gemächer haben im Hintergrunde niedrige Erhöhungen. Die Gewölbe sind hoch, an den Seiten etwas bauchig. Nahe der Unterkante des Gewölbes oder in der Wand unter der Unterkante sieht man jederseits zwei große runde Pfahl-

löcher, unter der Oberkante, symmetrisch angeordnet, in den Ost-West-Gewölben 9, in den Nord-Süd-Gewölben 6 Pfahllöcher (Abb. 127). An den Außenwänden sind oben, unregelmäßig verteilt, ausgemeißelte viereckige Löcher (Luftlöcher?) vorhanden. An den breiten, die eigentliche Türöffnung einschließenden Pfosten ist oben je eine kleine napfförmige Vertiefung zu sehen.

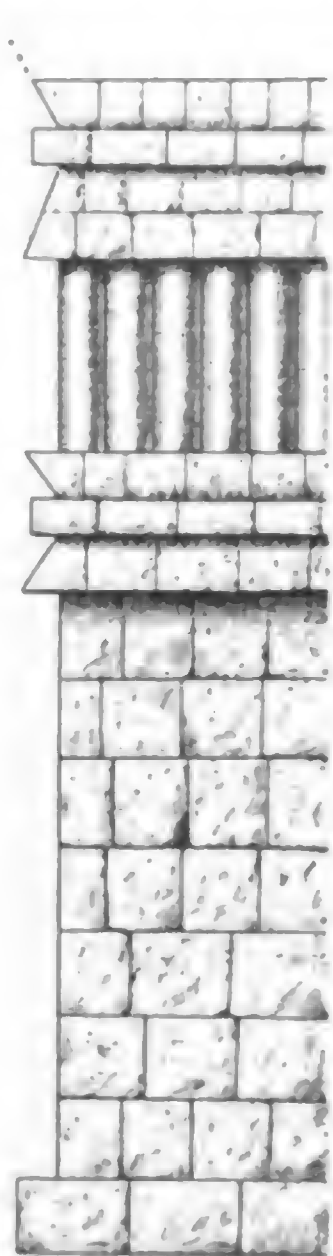


Abb. 128. *Uxmal.* Casa de las Tortugas. Aufbau der Fassade.

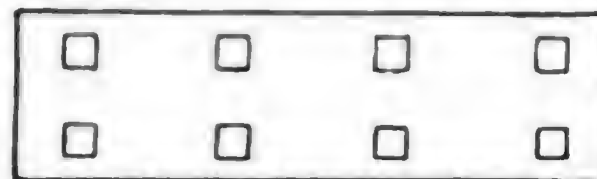
Die Außenseite (vgl. Abb. 128) ist einfach gehalten. Der Untersatz besteht nur aus einer einzigen Steinreihe von 0.30 m Höhe. Die Wand ist eine glatte Quadersteinwand. Das Friesuntergesims hat die gewöhnliche Form. Der Fries besteht aus langen glatten Halbsäulen ohne Verkröpfung. Das Friesobergesims setzt sich aus zwei unteren schräg vorkragenden, einer senkrecht vorkragenden und vermutlich drei oben in entgegengesetztem Sinne schräg vorkragenden Steinreihen zusammen, die den Abschluß bilden. Auf der senkrechten Steinreihe sitzen die kleinen steinernen Schildkröten auf, von denen das Haus seinen Namen bekommen hat. — Der ganze Bau ist ziemlich zerstört, wenn er auch beträchtlich länger ausgehalten hat, als ihm Stephens in Aussicht stellen zu müssen glaubte.

XIII. Der Friedhof — El Cemeterio.

Wie ich oben schon beschrieben habe, liegt vor dem Nordgebäude der Casa de Palomas, etwa 8 m tiefer, eine rechtwinklig begrenzte Terrasse von etwa 70 Schritt Länge und Breite. Diese fällt nach N und nach W nahezu senkrecht zu einem tiefer liegenden Boden ab, streckt aber nach Norden zwei schmale Arme aus, die zusammen mit der Nordseite der Terrasse einen auf drei Seiten von geschlossenen Reihen von Gebäuden umgebenen vertieften Hof bilden. In der Mitte dieses Hofes und weiterhin, anscheinend unregelmäßig zerstreut, finden sich eine Menge anderer Baureste, Häuser mit einem Säulchenfriese, Hügel von Pyramidengestalt u. dgl. m. Hierzu gehört auch die Gruppe, die unter dem Namen Cemeterio »Friedhof« bekannt ist, weil hier Skulpturstücke sich finden, auf denen, unter einer Hieroglyphenreihe, Schädel, gekreuzte Totenbeine und *ahau*-artige Zeichen dargestellt sind. Die Gruppe liegt nordwestlich von der Casa de Palomas und ziemlich genau westlich vom Ballspielplatze.

Es ist eine Art Hof von 70—80 Schritt nordsüdlicher, 70 Schritt ostwestlicher Länge. Auf zwei Seiten, der östlichen und der südlichen, ist er von einem zusammenhängenden Steinwalle umgeben. Von der östlichen Hälfte dieses Walls springt, etwas exzentrisch, ein Steinhügel nach innen vor.

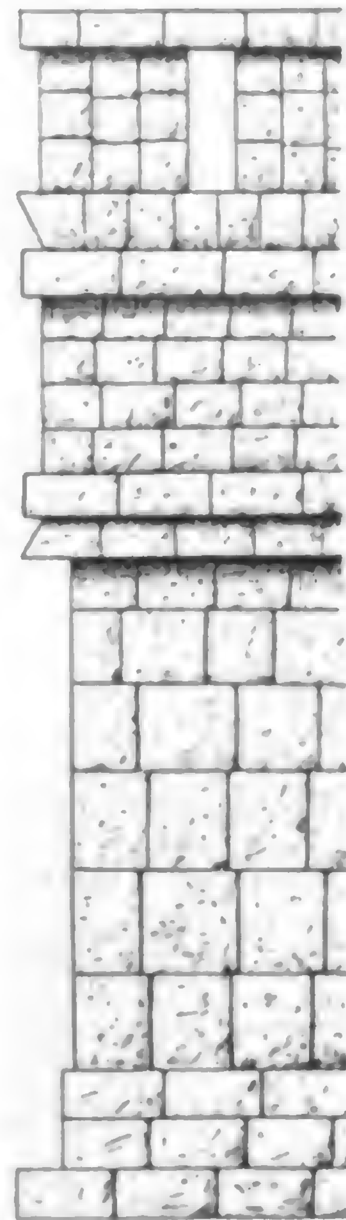
An der Nordseite bildet eine ansehnliche Steinpyramide den Abschluß (Taf. XXX, 1). Von der Tiefe des Hofes führt eine noch gut erhaltene 16 m breite Treppe, von der ich 36 Stufen zählte, auf die obere Plattform. Dort sind einige Baureste vorhanden, deren Bedeutung aber schwer zu bestimmen ist. Auf einer niedrigen Terrasse in der Mitte der Plattform erheben sich nebeneinander zwei Aufmauerungen, von denen aber die eine, die östliche, um 1.50 m weiter gegen die Treppe vorgeschoben ist.


Abb. 129b. *Uxmal.* Cemeterio. Pfahllöcher in den Gewölben des Gebäudes an der Westseite des Hofes.

Auf der Westseite erhebt sich ein zweiter Hügel, der auch von dem Walle der Süd- und Ostseite getrennt bleibt und zu dem ebenfalls von der Tiefe des Hofes eine Treppe emporführt. Oben lagen auf einer Plattform drei Häuser (Taf. XXX, 2), ein größeres in der Mitte, das vorn (nach Osten) drei Türen und nach der Südseite eine Tür hatte. Südlich davon ein kleineres, von dem aber nur noch zwei Wände stehen. Und nach Norden scheint ein anderes, ähnliches gestanden zu haben, von dem aber nur noch die Grundmauerreste zu sehen sind (vgl. den Grundriß Abb. 129a). Die Häuser sind aus großen Quadersteinen aufgeführt. Die Wandhöhe beträgt 2.44 m. Die Gewölbe sind nordsüdlich orientiert, ziemlich niedrig, die Seiten sanft gewölbt. Pfahllöcher sind acht vorhanden (Abb. 129b), in zwei Reihen, einer unteren und einer oberen, ziemlich regelmäßig verteilt. Die Türen sind durch je zwei Holzbalken gebildet, von denen wenigstens der eine noch über allen Türen liegt. Die beiden äußern Türen der Vorderfront sind mit denselben großen Quadersteinen, aus denen das ganze Haus aufgebaut ist, vermauert. Ringsteine für die Schnur eines Vorhangs sind oben zu beiden Seiten der Türe vorhanden. Oben in der Wand endlich ist nahe den Enden jederseits ein viereckiges Luftloch ausgemeißelt.

Abb. 129a. *Uxmal.* Cemeterio. Grundriß des Gebäudes auf der Pyramide an der Westseite des Hofes.

An der Außenfront des Hauptgebäudes in der Mitte (Abb. 130) ist ein Untersatz zu unterscheiden, der an der Hinterfront, hinter der der Hügel steil zu dem Talboden absteigt, aus zwei senkrechten Steinreihen besteht, einer stärker vorspringenden von 0.21 m und einer hinter dieser etwas zurückbleibenden, aber immer noch vorkragenden Steinreihe von 0.42 m Höhe. Die Wand besteht aus sechs Quadersteinreihen und ist glatt und unverziert. Bis zur Unterkante der obersten Quadersteinreihe, die in 2.13 m Höhe erreicht wird, ragen die Türpfosten. Das Friesuntergesims besteht aus zwei Gliedern, einer schräg vorkragenden Steinreihe und einer senkrecht vorkragenden Reihe, beide von annähernd gleicher Höhe (0.17 m) und 0.20 m über die Wand hervorragend. Der Fries springt etwas über die Wand vor und besitzt ebenfalls nur eine glatte Quadersteinbekleidung. Das Friesobergesims zeigt dieselben zwei Glieder wie das Untergesims, eine untere senkrechte Steinreihe und eine obere, in entgegengesetztem Sinne schräg vorkragende Reihe größerer Steinplatten. Über diesem Friesobergesims setzt noch eine Zierwand auf, eine glatte Quadersteinwand mit viereckigen fensterartigen Durchbrechungen in der ganzen Höhe der Wand, oben gesimsartig durch eine senkrecht vorkragende Steinreihe abgeschlossen. Durch diese Zierwand wurde Stephens veranlaßt, das Haus als ein zweistöckiges zu bezeichnen. Außen war der ganze Bau mit Stuck überzogen und rot bemalt, wie die Westgebäude der Casa de Palomas, an die das Westgebäude des Cemeterio überhaupt in mancher Weise erinnert. Auch an der Außenseite dieses Hauses sind oben zu beiden Seiten der Türe Ringsteine für die Schnur eines Türvorhangs vorhanden. In das zweite Glied des Friesuntergesimses, in die Fläche des Frieses und in die Zierwand sind vorspringende Steinzapfen eingesetzt, die vielleicht als Stützen für einen Figurenschmuck dienten.



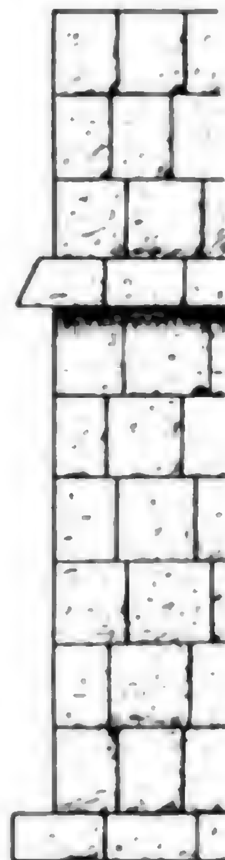


Abb. 130. Abb. 131.

Uxmal. Cemeterio. Häusergruppe auf der Pyramide an der Westseite des Hofes.

Abb. 130. Aufbau der Fassade des Hauptgebäudes in der Mitte.

Abb. 131. Aufbau der Fassade des südlichen Nebengebäudes.

Bei dem kleinen südlichen Gebäude (Abb. 131) besteht das Friesuntergesims nur aus einer einzigen schräg vorkragenden Steinreihe. Die Wandfläche und der Fries sind glatt. Der letztere springt nicht, wie der des Hauptgebäudes, über die untere Wandfläche vor.

Von dem Fuße der Pyramide, die sich an der Nordseite des Hofes erhebt, schiebt sich in der ganzen Breite der Pyramide eine niedrige Terrasse zehn Schritte weit in den Hof vor. In der Mitte, vor dem Treppenaufgange zur Pyramide, hat sie einen rechtwinkligen Ausschnitt, durch den sie sich bis auf vier Schritt verkürzt. Dort führen vom Hofe aus drei Stufen hinauf. Vor diesem Ausschnitte sieht man in der Ebene des Hofes Skulpturstücke, die zwei Seiten, Süd- und Ostseite, eines Vierecks bilden (vgl. Taf. XXXI, XXXII).

Die Reihe beginnt an dem Westende der Südseite des Vierecks mit einem Steine, der wie ein *Tlachtemalacatl* — ein Ringstein, der in der Seitenwand eines Ballspielplatzes eingezapft war — aussieht. Er zeigt an dem Außenrande eine kniende menschliche Figur, deren Kopf von dem Kopfe eines Hirsches überragt ist, und die mit einer Schnur, die ihr über die Hüfte geht, an diesem Steine gleichsam festgebunden ist. Ich habe diesen Stein Taf. XXXIV, 1 noch besonders wiedergegeben.

Der zweite Stein ist eine Art Säulentrommel, mit Zapfen an den beiden Enden, die an den beiden Rändern des Zylinders mit je einer Hieroglyphenreihe verziert und mit einem vorspringenden Kopfe (Vogelkopfe?) versehen ist, dessen Schulter- und Brustschmuck als Flachrelief auf dem Zylindermantel ausgearbeitet ist.

Die andern Steine der Süd- und Ostseite des Vierecks (Taf. XXXI, 1, 2; Taf. XXXII, 1, 2) gehören zusammen. Sie haben viereckige Gestalt und gleiche Höhe, sind oben mit einem Bande Hieroglyphen von Maya-Charakter versehen und zeigen auf der Hauptfläche 1. Schädel eigenartiger Zeichnung; 2. einfache oder doppelte oder in der Art eines Salomonsiegels miteinander verflochtene gekreuzte Totenbeine, denen auch kleine Scheiben angefügt sind oder beutelartige oder blumenblattartige Ausbuchtungen, die dem ganzen Gebilde das Ansehn einer Blume geben; 3. Gebilde von kreisrundem Umriß, die innen die Linien des Zeichens *ahau*, außen eine mit knopfförmigen Vorsprüngen versehene Umhüllung haben, von der ein kurzes, wie ein abgerissenes Sehnenende aussehendes Stück nach oben springt. Das ganze Gebilde dürfte als ein ausgerissenes Auge, aber vielleicht auch als ein ausgerissenes Herz zu deuten sein. — In besonderer Weise sind die Stücke

verziert, die die Ecken der Vierecke bildeten. Diese haben das Hieroglyphenband an derselben Stelle, oben am Rande, wie die andern Skulpturstücke. Darunter aber ist ein Schädel in umgekehrter Stellung mit dem Scheitel nach unten ausgemeißelt worden, umgeben von vier Gebilden der dritten Klasse, die, wie ich sagte, vermutlich ausgerissene Augen oder Herzen darstellen, ebenfalls in umgekehrter Stellung.

Die Schädel und die gekreuzten Totenbeine sind die Veranlassung gewesen, daß die Bewohner der Gegend der ganzen Gruppe den Namen Cemeterio »Friedhof« gegeben haben. Eine zweite Gruppe ähnlicher Skulpturen sind in der Mitte des Hofes aufgereiht (Taf. XXXIII, 1). Hier ist es aber klar, daß diese nicht an ihrem ursprünglichen Platze sich befinden, denn sie stehen sämtlich verkehrt, mit dem Hieroglyphenbande nach unten, und auch die Gebilde der dritten Klasse mit der *ahau*-Zeichnung in umgekehrter Stellung. Eine dritte Gruppe (Taf. XXXIII, 2) befindet sich in dem südlichen Teile des Hofes. Es ist mir wahrscheinlich, daß die Skulpturen dieser beiden andern Gruppen an der West- und der Nordseite des Vierecks standen, dessen Süd- und Ostseite die Steine bildeten, die Taf. XXXI und XXXII wiedergegeben sind, und die, wie ich glaube, noch an ihrer ursprünglichen Stelle im nördlichen Teile des Hofes vor dem Aufgange zu der niedrigen Terrasse und der zu dem Gipfel der Nordpyramide führenden Treppe sich befinden.

Außer diesen Skulpturen sieht man an der Ostseite der ersten Gruppe (Taf. XXXI, 2 u. XXXII, 1) noch zwei Bruchstücke großer steinerner Schlangenleiber viereckigen Querschnittes. Sie sind von früheren Besuchern offenbar zum Zwecke der Aufnahme auf die andern Skulpturen getürmt worden und von andern wieder heruntergewälzt worden. Auf der Seite, die in der Photographie dem Beschauer zugekehrt ist, erkennt man die schmalen Bauchringe des Schlangenleibes. Der Rücken und die Seiten sind mit Rhombenflecken, die mit gekreuzten Linien gefüllt sind, gezeichnet — den schwarzen Flecken entsprechend, mit denen in den Handschriften die Schlangenleiber dargestellt zu werden pflegen.

Rätselhaft ist der mit drei Löchern versehene Stein, den ich auf Taf. XXXIV, 2 wiedergegeben habe. Er steht im östlichen Teile des Hofes.

Ganz ähnliche mit Schädeln und gekreuzten Totenbeinen verzierte Steine sind, wie Stephens angibt, auch in *Nohpat* östlich von *Uxmal* gefunden worden.

Nach Süden von Cemeterio ist auch noch alles voll von alten Bauten. Es ist eine weite Doline, aus der sich hier und da Hügel erheben, die alle, soweit ich sie habe aufsuchen können, wenn nicht ganz künstlich, so doch künstlich zugerichtet sind. Darunter große Komplexe, die, von weitem gesehen, mächtig über die gleichmäßige Waldbedeckung emporragen. Eine genauere Durchforschung wird da noch manches zutage fördern, und mehr noch wird zu erwarten sein, wenn die Durchforschung auch das unter dem Boden Liegende zum Ziele nehmen wird. Ich gebe in Abb. 132 und 133 den Grundriß und Aufriß eines Gebäudes wieder, das in dieser Gegend, genau westlich vom Nordgebäude der Casa de Palomas, im Walde vergraben ist. Es besteht aus zwei nordsüdlich orientierten Doppelgewölben, die jederseits in drei Zimmer geteilt und durch ein 6 m langes, ostwestlich orientiertes Durchganggewölbe verbunden sind. Der Untersatz ist verschüttet. Die Wand ist eine glatte Quadersteinwand. Das Friesuntergesims hat die gewöhnliche Form. Auf dem Friese wechseln glatte Wandstücke mit Gruppen von je vier langen, in der Mitte eine Verkröpfung aufweisenden Halbsäulen. Von dem Friesobergesimse ist nur die unterste schräg vorkragende Steinreihe erhalten.



Abb. 132. *Uxmal.* Kleines Gebäude im Westen des Nordgebäudes der Casa de Palomas. Grundriß.

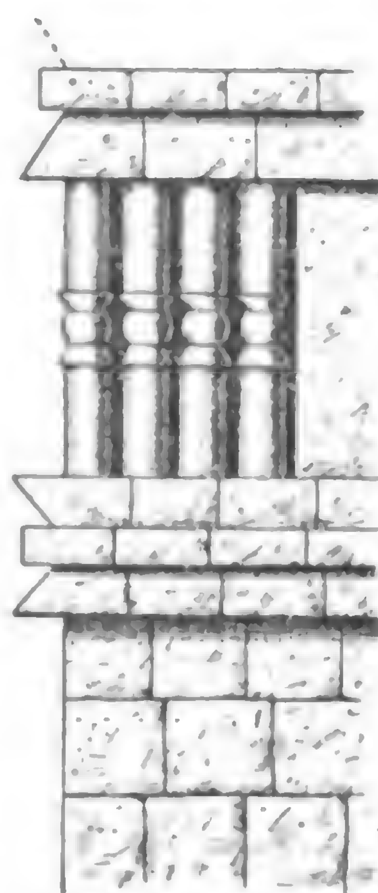


Abb. 133. *Uxmal.* Kleines Gebäude im Westen des Nordgebäudes der Casa de Palomas. Aufbau der Front.

XIV. Hieroglyphenpfeiler und Phallussteine.

Ähnlich ziehen auch östlich und südlich von dem Hauptruinenkomplexe sich Gebäude hin. Eines, das der Casa del Gobernador benachbart ist, ist durch eine hochaufragende Zierwand ausgezeichnet. Das Volk nennt es deshalb »Iglesia« (Kirche). Stephens[1] führt es als die Casa de la Vieja auf, so genannt nach einer ziemlich verstümmelten Figur, die vor diesem Gebäude lag, und die angeblich eine alte Frau darstellte.

Ziemlich genau südlich von der Iglesia, auf der Ostseite und nicht weit von der Fahrstraße, die von *Uxmal* an der Casa del Adivino vor-

[1] Incidents of Travel in Yucatan. New York 1843. Vol. I, p. 320.

bei nach Santa Elena führt, ist ein kleiner Gebäudekomplex, in dessen Hofe in der Mitte, statt des rohen unbearbeiteten »Picote«, der in den Höfen anderer *Uxmal*-Bauten zu sehen ist, ein sorgfältig bearbeiteter, mit Hieroglyphen am oberen Rande und auf der Vorderfläche versehener zylindrischer Stein sich befindet. Ich habe diesen Stein Taf. XXXV, 1 wiedergegeben. Die Hieroglyphen sind von Maya-Charakter, sind aber noch nicht entziffert. Der Stein steht auf dem Kopfe. Man hat ihn vermutlich von seiner Stelle gehoben, um darunter nach Schätzen zu graben. Die Gebäude, die um den Hof liegen, sind einfach und unverziert.

Nahe an derselben eben genannten Straße endlich, die von der Hacienda *Uxmal*, an der Casa del Adivino vorbei, nach Santa Elena führt, findet sich im Walde, ohne Verbindung mit irgendwelchen baulichen Resten, eine Gruppe aufrecht eingegrabener steinerner Phalli, für die Teobert Maler den — auch aus dem Wörterbuche von *Motul* belegten — Namen *xcép tunich* angibt (vgl. Taf. XXXV, 2). Eine Tradition über diese Steine existiert nicht. In der Erzählung der Wanderungen des mexikanischen Heros *Quetzalcouatl*, die nach dem *Tlapallan*, dem Lande des Sonnenaufgangs, gerichtet waren, wird berichtet, daß dieser Gott, außer andern Taten, die er vollbrachte, auch einen großen Phallusstein (*centetl vei tepoltetl*) an einer gewissen Stelle in den Boden pflanzen ließ, von dem erzählt wird, daß man ihn mit dem kleinen Finger in Bewegung setzen könne, daß er aber nicht sich bewege, wenn viele sich an ihn machen, gleichzeitig ihn in Bewegung zu setzen sich bemühen[1]. Sonst sucht man in den Historien vergebens nach einer Notiz über solche Steine, die doch gewiß das Interesse auch der Spanier erweckt haben werden. Nur so viel läßt sich sagen, daß dieses Vorkommen in *Uxmal* kein vereinzeltes ist. Teobert Maler hat noch zwei solcher, aber vereinzelt stehender Phalli aufgefunden, die beinahe die Höhe eines ausgewachsenen Mannes erreichen. Der eine steht in *Xkoben haltun*, $2^1/_2$ Leguas südwestlich von *Xūl*, der andere in *Xkom ch'en*, nordwestlich von *Xūl*. Beide ragen ebenfalls einsam im Walde auf, fern von andern baulichen Resten, — eines der Geheimnisse mehr, die das grüne Laubmeer von Yucatan deckt.

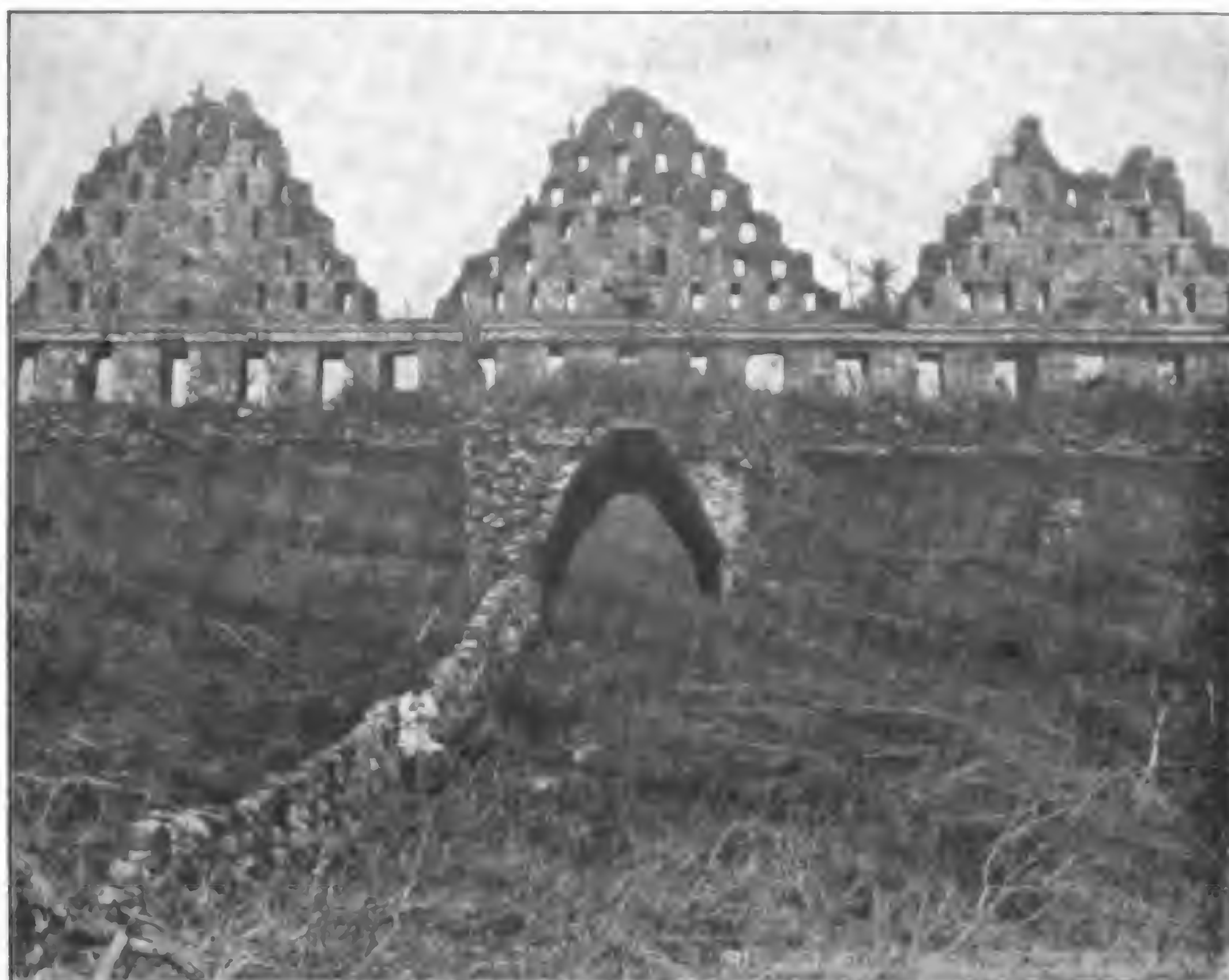
[1] Fr. Bernardino de Sahagun, Historia General de las cosas de Nueva España, lib. 3. cap. 14 (MS. Biblioteca Laurenziana, Florenz).

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei

1.



2.



Uxmal. Casa de Palomas. Nordseite des Hofes. 1. Innenfront (Hauptfront); 2. Mitte der Außenfront. Aufnahmen von Teobert Maler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. I.

1.



2.



Uxmal. Der »namenlose Hügel«, der hohe Steinhügel an der Ostseite des Systems der Casa de Palomas.

1. Südwestecke. Aufnahme von Caecilie Seler. 2. Gipfelfläche. Aufnahme von Eduard Seler.

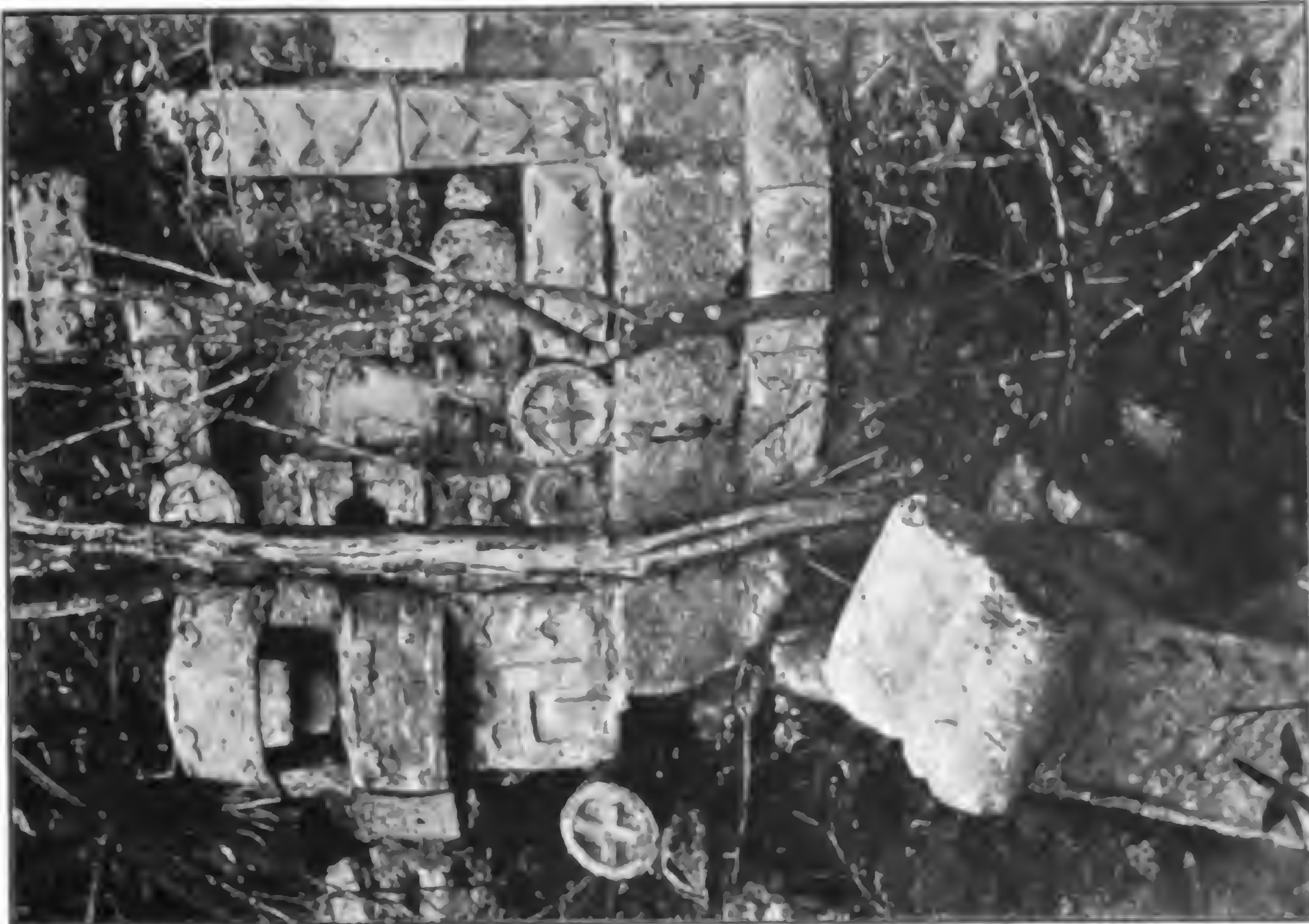
Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. II.

2.



1.



Uxmal. Der »namenlose Hügel« an der Ostseite des Systems der Casa de Palomas.

1. Maske in der Mitte der Westseite der untern der beiden Gipfelterrassen. Aufnahme von Caecilie Seler.

2. Schachbrettartige Wandbekleidung der Westseite der untern der beiden Gipfelterrassen Aufnahme von Caecilie Seler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. III.

1.



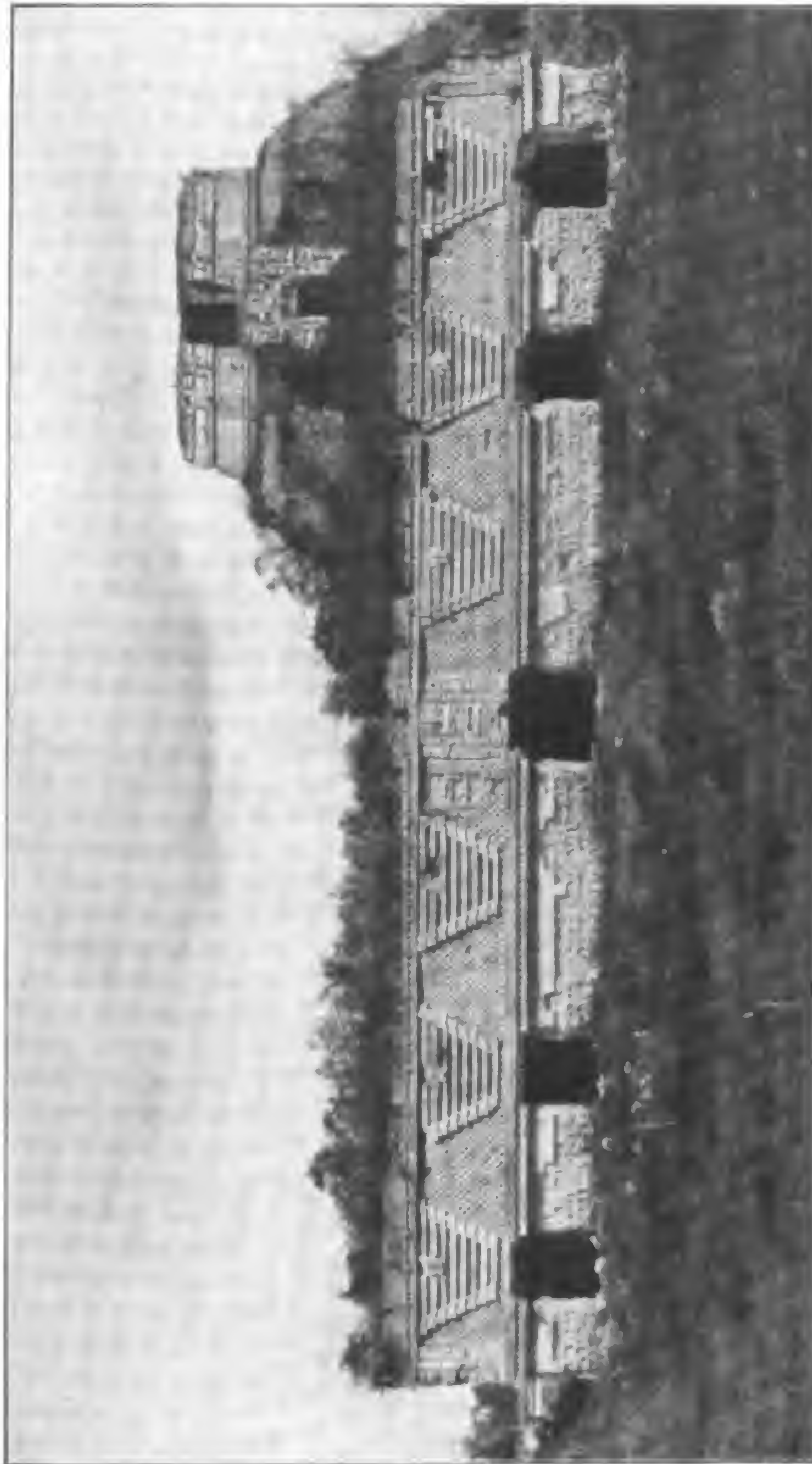
2.



Uxmal. Casa de las Monjas. Südgebäude.
1. Durchganggewölbe von außen (Süden). 2. Östlicher Flügel von der Innen- oder Hofseite (Norden).
Aufnahmen von Caecilie Seler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. IV.

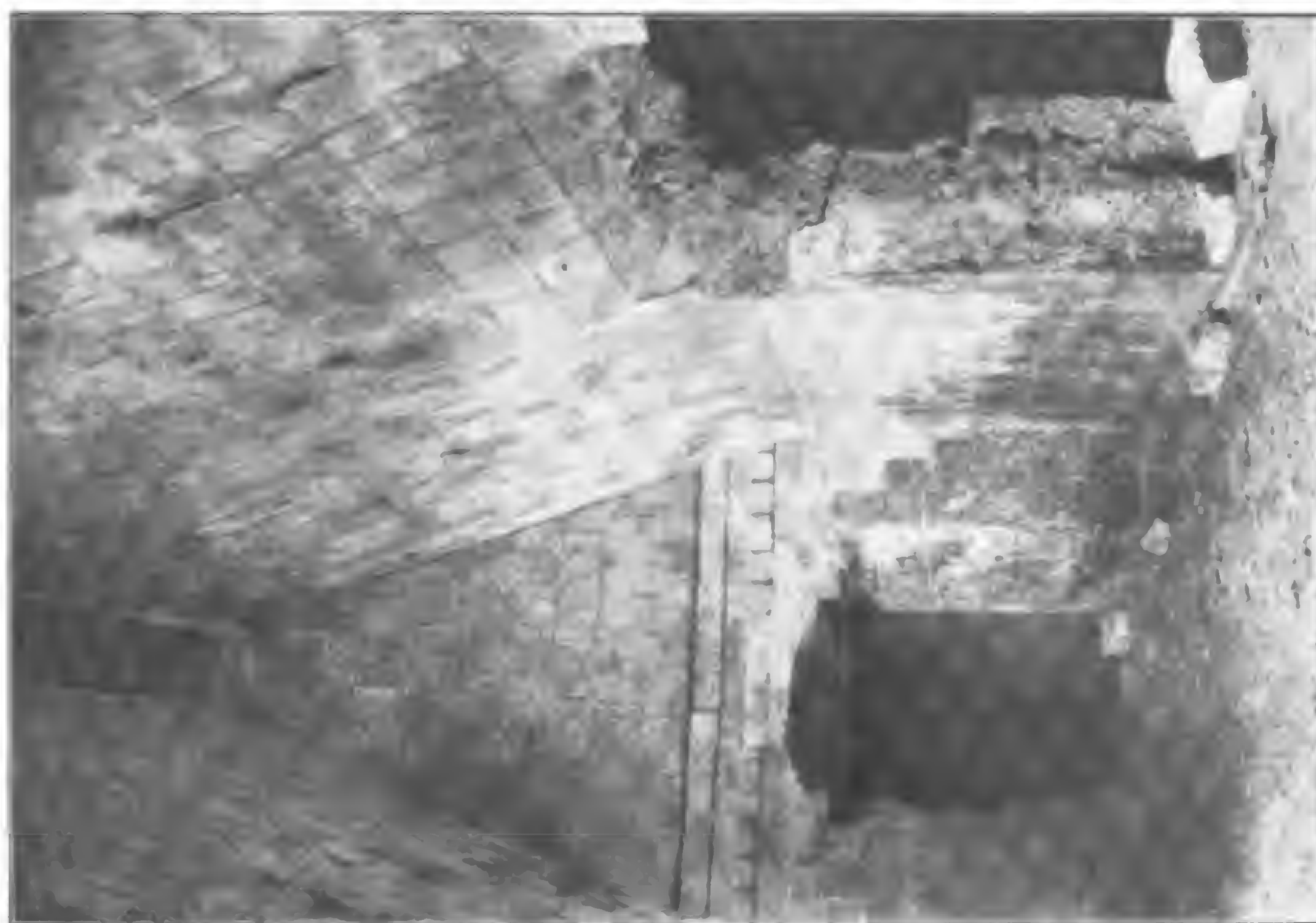


Uxmal. Casa de las Monjas. Ostgebäude. Innenfront, dem Hofe und dem Westen zugekehrt.
Hinter dem südlichen Ende wird die hohe Pyramide der Casa del Adivino sichtbar.
Aufnahme von Teobert Maler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. V.

2.



1.



Uxmal. Casa de las Monjas. Ostgebäude.

1. Das vordere der beiden großen Mittelzimmer und der Eingang in das südliche kleine Quergemach. Aufnahme von Teobert Maler.

2. Dasselbe und der Eingang in das nördliche kleine Quergemach. Aufnahme von Caecilie Seler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. VI.

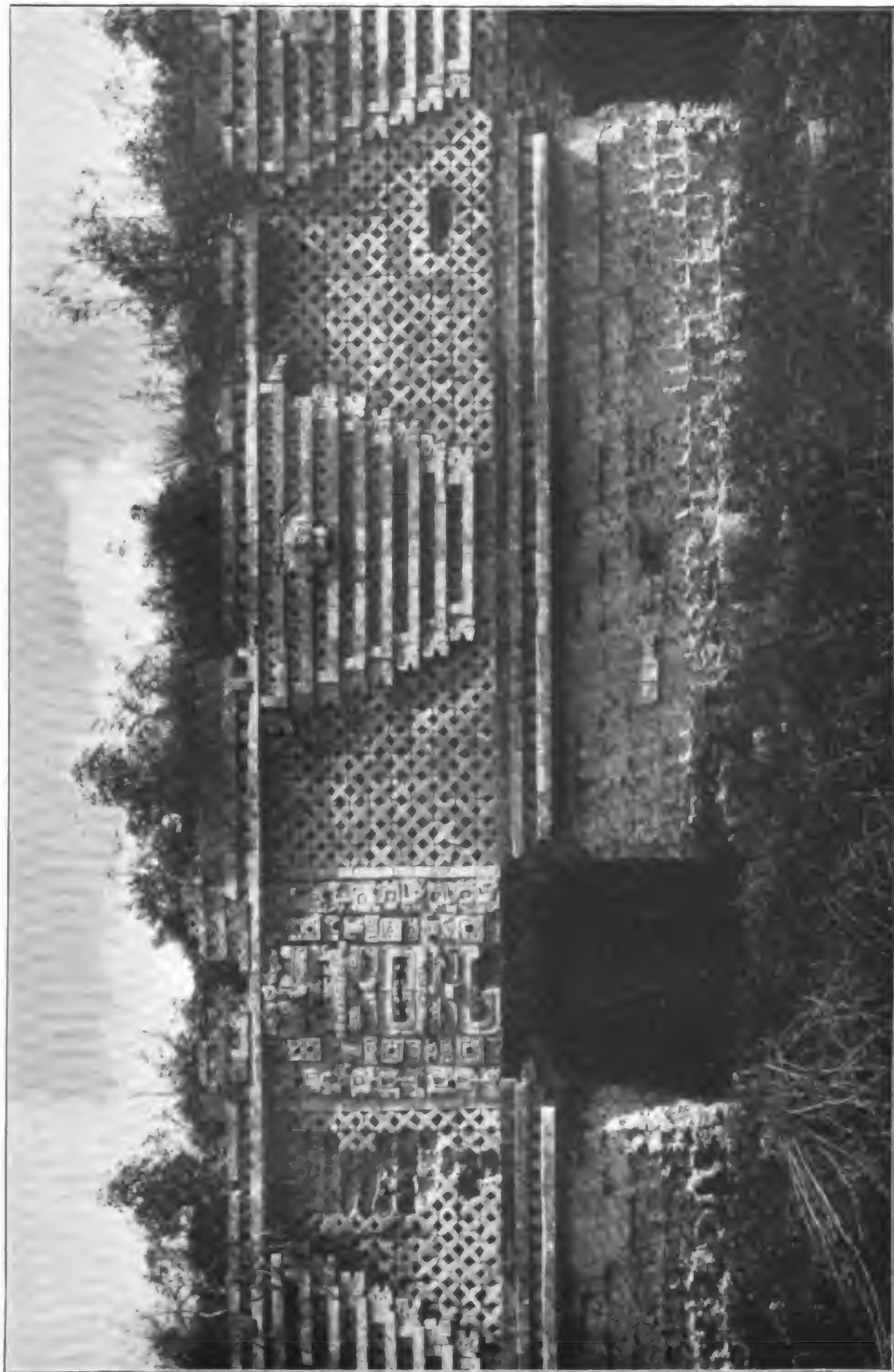

2.


1.

Uxmal. Casa de las Monjas. Ostgebäude.
1. Südseite der Maskensäule an der Südwestecke. 2. Maskensäule an der Nordostecke.
Aufnahmen von Caecilie Seler 1903 und 1911.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. VII.



Uxmal. Casa de las Monjas. Ostgebäude.
Mittlere Partie der Westfront, mit der Maskensäule über der Türe zu dem großen Mittelzimmer.
Aufnahme von Teobert Maler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. VIII.

1.



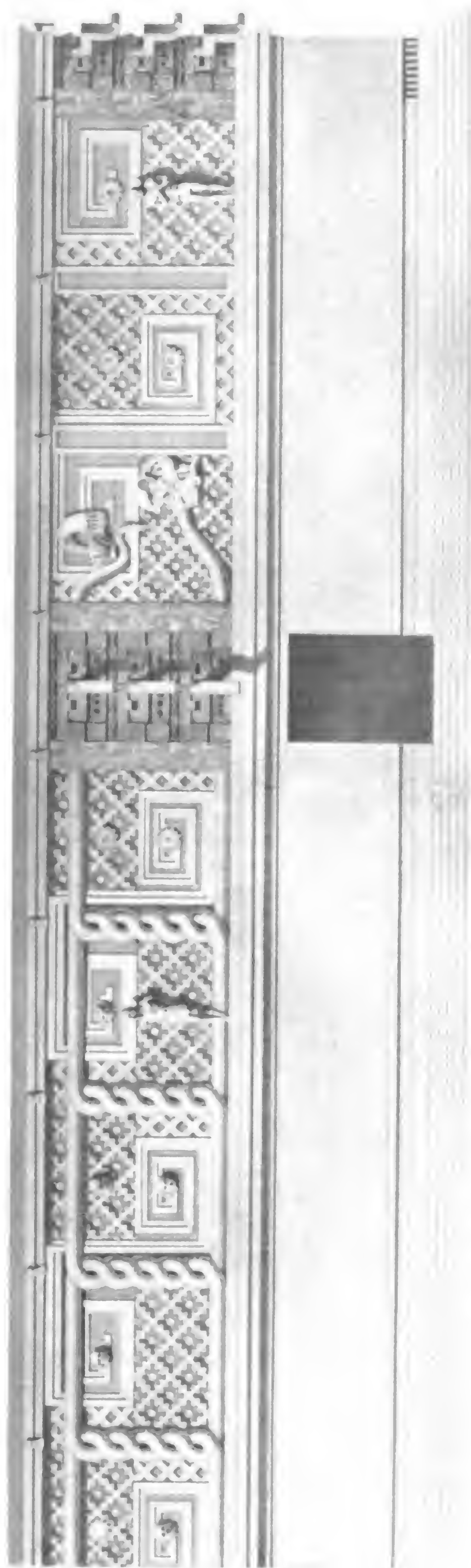
2.



Uxmal. Casa de las Monjas. Westgebäude.
1. Nördliche Schmalseite. (Im Hintergrunde das Südgebäude, die Casa de Tortugas und die Casa del Gobernador.) — 2. Fries des Westendes der Nordseite (Nordwestecke). (Im Hintergrunde das Gebäude des Cemeterio.) Aufnahmen von Caecilie Seler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. IX.



Uxmal. Casa de las Monjas. Westgebäude. 1. Ostfassade (Hauptfront). Nach von Waldeck (1835).



a



b



c



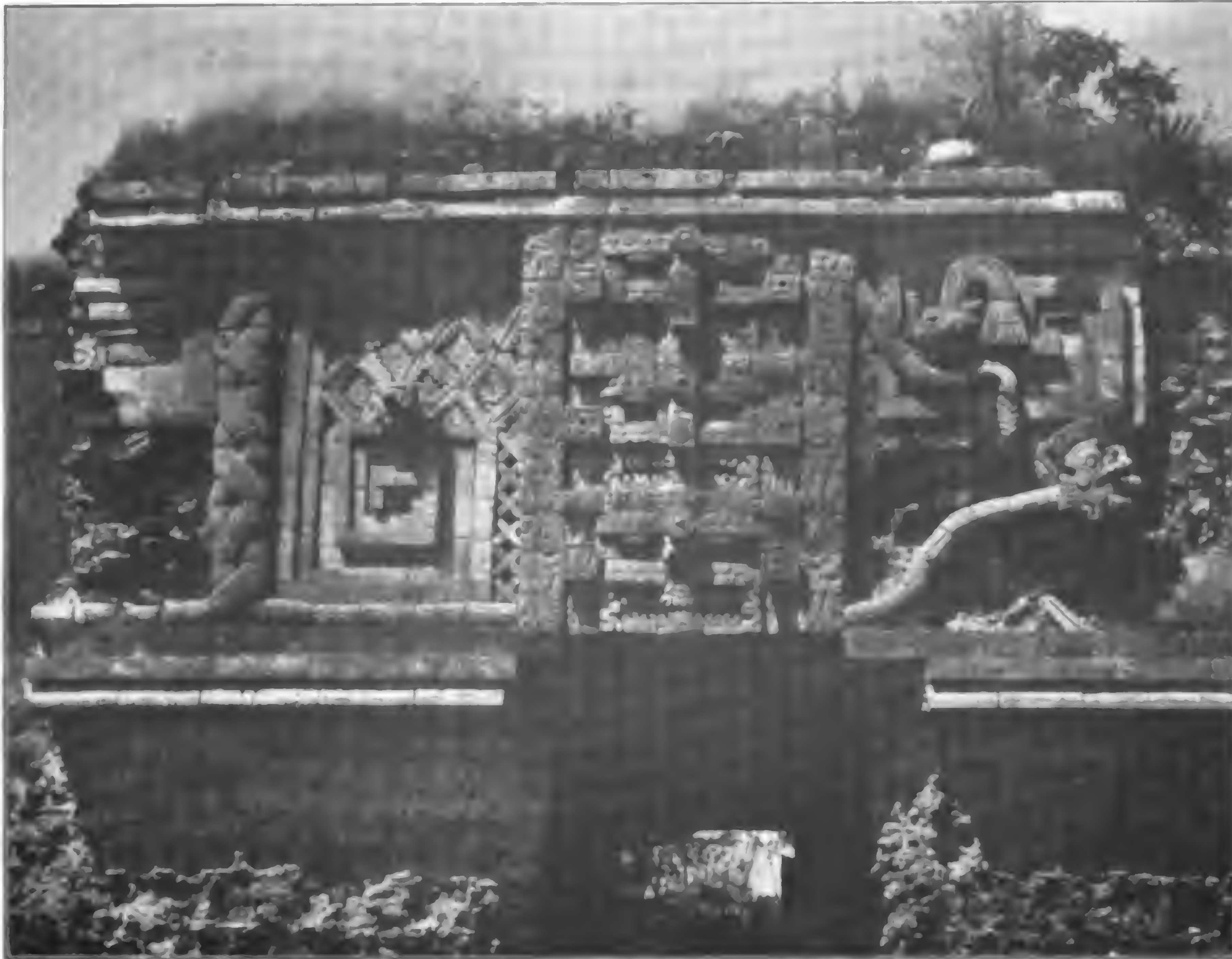
d

2a, b, c. Masken, die dem Friese der Hauptfront des Westgebäudes eingesetzt waren. Nach von Waldeck (1835).

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. X.

1.



2.



Uxmal. Casa de las Monjas. Westgebäude.
1. Friesrest am nördlichen Ende der Hauptfront (Ostfront). — 2. Friesrest am südlichen Ende der Hauptfront.
Aufnahmen von Teobert Maler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. XI.

1.



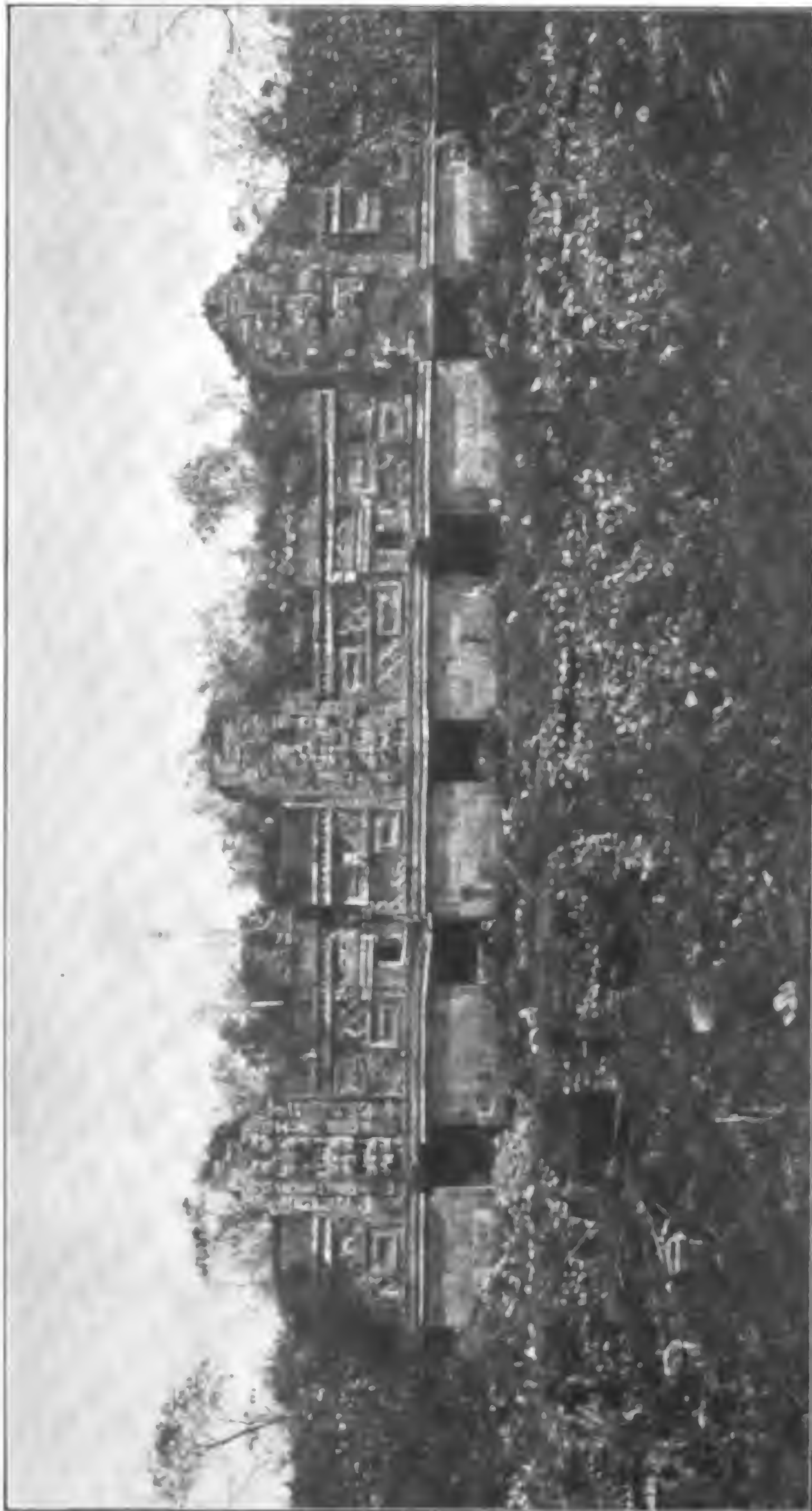
2.



Uxmal. Casa de las Monjas. Nordgebäude.
1. Hinterfront (Nordfront); die neue vorgelegte Fassade. Aufnahme von Teobert Maler.
2. Östliche Schmalseite. Hinter dem Gurtgesimse der neuen vorgebauten Fassade wird das mit einer Zickzacklinie verzierte Gesimse der alten ummantelten sichtbar.
Aufnahme von Caecilie Seler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

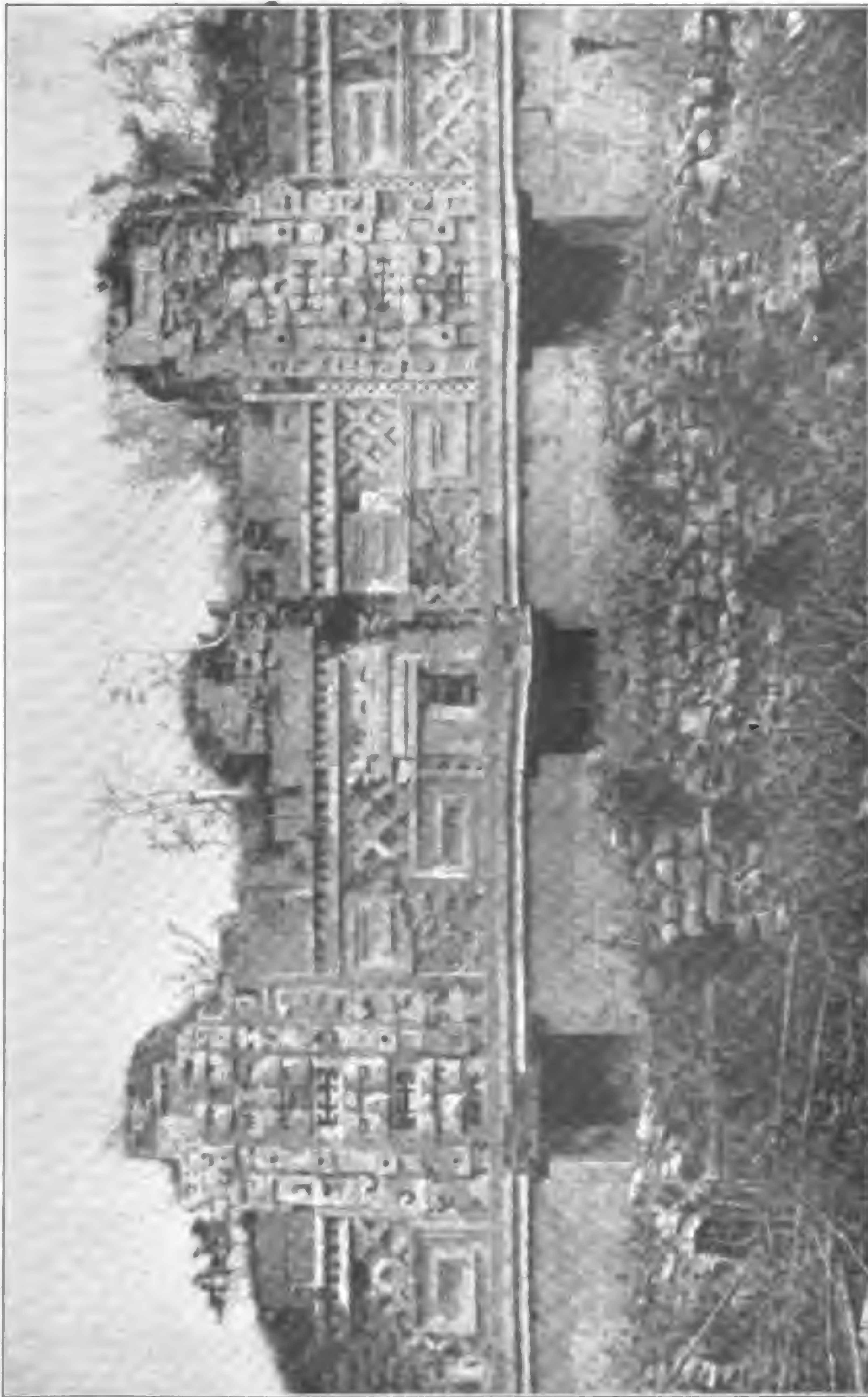
Taf. XII.



Uxmal. Casa de las Monjas. Nordgebäude. Hauptfassade (Südfront).
Zweite bis achte Tür (von Westen aus gerechnet) mit den Maskensäulen B–D über der dritten, fünften und siebenten Tür.
Aufnahme von Teobert Maler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

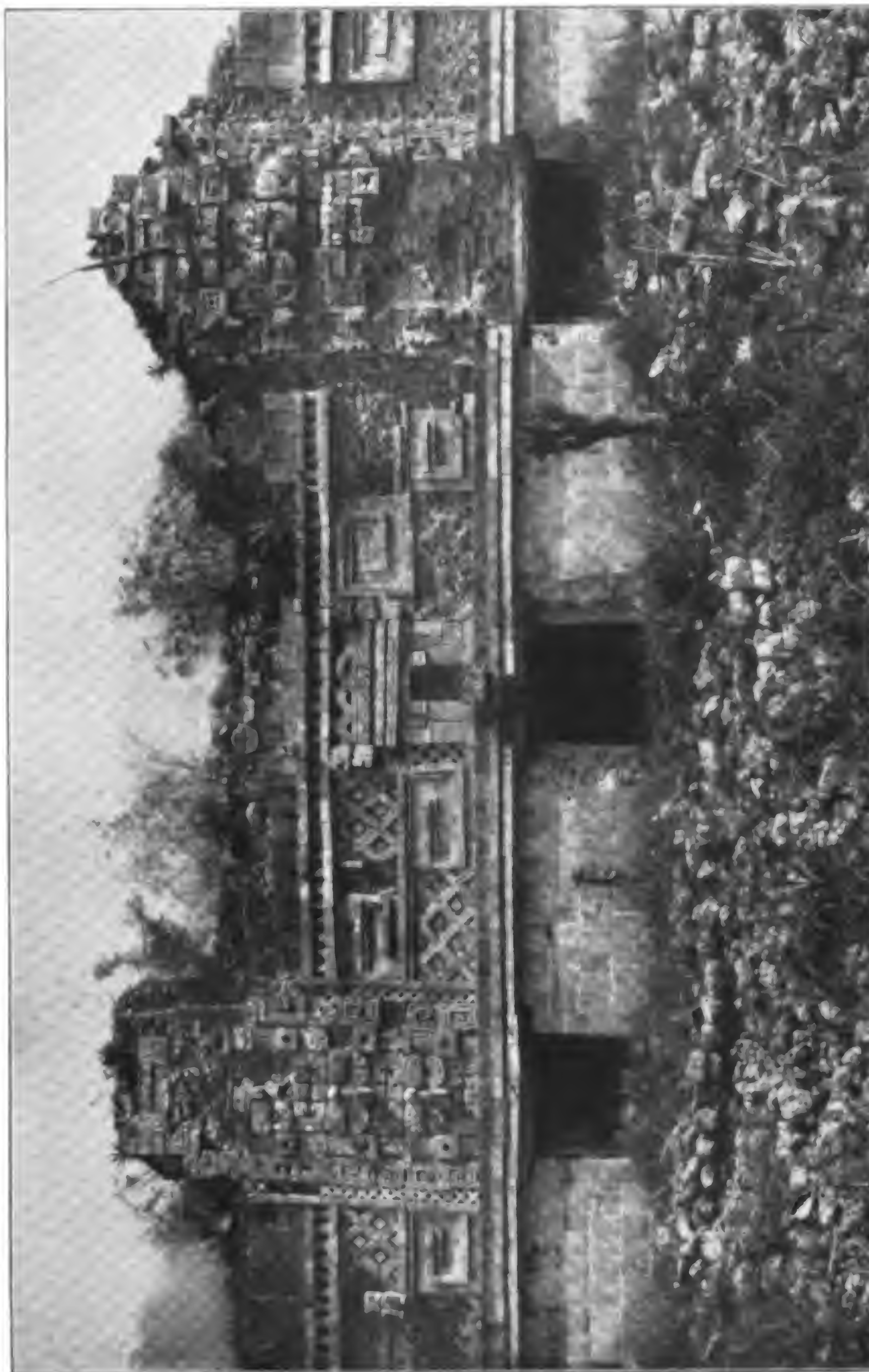
Taf. XIII.



Uxmal. Casa de las Monjas. Nordgebäude.
Hauptfassade (Südfront). Dritte bis fünfte Tür mit den Maskensäulen B und C.
Aufnahme von Teobert Maler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

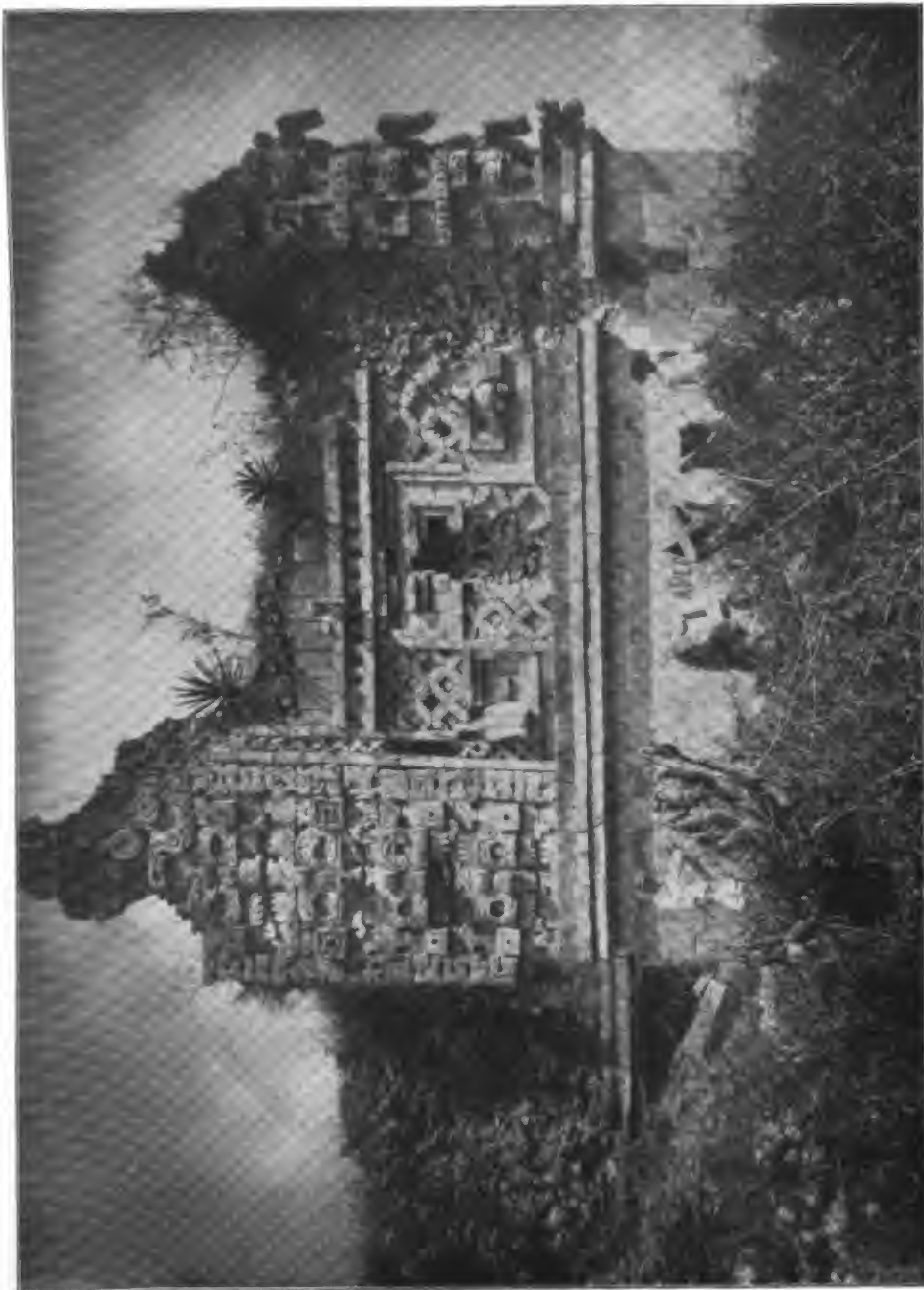
Taf. XIV.



Uxmal. Casa de las Monjas. Nordgebäude.
Hauptfassade (Südfront). Fünfte bis siebente Tür mit den Maskensäulen C und D.
Aufnahme von Teobert Maler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. XV.



Uxmal. Casa de las Monjas. Nordgebäude.
Hauptfassade (Südfront). Elfte Tür (von Westen aus gezählt) und Maskensäule F.
Aufnahme von Teobert Maler.

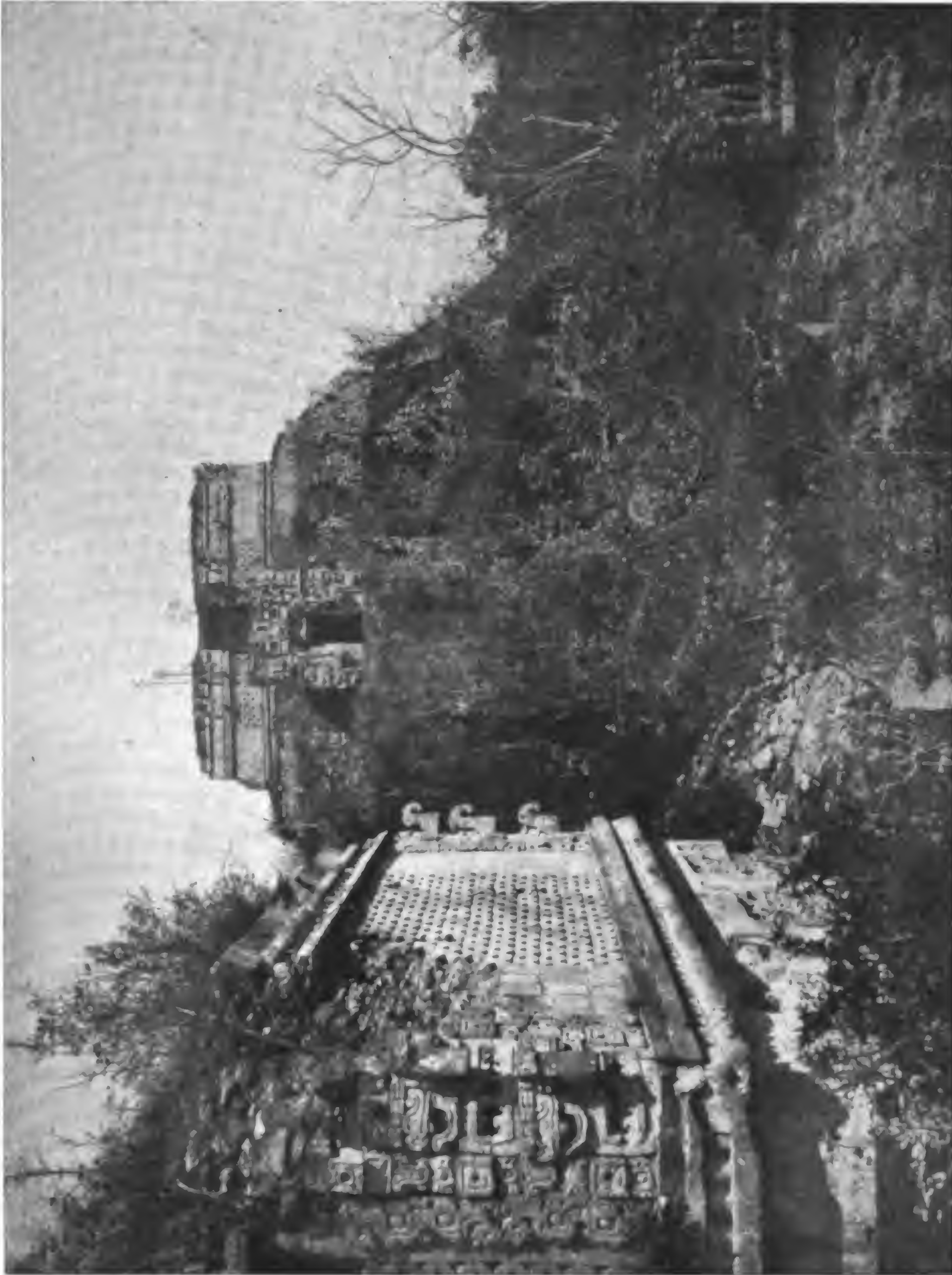




Hacienda *Yax ché.* Dorfhäuser. Aufnahmen von Eduard Seler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. XVII.



Uxmal. In der Mitte des Bildes, im Hintergrunde, die Casa del Adivino. Zur Linken (vom Beschauer) die südliche Schmalseite des Ostgebäudes der Casa de las Monjas. Zur Rechten das Gurtgesims und der Säulchenfries der Hinterseite der einen Casa de los pájaros. Aufnahme von Teobert Maler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. XVIII.

1.



2.



Uxmal. Casa del Adivino. 1. Die Pyramide mit der das Erdgeschoß überbrückenden Treppe, dem Mittelbaue und dem Gipfelgebäude. 2. Reste der Fassade des Erdgeschosses und der Fuß der sie überbrückenden Treppe. Aufnahmen von Caecilie Seler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. XIX.

2.



1.

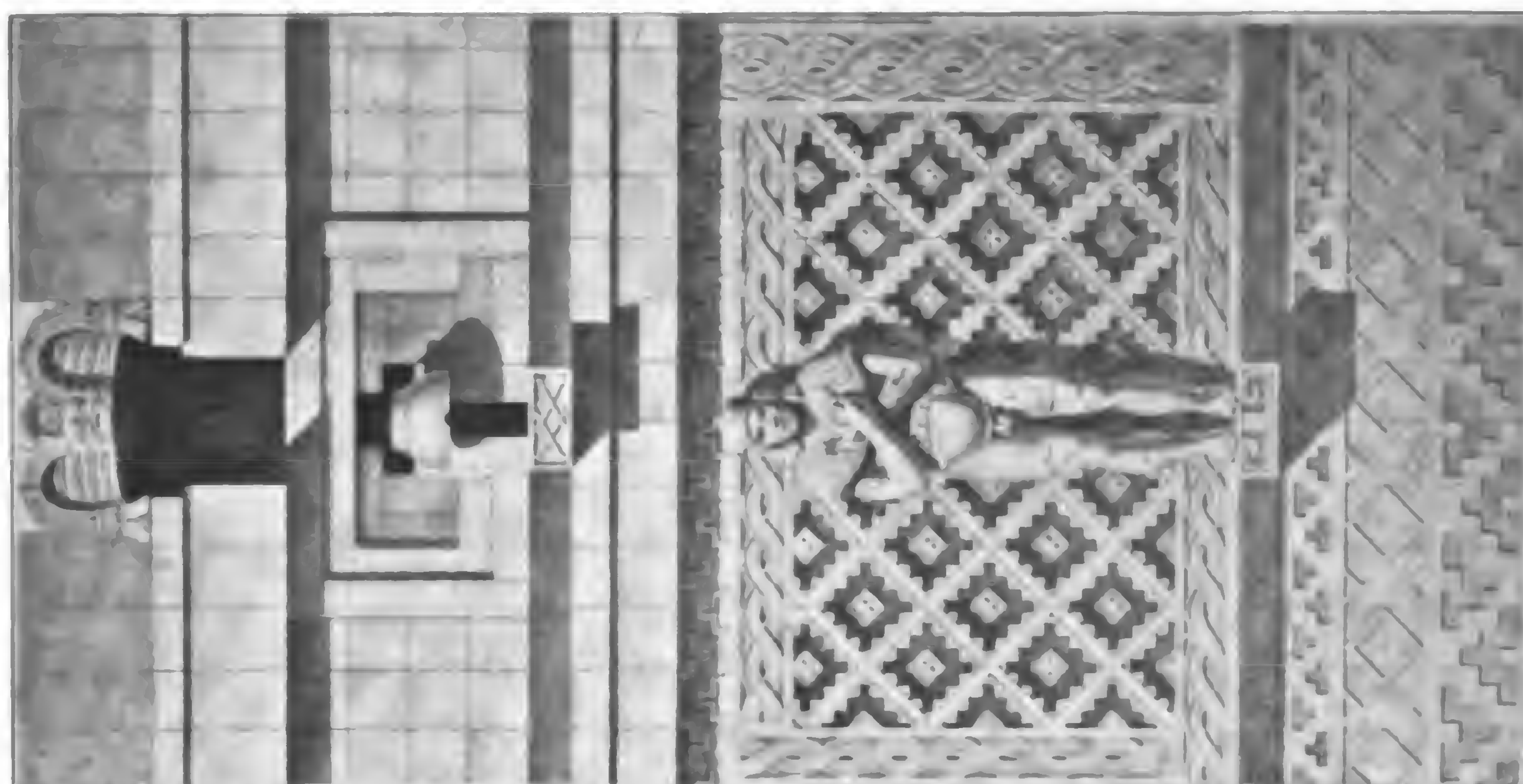


Uxmal. Casa del Adivino. Erdgeschoß.
Eingang in den Tunnel, der durch das die Treppe tragende, die Fassade überbrückende Gewölbe gebildet wird.
1. Vor der Ausräumung. Aufnahme von Traeger (Puebla). — 2. Nach der Ausräumung. Aufnahme von Caecilie Seler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. XX.

2



1



Uxmal. Casa del Adivino. Gipfelgebäude.

1. Wand- und Friesfläche des mittleren Teils der Hauptfassade (Westfront). Aufnahme von Teobert Maler.
2. Ein Quadrant dieser Wand- und Friesfläche nach einer Zeichnung von Waldeck's.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. XXI

2.



1.



Uxmal Reste der beiden in den Mitten der Seitenwände des Ballspielplatzes befestigten Steinringe (mex. *tlachtemalacatl*).
1. Nordseite des Ringes in der Ostwand. — 2. Südseite des Ringes in der Westwand.
Aufnahmen von Caecilie Seler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. XXII.

1.



2.



Uxmal. Casa del Gobernador.

1. Vorderansicht (Ostfassade), im Vordergrunde der »Picote« in der Mitte der vorgelagerten Terrasse. — 2. Rückansicht (Westfassade).

Aufnahmen von Teobert Maler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. XXIII.



Uxmal. Casa del Gobernador.
Das vordere der beiden großen Zimmer (F) in der Mitte des Mittelbaues.
Aufnahme von Teobert Maler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. XXIV.

1.



2.



Uxmal. Casa del Gobernador. Vorderfront (Ostfassade).
1. Mitte und südlicher Flügel des Mittelgebäudes. — 2. Das ehemalige Durchganggewölbe, das das Mittelgebäude mit dem südlichen Flügelgebäude verbindet.
Aufnahmen von Teobert Maler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. XXV.



Uxmal. Casa del Gobernador. Hinterseite, Westfront.
Nische des ehemaligen Durchganggewölbes, das das nördliche Flügelgebäude mit dem Mittelgebäude verband.
Aufnahme von Teobert Maler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. XXVI.

2.



1.



Uxmal. Casa del Gobernador. Vorderfront (Ostfassade).
1. Reste der Götterfigur in der Mitte des Frieses des südlichen Flügels des Mittelgebäudes.
2. Reste der Götterfigur in der Mitte des Frieses des nördlichen Flügels des Mittelgebäudes.
Aufnahmen von Auguste Le Plongeon.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. XXVII.

2.



1.



Uxmal. Casa del Gobernador. Vorderfront (Ostfassade).
Reste der Götterfigur in der Mitte des Frieses des Mittelgebäudes, auf acht doppelköpfigen Schlangen angebracht, deren Leiber mit Hieroglyphen und astronomischen Zeichen bedeckt sind.
Aufnahmen von Caecilie Seler 1911.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. XXVIII.



Uxmal. Casa de las Tortugas. Ostende der Nordseite (Hauptfassade).
Aufnahme von Caecilie Seler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. XXIX.

1.



2.



Uxmal. Cemeterio.
1. Künstlicher Hügel an der Nordseite des Hofes.
2. Gebäudegruppe auf der Pyramide an der Westseite des Hofes.
Aufnahmen von Caecilie Seler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. XXX.

1.



2.



Uxmal. Cemeterio. Erste (nördliche) Skulpturengruppe.
1. Westhälfte der Südseite des Steinplattenvierecks. — 2. Osthälfte derselben.
Aufnahmen von Caecilie Seler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. XXXI.

1.



2.



Uxmal. Cemeterio. Erste (nördliche) Skulpturengruppe.
1. Südostecke des Steinplattenvierecks. — 2. Ostseite desselben.
Aufnahmen von Caecilie Seler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. XXXII.



Uxmal. Cemeterio. Zweite Skulpturengruppe in der Mitte des Hofes.
(Die Platten stehen verkehrt, mit dem oberen Rande nach unten.)
Aufnahme von Teobert Maler.



Skulpturengruppe in dem südlichen Teile des Hofes.
Aufnahme von Teobert Maler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. XXXIII.

1.



2.



Uxmal. Cemeterio.
1. Ballspielring? Steht frei am Westende der Südseite der ersten (nördlichen) Skulpturengruppe. — 2. Dreimal durchlochter Stein, nahe der Ostseite des Hofes.
Aufnahmen von Caecilie Seler.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. XXXIV.



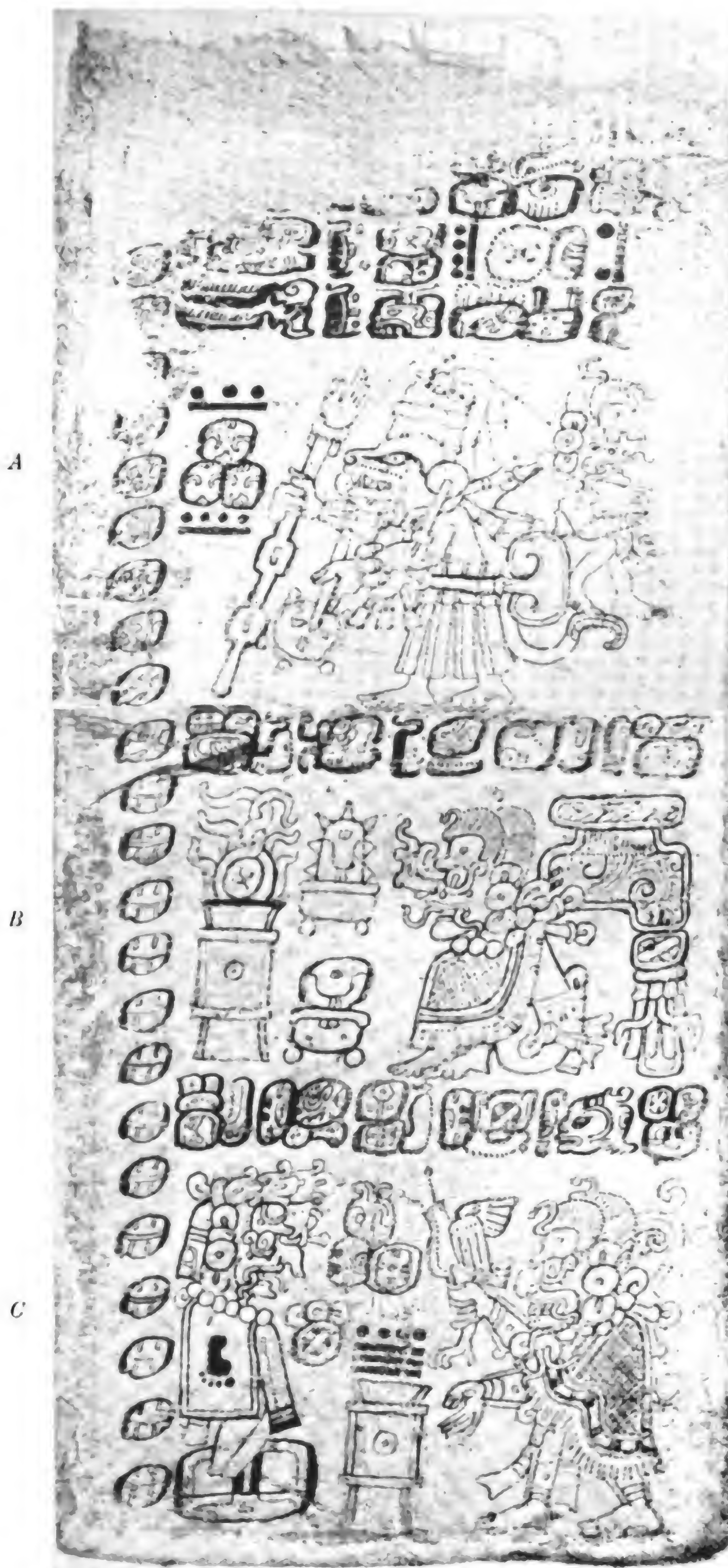
1. *Uxmal.* »Picote« mit Hieroglyphen. Aus dem Hofe einer kleinen Gebäudegruppe im Süden der Iglesia, links vom Wege nach Santa Elena. Aufnahme von Caecilie Seler 1907.



2. *Uxmal.* Steinerne Phalli (*xceptúnich*). Im Walde nahe der Straße nach Santa Elena. Aufnahme von Caecilie Seler 1907.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. XXXV.



Dresdner Handschrift, Blatt 25.

A. eb, der letzte Tag der *lamat*-Jahre des Südens. Die Beutelratte bringt *Chac*, den Regengott, den Vertreter und Genossen *Ah bolon tz'acab's*, des Wassergotts. — *B. ben*, der erste Tag der nach ihm benannten Jahre des Ostens. Ihr Regent, *Ah bolon tz'acab*, der Wassergott, auf seinem Throne. — *C. Kinch ahau*, der Sonnengott, der Gott der *e'tznab*-Jahre des Nordens, räuchert vor *Kan uuayeyab*, dem Unheildämon der *been*-Jahre des Ostens.

Seler: Die Ruinen von Uxmal.

Taf. XXXVI.

ABHANDLUNGEN

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1917

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

NR. 4

RÖMISCHE OBELISKEN

VON

A. ERMAN

BERLIN 1917

VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Gelesen in der Sitzung der phil.-hist. Klasse am 12. April 1917.
Zum Druck eingereicht am gleichen Tage, ausgegeben am 18. August 1917.

Die hier gegebene Bearbeitung der beiden römischen Obelisken der Kaiserzeit habe ich vor fast einem Vierteljahrhundert begonnen, als ich durch das Archäologische Institut Photographien des Pamphilius erhalten hatte; ich habe damals eine vorläufige Übersetzung des Barberinus veröffentlicht, habe aber dann die Arbeit nicht fortgeführt, da ich hoffte, noch weitere Hilfsmittel für die Lesung zu erhalten, Photographien oder Abklatsche für den Barberinus, eine Feststellung der ergänzten Teile für den Pamphilius. Beides hat sich bisher nicht ermöglichen lassen, und so gebe ich jetzt die Texte, wie ich sie mit meinen Mitteln geben kann; allzuviel Fehler dürfte meine Lesung auch nicht mehr enthalten.

Meiner Übertragung ist dieses Liegenbleiben sehr nützlich gewesen, denn in der Zwischenzeit hat ja unsere Kenntnis der spätesten Hieroglyphen eine feste Grundlage erhalten, vor allem durch die unermüdliche systematische Arbeit, die Hr. Junker im Auftrage unserer Akademie seit nunmehr 15 Jahren an sie gewendet hat. So ist, was ich hier gebe, zum guten Teil eine Frucht dieser Untersuchungen, die uns den künstlichen Sprachschatz der Gelehrten von Edfu, Dendera und Philä gesammelt und gesichtet haben.

Die beiden Obelisken sind wissenschaftlich von sehr verschiedenem Interesse. Während der des Antinous auch inhaltlich wertvoll ist als ein halbamtliches Dokument über diese merkwürdige Episode der Religionsgeschichte, erweist sich der des Domitian als inhaltsleer; er besteht nur aus altherkömmlichen ägyptischen Phrasen[1]. Man muß schon ein besonderes Interesse an der letzten Phase des Ägyptertums haben, um auch aus

[1] Die Anspielungen, die man in ihm vermutet hat — auf die Einsetzung des Collegium sacerdotum Flavialium und auf die Konsekration des Titus (Ungarelli), auf den Kampf gegen die Vitellianer (Farina) — erweisen sich alle als haltlos.

ihm etwas zu lernen. Trotzdem habe ich ihn hier vorangestellt, da es sich so zeigt, welch ein Unterschied zwischen ihm und seinem doch nur um wenige Jahrzehnte jüngeren Genossen besteht.

Den eigentlichen philologischen Kommentar zu beiden Obelisken gebe ich gesondert am Schlusse der Arbeit; auf ihn sei für alle Einzelheiten meiner Auffassung verwiesen.

Der Obelisk des Domitian auf Piazza Navona[1]
(der sogenannte Pamphilius).

Daß unter Domitian die ägyptische Religion in Rom nicht nur geduldet, sondern auch vom Kaiser selbst gefördert wurde, ist uns direkt überliefert, denn Eutrop 7, 23 führt unter den von Domitian errichteten großen Prachtbauten auch »Iseum ac Serapeum« auf. Als ein Rest eines dieser Tempel hat der große Obelisk zu gelten, mit dem Bernini seinen Springbrunnen auf der Piazza Navona bekrönt hat. Wo er ursprünglich gestanden hatte, wissen wir nicht; schon im Anfang des 4. Jahrhunderts

[1] Veröffentlichungen und Besprechungen:

a. Athanasii Kircheri Obeliscus Pamphilius, h. e. interpretatio nova et hucusque intentata obelisci hieroglyphici, quem ex hippodromo Antonini Caracallae transtulit Innocentius X. P. M. Romae 1650.

b. Zoëga, De Origine et usu obeliscorum ad Pium VI. P. M. Rom 1797. Ohne Abbildung; besprochen p. 74, 83, 587, 646.

c. Ungarelli, Interpretatio obeliscorum urbis ad Gregorium XVI. P. M. Rom 1842, Taf. IV.

d. Farina, L'Obelisco di Domiziano nel circo agonale (Bull. della Comm. arch. Comunale 1908, p. 254), ohne Abbildung.

Bearbeitungen:

a. Champollion hat schon 1822 im ersten Anfang seiner Entzifferung auf ihm die Namen des Domitian und des Vespasian erkannt und auch eine Stelle »lequel a reçu la royauté venant de Vespasien son père« völlig richtig übersetzt (Lettre à Mr. Dacier p. 49, pl. III, 69. 70bis). Im Précis du système hiéroglyphique (1824) hat er noch mehr erkannt (Planches et explications 145—147).

b. Ungarelli, Text S. 142ff.; nur noch als Kuriosum anzusehen.

c. Birch nach einer Angabe bei Marucchi; vermutlich in dem unten S. 11 Anm. angeführten Werke.

d. Marucchi, Gli Obelischi Egiziani, Roma 1898 p. 125ff. Gibt nur ein paar Proben aus Ungarelli, die er nach Birch berichtigt.

e. Farina in der oben angeführten Arbeit; ohne Rücksicht auf die Ergänzungen und sehr fehlerhaft.

war er ein herrenloses Gut gewesen, das Maxentius zur Dekoration seines Zirkus verwendet hatte. In diesem Zirkus hat er zertrümmert gelegen, bis ihn Innocenz X. Pamfili in den Jahren 1649—1651 auf seinem jetzigen Standort vor dem Palast seiner Familie neuerrichten ließ.

An dieser Rettung des Obelisken hatte auch Athanasius Kircher Anteil, der ihn gleichzeitig auch in einem Prachtwerke veröffentlichte und ihm den Namen Pamphilius verlieh, den er seither führt. Der Obelisk war in 5 Stücke zerbrochen[1], und außerdem fehlten kleinere Teile; daher grub man an der Stelle, an der er gelegen hatte, nach und hatte das Glück, »omnia ad unum fragmenta« aufzufinden. Da aber diese Stücke nicht »sine summa deformatione« angefügt werden konnten, so beschloß der Architekt, anstatt ihrer andere Stücke des gleichen Steines einzusetzen, und Kircher lag es nun ob, »singulis sua hieroglyphica genuina ex antiquis fragmentis excerpta assignare et deinde insculpenda tradere«. Diese Ergänzung wurde »fide, cura, diligentia et sinceritate per M. Antonium Caninium« ausgeführt. In einem Testimonium, das P. Jacobus Viva S. J. Kirchers Werk vorgesetzt hat, bezeugt auch dieser, es sei nil omnino de novo additum, mutatum aut ex proprio sensu confictum (excepto in unico exiguo spatio ob certam rationem, cuius in opere fit mentio[2] sed omnia ex antiquis fragmentis ingenti cura ac studio decerpta suis quaeque locis fideliter fuisse insculpta ac translata. Und weiter würden alle antiken Bruchstücke sorgfältig für die Nachwelt aufbewahrt und jedem, der sie vergleichen wolle, gezeigt, um die völlige Gleichheit des jetzigen Obelisken mit dem alten zu beweisen, »ne ullus forte malevolorum cavillationibus pateret locus«.

Auch wer nicht zu diesen malevolis gehört, wird bedauern, daß diese antiken Fragmente doch nicht aufbewahrt worden sind, denn einer Kopie des 17. Jahrhunderts darf man nicht viel Vertrauen entgegenbringen. Zu Ungarellis Zeit wurden einige Bruchstücke im Zirkus wiedergefunden,

---

[1] Das folgende nach Kircher, Obeliscus Pamphilius, und zwar steht es in der unpaginierten Historia Obelisci Pamphilii, die dem Werk vorangeschickt ist, in § III.

[2] Das besagt, daß doch an einer Stelle etwas willkürlich ergänzt ist. Die versprochene Bemerkung ist offenbar die auf S. 508. Es handelt sich dabei um unsere Stelle IVb, bei der Kircher auch auf seiner Tafel noch Lücken hat, wo jetzt zum Teil Ergänzungen stehen. Es ist wichtig, dies zu bemerken, da damit die vielen Schwierigkeiten dieser Stelle die einfachste Lösung finden.

und sie bezeugten, wie er behauptet, die Treue der Ergänzung[1]; leider hat er es aber nicht für nötig gehalten, sie näher zu bezeichnen, und auch auf seiner Abbildung des Obelisken hat er nirgends ergänzte und antike Stellen geschieden.

Auch Zoëga (p. 75) gibt nur an, daß der Obelisk in 6 Stücke zerbrochen war und daß »multae notae, quae perierant e veteri lapide« ergänzt sind, besonders auf der Südseite und Ostseite[2]. Auf p. 587 trägt er dann nach, daß er inzwischen ein Stück der alten Inschrift kennengelernt habe, in quo praeter alias notas est prona viri effigies; daß es ein Stück der Südseite sei, werde bewiesen durch pedes hujusce figurae, qui remansere in frusto contiguo. Das muß das Stück von II sein, das mit beginnt und bis reicht, und dessen vordere Seite offenbar ergänzt ist.

Mir standen für meine Bearbeitung die obenerwähnten Photographien zur Verfügung; sie sind gut und zeigen auch die vielen Fugen und Flicken des Denkmals, die Kircher gar nicht und Ungarelli nur unvollständig und nicht immer genau angibt. Natürlich erlauben sie aber nicht immer sicher zu erkennen, ob ein Stück alt ist oder ergänzt; eine nicht korrodierte Fläche spricht natürlich für Ergänzung; aber es gibt auch glatte Stücke, die doch alt zu sein scheinen. Nur eine genaue Untersuchung des Originals wird hier entscheiden können; bis die erfolgt ist, werden wir nach inneren Gründen (Entstellung der Zeichen u. ä.) urteilen müssen.

Kirchers Abbildung gibt die Zeichen natürlich in starker Entstellung und ist überdies so flüchtig gemacht, daß sie manchmal deutlich sichtbare Zeichen ausläßt; aber einige Male hat sie mir doch Einzelheiten gezeigt, die bei Ungarelli verlesen waren und die auf der Photographie unsichtbar waren. Und einen anderen Vorzug hat sie auch: sie ist offenbar angefertigt, ehe die Ergänzungsarbeit abgeschlossen war, und so zeigt sie auf Seite IV noch leere Stellen, wo heute bedenkliche Ergänzungen stehen.

Ungarellis Kopie ist auf Grund von Kirchers Abbildung angefertigt, und einen groben Fehler derselben, die Auslassung des im Anfang

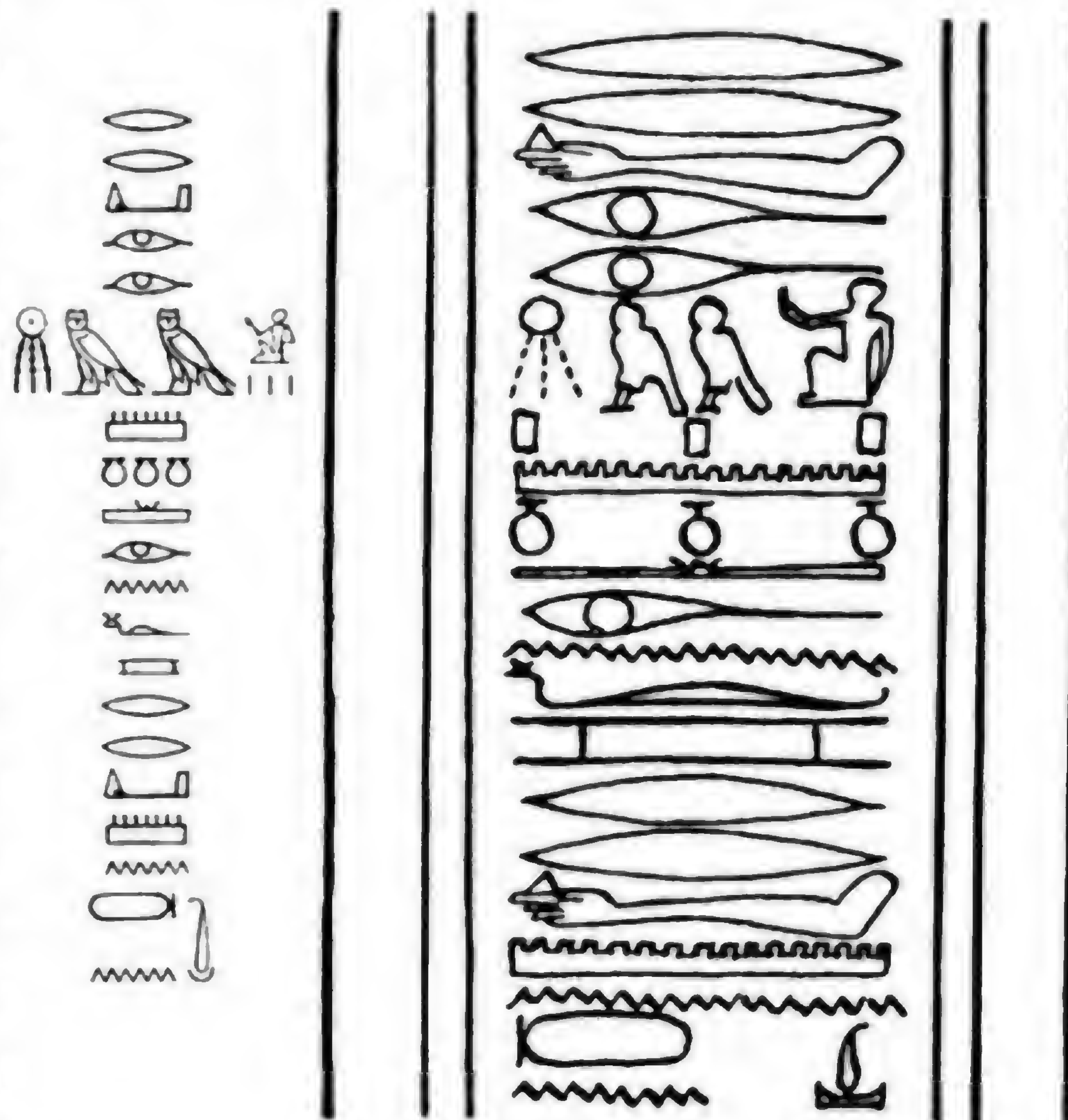
---

[1] Ungarelli, Text p. 141, Anm. 3; es waren 5 oder 6 Bruchstücke vom Oberteil der Südseite (II) und der Mitte der Westseite (IV), also gerade von den übelsten Stellen des Obelisken.

[2] Lies: Westseite? denn die Ostseite ist gerade besser erhalten.

von Seite III, hat sie von ihr ruhig abgeschrieben; sie hat sie natürlich auch berichtigt, hat sie aber auch, wie gesagt, einige Male verschlechtert[1].

Auch den eigentümlichen Stil der Hieroglyphen, auf den schon Zoëga aufmerksam machte, kann man nach Ungarellis Tafel nicht gut beurteilen; dagegen zeigt sie eine andere Eigentümlichkeit dieser Schrift, die Art, wie die Zeichen in die Breite gezogen und aufs engste aneinandergerückt werden. Ein hat nicht 5 Zacken wie gewöhnlich, sondern deren 16, und ein trägt sogar 19 Striche an Stelle der üblichen 7. Und diese so ungeheuerlich verlängerten Zeichen sind dazu noch auf die Hälfte des Raumes zusammengedrängt, den sie in normaler Schrift einnehmen würden. Wer die hierneben gegebene Probe mit ihrer Wiedergabe in gewöhnlichen Hieroglyphen vergleicht, sieht, wie fremdartig die Schrift durch dieses Verfahren wirkt. Vielleicht ist diese Seltsamkeit so zu erklären: verfaßt war die Inschrift von einem gelehrten Hierogrammaten, der in Ägypten saß, aber einem Steinmetz in Rom lag es ob, sie auf den fertigen Obelisken zu setzen[2].



---

[1] Hr. Marucchi hält sich nur an Ungarellis Text; Hr. Farina hat sich wenigstens der Mühe unterzogen, das Original selbst zu kopieren, wenn auch mit manchen Fehlern, wie das die Photographie zeigt. Es steht z. B. auf S. I wirklich und nicht , nicht , nicht ; auf II nicht , nicht , nicht , nicht ; auf III nicht , nicht ; auf IV nicht , nicht ; die drei sind ebenda zu Unrecht ausgelassen. Auch als Emendationen können diese Lesungen Farinas nicht gelten, denn an den meisten Stellen würden erst sie einen ungewöhnlichen und unverständlichen Text schaffen.

[2] Daß ein Gelehrter, der noch so vieles wußte, wie der Verfasser dieser Inschrift, einem der großen Tempel Ägyptens angehörte, ist a priori wahrscheinlich. Und ebenso

Das war aber schwierig, denn der Verfasser der Inschrift hatte nicht mit den wirklichen Größenverhältnissen des Obelisken gerechnet, und so mußte sich der Steinmetz helfen, wie er konnte. Diese Hypothese würde auch eine andere auffällige Erscheinung des Obelisken erklären; auch an Stellen, die antik zu sein scheinen, enthält er Fehler, wie man sie auf einem so großartigen Denkmal nicht erwarten sollte, so steht, um nur das Ärgste anzuführen, in III [Hieroglyphe], statt [Hieroglyphe], in II [Hieroglyphe] für ΚΑΙϹΑΡΟϹ, in I [Hieroglyphe] statt [Hieroglyphe] und in IV stehen hintereinander [Hieroglyphe] statt [Hieroglyphe], [Hieroglyphe] statt [Hieroglyphe], [Hieroglyphe] statt [Hieroglyphe], [Hieroglyphe] statt [Hieroglyphe], [Hieroglyphe] statt [Hieroglyphe]. Das sieht aus, als habe der Steinmetz gearbeitet, ohne kontrolliert zu werden. So verwechselte er ungestraft die Zeichen oder ahmte wohl auch nur mechanisch nach, was er auf seiner Vorlage zu sehen glaubte; das [Hieroglyphe] für [Hieroglyphe], das [Hieroglyphe] und das [Hieroglyphe] werden so entstanden sein.

Der Obelisk ist, wie in Ib gesagt ist, aufgestellt für den Har-achte, den Sonnengott, und so denkt man zunächst, daß er von einem Heiligtume dieses höchsten Gottes herstammen werde. Aber davon, daß ein Tempel des ägyptischen Sonnengottes in Rom bestanden hätte, wissen wir nichts[1], während wir, wie gesagt, die bestimmte Nachricht haben, daß Domitian ein Iseum und ein Serapeum in Rom gebaut hat. So wird denn auch die Nennung des Har-achte nur auf der Anschauung beruhen, daß die Obelisken solis numini sacrati seien[2]. Die Gottheit, vor deren Tempel unser Obelisk gestanden hat, ist vielmehr gewiß Isis, denn der Kaiser heißt »von Isis geliebt« (IV), »von Isis und Ptah geliebt« (III), und in den Bildern auf der Spitze des Obelisken ist es durchweg Isis oder eine ihr verwandte Göttin, vor der der Kaiser steht. Der Obelisk stammt also von dem Iseum des Domitian, und zwar wird es, wie sich aus der Richtung der Schrift schließen läßt, das rechte Exemplar eines Paares gewesen sein[3].

---

wahrscheinlich ist es, daß man die feinere Bearbeitung des Obelisken nicht in Ägypten vorgenommen haben wird; denn da lag die Gefahr vor, daß sie beim Transport von Syene nach Rom und bei der Aufrichtung beschädigt wurde.

[1] Ich wüßte überhaupt nicht, daß andere ägyptische Götter als die des Osiriskreises in Europa einen Kultus gehabt hätten.

[2] Plinius, Hist. nat. 36, 64.

[3] Ich setze dabei voraus, daß die Seite I, die die Weihinschrift trägt, die Vorderseite des Obelisken bildete.

Seine Inschriften gleichen denen der alten Obelisken nur zu sehr; sie geben, abgesehen von der Widmung, nichts weiter als viermal den Namen des Herrschers, verbrämt mit allerlei Beiworten und Sätzchen, die seine Macht und sein gutes Verhältnis zu den Göttern schildern. Und diese Beiworte und Sätzchen sind nicht etwa besonders für Domitian geprägt, sondern sind dem alten Phrasenschatze der Priester entnommen; aus diesem nur stammt es, wenn der Kaiser *erneuert, was wüst war und ausfüllt, was leer gefunden wurde, und das früher Gewesene noch übertrifft* (I), wenn er geschildert wird als ein Kämpfer, *in dessen Nähe keiner standhält, und das Land zittert aus Furcht vor ihm*, als einer *der die sich gegen ihn Empörenden verjagt* (II). Und selbstverständlich stammt es auch daher, wenn seine Fürsorge gerühmt wird, wie er *das Land mit seinen Speisen gefüllt hat* und *den Heiligtümern der Götter wohltut* (II), der Götter, die ihn ja schon gepflegt haben, als er noch *in den Windeln* lag, als Isis und Nephthys *ihre Brüste in seinen Mund steckten* (IV). Auch in der einzigen Bemerkung, die aus der wirklichen Welt entnommen ist, der über seine Thronbesteigung nach Titus' Tode, darf man keine besondere Absicht suchen; sie verdankt, wie ich unten (IIIa) darlege, nur einer Verlegenheit des Verfassers ihr Dasein: er kopierte an dieser Stelle die Titulatur des Ptolemäus Euergetes, in der es von diesem Könige heißt, daß er *das Königtum von seinem Vater empfing*; das ungeändert zu lassen wäre denn doch zu unsinnig gewesen, und so änderte er es so, daß Domitian *das Königtum seines Vaters, des Gottes Vespasian, empfing von seinem älteren Bruder, dem Gotte Titus, als dessen Seele zum Himmel flog*[1] (III).

So ist denn die Inschrift des Obelisken eigentlich ohne jeden Inhalt und nur von Interesse für das Treiben zweier Arten von Gläubigen, derer, die dem Isiskultus in Rom zur offiziellen Anerkennung verhalfen und derer, die die alten Überlieferungen der ägyptischen Religion und ihr Schrifttum geduldig im Dunkel der Tempel weiter pflegten, als habe sich nichts in der Welt geändert und als gäbe es noch immer einen König von Ägypten. In einem Punkte freilich zeigt gerade unser Obelisk, daß es auch mit dieser letzteren Fiktion zu Ende ging. Er mußte dem Herkommen entsprechend auf jeder Seite zuvörderst die Titel und Namen des Herrschers zeigen. Noch bei einem Könige des Ptolemäerhauses hätte dieses keine Schwierigkeit geboten, denn jeder von diesen besaß seine feste Titulatur so gut wie ein

[1] Auch dies zum Himmel fliegen ist nur eine herkömmliche Phrase für den Tod des Königs und nicht etwa auf die Consecratio zu deuten.

alter Pharao, und noch bei den ersten Kaisern scheint es ebenso gewesen zu sein. Für Domitian aber hatten die Priester augenscheinlich eine solche Titulatur schon nicht mehr festgesetzt, und der Mann, der die Inschriften unseres Obelisken verfaßt hat, hat sich in komischer Weise behelfen müssen. Er hat die Titulatur für seinen Kaiser von vier verschiedenen älteren Königen entliehen, auf jeder Seite von einem anderen, von den großen Ptolemäern Philadelphus und Euergetes, von Ramses II. und von einem vierten, der vielleicht der letzte einheimische König Nektanebus ist.

Auch der Ägypter, der zur gleichen Zeit für die Obelisken von Benevent eine Titulatur Domitians schaffen mußte, ist ähnliche Wege gewandelt, wie sein



zeigt. Denn hierbei ist der dritte Name wörtlich von Ramses II. abgeschrieben (Leps. Königsb. 420y'), der erste stammt von Philadelphus; wo der zweite (dem der Titel fehlt) hergenommen ist, weiß ich nicht[1]. Man kann also jedenfalls sagen, daß die ägyptische Geistlichkeit in dieser Zeit die alte Sitte aufgegeben hatte, den Herrschern bei ihrem Regierungsantritt eine Titulatur zu geben; die Spielerei mit dem unverändert bestehenden Pharaonenreiche war selbst in diesen Kreisen im Erlöschen.

Der Antinous-Obelisk des Monte Pincio
(der sogenannte Barberinus[2]).

Ungleich interessanter als der Obelisk Domitians ist der, den Hadrian dem Antinous errichtete und der seit 1822 auf dem Pincio steht. Vorher

[1] Ein [Hieroglyphen] kommt im dritten Namen Amenophis' II. und im ersten Ptolemäus' XI. vor, aber mit *sḫmf* statt *sḫm* und mit den Zusätzen »in allen Ländern« und »wie Re«, also wesentlich verschieden von dieser Stelle.

[2] Veröffentlichungen:
a. Kircher, Oedipus Aegyptiacus III, 270.
b. Zoëga, De Origine et usu obeliscorum Taf. VII (die beste Abbildung).
c. Ungarelli, Obelisci urbis Taf. VI.

war er im Besitz der Barberini gewesen, die ihn 1633 aus einer Vigna vor Porta Maggiore erhalten hatten. In dieser Vigna Saccocci hatte der Obelisk schon im 16. Jahrhundert gelegen, und in nächster Nähe davon haben wir uns auch, wie Hülsen dargelegt hat, die Anlage zu denken, zu dem er einst gehört hat[1]. Diese Anlage aber ist, wie die Inschrift des Obelisken besagt, das Grab des Antinous; ob man sich dieses Grab nun als sein wirkliches Grab oder nur als ein Kenotaph zu denken hat, ist nicht leicht zu entscheiden. Nach dem Wortlaut der Inschrift würde jeder an ein wirkliches Grab denken, stände dem nicht, worauf Hülsen (l. l. S. 129) hingewiesen hat, eine Stelle des Epiphanius entgegen (Ancoratus ed. Holl I, 130b): Hadrian habe den Antinous in der Stadt Antinoë begraben, wo er ἐν λουσορίῳ πλοίῳ liege. Da nun aber ein λουσόριον πλοῖον, wie mir Wilcken seinerzeit bemerkte, nichts weiter ist als eine navis lusoria ein »Spielschiff«, so wird Epiphanius oder sein Gewährsmann wohl damit das kleine Prachtschiff meinen, in dem die ägyptischen Priester ihre Götterbilder bei den Prozessionen trugen. Die Epiphaniusstelle paßt also weniger zu einem Grabe als zu einem Tempel und dazu stimmt es, daß auch die Inschrift unseres Obelisken, die die Gründung von Antinoë ausführlich bespricht, nur von dem Tempel daselbst spricht, den

Bearbeitungen:

a. Champollion hat auch hier wieder schon in der Lettre à Mr. Dacier das »Hadrianus Caesar« und Namen und Titel der Sabina erkannt (p. 50, 76. 80); im Précis (Planches et explic. 218. 219) fügt er den Namen des Antinous hinzu.

b. Ungarelli, l. l. p. 167 ff.; heute ohne Wert.

c. Birch, Notes upon obelisks bei Parker, The twelve Obelisks in Rome (Oxford 1879). Ich kenne dieses Buch nur aus einem Zitat Marucchis; danach hat Birch damals schon die Hauptstelle im wesentlichen richtig übertragen: il divino Antinoo sepolto in questa città, il quale è in mezzo dei campi del distretto del potente signore di Roma. (In dem Kapitel: »The Egyptian Obelisks« in Parkers Archæology of Rome, Oxford 1876, findet sich dieser Beitrag von Birch nicht.)

d. Erman, Der Obelisk des Antinous (Mitt. d. Kais. Deutsch. Archäol. Inst., Röm. Abt., XI, 113 ff. [1896]).

e. Marucchi, Gli Obelischi Egiziani di Roma, Rom 1898, p. 132 ff. Will nur ein Exzerpt aus meiner Übersetzung sein, wobei einige Stellen nach dem Original verglichen seien.

[1] Alles Obige nach Hülsen in den Mitt. d. Kais. Deutsch. Archäol. Inst., Röm. Abt., XI, S. 122 ff. — Die Vermutung von Lepsius (bei Platner, Beschreibung der Stadt Rom III, 2, S. 604), der Obelisk stamme von einem Tempel, den Hadrian in Antinoupolis erbaut habe und sei später nach Rom gebracht worden, beruht auf nichts und war nur möglich, solange man die Inschriften des Obelisken nicht verstand.

Hadrian dem Antinous gebaut habe, mit keiner Silbe aber andeutet, daß auch das Grab des Knaben sich dort befinde. Mir scheint es daher bis auf weiteres das wahrscheinlichste, daß Epiphanius oder sein Gewährsmann sich geirrt hat, wenn er die Leiche des Antinous in dem Schiffchen vermutete, in dem nur sein Götterbild umhergetragen wurde.

Die vierzig oder fünfzig Jahre, um die unser Obelisk jünger ist als der des Domitian, machen sich bei ihm geltend, inhaltlich sowohl wie äußerlich. Während die Inschrift des Domitiansobelisken sich noch bemüht, das alte Schema der Obeliskeninschriften festzuhalten, ist bei dem Obelisken des Antinous keine Rede mehr davon und was auf ihm steht, könnte ebensogut auf jedem andern Denkmal stehen. Und weiter: wenn auch das selige Schicksal des toten Knaben und die Macht und das Glück des Hadrian mit Wendungen geschildert sind, die aus dem alten Redeschatz Ägyptens herrühren, im ganzen trägt die Inschrift doch ein fremdartiges Gepräge, und man darf sich wirklich fragen, ob ihrem Verfasser nicht etwa ein griechisches Gedicht als Vorlage gegeben war, das er nun stellenweise, so gut als das gehen wollte, in seinen Hieroglyphen wiedergab. Natürlich ein ägyptisch-griechisches Gedicht, wie es ja durch die Mischkultur der neuen Antinousstadt erfordert wurde.

Äußerlich zeigt sich der jüngere Ursprung des Antinousobelisken in seiner wilden Orthographie und in seiner Schrift. Die Orthographie ist nicht mehr die in den Tempeln der griechisch-römischen Epoche übliche, sondern eine ganz wilde, die sich an die der spätesten Papyrus anschließt. Daher die vielen Determinative und daher gewiß auch die Eigenheit, allen möglichen Wörtern ein sinnloses *tj* anzuhängen, das irgendwie aus hieratischem oder demotischem Gekritzel entstanden sein wird. So heißt es hier:

Kranz	geben
Soldaten	hören
Äcker	er liebt
Gau	gemacht wird
Schriftstück	*nf-ỉmj* zu ihm gehörig

Und ebenso fügt man ein \\ *j* wie ein Determinativ an, besonders in der Verbindung × \\ statt ×:

Acker — stark

Feld — stark o. ä.

vermischen — Kampfplatz

Auch ein müßiges findet sich: belohnen.

Die Schrift aber hat noch einen Schritt weiter nach unten getan als die des Domitiansobelisken, bei der doch trotz aller Verzerrung im ganzen noch die alten Formen gewahrt waren. Hier aber hat ein Teil der Zeichen ein ganz fremdartiges Aussehen bekommen; man möchte sagen, sie sind umstilisiert, so wie es die »ägyptischen« Statuen der hadrianischen Villa sind. Man vergleiche z. B. das als griechisches Steuerruder, das , das und oder beachte, daß und hier Arme bekommen haben, daß die Arme hängen läßt u. a. m. Daneben stehen einzelne ganz seltsame Formen, wie für , was auf die hieratische Schrift zurückgeht, oder wie die uralte Bildung des aus drei Tierfellen. — Wer diesen Seltsamkeiten für die Paläographie nachgehen will, wird sich ja ohnehin an das Original wenden müssen; ich habe daher diese Formen im Typendruck, soweit tunlich, durch die uns gewohnten ersetzt.

Eine Hauptsorge für den Bearbeiter dieser Inschrift ist es, die richtige Reihenfolge der einzelnen Zeichen festzustellen. Im ganzen hat ihr Verfertiger verständiger gearbeitet, als man beim ersten Anblick denken würde, und er hat sich bemüht, in ihren breiten Vertikalzeilen kleine Horizontalzeilen zu bilden. Aber ein absoluter Verlaß ist nicht darauf, und mehrfach hat die Form einzelner Zeichen ihn doch genötigt, von diesem Grundsatz abzuweichen.

Von den drei Abbildungen des Obelisken ist die beste die Zoëgas; die Ungarellis fußt augenscheinlich auf der von Zoëga und hat vor ihr nur eines voraus, daß sie die beiden Stücke des Obelisken schon in der richtigen Zusammenfügung gibt.

Ich gebe hier die vier Inschriften des Obelisken in einer zusammenhängenden Übersetzung, um dem Leser zu zeigen, daß innerhalb einer jeden ein leidlich ordentlicher Gedankengang besteht. Ob wir sie in der Reihenfolge lesen, die ihr Verfasser beabsichtigt hat, bleibe dahingestellt; dafür spricht aber, daß unsere Seite I den Segenswunsch für den Kaiser enthält, also die Hauptseite gebildet haben wird, und daß der Schluß unserer Seite IV, der alle Götter und Göttinnen herbeiführt, einen guten Abschluß des Ganzen bildet. — Für alle Einzelfragen vergleiche man den Kommentar.

I. (Darstellung: Hadrian vor dem Sonnengott Harachte.)

a) *Wie erwünscht* (?) *ist das Heil, das getan ist an dem Osiris Antinous dem Gerechten! Sein Herz jauchzt sehr, wenn er seine eigene Gestalt erkannt hat, nachdem er wieder aufgelebt ist und seinen Vater Harachte erblickt hat. Er [preist ihn?] und sagt:*

b) »*Preis dir Harachte, oberster der Götter! Der du erhörst das Rufen der Götter und Menschen, der Verklärten und der Toten, erhöre du auch das Rufen, das ich dir anvertraue* (?), *und belohne das was dein lieber Sohn an mir getan hat* — **c)** *er, der König, der allen Menschen eine Lehre in den Tempeln gegründet hat, mit der die Götter zufrieden sind; der vom Nil und allen Göttern [geliebte]; der Herr der Diademe Hadrianus Caesar* — **d)** *mit einem frischen, schönen Alter, indem er der Herr des Genusses* (?) *ist und der Herrscher jedes Landes; die Großen Ägyptens und die neun Fremdvölker liegen zusammen unter seinen Sohlen wie unter denen der Herrscher Ägyptens und stehen dauernd unter seinem Befehle; seine Kraft reicht bis an alle Grenzen dieses Landes auf seinen vier Seiten.* **e)** *Und die Stiere und ihre Kühe vermischen sich fröhlich und sind fruchtbar, um ihm Freude zu bereiten, ihm und der Königin, der Herrscherin Ägyptens, Sabina Sebaste.* **f)** *Und der Nil, der Vater der Götter, schwängert für sie (beide) die Äcker und bereitet ihnen eine große Überschwemmung zur rechten Zeit, um Ägypten zu bewässern.*

Antinous ist vom Tode erstanden und fühlt freudig, daß er jetzt seine wahre göttliche Natur besitzt. Als ein neuer Gott tritt er vor den obersten der Götter und bittet ihn, dem Kaiser Macht und reichen Viehstand und fruchtbare Äcker zu verleihen. Es soll das ein Dank sein für das, was Hadrian an Antinous getan hat, seine Erhebung zu einem Gotte. Die nebenher erwähnte »Gründung einer Lehre in den Tempeln für alle Menschen« ist nichts anderes als die auch in III und IV geschilderte Einführung des Antinouskultus.

II. (Darstellung: Antinous vor Thoth.)

a) *Osiris Antinous, der Gerechte, er war ein Jüngling geworden mit schönem Antlitz, der die Augen erfreute, mit . . . . . Kraft, mit klugem (?) Herzen wie ein Starker. Er empfing einen Befehl der Götter zur Zeit seines Ablebens.* **b)** *Man wiederholte alle Gebräuche der Stunden des Osiris an ihm samt allem seinem Werk als Geheimnis.*

Seine Schrift ging umher, und das ganze Land war in . . . und . . . und . . . — Gleiches ist Früheren nicht getan worden bis heute — **c)** *und ebenso seine Altäre, seine Häuser und seine Titel. Er atmet die Lebensluft. Er ist angesehen in den Herzen der Menschen.* **d)** *Der Herr von Hermopolis, der Herr der heiligen Schriften ist es, der seine Seele verjüngt wie die . . . . . zu ihrer (Plural) Zeit, bei Nacht und bei Tag, zu jeder Zeit und in jeder Sekunde.*

Die Liebe zu ihm ist in den Herzen seiner Diener und die Furcht vor ihm [beherrscht] alle [Leute], und sein Lob ist bei allen Menschen, und sie preisen ihn.

e) *Er setzt sich nieder in der Halle der Gerechten, der Verklärten, der Trefflichen, die im Gefolge des Osiris sind im Totenreich und der . . . . der Ewigkeit gibt ihm Rechtfertigung.*

Sie lassen seine Worte auf Erden dauern, weil ihr Herz an ihm erfreut wird.

f) *Er geht zu jedem Orte, zu dem er hin will. Die Türhüter des Gaues der Unterwelt, die sagen »Preis dir!« zu ihm. Sie lösen ihre Riegel und öffnen ihre Türen vor ihm, unendlich viele Jahre lang, täglich, (da) seine Lebensdauer die [der Sonne] ist, [nie] vergehend [ewiglich].*

Der schöne, früh verständige Knabe hat von den Göttern einen »Befehl« erhalten, und zwar, wenn wir recht verstehen, zur Zeit wo sein Ableben bestimmt war. Das wird nicht einfach heißen, daß die Götter beschlossen hatten, ihn sterben zu lassen, denn es ist nicht ägyptisch, so den natürlichen Tod eines Menschen einem Eingreifen der Götter zuzuschreiben. Entweder muß es mit dem Tode des Antinous eine besondere Bewandtnis gehabt haben — man denkt unwillkürlich an die Gerüchte, die bei Dio Cassius 69, 11 erhalten sind —, oder es handelt sich, was mir wahrscheinlicher ist, um ein Dekret der Götter, durch das sie den Knaben in ihre Reihe aufnehmen[1].

---

[1] Man denkt an die Gottesdekrete wie sie vornehmen Toten seit dem Ausgang des neuen Reiches gelegentlich beigegeben werden.

Dann hat man seine Leiche behandelt und behütet wie die des Osiris. Seinen Tod und seine Göttlichkeit hat man durch eine Proklamation verkündet, und überall verehrt und liebt und preist man ihn. Thoth aber (der ja auf dem Bilde darüber dargestellt ist) gibt ihm ewige Jugend. Und nun hält er sich beim Osiris unter den Seligen auf und wandelt ungehindert in dessen Reich.

Als Gerechten haben ihn Osiris und dessen Genossen erkannt, und weil sie Freude an ihm haben, so lassen sie auch »seine Worte auf Erden dauern«. Was das für Worte sind, erfahren wir leider nicht. Bei einem Ägypter alter Zeit würde man einen solchen Ausdruck etwa darauf deuten, daß er weise Sprüche verfaßt habe, hier muß es natürlich etwas anderes sein, vielleicht ein Gebet für seinen Herrn, ein Segenswunsch, den er im Tode gesprochen hat. Oder sind damit etwa die »oracula« gemeint, die Antinous gab und von denen man sagte, Hadrian habe sie selbst gemacht[1]?

III. (Darstellung: Antinous vor Amon.)

a) *Antinous, welcher dort ist — ein Festplatz* (?) *wurde gemacht in seiner Stätte von Ägypten, die nach ihm benannt ist, für die Starken, die in diesem Lande sind und für die Rudermannschaft und für die .... des gesamten Landes sowie für alle Leute, welche bei* (?) *Thoth sind* (?).

b) *Man gibt ihnen Preise und Kränze auf ihr Haupt, man belohnt (sie) mit allerlei Gutem.*

Man legt (Opfer) auf seine Altäre, man bringt täglich ..... dar als tägliche Spende (?). *Er wird gepriesen seitens der Künstlerschaft des Thoth nach der Weite seiner Trefflichkeit.*

c) *Er geht aus seiner Stätte zu vielen Tempeln des ganzen Landes und erhört die Bitte dessen, der zu ihm ruft und heilt den bedürftigen Kranken dadurch, daß er ihm einen Traum schickt.*

Er vollzieht sein Werk unter den Lebenden. Er nimmt jede (?) *Gestalt an, die sein Herz [begehrt]* — **d)** *dieweil der wahre Same des Gottes in seinen Gliedern ist .... er ...... Leibe heil .... seiner Mutter. Er wurde (schon) auf der Geburtsstätte von den ...... erhoben ....*

---

[1] Vita Hadriani 14: Et Graeci quidem, volente Hadriano, eum consecraverunt, oracula per eum dari adserentes, quae Hadrianus ipse conposuisse jactatur.

Der Verstorbene (»welcher dort ist«, ist der bekannte Euphemismus für die Bewohner des Totenreiches) wird als Gott geehrt. In Antinoupolis, der neuen Stadt, werden ihm Spiele gefeiert nach griechischer Sitte, es wird ihm geopfert und die ägyptischen Weisen preisen ihn in ihren Liedern. In andern Tempeln Ägyptens nimmt er sich der unvermögenden Kranken an und verkündet ihnen im Traume, wie sie sich zu heilen haben — auch das eine Sitte griechischer Götter. So wirkt er segensreich in mancherlei Gestalt unter den Menschen, und das kann nicht wundernehmen, denn er ist nicht ein gewöhnlicher Sterblicher gewesen, sondern das Kind eines Gottes. Die Ausdrücke für diesen letzteren Gedanken sind den alten Schilderungen der göttlichen Natur der Pharaonen entnommen.

IV. (Darstellung: Antinous vor einem zerstörten Gott.)

a) *Antinous, welcher dort ist und welcher ruht in dieser Stätte, die im Grenzfelde der Herrin des Genusses* (?) *Rom ist — er ist als Gott erkannt in den göttlichen Stätten von Ägypten.*

Tempel wurden ihm gebaut, und er wird wie ein Gott verehrt von den Propheten und Priestern von Ober- und Unterägypten und von den Bewohnern Ägyptens, soviel ihrer sind.

b) *Eine Stadt wurde nach seinem Namen benannt. Die für sie bestimmten Truppen der Griechen und die .... der Insassen der Tempel Ägyptens, die kommen [aus] ihren Städten. Man gibt ihnen Ackerfelder, um ihren Lebensunterhalt damit sehr gut zu machen.*

c) *Ein Tempel dieses Gottes ist darin, der da heißt »Osiris Antinous der Selige«, der aus gutem weißen Stein gebaut ist. Sphinxe umgeben ihn und Statuen und viele Säulen, solche, wie sie vordem von den Vorfahren gemacht wurden, sowie auch solche wie sie von den Griechen gemacht werden.*

d) *Alle Götter und Göttinnen geben ihm Lebensluft und er atmet als wieder Verjüngter.*

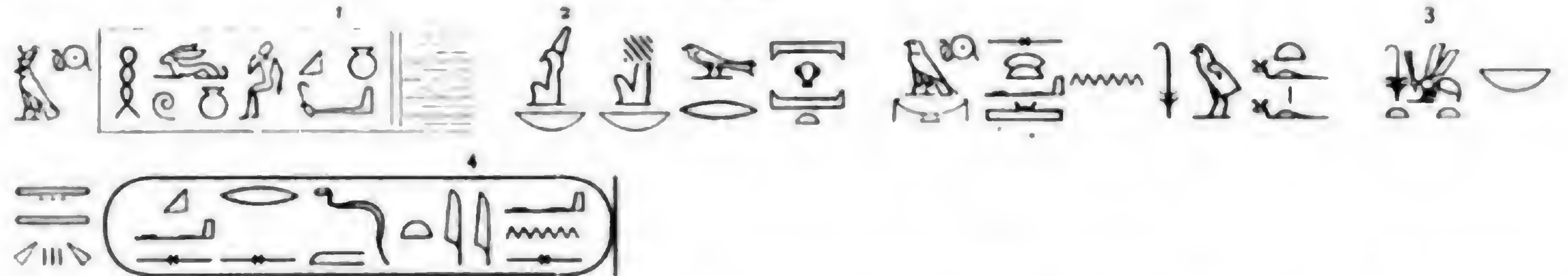
Der Knabe, der hier im »Grenzfelde« Roms (im ager suburbanus o. ä.) bestattet ist, wird in Ägypten selbst von allem Volke als ein rechter Gott verehrt und hat dort Tempel und Priester. Überdies ist ihm eine Stadt Antinoupolis gebaut, die mit Griechen und Ägyptern besiedelt ist; darin hat er seinen großen Tempel im griechisch-ägyptischen Mischstil.

Kommentar zum Obelisken des Domitian (Pamphilius).

I. (Jetzt Nordseite.)

Isis (mit Hathorschmuck und Federn) steht vor dem thronenden Kaiser; hinter ihm steht Horus[1].

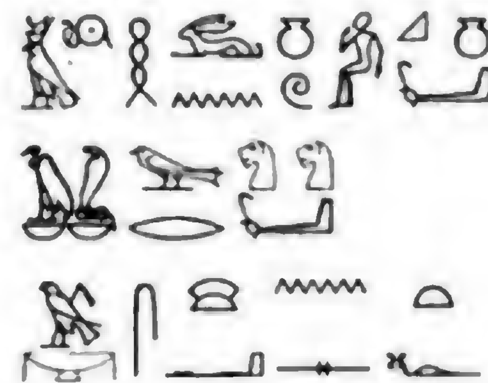
Ia.



1 Das ⊿ fehlt bei K. und U.; es steht aber klein unter dem Kind. 2 K. und U. geben zwei falkenköpfige Götter; bei K. haben sie beide die oberägyptische Krone, bei U. hat der zweite die von Unterägypten. 3 Teile der Gruppe richtig ergänzt. 4 steht rückläufig.

Horus: »der starke Knabe«
der Herr der Diademe: »groß an Kraft«
der Bezwinger des Gegners: »den sein Vater gekrönt hat«
der König von Ober- und Unterägypten
der Herr der beiden Länder: »Caesar Domitianus«.

Wie die Titulatur Domitians auf III wörtlich von Ptolemäus Euergetes übernommen ist, so ist hier offenbar Ptolemäus Philadelphus geplündert worden, dessen Titel und Namen so lauten:



Daraus ergibt sich für uns, was ohnehin wahrscheinlich ist, daß in dem nichts steckt als *pḥtj* »die Kraft«. Wie das herauskommt, sehe ich freilich nicht[2].

---

[1] Zu den Darstellungen vgl. man die dem Textband Ungarellis beigegebene Tafel.

[2] Man denkt zunächst, daß eine Spielerei mit *ptj* »die beiden Himmel« vorliege, in die als *ḥ* eingefügt wäre. Aber die beiden H. schreibt man immer mit und nicht mit .

Unerhört ist auch die Schreibung des zweiten Titels, wo die »beiden Herren« Ägyptens an die Stelle der »beiden Herrinnen« gesetzt sind. Wenn übrigens Ungarelli zu trauen ist, so hat man dabei vermieden, den Seth zu schreiben und hat ihn durch einen zweiten Horus ersetzt.

Ib.



1 nur zur Hälfte erhalten, darunter wird noch etwa ein \\ gestanden haben. 2 Über dem Fisch allenfalls noch Raum für ein . 3 Die Gruppe steht verkehrt vor . 4 Zum Teil ergänzt.

Er hat errichtet diesen Obelisken aus Granitstein aus . . . . für seinen Vater Harachte, damit die Menschen sähen das Denkmal, das er gemacht hat, auf daß bleibe der Name der Könige von Ober- und Unterägypten, die auf dem Horusthrone standen und das Heil, das geschehen ist zur Zeit der Mannschaft, deren Namen Flavii ist.

Bei denkt man zunächst an eine Maßangabe »$2^1/_4$ Elle hoch«; da aber der Obelisk ja nicht 1.13 m mißt, sondern nicht weniger als 18.5 m, so ist dies unmöglich. Ob etwa in der Vorlage des Steinmetzen hier etwas stand wie Urk. IV, 362: »Zwei Obelisken aus dem festen Granit der Südprovinz«?

soll sein.

Daß man auf dem Throne »steht« statt darauf zu sitzen, ist ein seit ältester Zeit gewöhnlicher Ausdruck. Das mit dem Infinitiv vertritt hier das attributive Pseudopartizip. entspricht gewiß , einer späten Schreibung für [1].

[1] Vgl. »er sättigt alle Menschen zu deiner Zeit« (Karnak, Bab el abd), wo die Variante Edfu I, 488 hat.

Die scheinen trotz des rückwärts stehenden ersten Zeichens zunächst kaum etwas anderes sein zu können als die , der späten Orthographie, d. h. die der älteren. Daß der Schreiber aber dieses Wort »Truppe, Mannschaft« wählen sollte, um »Geschlecht« auszudrücken, ist so verwunderlich, daß man versucht ist, darin eine Verdrehung eines Wortes für »Könige« zu sehen; freilich bliebe dabei die Determinierung mit anstößig.

Farinas Gedanke, daß *kns* zu lesen sei und das lateinische »gens« wiedergebe, scheitert schon an der hier völlig zweifellosen Reihenfolge der Zeichen. bedeutet vielmehr dem späten Gebrauche entsprechend hier »Namen«, vgl. z. B. ganz ähnlich auf der Statue eines (Dyn. 22) in Kairo: »meine Tochter . . . , welche den Namen Tschenmut hat und welche Schepenese zubenannt ist«. Oder in griechischer Zeit: »die Tempel sind benannt nach seinem Namen« Edfu I 25, 7; besonders gern in , »heißt sie, heißt du mit Namen« (Edfu und Philae).

Ic.



1 Der Vogel steht auf dem Haar und pickt daran. 2 So ist das gestellt; es wird aber vor dem darüber stehenden *ḥ3w* zu lesen sein. 3 Moderne Ergänzung, daher das ohne Schwanz und das fortgelassen.

daß er in Erinnerung bringe die Stärke seiner Väter und erneuere was wüst war und ausfülle, was leer gefunden wurde und noch übertreffe das früher Gewesene, indem er beschäftigt ist, das Beste für sie zu suchen, damit (?) [*sie?*] *ihm Leben, Dauer und Genuß* (?) *geben, indem er wie Re lebt ewiglich.*

Die Verwendung von *sḫ3* für »in Erinnerung bringen« ist nur einmal sicher zu belegen, in dem Buche, das Gardiner als Anhang in seinen »Admonitions of an Egyptian Sage« veröffentlicht hat (p. 98).

Dem *ntt wꜣś* »was wüst ist« entsprechend ist natürlich *ntt gm wšr* zu lesen, obgleich das *nt* dahinter gestellt ist.

Die sind natürlich ein Plural von , aber nicht der gewöhnliche des Maskulinums (die Vorfahren), sondern wohl der des Femininums: die früheren Dinge. Vgl. Kairo 20503 (m. R.): »etwas schöneres als das frühere«.

Hinter *ḥꜣw* ist ausgelassen; *rdj ḥꜣw ḥr* ist die an dieser Stelle erforderliche Phrase, vgl. Urk. IV 102, Rec. de Trav. 29, 162 ff., 11.

Auch der nächste Satz enthält einen in solchem Zusammenhang üblichen Ausdruck, das bekannte , das man in älterer Zeit mit dativischem *n*, spät so wie hier mit dem Suffix gebraucht (Edfu ed. Rochem. I 140; II 38). Die Schreibung für findet sich auch Mar. Dend. II 19a.

Die beiden letzten Sätze haben nur Sinn, wo von Göttern die Rede ist, und in der Tat wird der Verfasser der Inschrift die alten Könige und die Flavier als göttliche Wesen aufgefaßt haben wollen.

II. (Jetzt Südseite.)

Isis (oder vielmehr eine Göttin, die die Zeichen von Isis, Nephthys und Hathor trägt) steht vor dem Kaiser und gibt ihm die Krone von Unterägypten, *Buto* hinter ihm gibt ihm die von Oberägypten.

IIa.

1 Bei U. ganz entstellt, auf der Photographie unkenntlich, aber bei K. (p. 475) noch erkennbar. Es ist eine gewöhnliche späte Schreibung für . 2 Das seltsame *šf 4* und die ungeschickte Gestalt des lassen das Bruchstück, das die vorderen Teile von an bis zu enthält, als verdächtig erscheinen (vgl. oben S. 6). 3 So deutlich (gegen U.). 4 So: *ḥꜣꜣ* statt *ḥꜣw*.

Horus: »der von den beiden Ländern geliebte, der vom Herrscher der Gestade geliebte«, der gute Gott, groß an Kraft; mit . . . . Arm, der die Feinde (?)

niederwirft; mit starkem Arm, der mit seinem Arme wirkt — in seiner Nähe hält keiner Stand, und das Land zittert (aus) Furcht vor ihm.

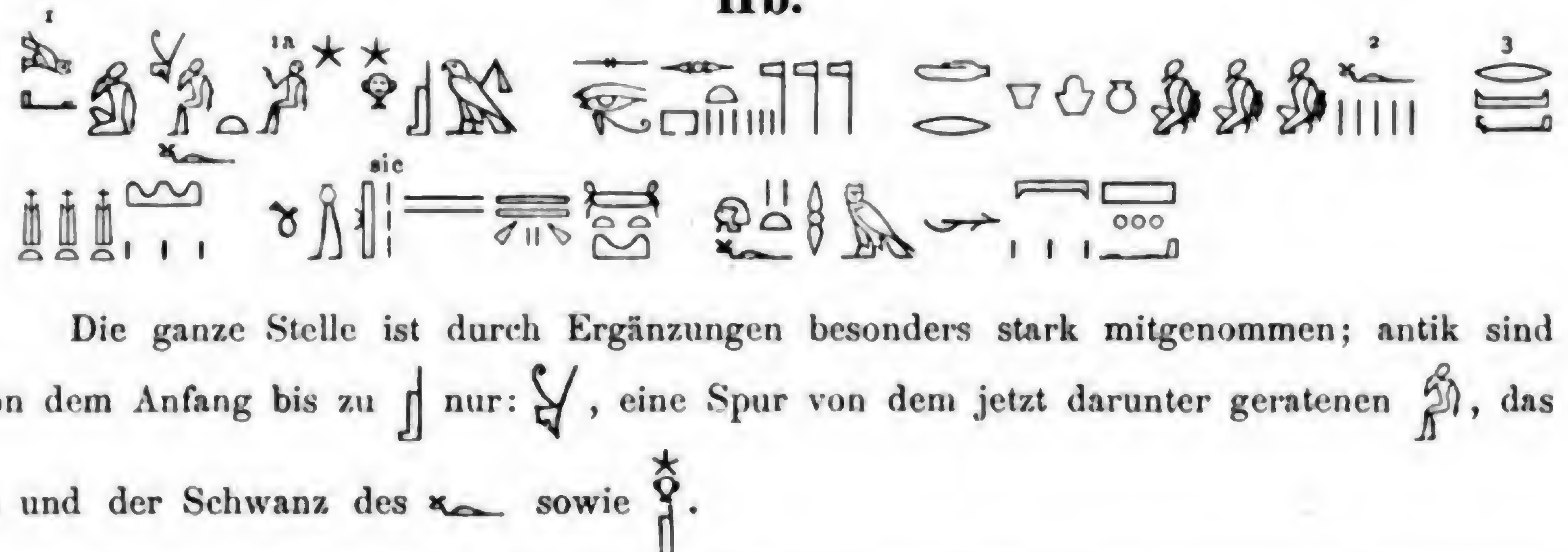
Da alle Namen des Kaisers auf diesem Obelisken von älteren Königen entlehnt sind, wird es auch dieser sein, doch kann ich ihn so nicht nachweisen. Indessen kommt seine erste Hälfte , abgesehen von Pepi I., nur bei Nechtharheb vor[1], und so wird man wohl auch an diesen letzten einheimischen König zu denken haben. Wie einmal seinem *mrj tȝwj* ein »Schützer Ägyptens« beigefügt ist[2], so mag sein Name in einer andern Inschrift, die dem Verfasser unseres Textes vorlag, den Zusatz gehabt haben. Dieser letztere ist übrigens auch nicht ohne Schwierigkeit. Die naheliegende Deutung »Herrscher der von den Gestaden geliebt wird« ist unwahrscheinlich, weil dabei die Stellung des unerklärt bleibt; man wird also an den Götterbeinamen denken müssen, den Harsaphes, Horus von Edfu und Osiris in späten Texten führen[3].

Bei stehen und der erste Strich auf einem ohnehin verdächtigen Bruchstück; lies statt »Feinde«. Die Schreibung *šftjw* für *ḫftjw*, die ϣⲁϥⲧ entspricht, kommt auch sonst spät vor (z. B. Mar. Dend. IV, 17).

Alles übrige sind altbekannte Phrasen, die die Kraft des Königs feiern.

Vor *ḥrjtf* ist *n* ausgelassen.

IIb.



Die ganze Stelle ist durch Ergänzungen besonders stark mitgenommen; antik sind von dem Anfang bis zu nur: , eine Spur von dem jetzt darunter geratenen , das und der Schwanz des sowie .

---

[1] Nicht als Hauptteil des ersten Namens sondern nur als ein Zusatz desselben, findet es sich bei Ramses II. in Luxor: .

[2] Leps. Königsb. 671 a.

[3] Als Gegenstück zu »König der beiden Länder« Edfu I 97; vgl. auch ib. I 147. 157. 235.

1 Da *m* und *ᶜ* rückläufig stehen, wird Kircher sie von einem Bruchstück entnommen haben, das zu IV gehörte. ist richtig gestaltet.

1a Es wird ★★★ »die Götter« gestanden haben; das ergänzte ist sehr mißgestaltet.

2 Die fünf Striche stehen unter einer Fuge des Steins und könnten allenfalls Reste eines anderen Wortes sein.

3 Von hier an ist der vordere Teil aller Worte wahrscheinlich ergänzt. Es hindert uns also nichts und zu lesen; , das heut bedenklich aussieht, kann seine richtige Gestalt bekommen; und das rätselhafte Zeichen vor sind nicht als beglaubigt anzusehen.

. . . sitzend (?) *auf dem Horusthrone, der wohltut den Heiligtümern der Götter — der die gegen ihn sich Empörenden verjagt, der die Trogodyten . . . . . — der Schätze sammelt in den Ländern von Asien — dessen . . . . . hinter den Beduinen her ist.*

Im ersten Satze mag gestanden haben, daß der Kaiser für die »Götter« sorgte, indem »er auf dem Horusthrone saß«.

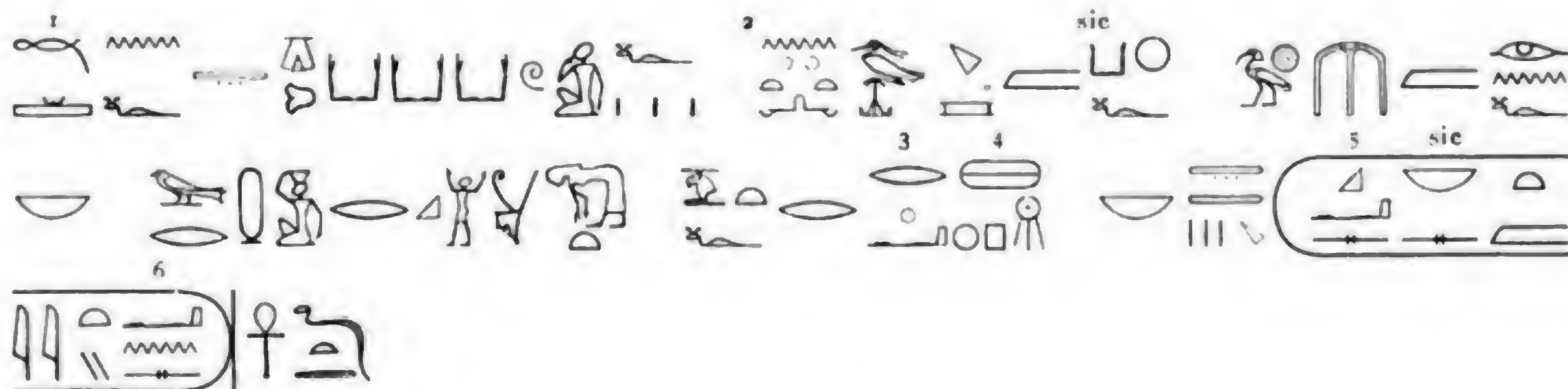
Das ist natürlich zu lesen; es ist das Wort in der Formel »der seine Aufständischen vertreibt« (Edfu I 572; I 286 u. oft).

Die fünf Striche unter werden wohl ein Schreibfehler für ı ı ı sein, denn die Inschrift setzt das Pluralzeichen auch in IIc erst hinter das Possessivsuffix.

Das möchte man in verbessern: »der die Trogodyten fängt«.

Im folgenden ist der Ausdruck herzustellen, eine besonders in Dendera häufige Schreibung für »Abgaben sammeln«.

IIc.



1 Auch hier wieder Ergänzungen, die aber richtig sein werden. 2 Die Gruppe ist fast ganz ergänzt, wobei das [hieroglyph] sehr entstellt ist. 3 Das ○ nur flach eingeritzt. 4 Das □ ebenso. 5. 6 [hieroglyph] gegen U.

Er hat das Land mit seinen Speisen erfüllt und alles was ist und nicht ist ist überschwemmt mit seiner Nahrung. — Mit trefflichem Rat bei allem was er getan tat — dessen Name groß ist bis zur Höhe des Himmels und dessen Ruhm reicht bis zu den Strahlen der Sonne — der Herr der beiden Länder »Caesar Domitianus«, der ewig lebt.

Bei der Ergänzung von *ntt njwtt* hält man zunächst das ○○ für irrig; es kann aber wirklich ähnlich im Original gestanden haben, denn für den in Edfu üblichen Gottesnamen [hieroglyphs], [hieroglyphs] findet sich auch ebenda (I 152. 280) die Schreibung [hieroglyphs]. Man konnte also die Formel [hieroglyphs] wohl auch [hieroglyphs] schreiben.

Der Satz vor dem Namen enthält den häufigen späten Ausdruck [hieroglyphs] »bis zu den Sonnenstrahlen« (z. B. Edfu I 290); beabsichtigt war eine Schreibung wie in [hieroglyphs] (Düm. Res. 22, 7).

III. (Jetzt Ostseite.)

Eine Göttin mit der oberägyptischen Krone steht vor dem Kaiser und gibt ihm eine Figur der [hieroglyph] (?); *Horus* steht hinter ihm und gibt ihm ein [hieroglyph].

III a.



1 [hieroglyph] von K. und U. ausgelassen. 2 Das □ eigentlich nur ein Strich. 3 So deutlich K.

Horus: »dessen Antlitz Götter und Menschen priesen«, als er das Königtum seines Vaters »Vespasianus, dieses Gottes« von seinem älteren Bruder »Titus, dem Gotte« empfing, als seine Seele zum Himmel flog.

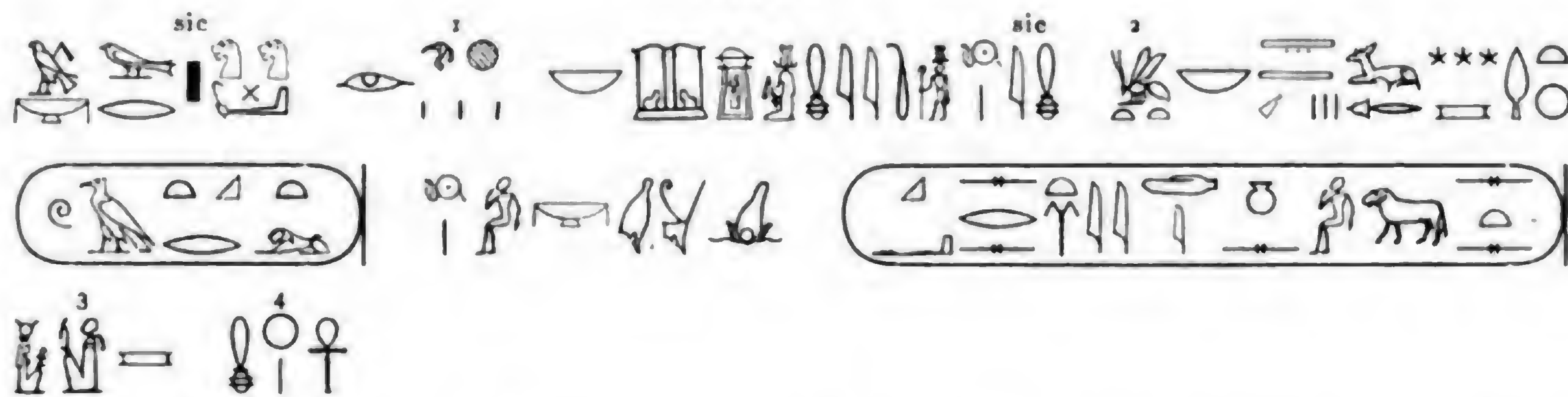
Der Herr der Diademe: »Stark im Verteidigen, treffliche Mauer des ganzen Landes«.

Die Titulatur ist hier aus der des Ptolemäus Euergetes abgeschrieben, die so lautet:



Danach ist hier und im folgenden zu lesen und zu übersetzen. Nur den Satz »als er das Königtum von seinem Vater empfing« konnte der Verfasser der Inschrift so nicht brauchen und fügte deshalb Vespasian und den zum Himmel fliegenden Titus ein. — Interessant ist, daß der Ausdruck »Ägypten« hier durch ersetzt ist, eine in solchen Texten nicht seltene Formel[1], in der Hr. Junker eine Schreibung von »das ganze Land« sieht.

IIIb.



1 Ein Strich durch eine Ergänzung ausgefallen. 2 So steht wirklich da. 3 Nach U. hält Ptah vereinigt. 4 Ergänzung.

Der Bezwinger des Gegners: »groß an Kraft, der Treffliches tut, ein Herr der Jubiläen wie Ptah-Tenen, ein König wie Re«.

Der König von [Ober-] und Unterägypten, der Herr der beiden Länder, der treffliche Erbe, der von den Göttern Ägyptens geliebte: »Autokrator«.

Der Sohn des Re, der Herr der Diademe: »Caesar Domitianus Sebastos«, von Isis und Ptah geliebt, der wie Re lebt.

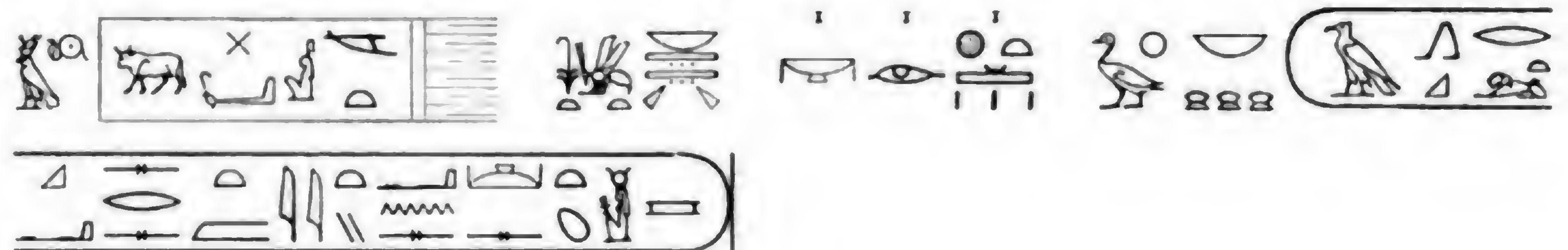
---

[1] Z. B. Mar. Dend. I 62 k; 62 m; Düm. Baugesch. 14; Edfu I 341; LD. IV 82 b.

IV. (Jetzt: Westseite.)

Isis (?) mit steht vor dem Kaiser und gibt ihm die Doppelkrone; ein Gott mit Menschenkopf und Doppelkrone steht hinter ihm.

IV a.



1 Zum Teil ergänzt, aber sicher.

Horus: »der starke Stier, von der Wahrheit geliebt«.

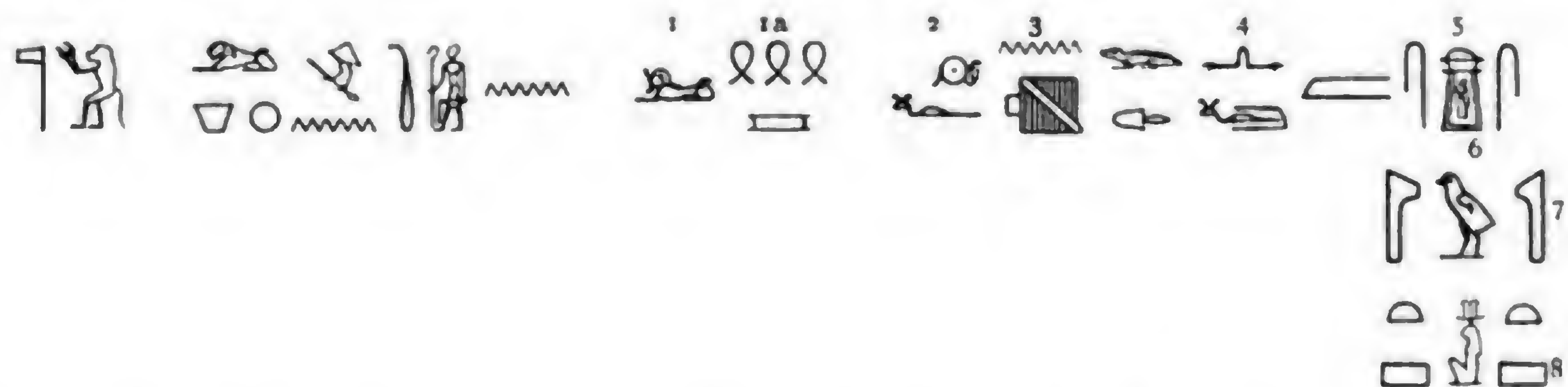
Der König von Ober- und Unterägypten, der Herr der beiden Länder, der Herr des Opferns.

Der Sohn des Re, der Herr der Diademe: »Autokrator Cäsar Domitianus, von Isis geliebt«.

Der Horusname stammt dieses Mal von Thutmosis I. oder Ramses II. her, wahrscheinlich von dem letzteren, dessen Inschriften ja überall vorlagen.

Beachtenswert ist der Gebrauch von für in Autokrator; der Schreiber kennt also noch die Lesung *iwt* von .

IV b.



1 So sicher, denn wenn auch Teile der Gruppe ergänzt sind, so ist doch der antike Rest groß genug, um die Lesung zu verbürgen. 1a Bei K. nur das letzte , doch scheint auch das zweite auf einem antiken Stücke zu stehen. 2 Das rückläufig aber wohl antik; der freie Raum davor fällt in eine ergänzte Stelle. 3 Das rätselhafte Zeichen (das durch eine Fuge noch undeutlicher wird) ist nicht so gestellt wie bei U., sondern hat vor sich einen freien Raum, der wieder einer ergänzten und leer gelassenen Stelle entspricht. 4 so nach K. und U. 5 Die Stelle von hier an sieht zunächst aus, als enthalte sie eine spielende Anordnung der Zeichen; aber die vordere Reihe ist nur

ergänzt, und zwar erst zuletzt, da sie bei K. noch fehlt. Es ist dies nach dem oben (S. 5) Gesagten eine Stelle, zu deren Ergänzung keine Vorlage da war; da hat man wohl deshalb die hintere Reihe einfach vorn in umgekehrter Stellung wiederholt, um nicht eine zu große Lücke lassen zu müssen. 6 glaube ich zu sehen, U. gibt . 7 Das Zeichen wird von K. und U. als gegeben, so sieht es aber sicher nicht aus; auch für ist der Stiel zu breit. 8 Wie ein umgelegtes ▯; das Götterbildchen hat einen Bart.

Der gute Gott, das lebende Bild des Re, der Herr der . . . . ., ... treffliche . . . . ., ohne . . . . Ptah Tenen.

Die ohnehin sichere Auffassung der ersten Worte wird bestätigt durch Mar. Dend. III 20s:

Ein Wort können wir nicht nachweisen; auch das als »geliebt« abzutrennen, hilft zu nichts.

Das nächstfolgende ist durch die Restaurierung hoffnungslos entstellt.

IV c.



1 So, doch ist die Vorderseite der Gruppe ergänzt. 2 Die erste Göttin ergänzt; ob die zweite das trägt, kann ich nicht sicher sagen. 3 Von den drei Zeichen, die bei K. ganz fehlen, ist das letzte sicher alt und wirklich so gestaltet. Auch die folgenden Zeichen bis zu sind trotz der Ergänzung ihrer Anfänge und Mittelstücke durchweg sicher. 3a Der Strich bei K. 4 Wirklich nur ein Strich statt des —•—. 5 Wirklich ○. 5a So deutlich K. 6 Das —•— hat drei Querstriche.

dem die beiden Herrinnen ihre Brüste in seinen Mund gesteckt haben und den die beiden Nilpferdgöttinnen auf seinen Windeln aufgezogen haben, indem die Hathoren um ihn her die Pauke schlugen, dem das große Amt gegeben ist — die Herrscherin der Menschen schuf (?) ihr Schlangendiadem auf sein Haupt — der da lebt wie Re ewiglich.

[1] Farina (p. 265) übersetzt diese Stelle und die folgenden ergänzten Stellen so: »Amato dalla divinita benefica, che allontana la navigazione del principe dalle tempeste. Nel suo giorno nefasto, grandemente, non usci dalla grande cappella di SS.« und deutet dies auf die Flucht des Domitian, der im Vitellianerkampf sich als Isispriester verkleidete. Von dem allen steht aber nichts da als die »divinita benefica«, der gewöhnliche Königstitel.

Lesung und Übersetzung der beiden ersten Sätze ergeben sich aus dem Vergleich der Stellen Mar. Dend. III 57h »dem die beiden Herrinnen ihre Brüste in den Mund gesteckt haben« und Mar. Dend. I 74b »den die Tait auf der Windel erzogen hat« (ähnlich Edfu I 428,9 mit). Danach ist , , und , und zu lesen; man sieht, wie fehlerhaft auch die antiken Teile dieser Inschriften sind. Die Herrinnen sind Isis und Nephthys. Was ich mit »Nilpferdgöttinnen« übersetze, sind die volkstümlichen Göttinnen in der Art der Toëris, die Götterkinder warten und Menschen schützen; welche beiden hier gemeint sind, weiß ich nicht.

Statt der Hathoren wären vielleicht genauer die »Hathorkühe« zu setzen; was sie tun könnte, auch nur ein allgemeines Wort für »jubeln« sein.

läßt sich wohl nicht anders als *ḳmꜣ* lesen, aber man erwartet einen Ausdruck wie »aufsetzen«.

»Herrin der Menschen« ist ein Titel der Hathor-Isis, der in Dendera und Philä üblich ist.

Kommentar zum Obelisken des Antinous (Barberinus).

I.

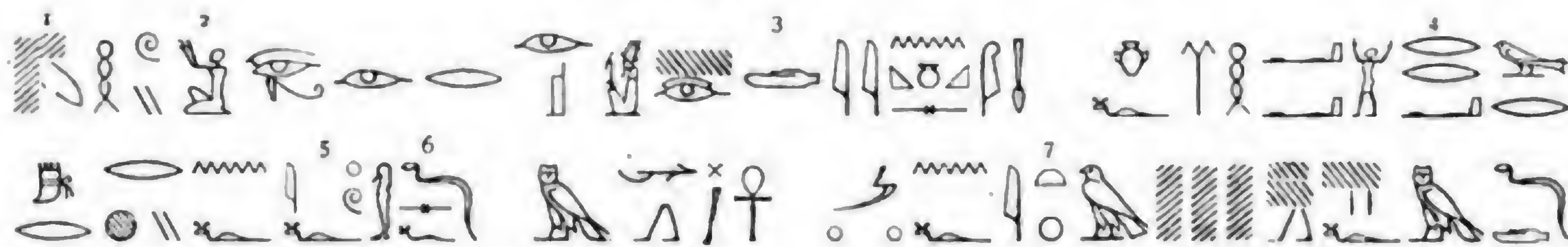
Hadrian bringt dem Sonnengott *Har-achte* das dar, der Gott hält das [1].

Es sagt der Sohn des Re, der Herr der Diademe, Hadrianus Cäsar, der ewig lebt: (nimm) dir deine Tochter, die dein Herz liebt.

Es sagt Har-achte: ich gebe dir das ......

[1] Die kleinen Beischriften dieser Bilder sind auf den Abbildungen so gut wie unlesbar.

Ia.



1 Deutlich Hinterteil eines Z. 2 So sicher nach dem bei Z. erhaltenen rechten Arm. 3 So nach dem Rest bei Z. 4. 5. 6 So Z. 7 So Z. und U., lies .

Wie erwünscht (?) *ist das Heil, das getan ist an* (?) *dem Osiris Antinous, dem Gerechten. Sein Herz jauchzt sehr, wenn er seine eigene Gestalt erkannt hat, nachdem er wieder aufgelebt ist und seinen Vater Har-[achte] gesehen hat. Er [preist ihn?] und sagt:*

Das Wort *nḥwj*, mit dem der Text beginnt, scheint nach der Schreibung zu *nḥ* »wünschen, bitten« zu gehören, doch liegen sichere Belege für die angenommene Bedeutung von *nḥwj* nicht vor[1].

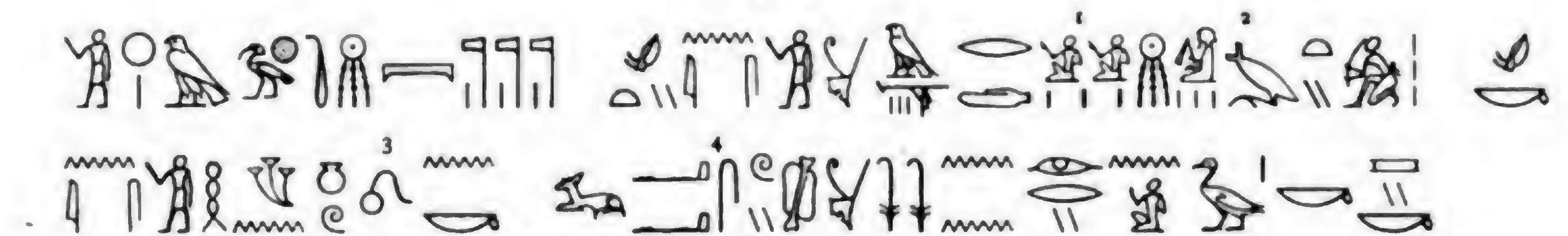
ist spät für »etwas heilen« (mit folgendem Objekt) belegt: Brugsch, Thes. I 55; ib I 36—37. Hier wird die Bedeutung noch allgemeiner sein: »Gutes antun«, doch ist dann das störend, da man erwarten sollte.

Ist richtig, so steht es so für wie »neben« gelegentlich für steht.

für »wenn, weil« zur Angabe des Grundes findet sich oft spät nach Verben des Freuens, z. B. »sie freuen sich , wenn sie dich sehen« (Rhind I 5, 11); »seine Mutter freut sich , wenn er sein Amt ergriffen hat« (Brugsch, Festkalender Taf. 7).

[1] Scheinbar begegnet es in zwei Stellen: »nimm dir die Wahrheitsgöttin«, sagt der König zum Gotte bei der bekannten Zeremonie , »wie schön (?) ist es doch, wenn sie dein Haus durchschreitet« (Karnak, Bab el Abd nach Sethe) und: »ich tat nichts, was du hassest, wie schön (?) ist es, daß dein Ka mich liebt, er weist mich nicht zurück, du nimmst mich in deine Begleitung« (Totb. ed. Nav. 154, 2), doch liest der Pap. des Nw dafür glatter »Ach möge doch dein Ka mich lieben«.

Ib.

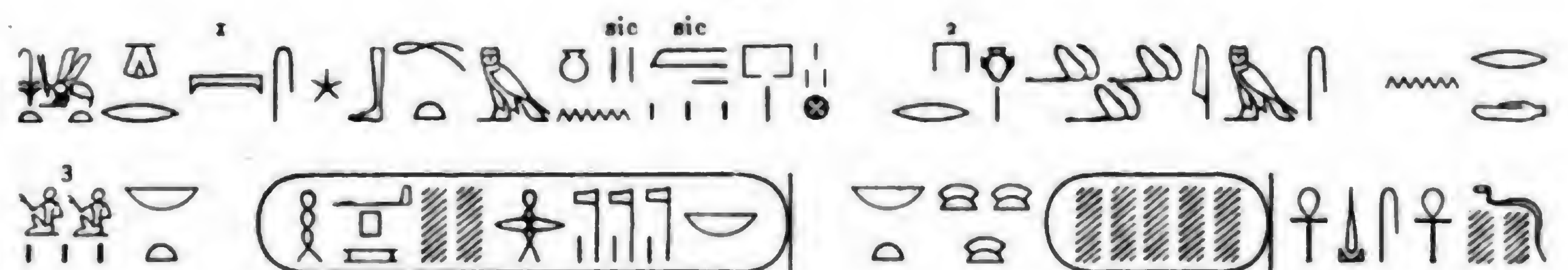


1 Beide Männer mit Frauenfrisuren. 2 Eigentlich ein richtiges , aber mit den Zacken von *mt* auf dem Kopfe. 3 So Z. und U.; wohl für . 4 So die Reihenfolge der Zeichen, vielleicht gehört aber das hinter .

Preis dir Har-achte, oberster der Götter! Der du erhörst das Rufen der Götter und Menschen, der Verklärten und der Toten, erhöre du (auch) das Rufen, das (ich) dir anvertraue (?). *Schenke* (?) *den Lohn für dieses, was an mir getan hat dein geliebter Sohn*

Was der Text gibt, ist scheinbar *iwꜥ iświ* »Lohn schenken«, was für das übliche *rdj iświ* »Lohn geben« stehen würde. Ob aber nicht ein- fach der Auslaut von *iwꜥ* sein soll und für steht? Dann hätte man: »belohne ihn für dies, was mir dein Sohn getan hat«; freilich ist anstößig, daß das »ihn« auf eine vorher noch gar nicht genannte Person gehen würde.

Ic.



1 So Z. und U.; es wird sein. 2 So Z. und U., doch sieht man an der Stellung zum , daß ein breiteres Zeichen stehen wird. Lies . 3 Hier hat der zweite Mann eine Frauenfrisur.

der König von Ober- und Unterägypten, der eine Lehre gründet (?) *in den Tempeln, mit der die Götter zufrieden sind, für alle Menschen, »der vom Nil und allen Göttern [geliebte]«, der Herr der Diademe »[Hadrianus Cäsar]«, der lebt, heil und gesund ist, der ewig lebt [gleichwie Re]*

Id.

1 sollte über dem Bogen stehen. 2 So Z. 3 U. hat \ statt |. 4 So Z.

[mit] einem frischen schönen Alter, indem er ein Herr des Genusses (?) *ist, der Herrscher jedes Landes, indem die Großen von Ägypten und die neun Bogen vereinigt unter seinen Sohlen liegen, sowie unter denen der Herrscher der beiden Länder; sie sind seinem Ausspruche* (?) *untergeben alltäglich, indem seine Kraft reicht bis hin zu jedem Umkreis dieses Landes auf seinen vier Seiten*

Ist der Text richtig, so wird hier Hadrian eine Macht gewünscht, gleich der der alten Pharaonen.

Das »Herr des *wꜣš*«, das unten in IVa noch einmal begegnet, ist sonst kaum belegt, da die Eigenschaft fast nur in den Verbindungen wie , vorkommt.

Die Ergänzung »Ausspruch« wird richtig sein, wenn ich auch den Ausdruck *ḫpr ḥr tpt-rꜣ* nicht belegen kann.

Zu *r idrjw* für *r drw* »bis zu«, eigentlich bis zur »Grenze«, vgl. z. B. »bis zur Ewigkeit« (Mar. Dend. IV 77 b), »bis (hinab) zum Wasser« ib. II 73 b. Das Folgende ist auffallend; man sagt sonst: »alles was die Sonne umkreist« und »das Land auf seinen vier Seiten«, aber die Verbindung beider Ausdrücke ist mir so nicht bekannt.

Ie.

1 [hieroglyph] hat hier und in IIId die alte Gestalt dreier Tierfelle, die von einem [hieroglyph] herabhängen. 2 So richtig U.

— *und die Stiere und ihre Kühe vermischen sich fröhlich (und) machen viel, was sie für ihn gebären, um sein Herz zu erfreuen und das der großen, von ihm geliebten, Gemahlin des Königs, der Herrscherin beider Länder, »Sabina«, die lebt, heil und gesund ist, »Sebaste, die ewig lebt«.*

Vor *š'š3* ist [hieroglyph] oder allenfalls [hieroglyph] zu denken.

If.

1 Die Figur wird ein Nilgott gewesen sein, wie [hieroglyph] aber stehend. 2 Unter dem Vogel bei Z. [hieroglyph]: doch ist wohl nicht ein *k* gemeint, da die Inschrift dies immer umgekehrt stellt. Es wird [hieroglyph] sein in der zuweilen (z. B. Florenz, Uschebti 6564) vorkommenden Form [hieroglyph].

— *und der (Nil), der Vater der Götter, schwängert die Äcker für sie und macht ihnen einen großen Ozean zu seiner Zeit, um die beiden Länder zu überfluten.*

Daß mit [hieroglyph] hier die Überschwemmung gemeint ist, ist klar, doch gebraucht man sonst für diese das männliche Wort [hieroglyph].

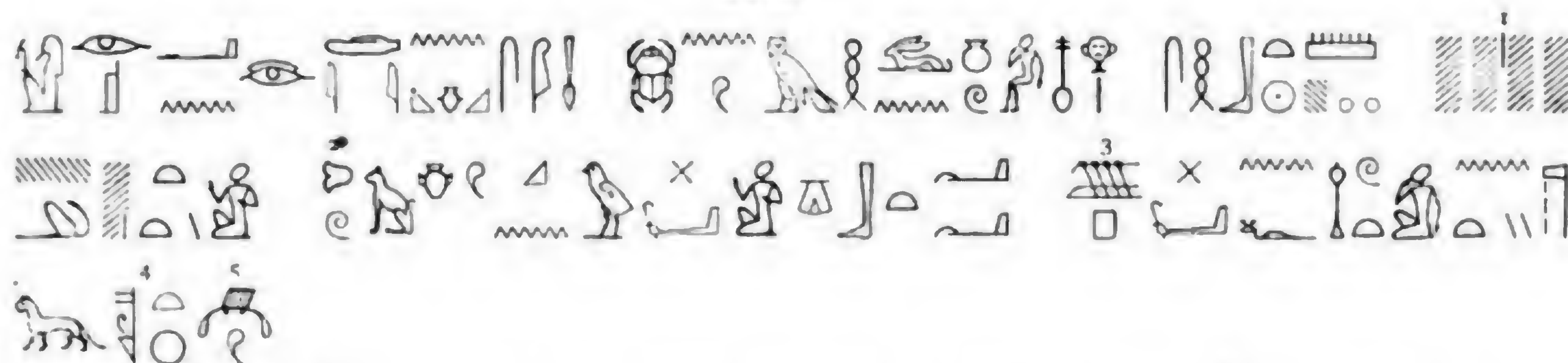
II.

Antinous vor Thoth, von dem er das [hieroglyph] empfängt; der Gott hält das [hieroglyph] sowie [hieroglyph] und [hieroglyph].

Es sagt Thoth, der zweimal Große, der Herr von Schmun: Ich gebe dir, daß dein Herz täglich lebe.

[hieroglyph] (das Weitere unlesbar).

IIa.



1 Wohl ein . 2 Nach unten geneigt, als sei es ein . 3 So deutlich U. 4 Bei Z. ziemlich deutlich. 5 Hinter haben K. und Z. zwei kleine Zeichenspuren, wie .

Osiris Antinous, der Gerechte — er war zu einem Jüngling geworden mit schönem Antlitz, der die Augen erfreute. . . . . . Kraft, mit klugem (?) Herzen wie einer mit starken Armen — er empfing einen Befehl der Götter zur Zeit seines Ablebens.

Der Ausdruck »ein Schöngesichtiger, der die Augen erfreut«, findet sich auch Edfu I 425, 13; ib. 420, 7 und oft ähnlich in Dendera.

Das ist vieldeutig. Nimmt man an, daß mit ein *r* gemeint ist, so kann man *rw* und *rš* lesen; das erstere gäbe keinen Sinn, das zweite könnte »sich freuen« sein und auch , die späte seltene Schreibung von »wissen«. Sollte aber nur aus verlesen sein, so hat man entweder das Demonstrativ *pw* oder *pš*; dieses *pš-ib* aber wäre die späte Schreibung für , das unter anderm »gescheut«[1] bedeutet. Bei dieser letzteren Annahme bekäme man wenigstens einen guten Sinn: Antinous, der doch noch ein Knabe war, war doch schon so verständig wie ein Starkarmiger, ein Erwachsener.

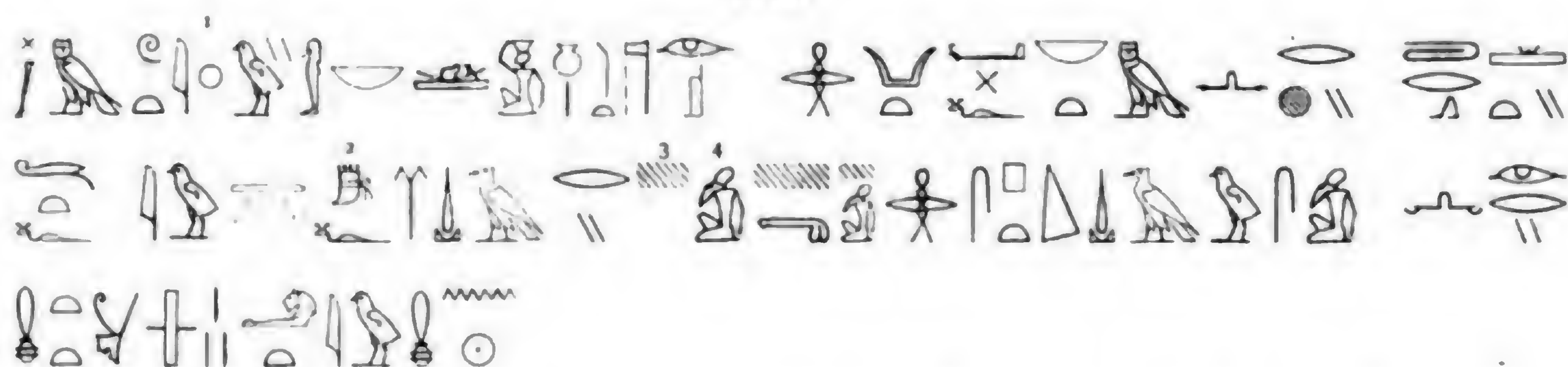
Der Ausdruck *šsp wḏt* »einen Befehl empfangen« ist sonst nicht belegt, aber in seinem wörtlichen Sinne ja nicht mißzuverstehen.

ist eine gewöhnliche späte Schreibung für *tr* »Zeit«, und wir werden hier also die Angabe haben, wann Antinous den Befehl der Götter empfing.

[1] Vgl. vom Könige parallel zu , Edfu ed. Rochem. II 18; Mar. Dend. III 72b; vom Künstler neben »mit geschickten Fingern«, Mar. Dend. II 51b; Düm. Baugesch. 43 u. ö.; Mar. Dend. III 70 = Düm. Temp. Inschr. 44.

Da er nun im nächsten Satze schon als verstorben angesehen wird, so rät man auf ein »zur Zeit seines Todes«, und in der Tat gibt es ein solches Wort *św*, und zwar gerade eines, das euphemistisch gebraucht wird. Es ist das : seine Familie hat sich gegenüber der früheren Zählung vermindert, denn »er hat Todesfälle erlitten« (Pap. Kahun II 10, 24a); dem Namen eines Verstorbenen aber wird im Verwaltungsstile beigefügt »der Abgelebte« (ib. 10, 6a; 11, 2; Abbott 2, 15; Pap. Turin 99, 2, 3; Spiegelberg, Sethosrechnungen 9, III, 12; 9, IV, 5; 13a, 18; 14a 8 u. ö.).

IIb.



1 So K. ziemlich deutlich (U.). 2 U. hat 3 Bei Z. über ein Rest wie (nicht). 4 U. deutlich.

Alle Gebräuche der Stunden des Osiris wurden an ihm wiederholt samt allem seinem Werk als Geheimnis. Seine Schrift ging umher, indem das ganze Land in . . . . und . . . . . . und . . . . und . . . . . war. Gleiches ist früheren nicht getan bis heute.

ist die späte gewöhnliche Schreibung für »Stunde«, und auch die temporäre Priesterschaft wird geschrieben (Mar. Dend. I 15c). Ich glaube, man wird hier an das erstere Wort denken müssen und »alle Gebräuche der Stunden des Osiris« werden die »Stundenwachen des Osiris« sein, die Herr Junker herausgegeben hat. Die sind an dem toten Knaben »wiederholt« worden, so wie sie einst zum Schutze des Osiris angestellt wurden. Auffällig bleibt nur das ; soll es die »Gottesstunden des Osiris« heißen, weil ja in jeder Stunde ein anderer Gott die Wache bei ihm hält? oder ist es nur Determinativ?

möchte man zunächst *št*, d. h. *šd*, lesen, aber ein solches Substantiv, das ja etwas wie Zeremonien bedeuten müßte, existiert nicht. Ich glaube daher bis auf weiteres, daß das etwas ungeschickte Zeichen, das hier steht, doch nichts weiter sein soll als ; dann bekommen wir die auch in IIIc vorkommende Schreibung . Der Gebrauch von *kꜣt* »Werk« für religiöse Zeremonien ist auch sonst zu belegen, vgl. z. B. die der unseren ähnliche Stelle: »man vollzieht das Werk des *Dnj*-Festes als Geheimnis« (Mar. Dend. IV 38, 99).

»als Geheimnis« ist einmal aus Dyn. 18 belegt (Urk. IV 389); griechisch ist es häufiger: Mar. Dend. IV 38, 99; IV 39; Edfu I 199.

Im nächsten Satz kann man als die Präposition ⲉ oder als das Hilfsverb ⲉ fassen; je nachdem hat man »sein Buch ging umher zu dem ganzen Lande als *dꜣr*« oder »sein Buch ging umher, indem das ganze Land in *dꜣr* war«. Mir scheint das letztere wahrscheinlicher, denn aus dem Folgenden erhellt doch, daß hier von der allgemeinen Verbreitung des Antinouskultus die Rede ist; kaum war sein Ableben verkündet, so pries man ihn und verehrte ihn und errichtete ihm Altäre und gab ihm Gottestitel. Ist dem so, so müssen das *dꜣr*, das und das *špd dꜣwš* Ausdrücke für »feiern, lobpreisen« oder ähnliches sein. Da aber liegt die Schwierigkeit. Für *dꜣr* weiß ich keinen Rat[1], das Folgende könnte zu ergänzt werden, aber über dieses sehr seltene Wort[2] läßt sich nur feststellen, daß es ein Verbum des Sagens sein dürfte. Daß *dꜣwš* dasselbe ist, was man sonst *dꜣjš* und *dꜣš* schreibt, ist klar, und da dieses Wort auch von den Sprüchen des Rituales und den Hymnen gebraucht wird[3], so paßt es ja auch in unsere Stelle hinein. Was aber ist dann das *špd*, das davor steht? Alle ähnlichen Verbindungen mit *špd* (*špd* , *špd* , *špd* , *špd*)

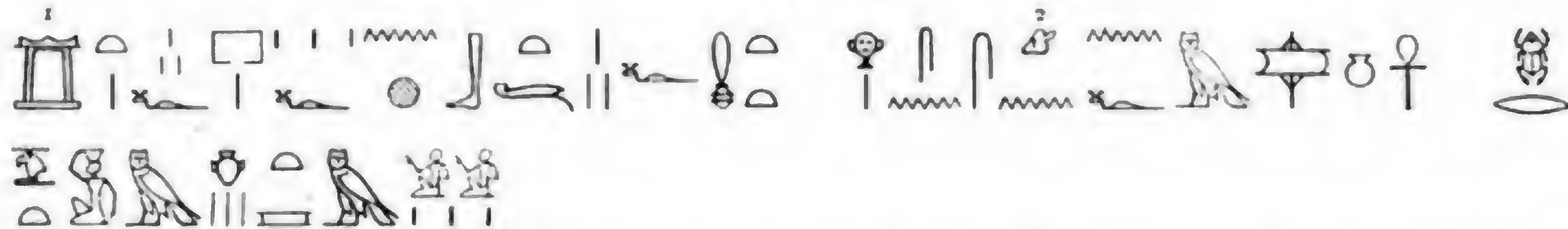
[1] Ein *dꜣr* mit ähnlicher Schreibung in den Klagen des Bauern (B 1, 281; Vogelsang vermutet: Entschuldigung) und Siut III 5 (etwas was eine Witwe bedrückt?). Außerdem ein spät belegtes (Mar. Dend. III 26d; 15b; 17e), das vielleicht das Sichtbarsein des Gottes beim Feste bezeichnet.

[2] Urk. IV 434, 8; 364.

[3] Edfu I 483; I 41.

bezeichnen immer eine Person, die »geschickt in Gedanken, Gesetzen, Ratschlüssen, Zauberformeln« ist, aber niemals einen Zustand, wie er hier erforderlich zu sein scheint.

IIc.



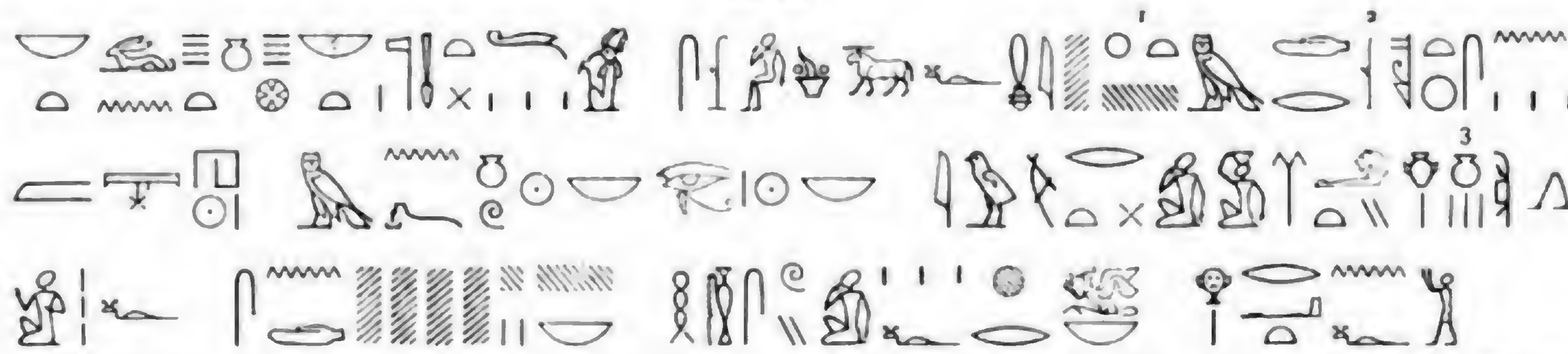
1 Ein Altar griechischer Form. 2 So Z.; U. hat kein *n* unter . Allenfalls könnte man *nf* auch hinter als Lautwert von lesen.

— *und ebenso seine Altäre, seine Häuser und seine Titel, und er atmete die Lebensluft. Sein Ansehen entstand in den Herzen der Menschen.*

Der Satz ist sehr ungeschickt angeknüpft. Man denkt zunächst, er sei als *ẖ3wtf ... ḥr śnśnf* »seine Altäre ... lassen ihn atmen« zu fassen, aber abgesehen davon, daß doch *śnśn-nf* dasteht, und daß *śnśn* für »atmen lassen« sehr selten ist[1], so wäre der Gedanke doch auch seltsam, daß die »Altäre, Häuser und Titel« ihm Atem spenden. Ich glaube daher, daß man die Substantiva mit dem Vorhergehenden verbinden muß: »nicht ist gleiches von den Vorfahren getan bis heute und ebenso (steht es mit) seinen Altären, seinen Häusern und seinen Titeln«. Das *ḥr* aber knüpft hier horribile dictu ein Verbum finitum an »und er atmet«, geradeso wie es in IIIc heißt: »er geht aus seiner Stadt zu vielen Tempeln ... und er erhört die Bitten«.

Daß *śnśn* statt mit dem Objekt mit *m* konstruiert wird, findet sich öfter in später Zeit: »die Luft atmen« (Festgesänge von Isis und Nephthys 12, 18 und mehrfach ähnlich in Philä).

IId.



[1] Ich kenne es nur im Rituel de l'embaumement (Papyrus de Boulaq 3, 9. 11): »Thoth läßt dich atmen ( ) durch seinen Zauber.«

1 Bei U. ist die Lücke wesentlich größer. 2 So Z. und U.; es wird sein. 3 Lies .

Der Herr von Hermopolis, der Herr der heiligen Schriften ist es, der seine Seele verjüngt wie die [der . . . . .] zu ihrer Zeit, bei Nacht und bei Tage, zu jeder Zeit und in jeder Sekunde — indem die Liebe zu ihm in den Herzen seiner Diener ist und die Furcht [vor ihm] [bei] allen . . . . . und sein Lob bei allen Menschen, indem sie ihn preisen.

Das kehrt als in einer Aufzählung der Zeiteinteilungen auf dem Bab el Abd in Karnak als kleinste derselben wieder.

IIe.



1 So Z. und U.; man kann zweifeln, ob der Thron vor oder hinter das f gehört. 2 Das steht scheinbar hinter . 3 So deutlich Z.; der Strich könnte auch zwischen und eingeschaltet werden, wo er freilich ebenso sinnlos sein würde.

Er nimmt seinen Sitz ein in der Halle der Gerechten, der Verklärten, der Trefflichen, die im Gefolge des Osiris sind, in dem Tꜣ-ḏsr, indem der . . . . . der Ewigkeit ihm Rechtfertigung gibt. Sie lassen seine Worte bestehen auf Erden, weil (?) *ihr Herz an ihm erfreut wird.*

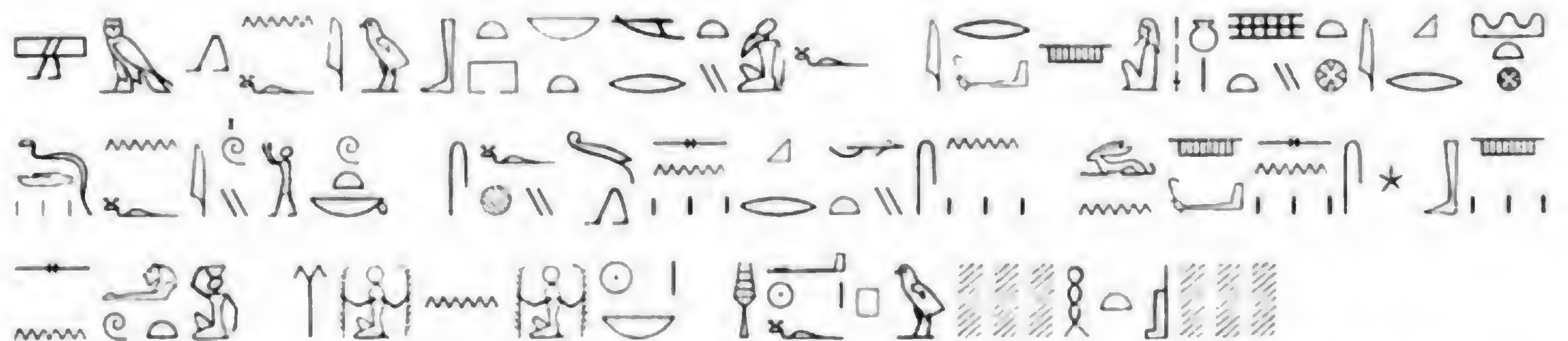
Das seltsame erste Zeichen soll gewiß *ḥmś* »sitzen« sein, das ja altertümlich mit dem Objekt des Sitzes konstruiert wird.

Die *wśḫt mꜣꜥtjw* »Halle der Gerechten« ist natürlich entstellt aus der bekannten *wśḫt mꜣꜥtj* »Halle der beiden Wahrheitsgöttinnen«. Doch hat der Verfasser des Textes wirklich an »Gerechte« gedacht, da er von ihnen ja auch weiter im Plural spricht. Die gleiche Konfusion findet sich übrigens auch sonst in griechischer Zeit, vgl. (Wien, Sarg 20).

Hr. Grapow schlägt mir vor, in ein zu sehen: »indem der Herr der Ewigkeit ihm Rechtfertigung gibt«; so gut das paßt, so ist doch als Schreibung für *nb* nicht nachzuweisen.

Über vgl. die Bemerkung zu Ia. Die seine Worte bestehen lassen, können nach dem Wortlaut nur die Genossen des Antinous im Totenreiche sein.

IIf.



1 Scheinbar nur ein Strich, doch ist er bei Z. noch so breit, daß man das \\ darin erkennt.

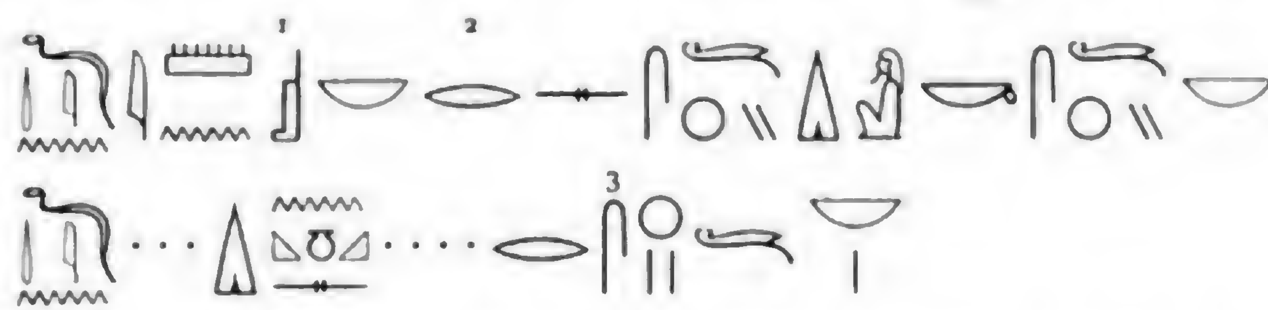
Er geht weg zu jedem Orte, den er will. Die Türhüter des Gaues Igrt, die sagen zu ihm: »Preis dir!«. Sie lösen ihre Riegel, sie öffnen ihre Tore vor ihm, in unendlich vielen Jahren, alle Tage, indem seine Lebensdauer die der [Sonne?] ist, [nie] vergehend [ewiglich].

Wenn auf die grammatischen Formen hier etwas zu geben wäre, müßte man übersetzen: »er ist weggegangen«.

Auch das ||| bei *ḏd* wird man nicht ernst zu nehmen haben.

III[1].

Antinous vor *Amon*, von dem er empfängt; der Gott hält mit



1 So Z. und U.; Brugsch, Dict. Géo. 946 gibt an, es stehe ; was ich auf der Photographie zu sehen glaube, paßt nicht dazu. 2 Alles folgende ist unsicher. 3 Offenbar dasselbe Wort wie in Titel und Rede des Amon; hier aber rückläufig geschrieben.

[1] Mir stand für diese Seite eine Photographie zu Gebote, die aber zu klein ist, um an den schwierigen Stellen Hilfe zu bringen.

IIIa.



1 Der obere Teil bei Z. ziemlich deutlich; es wird [ ] gestanden haben wie in IV. 2 Z. und U. ; auf der Photographie glaube ich aber so zu sehen. 3 So Z. und U. 4 Bei Z. beide Männerfrisuren.

Antinous, welcher dort ist — ein Festplatz (?) *wurde gemacht in seiner Stätte von Ägypten, die nach ihm benannt ist, für die Starken, die in diesem Lande sind und für die Rudermannschaft und für die ..... des gesamten Landes sowie für alle Leute, welche bei* (?) *Thoth sind* (?).

Die ungefähre Bedeutung des unbekannten Wortes *ḥgȝw* erhellt aus der Schreibung und dem Zusammenhang.

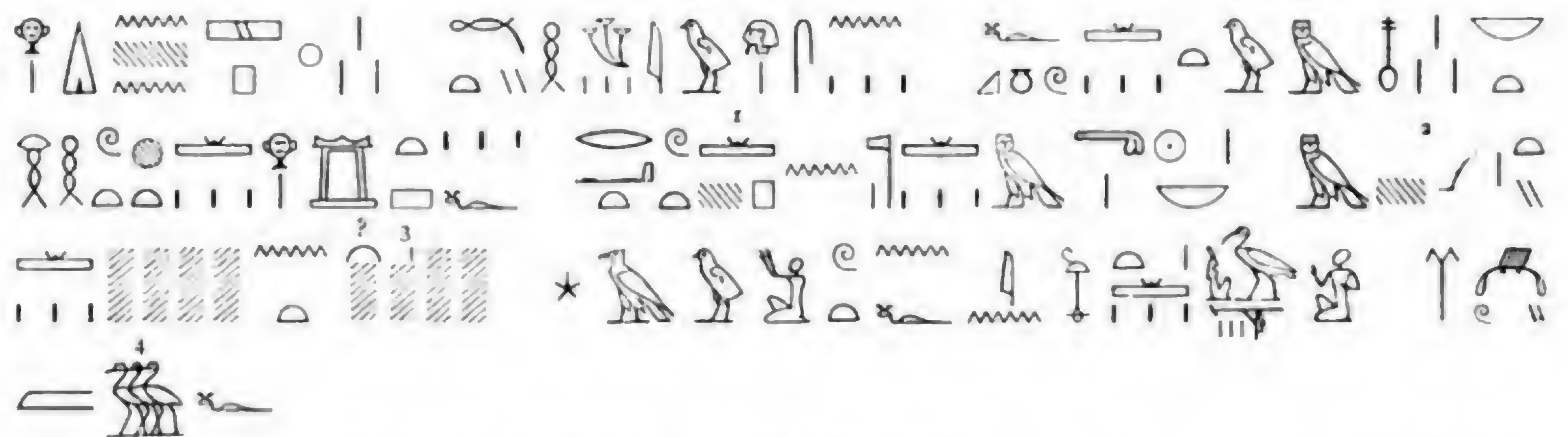
, u. ä. sind die gewöhnlichen griechischen Schreibungen für »Mannschaft«; das Wort ist hier noch ganz in alter Weise von den Matrosen gebraucht.

ist so nicht bekannt; wohl aber gibt es ein *ṯkr*, das in der Redensart *ṯkr pḥtj* »stark (?) an Kraft« spät oft vorkommt und das gelegentlich auch (Mar. Dend. III 49 g) geschrieben wird. Ob dieses etwa gemeint ist?

Daß die Aufzählung der Festteilnehmer mit einem asyndetischen *rmṯ nbt* »alle Leute« schließen soll, ist an und für sich unwahrscheinlich; vergleicht man Stellen wie Mission V 331, 35: »unter den Hofleuten (sic) sowie allen Leuten«, oder Klagen der Isis und Nephthys 54: »um zu ernähren die Götter sowie die Menschen« und ähnliches mehr, so sieht man, daß das nachgesetzte *mjtt* auch hier das *rmṯ*

nbt anknüpft. Der folgende Relativsatz, der zu *rmṯ nbt* gehören muß, scheint zunächst den bekannten Ausdruck zu enthalten, so daß zu übersetzen wäre: »alle Leute die bei[1] Thoth weilen« und das gäbe sogar anscheinend einen guten Sinn, denn Antinoe liegt ja im Gaue von Hermopolis. Aber abgesehen davon, daß diese Umschreibung für »die Bewohner von Hermopolis« doch sehr seltsam wäre, so liegt auch eine Schwierigkeit in der Schreibung, denn noch niemand hat *bw* »den Ort« oder ähnlich geschrieben, auch die spätesten Texte schreiben es immer ganz vernünftig . Ich möchte in dieser Not auf eine andere Möglichkeit hinweisen: der Anlaut *b*, das Determinativ und das ○ finden sich allerdings in einem Worte zusammen, in *bꜣw-rꜥ*, dem bekannten Ausdruck für die heiligen Bücher, der freilich immer oder, seltener, geschrieben wird. Heißt die Stelle also etwa: »sowie alle Leute, welche an den heiligen Schriften bei Thoth (tätig) sind«? und geht sie etwa darauf, daß Antinous bei den Spielen auch durch Hymnen seitens »der Künstlerschaft des Thoth«, wie es in IIIb heißt, gefeiert wurde? Freilich bliebe der Ausdruck sehr seltsam.

IIIb.



1 Lesung und Stellung fraglich. Z. gibt . U. hat ebenso, was ja aber



nichts beweist. Auf der kleinen Photographie glaube ich ebenfalls zu sehen, an Stelle des rätselhaften Dreiecks aber vielleicht ein oder, wahrscheinlicher, nur ein zufälliges

---

[1] Das wäre kein Hindernis bei dieser Übersetzung, denn es kommt auch sonst vor statt vor. Vgl. z. B. Urk. IV 567; Louvre C 65 = Turin 153; Mar. Abyd. I 24a.

Loch. Meine Anordnung ergibt wenigstens einen möglichen Satz. Die naheliegenden Gedanken, zu lesen oder sind mit den sicher lesbaren Zeichen kaum in Übereinstimmung zu bringen. 2 Der von Z. gegebene Zeichenrest wird von der Photographie bestätigt; man möchte an eine Schreibung von *m ḫrt-hrw nt rʿ nb* denken. 3 Nur bei U. 4 Mit einer kleinen Feder am Hinterkopf, also wohl eher *ỉꜣḫ* als *bꜣ*.

indem man ihnen Preise gibt und Kränze auf ihr Haupt; man belohnt mit allerlei Gutem. Man legt auf seine Altäre, man bringt täglich . . . . . dar als tägliche (?) *Spende* (?). *Es wird ihm Preis gesprochen seitens der Künstlerschaft des Thoth nach der Weite seiner Trefflichkeit.*

Für das *šp*, das neben den »Kränzen« gegeben wird, rät man auf ein Wort wie »Ehrenpreis« und in der Tat gibt es ein solches Wort, dessen Kenntnis wir Sethes Bearbeitung der Rosettana verdanken; der Titel ἀθλοφόρος ist in der Stele von Nebireh (Z. 4) mit »Träger des Tapferkeitspreises« wiedergegeben.

Das »man belohnt« eröffnet scheinbar die Reihe der passivischen Verba, die im folgenden den Kultus des Antinous beschreiben; doch muß es dem Sinne nach noch zu der Verleihung der Preise gehören. Ist deshalb vielleicht an ein Pseudopartizip *fkꜣtj* zu denken »indem sie belohnt sind«? freilich weiß ich nicht ob bei *fkꜣ* gerade die Form auf *-t* am Leben geblieben war.

Die Konstruktion von *dwꜣ* mit *n* ist in späten Texten auch sonst belegt, sicher zweimal auf dem Bab el Amara in Karnak (nach Sethes Kopie).

Das *m ꜣw m* hat man sich wohl als *mj ꜣw n* »entsprechend der Länge des« zu denken; ich kenne den Ausdruck freilich sonst nicht.

Den Ausdruck *ḥmt Ḏḥwtj* »Künstlerschaft des Thoth« kenne ich sonst nicht.

IIIc.



1 Z. gibt [hieroglyphs], U. nur [hieroglyph], die Photographie führt eher auf [hieroglyphs], also etwa auf [hieroglyphs]; der Rest von [hieroglyph] ist bei Z. kaum einer andern Deutung fähig. Das führt auf eine Lesung wie [hieroglyphs]. 2 Eigentlich ein [hieroglyph] mit den Zacken des [hieroglyph] auf dem Kopf. 3 Das [hieroglyph], das bei U. ganz fehlt, ist vielleicht nur ein Loch: dahinter Reste eines größeren Zeichens, die etwa dem vorderen Flügel eines [hieroglyph] gleichen.

Er geht aus seiner Stätte zu vielen Tempeln des ganzen Landes und erhört die Bitte dessen, der zu ihm ruft, und heilt den bedürftigen Kranken dadurch, daß er ihm einen Traum schickt. Er vollzieht sein Werk unter den Lebenden. Er nimmt jede (?) *Gestalt an, die sein Herz [liebt?].*

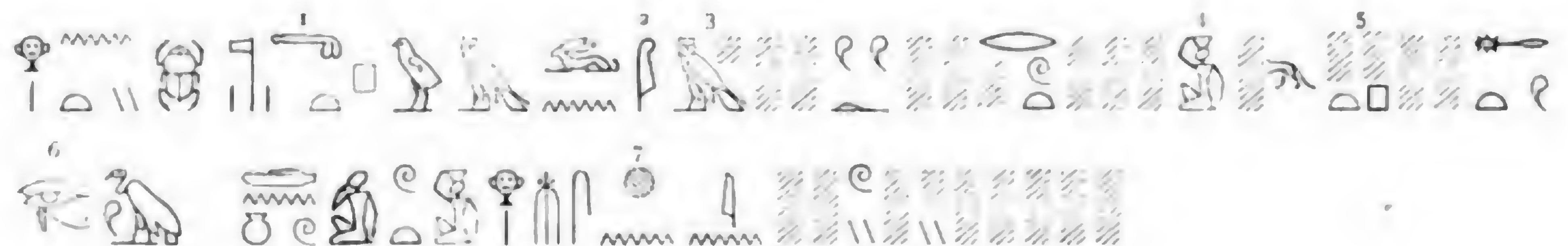
Statt *ḥr sḏm* »indem er hört« oder *sḏmnf* »und er hört« steht ein Mixtum compositum *ḥr sḏmnf*; vgl. oben die gleiche Eigenheit bei IIc.

In dem [hieroglyph] von [hieroglyphs] hat man wohl nicht eine Erinnerung an das alte Negativwort *njw* zu sehen; es wird einfach eine unrichtige Schreibung für [hieroglyphs] oder [hieroglyphs] vorliegen, die in der späten Schrift üblichen Formen von [hieroglyphs]. Die Bedeutung »Geringer, Bedürftiger« hat das Wort zu allen Zeiten, vgl. Mar. Karn. 37 b, wo der [hieroglyphs] dem [hieroglyphs] gegenübersteht, Louvre C 55, wo man ihn sättigt, Düm. Res. 51, 22, wo Hathor die [hieroglyphs] vor den [hieroglyphs] rettet.

Falls das *t* von *ḫprtnf* ernst zu nehmen sein sollte, müßte man wohl die letzten Sätze so fassen: »Hat er sein Werk unter den Menschen vollzogen, so nimmt er« göttliche Gestalt an.

wnjw »die Seienden« im Sinne von »die Menschen« findet sich auch sonst oft genug; auch spät: »es denken seiner schön die [hieroglyphs], die (künftig) Seienden«, Louvre C 232; »er ernährt alle [hieroglyphs], Mar. Dend. I 17 b; ähnlich III 26.

IIId.



1 So Z. und U.; nach der Photographie würde man kaum darauf raten. 2 So ziemlich deutlich Z. 3 Lies etwa [hieroglyphs]. 4 So U., von der Photographie bestätigt. 5 So mit deutlichem Rest eines □ bei Z. 6 Nach der Stellung der Zeichen geht es nicht an, die Worte anders zu ordnen. 7 [hieroglyph] in Rest bei Z.

dieweil der wahre Same des Gottes in seinen Gliedern ist . . . . Leib heil . . . seiner Mutter; er wurde auf der Geburtsstätte erhoben von . . . .

Es sind offenbar die üblichen Redensarten, die bei den alten Königen deren göttliche Herkunft und Natur verkünden. Aber das Einzelne bleibt fraglich.

Der erste Satz besagt wohl, daß der Same eines Gottes wahrhaft in seinen Gliedern ist. Da die Inschrift die Götter nicht mit [hieroglyph], sondern mit [hieroglyph] determiniert, darf man bei [hieroglyphs] nicht an den Sonnengott »Chepre« denken, sondern muß *ḫpr* als das Verb »es ist« nehmen und [hieroglyphs] als das alte *mtwt-nṯr* »Gottessame«. Aber da nun auch noch [hieroglyphs] folgt, so ist das »es ist« bei dieser Annahme doppelt ausgedrückt.

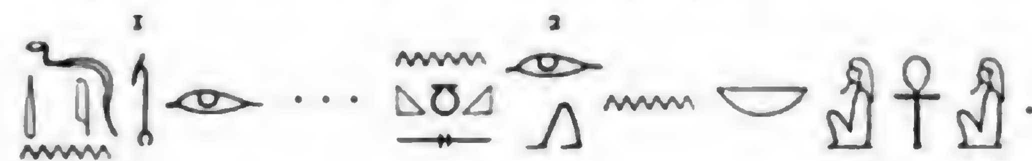
Das *m wn mꜣꜥt* ist gewiß das alte *n wn m*. — In den Schlußsätzen steckt, daß ihn die Götter bei seiner Geburt schon als einen Gott erkannt haben. Klar ist, daß dieses *ḥr mśḫnt* »auf der Geburtsstätte« *in* »seitens« derselben geschehen ist. Für das passive Verbum, das davor steht, ergibt sich die richtige Auffassung aus einer häufigen Phrase der späten Tempel: [hieroglyphs] »das Geschick erhob sie (die Hathor) auf der Geburtsstätte«, Düm. Kal. J. 54; Düm. Baugesch. 6; 39; 41—42 und ähnlich vom jungen Horus in Philae; [hieroglyphs] »sie wurde auf der Geburtsstätte erhoben« Düm. Baugesch. 7—8. Demnach ist mit [hieroglyphs] hier das alte [hieroglyphs] gemeint, für das auch sonst späte Texte [hieroglyphs] u. ä. schreiben.

In dem was davorsteht, könnte man etwa einen Ausdruck wie *wp-ḥt mwtf* »Erstgeborener seiner Mutter« sehen, wenn nur das dazugefügte *wḏꜣ* »heil« dazu passen wollte.

IV.

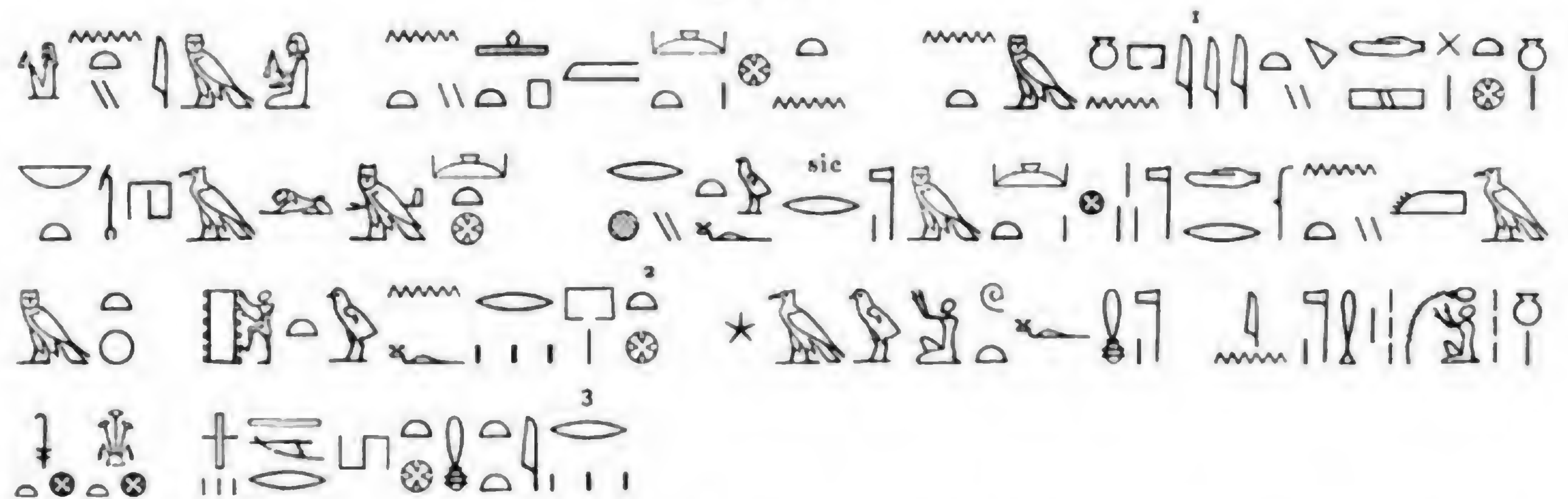
Antinous vor einem zerstörten Gotte, von dem er das [hieroglyph] empfängt; der Gott hält das [hieroglyph] mit [hieroglyph].

Von den Beischriften ist nur die zum Antinous erhalten:



1 So Z. 2 Das folgende unsicher.

IVa.



1 Bei Z. stehen die beiden ersten [hieroglyph] höher als das dritte etwas größere, sollen sie also eine Gruppe für sich bilden? 2 [hieroglyph] bei Z. 3 Auf dem [hieroglyph] noch zwei kleine Striche, die von einem getilgten Schreibfehler herrühren werden.

Antinous (?), welcher dort ist, welcher ruht in dieser Stätte, die im Grenzfelde der Herrin des .... Rom ist — er ist bekannt als (?) Gott in den göttlichen Stätten von Ägypten. Tempel wurden ihm gebaut und er wird verehrt wie ein Gott von den Propheten und Priestern von Ober- und Unterägypten und den Bewohnern von Ägypten, soviel ihrer sind.

Daß der Schreiber sich bei dem ersten Zeichen den Antinous denkt, zeigt der Zusatz »welcher dort ist« = der Verstorbene.

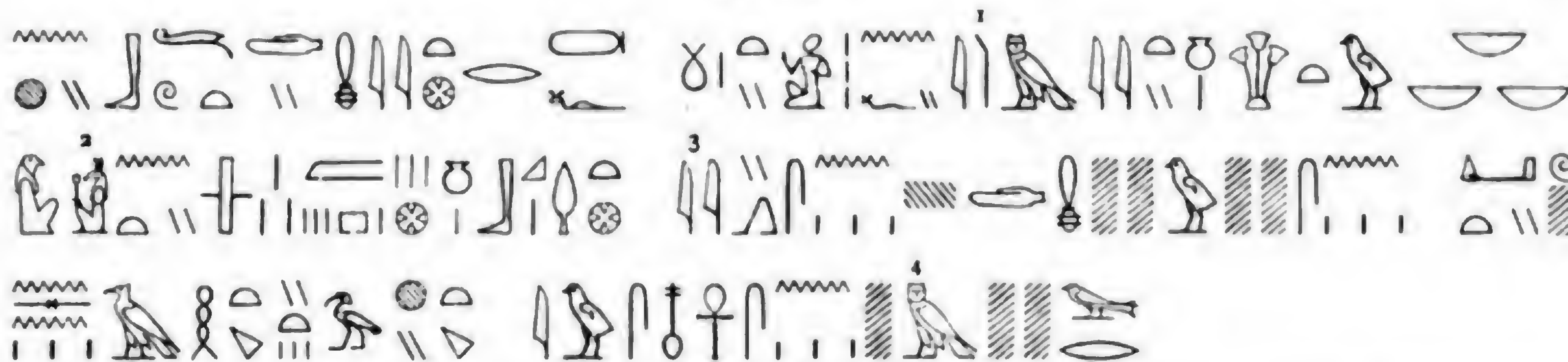
In [hieroglyph] wird man ein ungenau kopiertes [hieroglyph] sehen müssen; ebenso haben auch bei dem [hieroglyph] in IIa zwei der Kopisten nur die senkrechten Striche des Zeichens gesehen. Auch die verschiedene Stellung der

drei bei Zoëga darf man nicht wohl benutzen, um etwa ein herauszulesen[1], da die Determinierung mit doch sicher auf *šḫt* führt.

Eine andere Schwierigkeit der wichtigen Stelle liegt in dem *dš*. Daß dies die regelmäßige späte Schreibung von *tš* »Grenze« ist, ist bekannt; aber ebenso auch, daß dieses Wort spät, so wie im Koptischen, neben »Grenze« auch »Gebiet« u. ä. bedeutet. Die Schenkungsurkunde von Edfu nennt *Pr-ḥtḥr* »das Gebiet von P.«, in Philae (Wb. Zettel 482) wird parallel zu »Gefilde« gebraucht, Mar. Dend. II 16a überschwemmt das Wasser, »den Gau« u. a. m. Wir können also den hier vorliegenden Ausdruck *šḫt-dš* ebenso gut als »Gefilde der Grenze« wie als »Gefilde des Gaues« auffassen; man bemerke, daß er dem Schreiber der Inschrift als ein zusammengehöriger Ortsname oder Ortsausdruck gilt, denn sonst würde er kaum dahintersetzen.

Über das vgl. das zu Id Bemerkte; hier kann es nicht gut den Kaiser bezeichnen, sondern muß ein Beiwort von Rom sein. Das dem *hrm* von Rom beigefügte soll wohl ein Determinativ sein. — Merkwürdig ist die Konstruktion von *rḫ* mit *r* statt mit *m*; der Schreiber wird sein *ennúte* für *ènúte* genommen haben.

IV b.



[1] Ich meine das, das auf dem Obelisken von Benevent vorkommt, und zwar ebenso wie hier in Bezug auf Rom: anscheinend »zu seiner Residenz Rom«, und vielleicht, wie mir Griffith einmal vorgeschlagen hat, nichts als die schöne Wiedergabe eines єпєϥні єтϩєп-ϩромн mit *it-tiwj* = *ḫnw*. — Zwei andere Stellen zeigen das Wort vom Serapisgrab od. ä. gebraucht: Brit. Mus. 378 sind Serapis und Isis (?) genannt und Wien, Kunsthist. Mus. Nr. 172 vollziehen die Bestattung ein *hrj-sšti* des Serapis und die, die zu den Stunden bestimmt sind.

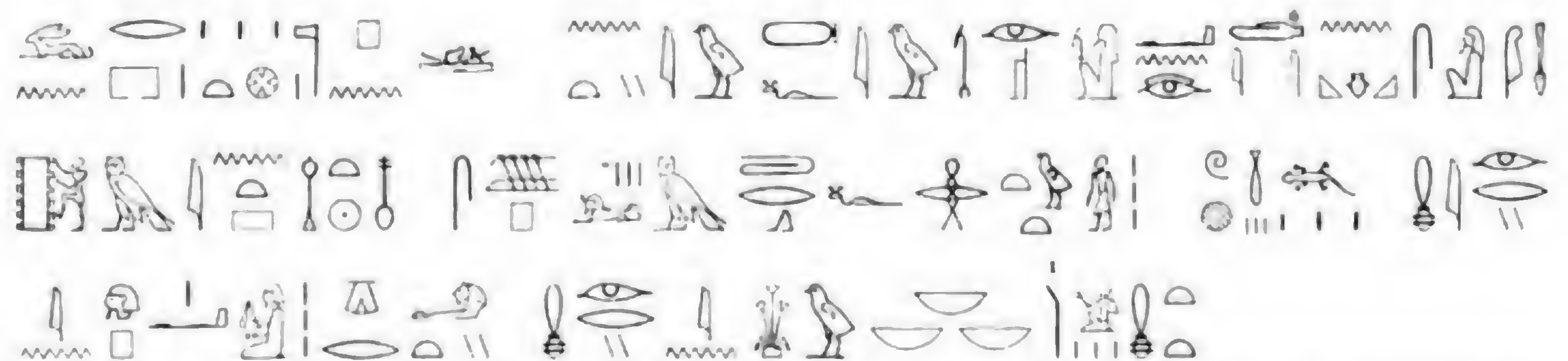
1 Nicht , sondern ein dünner, oben ein wenig gekrümmter Strich; ob die Mittellinie eines ? 2 Deutlich ein Eselskopf, nicht der Kopf des Sethtieres. 3 Das erste etwas kleiner und etwas höher gestellt. 4 Kopf des bei Z. sicher, davor vielleicht die Spitze eines .

Eine Stadt wurde nach seinem Namen betitelt und die zu ihr gehörigen Truppen der Griechen und die . . . . . der Bewohner der Tempel von Ägypten, die kommen [aus] ihren Städten; man gibt ihnen Ackerfelder, um ihren Lebensunterhalt damit (?) *sehr* (?) *gut zu machen.*

Die sind in der späten Schrift die »Soldaten« und so dürfte das Wort auch hier gemeint sein, da in Antinoe ja Veteranen angesiedelt wurden. Doch könnte es auch nur »die Menge« heißen, denn Kanopus 37 wird der ἐπιφανέστατος τόπος des Tempels wiedergegeben durch , d. h. die Halle, die auch der Menge zugänglich ist.

In dem seltsamen hat man zunächst gewiß das zu streichen, denn das ist, wie wir oben (S. 12) gesehen haben, für unsern Text ein gleichgültiges Füllsel. Dann behalten wir den gewöhnlichen Ausdruck *mšꜥ nj-ỉmj* »die zu ihm gehörigen Soldaten«. Da *dmj* »Stadt« Maskulinum ist, wird man das *nj* auf diese beziehen: »ihre griechischen Truppen«. Diesen Griechentruppen gegenübergestellt ist etwas, was den »Insassen der Tempel Ägyptens« (und das heißt doch wohl den Göttern) gehört, also deren Priester? oder deren Leibeigene? Aber wie kann man diese Worte mit einem Horus und Seth schreiben? Ist das etwa — ich verdanke diesen Vorschlag Hrn. Dr. Grapow — eine Schreibung für »Leute«, die durch die beiden Götter an deren Vasallen, die Unterägypter und Oberägypter, erinnern will?

IV c.

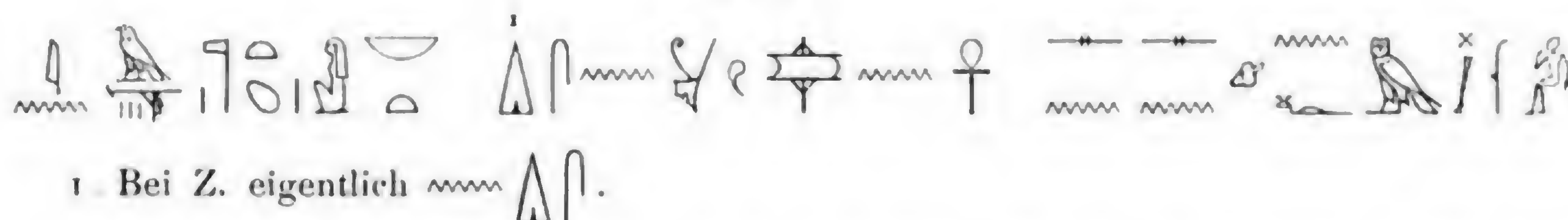


1 An eine Spur, die wohl von der Korrektur eines falschgesetzten Zeichens stammt.

Ein Tempel dieses Gottes ist darin, der da heißt Osiris Antinous der Selige, gebaut aus gutem weißen Stein; Sphinxe sind um ihn her und Statuen, viele Säulen, wie sie vordem von den Vorfahren gemacht wurden und ebenso wie sie von den Griechen gemacht werden.

»Tempel« ist als Plural geschrieben, doch ergibt sich aus den folgenden Suffixen 3 m. sg. daß der Singular gemeint ist.

IV d.



1 Bei Z. eigentlich

Alle Götter und Göttinnen geben ihm Lebensluft und er atmet als Wiederverjüngter.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.

ABHANDLUNGEN

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1917

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

NR. 5

NUBISCHE TEXTE IM DIALEKTE DER KUNÛZI

(MUNDART VON ABUHÔR)

VON

PROF. DR. HEINRICH SCHÄFER

MIT 24 TEXTFIGUREN

BERLIN 1917

VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Vorgelegt von Hrn. Erman in der Gesamtsitzung am 13. April 1916.
Zum Druck eingereicht am 5. Juni 1916, ausgegeben am 24. November 1917.

Inhalt.

Verzeichnis von Abkürzungen.

K. F. M. (FM.) D. Die drei (oder vier) nubischen Dialekte (der *Kunúzi, Fiiadikkaki, Mahasiki, Dungulāwiki*).

Matth., Mark., Luk., Joh. Die vier Evangelien (Evgg), Einl. Anm. 17.

Abel Erz.	Einl. Anm. 13i.
Almk. Gr. Wb.	Almkvist-Zetterstéen, Grammatik, Wörterbuch, Einl. Anm. 9.
Amery	Einl. Anm. 13m.
ar. (Ar.)	arabisch.
ÄZ	Zeitschrift für ägyptische Sprache usw.
Bauernl.	Lieder eines ägyptischen Bauern, Einl. Anm. 32.
Beck.	Beckett, Einl. Anm. 38.
Berl. Ber.	Berliner Bericht, Einl. Anm. 1.
Brugsch Aeth.	Einl. Anm. 7.
Budge	Einl. Anm. 40.
Burckh.	Burckhardt, Einl. Anm. 33.
Caill.	Cailliaud, Einl. Anm. 35.
Carr. (mit Jahreszahl)	Carradori, Einl. Anm. 3.
Chr. Brchst.	Christliche Bruchstücke, Einl. Anm. 14.
Chr. Hds.	Christliche Handschriften, Einl. Anm. 14.
Descr.	Description; ohne Zusatz: Text Bd. 19. Einl. Anm. 13n.
Fibel	Einl. Anm. 20.
Hartm.	Hartmann, Einl. Anm. 36.
Hosk.	Hoskins, Einl. Anm. 37.
Isl. Mer.	Archaeological Survey of Egypt. 19th Memoir, The Island of Meroë by S. W. Crowfoot, London 1911.
Kumm	Einl. Anm. 41.
Lane	Einl. Anm. 31.
Leps. Gr. Wb.	Lepsius, Grammatik, Wörterbuch, Einl. Anm. 10.
Murr. Sounds	Murray, Einl. Anm. 13f.
Murr. Fox	Murray, Einl. Anm. 13g.
nub. (Nub.)	nubisch (Nubien).
Nub. Texts	Nubian Texts, Einl. Anm. 14.
Prok.	Prokesch, Einl. Anm. 36.
Rein. Gr. Wb.	Reinisch, Grammatik, Wörterbuch, Einl. Anm. 8.
Rochem.	Rochemonteix, Einl. Anm. 11.
Rüpp.	Rüppell, Einl. Anm. 34.
Sam.	Einzelne Angaben Samuëls.
Sam. Brf. (mit Datum)	Samuël, ungedruckte Briefe, mit Datum.
Sam. Brot.	Samuël, Einl. Anm. 19.

Sam. Hochz.	Samuêl, Einl. Anm. 19.
Sam. Kind.	Samuêl, Einl. Anm. 19.
Sam. Phras.	Samuêl, Einl. Anm. 19.
Sam. Sâgye	Samuêl, Einl. Anm. 19.
Sam. Wb.	Samuêl, Einl. Anm. 15.
Schuch. Erz.	Schuchardt, Einl. Anm. 13 k.
Schuch. Evgg.	Schuchardt, Einl. Anm. 17 b.
Schweinf..	Schweinfurth, Einl. Anm. 13 n.
sūd.-ar. (Sūd.-Ar.) . . .	sūdân-arabisch.
Wien. Ber.	Wiener Bericht, Einl. Anm. 23.
Wien. Text.	Wiener Texte, Einl. Anm. 23.
ZDMG	Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft.
Zetterst. Parts	Zetterstéen, Some parts, Einl. Anm. 16.

Einleitung.

Die Sammlung und Herausgabe dieser Texte ist die Erfüllung einer Aufgabe der Expedition, die die Kgl. Akademie der Wissenschaften in den Wintern 1908/09 und 1909/10 nach Nubien entsendet hat[1].

Die Hauptaufgabe jener Expedition, die wissenschaftliche Sicherung der mit der Vernichtung bedrohten Inschriften und Darstellungen der Tempel von Philae und dem übrigen Unternubien, hat für die Nebenaufgabe, »das Studium der Sprache und der Sitten der heutigen Barâbra« nur wenig Zeit gelassen. Was aber doch gewonnen werden konnte, enthält die vorliegende Arbeit, zu deren Verständnis und richtiger Beurteilung einige Bemerkungen nötig sind. Ich leite sie mit einem raschen Überblick über die bisherige wissenschaftliche Arbeit an der nubischen Sprache ein[2].

Die erste umfassende Aufzeichnung nubischen Sprachgutes hat gegen das Jahr 1650 der italienische Missionar Arcangelo Carradori unternommen. Seine Liste enthält rund 7000, nach dem Alphabet geordnete, italienische Stichworte[3]. Bedeutend kürzere derartige Listen haben dann in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Reisende wie Burckhardt, Cailliaud, Kirchner (nach A. von Kremer, Ägypten, 1863, S. 103), König, Parthey, Eusèbe de Salle, Seetzen, Segato gesammelt.

Der wissenschaftliche Entdecker der nubischen Sprache ist aber erst Richard Lepsius. Seine Studien haben im Jahre 1843 auf der großen Preußischen Expedition begonnen[4], jedoch haben ihn die Vorarbeiten zur

---

[1] Bericht über die von der Königlichen Akademie der Wissenschaften in den Wintern 1908/09 und 1909/10 nach Nubien entsendete Expedition. Erstattet von den Herren H. Schäfer und H. Junker. Sitzungsberichte, 1910, XXXI.

[2] Vgl. K. V. Zetterstéen. Den nubiska språkforskningens historia. Skrifter utgifna af K. Humanistiska Vetenskaps-Samfundet i Uppsala XI, 4 (1907).

[3] Herausgegeben durch K. V. Zetterstéen in Le monde oriental, Uppsala, Leipzig usw. 1906, S. 227—240 The oldest dictionary of the Nubian language. Dann fortlaufender Abdruck: Arcangelo Carradori's Ditionario della lingua Italiana e Nubiana. 1911, S. 42—79 *A basso* bis *Buttarsi;* 137—167 *Cacare* bis *Custodito;* 1914, S. 203—236 *Da alto* bis *Futuro;* 1915, S. 17—55 *Gabbano* bis *Lustro.*

[4] Brief aus Kurusko vom 20. 11. 43 in den Briefen aus Ägypten, Äthiopien usw., 1852, S. 94.

Veröffentlichung der damals angekündigten Grammatik mit Wörterbuch noch über 35 Jahre beschäftigt, während derer er im Jahre 1853 in Deutschland noch einmal einen Nubier zur Verfügung gehabt hat.

Angeregt durch Lepsius hat Heinrich Brugsch seine immer rege Wißbegierde auf seiner Reise 1853 auch dem Nubischen gewidmet[5]. 1860 ist ein vorläufiger, noch namenloser Druck der unter Lepsius' Leitung hergestellten Übersetzung des Markusevangeliums erschienen, das erste zusammenhängende Stück nubischer Sprache[6]. 1864 hat dann Brugsch eine recht dankenswerte Arbeit unternommen, indem er die älteren oben genannten Wörterlisten, vermehrt durch eine Spalte aus eigenen Sammlungen, zu einer großen Tafel vereinigte und dadurch das Nachschlagen aller dieser Werke im allgemeinen entbehrlich machte[7].

Lepsius' und Brugschens Hindeutungen auf das Nubische haben merkwürdigerweise fast zu gleicher Zeit zwei Gelehrte veranlaßt, sich Mitte der Siebziger Jahre mit der so vernachlässigten Sprache zu beschäftigen. 1876 bis 1878 reiste Herman Nap. Almkvist in Ägypten und Nubien und studierte außer dem Arabischen und dem Tū-Beḍāwie die nubischen Dialekte.

[5] Reiseberichte aus Ägypten. 1855. S. 212—214; 348—351.

[6] *Inġil Yesu el-messihnilin Markosin fayisin nagitta.* The Gospel according to St. Mark translated into the Nubian language, Berlin, 1860. Mein Exemplar ist mir nicht zugänglich. Ich zitiere den Titel nach dem mir vorliegenden Neudruck, London, 1885, Printed for the British and foreign Bible society. Beide sind in lateinischen Buchstaben, ebenso wie der durchgesehene und verbesserte Abdruck in der Nubischen Grammatik von 1880. Ausgaben des älteren Textzustandes, umgeschrieben in arabische Typen, kenne und besitze ich zwei, beide unter dem Titel: انجيل يسوع المسيحن لن مرقسن فايسين نقتّا. — Die eine, 1899 in Autographie zu Alexandria gedruckt: اسكندريل ضبعتكن خواجه جيورجنتن كدن مطبعهلا كتب مقدّسن انكليزن جمعيّن صرفلق. Auf dem Rande des Titels unten klein: (?)كتب بقلم جبرائل اورفلي. Am Schluß, hinter dem Vaterunser, die Bemerkung: ان شوكا دكتور لپسيوس بروسياني نوبين بنيدلا ترجمكنن خواجه إرزيك بروسياني قون عربين فايتّلا نشرن (d. i. Irrsich, vgl. Klimm S. 49). Auf der Innenseite des Titels unter der Überschrift اني فايتن علامنجين بقدن تفسير لن eine Liste der Zeichen für *e*, *o*, *ṅ*, *ñ* mit Wortbeispielen. — Die andere, 1906 in Typen zu Kairo gedruckt: مصرل طبعتكن انكليزن كدن مطبعهلا كتب مقدّسن انكليزن جمعيّن صرف لق. Mit derselben Zeichenliste auf der Innenseite des Titels, aber ohne die Bemerkung am Schlusse des Ganzen.

[7] Aethiopica. Von Dr. H. Brugsch. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge. 17. Band. Berlin, 1864, S. 1—22 und Tafel I—VI. Die beigefügte zusammenhängende Darstellung, die erste ausführlichere im Druck erschienene über das Nubische, enthält, wie jeder Aufsatz von Brugsch, manche geniale Beobachtung. Vgl. z. B. S. 16: »Man kann von vornherein annehmen, daß jedes mehr als zweisilbige Wort ... zusammengesetzter Natur ist«.

1875/76 sammelte LEO REINISCH das Material zu seiner Nuba-Sprache, die 1879 erschienen ist[8] und einen Teil seiner imponierenden Lebensarbeit, der Darstellung der Sprachen Nordostafrikas, bildet. ALMKVISTS Sammlungen blieben, da ihm REINISCH in der Veröffentlichung zuvorgekommen war, lange unbenutzt liegen; sie sind nach seinem Tode auf REINISCHS Anregung durch K. V. ZETTERSTÉEN vortrefflich herausgegeben worden[9]. Es ist ein Glück, daß nicht auch LEPSIUS sich auf die Kunde von REINISCHS Unternehmen veranlaßt gesehen hat, seine Arbeit abzubrechen. Er war, als die Nuba-Sprache erschien, beim Druck seiner Nubischen Grammatik, die 1880 ausgegeben wurde, und konnte in ihrem Schluß noch auf das REINISCHsche Werk Bezug nehmen[10].

1888 veröffentlichte MAXENCE DE ROCHEMONTEIX zwölf nubische Erzählungen mit Übersetzungen[11]. Dann ruhte in der Öffentlichkeit die nähere Beschäftigung mit der nubischen Sprache fast vollständig. Interessant ist aus dieser Zeit ein 1897 von ADOLF ERMAN veröffentlichter alter Tonscherben in Berlin mit einer Liste von vier Wörtern auf koptisch und nubisch[12].

Den Anstoß zu erneuten lebhafteren Studien[13] hat uns erst wieder 1906

---

[8] Die Nuba-Sprache, von LEO REINISCH, Wien, 1879.

[9] Nubische Studien im Sudān 1877—78. Aus dem Nachlaß Prof. HERMAN ALMKVISTS herausgegeben von K. V. ZETTERSTÉEN, Uppsala und Leipzig, 1911. (Siehe Nachtr.)

[10] Nubische Grammatik usw. von R. LEPSIUS, Berlin, 1880. Leider macht sich gegen Ende, vor allem im WB., die Hast beim Abschluß des Druckes in einer bei LEPSIUS sonst nicht üblichen Weise bemerkbar, aber es ist eine wüste Verleumdung, wenn W. MAX MÜLLER (Orient. Litteraturzeit. VI, S. 457, Anm.) es wagt, die nubische Grammatik »eine Ausschlachtung der Grammatik REINISCHS« zu nennen. Der Verleumder des Toten kann nie den Versuch gemacht haben, beide in der Auffassung grundverschiedene Werke zu vergleichen. Was LEPSIUS in seinem WB. aus REINISCH entnommen hat, ist gewissenhaft mit R. bezeichnet.

[11] Quelques contes Nubiens par MAXENCE DE ROCHEMONTEIX, Kairo, 1888. Sonderdruck aus den Mémoires de l'Institut Égyptien, Bd. II. Auch abgedruckt in der Sammlung der Schriften R.s in der Bibliothèque égyptologique Bd. III, Paris, 1894, S. 319—421.

[12] ÄZ. 35 (1897), S. 108. Nubische Glossen.

[13] Ich übergehe hier all die gelegentlichen Heranziehungen einzelner nubischer Wörter, die sich zahlreich in der Literatur finden. (Einiges zusammengestellt bei F. LL. GRIFFITH in »Areika«.) — Auch das, was sich an GRIFFITHS Entzifferung der Meroïtischen Schriftdenkmäler anschließt, lasse ich aus, da sich noch nicht klar übersehen läßt, ob der weitere Weg auf das Nub. oder auf eine andere Sprache führt. Das Material findet sich vorgelegt und zitiert in den Veröffentlichungen über Areika, Karanòg und Meroë, im 19. und 20. Memoir des Archaeological Survey of Egypt, und in H. SCHUCHARDTS Besprechung »Das Meroïtische«, Wiener Zeitschr. f. d. K. d. M. Bd. 27 (1913), S. 163—183, der genauere Literaturangaben macht. — So nenne ich hier nur die wichtigeren der Arbeiten, die die nubische Sprache selbst behandeln. Um den Gang der Darstellung im Text nicht zu verwirren, greife ich dabei über das Jahr 1906 hinaus. ✱ a) Die

die Auffindung der Reste christlicher Literatur in nubischer Sprache aus der Zeit um 1000 n. Chr. gegeben[14].

sprachliche Stellung des Nuba behandelt wohl am besten Leo Reinisch in seinem gleichnamigen Buche (Sprachenkommission d. Kais. Ak. d. W.) Wien, 1911, wenn auch im einzelnen recht vieles Bedenkliche unterläuft. (Dazu L. Reinisch: Das persönliche Fürwort und die Verbalflexion in den chamito-semitischen Sprachen. Wien. 1909.) Sein Buch bietet auch eine einfache und klare Orientierung über den Bau der nubischen Sprache, die aus den großen Grammatiken schwer zu gewinnen ist. ✱ b) D. Westermanns Sudansprachen (Abhandlungen d. Hamburger Kolonialinstituts), Hamburg, 1911, enthält, bei aller Anerkennung des mutigen Versuchs, doch wohl reichlich viel Konstruiertes und Gewaltsames. Verfehlt scheinen mir ✱ c) H. Schack-Schackenburgs Versuch der Anknüpfung an das Altägyptische (Ägyptologische Studien I, S. 209—213) sowie ✱ d) die Heranziehung des Baskischen durch H. Schuchardt (Rev. Intern. des Études Basques VI, 1912 (Nubisch und Baskisch); VII, 1913 (Baskisch und Hamitisch) und ebenso ✱ e) die Vergleichung des Nubischen mit dem Sumerischen z. B. durch C. Meinhof (Zeitschr. f. Kolonialspr. V, S. 319 ff.). — Neues Tatsachenmaterial bringen ✱ f) G. W. Murray, Some unnoticed sounds in Nubian (The Cairo scientific Journal III, 1909), und ✱ g) Derselbe, The fox who Lost his Tail (Man XII, 1912, S. 182/83). ✱ h) D. Westermann, Ein bisher unbekannter nubischer Dialekt aus Dar Fur (Zeitschr. f. Kolonialspr. III, S. 248 ff.). Vor allem aber ✱ i) Hans Abel, Eine Erzählung im Dialekt von Ermenne (Abh. d. phil.-hist. Klasse der Kgl. Sächs. Ges. d. Wiss., XXIX, 1913. Dazu ✱ k) die Besprechung durch H. Schuchardt in Wiener Zeitschr. f. d. K. d. M. Bd. 27 (1913). S. 455—473). — Für das Kordofân-Nub. bringen ✱ l) H. Junker und W. Czermak Kordofân-Texte im Dialekt von Gebel Dair (Sitzungsber. d. Kais. Akad. d. Wiss., Wien, 1913), die ersten zusammenhängenden Texte. — Neuerdings hat C. Meinhof Sprachstudien aus dem ägyptischen Sûdân in der Zeitschr. f. Kolonialsprachen Bd. VI begonnen (s. Nachtr.). ✱ m) Bei seiner Wichtigkeit für die ar. Lehnworte im Nub., ebenso wie für die nub. Lehnworte im Ar. muß in dieser Übersicht auch genannt werden English-Arabic vocabulary for the use of officials in the Anglo-Egyptian Sudan by Captain H. F. S. Amery, Kairo, 1905. Das Buch, das mir durch meines Freundes G. Steindorffs Güte vorliegt, ist mir sehr nützlich gewesen. Wenn die oberägyptischen Dialekte nicht so sträflich vernachlässigt wären, könnten wir auch nach dahin Vergleiche anstellen, was bis heute unmöglich ist. Da würde sich vielleicht zeigen, daß vieles, was wir heute aus dem Sud.-Ar. erklären, ebenso von Ägypten gekommen sein könnte. Wer übrigens von arabistischer Seite her das Sud.-Ar. bearbeiten will, muß Kenntnisse des Nub. haben. Denn viele nubische Fremdwörter stecken darin und manche Spracheigentümlichkeit geht vom Nub. aus. Einzelnes habe ich in den Textanmerkungen gegeben. — ✱ n) Für nub. Pflanzennamen sind wichtig die Liste in der Description de l'Égypte, 1824, Text Bd. XIX, S. 69—115, von Raffeneau Delile, trotz der Hörfehler in den nubischen Namen (ich gebe einen Auszug unter Nr. 447 A) und indirekt auch G. Schweinfurth, Arabische Pflanzennamen, Berlin, 1912. Zur Warnung für den botanisch gerichteten Benutzer meiner Texte muß ich bemerken, daß die lateinischen Namen, die ich angebe, leider nicht durch Bestimmung aus Nubien mitgebrachter Pflanzen gewonnen sind, sondern so, daß ich mir das arabische Wort für die nubischen Pflanzennamen habe sagen lassen und nun eingesetzt habe, was Schweinfurth u. a. für diesen arabischen Namen als lateinischen angaben.

[14] Vgl. die Berichte von H. Schäfer und K. Schmidt in den Sitzungsber. d. Kgl. Preuß. Akad. d. Wiss., Die ersten Bruchstücke christlicher Literatur in altnubischer Sprache

Gleich nach dem ersten Auftauchen dieser für die afrikanische Sprachgeschichte so äußerst wichtigen Urkunden habe ich den Versuch gemacht, mir Übersetzungen der darin enthaltenen neutestamentlichen Stellen ins heutige Nubische zum Vergleich zu verschaffen. Ich wandte mich an Hrn. GÜNTHER ROEDER, der damals für den Service des Antiquités in Nubien tätig war. Seine Erkundigungen führten ihn darauf, daß bei der protestantischen Sûdân-Pionier-Mission in Aswân ein eingeborener Helfer SAMUÊL ALI HISÊN tätig sei, der schon einmal eine Übersetzung des Markusevangeliums ins Nubische angefertigt habe[15]. Durch Hrn. ROEDER und Hrn. Dr. med. FRÖHLICH, den damaligen ärztlichen Leiter der Aswâner Mission, erhielt ich sehr bald das Gewünschte, eine Übersetzung der zehn aus dem Neuen Testament genommenen Abschnitte in den nördlichsten der drei nubischen Dialekte, den der Kunûzi, geschrieben in lateinischen Buchstaben[16].

Als dann Anfang September 1908 unsere Expedition nach Aswân kam, setzte ich mich sofort mit SAMUÊL in Verbindung, aber erst Anfang No-

(1906, XLIII) und Die altnubischen christlichen Handschriften der Kgl. Bibliothek zu Berlin (1907, XXXI). — Die Handschriften sind zusammen mit den bald darauf ins Britische Museum gelangten Texten, einer vom Berliner Museum erworbenen Rechtsurkunde, sowie allem andern erreichbaren einschlägigen Material veröffentlicht und gründlich behandelt von F. LL. GRIFFITH in den Abhandlungen der Kgl. Preuß. Akad. d. Wiss. (Jahrg. 1913, phil.-hist. Klasse Nr. 8, The Nubian Texts of the Christian Period).

[15] Diese Übersetzung ist seinerzeit durch Hrn. KARL WILHELM KUMM (vgl. Einl. Anm. 41 und S. 36) an Hrn. FRITZ HOMMEL in München geschickt worden. Leider mußte dieser aus Zeitmangel die Beschäftigung mit ihr ablehnen und sie am 12. August 1902 an Hrn. KUMM, Cliff House bei Sheffield, zurücksenden. Seitdem ist sie nicht wieder aufgetaucht. Dagegen ist ein sehr interessantes Wörterbuch SAMUÊLS auf englisch-arabisch-nubisch in ar. Schrift, das das Evangelium begleitete, wieder an Hrn. Prof. HOMMEL zurückgekommen. Er hat es mir freundlichst übergeben, und ich werde das Wissenswerte daraus gelegentlich mitteilen. Die Sprache SAMUÊLS ist darin viel mehr mit ar. Worten durchsetzt als in seinen Übersetzungen. Zur etwaigen Auffindung des Evangelientextes entweder im Cliff House oder in den Papieren des Hrn. KUMM mag der Hinweis dienen, daß die Übersetzung gewiß noch in ar. Lettern geschrieben ist. Wenn man von diesem Verluste weiß, wird man die Sorge um das Schicksal der neuen Übersetzungen verstehen, die sich in SAMUÊLS Briefen öfter äußert.

[16] Diese Texte habe ich Hrn. K. V. ZETTERSTÉEN aus Uppsala überlassen, und er hat sie in »Le Monde oriental« 1909 veröffentlicht (Some parts of the New Testament translated into modern Nubian by a native), einmal, I, S. 76—88 in buchstäblichem Abdruck, das andere Mal, II, S. 237—246 in der üblichen Umschrift. — Diese Übersetzungen sind aber im Dialekt der Kunûzi abgefaßt. So hat denn meine Bitte erst vollständig Erfüllung gefunden durch Hrn. HANS ABEL. Er hat nämlich später in Kairo eine Übersetzung der Stücke in den Dialekt

vember gestatteten es unsere Arbeiten, mit den sprachlichen Studien zu beginnen, zu denen uns die Mission in liebenswürdigster Weise den Mann tageweis zur Verfügung stellte.

Die Zwischenzeit hatte Samuël dazu benutzt, sein Übersetzungswerk wieder aufzunehmen. Diesmal hatte er das Evangelium des Johannes vorgenommen. Und unermüdlich, in häufiger Nachtarbeit, stets feilend und nach dem treuesten echt nubischen Ausdruck suchend, hat er seitdem die Arbeit fortgesetzt. Ein Teil des Geschafften liegt gedruckt vor in den Übersetzungen der vier Evangelien[17].

Von diesen Übersetzungen hat unsere Sammlung von Texten ihren Ausgang genommen[18]. Doch die Abhängigkeit wird kaum zu spüren sein.

der Fiyadik'kaki, den ja auch die alten Texte zeigen, durch Mohammed 'Abdo Hamadûn aus Ermenne besorgt. Als der Krieg ausbrach, war er gerade bei der Vorbereitung der Veröffentlichung.

[17] a) *Enjil Yesu komisbuldi teran, hiran Mata* (*Markus, Hana*; bei Lukas steht natürlich *Luka gadisebul*) *bajsin nawite.* Berlin, Verlag der British and Foreign Bible society, 1912. Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn. Vier einzelne Heftchen. Am Schluß jedes Evangeliums *Bajsum. Kunuzin bainidir terjimtakkisum Samuel Ali Hisen Abuhordiged.* In jedem Heft liegt lose ein Blatt: Für europäische Leser, von Heinrich Schäfer. — b) Inhaltreiche ausführliche Besprechung durch H. Schuchardt, Wiener Zeitschr. f. d. K. d. M., Bd. 27 (1913), S. 97—118; Referate von K. V. Zetterstéen, Le Monde oriental 1912, S. 249—251, und von G. Roeder, Literar. Zentralbl. 64 (1913) Nr. 10. — Samuëls Übersetzung liegt meist zugrunde der arabische Text, wie ihn die Ausgabe bietet, die 1907 in der amerikanischen Druckerei in Bērût gedruckt ist. Doch hat er oft auch die französische protestantische Übersetzung von E. Stapfer, weniger oft die revidierte englische Übersetzung benutzt, ganz selten die deutsche. — Wie aus den in unseren Texten abgedruckten nubischen Briefen Samuëls und dem biographischen Abriß hervorgeht, hat Samuël das Übersetzen fortgeführt. Wie weit er ist, kann ich nicht sagen. Gesehen habe ich das Manuskript der Apostelgeschichte, das er zur Revision wieder an sich genommen hat.

[18] Hr. H. Junker und ich begannen damit, bis Anfang Dezember 1908 das Johannesevangelium nach Samuëls Diktat niederzuschreiben. Wir hatten anfänglich Bedenken gegen die Wahl Samuëls wegen des geringen Wortvorrats dieses Evangelisten. Aber gerade seine Schrift mit ihrer eintönigen, bohrenden Art, immer wieder dieselben Gedanken in leicht abgewandelter sprachlicher Fassung zu wiederholen, hat sich uns als sehr geeignet zur Einführung in die Sprache erwiesen. Überraschend war es uns, daß einer unserer islamischen Leute, dem wir einmal zur Probe das tiefsinnige erste Kapitel vorlasen, Worte und Sinn ohne die geringste Schwierigkeit faßte. Die gebildeten Nubier sind für solche abstrakte Dinge durch den Islâm doch besser vorgebildet als wir denken. Das Matthäusevangelium hat H. Junker allein, Ausgang 1909, Samuëls Worten nachgeschrieben. Den Markus und den Lukas habe ich nur in der Niederschrift Samuëls gehabt, aber diese, und noch einmal auch die beiden anderen, mit ihm genau durchgesprochen, den Markus Anfang Januar 1909 in Aswân, das Ganze bei seinem Aufenthalt in Steglitz (vgl. S. 13).

Sobald wir merkten, mit was für einem ungewöhnlich klugen und für sprachliche Dinge begabten Manne wir es zu tun hatten, richtete ich es so ein, daß bei jeder grammatisch oder lexikalisch nicht ganz verständlichen Stelle Samuêl zu einem frei gebildeten Beispiele aufgefordert wurde. Das Resultat hat uns beide immer wieder überrascht. Fiel an einer Stelle das Wort »Beispiel« in irgendeiner der vier Sprachen, in denen wir uns unterhielten, so dachte Samuêl wenige Sekunden nach, und es schoß dann ein inhaltlich und formal wohlgerundetes Beispiel heraus, das nach seinem Diktat festgehalten wurde. Oft gab natürlich ein Wort des Beispiels wieder Anlaß zu einem neuen. Auf diese Weise ist der Grundstock des hier Gebotenen zusammengekommen.

Dazu kamen aber noch andere wichtige Bestandteile:

Bei einem fünfwöchigen Aufenthalt Samuêls in meinem Hause in Steglitz, September und Oktober 1911 (vgl. S. 37), hatte ich Samuêl angeregt, die Zeit, die ich dienstlich von Hause fern war, dazu zu benutzen, daß er freie zusammenhängende Niederschriften über bestimmte Themen versuchte. Auch dieser Versuch ist vortrefflich geglückt. Ihm verdanke ich die lange nubische Schilderung seiner Reise von Aswân nach Berlin (Text 1003), die Schilderung des Schādûfs (376), der Henna (444), des Versteckspiels (58), der Stammesgliederung (3) u. a. m. Diese Niederschriften sind dann ebenso wie die Evangelien teils noch einmal nach Samuêls Diktat von mir niedergeschrieben, teils nur mit ihm genau durchgesprochen worden[19].

Der Evangeliendruck ist zur Benutzung durch Eingeborene oder Leute bestimmt, die Nubisch können. Um ein Mittel zu haben, in der Missions-

---

[19] Samuêl hat auf unsere Ermunterung hin diese freien Niederschriften fortgesetzt. Es liegen folgende lange Ausarbeitungen von ihm vor: *Kal min·do·tōn âb·bū·n* »Wovon wird das Brot gemacht?«, *Kunûz·ī·n‿erkené* »Die Hochzeit der Kunûzi«, *Affi·n‿usk·ar·kōn doķ·ar·kōn* »Geburt und Aufziehen des Kindes«, *Kunûz·ī·n‿kolé* »die Sâgye der Kunûzi«. Ferner eine Sammlung von Phrasen, Wörtern und grammatischen Paradigmen. Die Texte sind Besitz der Kais. Akademie d. Wiss. zu Wien. Sie können erst veröffentlicht werden, wenn wir sie mit Samuêl selbst durchgesprochen haben, doch ist mir gestattet worden, einiges daraus zu zitieren. Von den Phrasen ist eine ganze Reihe in meine Texte aufgenommen. Die zusammenhängenden Aufsätze gehören zum anschaulichsten und frischesten, was wir an nubischen Sittenschilderungen haben. Sie zeigen denn auch oft die fast dramatische Lebhaftigkeit, die wir an den guten nubischen Erzählern immer beobachten konnten. Es wäre dringend zu wünschen, daß die Mission diesen volkskundlichen Teil von Samuêls nubischer Schriftstellerei so sehr wie möglich durch Ermunterung förderte. Es wird auch ihrer eigenen Arbeit großen Nutzen bringen.

schule die Kinder auf seine Benutzung vorzubereiten und überhaupt sie dazu zu erziehen, daß sie ihre Muttersprache auf einfache Weise mit europäischen Lettern und nicht mit der sehr schlecht geeigneten arabischen Schrift schreiben, hat Samuêl unter Anleitung von Hrn. D. Westermann vom Orientalischen Seminar in Berlin eine nubische Fibel hergestellt[20]. Die Niederschrift Hrn. Westermanns nach Samuêls Diktat lag mir vor, und so konnte ich eine Reihe dieser Sätze in meine Sammlung nehmen.

Noch einer vierten Quelle entstammen meine Texte. Nach meiner Rückkehr aus Nubien 1909 war ich natürlich mit Samuêl über allerlei Dinge in Briefwechsel getreten, vor allem über die Arbeit an den Evangelien. Um diesen Briefwechsel recht fruchtbar zu gestalten, hatte ich ihn aufgefordert, mir doch einfach auf nubisch zu schreiben, schrieb ihm auch selbst gelegentlich einmal so. Auch dieser Versuch ist geglückt. Die Briefe, die ich in den Texten unter 1004—1016 abdrucke, übrigens wohl seit der Festsetzung des Islâms die ersten Briefe in nubischer Sprache, sind von Samuêl, wie er mir einmal gestand, zum Teil als Erziehung des Lesers zum Nubischen so gefaßt. Sie zeigen in der Tat nicht nur als echte Briefe etwas von der klugen und liebenswürdigen Persönlichkeit, die wir hinter Samuêls ernstem, fast mürrischem Gesicht stets gefunden haben, sondern enthalten auch vortreffliches nubisches Sprachgut[21].

Aus dem Dargelegten geht hervor, daß meine Textsammlung nur einem, dem nördlichsten, der drei nubischen Dialekte entstammt, dem der Kunûzi[22], wie Samuêl ihn mit Vorliebe nennt, und der sich von Ġarb-Aswân bis zum Wadi Subû' geschlossen erstreckt. Ja, sie geben alle nur eine Mundart, die des Dorfbezirks von Abuhôr, unter dem Wendekreis, wieder, in dessen Weiler Fikkiköl Samuêl geboren ist. Merkwürdigerweise hatten wir bis vor kurzem gerade für den zunächst nach Ägypten gelegenen Kunûzi-Dialekt das allergeringste und schlechteste Sprachmaterial. Jetzt aber ist

---

[20] *Gerayana kitab.* Nubian Primer. Nubische Fibel. 8° 39 S. Printed (by J. J. Augustin in Glückstadt and Hamburg) for the Sudan Pioneer Mission, Wiesbaden, Germany, 1913.

[21] Abgedruckt habe ich nur die Briefe bis Ende Januar 1912, weil ich nur diese mit Samuêl habe durchsprechen können. Die späteren bewahre ich im Manuskript für eine Zeit, wo ich ihn noch einmal sprechen kann. Eine zweite Reise Samuêls nach Berlin war mit der Mission verabredet, aber der Ausbruch des Krieges hat die weiteren Besprechungen abgeschnitten.

[22] Vgl. zu Text 3, 4.

er, wenn einmal auch die gewaltige Wiener Ausbeute[23] völlig veröffentlicht ist, wohl der am besten bekannte. Und das ist gut so. Denn die Anlage des Staubeckens oberhalb Aswâns wird auch auf das Volk der Kunûzi seinen verderblichen Einfluß haben. Die moderne, für die Bedürfnisse des ägyptischen Baumwollenbaues sorgende Technik hat nicht nur vor den antiken Ruinen keinen Halt gemacht, sondern ein ganzer Volksstamm ist rücksichtslos entwurzelt worden[23a]. Die Klagen darüber haben wir während der Wiener Expedition im Lande oft gehört, und sie durchziehen auch die Sätze Samuêls (vgl. 350; 443; 444, 4; 1014, 14). Aussterben wird dieser Dialekt natürlich nicht. Denn abgesehen von den dürftigen Ansiedlungen, die im Lande selbst auf den kahlen Felsufern sitzenbleiben werden, hat er ja seinen festen Ankerplatz in Aswân. Aber was daher kommt, fließt nicht aus einer reinen Quelle. Wir haben die Verrohung und Verwilderung der Sitten und der Sprache im Schellâlgebiet (vgl. schon Hartm. S. 214) lange aus nächster Nähe gesehen und können es wohl verstehen, wenn die südlicheren Orte sich reiner fühlen. Aswân ist so durchsetzt mit Fremdem, nicht von der besten Art, daß echt nubisches Denken und Leben dort immer wurzellockerer werden wird, auch wenn die Sprache sich hält.

Als Samuêl uns öfter versicherte, wieviel reiner und besser sein Heimatsdialekt sei als der stark verwaschene der Schellâlgegend, haben wir das, wie wir es anfangs bei manchen seiner Äußerungen taten, als Ausfluß

[23] Die ausgezeichneten mit Samuêl erzielten Resultate hatten in uns den Wunsch entstehen lassen, alle Mundarten der Kunûzi so zu durchforschen. Diesen Wunsch hat Hr. Junker dadurch erfüllt, daß er von der Sprachenkommission der Kais. Akademie d. Wiss. zu Wien eine nur der Erforschung des Kunûzi-Dialekts gewidmete Expedition erwirkte. Sie hat im November und Dezember 1911 stattgefunden, und Hr. Junker hat im Anzeiger der phil.-hist. Klasse der Kais. Akademie von 1912 Nr. XVIII über sie vorläufig berichtet. Ein ganz kleiner Teil der gesammelten Texte, Kinderspiele und -liedchen enthaltend, ist in den Schriften der Sprachenkommission der Kais. Akademie d. Wiss. von 1913 (Nubische Texte von H. Junker und H. Schäfer) bisher ausgedruckt; weiteres steht im Satz. Die Themata, die in den Wien. Text. verfolgt werden, sind zum großen Teil durch Samuêl angeschlagen worden.

[23a] Eigene Beobachtung und die Äußerungen ruhiger, älterer Nubier ließen erkennen, daß man dabei vielleicht nicht ganz mit der nötigen Vorsicht gehandelt hat. Der größte Teil der Entschädigungsgelder für Palmen, Häuser und Äcker wird von den Empfängern, die in ihrer Armut plötzlich mit verhältnismäßig viel barem Geld bedacht wurden, schnell vertan sein und so den Zweck, zu neuer Ansiedlung zu helfen, verfehlt haben. Die Vergnügungssucht und sinnlose Kaufwut nahmen bedenklich zu. Nie sind zu diesen Zwecken so viel Eingeborene nach dem Traumland Aswân gefahren. Nubier sagten uns, daß die Leute lebten, als ob ständig Hochzeit sei.

einer gewissen Voreingenommenheit für die Heimat angesehen. Der Überblick über die sämtlichen Mundarten des Kunûzi-Dialekts, den wir auf der Wiener Expedition gewonnen haben, hat uns jedoch in der Tat bestätigt, daß eine kernigere und weniger abgeschliffene Sprache im Süden, im Herzen des Gebietes, gesprochen wird als im nördlichen Grenzland. Es war ein glücklicher Zufallsgriff, daß wir beim Herantreten an das Nubische auf der Berliner Expedition zuerst auf einen Mann aus Abuhôr gestoßen sind. Ich würde jedem, der Nubisch im Dialekt der Kunûzi zu lernen beginnt, raten, mit einer der südlichen Mundarten zu beginnen. Wir haben erst auf der Wiener Expedition recht empfunden, welchen Lehrmeister wir an Samuêl gehabt haben. Und wenn man nun gar an sein Lebenswerk denkt, die Wahl und Schaffung einer Schriftsprache für seine Landsleute, so kann man die bewußte Entscheidung für seinen Heimatsdialekt nur gutheißen. Gewiß kommt noch dazu, daß Samuêl viel auf eine saubere und reine Sprechweise hält. Es gibt auch im Süden Leute, die sprachlich auf sich halten, und solche, die sich stark gehen lassen. Wir haben zufällig gerade in Abuhôr ein paarmal mit Bezug auf nubische reine und verschliffene Formen den vom Arabischen hergenommenen Ausdruck gehört: »Ja, so sagt man, aber *bi-n-naḥwī*[23b] sagt man sô!.« Der Grad der im Nubischen so häufigen Assimilationen, Verschleifung der Beugungsendungen usw. ist nicht bei allen Leuten derselbe. Durchaus nicht jeder spricht z. B. die 3. sing. prät. der mit *·os* erweiterten Verben *·ōs·sum* so, daß man nur *·os* zu hören glaubt, sagt *·gô* für *·gōn* »und«, *mēke* für *min_wēk·ked* »womit«, *mêki* für *min_wēk·ki* »was«, oder *tâmu* für *tâm·mn·um* (vgl. 685), *essôdēki* für *essi_tôd_dēk·ki* (alles Schellâl). Solche Zusammenziehungen stehen sprachlich ganz gleich gewissen Vorgängen in der vulgärsten Berliner Sprache, die sehr treffend in vielen, vor einigen Jahren umlaufenden, Scherzfragen gekennzeichnet wurden. Auf die Aufforderung: Sage mir einen Satz mit *Haken*, war die Antwort: *da hâken ēne runterjehauen* für: *da hâb_ik_ǐn ēne* usw.

So geben die Texte also, vor allem, da sie auch sämtlich auf eine Person zurückgehen, ein klares, scharfes Bild einer Sprachindividualität. Was den Mann selbst anbetrifft, Moḥammed Ali Ḥisên[24], wie er vor der Taufe hieß, Samuêl ali Ḥisên, wie er seit der Taufe heißt, aus dem Weiler Fik'kikôl

[23b] Vgl. auch etwa Almk. Gr. S. 1 Anm. 1: 13 Anm. 1 u. ä.

[24] Zu nub. *Ali* für ar. *'Âli* vgl. 791, 32. Den Namen seines Vaters schreibt Samuêl nach engl.-franz. Weise *Hissein*.

im Bezirk Abuhôr[25], so zeichnen schon die Texte manche Linie zu seinem Bilde. Einen Abriß seines merkwürdigen Lebens, das ihn Tag- und Nachtseite des Europäers hat sehen lassen, gibt der vortreffliche Auszug aus einer von Samuêl selbst verfaßten Biographie, den mir die Sūdân-Pionier-Mission in Wiesbaden freundlichst zur Verfügung gestellt hat. Ich drucke ihn auf S. 32 ab[26].

Wenn in dem Abriß geschildert wird, wie nach dem Zusammentreffen mit seinen Verwandten in Kairo in dem jungen Manne das Heimatsgefühl, die alte Stammesliebe, erwacht, so wird damit in der Tat der Kern von Samuêls Persönlichkeit erfaßt, wie sie mir erschienen ist. Samuêl hätte ein Recht darauf, durch das, was er gelernt und erfahren hat, sich weit erhaben über fast alle seine Landsleute zu fühlen. Und er kennt seinen Wert wohl. Er urteilte unbefangen und oft scharf über ihre Fehler, und mit leisem Humor über ihre Schwächen. Aber aus jedem Wort sprach eine warme Liebe zu seinem Lande und seinem Volke, der Stolz auf die eigene völkische Art, besonders gegenüber den Ägyptern. Und wer die beiden Völker kennt, wird dieses Selbstbewußtsein nicht so ganz unberechtigt finden können. Mit Stolz betonte er gelegentlich zu nubischen Bauern, daß er doch elf seiner Mannesjahre unter ihnen als ihresgleichen gelebt, wie sie am Schādûf und auf dem Acker gearbeitet habe, und stets sprach er mit Bedauern davon, wie rasch die alten nubischen Sitten vor dem Fremden dahinschwänden. Die 13 Jahre Fremde haben eben die Heimatsliebe, die in jedem Nubier wohnt[27], nur vertieft.

Man mag denken, daß sie seiner Sprache geschadet hätten. Wir haben uns diese Frage oft vorgelegt, sind am Anfang Samuêl, was die Sprache anbetrifft, mit großer Zurückhaltung entgegengetreten, und haben ihn oft kontrolliert. Aber wir haben gemerkt, daß angeborene Neigung zu sprach-

---

[25] Die Lage von Fikkikôl zu den anderen Weilern von Abuhôr ist bestimmt durch 867, 26. Eine Vermutung über die Bedeutung des Namens, die aber nicht auf Samuêl zurückgeht, s. 5, 2.

[26] Vollständig soll die Biographie demnächst in deutscher Übersetzung im Verlage der Sūdân-Pionier-Mission in Wiesbaden, Emser Straße 12, erscheinen.

[27] Fremden gegenüber sprechen sie oft von der Armut ihres Landes. Aber doch sind sie niemals glücklicher, als wenn sie wieder auf einige Zeit in der Heimat sein können, nach der langen Zeit des Geldverdienens in Kairo, obgleich sie auch dort meist unter sich sind. Für die Sehnsucht der Nubier im Ausland nach ihrem Lande vgl. den »schönen Namen« einer in Ägypten lebenden äthiopischen Fürstin des 7. Jahrhunderts v. Chr. *Mrj-s-Njpd* »Sie liebt Napata«, ÄZ 43 (1906), S. 50.

lichen Dingen und die heiße Liebe zu seiner Muttersprache ihn während der elf Jahre in Abuhôr und des folgenden Jahrzehnts in Schellâl noch schneller als andre seiner viel wandernden Landsleute wieder in der Heimat haben aufgehen lassen[28]. Ob eines mit Entfremdung durch lange Trennung zusammenhängt, oder mit einem durch Erziehung und Zugehörigkeit zur Mission geschärften Empfinden, habe ich nicht ausmachen können: Samuêl hatte zu den Liedern seines Volkes kein rechtes Verhältnis. Sie schienen ihm ihres ja oft sehr stark erotischen Inhalts wegen unangenehm. Mit Bezug auf das Verständnis ihrer Lieder haben wir übrigens auf der Wiener Expedition bei den meisten Kunûzi-Nubiern die merkwürdigsten Erfahrungen gemacht.

So kommt es, daß wir das, was wir von Samuêl gelernt und erfahren haben, so gut wie stets bestätigt gefunden haben. Dabei ist natürlich ganz klar, daß man auch in Zukunft bei der Benutzung seiner Texte vorsichtig Kritik anwenden muß, und daß z. B. nicht jede seiner Definitionen unangreifbar sein kann. Ich möchte selbst den Europäer sehen, der auf eine plötzliche Frage nach der Bedeutung eines Wortes diese immer aus dem Stegreif so umschreiben kann, daß sie später keinen Widerspruch findet. Aber im allgemeinen sind die Bedeutungsangaben oft überraschend treffend. Der Angehörige eines Volkes wie die Nubier, in dem an sich jeder Mann zweisprachig ist[29], wird in der Fähigkeit zu solchen Angaben andren, wie z. B. den Durchschnittsägyptern, immer überlegen sein.

An Samuêl bestätigte sich die öfter gemachte Erfahrung, daß die Kunûzi und die Dongolâwis zwar einander ohne Schwierigkeiten verstehen, dagegen

[28] Es ist vielleicht am Platze, darauf hinzuweisen, daß wir ein reines, nicht nur im Wortschatz, sondern auch im Satzbau von einer fremden Sprache unbeeinflußtes Nubisch gewiß überhaupt nicht mehr zu hören bekommen können. Abgesehen davon, daß heute und schon seit Jahrhunderten jedes männliche Wesen Arabisch neben seiner Muttersprache zu sprechen, viele es zu lesen und zu schreiben gewohnt sind, und fast alle oft Jahrzehnte lang der Heimat fern sind, hat vorher schon das Koptische und gewiß auch schon das Altägyptische die gleiche Rolle wie das Arabische gespielt.

[29] Samuêl selbst sprach ein weit besseres Arabisch als die meisten seiner Landsleute, nicht übel Französisch, leidlich Englisch und verstand Deutsch, das er anfangs nur radebrechte, aber sichtlich vervollkommnete. Auch einige Brocken Italienisch wußte er. Dagegen habe ich von den in der Biographie angedeuteten lateinischen und griechischen Kenntnissen nichts gemerkt, obgleich bei den Evangelienübersetzungen Gelegenheit gewesen wäre, sie merken zu lassen. Er wird das, was er nach der Biographie, wunderlich genug, etwa davon hat lernen müssen, ganz vergessen haben, und er wie wir brauchen dem nicht nachzutrauern.

die Leute des zwischen ihnen liegenden Fiyadikkadialekts so gut wie gar nicht. SAMUÊL verstand nur einige Worte vom Fiyadikka. Dadurch war uns zu unsrem Glück ein Verfahren von selbst abgeschnitten, unter dem viele der bisherigen nubischen Textsammlungen leiden, das ist das Übersetzen von einem Dialekt in den andren. Bekanntlich ist es das allerschwerste, aus einer Sprache in eine nahe verwandte zu übersetzen. Meist kommt dabei nichts als ein mechanisches Umsetzen in die entsprechenden äußeren Formen heraus. Wir finden dann also bei solchen übersetzten Texten im Fiyadikka Dongolâwische Färbung und umgekehrt.

SAMUÊL hat, obgleich in letzter Zeit immer in Schellâl lebend, seine örtliche heimische Mundart mit großer Zähigkeit festgehalten. Wenn ihm trotzdem gelegentlich Wendungen unterlaufen, die er selbst sonst als Schellâlisch bezeichnet und ablehnt, so wird das kaum verwunderlich erscheinen.

Aus ihrer Entstehung ist klar, daß unsre Texte ursprünglich zu rein sprachlichen Zwecken gesammelt sind. Aber ich hatte dabei schon sehr bald die Beispiele so zu wenden gesucht, daß sie möglichst viel Material für die Kenntnis von Sitten und Gebräuchen der heutigen Nubier brachten, der eigenen Neigung und den Weisungen der Expedition gemäß. Nach dem, was wir von ihm wissen, ist es nicht überraschend, daß SAMUÊL darauf mit großem Verständnis und Geschick eingegangen ist. Und so haben wir diese Seite der Sammlung mit Bewußtsein weiter ausgebaut. Ein flüchtiger Überblick über die Titel der einzelnen Abschnitte, in die die Texte eingeteilt sind, zeigt, was sich auch in dieser Beziehung ergeben hat[30].

Nubien ist, trotzdem oder vielleicht gerade weil es seit 100 Jahren sozusagen vor der Nase der europäischen Gelehrten liegt, was die Sitten und Gebräuche der Bewohner betrifft, so gut wie ganz unbekannt geblieben. —

[30] In die Masse von rund 1000 großen und kleinen Literaturstücken mußte eine gewisse Ordnung gebracht werden. Diese ist also erst nachher von mir hergestellt und soll nur ungefähr das Zusammengehörige zusammenlegen. Die laufenden Nummern mußten im Laufe der Arbeit öfter geändert werden, und es mögen dadurch in den Ziffern der Verweise wohl manche Fehler entstanden sein, für die ich um Verzeihung zu bitten habe. Vieles würde man auch jetzt noch in andre Rubriken tun können, oder auch die Rubriken ganz anders fassen. Aber darauf kommt ebenso wenig an wie auf die Art der Zerlegung der größeren Abschnitte in kurze Paragraphen des Zitierens wegen. SAMUÊLS Niederschriften (s. Anm. 19) und die WIEN. TEXT. (s. Anm. 23) haben die Volkskunde Nubiens weiter gefördert.

Wer Ägypten kennt, weiß übrigens, daß es mit diesem Lande, außer Kairo, wo E. W. Lane[31] fast erschöpfend gearbeitet hat, noch heute ebenso steht. Erst in den letzten Jahren hat, angeregt, wie er mir zu meiner Freude sagte, durch meinen Hinweis in den »Liedern eines ägyptischen Bauern«[32], Hr. M. Davidsen aus Kopenhagen sich in Qift in Oberägypten festgesetzt und wird nun diese Lücke ausfüllen. Ich danke seiner freundlichen Hilfsbereitschaft genaue Listen der Namen für die Teile des Schădûfs und der Sâgye, sowie eine Mitteilung über die Sicheln in Oberägypten.

Solange Nubien noch ein geographisch zu entdeckendes Neuland war, findet sich ja in den Reisewerken manche gute Einzelbeobachtung. Als Ausnahme steht geradezu monumental fast am Anfang das schlichte, aber zum Bersten mit kostbarem Inhalt gefüllte Werk des Schweizers Johann Ludwig Burckhardt[33], der in Deutschland seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt und von der Englischen Königlichen Geographischen Gesellschaft auf seine Reisen geschickt wurde. Weit karger, aber immer noch voll treffender knapper Bemerkungen ist Eduard Rüppells Reisewerk[34], und erst in weitem Abstand kommt für die nubischen Sitten das breite, sonst so verdienstvolle Werk Frédéric Cailliauds[35]. Dann aber nimmt der Inhalt der Literatur für unsre Zwecke erschreckend ab. Man findet ja in fast jedem ernsteren Buche irgendeine brauchbare kleine Bemerkung[36], aber im Grunde immer wieder dieselben verschwommenen Aussagen. Auch Hoskins' dicker Band[37] ist fast durchweg ein, wenn auch sonst dankenswertes, liebenswürdiges Dilettantenwerk. Ein wenig festere Speise gibt wieder ein Vortrag von

[31] An Account of the manners and customs of the modern Egyptians, written in Egypt during the years 1833—34 and 35, &c. by Edward William Lane. Ich benutze die Ausgabe London 1836.

[32] Die Lieder eines ägyptischen Bauern von Heinrich Schäfer, Leipzig 1903. Durchgesehene englische Übersetzung von Frances Hart Breasted, ebenda 1904.

[33] Travels in Nubia, by the late John Lewis Burckhardt. London 1819.

[34] Reisen in Nubien, Kordofan usw. von Dr. Eduard Rüppell. Frankfurt a. M. 1829.

[35] Voyage à Méroé, etc. par M. Frédéric Cailliaud, Paris 1826.

[36] So bietet A. Prokesch Ritter von Osten, Das Land zwischen den Katarakten des Nil, Wien 1831 S. 46 eine Liste der Sâgyen in den einzelnen Dörfern. Das große Werk über die Reise des Freiherrn Adalbert von Barnim in den Jahren 1859 und 1860, beschrieben von Dr. Robert Hartmann, Berlin 1863, enthält viel naturwissenschaftliches Material, ist aber geschwätzig und in der Herkunft des massenhaft zusammengerafften Stoffes nicht gut zu beurteilen.

[37] Travels in Ethiopia usw. by G. A. Hoskins, London 1835.

H. W. Beckett[38]. G. Reisners[39] und Aylward M. Blackmans[39a] sorgfältige Beobachtungen stehen leider vereinzelt da. Budges weitläufiges zweibändiges Buch über den Sudân[40] betrifft unser Gebiet kaum. Die Kummsche[41] Dissertation ist eine in manchem nützliche, aber im ganzen recht unerfreuliche Zusammenstoppelei.

Es war allerhöchste Zeit, daß die deutsche und vor allem die österreichische Expedition des von Allen durchzogenen und von Allen vergessenen Landes sich annahmen. Was wir erreichen konnten, haben wir festgehalten. Aber es ist aufs dringendste zu wünschen, daß die noch lebende ältere Generation der Kunûzi noch weit mehr in der angefangenen Weise ausgeholt wird. Das wird eine wichtige Aufgabe für die Behörden, Missionen (s. Nachtr.) und einzelnen Reisenden sein. Meine Überzeugung bleibt aber, daß diese Aufzeichnungen, wenn irgend möglich, als Grundlage wörtlich die Berichte von Nubiern in ihrer Muttersprache enthalten sollen. Nur dann sind Mißverständnisse so gut wie ausgeschlossen oder doch verhältnismäßig leicht zu berichtigen.

Um den künftigen Arbeiten den Weg zu bahnen, hat es mir gut geschienen, meine Texte nicht einfach auf nubisch und deutsch mit einigen sprachlichen Anmerkungen abzudrucken, sondern vielmehr gerade die sachlichen Winke weiter zu verfolgen und durch Heranziehung der älteren Literatur zu prüfen, wie Samuêls Angaben zu denen stimmen, die einer Zeit angehören, wo noch verhältnismäßig wenig von europäischen Kultureinflüssen im Lande zu finden war. Burckhardt, Rüppell, Cailliaud, Hoskins und Beckett sind also fast ganz auf die Gegenstücke hin angeführt, aber auch sonst ist das mir zur Zeit Erreichbare herangeholt.

Ein Stichwortverzeichnis über die hauptsächlichsten in den Anmerkungen verstreuten sprachlichen[41a] und sachlichen Bemerkungen wird den Weg zu

---

[38] Nubia and the Berberine by H. W. Beckett. The Cairo scientific journal V, S. 195. Leider nur ein kurzer Auszug aus dem Vortrag, ohne Bilder.

[39] The Cairo scient. journ., August 1908. A sacrificial custom in Lower Nubia (Smearing of door-lintel with blood) by Dr. G. A. Reisner.

[39a] Some Egyptian and Nubian Notes. Man X (1910) 2.

[40] The Egyptian Sûdân, its history and monuments by E. A. Wallis Budge. London 1907.

[41] Versuch einer wissensch. Darstellung der wirtschaftsgeogr. Verhältnisse Nubiens usw. von H. Karl Wilhelm Kumm. Freiburger Dissertation. Gedruckt Gotha 1903.

[41a] Meine Stellenangaben nach Evgg. konnte ich öfters aus Sammlungen H. Abels ergänzen.

ihnen weisen. Einen grammatischen Abriß und ein vollständiges Wörterverzeichnis, das den ganzen sicher als K. nachweisbaren Wortbestand vorführen soll, denke ich den Texten später gesondert folgen zu lassen.

Die Übersetzungen habe ich so wortgetreu gemacht, wie es möglich war, ohne das Deutsche allzusehr zu verderben. — In der Erzählung schwanken fast alle Nubier in einer uns vorläufig schwer verständlichen Weise zwischen dem präsent. und dem präterit. Tempus. Ich habe darin meist ausgeglichen.

Was den Abdruck des Nubischen anbetrifft, so sind die hier befolgten Grundsätze im wesentlichen dieselben wie die von Hrn. H. Junker und mir in den Vorbemerkungen zu unseren Nubischen Texten von der Expedition der Wiener Akademie (Einl. Anm. 23) dargelegten.

Allgemeines.

1. Die einzelnen Bestandteile der Wörter sind durch halbhoch stehende Punkte voneinander getrennt, weil das den Bearbeiter und den Leser zum schärferen Durchdenken des Grammatischen zwingt. Das Nubische ist zwar längst nicht mehr auf der Stufe, daß jeder formbildende Wortbestandteil auch als selbständiges Wort noch vorkäme. Aber doch sondern sich die einzelnen Teile noch immer viel leichter als in fortgeschritteneren Sprachen. In zweifelhaften Fällen habe ich aber lieber zuwenig als zuviel getrennt. — Das Umbrechen, das nur durch das Zeilenende gefordert ist, wird durch - bezeichnet.

2. Man beachte aber, daß diese Punkte keinen Hiatus andeuten. Das Nubische liebt es vielmehr, den Konsonanten vom Auslaut der Silbe zum vokalischen Anlaut der folgenden hinüberzuziehen. So gibt meine Schreibung *neššin·ád·ti* den Bau des Wortes »das Zielen (Akk.)« an. Zu sprechen ist aber *neši·ná·ti* (vgl. das Folgende unter 7). Das geht so weit, daß z. B. das genitivische *·n* fast stets auch in der Schrift vom vorhergehenden Worte getrennt und zum vokalisch anlautenden Folgenden gezogen wird, also z. B. *Abid narti* (Ortsname) »die Insel der 'Oser-Sträuche« für *Abid·n_arti.* Das Gefühl des Sprechers für den Satzsinn und -rythmus entscheidet, ob das Herüberziehen eintreten oder unterbleiben soll. Ich hoffe, später einen längeren Text in der Sprechsilbenteilung zu geben.

3. In den Texten ist das Herüberziehen öfter durch -‿- angedeutet.

Ein ‿ habe ich auch in einigen Fällen gesetzt, wo Wörter eine besonders enge Verbindung miteinander haben. Ich nenne als Beispiele:

✱ a) *‿wēr* »ein« als unbestimmter Artikel, und die Kopula mit *‿ter* und *‿teran*. Sowohl *wēr* wie *ter(an)* werden enklitisch dem vorhergehenden Worte angelehnt und von SAMUËL oft auch an es herangeschrieben. — ✱ b) Alle Genitiv- und Objektverbindungen ohne *-na* und *-gi*, z. B. *āb‿dogo* »die Oberfläche des Ufers«; *dugu‿kō·l* eigentlich »Geld habend«, dann »teuer«, etwa gleich **dugu*^{gi}*‿kō·l*. Beides zusammen z. B. in *missi‿mitar‿kō·l* (372) »tiefliegende Augen habend«, etwa gleich **missi*$^{·na}$*‿mitar·*^{ki}*‿kō·l* — ✱ c) Die durch Konsonantenassimilation mit dem Folgenden verbundenen Worte, z. B. *tū·m‿bēi* »Magen«, *bun‿nōro* »junges Mädchen (*búru*)«. — ✱ d) Das Verbum conjunctum ohne Endung vor einem nicht durch *bi·* oder *ā·* eingeleiteten Verbum *ta‿nal·we* »kommt und seht«. — ✱ e) Dazu einige andere Fälle, die aus den Texten ersichtlich sind, wie das enklitische *‿an* »sagen«; *‿agad* in Wunschsätzen (vgl. 973 III); die Genitivpartikel *·n* (ohne *a*) vor Konsonanten; *‿bokon* »bis«; *‿godon* »mit«; *‿kiri* »etwas wie«; *‿kotti* »Betrag, Verhältnis«; *nawré* und *nawitte* »wie«; die durch *·i* oder *·de* verbundenen Formen der Zehner vor den Einern (vgl. 20, 3); *are* »20« vor Einern (vgl. 20, 3); *wēr·i* in Aufzählungen (20, 3); die enge Verbindung von *‿kiii* ohne, *nūtin* jeder; die der Postpositionen ohne genetivisches *·n*, usw.

4. Klein gedruckte und hoch gestellte Buchstaben sind nicht zu lesen, sondern nur gelegentlich eingesetzt, um das grammatische Verständnis zu erleichtern. Geschadet wird auf diese Weise nichts, selbst wenn, wie bei den Kinderspielen der WIEN. TEXT., davon etwas reichlich Gebrauch gemacht wird, wo wir das *·na* des Genetivs wohl etwas zu oft sinndeutend eingefügt haben.

Konsonanten.

5. Die nubische Sprache hat die Neigung, im Wortauslaut keine Media, sondern meist die Tenuis zu sprechen. Nach SAMUËLS Vorgang habe ich aber die Tenuis nur geschrieben, wenn sie auch beim Antritt vokalischer Bildungselemente bleibt, dagegen die Media gesetzt, wo bei der Verlängerung die Media auftritt. Das Verhältnis ist also dasselbe, wie wenn wir im Deutschen Tod und Brot wegen der Genitive Todes und Brotes schreiben, beide Nominative jedoch mit auslautender Tenuis sprechen. K. VOLLERS, ZDMG 50,

S. 655 hat das Schwinden des Stimmtons im Auslaut auch im Ägyptisch-Arabischen beobachtet, und so ist z. B. die Form *nebit* (Joh. 2, 9) für *nebiḍ* »Wein« nicht nur nub., sondern ebenso schon äg.-ar. (Spiro, Vocab).

6. Ebenfalls nach Samuêls Vorgang geschieht es (wenigstens schrieb er meistens so), daß die Assimilation zwischen auslautenden und anlautenden Konsonanten in der Schrift nicht durchgeführt wird, wenn sie für uns in der Sprache unwillkürlich vollendet wird. Die Grundform des Hauptbestandteiles ist dann beibehalten worden. Da sind vor allem die Fälle bemerkenswert, von denen Lepsius Gr. S. 21 sagt: »Eine eigentümliche Erscheinung ist es ..., daß ... die Mediae *g*, *d*, *b* das folgende *g* zu *k* verhärten, während sie selbst in der Regel gleichfalls in die entsprechende Tenuis übergehen und dann das folgende *k* auch noch assimilieren«. Nach Samuêls Vorgang bleibe ich also in diesen Fällen orthographisch auf halbem Wege stehen. *ig* »Feuer«, Obj. *ig·ki* »ignem« (aus *ig* + *gi*), obgleich *ik·ki* (oder fast *i·ki*, vgl. das Folgende unter 7) gesprochen wird; *tód* »Sohn«, *tód·ted* »durch den Sohn« (aus *tód* + *ged*) statt *tót·ted*. Wo dagegen für uns die Anpassung nicht so von selbst eintritt, ist sie auch geschrieben, z. B. *wêr* »einer«; Obj. *wêk·ki*; *ogik·kód* »Knabe« über **ogiǵ·kód* aus *ogiǵ* »Mann« und *tód* »Sohn«.

7. Konsonantenverdopplungen bedeuten bei mir an sich nicht immer die Kürze des vorhergehenden Vokals wie etwa im Deutschen. Sie stehen oft nur aus etymologischen Gründen. Rein lautlich ist überhaupt wenig Gewicht darauf zu legen, ob ich eine Doppelkonsonanz schreibe oder nicht. Die Doppelkonsonanz, oder der verlängerte Konsonant, ist im Nubischen bei der Aussprache nicht stark hörbar zu machen. Nubier selbst schwanken, wenn sie Nubisch schreiben, darin sehr oft. Daß aber trotzdem, auch wo nicht etymologische Gründe zur Schreibung des doppelten Konsonanten raten, die Dopplung geschrieben werden muß, zeigt oft die grammatische Bildung. Hier einige Beispiele:

* a) Das Wort *Sûlu*, Name eines Stammes, hat dem Gesetz gemäß den Plural *Sulu̯·i*. Wenn nun das Wort für »Gespenst« den Plural auf *·ki* bildet, so scheint mir klar, daß wir es *sullu*, *sullu·ki* schreiben müssen. — * b) Bei dem Worte für »Burg, Schloß« ist dem Gehör nach nicht zu unterscheiden, ob wir *dib* oder *dibb* zu schreiben haben. So nahe es liegt, aus dem ⲇⲓⲡⲡⲟⲩ der alten christlichen Handschriften ein *dibb* zu erschließen, wie ja auch das heutige M. *diffi* hat, so zeigt doch die Bildung des Obj. *dib·ki* »die Burg, arcem« und nicht **dibbi·gi*, daß in Samuêls Sprache nur éin Endkonsonant

zu schreiben ist. — * c) Das Nubische hat viele zweisilbige Bildungen, die in der ersten Silbe einen kurzen betonten Vokal, in der zweiten ein unbetontes kurzes *i*, *e*, oder ein (meist durch Vokalassimilativ aus diesem entstandenes) *u* oder einen andren kurzen Vokal haben. Da ist an sich schwer zu entscheiden, ob der dazwischen stehende Konsonant einfach oder doppelt zu schreiben ist. Ein Kennmal scheint mir durch das Verhalten des zweiten kurzen Vokals beim Antritt vokalischer Erweiterungen gegeben. Fällt dieser aus, so ist der Konsonant einfach zu schreiben (vgl. für das Sûd.-Ar. 3, 33 Schluß): *nĕrŭm* pl. *nerm·i* »Kürbisart«; *bŏbel*, nom. verb. *bŏbl·ar* »Reiben«; *šug·ur*, n. v. *šug·r·ar* »herabsteigen«. Ich nenne diese Worte »hohle«. Bleibt der zweite Vokal, so ist eben der mittlere Konsonant zu verdoppeln: *buttul*, plur. *buttul·i* »Bock«; *iššin·ar* »schicken«; *issig·ar* »fragen«. — * d) Wenn das Verbum für »schöpfen« die 1. sing. Präs. *kăs·ri* bildet, dagegen das Verbum für »verschmieren« zwischen *s* und *r* ein *i* einschiebt, so folgere ich daraus, daß wir das letztere *kassi·ri* zu schreiben, die Nomina verbalia beider also als *kas·ar* und *kass·ar* zu scheiden haben. »Ich schwöre« heißt *ǵod·ri*, »ich reihe aneinander« aber *ǵoddi·ri*, usw. — * e) In den aus dem Arabischen genommenen dreiradikaligen Verben zeigt uns ein *i* in der zweiten Silbe an, daß die II. (oder die mit ihr zusammengefallene V. Form) gemeint, also der 2. Radikal zu verdoppeln ist. *ʿakkisē* »sich auf einen Stock stützen«, ar. *it·ʿakkiz*); *fessirē* »erklären«, ar. *fassir*. Dabei ist im Vergleich mit dem Ar. wie beim Sûd-Ar. (Amery S. VII) zu beachten, daß: The primitive form of the verb is often used instead of the derived forms . . . Similarly, but more frequently, a derived form is used for the primitive. Daß in den mit *·takki* ohne vorhergehendes *ē* gebildeten Passivformen dieser Verben der mittlere Radikal zu verdoppeln ist, ist 376, 73 gezeigt. — * f) Die präteritale Subjunktivform der mit *·os* erweiterten Verben ist in der 2. und 3. sing. kaum von der präsentischen Form zu unterscheiden. Man wird z. B. oft zweifeln, ob *tēg·os·in‿kêl·lo* oder *tēg·os·sin‿kêl·lo* zu schreiben ist. Achtet man aber auf das Verhalten der nicht auf *s* auslautenden Verben in gleichen Fällen, oder etwa der 1. sing. und plur. und der 3. plur. desselben Verbs, so sieht man, daß das Tempus immer dem des Hauptsatzes entspricht. Daher läßt sich die Unsicherheit in den meisten Fällen sofort heben.

Auf diese Weise können wir, durch Erfragen solcher Leitformen, fast bei allen Verben und Nominibus die Schreibung des Konsonanten als doppelt oder einfach feststellen. Die Regelmäßigkeit und Strenge, mit

der in solchen Fällen innerhalb der Sprache einer Person verfahren wird, ist überraschend: es gibt nur wenige Schwankungen. Verwirrung scheint erst zu entstehen, wenn wir, wie es in unsern Wörterbüchern geschieht, innerhalb der drei Dialekte die Formen aus den verschiedenen Mundarten durcheinander werfen. Und erst recht, wenn die Dialekte nicht ganz scharf geschieden werden; das FM. hat z. B. in dieser Beziehung ganz andre Gesetze.

Wo solche Kennzeichen fehlen, also meist im Inlaut der Worte, habe ich oft rein gefühlsmäßig nach einem kurzen Vokal die Doppelkonsonanz gesetzt oder nicht. Ich könnte z. B. nicht beweisen, warum ich, wenn ich vom Ton absehe, *iḱin* »Skorpion«, aber *iḱḱi* »Milch« schreibe.

Ich stelle die wenigen Schwankungen, die sich in Samuëls Sprache nachweisen lassen, hier zusammen. Sie zeigen sich vor allem bei der Beugung von Wörtern, die in der kurzen Schlußsilbe auf *y* auslauten: *beyyi-bey* »bei Nacht sein«, *gayyi-gay* »rasieren«, *geyyi-gey* »segeln«, *keyyi-key* »wachsen«, oder auf *w*: *bowwi-bow* »schwimmen«; seltener bei solchen auf andere Konsonanten: *kerri-ker* »Zeltbauen«, *tukki-tuk* (Matth. 20, 19) »schlagen«. Bei allen diesen Wörtern überwiegen aber die Formen mit Doppelkonsonanz und *i* bei weitem; sie sind auch stets die des endungslosen Verbum coniunctum. — Etwas anders liegt es, wenn man bei den Bildungen auf *-an* von *berri* »krumm« und *warri* »fern«, neben *berri-an* und *warri-an* auch *beri̯-an* und *wari̯-an* hören kann. — Wenn neben *debbirē* »mit Rückenwunden bedeckt sein« auch *debrē* vorkommt, so liegen wohl zwei Formen (II, d. h. V, und I) mit gleicher Bedeutung vor. Dagegen ist *dau̯l-os* »zusammenrollen« aus *dawwil* entstanden. Unklar ist *wadil* »ausgraben«, wo die Form *wadl-ed* auf éin *d* schließen läßt, während das doch verwandte Verb *waddi* mit gleicher Bedeutung *dd* hat. Ebenso ist das *gufrig* von Joh. 4, 14 doch wohl mit éinem *f* zu schreiben, obwohl das gewiß verwandte *guffi* »angeschwollen sein« bei Almk. Wb. auf *ff* schließen läßt. — Von *kúsu* »Fleisch« gibt Sam. als plur. *kusu̯-i*, Almk. Wb. *kussu-ki*. — Verlängerung des Konsonanten nach der Art wie sie im FM. häufig ist, finden sich sicher in *dugur* »blind«, wo neben *dugr-i* u. ä. Sam. einmal *dugurri-bū-n* bildete. Auch in *urúmme* »schwarz« und seinen Weiterbildungen findet sich dies Schwanken: *urúmme* »schwarz«, *ùrúmme-gir* »schwärzen«, *urumme-gid* »Schwärze«, aber *úrum* »Russ« Matth. 23, 25, *urm-itt-el* »schwärzlich« 525, 5 II, *urm-ud* »Unglück« Matth. 23, 13ff. Ebenso in dem deutschen Namen Koch, von

dem Sam. neben *Koh̲-na* (1007, 12) auch *Koh̲h̲i-gōn* (1006, 15) bildete, und vielleicht auch in *safatti* 377 A, 15 von ar. *ṣifat?*

8 Die Liste der Konsonanten ist folgende:

ʾ (Spiritus lenis, ar. ا und ء, kommt im Nub. kaum vor, da es den leisen Vokaleinsatz und nicht den festen, wie etwa das Deutsche, hat. Vgl. aber zu ʿ.)

ʿ (Der Laut des arabischen ع. Die Nubier sprechen im allgemeinen das ʿ auch in arabischen Lehnwörtern nicht. Samuêl tut es, und spricht und schreibt ʿ sogar in einigen rein nubischen Wörtern und in solchen arabischen, die sonst mit ʾ beginnen. Ich hielt das anfangs für eine schlechte Angewohnheit. Doch Amerys Bemerkung (S. VI) für das Süd.-Ar. »The hamza is often sounded as ع« zeigt, daß Samuêl gewiß auch hierin treu ist. Wir müssen ihm also auch bei der Umschreibung *ʿarid* für ارض folgen. Vgl. zu 3, 33; 741.)

b

d (Merkwürdig ist, daß Samuêl bei sorgfältigem Sprechen auch in nubischen Wörtern einen Unterschied zwischen *d* = ar. د und *ḍ* = ar. ض machte. Er gab z. B. ausdrücklich an, mit *ḍ* seien zu sprechen *ḍab* »verlorengehen« und *ḍoir* »Hammel«, mit *d* dagegen *dâdi* »Behälter«, *darbâd* »Huhn«, *darri* »klettern«, *delew* »schmelzen«, *dên* »mir geben«. Ich habe das *ḍ* nicht durchführen können, sondern immer *d* geschrieben. Genauere Feststellungen sind noch zu machen.) Siehe *ǵ*.

f (Zähne an der Unterlippe.)

g (Der harte Laut. In arabischen Lehnwörtern wird so das ق gesprochen, das die Aussprache *g* übrigens auch im Süd.-Ar. und im Oberägyptischen hat. Wenn Amery S. V die interessante Bemerkung macht »The ق gaf is generally pronounced as a hard »*g*« as in »go«, but there is a tendency in the Provinces North of Khartoum and on the Blue Nile, to pronounce it as a غ ghain«, so entspricht es dieser Eigenheit des Süd.-Ar., daß in bestimmten nub. Wörtern, wo die anderen Mundarten *g* haben, bei Samuêl *ġ* gesprochen wird. Vgl. zu Text 8.) Siehe *ǵ*.

ǵ (Ungefähr das italienische g in gi oder ge. Die Aussprache liegt aber zwischen *gy*, *gž* und *dy*, *dž*. Bei derselben Person glaubt man im selben Wort einmal deutlich den *d*-Laut, ein andermal den *g*-Laut heraus-

zuhören. Oft ist der Laut so weich, daß man versucht ist, einfach *ž* zu schreiben. Seltener habe ich geschwankt, ob nicht ein *y* zu setzen sei (vgl. zu 647.) Anderseits habe ich z. B. beim Abhören von Leuten aus der Schellâlgegend oft ein *g* zu hören geglaubt, so daß ich z. B. nicht genau weiß, ob der Inselname als *Bigge* oder, was wohl richtiger ist, als *Biǵǵe* zu schreiben ist (Burckhardt S. 130 Bidge, Prokesch S. 75 Bitsche). Die Verhältnisse stimmen in gewisser Weise zu denen des ج im Sūdân-Arabischen. Amery S. V, »It is given a sound half way between the English »*g*« (as in »go«) and »*j*« (as in »judge«).« Dazu die Anmerkung: »Many who have spent years in the Sūdân maintain that ج is always pronounced as »*g*«, many again that it is always pronounced as »*j*« &c.« Die Ähnlichkeit geht noch weiter; denn gewisse Lautvorgänge im Nubischen werden verständlich, wenn wir von Amery (S. VI) hören, daß im Sūdân-Arabischen *d* und *ǵ* wechseln: شدر für شجر »Bäume«. Dasselbe kommt übrigens, wie mir L. Borchardt und G. Möller sagen, auch in oberägyptischen Dialekten vor. Dem entspricht es, wenn ich z. B. für Samuêls *ǵuǵutti* »die dicken Speichen des Krugrades an der Sâgye« in Gurte *duǵútti* notiert habe, und wenn für Samuêls *tidd·ir* im Verbum plur. von *tir* »geben« andere Mundarten *tiǵǵ·ir* sprechen. Im Schellâlischen habe ich der obigen Bemerkung entsprechend sogar *tigg·ir* geschrieben. So ist es vielleicht auch zu erklären, wenn Sam. und Almk. Wb. das Wort für wegnehmen *inǵe* (*inǵi*) oder *iṅǵe* (*iṅǵi*) sprechen, wo Rein. und Almk. Wb. auch *inde* (*indi*) haben.)

ġ (Laut des arabischen غ, das aber nur in arabischen Lehnwörtern vorkommt. Da gemeinnubisch, nicht von Sam., das غ wie *g* gesprochen wird, ordne ich es lexikalisch mit unter *g* ein. Mit *ġ* bezeichne ich auch die eigentümlich reibende Aussprache des *g* in gewissen Wörtern, über die oben unter *g* gesprochen ist. Vgl. 78.)

h (Arab. ه. Vgl. 3, 33.)

ḥ (Arab. ح, fällt gemeinnubisch mit *h* zusammen und ist auch bei Samuêl von diesem kaum zu trennen. Ich habe es daher lexikalisch nicht gesondert und selbst in arabischen Lehnwörtern immer nur *h* geschrieben. Auffallend ist aber, daß Samuêl *ḥanu* »Esel« und *ḥôṅg* »wie ein Esel schreien« ausdrücklich mit *ḥ*, nicht *h* angibt. Da habe ich den Punkt denn auch gesetzt.)

ḫ (Arab. خ, nur in arabischen Lehnwörtern, gemeinnubisch nur *h* gesprochen, aber von Samuêl scharf getrennt. Lexikalisch ordne ich es trotzdem unter *h* ein.)

i̯ (Schreibe ich in gewissen Fällen für *y*, um die halbvokalische Natur stärker zu bezeichnen. Es hat die Neigung, in vorhergehendem *i* völlig aufzugehen, vgl. *ii̯r* zu *ir* 3, 32; *ii̯n* zu *in* 77, 2; *kii̯i* zu *kī* 1012, 8. Vgl. *u̯*.)

k

k̇ (Die palatale Tenuis, der Media *ġ* entsprechend, mit der es kaum je zu verwechseln ist, obgleich Lepsius und Reinisch, der erste trotz vieler Versuche, das *ġ* und *k̇* nicht unterscheiden konnten. Die Aussprache schwankt zwischen *ky*, *kš* und *ty*, *tš*. Versuche, *k* und *t* etymologisch zu scheiden, wozu einiges verlockte, führten zu keinem Ergebnis. (So scheint doch ein aus einem *y*-Laut + einem *t*-Laut entstandenes *k̇* auf ein *ṫ* hinzuweisen. Wo Samuêl sagt *talle* oder in gewisser Verbindung *tall·in* »gehen«, sagt man im Schellâl *tåi* (vgl. FM. *tañ*). Wenn ich nun für die Verbindung *tall·in‿ta* Samuêls im Schellâl (Biġġe) *tåik̇å* notiert habe, so möchte man eher *ṫ* als *k̇* zu hören erwarten. — Wo das *k̇* aus *ġ* + *t* entstanden ist, was sehr häufig der Fall ist, z. B. *nik̇·k̇i* »das Nähen, die Naht« aus *niġ* »nähen« und der Nominalendung *·ti*, *ogik̇·k̇ȯd* »Knabe« aus *ogiġ* »Mann« und *tȯd* »Knabe, Sohn«, da kann man zweifeln, ob *k̇* oder *ṫ* am richtigsten wäre. — Wo dagegen ein *k̇* aus *ġ* + einem *k*-Laut entstanden ist, wie z. B. *gorik̇·k̇ed* »durch sechs«, aus *goriġ* »sechs« + Postpos. *·ged* »durch« über *·ked*, da möchte man sich wohl für *k̇* entscheiden. Und doch erscheint gerade in diesem Falle einmal (Nr. 3, 19) *goriġted*. — So ist es besser eine Scheidung von *k̇* und *ṫ* zu unterlassen und nur *k̇* zu schreiben.) Die Bemerkung bei Rochem. S. 13, als ob die Lepsiussche Umschrift bei der Wiedergabe der *ġ* entsprechenden Tenuis versage, ist gegenüber von Leps. Gr. schwer verständlich.)

l (Häufiger Wechsel mit *r*.)

m, *n* (Häufiges völliges Verklingen am Ende, besonders der Personalendungen am Verb.)

ñ (Palatales *n*, nahe an *ny*, kommt bei Samuêl nicht vor. Es ist fast stets durch *i* oder *y*, *yy* ersetzt.)

ṅ (Velares *n*. Bei Samuêl sehr selten. Auffällig ist die ausdrückliche Angabe des Nasallautes in einigen Fällen (siehe zu 45, 6) bei *·gȯṅ* (für

·gōn) »und« und *·tŏṅ* (für *·tōn*) »von«, sowie in *dá·ṅ* »er ist« 828, 1. Die auch im Nub. selbstverständliche Nasalierung vor Gutturalen bezeichne ich im allgemeinen nicht. Das *n* von *inje* »wegnehmen« wird meist velar gesprochen.)

p

r (Häufiger Wechsel mit *l*. Nicht zu stark zu rollen oder als Zungenspitzen-*r* zu sprechen.)

s (Stimmlos.)

š (Deutsches *sch*, englisches *sh*.)

t

u̯ (Schreibe ich in den *i̯* entsprechenden Fällen. Es hat die Neigung, in vorhergehendem *ū* ganz aufzugehen. Vgl. *i̯*.)

w, *y* (Wie im Englischen. Beide stark vokalisch. Vgl. *i̯* und *u̯*.)

z (Französisch *z*, stimmhaft. Fast nur in arabischen Lehnwörtern und gemeinnubisch auch da durch *s* ersetzt. Rein Nubisch nur in *zz* und *zb*, wenn aus *sd* oder *sb* entstanden: *gār·oz·zēn* »wickle mir ein«, aus **gār·os·dēn*; *uzz·ir* von *usud* »After, vulva«, für **usd·ir*; *kizb·i* plur. von *kisib* »Teller«, aber mit Postpos. *·ro* oft *kisb·ir* »im Teller«. *Zŏl* »Mensch« ist arab. ذول, das im Süd.-Ar. noch lebendig ist. Amery S. XII. R. Wb. *sol*.)

ž (Der dem *š* entsprechende stimmhafte Laut.)

Vokale.

9. Bei der Natur des Nubischen, das in der gewöhnlichen Sprechweise keinen stark ausgeprägten Wortakzent, sondern einen mehr schwebenden Ton hat, ähnlich dem Französischen, so daß die Worte meist wie eine Schnur gleichgroßer Perlen erscheinen, ist die Feststellung des Tones sehr schwer. Die Betonungsgesetze, die Reinisch in seiner Grammatik gibt, scheinen mir durchaus nicht immer standzuhalten. Es bleibt hier fast noch alles zu tun. Ich habe aufgezeichnet, was ich zu hören glaubte. Sehr oft habe ich auch, ebenso wie bei der Bezeichnung von Länge und Kürze, die Angabe unterlassen. Auch hier drucke ich den Zustand meiner ersten Niederschriften ab, um nicht willkürlich zu ändern. Über merkwürdige Tonveränderungen in ar. Wörtern beim Übergang ins Nub. siehe 791, 32.

10. In Länge und Kürze der Vokale ist dieselbe Mundart in sich recht fest. Es gibt nur wenige Fälle, in denen man schwanken könnte.

Bestimmte Vokalverkürzungen sind nachzuweisen, wo ursprünglich schwere Worte ihr Gewicht verloren haben. — Während z. B. das Zahlwort *wêr* »eins« stets den langen Vokal hat, ist bei dem unbestimmten Artikel *wēr*, wo er so verschliffen wie in *essi‿tôd‿dĕk·ki* (*essi‿tôd‿*^{w}*ĕ***·ki*) »etwas Wasser«, *kinn*^{a}‿^{w}*ĕ***·ki* »ein weniges« auftritt, auch der Vokal oft verkürzt. — Bei dem Hilfsverb *·os* klingt das *o* oft kurz, während das selbständige Verb *ōs* »herausnehmen«, stets ein langes *o* hat. — Das Wort *wide* »und«, das von *wīde* »umkehren« kommt (vgl. das in Wien. Text., z. B. in Nr. 20, 15. 17. 19, oft vorkommende *regê·rgi* von ar. *rigi*ʿ), wird fast stets tonlos und mit kurzem *i* gesprochen. — Auch bei auslautenden Vokalen, z. B. dem *a* des Genetivsuffixes, dem *·e* des Nomen verb. und der ar. Lehnverben schwankt die Länge oder Kürze des Vokals. — Bei der Nachschrift habe ich oft die Länge nicht bezeichnet, wo sie mir damals selbstverständlich war. Um den Urkundencharakter der Ausgabe nicht zu trüben, habe ich auf Durchführung der Bezeichnung auch hier verzichtet.

Auffällig ist die einige Male gesichert auftretende Aussprache *·gön* und *·tön* für *·gōn* und *·tōn* (45, 6 und 236).

Schuldig bekenne ich mich, bei den Vokalen eigentlich nur auf Länge und Kürze, nicht auf die Klangfarbe geachtet zu haben. Wenigstens habe ich in meinen Notizen davon nur wenig angegeben. Hier habe ich diese Zeichen ganz weggelassen. Darin müssen spätere Untersuchungen fast alles nachholen. Bemerkt sei, daß das *o* häufiger offen als geschlossen ist, daß vor allem ein *o* vor *w* stets offen zu sprechen ist. Man möchte fast schwanken, ob man *owwol* »erster« oder *auwol*, *gowwi* »Sontbaum« oder *gauwi*, *owwi* »zwei« oder *auwi* u. a. m. zu schreiben hat.

11. Bei den Vokalen bezeichnet z. B. *â* den langen, betonten Vokal, *ā* den langen unbetonten, *á* den kurzen betonten, *a* den kurzen unbetonten. Doch trifft das nach 7. nicht immer zu, da ich die Bezeichnung der Länge und des Tones oft unterlassen habe, besonders in der Reisebeschreibung und den Briefen.

Die Liste der Vokale ist also folgende:

â	*ā*	*á*	*a*
ê	*ē*	*é*	*e*
î	*ī*	*í*	*i*
ô	*ō*	*ó*	*o*
û	*ū*	*ú*	*u*

Durch einen daruntergelegten Strich, z. B. *e̲*, *o̲*, würde ich den offenen Vokal bezeichnen. — Diphthonge *ai*, *au*, *oi*. — Mit ° wird gelegentlich der Murmelvokal bezeichnet und mit *ȁ* usw. die Erhebung des musikalischen Tones in der Frage. — Ein Apostroph ist gelegentlich gesetzt, um anzudeuten, daß in unverbundener Rede hier ein Vokal stände.

12. Kurzes *ĕ* wechselt in manchen Fällen mit *i*, so *eyye* oder *eyyi* »voll sein« u. ä. Vgl. auch Fälle wie 1004, 5. 8; 1009, 18; 1010, 5; und oben 7c.

Assimilationen kurzer Vokale, vor allem von *ĭ* und *ĕ* an andere Vokale desselben Wortes, spielen eine sehr große Rolle: *urb·ir* und *urb·ur* »durchlöchern«, *tag·addi* »Deckel« von *tag* »bedecken«, aber *tag·r·eddi* »Deckel« von *tăg·ir* »bedecken«, *bos·oddi* »Wischlappen« u. a. m.

»Mein« und »unser« heißen beide *an·na*. Samuêl unterschied beide dadurch, daß er bei »unser« das *an·* musikalisch etwas tiefer als das *·na* nahm, und auch das *·na* länger und betonter sprach. Ich habe die Formen des Pron. 1. plur. durch *à* von den sonst gleich aussehenden der 1. sing. unterschieden.

Es sei hier nebenbei bemerkt, daß ich von einem gewissen ʿAbdallah Moḥammed Ibrahîm aus Girsche für »unser« notiert habe *un·na* (*un·na belád·ir luga digri·ᵐ* »in unserem Lande sind viele Sprachen«), ebenso wie er stets *ir* für *er*, *in·na* für *en·na* sagte (dies auch öfter auf Biǵǵe). Auf diesen ʿAbdallah geht alles zurück, was ich hier mit Girsche bezeichne.

13. Ein Stern ✱ bezeichnet, daß ein neuer Abschnitt beginnt, der mit dem vorhergehenden formell nicht im Zusammenhang steht.

Überblick über Samuêl Alî Hisêns Leben.

(Nach seinen eigenen Aufzeichnungen, vgl. Einl. Anm. 26.)

Mohammed ben Ali ben Hasan ben Nassâr[1] wurde um 1863 geboren zu Fikḱikôl im Distrikt Abuhôr in Nubien. Bald nach seiner Geburt ging sein Vater, wie die meisten nubischen Männer, nach Kairo und Unterägypten, dort seinen Unterhalt zu suchen. Seine Mutter war schon vorher von ihrem Mann verstoßen worden; so nahm sich seine Großmutter, deren er immer mit besonderem Dank gedachte, des verlassenen Knaben an. Kaum konnte er richtig laufen, so mußte der kleine Junge anfangen, sich sein Brot mitzuverdienen durch Mithilfe bei dem Austreiben der Kühe, an den Wasserschöpfrädern, als Eseljunge usw. Er war etwa 6 Jahre alt, als

[1] Die Bezeichnung der Herkunft durch *ben* ist auffallend. Die Form *ibn* wäre zu erwarten (s. Nachtr.). Gewöhnlich wird in Ägypten und Nubien das Wort »Sohn« ganz ausgelassen und Mohammed Ali gesagt. Nach 3, 29 springt die Aufzählung vom Vater hier auf den Ur-Urgroßvater [Schäfer].

eine durch Heuschrecken (1873, vgl. 503?) verursachte Hungersnot seine Großmutter zwang, mit ihm nordwärts nach Edfu auszuwandern. Diese Großmutter war nach seiner Schilderung eine gute und kluge Frau, die um dieser Eigenschaften willen von ihren Landsleuten als Schêcha. betrachtet wurde, ein Mittelding zwischen einer Heiligen und einer Zauberin. Als fromme Mohammedanerin gab sie ihren kleinen Enkel in Edfu in eine Korânschule. Nur wenige Tage hielt er da aus und war dann mit keiner Gewalt mehr dahin zubringen, wo die Herrschaft des Stockes so vorwaltete. Nun wurde er bei einem Fellachen untergebracht, der ihn dazu verwandte, die Vögel von seinen Feldern zu vertreiben. Aber er sehnte sich nach völliger Freiheit, um seinen Vater in Unterägypten aufzusuchen. Eines Tages langte eine für Kairo bestimmte Dahabîye mit geraubten Sklaven aus dem Sūdân in Edfu an. Es gelang ihm, sich im dunklen Laderaum zwischen der schwarzen Menschenfracht zu verstecken und so unbemerkt nach Kairo mitgenommen zu werden. Dort wurde er vom Kapitän in das Nubierviertel gebracht, wo der Knabe viele Verwandte hatte, die ihn freundlich aufnahmen und ihn mit seinem ersten Gewand, einer weißen Gallābîye, ausstatteten. Hier sah denn auch der im Delta arbeitende Vater endlich seinen Sohn wieder, den er ganz klein verlassen hatte. Nun folgten für das Kind, nach etlichen vergeblichen Versuchen es in geordnete Arbeit zu bringen, Jahre des wildernden Straßenarabertums in Kairo, wo es in alle Listen und Laster orientalischen Straßenlebens tief eingetaucht wurde und auf Kosten anderer auf eigenen Füßen stehen lernte. Dazwischen unternahm es mit seinem Kameraden eine abenteuerliche Expedition durch die Wüste nach Suês, wo sie zwei Monate Stift in einer Wirtschaft spielten, aber infolge eines entdeckten Diebstahls mit Schimpf und Schande fortgejagt wurden.

April 1873 wird er in Kairo auf der Muski spielend von einem Herrn angeredet und gefragt, ob er mit ihm nach Paris gehen wolle. Er werde ihn wie einen Sohn halten, ihn dort eine Schule besuchen lassen und aus ihm einen tüchtigen Mann machen. Er dürfe in seine Heimat zurück, sobald er es wolle. Der Knabe, der schon lange eine unbestimmte Sehnsucht weiter hinaus, und besonders nach dem in goldener Herrlichkeit jedem Orientalen vorschwebenden Paris, in sich trug, willigte ein und folgte der verlockenden Einladung. Es war ein französischer Missionar, Monsieur Lavanchy aus Morges, der im Auftrag eines reichen Genfer Herrn, Theodor Necker, einen

ägyptisch-mohammedanischen Knaben mitbringen sollte, um ihn auf seine Kosten als Christen und womöglich als späteren Missionar für sein Volk in der Schweiz zu erziehen.

Monsieur Lavanchy brachte ihn nach Peseux im Schweizer Jura in das dortige Pädagogium. Sechs glückliche Jahre verlebte er dort, wo ihm sorgsamste Pflege und Unterricht und viel Liebe zuteil wurde. Nach drei Jahren wurde er auf seinen eigenen Wunsch in St-Croix im Kanton De Vaux auf den Namen Samuêl getauft. Im Jahre 1879 nach beendetem Besuch des Pädagogiums sandte ihn sein Wohltäter in die Missionsanstalt von Dr. Grattan Guinness, Harleyhouse, im Osten von London. Das Haus bildet Missionsarbeiter für die verschiedensten Missionen aus. Hier studierte er erst Englisch, dann Griechisch und Latein. Später wurde er des besseren Klimas wegen nach der Zweigstelle von Harleyhouse, Cliff-College bei Sheffield gesandt, wo ihm neben dem geistigen Studium auch Gelegenheit geboten war, sich im Garten und bei den Feldarbeiten zu betätigen und sich an den Arbeiten der inneren Mission, in Sonntagschule und Versammlungen aller Art, zu beteiligen.

1882 wünschte Necker, daß er in den Orient zurückkehre, und zwar, daß er fürs erste nach Bērût ginge, wo die amerikanische Mission große Studienanstalten unterhält. Im Oktober 1882 kam er dort an. Hier galt es für ihn als erstes, sich ins Arabische einzuarbeiten und sich auf den Eintritt in die medizinische Abteilung vorzubereiten, in die er denn auch bald eintrat. Die Sommerferien 1884 arbeitete er im Verein mit einer schottischen Dame unter den Drusen des Libanon. Von dort rief ihn ein Telegramm, das ihm den Tod des Monsieur Necker mitteilte, sofort nach Europa zurück. Das war ein in jeder Hinsicht schwerer Schlag für ihn. Von nun an fehlt die zielbewußte Leitung seiner Ausbildung und das opferwillige Tragen der notwendigen Kosten, das freundliche, verständnisvolle Eingehen auf sein Erleben und Planen, der weise Rat in allen Schwierigkeiten. Er kam zu seinen Freunden nach England zurück. Nach einiger Unsicherheit über seine Zukunft wurde beschlossen, daß er zur Fortsetzung seiner medizinischen Studien in Genf in das Augenhospital von Dr. Bard eintreten sollte. Zu seinem großen Leidwesen konnte er nur kurz dort tätig sein, denn Monsieur Neckers Bruder verabredete ohne sein Zutun mit Miss Whately, die in Kairo eine kleine Missionsschule leitete, daß Samuêl als ihr Gehilfe zu ihr kommen solle. Dieser erste Missionsversuch des

22 jährigen fiel insofern ungünstig aus, als er sich in dieser Arbeit sehr selbstüberlassen und im Lohn so enggestellt war, daß er sich nach sechs Monaten von Miss WHATELY trennte. Ähnlich ging es ihm bei einem zweiten Versuch als Lehrer an einer katholischen Schule in Kairo, die er sehr bald wieder verließ, als von ihm verlangt wurde, katholischen Religionsunterricht zu erteilen.

Nun stand er arbeitslos, mittellos und ratlos wieder auf den Straßen desselben Kairo, daß er vor fast 13 Jahren verlassen hatte, um nach Europa zu gehen. Die Freunde, die damals sich seiner angenommen hatten, waren gestorben oder nicht mehr in der Lage, ihm zu helfen, oder er hatte die Fühlung mit ihnen verloren. So war der noch ungefestigte junge Mensch in großer Gefahr, in dem großstädtischen Treiben Kairos unterzugehen. Er wurde aber davor bewahrt durch die Ankunft zweier seiner Verwandten, die gehört hatten, daß ihr verlorengegangener Neffe Mohammed wieder in Kairo aufgetaucht wäre. Sie kamen ihn aufzusuchen und nach freudigster Begrüßung ihn zu überreden, mit ihnen in seine Heimat nach Abuhôr zurückzukehren. Das alte Gefühl der Stammeszugehörigkeit und die Familienliebe, die solange geschlummert, wachten wieder in ihm auf: er gab ihren Bitten nach und kehrte gegen Ende 1885 mit ihnen nach Abuhôr zurück, wo er sich nun unter seinem Volke niederließ. Elf Jahre hat er unter ihnen gelebt, davon neun als glücklicher Ehemann und bald auch Vater von drei Töchtern und einem Sohn. Es konnte nicht ausbleiben, daß für ihn als Christen und halben Europäer diese Jahre unter einem fanatisch mohammedanischen Volke auch schwere Kämpfe mit sich brachten. Aber in seinem Hause hatte er Frieden.

Im Jahre 1896 folgte er einer Einladung von Schweizer Freunden zur Aushilfe bei einer großen Ausstellung in Genf. Während er dort war, wurde seine Frau in wenigen Stunden von der Cholera hingerafft. Die Notwendigkeit, nun allein für den Unterhalt seiner vier Kinder zu sorgen, zwang ihn, sich nach Arbeit in Kairo umzusehen.

1898 folgte er als Dolmetscher einem englischen Obersten in den Kampf gegen den Chalîfa Abdullâhi in den Sūdân. Von Juni bis September nahm er an dem siegreichen Feldzug teil, focht mit in der Schlacht bei Omdurmân und zog mit den Siegern in die eroberte Stadt ein.

Wenige Tage darauf kehrte sein Oberst nach England zurück, und SAMUËL wurde entlassen. Nur kurze Zeit weilte er bei seinen Kindern,

dann mußte er sich wieder nach neuem Verdienst umsehen. Er erhielt eine Anstellung bei der ägyptischen Postverwaltung, die ihn erst nach Aswân, dann nach Schellâl führte, wo eben der Grund zum großen neuen Staudamm gelegt wurde.

Hier traf er eines Tages, im Frühjahr 1900, mit seinem alten Londoner Missionsdirektor Mr. Grattan Guinnes und dessen Schwiegersohn, dem deutschen Missionar Karl Kumm, zusammen. Als er hörte, daß letzterer im Begriff war, in Aswân eine Missionsarbeit zu beginnen mit der Absicht, damit nilaufwärts zu gehen, war es ihm sofort klar, daß endlich der Augenblick gekommen sei, wo die Wünsche und Hoffnungen seines verstorbenen Wohltäters, die auch während seiner Jugendjahre sein Herz erfüllt hatten, in Erfüllung gehen sollten, daß nun er, Samuêl Ali Hisên, im Verband mit gleichgesinnten Christen seinem Volke würde das Evangelium bringen dürfen. Darum war er gleich bereit, sich der jungen, eben erst im Entstehen begriffenen Sūdân-Pionier-Mission anzuschließen. Er ließ seine Kinder kommen und übergab die drei Mädchen der amerikanischen Mädschenschule in Asjût zur Erziehung. Wie ernst es ihm mit seinem Entschluß war, hat er damit bewiesen, daß er durchgehalten hat und treugeblieben ist durch alle Anfangsstürme und Schwierigkeiten der jungen Mission; auch als diese sich veranlaßt sah, sich von Dr. Kumm zu trennen; auch als während einer Ferienzeit ihm seine sämtlichen Kinder von seinen Stammesgenossen fortgelockt und entführt wurden und er als Christ auch bei der Regierung keine Hilfe fand, sie wieder zu erlangen.

Damals ließ der Vorstand der Sūdân-Pionier-Mission ihn nach Deutschland kommen, um dem armen, geschlagenen und der Verbitterung nahen Mann in seiner großen Not zu helfen.

Ein Jahr weilte er im Missionshause zu Wiesbaden bei Pfarrer Ziemendorff und unterrichtete die beiden jungen Missionare im Arabischen, mit denen er im Herbst 1904 ermutigt und gestärkt wieder hinauszog nach Aswân, um mit ihnen die Fundamente für den Neuanfang der Mission zu legen. Er erlebte 1905 die Freude, daß sein Sohn und seine jüngste Tochter freiwillig zu ihm zurückkehrten. Als der Knabe 15 und das Mädchen 16 Jahre alt waren, wünschten beide durch die Taufe sich zum Christentum zu bekennen; sie wurden 1910 im Januar vom Präses der Sūdân-Pionier-Mission, Pfarrer Ziemendorff, im Missionskirchlein in Aswân getauft.

Samuêls wichtigstes Lebenswerk ist wohl die Übersetzung des Neuen Testamentes in das Nubische, die er unter Rat und Beihilfe von Hrn. Prof. Schäfer ausgeführt hat. Diese Arbeit führte ihn noch einmal (vgl. S. 13) auf einige Sommermonate nach Berlin, zur revidierenden Bearbeitung der vier Evangelien mit dem genannten Herrn. Den Druck und den Verlag der Evangelien übernahm die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft. Der Einführung seiner Landsleute in die Schrift dieser Übersetzung dient eine nubische Fibel, die Samuêl unter Leitung des Hrn. Prof. Westermann zusammengestellt hat.

Er erlebte die Freude, daß seine Tochter Meryem nach bestandenem Lehrerinnenexamen als Lehrerin in der Missionsschule von Aswân angestellt werden konnte, während sein begabter Sohn Abbâs noch die theologische Studienanstalt der amerikanischen Mission in Kairo besucht, um sich zum Evangelisten und Prediger für sein Volk auszubilden.

Im Herbst 1913 begleitete Samuêl Missionar Enderlin auf einer mehrwöchigen Rekognoszierungsreise durch Dungula und glaubte dann schon die Erfüllung seines vieljährigen Traumes nahe, beteiligt zu sein an der Begründung einer christlichen Mission in Dungula, um so mehr als die Vertreter der Regierung im Lande sich durchaus freundlich stellten.

Da brach der Krieg aus und zwang alle europäischen Missionsleute der deutschen Sūdân-Pionier-Mission das Land zu verlassen. Jetzt steht dort Samuêl als einziger Vertreter der Mission auf einsamem Posten; mit seiner Tochter Meryem zusammen führt er, so gut sie können, die Mädchenschule der Mission weiter, verkauft Schriften im kleinen Bücherladen, arbeitet weiter an seinen Übersetzungen und überwacht mit großer Treue die vereinsamten Missionsstationen. In welchem Sinn und Geist er es tut, zeigt ein Wort aus seinem letzten Briefe: »Wir sind der letzte glimmende Docht der Sūdân-Pionier-Mission, welchen der Herr gewiß nicht auslöschen wird, nein, im Gegenteil, Er hat uns also übrig gelassen, hier, wenn Seine Zeit gekommen sein wird, Sein Feuer des Evangeliums anzuzünden.«

Texte.

I. Das Land und seine Einteilung, Stämme u. ä.

Nr. 1—12.

1 * *Ai Nob·i·r·tōn_e·rin.*

* Ich bin Nubier. 1

2 * *An·n_eši Abuhór_teran.*

* Mein [Heimats]bezirk ist *Abuhór.* 2

3 * **1.** *Árre koį·il·na hawalèn·do·tōn Dún-gula·r ǵū·m_bokon Nob·ī·n_éšei·g_é-ran.* **2.** *In éšei·gōn gū dūl owwi·r bág-bū·n.* **3.** *Bág·id owwol·di·gōn ā·úguddi·n*

* **1.** [Das Land] von der Umgegend des ersten Katarakts an bis nach *Dungula* nennt man das Nubierland. **2.** Und dies Land ist in zwei große Teile geteilt. **3.** Und der erste Teil 3

1 * 1 Fibel S. 12. Wörtlich, ich bin [einer] von den Nubiern. Im allgemeinen vermeiden 1
heute die Nubier das Wort *Nob*, weil es allmählich den Geruch von »Sklave« angenommen hat, Rüpp. S. 32. Sam. sagt: »Man nennt sich nicht *Nob*, nur die Europäer und Araber sagen so.« Wenn er das Wort doch braucht, so ist das aus einer Art Geusenstolz. Die Nub. sprechen von sich im Gegensatz zu Nichtnub. meist als *Berberi*, pl. *Barâbra*. Daß dieser letzte Name vermieden würde, ist eine Täuschung Burckhardts (S. 25, Anm.; 210). Der Name *Nob* haftet aber in der Bezeichnung *Wādi (el-) Núba*, mit der das Gebiet südlich von *Kurusko* bis zum *Batn el-hağar* (Rüpp. S. 11) oder bis zum Lande *Dungula* (Burckh. S. 132) belegt wird. Auch der FM.-Dialekt wird öfter *Núba* genannt, im Gegensatz zu K. und D.
2 — * 2 *Ešei* bedeutet Land. So wird ja in 3, 1—2 das ganze Nubien *ešei* genannt. Aber das 2
Wort wird auch für die einzelnen Dorfbezirke (Kreise) gebraucht, in die das Land geteilt wird, und die sich über je 10—20 km auf beiden Uferseiten erstrecken (vgl. 3, 16). Für diese Bezirke wird oft die arabische Bezeichnung *wādi* verwendet, das auch für die größeren zusammenfassenden Talteile gebraucht wird. Jeder Bezirk enthält in ihm verstreut eine Anzahl kleinerer oder größerer Weiler, die ihre eigenen Namen haben. Sam. braucht für diese Weiler das ar. Wort *néǵā* (ar. *naǵʿ*). Es ist gewiß der Einfluß des arabischen *bilâd* Land (Pluralis von *béled* Dorf, Stadt), wenn auch von *ešei* im Sinne von Land der Pluralis *ešei·i* gebraucht wird. Vgl. zum Ganzen Burckh. S. 7; 37 und S. 210, der auf ähnliche Ver-
3 hältnisse in Oberägypten hinweist. — * 3, 2 Wie 3, 10 zeigt, rechnet Sam. hier die *Kunúz·i* 3
und die *Dungulāwi·ki* als eins. 3 Bei Anhängung der Endung *·id* an den Verbalstamm scheinen öfter die langen Vokale verkürzt zu werden: *åw·id* »Tat« von *āw*; *båg·id* »Teil« von *bāg*; *gòl·id* »Grube« von *gól*. Aber nicht immer, wenigstens habe ich *båš·id* »Abschnitt« von *båš*, *wig·id* »Schreien« von *wig*. — Zu *Dib* als Name von Aswân s. 712. Sam. übergeht als nebensächlich, daß Nubier noch nördlich von *Aswân* wohnen, mindestens bis *Ġarb-Aswân* (nach Burckh. S. 62 bis nach *Edfu* hin), und daß von *Wadi es-subûʿ* bis *Kurusko* ein arabischer Zwischenposten eingeschoben ist, der den Nubiern vorenthalten wurde, weil hier die großen

[3] *Suyan_Dib·ir·tōn Kuruskō·r ǵū·m_bokon.* **4.** *In bág·id·tôn Kunūz·ī·n_éšei·g_é·ran.* **5.** *Wide·gōn Matt·okki·ki·n_éšei-g_é·ran.* **6.** *Amma in_érri dh̲ar·di Fiyadikka·kī·ged wē·bū·n.*

7. *Kuruskō·r·tōn Halfa·r ǵū·m_bokon ten·nā kulū·n_tū·ged Sukkód·ted wide ten·ná Máhas·ked bág·id oww·itti_teran.* **8.** *Ín·gū·gōn Fiyadikka·ki·g_é·ran minē tin·ná bain·id wèr_é·n·gad.*

fängt von *Aswán* an [und reicht] bis *Kurusko*. **4.** Und diesen Teil nennt man das Land der *Kunúzi*. **5.** Und auch das Land der *Mattókki* nennt man es. **6.** Aber dieser letzte Name wird von den *Fiyadikka* gebraucht. [3]

7. Von *Kurusko* bis *Halfa* mitsamt dem [wörtlich: seinem] Steinbauch, *Sukkód* und [seinem] *Máhas* ist der zweite Teil. **8.** Und diese [Leute] nennt man [alle] *Fiyadikka*, weil ihre Sprache éine ist.

---

[3] Wüstenstraßen östlich nach den Goldminen von *ʿAllâgi* und südlich nach *Abu-Hammed* abgingen, [3] deren Benutzung und Überwachung von Wichtigkeit war (so Leps., Gr. S. CXX. Nach Burckh. S. 27 sind es Araber vom Stamme der *Aleykat*; Sam. nannte diese *Alēgatti*, s. zu Nr. 9). **4** Sam. nennt den einzelnen Nubier, der denselben Dialekt wie ér spricht, *Kenzi*, die Menge fast durchweg *Kunúz·i*, d. i. ein nubischer Plural auf *·i* an *Kunúz*, dem arabischen Plural von *Kenz*; dazu vergleiche man Samuēls Plural *h̄irân·i* Schüler (ar. *ḥawâr*, pl. *h̄irân*). Einmal brauchte er auch das richtige arabische *Kunúz*. Die Pluralform *Kenzi·ki* erklärte er für weniger gut als *Kunúz·i*. Die Nubier haben noch heute (s. 3, 11) eine genaue Stammeinteilung. Jedem Nubier ist bekannt, zu welchem Stamme er gehört, und von welchen Stämmen Angehörige in den einzelnen Weilern wohnen. Wieweit die Einteilung selbst altvölkisches Gut ist, läßt sich nicht sagen. In den Namen der Stämme zeigt sich jedenfalls das Bestreben (das man nicht mit Hartm. S. 201 einfach als prahlerische Faselei abtun darf), die eigne vorislamische Vergangenheit auszulöschen und an Araberstämme anzuknüpfen, die nach der Eroberung das Land überschwemmt haben. So soll nach Burckh. S. 26 und 133 der Stamm der *Kunúz* aus dem *Neǵd* und dem *Irák* hergekommen sein. Leps. Gr. S. CXIX führt den Namen auf einen Häuptling der *Rebia*-Araber zurück, der um 1020 vom Kalifen *Hákem* den Ehrennamen *Kenz el·Dūleh* erhielt, und ihn auf seine Familie vererbte. Der Stamm der *Rebia* habe sich seit der Mitte des 9. Jahrhunderts am ersten Katarakt angesiedelt. **5** Die Bedeutung des Namens *Matt·okki* ist nicht bekannt. Denn eine Verbindung mit F. *matto* Osten (K. *malti*) ist doch nur sehr künstlich herzustellen. Für die Bildung ist wichtig, daß Leps. Gr. S. CXX *Said·okki* gibt für die Bewohner der Strecke von *Kurusko* bis *Wadi Halfa* (Burckh. S. 132 gibt *Saʿid* als Namen für die Gegend zwischen *Wadi es-subûʿ* und *Dungula*). Sam. brauchte gelegentlich sogar die Bildungen *Mahas·okki·ki* neben *Mahasi·ki* sowie *Dungulaw·okki·ki* neben *Dungulawi·ki*. Ich habe in Nordnub. das Wort *ǵanam·okki* »Schafhirt« gehört. **6** Auch die Bedeutung des Namens *Fiyadikka* ist nicht klar, denn die Geschichtchen bei Leps. Gr. S. 246 und Rein. Gr. S. 181 geben doch offenbar nur Volksetymologien. Leps. beschränkt den Namen auf das Gebiet von *Sukkód*, Rein. Gr. S. VI schließt ihn von *Mahas* aus. Sam. aber verwendet (s. 3, 8) die Bezeichnung *Fiyadikka* für das g a n z e zwischen die *Kunúz·i* und die *Dungulāwi·ki* eingefügte Gebiet des mittleren Dialekts. **7** Mitsamt, d. h. und daran anschließend. — *Kulu·n_tú* Steinbauch, ar. *Baṭn el·háǵar*, F. *Kid·in_tú*, reicht nach Leps. Gr. S. CXX bis *Dāl Nāru*. Man

[3] **9.** *Máhas·n‿úngō‿kókki·r·tón Šaigiye·n‿ései·ir ğū·m‿bokon, man ówwi·m‿bárrē·gi Dúngula·g‿é·ran.* **10.** *Tek·kōn Kunūz·i·godon ā·ğamme·n, tin·ná wē·r·è·gōn wide zōl·ī·na kid·tōn Kunúz·ī·godon ā·ğamme·ran·gad.*

9. Vom Südende des *Máhas* bis zum *Schaigiye*-Land, das, was zwischen diesen beiden liegt, nennt man *Dungula.* **10.** Und es gehört mit [dem Lande der] *Kunúzi* zusammen, weil ihre [der Bewohner] Sprache und die Art der Menschen mit [der der] *Kunúzi* zusammengehört. [3]

11. *Ín bág·id dūl owwi·ná zōl·ī·gōn gebīla·ki déssen digri·kī·m.* **12.** *Haryé·mn·īm ai éske·rgi bāğ bi·fassilè·rin·gi tin·ná ásil·gōn fasil·gón·gi.* **13.** *Amma ai giğir·sin ā·wè·ran·gi in gebīla·ki šug·ur·bú·ran·gi Šerefeddin·gōn Neğmeddin·gōn Abūl'abbás·nā ton·ī·r·tōn·m‿ún.* **14.** *Ten·nā súhhun·gōn wide ten·na mursi·gōn·gi ā·īğir·min·īm.*

11. Und die Menschen dieser beiden großen Teile bilden sehr viele Stämme. **12.** Ich glaube nicht, daß ich Ihnen ihren Ursprung und ihre Einteilung im einzelnen schriftlich darlegen könnte. **13.** Aber ich habe sagen hören, diese Stämme stammten ab von *Šerefeddin* und *Neğmeddin*, d. h. den Söhnen des *Abul'abbás.* **14.** Was daran wahr oder falsch ist, weiß ich nicht.

15. *Abuhōr·n‿id·ī·gi métel·gir bi·báğ·rin.* **16.** *Abuhór Arrē·r·tōn ései diğ·itti‿teran.* **17.** *Wide Kalābši·gōn Murwau·gōn·na owwi·m‿barrè·r·um.*

15. Die Leute von *Abuhór* will ich als Beispiel verzeichnen. **16.** *Abuhór* ist von *Schellál* aus der fünfte Bezirk. **17.** Und es liegt zwischen (den beiden:) *Kalábschi* und *Murwâu.*

---

[3] beachte, daß 867, 9 *Kúlu‿tú* einfach für *gebel* »Bergwüste« gebraucht wird. — *Sukkód* reicht nach Leps. bis *Gebel Dósche*, *Mahas* nach demselben bis *Hannek*. **9** Die *Schaigiye*, der bekannte Stamm, nach Budge II S. 439 »living in the country near the foot of the fourth Cataract. Its main divisions are the 'Ádlānáb, Suwáráb, Ḥannikáb and 'Umāráb.« Burckh. S. 69; Rüpp. S. 22. 65; Caill. II, 67. **12** Das Wort *haryé* bietet in seinen Bedeutungen einige Schwierigkeiten. Seine Bildung zeigt, daß es ein ar. Lehnwort ist, aber welches ar. Verbum sich darunter verbirgt, kann ich nicht feststellen. Für den *h*-Laut gab Sam. ausdrücklich *ḥ* an. Als Bedeutungen gab er: »wissen« und »meinen«; zum ersten würde passen der Gebrauch in 812 (ebenda neg.); zum zweiten 3, 12; 1003, 238; 1003, 14; 1005, 12; Luk. 8, 18 (Sam.: »das bißchen, was er [zu haben] glaubt«); Joh. 21, 25 (neg.). Wie soll man aber die Beispiele damit zusammenreimen, in denen ein *haryē·mén·ki·rin* ersichtlich, auch nach Sam. ausdrücklicher Angabe, die Bedeutung »wenn ich nicht irre« hat? 376, 73; 1003, 58. 65. 188; 1006, 6; 1008, 30; 1009, 20; 1010, 4; 1011, 18; 1012, 8; 1014, 7; 1015, 7. Eigentümlich ist auch *haryé·run* in 1006, 5, das offenbar heißt: »wir erbitten, erhoffen«. Eher würde schon Matth. 12, 25 passen: *ir ōn zōl‿wēr‿dogo·r hāğá wēk·ki haryé·k·run* »wenn ihr gegen einen Menschen etwas habt«. **13** Die Bildung des bei Sam. (auch in den Evgg.) sehr häufigen Wortes *suhhun* ist unklar. Es hängt natürlich mit dem ar. *ṣaḥḥ* »wahr sein« zusammen. **16** Die Reihe der Bezirke ist: [3]

[3] **18.** *Abuhôr·kōn tin·ged malti·géd néǵa ārė̆_tóski·gi kô·n.* **19.** *In neǵa·k̄ī·gōn gebila gorik̄·k̄ed eyye·bù·ran.* **20.** *Tin·n_érri·k̄ī·gōn_áhan: Owwol Gézen·áb_teran. Oww·itti Boǵw·áb_teran. Tosk·itti Arrok·i_teran. Kems·itti Salm·áb_teran. Diǵ·itti Abiskón·i teran. Gorǵ·itti Súlu̯·i_teran.* **21.** *Gezin·gōn Boǵō·gôn ešei·nā tirti·k̄i_teran.* **22.** *Wide·gōn ogiǵ wēr·na ton·i_teran, wála·gôn tim_bes šegig·ī·m.*

23. *Elékken Boǵw·áb·ki bi·fassilè-rin, minē an·na bédana* [oder *bedena*] *ter_e·n·gad.* **24.** *Bóǵō ìn-nà dùl tôd kolód·ti uski·sum,* **25.** *tin·n_erri·k̄i·gōn: Abūl-*

18. Und *Abuhôr* hat im Westen und im Osten 23 Weiler. **19.** Und diese Weiler sind mit sechs Stämmen gefüllt. **20.** Hier sind deren Namen: Der erste ist *Gezenáb.* Der zweite ist *Boǵwáb.* Der dritte sind die *Arroki.* Der vierte ist *Salmáb.* Der fünfte sind die *Abiskoni.* Der sechste sind die *Sulwi.* **21.** *Gezin* und *Boǵo* sind die Herren des Bezirks. **22.** Und sie sind die Söhne eines Mannes oder sogar Brüder aus einer Mutter. [3]

23. Nun will ich *Boǵwáb* zergliedern, da das mein Stammesteil ist. **24.** *Boǵo,* unser Stammvater, zeugte sieben Söhne. **25.** Und ihre Namen

[3] *Schellál* (nub. *Árre*), *Debód* (*Dobód*), *Dehemid*, *Umbarakáb*, *Kalábschi*, *Abuhór*, *Murwâu*, *Meriye*, *Gerf_Husén* (auch *Girsche, Kischschi*), *Koschtámne*, *Dakke*, *'Allági*, *Gúrte*, *Mahárraga*, *Seyále*, *Madig*. Sam. zählt also *Schellál* nicht mit. **19** Sam. schrieb *goriǵ·ted*, er sprach wie im Text gegeben. **20** Bei der Schreibung der Namen im Text habe ich das *·áb* abgetrennt. Wie es zu deuten ist, bleibt unklar. Es liegt verführerisch nahe, an das nubische Wort *áb* »Ufer« zu denken, so daß die Namen ursprünglich die Uferstrecke bezeichneten, die der Stamm einnahm. Zu beachten bleibt aber, daß diese Endung *·áb* sich sehr oft in Stammesnamen der *Abábde*, *Bischārin* und der Araberstämme am oberen Nil findet (auf Schritt und Tritt bei Burckh.; am bequemsten zu übersehen in der Liste bei Budge II S. 435 ff. (Proben oben zu 3, 9) oder Kumm S. 64). Daher ist die Erklärung wohl doch abzuweisen und vielmehr eine alte starke Beeinflussung und Durchsetzung der Nubier durch die *Bedscha* usw. anzunehmen. Diese mit *·āb* gebildeten Stammnamen sind durchweg von Personennamen gebildet. Damit er nicht unbeachtet bleibe, mache ich auf den Ortsnamen *Michaīl·āb* am Nil, nördlich vom Atbára aufmerksam, Isl. Mer. S. 8 (vgl. S. 19 unten rechts): »The sole exemple known to me of a Christian name combined with the local suffix.« — *Gezen·áb* von *Gezin*, *Bóǵw·áb* von *Bóǵo*, s. 3, 21. — Die *Arróki* und *Abiskoni* sind, wie die *Súlu* (s. Nr. 6) Stämme, die wohl noch bis ins 18. Jahrhundert ihr Christentum bewahrt hatten und deshalb von den andern abgesondert und niedergehalten wurden. Zu den Spuren des Christentums in Nubien siehe zu 45, 8. **20–21** In einem diktierten, dann verworfenen Versuch hieß es: *Abhór* (so!) *ā·bāg·takki·n gebila dúl owwi·r: Gezn·áb·kōn Boǵw·áb·kōn. In owwi·m_barré·r gebīla·k̄i kinna_ton·i_wēr·i dá·ran: Arroki, Salm·áb·i, Abiskōnī, Sulu̯·i.* »*Abuhor* ist in zwei große Stämme geteilt: *Geznáb* und *Boǵwáb*; zwischen diesen beiden sitzen einige kleine Stämme: die *Arroki*, die *Salmáb*, die *Abiskoni*, die *Sulwi*.« **23** Für *o* zu *w* vgl. auch *arw·* von *āro* 525, II. — *bedana* oder *bedena* ist ar. *baṭn* »Unterabteilung einer *gebila*«, Amery S. 350: *badana* subsection of tribe. **24** Was er hier *dúl* »Großer« nennt, bezeichnet er in einem nicht gedruckten Versuch als *ur*, *ur·i* [3]

[3] *neǵǵár, Nassár, 'Utmán, Geddál, Mekkáwi, Ǵébel, Mássi.* **26.** *In kolod·ī·gōn ká·kī·i̯·an_bág·iǵ·bū·ran.* **27.** *Metel·lo Nassár, tek·kōn án·ná ká_teran:* **28.** *Án·ná in tim_báb tōd kolod·ti usku·sum: Hásen_teran, 'Omrán_teran, Hisên_teran, Idris_teran, Belál_teran, Múse_teran, Núgud_teran.* **29.** *Wide·gir·gón in·gū bág·iǵ·bū·ran: Nassár Hásen·gi úski·sum, Hásen·gōn Himmed·ti usku·sum, Himmed·tōn Hisên·gi uski·sum, Hisên·gon 'Ali·gi uski·sum, 'Ali·gōn Samuêl·gi uski·sum, Samuêl·gōn Abbás·ki usku·sum, Abbás·kōn ni·gi b·uski·n·gi ā·i̯i̯r·min·īm.*

30. *Ai elékken fassilè·sin gebila wêr·na kolod·itti·gi* [oder: *kolod·rè·gi*]. **31.** *Wōn man gebīla·ki·gi fassilē·ri̯_án·ki·rin án·na kêl sãi_ter·rè?* **32.** *Ai_ón b·i̯i̯r·kô·k·rin·gōn weǵi' á·i̯_e·kô·mn·um.* **33.** *Amma tin·ná fassil·ád in án·na ká·gi fassilè·*

sind: *Abulneǵǵár, Nassár, 'Utmán, Geddál, Mekkáwi, Ǵébel, Mássi.* **26.** Und diese sieben sind nach Familien geteilt. **27.** z. B. *Nassár,* das ist unsere Familie: **28.** Dieser unser Vater zeugte sieben Söhne. Das sind: *Hásen, 'Omrán, Hisên, Idris, Belál, Múse, Núgud.* **29.** Und diese sind wiederum geteilt: *Nassár* zeugte den *Hásen,* und *Hásen* zeugte den *Himmed,* und *Himmed* zeugte den *Hisên,* und *Hisên* zeugte den *'Ali,* und *'Ali* zeugte den *Samuêl,* und *Samuêl* zeugte den *Abbás,* aber wen [mein Sohn] *Abbás* zeugen wird, weiß ich nicht. [3]

30. Jetzt habe ich ein Siebentel eines Stammes zergliedert. **31.** Wenn ich aber [alle] jene Stämme zergliedern wollte, wo fände ich ein Ende? **32.** Und wenn ich es wüßte, so wäre es ja nicht schlimm [es niederzu-

[3] »Kopf« und übersetzt chef de clan. **28** *Núgud* »der (schwarze) Sklave« würde einem arabischen *el·'abd* entsprechen. **29** Sam., der vor seiner Taufe *Moḥammed* hieß, ist der Erzähler selbst; *'Abbás* ist sein noch unerwachsener Sohn. Hier im Namen seines Sohnes 'Abbás, den er ja oft mit lateinischen Buchstaben geschrieben hat, ließ Sam. beim Schreiben die Bezeichnung des *'Én* aus. **30** Die Ordinalia werden auch für die Bruchbezeichnung gebraucht. **32** *i̯i̯r* (*ī̯r*; *īr*, vgl. *i̯i̯n*, *ī̯n*, *īn* rechts 77, 2) »wissen« und »zählen« ist die stets von Sam. gebrauchte Form dieses Verbs, das als *aïr, oyir* u. ä. im K. sonst vorkommt (vgl. Wien. Ber. S. 7). Zetterst. Parts II, z. B. 83, 7, tut nicht recht daran, für *iyr* einzusetzen *air*. Sam. Wb. schreibt إير. **33** Das ar. *arḍ* (nub. *arid*) »Land im Gegensatz zu Himmel und Wasser«, schreibt Sam. stets mit ع und hat dies als Nubisch im Gegensatz zum Arabischen stets verteidigt. Als Fehler kann man das nicht hinstellen. Amery (S. VI) sagt ja vom Süd.-Ar., daß dort das ء Hamza oft wie ' gesprochen werde. So bekommen einige nubische Wörter bei Sam. ein ', die sonst vokalisch anlauten: *'āgē* »Durrahstroh«; *'úr* oder *'ór* »Handal«; *'ayya* »Schlange«; *'awal·'awal·é* »Windung«; *'allos* »Sagyentau«; *'oyyi* »Kot, Exkremente«; *'ārribé* »anzünden« 62. Das Wort *aśmân* »Palmbast« hat umgekehrt im Süd.-Ar. ein ع (vgl. 364). Bei einigen dieser Wörter ist das ' aus *h* entstanden, so in *'awal·'awal·é* (aus ar. *ḥawal*) und *'ayya* (aus ar. *ḥayya*), wie ja auch ein nubisches *h* öfter für ar. ' steht: K. *hutt* (Almk. Wb.) »Motte« = ar. *'itta*; K. *haggu* (Almk. Wb.) »Gürtel- [3]

[3] *sin‿nawre an·nai·tōn wárri·m simē 'ard·ir·tōn warri·i‿e·n‿nawitte.* **34.** *Ikke bū·n·do in ai bāġ·sin·ged genni'·takki·we ekke·l bi·fassilē·tidd·ir·il‿wēk·ki el·lum‿bokon.*

schreiben]. **33.** Aber sie [alle] zu zergliedern, wie ich meine Familie zergliedert habe, das liegt mir so fern, wie der Himmel von der Erde fern ist. **34.** Da es so ist, so begnügen Sie sich mit dem, was ich geschrieben habe, bis Sie jemand anders finden, der sie Ihnen [alle] zergliedern kann. [3]

4 *** 1.** *Ġen eluf iml‿iskôd·ir Suuan‿Dib·ir·tōn Dábba·r ġú·m‿bokon barri·ged šahar gorġ·ir malti·ged ġú·rgi tin·ged*

*** 1.** Im Jahre 1900 zog ich von *Aswân* bis *Dabba* zu Lande in sechs Monaten im Osten hin und im Westen 4

---

[3] kette« = ar. ʿ*aqiq*. Ganz verschwunden ist das *h* von ar. *hedef* »Ziel« in *edeb* (vgl. 577), das von **fâliḥ* »geschickt« in *fâla* (vgl. 798). — Wenn das arabische Wort *arḍ* im Nubischen *arid*, *elf* »tausend« *elif*, *ketf* »Schulter« *ketif* lautet (vgl. auch nub. ʿ*afeš* für ar. ʿ*afš* 886), so hat das Nubische dies mit dem Sūd.-Ar. gemeinsam. Amery S. VIII: »In triliteral words where the second letter in Arabic has a *sukûn*, i. e. where no vowel is between the second and third letters, a *Kasra* is generally inserted, e. g. *šamis* for *šams* (»Sonne«). But this is again omitted, where any addition is made to the word, as *kelbu* »his dog«. So auch nubisch von *arid* »Erde«, *ard·ir* »auf der Erde«. — Was den Laut *h* betrifft, so gilt ja jetzt im allgemeinen die Regel, daß er sich in rein nubischen Wörtern nicht findet. Aber je mehr wir die Sprache kennen lernen, desto größer wird doch die Zahl der nubischen Wörter mit *h*. Vielleicht ist es doch so, daß das Nubische ursprünglich das *h* oder gar auch *ḥ* und *ḫ* gehabt und sie nur verloren hat (vgl. das Französische). Wichtig ist, daß das *h* als *h* infixum beim Zusammentreten vokalisch endender und beginnender Elemente vorkommt: 1003, 210; 1007, 9; *illa·h‿an* »nein sagend«; 483 *sô·sô·h‿an* »*sô·sô* rufend«, *ḥâ·h‿ā·wé·tir·in* neben *ḥâ·r‿ā·wé·tir·in* »er sagt zu ihm: *ḥâ*« Wien. Text. S. 44, 5. Das Wort *hánu* »Esel« schreibt Sam. immer mit *ḥ*, ebenso *ḥöng* »wie ein Esel schreien«. **34** Diese Anregung ist auf der Wiener Expedition weiter verfolgt worden. Wir haben in jedem Bezirk die Liste der Stämme aufgenommen (s. Wien. Ber. S. 8). Es ist dringend erwünscht, daß diese Aufnahmen durch ganz Nubien durchgeführt werden. Wir werden dann in vielen Dingen klarer sehen. Ein schönes Resultat gelegentlicher Fragen erzählt Sam. selbst in Nr. 4. Danach haben in der Tat die *Dungulâwi* [3]
4 dieselben Stämme wie die *Kunûzi*, denen sie sprachlich so nahe stehen. — *** 4, 1** Wörtl. 4
von Aswân bis Dabba. Dabba südlich von Alt-Dungula. — Zu *·rgi*. Es gibt drei Formen des Verbum conjunctum, d. h. der Form, in der ein Verb vor ein oder mehr folgende geleimt werden kann, so daß sie zusammen einen Begriff bilden und die Tempus und Personalsuffixe erst an das letzte gehängt werden. Ein Unterschied im Gebrauch der drei Arten scheint heute nicht mehr erkennbar: 1. Ohne Endung: *err‿undr·os* hineingießen. 2. Mit *·ka*: *gól·ka kadub* »umgrabend hacken«. 3. Mit *·rigi* oder *·irgi* nach konsonantischem, *·rgi* nach vokalischem Auslaut: *tá·rgi nal* »komm und sieh«. *·rigi* steht nach *r* und nach *l*, an das es zu *·ligi* assimiliert wird; nach *n* wird es zu *·digi*. *·irgi* steht nach den anderen Konsonanten. Einmal 165, 2 steht *oġġú·rki*. Bei Anhängung von *·gōn* wird das *gi* oft unterdrückt: *dúr·ri·gōn* für **dúr·rigi·gōn* 1003, 217; *ār·ri·gōn* Luk. 24, 30 für **ār·rigi·gōn* (so auch aus Korôr: *seyyâd kô·gi ār·es·su, ār·ri·gōn* usw. Der Jäger nahm den Löwen, und

[4] wide·sīm. **2.** Dungula·r·gōn agar_wēk·ki Tēti·g_e·ran. **3.** Téd·do beyye·bù·rin·gōn ter neǵā·na ʿomda·godon wē·r·è·gi oǵǵu_ìtta·rin·gad gebila·k̄ī·na gissa·r el·sīm àn·ni gebila·gōn tin·di·gōn·gi wēk·kir [oder: wēr_e·ran·gi], wala·gon Gezin Bóǵo_ter_e·ran·gi gebīla·ki. **4.** Ter wide wide·gir ai·gi issig·sum: »Ar ikké wēr·i·i_e·run·gōn àn·nà bag·id·ti min_aw·su·rĕ Abuhór·ro?« **5.** Ai wīde·gir·tir·sīm: »In·nā bág·id ir·gi urų·ed_tèb·in, **6.** wōn ìn·di·gi ir min_aw·su·rè in·do in·nāi? **7.** Ai áham_bidà·sim. Imbel, àn·nā bag·id·ti ai·gi ammu·oz·zèn! **8.** In·di·g_ìn·ki·n imbel ai·gi tebaʿ·éd_tàlle! Ek·ki in·di·gi b·amin·tidd·ir·rin«. [4]

zurück. **2.** In Dungula nennt man einen Ort Téti. **3.** Während ich dort übernachtete, fand ich, als ich mit dem Ortsvorsteher das Gespräch auf die Frage der Stämme brachte, daß unser Stamm und der ihrige eins waren, d. h. daß Gezin [und] Boǵo die Stämme waren. **4.** Und er richtete bei der Antwort an mich die Frage: »Wenn wir so also eins sind, was habt ihr mit unserem Teil in Abuhór gemacht?« **5.** Ich antwortete ihm: »Euer Teil erwartet euch, **6.** aber was habt ihr denn mit dem unsrigen hier bei euch gemacht? **7.** Sieh, da bin ich nun gekommen. Auf, zeige mir unseren Teil! **8.** Was den eurigen anbetrifft, so mach dich auf und folge mir! Ich will dir den eurigen zeigen.«

5 ✶ **1.** In·gû·gon Abuhór·na neǵa·k̄i·n_erri·k̄i_teran. **2.** Málti·ged dà·l·ī, wide ká·lum_kēl·ged tèb·il: Arháma; Šiǵèg ka·lúm·di; Torbar_mitar; Šiǵèg ungó·n·di; Kóle_dúl; Arsumá·n_kóle; Mahálla; Šágmag; Šēma_tód; Arrok_mitar; Bar·si_mitar; Bássil; Missi·ǵiddi; Ǵibirkid·

✶ **1.** Und dies sind die Namen der Weiler von Abuhór. **2.** Die im Osten liegenden, und [zwar zuerst] das im äußersten Norden liegende: Arháma; das nördliche Šiǵèg; Torbarmitar; das südliche Šiǵèg; Koledúl; Arsumánkóle; Maḥálla; Šágmag; Šēmatód; Arrokmi- 5

[4] als er ihn genommen hatte usw.); tá·r·gōn Mark. 11, 13 für *tá·rgi·gōn; kal·li·gōn Mark. 8, 8 für *kal·ligi·gōn. **2** Offenbar ist der Ort dieses Namens auf dem Westufer zwischen Handak und el·Orde, etwa 18° 50′ gemeint. Er ist nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Ort im Fiyadik̄k̄a-Gebiet (Sukkód) am Ǵebel Dósche, der in dem Liede Leps. Gr. S. 240, Z. 19 genannt ist. **3** Gezin und Bóǵo sind ja wieder Söhne eines Vaters und einer Mutter, s. 3, 22. Daher: »daß unser Stamm usw.« **6** Wón ist eine Partikel, die mit leise adversativem Sinn Aussagen, meist aber Fragen einleitet. In einem Text aus Korór (Schellâl) habe ich es mit kurzem o: wōn_ni_b·átta·n_é·su. Seyyâd b·atta·n_ĕ·su. »Aber wer wird ihn bringen? Der Fischer wird ihn bringen, sagte er.« **8** Trotz in·di·gi steht ·tidd·ir-, weil es sich um viele Personen [4]
5 handelt. — ✶ 5, **1** Diesen Abschnitt hatte Sam. bei seiner Erzählung an Nr. 2 angehängt, daher das »und« am Anfang. **2** Torbar_mitar »Brunnen des Bauern«, vgl. 372; Kole_dúl »die große Sâgye«; Arsumánkole »die Sâgye des Arsuma(n) (?); Šēmatōd »der kleine Strudel«, vgl. 758; Arrokmitar »Brunnen des Arrok«; Barsimitar »Brunnen des Barsi (?)«; zu Bassil vgl. 94; Hafir· 5

[5] *i·n_ešei; Dāḫâb kalúm·di walá Ham-mad·áb·i·n_éšei; Dāḫâb ungó·n·di walá Himmed·áb·n_éšei; Hafir; Fikkikól.* **3.** *Tin_gár·ked dá·l·i, wide ungō_kêl·ged dá·l: Abūtárfa; Kole_dúl; Šēma-n_kole; Kole_tód; Dib; Sulu·i·n_éšei.*

tar; Barsimitar; Bássil; Missiǵiddi; das Land der *Gibirkidi*; das nördliche *Dāḫâb* oder das Land der *Ḥamma-dábī*; das südliche *Dāḫâb* oder das Land der *Ḥimmedáb*; *Hafir*; *Fikkikól.* **3.** Die im Westen liegenden, und [zwar zuerst] das im äußersten Süden liegende: *Abutárfa*; *Koledúl*; *Šēmankolé*; *Koletód*; *Dib*; das Land der *Sulwi.* [5]

6 ✶ **1.** *Án·ni eséį·ir gebila_wēr dá·n. Sulu·i·g_e·ran.* **2.** *In gebila·gōn Abu-hôr_tin_gár·ro kalum_kókki·r ág·in.* **3.** *Tír·gón Sulu·i·g_e·ran, gebila kurs·el_é·n·gad. Wide·gōn wēr·i tir·gi ā·wé·ran ǵeheli·ki·r·tōn kewid·bú·l·ī·m_an.*

✶ **1.** In unserem Bezirk ist ein Stamm, den nennt man die *Sulwi.* **2.** Und dieser Stamm sitzt im Westen *Abuhôrs* im Nordende. **3.** Und man nennt sie *Sulwi*, weil der Stamm alt ist. Und manche sagen von ihnen, sie seien von den Leuten vor Muhammed übriggeblieben. 6

7 ✶ **1.** *Árré Dobôd·na kêl·lo·r·u* [oder: *·um*]. ✶ **2.** *Árre Debôd·na awt·um.* ✶ **3.** *Árré Dobôd·na in·nē·r·u.*

✶ **1.** *Schelldl* liegt neben *Dobôd.* ✶ **2.** *Schelldl* liegt nahe bei *Debôd.* ✶ **3.** *Schelldl* liegt diesseits von *Dobôd.* 7

---

[5] ar. *ḥafir* (Amery S. 392, water hole). Der zuletzt genannte Weiler *Fikkikól* ist Samuels Geburtsort. (Sein Name könnte etwa mit dem Wort *fikki* »Vogeldreck« zusammengesetzt sein, also *fikki_kó·l* »der [viel] Vogeldreck hat« bedeuten). Er liegt auf dem Ostufer, und diese Lage kommt in Sam.'s Sprache in eigentümlicher Weise zum Ausdruck. Der Westen ist ja für den Weiler das »jenseitige« Ufer. Sooft nun in den Evangelien der Ausdruck »jenseits« zu übersetzen war, übersetzte Sam. stets *tin·ged* oder *tin·gār·ked* »im Westen«, ob es auf die biblische Örtlichkeit paßte oder nicht. Er war nur mit äußerster Mühe davon abzubringen. Wo jetzt z. B. Joh. 3, 26 *Urdunni·na ǵer·ked* steht, hieß es früher *Urdunni·na tin·ged* und ähnlich überall. Sam. Wb. hat: beyond, ar. عبر, nub. تنجار, d. h. *tin_gâr.* **3** *Koledúl* »große Sâgye«; *Šēmankolé* »Sâgye des Strudels«; *Dib* »Schloß, Festung« (vgl. 712); *Koletód* »kleine Sâgye« [5]
6 (vgl. aber 377A unter der Überschrift). ✶ **6, 3** Die Übersetzung: »weil der Stamm usw.« ist die natürlichste, obgleich die Begründung nicht recht klar ist. Der Sing. zu *Sulu·i* ist *Sûlu* (Einl. S. 24, 7a). Es liegt hier gewiß kein alter Stammesname vor, denn Sam. sagte, das Wort enthalte den Hinweis auf eine niedere Klasse. So mag dazu stimmen, daß Rein. Wb. im D. das Wort *sûlu* mit der Bedeutung Gerber, Schuster gibt. Samuels Bemerkung am Schluß hat sich durch die Erkundigungen auf der Wiener Expedition durchaus bestätigt. Vgl. das zu den *Arroki* und den *Abiskoni* in 3, 20 angezeigte. Einer unserer alten Arbeiter aus Qift in Oberägypten lehnte, als ich 1900 beim Tempel von *Wadi Halfa* mit ihm über seine alten Vorfahren und ihre Werke sprach, seine Beziehungen zu den Errichtern der Riesenbauten ab. Die seien vielmehr von *Abu Ǵahl* (»Der Unwissende«) gebaut, einem mächtigen *Nuṣrâni*-König und gewaltigen Riesen, der mit der einen Hand die Sonne und mit der andern die Fische im Meere fassen konnte. Auch er also hatte 6

8 ✱ *Girše* [oder: *Kišši*] *Meriye‿ungo·ged têb·in.*

✱ *Girsche* [oder *Kischschi*] liegt südlich von *Meriye.* 8

9 ✱ **1.** *Nasrall·âb kâmil ân·di·g‿ân ā·wê·ran tin·nā urt·an·il·gi.* **2.** *Ekke·l·i·gōn, Kalābšī·n‿id·i, Umbark·âb·ī, Dobôd·n‿id·ī, Arrē·n·di·kī ar·gû·n·di·g‿an ā·wê·ran.*

✱ **1.** [Die Bewohner des] ganz[en] *Nasrallâb* sagen *ân·di* zu dem, was ihr Eigentum ist. **2.** Und die andern, die Leute von *Kalâbschi, Umbarkâb, Dobôd* und *Schellâl* sagen *ar·gû·n·di.* 9

10. 11 fehlen.

Fehlen 10. 11

12 ✱ *Nob·ī wâw·ar·kôn ō·r·ar·kôn·gi ā·dol·lan.*

✱ Die Nubier lieben Rudern und Singen. 12

[6]. 8 eine Ahnung von der christlichen Zeit Ägyptens. — **✱ 8** Fibel S. 13. Nach dem Diktat eines Mannes aus *Girše* (oder *Kišši*), wie Sam. sprach, habe ich den Namen als *Ģirše* notiert, ebenso nach demselben Manne *feģir* für das ar. *feģir* »arm«. Diese reibende Aussprache des *g*, ganz ähnlich dem arabischen غ hat Sam. in gewissen nubischen Worten: *ģaģad* »zart«; *ģarri* »Unglück bringend, häßlich«; *ģid* »ersticken«; *ģoģ* »schlachten«; *ģolli* »schlucken«; *ģôs* »Kehle«; *ģuddo* »dicht«; *ģumur* »Hals, Bündel«; *ģussutti* »Rauch«; *šuģum* »(den Mund) spülen«. Alle Orte, wo wir durch Sam. oder auf der Wiener Expedition (Wien. Ber. S. 7) diesen Laut im Nubischen feststellen konnten, gehören zu denen, die Sam. (zu Nr. 9) zum *Nasrall·āb* rechnet. Da durchaus nicht jedes *g* so gesprochen wird, ist näher zu untersuchen, warum gerade diese [6]. 8

9 Worte betroffen sind. Vgl. Einl. S. 27/28. — **✱ 9** Mit *ar·gû·n·di* zu vergleichen ist das *tergundum* theirs bei Burckh. S. 158. Vgl. zu 1003, 184. — Was *Nasrall·âb* örtlich umfaßt, sagt ein später verworfenes diktiertes Stück: *Abuhôr, Murwâu, Kišši, Meriye, Gûrte, Subûʿ Nasrall·âb·k‿e·ran* »*Abuhôr, Murwau, Kischschi, (Gerf Husên), Meriye, Gurte, Subûʿ* nennt man *Nasrallâb*«. (Statt *Subûʿ* treten sonst die Bezirke *Seyâle* und *Madig* ein). — Auch andere zusammenfassende Namen für Gruppen von Bezirken waren im selben Stück genannt: *Abid·n‿arti·gōn, Ģarb·Aswân·gōn, Arre·gōn wide Dobôd·tōn Wennis·k‿e·ran tin·na ur·ki. In ģemaʿ mallē·na erri·gōn Wennis·āb·k‿e·ran* »*Ģezaire, Ģarb·Aswân, Schellâl* und *Debôd* nennen *Wennis* ihr Stammhaupt. Und diese ganze Menge nennt man [deshalb] *Wennis·âb*«. — Ferner: *Malki, Wad·el·ʿArab, Šaturma Alēgatti·g‿e·ran* »*Malki, Wad·el·ʿArab, Schaturma* nennt man *ʿAlēgatti*«. Dies ist der Name eines Araberstammes, der auch auf der Sinaihalbinsel sitzt. Siehe Burckh. 9

12 S. 17. Über die Ansiedlung von Arabern hier s. oben zu 3, 3. — **✱ 12** Fibel S. 14. Die hübsche Bildung von *wâw* »rudern«: *wāw·eddi* »Ruder«, die in dem *wauadyk* von Burckh. S. 154 »oars« steckt, ist bisher nicht beachtet. — Dies *·eddi* (manchmal auch *·éddi* betont; die Grundform ist *·endi*, vgl. Almk. *tag·endi, tag·indi*; *kob·indi*) bildet von Verben Nomina, die »das Werkzeug zum . . . .« bedeuten. Ich kenne: *amāģ·eddi* Matth. 3, 4; Mark. 6, 8 »Gürtel«; 567 *ās·eddi* »Maß«; (*nidmē·n‿*) *bāģ·eddi* »Griffel für die Augenschminke«; *bār·eddi* »Worfelschwinge« 68, 2; 422, 2; 84 *bos·oddi* »Fettlappen«; *erb·eddi* Leps. »Besen«, besser wohl dasselbe wie *erb·ir* 376, 67; *kall·eddi* »Besen« (das Wort wird auch von der Dolde der Dattelpalme gebraucht, Sam.); 45, 1 *karų·eddi* »Räuchernapf«; *kob·eddi* (Sam. mündlich) »Deckel«; 511 *korų·eddi* »Glätter«; 1009, 10 *kus·eddi* »Schlüssel«; *soll·eddi* (531) »Aufhänger«; *sūg·eddi* (Sam. mündlich) »Wedel«; *šilb·eddi* »Korb zum Schlammausräumen« (377 A, 20); 20, 11 *tag·addi* »Deckel«; 876 *tag·r·eddi* »Deckel«. Dahin gehören gewiß auch *koms·eddi* »Lampe« (vgl. 1003, 186) von 12

II. Heirat, Hochzeit, Tanz u. ä.

Nr. 13—42.

Notizen über Heirat usw. bei Burckh. S. 145; Hosk. S. 189 (Dungula); Beckett S. 206. Rüpp. S. 42 (Dungula); Tänze (Dungula): Rüpp. S. 57—59. Eine vortreffliche ausführliche Niederschrift Samuels über das Thema *Kunúzī·n_erkenē* »Hochzeit der *Kunúzi*« besitzt die Wiener Akademie (vgl. Einl. Anm. 19). (Siehe Nachtr. zu S. 21.)

13 ✱ *Bun_nóro·kī ogǵ·i·gi ed·mēn·dan·n_ ówwol·lo tin·nā feta·kanê·r ā·kéwid·ran.*

✱ Die Mädchen bleiben, bevor sie heiraten, in ihrer Jungfrauschaft. 13

14 ✱ *Im_burú fetā·m·a.*

✱ Dies Mädchen ist Jungfrau. 14

15 ✱ *An·na búru ten·na féta·kanê·r ág·in.*

✱ Meine Tochter ist noch Jungfrau. 15

16 ✱ **1.** *Ter_ōn gir_bag·id·ti bur^{u}_féta_wēr ten·n_á·gi sūd·kiddi·ki·n soros·kanê·r, ten·na óndi·kī, hussútti·gi ed·ran·godón burú·gi ā·dáb·r·os·ran.* **2.** *Yā kúlu_wēk·ki ten·na ǵúmur·ro dig·r·ós essi·g_ā·tír·ran, yā ǵébel·lo eddi·nā šerék·kir ā·dig·r·os·ran, yā wide·gōn ká_tū·r ā·gamy·ós·ran.*

✱ **1.** Wenn einmal eine Jungfrau einen Fehltritt tut in Unkeuschheit, so bringen ihre männlichen [Angehörigen], sobald sie Kunde davon bekommen, das Mädchen um. **2.** Entweder binden sie einen Stein an seinen Hals und werfen es ins Wasser, oder sie binden es in der Wüste an als Köder für die Hyänen, oder endlich erwürgen sie es im Hause. 16

---

[12] *komis* »salben«? also eigentlich Salbgefäß, Ölnäpfchen? und *ork·eddi* »Schleier«, wo, wie bei dem genannten *bos·oddi*, das Verbum nicht bekannt ist. — Das Musikinstrument ist der *kisir* (Matth. 11, 17, Luk. 7, 32), Ankermann, Afrik. Musikinstr. (Ethn. Notizbl. III) S. 81. 23; Burckh. S. 146 mit Skizze: The only musical instrument I saw in Nubia was a kind of Egyptian tamboura, with five strings, and covered with the skin of a gazelle. Vgl. Rüpp. S. 59; Hosk. S. 263 Abb.; Leps. Wb. nennt auch Instrumente von 7 und 11 Saiten. Die Saiten sind oben am Querholz in fest um das Holz gewickelte Ringe eingeflochten. Durch Drehen dieser Ringe lassen sie sich spannen. Genau dieselbe Vorrichtung findet sich schon an den ähnlichen altägyptischen Instrumenten aus der Mitte des 2. Jahrtausends (Originale in Berlin). Hübsches Bild eines *Kisir*-Spielers bei St. John-Prisse, Oriental Album, London 1848, wo aber leider die beiden Frauen unangenehm versüßlicht sind. — [12]

13. 16 ✱ **13** Wörtl. »die zarten M.«. — ✱ **16, 1** Wörtl. »sich selbst in die Irre führt«, vgl. 824. Zum Ganzen vgl. Burckh. S. 146: The Nubian is extremely jealous of his wife's honour; and on the slightest suspicion of infidelity towards him, would carry her in the night to the side of the river, lay open her breast by a cut with his knife, and throw her into the water, "to be food for the crocodiles", as they term it. Auch Burckh. S. 145. — Ein pleonastisches *ter* vor *ōn* findet sich noch öfter auch in den Evgg. Hier z. B. Nr. 61, 3; 1003, 217. **2** *šérek* »Falle« Luk. 12, 54; Amery S. 372 *šarak* trap. — Der im Nub. gewöhnliche Ausdruck (*·na*) *tú·r* »im Bauche« für »in« hat das Sūdān-Arabische *fi·baṭn* (Amery S. 401 »within«) 13. 16

17 * *Ēn·dè wala id·rè? Ēn·m·á.*

* Ist es eine Frau oder ein Mann? Es ist eine Frau. 17

18 * *Gen ari·án·sum ai ēn·gi ed·sin·do.*

* Es ist zwanzig Jahre her, seit ich geheiratet habe. 18

19 * *Ē·ki·gi ā·éd·ran sór·na bāk·ki·géd.*

* Man heiratet die Frauen durch einen geschriebenen Kontrakt. 19

20 * **1.** *Gen arī_kiri·r erkene·kó·l·gi hasir_wēk·ki tim_báb·na ká·nai ā·kerri·tir·sán.* **2.** *In hasir·kōn ā·kérri·san górwi·na bakki·ki·r·tōn wide nibd·ī·gōn·géd.* **3.** *Hasir·nā tù·gōn gù owwi·r ā·bág·san, áre_wèr·i bokki_wēk·ki.* **4.** *Bokki·n·dī·r nibid_wēk·ki āwidd·os ā·múg·ran iškárti_wèr tā·ki·n·gón_án.* **5.** *Áre·n·dī·r, áre·n_kèl·lo, súru_wēk·ki ā·goi·san turb·ar·ná góro.* **6.** *Súrū·ná kèl·lo·gōn nórti·n_kubè owwi wála toski·gi ā·ébir·san.* **7.** *Wēd·do·gōn asl·è·gi ā·úndur·san, oww·itti·r·gōn bétti·gi, tosk·itti·r·gōn kal_sowwód·ti.* **8.** *Im_málle·gōn iškar·i·na góro.* **9.** *Nōrti·n_kubē·ki·na gér·ro·gōn boww·è·n_kúlu téb·in, sákki_wēk·kōn ten_dogo·r ōb·bù·n.* **10.** *In·gōn éssi·na góro·r·um.*

* **1.** Vor ungefähr 20 Jahren pflegte man der Braut eine Hütte bei dem Hause ihres Vaters zu bauen. **2.** Und diese Hütte baute man aus Akazienzweigen und mit Matten. **3.** Und das Innere der Hütte teilte man in zwei Teile, einen inneren und einen äußeren. **4.** Im äußeren ließ man eine Matte ausgebreitet liegen für den Fall, daß ein Gast käme. **5.** Im Inneren, ganz drinnen, baute man eine Erdbank zum Schlafen. **6.** Und neben der Bank richtete man zwei oder drei Mehlbehälter auf. **7.** Und in den einen tat man Röstweizen und in den zweiten Datteln und in den dritten Dürrbrot. **8.** Und all dies der Gäste wegen. 20

---

[16]. 17. 20 veranlaßt, vgl. 1011, 12. — ***17** Fibel S. 16; 24 E. ***20,1** Siehe 18. — Vgl. Caill. I, 327: Les maisons des nouveaux mariés sont faites en nattes de paille et en feuilles de palmiers. — Nach Weigall Ant. low. Nub. S. 24 geht in Unter-Nubien der Ehemann nach der Hochzeit zum Hause der Frau, nicht wie in Ägypten umgekehrt. — Das Wort *Kerri* »Hütte« als nubisches Lehnwort im Sūdān-Arabischen: Amery S. 182 *Karrīga* »hut«. **3** Durch eine halbhohe Mauer, die *tuddu* heißt, vgl. 262. — Die Form *wēr·i* für »eins« findet sich regelmäßig wie hier in Aufzählungen, vgl. etwa 798 *tód_wēr·i buru_wēr* »ein Sohn und eine Tochter«; ähnlich 20, 12 und oft. Auch die Wörter für die Zehner haben, wenn Einer darauf folgen, meist eine durch ein *-i* conjungens erweiterte Form: 1003, 210 *erbé'īn·i_wēk·ki*; 1003, 179 *sebé'īn·i_owwi* oder *dimin_kolod·i_owwi* (diese Form für 70 auch in 811 A); bei *dimin* »zehn« tritt statt dessen die Form *dimin·de* ein, bei *ari* »zwanzig« *are*, vgl. 811 A. Übrigens stehen diese konjunkten Formen auch vor *bag·atti* »Hälfte«: 1003, 221 *kolod·i_bag·atti* »7½«: 1003, 216 *gorǵ·i_bag·atti* »6½«. **5** *turub* »liegen«, bedeutet auch Schlafen, . . . *·godon turub* »coire«. **6** Die Mehlbehälter sind roh aus ungebranntem Ton oder Nilschlamm gebaut, vgl. 508. **7** *Asl·é* »Röstweizen«, vgl. 68. Eine Art Dürrbrot beschreibt in Berber Burckh. S. 220. **9** Vgl. Nr. 23. [16]. 17. 20

[20] **11.** *Hasir·na kid·tōn tag·addi·kī·ged wide kizb·i·ged, ambu·géd, ša'lôb·i·ged, muslaya·ki·ged, koi‿yalli·ki·ged wide hāǵá·kī digri·kī‿wēr·i·geg·gōn saiddi·bū·n.*

9. Und hinter den Mehlbehältern steht der Badestein, und eine Schale ist auf ihn gestülpt. **10.** Und diese ist für das [Wasch-] Wasser. **11.** Und die Hütte selbst ist mit Korbdeckeln, Tontellern, Dûmnüssen, Ziergehängen, Gebetsmatten, Spiegeln und mit vielen [anderen] Dingen geschmückt. [20]

12. *Wide erkene·kô·l siwid‿wēr·i kandi‿wēr·i kurbáǵ‿wēk·ki kō·n.* **13.** *Erkene·kô·l kárri·gōn irs·i·gōn nidmē·gōn kofrê·gōn bahúr·kōn ten·na dádi·ged tén·na bág·id·tir úgar‿wêr·ro uskur·ed‿ág·in.*

12. Und der Bräutigam hat ein Schwert, ein Messer und einen Kurbâdsch. **13.** Und die Braut pflegt Wohlgerüche und Augenschminke und Henna und Weihrauch mit seiner Räucherschale in ihren Teil an einer Stelle niederzulegen.

14. *Kolód‿bokon·gōn erkene·kô·l kárri erkene·kô·n·nai úgu·g‿ám·mēk·ki·n ā·tā·tir·mun·um.*

14. Und bis zum siebenten Tage kommt die Braut nur bei Nacht zu dem Bräutigam.

15. *Kolod·itti·n‿nahár·ki erkene·kô·l ten·n‿ešeį·ir ǵú·rgi neǵa·kī·r·tōn šig·ed wide tim‿báb·na ká·r·tōn kolod·na íw·gi illē·r·tōn máre·r·tōn sérin·do·tōn nêr·ro·tōn wide tek·ki hāǵê·l málle·gi iǵ·éd tén·na erkene·kô·l·na ká·r bi·tá·n.* **16.** *Kárri·gōn kisib kolód·ti áw·irgi minnē·r·tōn ša'riye·r·tōn betti‿nēi bū·l·lo·tōn kusú·r·tōn ǵakúd·ir·tōn wide hāǵá ekke·l·i·r·tōn·gōn nidmē·n‿úrti·géd b·atta·uskúr·tir·in.* **17.** *Kal·éd·ran·n‿áhar·ro erkene·kô·l·gōn ten·na tiwri·kī·gōn wêr‿nútin tid·dét·tōn éske·n·gi nidmē·n‿dádi·r ā·úndr·in.*

15. Am siebenten Tage geht der Bräutigam in seine Heimat und sammelt dort aus den Dörfern Gaben, holt ferner aus seinem Vaterhause das Siebentenkorn an Weizen, Durra, Gerste, Linsen sowie allem, was er [sonst noch] braucht und kommt [wieder] zum Hause seiner Braut. **16.** Und die Braut richtet sieben Teller her von Tauben, Nudelkuchen, eingeweichten Datteln, Fleisch, Gemüse sowie anderen Dingen und setzt sie ihm [und seinen Freunden] vor mitsamt dem Schminkgefäß. **17.** Nachdem sie gegessen haben, tun der Bräutigam und seine Freunde [Geld], soviel ein jeder vermag, in das Schminkgefäß.

---

[20] **11** Ziergehänge, *šā'lób*, s. 531; Gebetsmatten s. 525. **13** Das übliche Räuchergefäß (*bahúr·na dádi*) ist ein kleines tönernes Näpfchen mit mehreren oben in der Mitte zusammenlaufenden Tonbügeln. **14** *kolod* »[der] sieben[te Tag nach der Hochzeit]«, vgl. 24. **15** Dieses Gabenheischen (*šig*) findet auch bei der Beschneidung statt, vgl. 51. — *Nēr* ist arab. *'ads* »Linse«, nach Schweinf. Lens esculenta Moench. **16** *betti nēi·bū·l* »befeuchtete Datteln«, ar. *balaḥ mablúl* Lane II, S. 20. — Das Schminkgefäß *nidmē·n‿urti, nidmē·n‿dádi* (der [20]

[20] **18.** *In kolod·n‿dhar·ro erkene·kô·l karri ugū·géd úgros·kéd ten·na erkene·kô·l·nāi·um.* **19.** *Ugres erbe'im‿bokon·gōn erkene·kô·l éske·rgi bóḱḱi·r bèyyi·mn·um walá hāǵá‿wēk·ki attá·mn·um.* **20.** *In erkene·kô·l kárri·gōn ten·na hasir·ro bi·welèse·n affi‿wēk·ki atta·m‿bokon, ya ǵén toski‿kemis·n‿dhar·ro.* **21.** *Erkene·kô·l búru·na ába·gi kob·os·kô·ki·n ten·n‿ešéi·gir bi·deg·ed·tá·n.*

18. Nach diesem siebenten Tage ist die Braut bei Nacht und bei Tage bei ihrem Bräutigam. **19.** Und bis zum vierzigsten Tage darf der Bräutigam nicht außerhalb übernachten und bringt nichts herbei. **20.** Und die Braut bleibt in ihrer Hütte, bis sie ein Kind [zur Welt] bringt, [was] vielleicht [erst] nach drei oder vier Jahren [geschieht]. **21.** Wenn der Bräutigam das Brautgeld des Mädchens ganz bezahlt hat, siedelt er nach seiner Heimat über. [20]

21 ✱ *Erkene·kô·l·na kā déssen ádel an‿saiddi·bū·n.*

✱ Das Brauthaus ist sehr schön geschmückt. 21

22 ✱ *Kerri·ki suru·i·ged goi·bú·ran.*

✱ Die Hütten sind mit Erdbänken gebaut. 22

23 ✱ **1.** *Bōww·ē·n‿kúlu·g‿án·ki·ran: Hasir‿tū·r, kél‿wēk·kéd, dólli‿wèk·ki gól·ós*

✱ **1.** Wenn man Badestein sagt: In der [Braut-]Hütte, an einem Ende, gräbt 23

---

[20] Griffel ist *bāǵ·eddi* 12), dient für die schwarze Augenschminke, ar. *kohl*, 186. **19** Vgl. Beckett, S. 206: For forty days after the wedding the father and mother of the bride supply the newly wedded pair with food. They buy nothing for themselves. Caill. I, 373: Le mariage et les quarante jours qui le suivent. 40 Tage gelten auch als Zeit der Reinigung nach der Geburt. In diesen 40 Tagen darf nach nubischer Sitte weder Mutter noch Kind in Berührung mit Wasser kommen (Sam.). In Erinnerung an diese nubische Sitte hat Sam. Luk. 2, 22 die Worte »les jours que la loi de Moïse consacre à la purification« übersetzt durch *ten·na erba'in (-n?)‿ugros·ki .... Múse·na šeri'a·na múǵib·ir* »ihre 40 Tage entsprechend dem Gesetz Mosis«. Es ist ein glücklicher Zufall, daß die nubische Sitte zu der Vorschrift Lev. 12, 3—4 stimmt. **21** Wenn er den *mahr* des Mädchens bezahlt hat (Sam.). *Kōb* (eigentlich »schließen«) für »bezahlen« ist nach dem ar. *saddĕ* [*dén*] gebildet: *dén·gi kōb* steht Matth. 18, 25. — *Děg* ist (Sam.) ar. *naggal* »transférer«. ✱ **21** Vgl. 20, 11. — ✱ **22** Das Wort *kerri* bezeichnet sowohl die Brauthütten (20) wie die Gasthütten (705). — Rüpp. S. 41 erwähnt (in Dungula) »innerhalb oder ganz nahe bei jeder berberischen Hütte ein spannenhohes, aus Lehm aufgemauertes Sofa, an dessen Ende ein irdener Topf bis an den Rand eingegraben ist, man nennt es *Kulenkul* (Hartm. S. 210 *Terengūl*), und sein Gebrauch ist einzig und allein, um die Geschlechtsteile der Verehelichten zu räuchern« und zwar geschehe das mit dem Holz des Taleg-Baums, aber namentlich mit Unguis odorifera, den Operkeln der Strombus-Muscheln vom Roten Meer (*dufr*), vgl. Hartm. S. 207. 210. Mir ist, wohl zufällig, aus dem *Kunūzi*-Gebiet nichts Ähnliches bekannt. Es sind wohl nicht dieselben Lehmbänke wie die von Sam. hier und 20, 5 genannten. — ✱ **23, 1** Als Erklärung [20] 21.22 23

[23] *kúlu séwa‿wēk·ki dólli·na sélle·r ā·uskúr·ran.* **2.** *Tén‿dogo·r zól kutte‿tēb·ós ten·n‿á·gi éssi sákki·r dā·bû·l·lo·tōn ā·bóww·iddi·n.* **3.** *In kúlu·m‿boww·ê teran.*

man eine Grube und legt einen glatten Stein in die Mitte der Grube. **2.** Auf ihn stellt man sich und wäscht sich mit dem Wasser, das in der Schale ist. **3.** Das ist das Baden auf dem Stein. [23]

24 ✶ *Kolód·t‿án·k·ran: Erkenē·r·tòn úgros kolod·inti·m‿bokón, in úgros·ī owwi·m‿barrē·n·di·ǩi·gi kólod·t‿e·ran.*

✶ Wenn man *kolod* sagt: Von der Hochzeit bis zum siebenten Tage, die zwischen diesen beiden Tagen liegenden [Tage], nennt man die Sieben [*kolod*]. 24

25 ✶ *Dáńǵ·ar ēn·gōn ogiǩ·ǩōn·na áw·ar teran.*

✶ *Danǵ* ist der Verkehr zwischen Frau und Mann. 25

26 ✶ *Erkenē·ǩi·r mer·ar·i·r wide gurr·atti·ǩi màllē·r ā·kilille·ran.*

✶ Bei Hochzeiten, Beschneidungen und [überhaupt] allen Freuden stoßen sie [die Frauen] den Freudenruf aus. 26

27 ✶ *Erkenė·gi bāt·ti‿kiįį·r ā·ám·min·am.*

✶ Hochzeit macht man nicht ohne Tanz. 27

28 ✶ *Ai am‿bes·ná erkenė·r úgu kámil·gi ā·bán·sin.*

✶ Ich habe auf der Hochzeit meines Bruders die ganze Nacht getanzt. 28

29 ✶ **1.** *Búru bát·ti·r šug·ur·ki·n ton·i·n‿ge·bél·lo, ten·n‿ork·eddi·gi tin‿dogo·r nekk·ék·ki·n ā·ó·tir·ran:* **2.** *»En·na šerit·ti án‿dogo·ǩi·r wélle, wō Åmne!«* **3.** *Šerit·tōn ten·na kadē·ná koǩǩi teran.*

✶ **1.** Wenn das Mädchen in den Tanz tritt, den Jünglingen gegenüber, so singen [diese], wenn sie ihren Schleier auf sie schwenkt, ihr zu: **2.** »Laß dein *šerit* auf uns herabhängen, Åmne!« **3.** Und *šerit* ist der Zipfel ihres Tuches. 29

---

[23] zu 20, 9. **2** *bowwi* heißt den ganzen lebendigen Körper waschen oder baden, auch schwimmen. [23]
Sehr hübsch ist Joh. 13, 10 ***zól boww·ed·el eǩǩ·el‿wēk·ki hāǵé·mn·um ten·na ossi·ǩina ēw·ar·k‿an·mēn·ki·n, ter kâmil tahar‿e·n·gad.*** »Ein Mensch, der gebadet hat, braucht sich nichts als die (vom Staub wieder beschmutzten) Füße zu waschen, da er ganz rein ist«. Warum hier
24 23, 2 *bowwi* (ebenso wie *ēw* 940) mit *·iddi* erweitert ist, sehe ich nicht. — ✶ **24** Als Er- 24
25 klärung zu 20, 18. — ✶ **25** *áw* »machen« allein wird schon als verhüllender Ausdruck 25
29 statt des gröberen *danǵ* gebraucht. — ✶ **29**, **1** ***ork·eddi***, von Sam. mit »Kopftuch« über- 29
setzt, wurde uns an einem anderen Orte durch ar. ***šabâra*** erklärt. — Die Übersetzung von ***nekke*** ist unsicher. **2** Zur Bedeutung von ***welle*** sowie von ***kašše‿waddi*** (s. 30) und ***šābit*** (s. 30) ist die Stelle Sam. Hochz. wichtig. Es wird ein Tanz beschrieben: ***gir‿bag·id·tōn burų·i ašr·i - - - tin·na ork·eddi·ǩi·gi tin·na ketf·i·n‿dogo·r well·ed, wide šabīt·i serē·ǩi ēr·kir moǵ·bū·l·i·gi - - - wide des numme·bū·l·ged ā·nakk·il[·i]·gi kašši‿waddi·ran·gōn - - - dōr‿tū·r ā·[- - -] tó·ran*** »und manchmal treten die schönen Mädchen - - - ihre Kopftücher auf ihre Schul-

30 * *Búrū gir‿bag·id·ti bāt·ti·r dā·bú·n·gōn ten·na šābit·ti ǵāhal·i·n‿dogō·r ā·kášše·waddi·n.*

* Wenn das Mädchen im Tanze ist, neigt es manchmal den Kopf und läßt sein Haar auf die Jünglinge fallen. 30

31 * *Dôr·ro sái‿girūde·r·ar·ki sāi·ár·k‿e·ran.*

* Das Hin- und Hergehen im Tanzkreise nennt man *sáy*. 31

32 * *Ton·i ǵāhel·i·gi bōb·ī·i‿án ó·r ā·undur·ran.*

* Die jungen Leute nennt man im Liede *bôb*. 32

33 * **1.** *Gebila urtúnna‿wēr Sūdán·do dá·n.* **2.** *In gebíla·r·tōn wēr·ī šug·ur‿tá·kᶦ·ran Nob·i Massi-ki·i‿an ā·undur·ir·ran.* **3.** *Kurs·el·lo Massi·ki digri·i·an ā·sūg·tá·san šig·ar·ki šig·iru‿án bán·dan·gōn wide war·iǵ·ran·gon.* **4.** *Tid·dét·ton bág·id·tōn héǵǵi·r ǵū-ru‿án ā·sūg·tá·san.*

* **1.** Im Sūdân gibt es einen Stamm von kleinem Wuchse. **2.** Wenn von diesem Stamme welche [fluß]abwärtskommen, so nennen die Nubier sie *Massi.* **3.** Vor alters kamen die *Massi* zahlreich, um Gaben zu erbitten unter Tanzen und Springen. **4.** Und ein Teil von ihnen kam gezogen, um auf die Pilgerschaft [nach Mekka] zu gehen. 33

---

[29] tern herabhängen lassend, und die schönen Flechten, die neu geflochten sind --- und von [29]
duftendem Fett tropfen, schlenkernd, in den Tanzkreis«. Zu *kašši* habe ich nach dem, was
Sam. vormachte, notiert: »Mit dem einen Kopfnicker den Kopf beugen«, zu *waddi* »be-
30 rühren«. — * 30 Zu *šābit* vgl. die zu 29, 2 angeführte Stelle, wo von den schönen neu ge- 30
flochtenen, geschmückten und gesalbten *šābit* gesprochen wird. — Zu *kašše‿waddi* siehe gleich-
falls die genannte Stelle und vergleiche die Stelle bei Rüpp., S. 59: »Die Tänzerin ---
endet damit, daß sie den vier Anbetern, als Zeichen ihrer Gunst, ihr von Fett triefen-
31 des Haupthaar, jedem abwechselnd, um den Nacken schlenkert.« * 31 Sam. Kind. 31
sagt von einem ganz kleinen Kinde: *Affi wide ten·na ga'da·n‿dogo·r tēg·os·in·do, tin·n‿én ǵū·n‿agár·ro ten·na berri·r sāi·ed bi·tálle·n* »und das Kind, von da an, wo es auf seinem Gesäß sitzen kann, rutscht seiner Mutter zur Seite nach, wohin diese geht«. Dann folgt erst die Stufe des *dór* »Kriechens« auf Händen und Füßen vgl. 50. Dies Rutschen des Kindes wird also mit demselben Worte bezeichnet wie das eigentümliche Schreiten der tanzenden nubischen Frauen. Ich versuche aus der Erinnerung die schwer zu fassende Tanzbewegung bei einer Hochzeit zu beschreiben: Das Kinn wird leicht angezogen und dabei doch der Kopf mit geschlossenen Augen steif hintenüber gelegt. Die Schultern werden etwas gehoben und die ganze Muskulatur straff angespannt. Nun geht man in ganz kleinen gespannten Schritten, als ob die Beine nicht voneinander könnten, die Füße kaum hebend, in einer Art angedeuteten Kiebitzganges vor und dann wieder zurück. In einem gewissen Rythmus zueinander wird dabei Kinn und Vorderkopf aufgeworfen und abwechselnd kurz
32 mit den Füßen aufgestoßen. * 32 Zu *undur* ist *erri·gi* »Name« zu ergänzen. Vgl. 33, 2; 32
33 511, 2; 1003, 135. Ähnliches 845. * 33, 2 Almk. Wb. gibt unter *Mahass* die Nebenform 33
Mass: in ogiǵ Mass·um »dieser Mann ist aus *Mahass*«. Aber damit kann unser Volksname

34 ✶ **1.** *Ē·kī duru̯·i šerb·ós·ki·ran ā·wé·ran in ó·gi: »Wō sēserél‿Állah«.* **2.** *In wē·r·ē sérē·m sérē·m, wō Tir‿an·ê‿teran.*

✶ **1.** Wenn die alten Weiber trunken sind, so singen sie dies Lied: »*Wō sēserél‿Állah*«. **2.** Diese Rede bedeutet: »Du bist gut, du bist gut, o Gott«. 34

35 ✶ *Sōu̯an·ná ungō·géd soros·i ā·el·tákki·ran.*

✶ Im Süden von Aswân finden sich die Dirnen. 35

36 ✶ *Medine·n‿id·ī·m‿barrê·r mahannéd digrī·m·á.*

✶ Unter den Ägyptern sind viele Päderasten. 36

37 ✶ **1.** *Árrē·r karrēta·ki‿wēr·i dá·ran.* **2.** *Zôl·ī in karrêta·kī ā·áw·ran·gi áw·kᵉ·ran kussa·ki·m‿an ā·did·ir·ran, minē in wē·r·é did·tᵉ‿e·n·gad.* **3.** *Ter in wē·r·ê·gi fehmê·mēn wala ter issig·sin·na tirti fehmē·mên·in·gōn tek·k‿ā·wê·tir·in in wē·r·é zôl gelli‿kiu̯i·n·d·um‿án.*

✶ **1.** In Schellâl gibt es einige Ḫawals. 37 **2.** Wenn Leute das tun, was diese Ḫawals tun, so schimpft man sie *kussa*, denn dies Wort ist ein Schimpfwort. **3.** Da er dies Wort nicht verstand oder auch der, den er gefragt hat, es nicht verstanden hat, sagt er von ihm [d. h. von *kussa*]: »Dies Wort bezieht sich auf einen Menschen, der nicht arbeitet«.

---

[33]. 34 kaum etwas zu tun haben. — Zu *undur* vgl. 32. — ✶ **34** Zu *sēserē* für **serē‿serē* vgl. 1003, 121 [33]. 34
35 *serē‿serē·gir* »sehr gut«. — ✶ **35** Zu diesem Thema um 1813 vgl. Burckh. S. 146 (nördliches 35
Nubien); Rüpp. S. 44 (südliches Nubien). *soros* »Dirne« Matth. 21, 31, 32; Luk. 15, 30. Adjektivisch gebraucht Matth. 12, 39. *soros·kanē* »Unzucht« 16, 1. Evgg. öfter. Im Ortsnamen *Soros·n‿arti*, der vorletzten kleinen Insel im Süden des *Bâb el·Kalâbschi* (bei Maspero, Ann. du service usw. XI, S. 156). Unzucht treiben heißt *soroski*, Matth. 5, 27. 28; Joh. 8, 4. Ob eine Kausativbildung auf *·ir* davon, oder eine auf *·kir* von *soros* selbst, ist *soros·kir* »zur Dirne machen«, »Unzucht treiben lassen« Matth. 5, 32. Das Wort *soros* ist gewiß irgendwie verwandt mit *sórod*, das nach Sam. den Penis bezeichnen, im *Schellāl*gebiet aber das Gesäß bezeichnen soll (der Penis heiße dort *gilid*). Dazu stimmt, daß für *sorod* Rein. und Burckh. (S. 151) Penis angeben, Almk. im D. Hinterteil, After. Ein ähnlicher Bedeutungswechsel findet sich bei dem Wort *ûsud*, das nach Sam. After bedeutet, besser aber, wie er sagt, die vulva (*fasâya* werde hauptsächlich für die vulva von jungen Mädchen gebraucht). Auch dazu paßt, daß Leps. und Almk. Gesäß angeben, Burckh. S. 155 *osutti*, d. h. *usud·ti* vulva, und Rein. beides. —
36 ✶ **36** *Medine* (eigentlich Stadt, *die* Stadt, Kairo) ist bei den *Kunúzi* auch für »Ägypten« gebräuchlich (Sam., vgl. besonders Matth. 2, 13). — Carr. bagascione *mahanneta*. Sam.: ar. *ḫáwal* (s. 37). Über die Reinheit der Nubier vor 100 Jahren in dieser Beziehung s. Burckh. 36
37 S. 146; Hosk. S. 15; Hartm. S. 214. — ✶ **37, 1** *Ḫáwal* nennt man bekanntlich die Männer, 37
die in Frauentracht Weibertänze tanzen und natürlich auch sonst Dirnendienste tun. (Vgl. Lane 1836, I, S. 101. **3** Das geht auf Rein. Wb. unter *kúsa, kússa* »faul, träge, schwach«. Sam. kennt eben das Wort in dieser Bedeutung im K. nicht. Vielleicht wird es so nur im D. gebraucht. — *fehmē·mēn* ist endungsloses Verbum conjunctum zu *fehmē·mēn·in·gōn*, vgl. 58, 3.

38 ✱ *An·na nógo·n͜fárah̬ éssi·ged terri·bū·n.*

✱ Meine junge Sklavin ist schwanger. 38

39 ✱ *Ter ten·n͜ēn·gi eske·rgi ēn·gir·kô·mn·um.*

✱ Er kann seine Frau nicht »zur Frau machen«. 39

40 ✱ *Affi dá·mn·um.*

✱ Es ist kein Kind da. 40

41 ✱ *Ē·ki mir·ī arti·gi dime baid·i·gi ā·dw·tir·ran tir·gi dirriye͜wêk·ki tidd·ir͜án.*

✱ Die unfruchtbaren Frauen bringen Gott immer Gelübde dar, damit er ihnen Nachkommenschaft schenke. 41

42 ✱ *Id·tōn én·gōn ittiwri·r·tōn bāi̯·os·san.*

✱ Mann und Frau haben sich voneinander getrennt. 42

III. Geburt, Kinder, Spielen.

Nr. 42 A—59.

Eine zusammenhängende Niederschrift Samuels über ***Affi·n͜usk·ar·kōn doi̯·ar·kōn*** »Geburt und Erziehung des Kindes« ist Eigentum der Wiener Akademie (vgl. Einl. Anm. 19). Einiges bei Beckett S. 206.

42 A ✱ *Yágūb Yusif·na tim͜báb͜ter͜é·sum.*

✱ Jakob war Josephs Vater. 42 A

43 ✱ *Èn tāk·ki͜kiu̯i̯·r affi·gi ʿarid͜dogo·r ā·šug·úddi·mn·un* [oder: *affi·gi ā·úsku·mn·um*].

✱ Keine Frau bringt das Kind ohne Schreien zur Welt [oder: gebiert das Kind ohne Schreien]. 43

44 ✱ *Èn munn·úsk·ar͜kiu̯i̯·r kiḍ·ir úsku·mn·un.*

✱ Die Frau gebiert nie ohne Hebamme. 44

45 ✱ 1. *Nob·ī·n͜ešei̯·i·r affi͜wēr uski·takki·ki·n kolod·itti·n͜úgros·ki èw͜wēr affi·gi inġ·éd kisib kolód·ti ább·ed ʿâgē·n͜úr·ki dogô·gir arb·ir·ós karu̯·eddi͜wēr·ro ke-*

✱ 1. Wenn in Nubien ein Kind geboren wird, so nimmt am siebenten Tage eine Frau das Kind, man füllt sieben Teller, knickt ein Bündelchen 45

38 ✱ 38 Wörtl. »mit Wasser beladen«, ein Ausdruck für schwanger. — *farah̬* vgl. Amery 38
39 S. 43: *farh̬* »small negro«, und Text Nr. 471. ✱ 39 ***én·gir*** ein verhüllender Ausdruck 39
40 für schwängern, der auch Matth. 1, 25 gebraucht wird. ✱ 40 Fibel S. 18, 6. 40
42 A. 43 ✱ 42 A Fibel S. 15, 23; 31 Y. Eine Anrufform für *Yāgūb* siehe 791, 32. ✱ 43 Für 42 A. 43
Schreien steht ein Wort ***tāk·ki***, das nach Sam. vor allem für die Geburtswehen gebraucht wird. Vgl. Matth. 24, 8 = Mark. 13, 8 (***tāġ·ar***). So bekommt auch 1003, 116 erst seinen
44 genauen Sinn. ✱ 44 Ich schreibe mit ***nn***, weil ich annehme, daß im ersten Teil irgendwie das Wort ***unni*** gebären steckt, das jetzt nur noch im FM. erhalten ist. Rein. gibt FM. 44
45 ***unnúskar.*** Almk. Wb. M. ***innisar***, D. ***uskar***; K. ***uruskal.*** ✱ 45. 1 ***ur*** Bündelchen vgl. 45

[45] *nid_wēk·ki* [oder: *·k'_*] *undr·os zôl_wēk·ki ā·sokke·tir·ran.* **2.** *Umbud Rešidī_wēk·kōn ā·tír·ran éssi·gir šug·ur·bû·ran·gôn talgê·r_an.* **3.** *Essi·n_gár·ki dūr·ed·ran_kêl·lo kisib gorik·ki essi·n_gár·ro zôl·ī dá·l·ī·gi ā·tidd·ir·ran kal·wᵉ_án.* **4.** *Kolod·itti·gōn iris_tôd_dēk·ki ten·n_owwol·lo éssi·r miss·os kal·gi essi·r ā·luff·úndur·ran malaika·ri·n_ǵôro.* **5.** *Wide man ʿágē·n_ur, ur_arub_bū·l_kō·l·gi, ig_wēk·ked arrib·ōs tód_wēk·ki ā·tir·ran áre·gir essi·r bowwe_ǵū_talgê·r_an.* **6.** *Affi·gǒn ēn kâg·il ten·na i·gi essi·r tábbe·ka koi·g_ā·êw·tir·in.* **7.** *Ter·ī·n_agâb·ir ā·inǵe·kúǵ·ran.* [**8.** *In·gōn Nob·ī·n_éšei kurs·el·lo Mesihī_é·n·gōn ā·áw·san_teran*]. [45]

Durrastroh nach oben um, tut in ein Räuchergefäß eine glühende Kohle und reicht es jemand. **2.** Und man gibt ihm auch etwas Rosetter Salz, damit er es, während [alle] zum Flusse hinabsteigen, ausstreue. **3.** Wenn sie zum Flußufer kommen, gibt man sechs Teller am Ufer den dort anwesenden Leuten zu essen. **4.** Den siebenten, vor dem spritzen sie etwas Wohlriechendes ins Wasser, und die Speise werfen sie ins Wasser für die Engel. **5.** Und jenes Strohbündelchen mit dem aufgebogenen Ende zünden sie mit einem Streichholz an und geben es einem Knaben, daß er hinein in den Fluß schwimme und es [dort] loslasse. **6.** Und was das Kind betrifft, so taucht die Frau, die es trägt, ihre Hand in den Fluß und wäscht ihm das Gesicht. **7.** Danach trägt man es [wieder] hinauf. [**8.** Und dies ist etwas, was man (schon) zu tun pflegte, als Nubien vor Alters (noch) christlich war].

46 ✶ *Affi·ki erti·gi nī·os·san.*

✶ Die Kinder haben die Brust getrunken. 46

47 ✶ *Affi·gi kan·ná tómm·atti_wēk·ki ikki·r tább·os sókke·tir.*

✶ Tauche einen Brocken Brot in die Milch und reiche ihn dem Kinde. 47

48 ✶ *Affi ogir·ro* [oder: *·rᵉ_*] *ā·doi·tákki·n.*

✶ Das Kind wird auf dem Schoße aufgezogen. 48

---

[45] 412, 9; 415; 416. **2** Das Salz aus Rosette soll besonders gut sein. **4** Hier sind ganz deutlich die *essi·n_malaika·ri* oder *essi·n_burṳ·i* wie sie auch heißen, die Wasserfeen, gemeint, vgl. zu 864, 2. Amery S. 243 *bint el-baḥr* Nymphe. **6** *·gǒn* kurz und nasaliert. So ausdrücklich gelegentlich, auch z. B. im Joh., von Sam. angegeben. Ebenso 474. 4; 721, 1. 2. Zu vergleichen ist die Verkürzung und Nasalierung von *·tōn* »von« zu *·tǒn*: 120, 2; 121; 127, 2; 236. Das ist der Weg, auf dem im Gemeinnubischen oft das *n* von *·gōn* und *·tōn* schließlich ganz verklingt. Vgl. 828. **8** Dieser Satz wurde vom Erzähler nachträglich angehängt, als ich bemerkte, die Sitte erinnere doch stark an die christliche Taufe. Die Erinnerung daran, daß in Nubien Christen gewohnt haben, ist im Volke nicht erloschen, vgl. zu 6, 3 und Wien. Ber. S. 8. Aber schon Burckh. S. 121. 133. [45]

46 ✶ 46 Fibel S. 11, 19. — 46

49	✱ *È·kī tin·ná affi_nóro·gi adā·ki·r tin·ná ur·i·n_dogō·r ā·ingi·ran.*	✱ Die Frauen pflegen ihr kleines Kind in Körben auf ihren Köpfen zu tragen.	49
50	✱ *Affi elgôn kutte_tēm·mèn·in·gōn wala talle·mèn·in·gōn ā·dôr·in i·kī·gōn kurti·ki·ged·gōn.*	✱ Wenn das Kind noch nicht steht oder geht, kriecht es auf Händen und Knieen.	50
51	✱ **1.** *Affi·ki·gi mer·ár·ki mer·tidd·ir·ki·ran 'ádda_wēk·ki kô·ran.* **2.** *Tin·na negá·ki·r ā·iššin·ir·ran šig_ed_ta·wᵉ_án.* **3.** *Iš_šig·ar·kôn ya bétt͞ᶦᵉ_ēk·ki ya kál sówv·od_wēk·ki ya tag·addi_wēk·ki ya íris_wēk·ki ya goskatti_tôd_dĕk·ki ya dugu_tôd_dĕk·ki ā·tidd·ir·ran.* **4.** *Ikkᵉ_aw·ár·ki šig·ar·k_é·ran.*	✱ **1.** Wenn man die Kinder beschneidet, so hat man eine Sitte: **2.** Man schickt sie in ihre Dörfer zum Gaben sammeln. **3.** Und [als] solche Gaben gibt man ihnen Datteln, Dürrbrot, Korbdeckel, Wohlriechendes, ein paar Eier oder etwas Geld. **4.** Dies Tun nennt man *šig.*	51
52	✱ *En·na tôd sēf_tibiš_nawre keyye·bū·n.*	✱ Dein Sohn wächst wie eine Sommergurke.	52
53	✱ *Ar·i ton·i·m.*	✱ Wir sind Knaben.	53
54	✱ *Tôd idu dá·n.*	✱ Es sind acht Knaben da.	54
55	✱ **1.** *Affi_wēr ā·ój·in·gōn tin·n_ēn ā·kitte·gir·sum,* **2.** *amma ter gú·n_nútin ā·wig·sum.*	✱ **1.** Als ein Kind weinte, beschwichtigte es seine Mutter, **2.** aber es schrie immer mehr.	55
56	✱ *Affi·ki ā·usu·ran.*	✱ Die Kinder lachen.	56
57	✱ *Affi·ki·godon kaški·ki·n ingrī·kanè·ged kašk·u.*	✱ Wenn du mit Kindern spielst, spiele mit Zartheit.	57
57A	✱ *Affi·ki búd·ir ā·kaški·ran·à?*	✱ Spielen die Kinder auf dem Dorfplatz?	57A

---

51 ✱ 51, 1 Sitten bei der Beschneidung Hosk. S. 192 (Dungula). 3 Sam. Hochz. sagt geradezu 51
52 *šig·ar·k_an·ki·ran bedd·ar_teran* »was *šig* betrifft, so heißt es betteln«. — ✱ 52 Leps. Gr. hat 52
in seinem Liede S. 253, 8 *sīw_tibiš*, was gewiß in *sēf_tibiš* zu ändern und unter dem Eindruck des folgenden *sīw* »Sand« verhört ist. Vgl. die Sommerdurra in ähnlicher Verbindung in 1014, 5. Hier ist *séf* (ar.), dort *bogon* (vgl. 335) für »Sommer« gebraucht. Amery
53. 54 S. 92 *tibš* »cucumber«. — ✱ 53 Fibel S. 6, 12; 19, 7. — ✱ 54 Fibel S. 5, 11; 18, 6. — 53. 54
56. 57A ✱ 56 Fibel S. 10, 18; 20, 13. — ✱ 57A Fibel S. 16. Zu *búd* »Dorfplatz«, vgl. zu 287. — 56. 57A

58 * 1. *Nob·ī·n_affi·kī·n_kášk·idè.*
Bókki·bokk·è·na kášk·id.

2. *Gir_bag·id·ti néǵa·na affi·kī betti·ki·n_úr·ro tā_ǵámm·os·ka bokki·bokk·è·gi ā·káški·ran ittiwri·godon.* 3. *Elgōn úguddi·mèn·dangōn kulù·gi ā·inǵi·ran.* 4. *Kúlu ten_dogo·ṙ digr·in·ná tirti·gi ten·na missi·ki·gi kás·ir_wēr·na gúdʿa·ged dig·r·os·ir ekke·l·i widé bōd·dig·ká betti·ki·naʿušši·ki·r ā·bókk·os·ran.* 5. *Man kuffe·bu̯·él wide kás·ir ten·na missi·ki kuffe·bù·san·gi kus·ós ten·na mis·ir·tōn bél·ligi affi·kī bokki·bū·l·i·gi ā·káš·in wér_wēk·ked.* 6. *Man ʿušši·ki·r bokki·bū·l·i·gōn ā·úrū·raṅ ter sāī·gir ā·ǵù·n·gi.* 7. *Ter_ón tin·nai·tōn wide mis·nai·tōn warri·an·ós·ki·n ǵiha ekke·l_wēk·kir, tir·i bód_tá·ka mis·ir ā·*

* 1. Spiel der Nubierkinder. 58
Das Versteckspiel.

2. Manchmal sammeln sich die Kinder des Dorfes vor den Palmen und spielen miteinander Versteck. 3. Bevor sie anfangen, losen sie mit Steinen. 4. Auf wen das Los fällt, dem verbinden sie die Augen mit einem Stück Turban, die andern aber laufen und verstecken sich im Unterholz der Palmen. 5. Jener verbunden gewesene löst dann den Turban, [mit dem] man seine Augen verhüllt hatte, kommt aus seinem Mal heraus und sucht die versteckten Kinder, eins nach dem andern. 6. Und jene in den Palmgebüschen Verborgenen schauen,

58 * 58 Schon gedruckt Wien. Text. S. 26ff. 1 Für *kašk·idē* auch *kašk·id.* — Reduplizierte Bildungen wie *bokki·bokk·ē* finden sich öfter, vgl. Wien. Text. S. 23, *kaddi·kadd·é* »ein Spiel« und *kuffe·kuff·é* »Versteckspiel«; bei Sam. *ʿawal·ʿawal·é* »Windung«; *tibil·tibl·é* »Schminkstift« 186; wohl auch *sēserē* »gut« 34, 1; *tiltilé* »Schleuder«; in *Schellâl* habe ich gehört *sib·sib·é* »Schmetterling«, wohl von *sib* »flattern«, u. a. m., vgl. 600. 2 Vor, vom Dorf aus gesehen. Sam. erklärte: »dicht bei den Palmen, zwischen Palmen und Feld«. Das ist also doch wohl der äußerste Rand des *búd*, vgl. zu 194. — *ǵamm·os*: Aus dem arab. تجمّع »sich versammeln« wird (da im Nub. stets statt der V. Form die II. gebraucht wird, vgl. nub. *ʿaǵǵibé* = ar. *itʿaǵǵib*; nub. *ahhiré* = *itʿahhar*; nub. *ʿakkisé* = *itʿakkiz*; *ekkidé* = *itʿakkid* u. a. m. Siehe auch 376, 73) nubisch eigentlich *ǵammiʿ*. Das ʿ schwindet und es bleibt nur *ǵammi* oder häufiger *ǵamme*, das dann ganz wie die Verben auf Doppelkonsonanz und *i* oder unechtes *e* (vgl. 762) behandelt wird: *ǵámme·n*, *ǵámme·rgi* (*ǵammi·rgi*), *ǵámm·os*, *ǵamme·takki* (vgl. 376, 73) usw. und sogar *ǵamme·gir* »sich sammeln lassen. 3 Zum Losen vgl. Wien. Text. S. 9. — Die Form *elgōn* ..... *mèn·din·gōn* heißt »noch bevor ich .... ehe ich ....«, vgl. 50; 241; 1012, 3 u. ä. Auch ohne *elgōn* bedeutet die Form oft schon »bevor, ehe«, vgl. 533, 2; 579; 1003, 16. (Girsche: *tēg·os ard·ir, tābē·takke·mèn·in·goⁿ* setz dich auf die Erde, daß du nicht [ehe du] müde werdest.) Doch überwiegt ohne *elgōn* die Bedeutung »ohne daß«, vgl. 664; 489; 683; 739 u. ä. Etwas abweichend und absonderlich ist 37, 3 *ter fehmē·mēn·in·gōn* »da er nicht verstand«, vgl. 482. 4 Gesprochen wie *bōdika*, Sam. schreibt *bódigka*. — Die untersten Schößlinge der Dattelpalme läßt man in Nubien gern wachsen, während sie sonst meist entfernt werden. 5 Silbentrennung war hier etwa *kuf·feb·wel*, sonst wurde meist *bū·el* oder *bū·y·el* gesprochen. — »Eins nach dem andern« nimmt den Verlauf des Spiels vorweg. 7 Mskr. *wēr·kir*. — Bei *mis* »Mal« denkt Sam. 58

[58] *tō·r·os·ran.* **8.** *Ter wide tin·nȧ bȯd·ti·gōn usu̯·átti·gōn·gi giǵr·ék·ka tir·g‿abiddi‿bōd‿ā·reǵ'ė·tā·n, ter‿ōn tid·dét·tōn wēk·ki dùr‿kúmmi·ki·n·gōn.* **9.** *Ter‿ȯn wēk·ki kumm·ed·n·á ter‿teran bi·fál·an·in.* **10.** *Wide kummi·sin·nȧ zȯl·gi bi·kúffe·gir·ran ten·n‿agár·ro.* **11.** *Ter‿ȯn mai͡l·an·os·n·ȧ tén‿dogo·r ḥánu‿wēr ā·tȯ·n. Wide·gir·gōn ā·kuffe·gir·ran.* **12.** *Ikke ā·dw·ran ḥánu dimin·gi dūr·im‿bokon.* **13.** *Dimin·gi dūr·ék·ki·n tek·ki kašk·id·ir·tōn ōs·ós wide kurti·ki·n‿dogo·r 'ung·r·ós ten‿dogo·r ā·bokki·l·i·r·tōn wēk·ki ā·egir·kiddi·ran.*

wohin er geht. **7.** Wenn er von ihnen und dem Male sich entfernt nach einer andern Richtung hin, so kommen sie ins Mal gelaufen. **8.** Er wieder hört ihr Laufen und Lachen, kommt auf sie zurückgelaufen [und versucht], ob er einen von ihnen berühren kann. **9.** Wenn er einen berührt, so gewinnt er, **10.** und man verbindet den, den er berührt hat, an seiner Stelle. **11.** Wenn er verliert, so »kommt ein Esel auf ihn« und man verbindet ihn noch einmal. **12.** So macht man es, bis er es auf zehn »Esel« bringt. **13.** Wenn er auf zehn kommt, so stößt man ihn aus dem Spiele, läßt ihn sich auf die Kniee niederlassen und einen von den versteckt gewesenen auf ihm reiten. [58]

14. *Ter·i·n‿agáb·ir oww·itti‿wēk·ki tid·dét·tōn ȯs·ka ā·kuffe·gir·ran.* **15.** *Wide tin·nā kašk·id·ti owwol‿nawitte ā·ugiddi·ran maḥ‿ḥanu̯·am·bū·l·gi bēw·ran bokon.* **16.** *Ten·na bėw·ar·kōn ā·tá·n affi koi̯·ál·n‿ár·ar·ked.* **17.** *Gir‿bag·id·ti gowán ā·bėw·tákk·os·in, amma gir‿bag·id·tōn déssen ā·nossō·y·an·os·in.* **18.** *Ikke turúb·ki·n tȯd'ungi·bū-l‿ȯn tek·ki egr‿ág·il‿dogo·r dúl‿e·ki·n, wide zā'l·os·kȯ·ki·n,*

14. Danach nehmen sie einen zweiten von ihnen und verbinden ihn. **15.** Und sie beginnen ihr Spiel wie das erste, bis sie den, der »Esel« ist, erlösen. **16.** Und seine Erlösung kommt durch das Fangen des ersten Kindes. **17.** Manchmal wird er sofort erlöst, aber manchmal dauert es auch sehr lange. **18.** Wenn es so liegt, so wirft der hingekniete Knabe, wenn er größer ist als sein

---

[58] hier an einen Kreis. 8 Mskr. *komme*, so auch in 9; in 10 *kommi*. 9 Hier steht wie öfter die Frageform, wo wir die hypothetische erwarten sollten. Ähnliche Beziehungen zwischen Frage und Bedingung bestehen ja in vielen Sprachen, deutsch »ob«, griech. »εἰ« usw. *·ré* in gleichem Gebrauch 61, 3. Ein *sé* vielleicht ähnlich Wien. Text. S. 17, 22. 11 Sam. arab. *daḫal fīh ḥomar.* Es scheint ein gebräuchlicher arabischer Ausdruck zu sein für das Unterliegen im Spiel. Wie er entstanden ist, weiß ich nicht. Das *dogo·r* im Nubischen würde im Arabischen eher ein *'ala* als ein *fīh* erwarten lassen. Dann hätte *daḫal* seinen bekannten Sinn und man könnte allenfalls an etwas denken, wie die von G. Möller, Sitzungsber. d. Kgl. Preuß. Akad. d. Wiss. 1910, XLVII, S. 945 besprochene obszöne altägyptische Fluchformel. 13 Entwurf: *ā·egir·kidd·os·ran.* — Übersetzt als ob *bokki·bū·u̯·el·ī·r·tōn* im Text stände. 15 Entwurf: *man ḥanu̯·* ohne Assimil. 18 Entwurf: *'ungu-.* [58]

[58] *tek·ki sókke_luff·ōs ā·bód·os·in kā·ki·g_abiddi.* **19.** *Man·gū tód luffe·tákk·el·na wig·id·ti giģr·éd ten·n_dhar·ro ā·bód·ran.* **20.** *Dūr·ed·ran·ă átta·ka bétti_wēr·ro kettif·ós tén_dogo·r wēk·ki ā·ébr·os·ran harsè·r_an, bēw·tákki·m_bokon.*

Reiter, und wenn er erbost ist, diesen ab und läuft nach den Häusern zu. **19.** Wenn jene das Schreien des abgeworfenen Knaben hören, so laufen sie hinter ihm her. **20.** Wenn sie ihn einholen, so bringen sie ihn, binden ihn [mit dem Rücken] an eine Palme und stellen jemand zu ihm als Wache, bis er erlöst wird. [58]

59 ✶ *Kaģ_fógor kaģ_fógor ģóm·ki·n,*
an·n_éssi·gōn bóg·ki·n,
kál·gi marág·ked kal·lég·ru,
kál·gi marág·ked kal·lég·ru.

✶ Wenn der Donner, der Donner schlägt, 59
und der Regen sich ergießt,
so essen wir wohl Brot mit Brühe,
so essen wir wohl Brot mit Brühe.

IV. Feuer, Kochen, Braten und Backen, Essen und Trinken, Hungern und Dürsten, Rauchen usw.

Nr. 60—170.

Eine zusammenhängende Niederschrift Samuels über das Thema *Kal min_do·tōn āb·bū·n* »Woraus wird das Brot gemacht?« besitzt die Wiener Akademie. Vgl. Einl. Anm. 19.

60 ✶ *Kurs·él·lo ig·ki zinád·na ģom·ar·kéd ā·arribê·san.*

✶ Vor alters zündete man das Feuer durch Schlagen des Flints an. 60

61 ✶ **1.** *Ig·di·na haira zól·ī·g_ár·ir·ki·n sélem·gir tin·nā ʿāwin·ī·gi inģ·ék·ka ā·kúģ·ran úgros ówwi·na gú·gi.* **2.** *Ted·do wide hór·ī·r sélem·na bér sowwi_kašši·bú·l·gi ā·él·lan.* **3.** *Ter_ón gū bedri·ré*

✶ **1.** Wenn Mangel an Brennholz die Menschen faßt, so ziehen sie mit ihrem Mundvorrat zur *Sélem* [-Gegend] hinauf, zwei Tagereisen weit. **2.** Dort finden sie in den Wildbachtälern das 61

---

59 ✶ 59 Wien. Text. S. 38, 10 l b, wo auch andere Fassungen des Liedchens. — Zu *kaģ_fógor* s. zu 59
61 299. — ✶ 61, 1 Amery S. 197 *ʿawin* عوين provision for journey; vgl. 1014, 12. — *Sélem* ist nach 61
Schweinf. die Acacia Ehrenbergiana Hne. Die Gegend liegt zwischen Nil und Rotem Meer. Über den Baum vgl. auch Burckh. S. 186. Am 2. Katarakt hörte ich den ar. Namen *séleme* für die 1/2 bis 3/4 m langen, an einem Ende leicht gekrümmten Stöcke, die die Kameltreiber usw. dort haben; Weigall, Ant. low. Nub. S. 24, vergleicht sie mit einem hockeystick. Sie sehen ganz so aus wie die Stöcke, die die Tiere in den altägyptischen Bildern aus der Tierfabel tragen (vgl. Schäfer, Jahrb. d. Kgl. Preuß. Kunstsamml. 1916, S. 28, Nr. 42). **3** *ter* pleonestisch vor *ōn* vgl. 16, 1. — *·ré*, Frage für Bedingung vgl. 58, 9.

[61] *kášši·ka bér·ki dig·dig·os‿sokkᵉ‿inǵ·ed ā·šug·r·os·ran.* **4.** *Il·lá, gū bi·ǵū·kō·n·ă ā·béyy·os·ran.* **5.** *Wide dáhā·tón bér·ki ǵámme·gir‿dig·dig·os‿inǵ·ed ā·šúg·r·os·ran.*

trockene und brüchige *Sèlem*-Holz. **3.** Wenn es [dann] noch früh am Tage ist, so brechen sie das Holz, binden es zusammen und nehmen es mit sich hinunter [ins Niltal]. **4.** Wenn nicht, [d. h.] wenn der Tag darüber hingegangen ist, so übernachten sie. **5.** Und mit dem [nächsten] Morgen sammeln sie das Holz, binden es zusammen und nehmen es mit sich zu Tale. [61]

62 ✱ **1.** *Íg·ki úll·u! Íg dá·n.* ✱ **2.** *Íg·ki arribè! Íg úlle·bū[·n].* ✱ **3.** *Íg ái·bū[·n].*

✱ **1.** Zünde das Feuer an! Das Feuer ist da. ✱ **2.** Zünde das Feuer an. Das Feuer brennt. ✱ **3.** Das Feuer brennt. 62

63 ✱ *Íg ǵússutti·bū[·n].* [oder: *ā·ǵússutti·n.*

✱ Das Feuer raucht. 63

64 ✱ *Íg ā·finnitti·n.*

✱ Das Feuer blinkt. 64

65 ✱ *Man ká warri·r téb·in·der ig‿wēr finnitti‿bél·sum.*

✱ In jenem Hause, das in der Ferne steht, blinkte ein Feuer auf. 65

66 ✱ *Dówwi‿wēr kówwe‿bél·sum.*

✱ Ein Licht leuchtete auf. 66

67 ✱ **1.** *Ig di·os·sum.* ✱ **2.** *Ter šéma·gi bē·r·os!*

✱ **1.** Das Feuer ist verlöscht. ✱ **2.** Lösche diese Kerze aus! 67

68 ✱ **1.** *Asl·è·gi ille·r·tōn ā·áw·ran.* **2.** *Íllē·gi bár·os wide nēi·gr·ós túr kámil‿wēk·ki, wide gū béyyi·ki·n éssi·r·tōn ōs·ós widé kinnᵃʷ‿ēk·ki šire·r‿an nibid‿wēr‿dogō·r más·il·lo āwidd·os·ran.* **3.** *Ter·i·n‿dhar·ro dèw·gi tel·ídd·os illè·gi inǵ‿ed‿tá·rgi ā·ásil·lan.* **4.** *Ín·godon·gōn betti‿tōd‿dék·ki átta‿fakk·ós illē ásil·*

✱ **1.** *Aslè* (Röstweizen) macht man aus Weizen. **2.** Man reinigt Weizen und hält ihn eine ganze Nacht hindurch feucht, und wenn es Tag wird, nimmt man ihn aus dem Wasser heraus und breitet ihn, damit er ein wenig antrockne, auf einer Matte in der Sonne aus. **3.** Darauf erhitzt man das Back- 68

[61]. 62 **5** Für *dáhā* gab SAM. an: von »8—9 morgens«. ✱ 62 SAM. versuchte einmal zwischen *arribé*, das er gelegentlich mit ʿ schrieb, und *ulli* einen synonymischen Unterschied zu finden, als ob *arribé* gebraucht würde, wenn man ein Feuer nicht frisch, sondern von einem andern her anzünde; doch scheint das kaum begründet. Die Bildung von *arribé* sieht aus, als ob es ein arabisches Lehnwort sei, doch kenne ich nichts Passendes. Es müßte eine II. Form sein. Ist es etwa ar. *'arrab* »achever, perfectionner« und eigentlich stets *ig·ki* zu ergänzen? **3** Wörtl. lebt, vgl. 67. [61]. 62

67 — ✱ 67 Wörtl. 1. ist gestorben, 2. töte; beide wie im Arabischen, vgl. zu 62, 3. — 67

68 ✱ 68, **2** Reinigt, d. h. von Erde und Steinchen. Vgl. 165, 2. *Bār* ist wohl eigentlich Reinigen durch Auslese u. ä. (*bār·eddi* »Worfelschwinge«), dann aber überhaupt reinigen, vgl. LUK. 11, 41 68

[68] *bū·l·godón ā·sáw·r·os·ran.* **5.** *Ikk'‿áw·ar asl·ê‿teran.*

blech, nimmt den Weizen und röstet ihn. **4.** Und dazu nimmt man etwas Datteln, zerquetscht sie und mischt sie dem gerösteten Weizen bei. **5.** Dies Gericht ist *aslê* [Röstweizen]. [68]

69 ✱ *Ai ǵaman‿ǵù·n‿doǵo·r suriye a·káịụ·rin.*

✱ Ich mahle über die Reibmühle gebückt. 69

70 ✱ *Mare désse·gi ǵòg·mēn·ka ā·káịụ·ran.*

✱ Frische Durra mahlt man nicht [in der Drehmühle], sondern zerquetscht sie [zwischen den Reibsteinen]. 70

71 ✱ *Mare désse·gi káịụ·ka ā·kal·gir·ran.*

✱ Frische Durra zerquetscht man [zwischen den Reibsteinen] und macht sie zu Brot. 71

72 ✱ *Ai ǵù·gi ā·ǵòg·rin.*

✱ Ich mahle mit der Drehmühle. 72

72A ✱ *Ǵù ā·ǵòg·in.*

✱ Die Mühle mahlt. 72A

73 ✱ *Aršē kórrē·na ǵòg·ar·ked ǵóll·ós·sum.*

✱ Die Mühle (*aršē*) ist durch das Mahlen am Fest stumpf geworden. 73

74 ✱ *In nórti bariǵ·kir‿ǵōg·tákku·sum.*

✱ Dies Mehl ist grob gemahlen. 74

75 ✱ *Norti urúmme·m.*

✱ Das Mehl ist schwarz. 75

76 ✱ *Nōrti·gi busg·ir digri·gir‿úndụr·u!*

✱ Tue viel Mehl in den Ledersack. 76

76A ✱ *Nōrti sě? Nōrti karǵ·ir dā·būn.*

✱ Wo ist das Mehl? Das Mehl ist im Korbe. 76A

---

[68]. 69 von Schüsseln. — ✱ 69 Die Aussprache von *káịụ* schwankt zwischen *kayiw* und *kayu*. Wörtl. »ich zerquetsche« (d. Korn). — *Ǵaman‿ǵù* bezeichnet den unteren plattenförmigen der beiden primitiven Mahlsteine. Der obere, unserer länglichen Brotform ähnliche, heißt *ǵaman‿ǵū·n‿i*. Für das Mahlen mit diesen Steinen hat man das besondere Wort *káịụ*, während man für das Mahlen mit der Drehmühle *ǵōg* sagt. Die Drehmühle heißt *ǵū*. Burckh. S. 45: The richer class only have hand-mills like those of the Arabian bedouins. Drehmühle abgebildet bei St. John-Prisse Oriental Album, London 1848: Nubian females (*Kalābschi*). Beschreibung der Reibsteine (aus Berber) bei Burckh. S. 219. Das Mahlen ist Frauenarbeit, Burckh. S. 143: The Dourra for the days use is ground every morning by the women, for the Nubians never keep meal [68]. 69

70. 71 in store. — ✱ 70 Für den Unterschied zwischen *káịụ* und *ǵōg* siehe zu 69. — ✱ 71 Siehe 70. 71

72A. 73 zu 69. ✱ 72A Fibel S. 13. — ✱ 73 *aršē* ist nach Sam. eine Bezeichnung für die Drehmühle; leider habe ich nicht genaue Kennzeichen notiert. (Almk. Wb. M. *ăraše* »Handmühle aus zwei runden Steinen bestehend, wie bei den Beduinen = K. *ǵū*«). Sie wird, wenn sie stumpf ist, mit einem harten Stein wieder scharf geschlagen (Sam.) — 72A. 73

75. 76 ✱ 75 Fibel S. 6, 12; 19, 7. — ✱ 76 *búsug* (pl. *busg·i*) ist ein lederner Vorratssack, meist aus einer unzertrennten Tierhaut gemacht wie ein Schlauch. Vgl. 226; 444. 52; 1003, 16; 1005, 17. Burckh. S. 156 *bousouky* (d. i. *busug·ki*) leather provisian sack. Als FM.-Wort 75. 76

76 A für den Begriff gibt Burckh. *Doukyga*, was Leps. *dukki* schreibt. ✱ 76 A Fibel S. 28. 76 A

77 * 1. *Gérē·gi ā·dw·ran nōrti·r·tón.* 2. *Essi wás·os·ik_kél·lo' āgē·ná sigid_wēk·ki iįin·di·r morre·gr·éd wide máyin·gi nórti·r·tón eyye·gr·éd silè·n_dogō·r ā·tég·in.* 3. *Mayin·do·tón nórti silè·r ā·silli·šug·r·in.* 4. *Iįin·gōn ā·kàš·šaw·r·in komb·an·im_bokón.* 5. *Komb·an·ós·ki·n kinnᵃ_ʷēk·ki ig_dogō·r ā·múg·ran karǵ_án.* 6. *Karǵ·ós·ki·n ig_dogo·r·tón šug·udd_éd_ta, kisib_bēr·ro bóg_undr·ós, dés_wēr·i íkki wēr·i úmbud karúm·di_wēk·ki undr·ós ā·kál·lan.*

* 1. *Gérē* [Brei] macht man aus Mehl. 2. Wenn das Wasser siedet, so sitzt du, ein Knotenglied eines Durrastengels mit der Rechten fassend und die Linke mit Mehl füllend, am Kessel. 3. Aus der Linken rieselt das Mehl in den Kessel. 4. Und die Rechte rührt beständig um, bis es dick wird. 5. Wenn es dick ist, läßt man es noch ein wenig auf dem Feuer, damit es gar werde. 6. Wenn es gar ist, so setzt man es vom Feuer ab, gießt es in einen Teller, tut Butter, Milch und Salz mit Hornklee daran und ißt es. 77

77A * *Medid·tōn gérē_nawitte ā·dw·ran, amma gére medid_dogō·r kómbo·m.*

* Und *medid* macht man wie *gérē*, aber *gérē* ist dicker als *medid.* 77A

78 * *Gérē sē? Gérē silē·r da·bu·n.*

* Wo ist der Brei (*gérē*)? Der Brei ist im Kochtopf. 78

79 * 1. *Én tén·na burū·gi ā·wè·tir·in maulim·na wátti igitt·án·ki·n:* 2. *Wō búrū, umbud_tód_dek·ki ing_ed_tá·rgi umbun·n_úrti·r undr·ós_gude_kúdde·r_an.* 3. *Ai tá·rgi kalissē·gi bi·dórki·rin.*

* 1. Die Frau sagt zu ihrer Tochter, wenn die Essenszeit herankommt: 2. »Tochter, hole etwas Salz und tue es in das Salzgefäß, daß es schmelze und sich setze. 3. Ich will gehen und Teig kneten.« 79

80 * *Kál·gi dw·ran·n_ówwol·lo kalissē·gi ā·dórkⁱ·ran.*

* Bevor man Brot macht, knetet man den Teig. 80

---

77 * 77, 2 *iįin* »rechts« wird oft zu *īįn*, *īn* zusammengezogen, vgl. *iyir*, *iįir* = *īr* 3, 32. — Als *silé* wurde mir in *Biǵǵe* (wo man *sulé* sagte) ein Kochtopf der Form bezeichnet. 6 *karum* ar. *ḥelbe* Trigonella foenum graecum L. Sam.: »*melḥ maḫlûṭ ma' el·ḥelbe*, beides fein miteinander ge- 77

77A. 79 mahlen«. — * 77A Vgl. 165, 10 und 11. * 79, 1 *watti* »Zeit« aus ar. *waqt.* Die Zwischenform ist gegeben durch süd.-ar. (Amery S. 366) *wagit, wakit, wata* (وطا) time. 2 Vgl. zum Salzschmelzen 83, 4; 574, 2. 3. — Zu *kudde* außer unserer Stelle: 1003, 76; Mark. 4, 39 (*kudd·ar* vom Meere). *Kudde* bedeutet also »ruhig (und klar) werden, so daß die Unreinigkeit sich zu Boden setzt« (Vgl. das Beispiel unter 1003, 97; s. Nachtr.). Daher denn auch im übertragenen Sinne ruhig, klar sein, z. B. 609; 1008, 33 (von Menschen, die sich ruhig verhalten); 1003, 67; 1013, 5 (vom Wetter); 1015, 7 (vom Himmel); 1003, 203 (vom Verstand *kudde·r·ar*; 960 (vom 77A. 79

80 Gemütszustand); *kudd·el* »klar«: 388; 1003, 226. * 80 *dorkⁱ·ran*, vgl. *bi·kabk·ran* (Sprech- 80

81 ✱ *Ė·ki kalissē·gi fukkē·kī·r a·dórki·ran.* ✱ Die Frauen kneten den Teig in Näpfen. 81

82 ✱ *Nōrti·gi fukkê·r undr·os wide umbud·tòn éssi·gōn ḫamira·gōn undr·os·ir i wēk·ked wala i ówwi·géd kāš‿šaw·r·ar·ki dórk·ar·k‿ė·ran.* ✱ Wenn man Mehl in den Napf tut und Salz, Wasser und Sauerteig hineintut, und es mit einer Hand oder mit beiden Händen durcheinanderarbeitet, so nennt man das *dorki* (kneten). 82

83 ✱ **1.** *Kan·nà àw·ar ģiha toski‿kéms·um, ya in·i·n‿dogō·r digr·ī·m.* **2.** *Ai iųr·bù·rin·gi ék·ki‿bⁱ·wē·tir·rin.* ✱ **1.** Vom Brotmachen gibt es drei oder vier Arten, oder sie sind noch zahlreicher. **2.** Was ich weiß, will ich Ihnen sagen. 83

3. *Koị·dl·gi kan‿náddi·gi ikkᵉ‿ā·aw·ran.* **4.** *Nórti‿tód‿dek·ki fukkê·r undr·ós, wide umbùd·ti ģùde‿err‿undr·ós, wide es‿tód‿dĕk·kōn undr·ós, im‿mállē·gi itti·wri·godon dórki‿saw·r·ós, ḫamira·gi undur‿kāš‿šaw·r·ós kalissē·n‿tū·r, túd·dū·n‿dogō·r fukkè·gi mas·il·lo ā·uskur·ós·ran kós·im‿bokon.* **5.** *Kōs·ós·ki·n*

3. Erstens, gesäuertes Brot macht man so: **4.** Man tut etwas Mehl in den Napf, läßt Salz schmelzen und hineinlaufen, tut etwas Wasser hinein, knetet all dies durcheinander, tut Sauerteig daran und rührt ihn in den Teig hinein, und stellt den Napf auf den *tuddu* in die Sonne, bis es gährt.

---

[80] silbenteilung *·kran*). Der Ausfall des schließenden *i* an dieser Stelle sicht dem Ausfall des *i* beim hypoth. *·ki* vor konsonanten Endungen sehr ähnlich. Denn auch dort fällt *i* zwar meist aus, wenn ein Vokal vor dem *k* steht, oft aber auch, wenn der Stamm auf einen Konsonanten ausgeht: ***an·kⁱ·ran*** »wenn sie sagen«; ***weris·kⁱ·ran*** »wenn sie wollen«; ***ōs·os·kⁱ·ran*** »wenn sie herausnehmen«; ***āw·kᵘ·run*** »wenn wir machen usw. Ohne so starke Änderung der Sprechsilbenteilung gegen die grammatische fällt das *i* z. B. aus in ***gend·we*** »macht Frieden«, Matth. 5,25 [80]
83 von ***gendi***, und ***tuk·we*** »schlagt« (vgl. Einl. S. 26) von ***tukki***. — ✱ **83, 1** Die Brotgetreide sind nach Sam. ***ille*** (Weizen); ***mare*** (Durra, nub. Lehnwort im Süd.-Ar. ***marīg***, Amery S. 116. Nach Schweinf. Andropogon Sorghum Brot. Vgl. zu 411 über die Teile der Pflanze); ***serin*** (Gerste); ***erde*** (Hirse, ar. ***doḫn***, Pennisetum typhoideum im Baedeker, Pennisetum spicatum Kcke. bei Schweinf.); ***mare šâmi*** (ar. ***durra šâmi*** = Mais). — Burckh. S. 143: The dhourra bread is extremly coarse, and is made without salt (Das ist nicht ganz richtig, vgl. 79 und zu 129.) .... As the whole operation of grinding, kneading, and baking does not occupy more than ten minutes, it may easily be supposed that it is never thoroughly baked. **3** ***Naddi*** ist alles, was nicht süß ist: Sauer (Sauerteig 88, 5; saure Milch 153). Salzig 130 (vgl. ar. ***ḥâmiḍ*** Desc. S. 87, Nr. 430). Bitter (Handalfrucht; Schnaps: ***essi naddi*** 164; 1003, 141. 233; vgl. Amery S. 37: ***ḥâmiḍ*** bitter), auch im übertragenen Sinne 836, 4; 772 A. **4** Zu ***tuddu*** s. 262. **5** Das Backblech ***déw*** ist das, was äg.-ar. ***sâǵ*** heißt. Oft ist die Backplatte auch aus Ton, Rüpp. S. 41 (Dungula): »Eine flache Lehmpfanne, auf der das Brot gebacken wird (***Doka***; vgl. Amery S. 45 ***dōka***: iron plate for making bread on), nebst den 83

[83] *kál·gir dêw·ir ā·úndur·ran.* **6.** *Ín·gi ḫamar·id·t_e·ran.* **7.** *Oww·itti kal_fitti·g_e·ran.* **8.** *In kal_fitti ḫamar·id_gálg_e·n·gōn ten·na dórk·ar·ró wide ten·na úndur·ar·ró, ḫamir^{a}_agúde·ged ted·de^{i}·tōn ékke·l·um.*

5. Wenn es gährt, so tut man es [83] [,damit es] zu Brot [werde,] auf das Backblech. **6.** Dies nennt man *ḫamarid* [gesäuertes Brot]. **7.** Das zweite nennt man *kal_fitti.* **8.** Während dies *kal_fitti* dem gesäuerten Brot ähnlich ist in bezug auf sein Kneten und seine Zutaten, unterscheidet es sich von ihm nur durch [das Fehlen des] Sauerteig[s].

84 ✶ *Ên kalissē·gi dêw-ir undur·in·n_ów-wol·lo dêw-gi bos·oddi·ged 'allê·rgi ā·kóms·in.*

✶ Bevor die Frau den Teig auf das 84 Backblech tut, macht sie das Blech durch Einsalben mit einem Fettlappen zurecht.

85 ✶ *Kál·gi dêw·ir kawā·gir_úndr·u!*

✶ Tu das Brot dünn auf das Back- 85 blech.

86 ✶ *In kal dóss·um.*

✶ Dies Brot ist nicht gar. 86

87 ✶ **1.** *Kal_fitti·gi dêw·ir·tōn ōs·ós·ki·ran gišir_tôd_dēr dêw·ir ā·kolli·têb·in.* **2.** *In gišir_tôd·ti gargaša·g_ê·ran.*

✶ **1.** Wenn man den ungesäuerten 87 Brotfladen vom Backblech abhebt, so bleibt etwas Kruste am Blech sitzen. **2.** Diese Kruste nennt man *gargaša.*

88 ✶ **1.** *Abrê·gi ā·áw·ran gir digri·ged.* **2.** *Tid·de^{i}·tōw_wêk·ki elékken bi·báǵ·run.* **3.** *Márē_wèr·ī ille_tôd_dēr·i kárum_tôd_dēr·ī irs·i ekke·l·i_wēr·i·gōn téd·do saw·r_undr·ós málle·gi ā·ǵôg·os·ran.* **4.** *Ter·ī·n_ḏhar·ro átta·rgi kalissē déssen šóre·gir ā·dork·os·ran.* **5.** *Ḫamira digri_wēk·kôn téd·do ā·úndur·ran, serê·gir_náddi·i̯·an_án.* **6.** *In áw·id·ti šārê·*

✶ **1.** *Abrê* macht man auf viele Arten. 88 **2.** Von ihnen wollen wir eine nun niederschreiben. **3.** Man nimmt Durra und etwas Weizen, mischt etwas Hornklee und andere Wohlgerüche daran und mahlt das Ganze. **4.** Danach nimmt man es und knetet [daraus] einen recht geschmeidigen Teig. **5.** Und man tut viel Sauerteig daran,

---

[83] dazugehörigen drei Lehmpfeilern (*Ledaye*)«. **7** Statt *kal_fitti* sagt man gelegentlich auch [83] nur *fitti.* Es wird immer nur in Form dünner, runder Fladen (auf dem Blech) gebacken. Daher der Vergleich 1003, 68. Der äußeren Form nach ist der Gegensatz dazu (*kal_*) *tūbê,* der runde, dicke Brotlaib. Das Wort *fitti* bezieht sich aber nicht auf die Form, es bedeutet vielmehr »nicht sauer«. Denn man spricht auch von *ikki fitti* »süßer Milch«, vgl. 98; 153. Almkvists Definition: dicker Brotkuchen, speziell neugebackenes Brot,
84 träfe also danach nicht zu. — 84 *'allé* ist aus *'*adlé* assimiliert, von ar. *'adal* (so, I. Form, 84
86 Amery S. 226 *'adal* mend; nicht, wie Almk. meint, II. Form). — ✶ 86 Fibel S. 11, 20. — 86

[88] *gi ā·ḿw·os·ran.* **7.** *Féǵir_dahá·gi, kalisse kúšš·os·in_kêl·lo dêw·gi ā·tel·iddi·ran.* **8.** *Widé kašnába_wēk·kéd dèw·ir kas_úndur déssen šóro·gir kalissè·gi ā·awid·di·ran.* **9.** *Íkke báǵ·im_bokon ā·ḿw·ran.* **10.** *In aw·íd·ti abrê·g_e·ran.*

daß es gut durchsäure. **6.** Diese Arbeit nimmt man am Abend vor. **7.** Am frühen Morgen, wenn der Teig stinkt, erhitzt man das Backblech. **8.** Und indem man den Teig mit einer Schöpfschale auf das Blech schöpft, breitet man ihn recht dünn aus. **9.** So tut man bis [der Teig] zu Ende ist. **10.** Dies Gericht nennt man *abrè*. [88]

89 ✱ **1.** *Ġoǵ·ir·ki atta·m·á ǵoǵ·iri_án?* **2.** *Ġoǵ·ir elgón kinna_tód_é·n·gád atta·kó·mn·im.*

✱ **1.** Hast du das Schlachttier zum Schlachten gebracht? **2.** Da das Schlachttier noch [zu] klein war, habe ich es nicht gebracht. 89

90 ✱ *An·na kándi ā·ǵóǵ·mun·um di·el_é·n·gad.*

✱ Mein Messer schlachtet nicht, da es stumpf ist. 90

91 ✱ *Dēw_ká·r min·gi ā·ḿw·in? Dēw_ká·r kusu·gi ā·kuǵ·ur·rin.*

✱ Was tust du in der Küche? In der Küche koche ich das Fleisch. 91

92 ✱ *Kúsu nib·bū·l kúg·bū·l_dogō·r ǵitta·r gén·um.*

✱ Gebratenes Fleisch ist für den Körper besser als gekochtes. 92

93 ✱ *Kusu·g_nib·os.*

✱ Brate das Fleisch. 93

94 ✱ *Ġakúd nob·ar_kiii·r komb_ám·mun·um.*

✱ Gemüse wird ohne Quirlen nicht dick. 94

88.89 ✱ **88,** 7 Zu *dahā* vgl. 61, 5. 8 *Kašnāba*, Sam.: »eine halbe Kürbisschale«. — ✱ **89** Fibel 88.89
91.92. S. 33. — ✱ **91** vgl. 444, 72. — ✱ **92** Fibel S. 24 Ch. — ✱ **93** Fibel S. 12; 21, 15. — 91.92.
93.94 ✱ **94** Von *nob* »quirlen« ist *nob·eddi* »der Quirl« gebildet. — Dies ist einer der mannigfachen Neck- und Zunamen, die die Nubier außer ihren arabischen Namen noch haben. Es lohnte der Mühe sie zu sammeln. Außer *Nob·eddi* sei z. B. *a*) *Bōfāi* genannt. Nach Samuel nennt man so ein Stück Land, das schlecht trägt, und auf dem nichts wächst. Samuel empfahl uns, wenn wir in sein Dorf kämen, den *Maḥmúd Aḥmed Bōfāi* im *Wadi Bassil* (vgl. 5, 2 *Bassin·na ǵer·ro*) aufzusuchen. Der stecke voll von Geschichten. Wir haben den alten Mann auf der Wiener Expedition besucht. Er war nicht sehr erfreut, als wir ihn mit diesem Spitznamen anredeten — so rede man Niemand an —, aber dann sehr freundlich und voll Lob über seinen Jugendfreund *Moḥammed Ali*. *b*) Dem *Nob·eddi* »Quirl« ähnlich ist *Bōs·oddi* »Fettlappen« vgl. 12; 84. *c*) Durchsichtig ist *Gorǵi*, wie ein Mann aus Schellâl mit 6 Fingern an jeder Hand hieß. *d*) In der Bedeutung unklar ist *Ābéddi*; denn Samuels »Vater der Hyäne« ist recht unwahrscheinlich. *e*) Ein interessanter Beiname scheint mir *Šinko*. Sam. sagte, das Wort bezeichne ein Fünffrankstück (vgl. ital. *cinque*). Auch sonst wurde mir im Lande diese Etymologie gegeben und gesagt, der Beiname solle den Mann als sehr reich bezeichnen. Vielleicht ist die Zurückführung auf *cinque* aber nur eine Volksetymologie. Der Name 93.94

95 ✱ *Billê·n‿ur owwi·gi inģ‿éd‿tā·rgi fákk·os·ir.*

✱ Hole zwei Zwiebelköpfe und zerquetsche sie. 95

96 ✱ **1.** *Bedingján urúmme-gi ten·na tù·n·di·gi ōs·os kúsu mér·iģ·bū·l·gōn wide rúzzi·ged saw·r·ós ā·kúd·ran.* **2.** *In·gi mahši·g‿e·ran, wala kúd·ar·k‿e·ran.*

✱ **1.** Der schwarzen Eierfrucht nimmt man ihr Inneres heraus und stopft sie mit durcheinandergemischtem Hackfleisch und Reis. **2.** Dies nennt man *mahši* [ar.] oder *kúd·ar* [nub.]. 96

97 ✱ *Ikki·r·tōn min ā·bel·in? Ikki·r·tōn des ā·bel·in.*

✱ Was kommt aus der Milch? Aus der Milch kommt Butter. 97

98 ✱ **1.** *Dés·ki ā·dw·ran ikki‿fitti·gi mēr·kidd·ós·ka.* **2.** *Widé bè˙·ir tiw‿undr·ós ā·múg·ran des bel·im‿bokon.*

✱ **1.** Butter macht man, indem man süße Milch Sahne bilden läßt. **2.** Und, nachdem man [diese Sahne] in den Schlauch gefüllt hat, schüttelt man sie, bis die Butter entsteht. 98

99 ✱ *Bêi·gi mug·m·à? Bêi·gi mug·os·sīm.*

✱ Hast du den Schlauch geschüttelt? Ich habe den Schlauch geschüttelt. 99

100 ✱ *Des tel·ėwe·bū·l·gi sakki·ki·r ya kubē·ki·r ā·giw·úndur·ran.*

✱ Die geschmolzene Butter gießt man in Schalen und Krüge. 100

---

[94] *Schenku* (oder *Senku*, auch *Scheku*) findet sich in Nubien schon im Anfange des 13. Jahrhunderts [94]
(Roeder, Zeitschr. f. Kirchengesch. 33, S. 370). Der Name des bekannten *Silko*, des ΒΑϹΙΛΊϹΚΟϹ ΝΟΥΒΆΔΩΝ um 500 n. Chr., würde weiterführen zu dem Namen eines Äthiopenkönigs um Christi Geburt, der mit *Šnk* ---- anfängt (Steindorff mündlich), und von da dann wohl zu dem ---- *Snk* ---- des Berliner Altars Nr. 1481 aus dem 7. Jahrh. v. Chr. Natürlich sind dies alles Vermutungen, aber die Möglichkeit liegt doch vor, daß die heutige Volksetymologie nur einen alten einheimischen Namen umgedeutet habe. *f*) Bei Murr. Sounds finde ich den Männernamen *Sennīke* und *g*) den Frauennamen *Boloig*, beide unbekannter Bedeutung. *h*) Heute kommt in Nubien oft der Name *Sambo* vor. Zur Warnung sei Samuels Äußerung angeführt: »Das ist gar kein nubischer Name und war früher unbekannt. Erst seit die Engländer gekommen sind, nennen sie jeden Schwarzen *Sambo*, und so hat der Name sich eingebürgert.« Mit dem aus dem 14. Jahrhundert überlieferten Namen *Sambu* (Quatremère, Mém. 2, S. 115) hat er also nichts zu tun. —
96 ✱ 96 Das Beispiel war an 469 angehängt. Daher steht im Manuskript *urumme·gōn.* 96
1 *Bedingján*, nach Schweinf. Solanum Melongena L., ar. *bedingján* (*aswad.*) 2 Das erste
97 arabisch »Gestopftes«, das zweite nubisch »Stopfen«. — ✱ 97 Fibel S. 10, 18; 21, 13. — 97
98 ✱ 98, 2 Der mit der Milchsahne gefüllte Schlauch wird an einer Schnur an einer Wand 98
aufgehängt, und dann läßt man ihn durch Schlagen immer gegen die Wand und wieder zurückprallen. Ich habe diese Art zu buttern auch in Ehnasye in Ägypten gesehen, vgl. Burckh. S. 440. Auch in Kürbisflaschen buttert man. Sam. erwähnte einmal den *kēbe mug·*
99. 100 *ar·di* »Kürbis zum Buttern«. — ✱ 99 Fibel S. 23B, vgl. zu 98, 2. — ✱ 100 Burckh. S. 440 99. 100
(Suakin): it is in a liquid state, which is the only kind of butter used in the black

101 ✱ *Imbel·sun·do·ton kal·e àn·n_ag·l·i·r·ton bāi·kò·mn·um.*

✱ Seit wir geboren sind, ist Speise unserem Munde nicht fern geblieben. 101

102 ✱ *Gós·ked haġa málle·gi ar·i ā·ġólli·run.*

✱ Mit der Kehle schlucken wir alle Dinge. 102

103 ✱ **1.** *Er eske·rgi in gaskatti·gi bi·golli·n·à?* **2.** *Illa, ġokki·mēn_eske·rgi bi·golli·mn·īm.*

✱ **1.** Kannst du dies Ei hinunterschlucken? **2.** Nein, ohne zu kauen kann ich es nicht hinunterschlucken. 103

104 ✱ *Zōl nél·ī_kiįį hāġá ġáġad·ti dime ā·wérs·in.*

✱ Ein Mensch ohne Zähne verlangt immer etwas Weiches. 104

105 ✱ *Ai in kal·ê·gi ā·dól·li.*

✱ Ich liebe diese Speise. 105

106 ✱ *Er orig·bū·n·à?*

✱ Hast du Hunger? 106

107 ✱ **1.** *Elékken ar·ī orug·bù·ru.* **2.** *Ar·gī kal_wēk·kôn kúsu_wēk·kòn éssi_wēk·kòn átta_dēkk·ir·we!*

✱ **1.** Jetzt sind wir hungrig. **2.** Bringt uns Brot, Fleisch und Wasser. 107

108 ✱ *Kal_wēk·k_átta!*

✱ Bring Brot. 108

109 ✱ **1.** *Kal·g_átta kal·lu!*

✱ **2.** *Kál·gi átta, kál·lun·na ġòro.*

✱ **1.** Bring Brot, daß wir essen! 109

✱ **2.** [Desgl.].

110 ✱ *Ai orug·bù·ri, kal_wêk·ki atta_dēw·wé.*

✱ Ich bin hungrig, bringt mir Brot! 110

111 ✱ *Kal·ē·n_owwól·lo àn·ná i·ki·gi b·èw·ru.*

✱ Vor dem Essen wollen wir unsre Hände waschen. 111

112 ✱ *Àn-ná_in ešēį·i·r kál·ē·gi ā·kál·min·an ī·ki·gi ēm·mēn·tág.*

✱ In diesem unserem Lande ißt man keine Speise, ohne [vorher] die Hände zu waschen. 112

113 ✱ *Kal·gi dèw·ir·tōn elgón ġugri_é·n·gōn kisb·ir undr·os ā·ġagis·kál·lan.*

✱ Vom Backblech weg tun sie das Brot noch warm auf den Teller, drücken es zusammen und essen es. 113

114 ✱ *Kál·gi nòre kal!*

✱ Iß das Brot langsam! 114

115 ✱ *Kál·gi miláh_kiįį·r kál·ki·ran kid·ir ā·bèr·min·an.*

✱ Wenn man Brot ohne Zukost ißt, wird man nie satt. 115

---

[100]–103 countries. ✱ 101 Wörtl. »seit wir aufgestanden sind«. ✱ 103 Fibel S. 33. [100]–103

106. 109. ✱ 106 Fibel S. 8, 15. ✱ 109 Carr. 1906 S. 237, 6. ✱ 114 Fibel S. 12; 21, 15. 106. 109.

114. 115 ✱ 115 *miláh* bezeichnet nach Sam. etwa: das, was man außer Brot und Fleisch ißt. 114. 115

116 ✱ *Marakbi·ki tin·na fatúr·ki nèr_wēr·ro birt̆_undr·ós. wēr_nútin tid·de'·tōn billé·n_úr_wêk·ki ten·na mayin·géd mor·ro·gr·éd_kal·¹u̯_án_tèy·san.*

✱ Die Schiffer bröckeln ihr Frühstücksbrot in Linsen und setzen sich, jeder eine Zwiebel mit der Linken fassend, zum Essen. 116

116A ✱ *Er bille desse·gi kal·ged kal·ar·ki ā·dol·n·à? Dessen-kīr!*

✱ Ißt du gern rohe Zwiebeln mit Brot? Sehr! 116A

117 ✱ *Tod gasab·ki ā·ǵúk·in.*

✱ Der Knabe saugt am Zuckerrohr. 117

118 ✱ *Wo 'Ȧbdu, súfra·gi hadderē·m·à?*

✱ Abdu, hast du den Tisch bereitet? 118

119 ✱ *'Ȧbdu, fatúr bol·os·m·à?*

✱ Abdu, ist das Frühstück aufgetragen? 119

120 ✱ **1.** *Kal·é hadr·os·m·à?* **2.** *Éyyo, kal·é hadrē·bú·n šōb_bēr·ro·tŏn̆.*

✱ **1.** Ist das Essen fertig? **2.** Ja, das Essen ist seit einer Weile fertig. 120

121 ✱ *Kal·é hadrē·bū·n sāa owwi_tóski·r·tŏn̆.*

✱ Das Essen ist seit zwei, drei Stunden bereit. 121

122 ✱ *Kal·é zemán·tōn hadrè·bū·n.*

✱ Das Essen ist seit langem fertig. 122

123 ✱ **1.** *Wo ḫawāǵa·ki, kal·ė·nai tā·wé!*
✱ **2.** *Talle·bú·ru.*

✱ **1.** Ihr Herren, kommt zum Essen! 123
✱ **2.** Wir sind unterwegs.

124 ✱ *Wo an·na tirti·ki, 'ášā sofra·n_dogó·r·u.*

✱ Meine Herren, das Abendessen ist auf dem Tische. 124

125 ✱ *In dádi·r kinn^a_^wék·ki undr·ós.*

✱ Tue ein wenig in diese Schüssel. 125

126 ✱ *In dádi súd·m·a.*

✱ Dieser Behälter ist leer. 126

127 ✱ **1.** *Er šúrba·gi kízb·ī·r kas·os·m·à?* **2.** *Šúrba kizb·í·r kás·bū·n degiga_wēr·i·l·tŏn̆.*

✱ **1.** Hast du die Suppe in die Teller gefüllt? **2.** Die Suppe ist seit ein paar Minuten in die Teller gefüllt. 127

128 ✱ *Dōr nib·bū·l·g_a·dol·n·à?*

✱ Liebst du gebratenen Hammel? 128

128A ✱ **1.** *Am_bes, er gāri·gi kal·os·kó·mn·ù?* **2.** *Doss_é·n·gad kal·kó·mn·im.* **3.** *Wōn_ter ma doss_e·n?* **4.** *İg·ki sere·gir tir·mēn·dan·gad.*

✱ **1.** Mein Bruder, hast du den Bohnenbrei nicht aufgegessen? **2.** Weil er nicht gar ist, habe ich ihn nicht gegessen. **3.** Warum ist er denn nicht gar? **4.** Weil sie ihm nicht genügend Feuer gegeben haben. 128A

116A. 118 ✱ 116A Fibel S. 33. — ✱ 118 *'Abdu* eine in Nubien sehr häufige selbständig gewordene 116A. 118
119. 120 Kurzform von Namen wie *'Abdallah* o. ä. — ✱ 119 Wörtlich »herausgekommen«. — ✱ 120, 1 Zu 119. 120
127 *šōb* vgl. zu 326. 120, 2; 121; 127, 2 *·tŏn̆* für *·tōn* vgl. 45, 6. ✱ 127, 1 *kizb·i* pl. von *kisib* s. Einl. 127
128A S. 30. — ✱ 128A Fibel S. 32—33. Almk. Wb. DK. *gāri* »Bohnen in Wasser gekocht«, vgl. 128A

129	* **1.** »*An·na miláh mágag·m·a!*« **2.** *Ėn wide·gir·sum:* »*Umbúd er dukk_ed_tá·sin magag_e·n·gád.*«	* **1.** »Meine Zukost ist fade!« **2.** Die Frau antwortete: »Weil das Salz, das du gegraben und gebracht hast, fade ist.«	129
130	* *Umbud naddī·m.*	* Das Salz ist *naddi* [salzig].	130
131	* *Wil·gi ǵéma' dul_wēr tá·n·gad 'ášā·r bág·ir·rigi āg·idd·ir·sum.*	* Weil gestern eine große Menge kam, haben wir sie [die Leute] zum Abendessen in Teilen gesetzt.	131
132	* *Ai elékken kál·ligi bèr·rigi kikke·tákk·os·sīm.*	* Nun habe ich gegessen und bin ganz satt.	132
133	* *Kal báš·šum.*	* Das Brot ist zu Ende.	133
134	* *Kal·gi inǵ·os!*	* Nimm das Brot weg.	134
135	* *Ḫaddâm elékken kal·ê·n_âḫar·ro tarabêza·ǩi·gi ǵigd·ós·sum.*	* Der Diener hat jetzt nach dem Essen die Tische abgewischt.	135
136	* *Ai erid·bû·rin.*	* Ich bin durstig.	136
137	* *Ai·gi igidd·ós* [oder: *igiddi.*]	* Gib mir zu trinken.	137
138	* *Bi·ni·run·gi átta.*	* Bring uns zu trinken.	138
139	* *Er essi_ǩ'ri·gi ā·weris·n·ǎ?*	* Wünschest du etwas Wasser?	139
140	* *Essi·g_bóg·ir.*	* Gieß das Wasser ein.	140
141	* *Ni, an·na tód!*	* Trinke, mein Sohn!	141
142	* *Úgros·na sélle·r ê·ǩī éssi·gi eske ā·kás·min·an ês·na ǵirádil·lo.*	* Um die Mitte des Tages können die Frauen kein Wasser schöpfen wegen der Hitze.	142

[128A]. 129 Wien. Text. zu S. 38, Z. 6. — * 129 Vgl. zu *magag* Mark. 9, 50, Matth. 5, 13 und Nr. 772. Zetterst. Parts II S. 39, Z. 12. 15; S. 239 hat natürlich darin Recht, daß dem *magag* »fade« nur ein arabischer Stamm mit ق zugrunde liegen kann. — Zur Salzgewinnung siehe 574. Vgl. Burckhardts Bemerkung S. 143: »The people who live in the vicinity of ancient habitations, or mounds of rubbish, procure, by digging, a substance called ***Mabouk*** [natürlich Druckfehler für ***Marouk*** d. i. *mārō·g(i)* '*Sebaḫ*-Erde'. Siehe zu 376, 85], which they put into their bread as a substitute for salt«, und die Stelle Burckh. S. 83. Die Form, in der das Salz in den Handel kam, *umbud_tubé*, vergleicht Sam. 1003, 73 mit den Kegeln von Speiseeis. Die Stücke wogen etwa 1 Pfund. Der Haupthandelsplatz war Gurte. Wie selten das Salz war, geht daraus hervor, daß Burckh. S. 143 sagt, die Nubier büken ihr Brot ohne Salz. — [128A]. 129

130. 131 * 130 Fibel S. 8, 15; 20, 10, vgl. 83, 3. — * 131 Denselben Gedanken drückt Sam. Hochz. so aus: *zōl·i·gi b·ag·iddi·ran tāya·tāya·gir, dūl·i·gōn eǩǩe·n, kinna·ri·gōn eǩǩe·n* »man setzt die Leute in Gruppen, die Großen für sich und die Kleinen für sich«. — * 136 Fibel S. 7, 14; 19, 9; aus Girsche: *ai essi·gi oreg·bū·ri* oder *ai aštē·bū·ri.* * 138 Carr. 1906 S. 237. 5. * 140 Fibel S. 8, 16; 20, 11. * 141 Fibel S. 5, 11; 18, 6. * 142 Das Wasserholen von 130. 131

136 … 136

138. 140. … 138. 140.

141. 142 … 141. 142

143 * *Kube·gi ur_dogo·r sokke!* — * Hebe den Krug auf den Kopf! 143

144 * *Èn kubè·gi tén·na ur_dogo·r·tòn šug·úddu·sum.* — * Die Frau nahm den Krug von ihrem Kopfe herab. 144

145 * *Buru barrád·ti kubē·ged eyye·gir·sum.* — * Das Mädchen hat das Kühlfaß mit dem Kruge gefüllt. 145

146 * *Barrád_nùtin ten_dibittē·ged dá·n.* — * Jedes Kühlfaß hat seinen Becher. 146

147 * *Barrád·ir·tòn èssi·gi kos·os·kó·sin.* — * Aus dem Kühlfaß habe ich Wasser geschöpft. 147

148 * **1.** *Barrád·ir·rè? Barrád·ir·um!* * **2.** *Barrád_togo·r·rè? Barrād_togo·r·um!* — * **1.** Ist es im Kühlfaß? Es ist im Kühlfaß! * **2.** Ist es unter dem Kühlfaß? Es ist unter dem Kühlfaß! 148

149 * *Èssi·gi orōke·gr·ár·ki weris·kᵉ·rún gilud·ti eyye·gr·ós turug·n_ág·il·lo us·kur·ós·irgi šōb_bēn·n_âhar·ro ted·do·tòn ni·we.* — * Wenn ihr Wasser kühlen wollt, so füllt eine Tonflasche, stellt sie in den Zug und trinkt eine Weile nachher davon. 149

150 * *In éssi orōk·el·um ni·ar·na ĝòro.* — * Dies Wasser ist zu kalt zum Trinken. 150

151 * *In_éssi milli·m·á.* — * Dies Wasser ist schlecht. 151

152 * *İn_éssi umbud·m·á.* — * Dies Wasser ist salzig. 152

153 * **1.** *Íkki·g_nī·m·à? Ni·os·kó·sum.* **2.** *Naddi_e·m·à? Wala fitti_è? Illa, fitti_e·sum.* — * **1.** Hast du die Milch getrunken? Ich habe sie getrunken. **2.** War sie sauer oder war sie süß? Nein, sie war süß. 153

---

[142] dem oft weit entfernten Flusse rechnet Rüpp. S. 42 mit Recht unter die Hauptarbeiten der Frauen. — *És* übersetzte Sam. mit *gayála* »Zeit der Mittagsruhe, von mittags 11 Uhr ab«. [142]
143. 145 * **143** Fibel S. 12. * **145** Fibel S. 25 E. In Ägypten nennt man die großen dickbäuchigen, unten spitz zulaufenden durchschwitzenden Wasserbehälter *zir*, eine kleinere, unten stumpfe und nicht so dickbäuchige Form *barrád*. Der *zir* nimmt das Trinkwasser auf, das meist aus dem Innern geschöpft wird, denn die filternde Eigenschaft des *zir* wird, wenigstens auf dem Lande, nie ausgenutzt. Der *barrād* dient, wie sein Name »Kühler« sagt, mehr zum Kühlhalten. In Nubien ist nur der Name *barrád* gebräuchlich (Amery S. 144, *barrād* »Filter«) und die ägypt. Form des *zir*-Gefäßes nicht bekannt. Wo sie 143. 145
146 sich findet, sind die Gefäße aus Ägypten (*Qene*) eingeführt. * **146** *dibitte* gewöhnlich mit 146
148. 149 Henkel (Sam.). — * **148** Fibel S. 15, 25; 23 B. * **149** in den Zug, wörtlich: »in den Mund des Windes«, d. h. dahin, wohin der Wind zuerst kommt. Vielleicht zu vergleichen der Gebrauch von *ag·il* in 738. Es handelt sich um die in Ägypten *gulle* genannten unglasierten Tonflaschen. — Ich trenne *ag·il* wegen der FM.-Form *ag* »Mund«; ebenso *mas·il* wegen FM. *maša* »Sonne«. Wenn *torbil* »Jochkissen« etwas mit *turub* »liegen« zu tun hätte, wäre auch dies 148. 149
153 *torb·il* zu trennen. * **153** Fibel S. 16. **2** Zu *naddi* vgl. 83, 3. — Zu *_é* siehe 670, 3. — 153

154	✱ *Ikki·gi ni·os·sum.*	✱ Wir haben die Milch getrunken.	154
155	✱ *Íkki·gi wēr·i was·idd·ar‿kiḡi·r ā·ni·mn·an.*	✱ Manche trinken Milch nicht ohne sie abzukochen.	155
156	✱ *Ikki dossi·gi ni!*	✱ Trinke rohe Milch!	156
157	✱ *In ikki·r essi sāb·bū·n.*	✱ Dieser Milch ist Wasser beigemischt.	157
158	✱ *In dádi ikki sūd·téd eyye·bù·n.*	✱ Dieser Behälter ist mit reiner Milch gefüllt.	158
159	✱ *Sákki·r·tōn ikki·gi bōg·dên·u!*	✱ Gieße mir Milch aus der Schale!	159
160	✱ **1.** *An·na gáhwe ingri·mn·um.* ✱ **2.** *An·na gáhwe elgôn ingri·an·kó·mn·um.*	✱ **1.** Mein Kaffee ist nicht süß. ✱ **2.** Mein Kaffee ist noch nicht süß geworden.	160
161	✱ *Féǵir·ki an·na šái·gi nī·os·sim* [oder: *ed·os·sīm*].	✱ Am Morgen habe ich meinen Tee getrunken [oder: genommen].	161
162	✱ *En·na šái orók·os·sum.*	✱ Dein Tee ist kalt geworden.	162
163	✱ *Wil·gi ir·i ai·gi dèn·sun·na šái déssen enni‿kó·l‿e·sum.*	✱ Der Tee, den Sie mir gestern gegeben haben, war sehr wohlschmeckend.	163
164	✱ *Éssi‿náddi·gi bétti·r·tōn ā·ós·ran.*	✱ Man zieht Schnaps aus Datteln.	164
165	✱ **1.** *Búza·g‿án·k^i·ran, in‿teran.* **2.** *Márē sérē‿wēk·ki ǵán·digi wide serè·gir‿bár·os‿néi·gr·ós siw·ir oǵǵū·rki ā·kuyr·os·ran.* **3.** *Wide úgros ídu‿bokon ā·múg·ran bèr‿an.* **4.** *Im‿bèr·ar·kón iltī·g‿é·ran.* **5.** *Ter·ī·n‿ḏhar·ro wadl‿éd‿tā·rgi más·il·lo níbd·ī·n‿dogō·r ā·āwidd·os·ran,*	✱ **1.** Was *búza* [Bier] anbetrifft, so ist es dies: **2.** Man kauft gute Durra, reinigt sie gut, feuchtet sie an und begräbt sie in Sand. **3.** Und läßt sie acht Tage [lang liegen] zum Keimen. **4.** Dies Gekeimte nennt man *ilti.* **5.** Darauf gräbt man sie aus, nimmt sie und	165

155. 156. ✱ 155 *was·iddi* zum Aufwallen bringen. — ✱ 156. ✱ 157 Fibel S. 10, 18; 21, 13. — ✱ 161 Das 155. 156.
157. 161 *ed·os·sim* sieht wie europäischer Einfluß aus, Sam. versicherte aber, man sage es auch gut nubisch. 157. 161
Mir ist gegen früher aufgefallen, wie (durch englischen Einfluß) der Teegenuß in Nubien zugenommen hat. Ältere Leute spöttelten darüber, daß, wer sich einen modernen Anstrich geben wolle, jetzt
163 gern statt Kaffee Tee biete. — ✱ 163 Carr. hat das Nomen *enni* »der Geschmack« uns erhalten: 163
assaggiare = *enneghnalli*, d. h. *enni·g(i) nal·li* »ich sehe den Geschmack«. Sam. gab mir einmal
164 *enn·ar* »das Schmecken«. — ✱ 164 Zu *essi naddi* s. 83, 3; Dattelschnaps bei Burckh. S. 143; 164
165 Rüpp. S. 64; Caill. II, 25. — ✱ 165, 1 Über *búza* s. Burckh. S. 143; 218; Rüpp. S. 38; 64; 165
Hartm. S. 211. 2 d. h. reinigt sie von Erde und Steinchen, vgl. 68, 2. 4 Vgl. Almk. Wb. unter M *aṅissire.* 5 Das Verbum *an* »sagen« wird bei Sam. regelmäßig gebildet; sonst verklingt im K. häufig das *n* am Schluß oder assimiliert sich an das *k*: *ak·ka*; *ak·kō·n* usw. Zum Gebrauch vgl. 448 (*·g‿an·mēn·ki·n*); 833 (*an·ág·*); 684 (*‿an‿dá·*); 951, 3 (*minē·i‿an·kó·mn·um*, *minē·rg‿an·kó·mn·um*); 996, 2 (*an·é*); 1015, 5 (*·g‿an·ki·n*); 1003, 25 (*‿an·mun·ū?*). Einige dieser Phrasen werden verständlich durch folgendes: 1) *an* steht am Schluß von direkten Reden, meist

[165] *soww_án·digi.* **6.** *Soww·os·in_kêl·lo serê·gir ā·bár·os·ran siw·ir·tòn.* **7.** *Wide marê_wēk·kodon saw·r·ós in saw·irti·gi ā·góg·os·ran.* **8.** *Góg·ar·n_ḏhar·ro atta_gárb·os kalissê·gir dórk·os wide tubē·ki·gir mer·iǵ·os wide tabún·gi ā·tel·iddi·ran.* **9.** *Tèl·os·ki·n kál·gir ā·áw·ran.* **10.** *In tu-*

breitet sie auf Matten in der Sonne zum Trocknen aus. **6.** Wenn sie trocken ist, so reinigt man sie gut vom Sand. **7.** Und nachdem man sie mit etwas [gewöhnlicher] Durra gemischt hat, mahlt man diese Mischung. **8.** Nach dem Mahlen nimmt [165]

---

[165] solchen, die durch ein anderes Verbum des Sagens eingeleitet sind: 996, 3 »wenn eine Sache einem Menschen ausgeht *ā·wé·ran mir·bū·n_an*, so sagt man: *mir·bū·n* es fehlt«. Aus Bigge: *gahwa·gi dogo·r wala togo·r uzé·ru_an issig·ir·sik_kél·lo, dogo·r uzé·ru_am_bai·san.* »Als ich fragte: Wollt ihr den Kaffee oben oder unten? sagten sie: Unten wollen wir ihn«. Im Deutschen kommt natürlich oft die direkte Rede nicht mehr zum Ausdruck: 606 *in·n_én·gi wé·tir·u ferd·i·gi kāg·in·gōn tá·r_án* »sage deiner Mutter, sie solle die Tragkörbe bringen« (wörtlich: deiner Mutter: »komme, indem du die T. trägst«), vgl. 1010, 9. Ohne anderes Verbum des Sagens: 867, 29 *ai mōn·os·sim an·nai ǵelli_wēr dā·n_an* »ich weigerte mich, da ich zu tun hätte« (wörtlich: »ich habe ein Geschäft, sagend«); 20, 4 man läßt eine Matte ausgebreitet liegen *iškarti_wēr tá·ki·n·gōn_an* für den Fall, daß ein Gast kommt (wörtlich: »wenn etwa ein Gast kommt, sagend«), ähnlich 1006, 3; 1003, 86. 1003, 163 *dessen hīrē·bú·sun min_wēk·kir ā·ǵū·kolli·gir·ru·ṉ_án* »wir waren sehr in Unruhe, wo wir anlegen würden« (wörtlich: »wo legen wir an, sagend«). 2) Nach einem Verb im Imperativ wird man *an* meist mit lassen, veranlassen übersetzen: 1004, 28 *Nobi·gōn kūr·w_an* »und laß sie Nubisch lernen« (wörtlich: »sage lernt Nubisch«). Aus Bigge: *tabbaḫ·na͘ ǵú·rgi kan·na gúta_wēk·ki wel·gi tir·os_an·u* »Geh zum Koch und laß dem Hunde ein Stück Brot geben«; 405 *kawirtē·gi ā·agis·w_an·dan* »sie scheuchen die Vögel auf« (wörtlich: »sie sagen von den Vögeln: scheucht sie auf«); 517, 5 *mas·il·lo ā·luffe·turb_an·dan* »sie werfen sie in die Sonne und lassen sie liegen« (wörtlich: und sagen: »liege«). Mit der Negation 1003, 199 »die große Zahl *zól·gi wēk·kōn·gi tid·det·ton ā·morro·gr·am·mun·um erig_tá·r* gestattet einem nicht, etwas von ihnen im Geiste festzuhalten«; 1005, 6 »die große Menge *zól·gi ter ā·wers·in·gi ā·áw_an·mun·um* läßt einen nicht tun, was man will«. 3) Die am Satzende stehende, meist den Ton auf sich ziehende, konjunkte Form (*an* ohne Endung oder *an·digi*) bildet das, was wir mit Absichtssätzen oder mit »um zu« übersetzen. Das vorhergehende Verbum steht je nachdem in der 1. sing. oder plur. des Präsens oder im Sing. oder Plur. des Imperativs. 1008, 23 *ǵerribē·ri_án Hanna·na iššin·ar·i tosk·in·gár·i·gi bāǵ·kir·ir·sīm* »um einen Versuch zu machen, habe ich die drei Briefe des Johannes fertig gemacht«; 1008, 27 *missi·ki simé·gir šeg_téb·ran wissi_ēw_kō·l·gi uru·ṟu_an* »die Augen sind an den Himmel gebohrt, um den Kometen zu sehen« (wörtlich: »wir sehen den K., sagend«); 376, 28 *ḫattáf áb·bū·n dálu·gi morro·gr·ed_tēg_an* »der Haken ist gemacht zum Festhalten des Eimers« (wörtlich: »halte den E. fest, sagend«); 51, 2 *iššin·ir·ran šig·ed_ta·w_án* »sie schicken sie zum Gaben heischen (wörtlich: »heischt sagend«). Bei auf *l* oder *·r* auslautenden Verben ist oft nicht zu unterscheiden, ob die 1. plur. präs. oder der Imper. plur. vorliegt, also etwa *dol·w_an* oder *dol·lu_an.* Die eigentliche Bedeutung des *an* ist im Verschwinden begriffen, wie das *ten·* statt des zu fordernden *an·* (Matth. 2, 28) zeigt. Auch Wien. Text. Nr. 15, 88 (Umbarakāb) *Wō Fátum, ai Ali·gi wé·tir·sim ek·ki mir·mēn_an* »Fātum, ich habe zum Ali gesagt, er solle dich nicht hindern« (man erwartet *tek·ki* »hindre sie nicht, sagend«). **10** Über [165]

[165] *bė·ki̅·gōn fukkê·ki̅‿wēr·i·r tōg·iǵ‿undr·ós wiḱir‿wēk·kéd serė·gir ā·nōro·gir-ran gérē‿gálig·kir* [oder: *gal*^{g}*·kir*]. **11.** *In áw·d·ir essi‿tód‿dĕk·ki ā·undur·ran me-did·an·im‿bokon.* **12.** *Ikk*^{e}*‿āw·ós kubė·ki̅‿wēr·i·r ā·giw·undur·ós·ran.* **13.** *Wide kubē·ki̅·gi sibē·géd ā·kás·os·ran kós·ran‿bokon.* **14.** *Serė·gir‿kós·os·k*^{i}*·ran ā·ni·ran.* [165]

man sie, siebt sie durch, knetet sie zu Teig, schneidet diesen zu Brotlaiben und heizt den Ofen. **9.** Wenn er heiß ist, macht man sie zu Brot. **10.** Und diese Laibe zerbröckelt man in einige Näpfe und zerkleinert sie mit einem Stocke gut, einem dicken Brei (*gérē*) ähnlich. **11.** Zu diesem Produkt tut man Wasser, bis es zu dünnem Brei (*medid*) wird. **12.** Wenn man dies getan hat, gießt man es in Krüge. **13.** Und die Krüge verschmiert man mit Lehm, bis sie gegoren sind. **14.** Wenn sie gut gegoren sind, so trinkt man es.

166 ✱ **1.** *Merisa·g‿án·k*^{i}*·ran:* **2.** *Tek·kōn bú-za·gón áw·id wêr·um.* **3.** *Amma merisa márē gêle·r·tōn áb·bū·n, wide búza·n‿dogō·r kómbo·m.*

✱ **1.** Was *merisa* [Bier] betrifft: **2.** Sie und *búza* haben dieselbe Herstellungsweise. **3.** Aber *merisa* ist aus roter Durra gemacht und ist dicker als *búza*. 166

167 ✱ *Elékken ar·i kal·ed‿nī·és·sum.*

✱ Jetzt haben wir fertig gegessen und getrunken. 167

168 ✱ *Kal·ē·n‿āh̲ár·ro wala sálā·n‿owwol·lo ag·il·gi essi·ged ā·šuǵum·ran.*

✱ Nach dem Essen oder vor dem Gebet spült man den Mund mit Wasser. 168

169 ✱ *En·nā dawáya·n‿kúlu·gi ārrib·em·m·ă? Éyyo, arrib·ós·sin* [oder: *arrib·és·sim*].

✱ Hast du deine Pfeife angezündet? Ja, ich habe sie angezündet. 169

170 ✱ *Ai dérti·gi kág·rin* [oder: *·g‿ā·inǵi·rin*].

✱ Ich halte Fasten. 170

---

[165].166 *gérē* s. 77. **11** Zu *medid* vgl. 77A. — ✱ **166** Zu *merisa* vgl. Rüpp. S. 136 Anm. Bei Burckh. S. 218 ist statt *merisa* verdruckt *Merin*. Rein. Gr. S. 197 gibt als Bierarten außer *Búza* (oben Nr. 165) und dem auch von Burckh. genannten *Umm·bulbul* sowie der aus bloßer Durra oder aus Durra und Datteln gemachten *merisa* noch *baganiye* an (Dungula). — [165].166

169 ✱ **169** *Dawáya*, Art Pfeife, Amery S. 264. — Zur Form *ārrib·em·m·ă* (von *ārrib·ed*; zu *ārribē* s. 62, 2) vgl. Wien. Text. S. 15 zu 10. — Zur Sache Burckh. S. 140: Tobacco is everywhere cultivated; it retains, when dried, its green colour .... Tobacco forms the chief luxury of all classes, who either smoke it, or mixing it with nitre, suck it, by placing it between the lower gums and the lip, vgl. Caill. I S. 325 (du tabac vert); S. 327 (kauen, in ein Stück Zeug gewickelt). Hartm. S. 212. Jetzt ist natürlich durch die Regierungsmaßnahmen (der Anbau ist verboten) die Tabakpflanze aus dem Lande verschwunden. Geraucht 169

170 wird aber gern und viel, jetzt meist Zigaretten. — ✱ **170** Wörtlich: »ich trage Fasten«. — 170

V. Körperschönheit und -pflege, Schmuck, Spinnen, Weben, Nähen, Kleidung, Baden, Waschen.

Nr. 171—241.

Notizen über Männer-, Frauen- und Kindertracht und Schmuck bei Hartm. S. 205—207; Burckh. S. 141; Caill. I, 326 (dazu Taf. 1—4). 373; Hosk. S. 11; Beckett S. 202; Bild bei St. John Prisse, Oriental. Album. Dungula: Rüpp. S. 33—35. 64; Caill. II, 28; Hosk. S. 186. Die nubischen Frauen tragen als Hauptgewand einen "long broad strip of white cloth which is wound round the body, falling gracefully about the ankles, the ends being brought up and fastened over the left shoulder in such a way as to leave the right shoulder and arm and the left arm exposed (Beckett)." Die Art, wie das Gewand umgelegt wird, ist in der Tat oft von außerordentlich malerischer Wirkung. Am ersten Katarakt bis nach *Tâfe* hin und im *Wadi el-'Arab* ist diese schöne Tracht durch die viel häßlichere schwarze der ägyptischen Frauen verdrängt, oder die Frauen tragen wenigstens dunkle Obergewänder. — Der Gürtel mit dichtem Behang von Lederriemchen, den die kleinen Mädchen oft noch tragen, heißt *bêye* (Sam.), vgl. 377A, 18.

171	* *In ên ašir-m-á.*	* Diese Frau ist schön.	171
172	* *Ter buru-na ulg-i ašr-ī-m.*	* Die Ohren jenes Mädchens sind schön.	172
173	* *Ai en‿dogo-r kinna‿tod‿e-ri.*	* Ich bin kleiner als du.	173

172 * 172 Fibel S. 11, 19. — Die Kopula: I) Die positiv aussagende Kopula ist das regelmäßig abgewandelte Verbum *e* »sein«. In der 2. und 3. Person steht im unabhängigen Satz statt seiner die Kopula *-um* oder *-(u)m-á*, öfter auch *-u* mit verklungenem *m*; nach vokalischem Auslaut, also auch im Pluralis, stets *-m* (*-m-á*). Im Subjunktiv steht aber auch hier das Verbum *e*, das allerdings äußerlich öfter schwindet (Joh. 17, 9 *en-di-Ki-ran-gad* »weil sie die Deinen sind«); Präteritum, Konditionalis usw. zeigen ebenfalls nur *e*. — Vor *e* tritt häufig ein meistens, aber durchaus nicht immer, der Identitätserklärung dienendes unveränderliches *ter*, mit dem *e-rim* und *e-run* meist zu *ter-rīm* und *ter-run* verschmelzen. Im Subjunktiv bleibt auch da stets *ter‿e-rin-gi* und *ter‿e-run-gi*. — Dies *ter* enthält auch das in seiner Bildung noch unklare, nur im positiv aussagenden, unabhängigen Satze stehende *teran*, das für alle Personen eintreten kann und meist unverändert bleibt. Ganz vereinzelt sind Abwandlungen wie 1008, 38 *teran-di*; Luk. 2, 12 *teran-in*; Matth. 12, 10 *teran-os-sin-gi*; Almk. S. 182, Z. 5 *teran-deg-in*. Gelegentlich, in der 2. und 3. sing., steht für dies *teran* auch *ter-um*: Matth. 3, 9; 23, 9; 22, 42 (lies besser *ter-m‿an*, Sam.); Joh. 4, 20; 8, 54; 9, 22. — Das *ter* ist stark verblaßt. Wird es noch einmal wiederholt, so entstehen Bildungen wie *ai ter‿ter-rīm* »ich bin's« Mark. 6, 50. II) Die positiv fragende Kopula wird durch die Frageform von *e* gebildet. In der 2. und 3., oft auch in den anderen Personen Präs., steht ein unveränderliches (*ter*)-*rê*. Von einem Manne aus Girsche habe ich: *Moḥammed sãi-rê-rê* »Wo ist M.?« Im Präteritum steht stets *e*. III) Die negativ aussagenden und negativ fragenden Formen werden durch die entsprechenden 172

174 ✱ *An·na áro·gid én·di_gálg·um.*

✱ Ich bin ebenso weiß wie du. 174

175 ✱ *En·na ur·na sir en·na tiwri·n·di·n_ dogō·r guddó·m.*

✱ Dein Kopfhaar ist dichter als das deines Freundes. 175

176 ✱ *Nūgd·ī·na sir urtúnna·m wide kúrri·bū·n* [oder: *koróye·bū·n*].

✱ Das Haar der Neger ist kurz und kraus. 176

177 ✱ **1.** *An·na ur·ki gayyi·ran·um.* ✱ **2.** *In we·r·e »En·n_ur·ki gayyi·ran·um«_an·e·gon in_teran Englisi·ged »your head ought to be shaved«.* **3.** *Kaennu wer·na ur·na sir nosso·y·an·os·ki·n ikke a·we·tir·ran:* **4.** *»Ā·gayyi·l·nai ǵu·rgi ter sir·ki gayy·os_an«, ya »gay^{ir}_šug·udd·os_an gayy·ir·ked«.* **5.** *Amma we·r·e·na kid [ir·i ā·wê·run in·na we·r·e·r noun·m_an] gai^{ir}·gid* قصور *gayy·ar = to shave, or shaving, or the action of shaving.*

✱ **1.** Mein Kopf muß rasiert werden. ✱ **2.** Dies Wort *»En·n_ur·ki gayyi·ran·um«* bedeutet auf englisch »your head ought to be shaved«. **3.** Wenn z. B. einem sein Kopfhaar [zu] lang wird, so sagt man so zu ihm: **4.** »Geh zum Barbier und laß dir dies Haar rasieren« oder »mit dem Rasiermesser abnehmen«. **5.** Aber das Hauptwort [Sie sagen in Ihrer Sprache »noun«] ist *gai·gid* قصور *gayy·ar* = to shave, or shaving, or the action of shaving. 177

178 ✱ *En·na gayy·ir·ki ágis, ter a·gayyi·mn·um.*

✱ Schärfe dein Rasiermesser, es rasiert nicht. 178

---

[172].174 Formen von (*ter*)·*min·im* gebildet (s. 685). — ✱ **174** Wörtl. meine Weiße ist so wie deine. — [172].174

177 ✱ **177, 1** war der ursprüngliche Satz. Da mir sein Bau nicht ganz verständlich war, habe ich brieflich angefragt und die Antwort, die in 177, 2—5 abgedruckt ist, bekommen. — Zu vergleichen sind die folgenden Beispiele: 1003, 259 *ai ā·farrig·sin·gi kumma·gir_wē·ran·um* »was ich beschaut habe, ist märchenhaft zu erzählen«. 1003, 230 *ten·na ašir·kanē·gi wē·r·os_mug·os·ran·um* »seine Schönheit ist zu erwähnen und [dann] zu lassen« (d. h. darüber braucht man keine Worte zu verlieren). Übrigens gehören diese Beispiele zu den wenigen, in denen in Samuels Texten und, wie es scheint, überhaupt im lebendigen *Kunūzi*-Dialekt, etwas vorkommt, was man kaum besser als durch den »Infinitiv mit zu« übersetzen kann, und was die Form der 3 plur. Präs. hat. Mir sind nur noch die folgenden Beispiele bekannt: 1003, 192 *kal·lan_wēk·ki* »etwas zu essen«; ähnlich *ni·ran_wēk·ki* »etwas zu trinken« (Sam. mündl.); 1003, 233 *orōke·gir·ran_wēk·ki* »etwas zum Kühlen«; Almk. Wb. *igigirrangir bayin* »erklären«, wörtlich »zum Hören (verstehen) sprechen«. Die Beispiele bei Rein. § 279 bestritt Sam. durchweg sehr entschieden. Wie sie nach ihm im K. lauten müßten, zeigen 673; 805; 675; 570; 624; 467; 321; 595; 590. Ich fürchte, daß sich hier die Praxis, Beispiele aus einem Dialekt in den andern übersetzen zu lassen, gerächt hat (vgl. Einl. S. 19). Es wird dabei zu leicht schematisch in die formal entsprechenden Bildungen übersetzt, statt dem Geist des Dialekts nach. Im FM. scheint es ja einen Infinitiv, der der 3. plur. gleich sieht, zu geben (Leps. Gr. S. 143). Die angeführten Beispiele aus dem K. sehen aber alle aus, als ob sie eigentlich wirklich die 3. plur. Präs. darstellten. — 177

179 * **1.** *In ġen·i·r zól·ī* [oder: *zól*] *mallé tin·ná ur·i·gi ā·gáyyi·mn·an.* **2.** *Tid·dé̊·tōn wēr·i tin·ná úr·ī·gi ā·kég·ran.*

* In diesen Jahren rasieren nicht alle Leute ihre Köpfe. **2.** Von ihnen scheren manche die Köpfe [nur]. 179

180 * *Sir·ki bēs·ir·ked ā·bès·ran.*

* Das Haar kämmt man mit dem Kamm. 180

181 * *Nob·i·n_ešei·r è·ki tin·na úr·i·gi mór-ro·gir ā·móġ·ran* [oder: *ā·móž·ran*].

* In Nubien fassen und flechten die Frauen ihre Köpfe. 181

182 * **1.** *Ê·ki gábad soww·ód·ti átta·ka ugd·os·ran·n_dhar·ro wide sámuġ_wēk·ki sáw·r·ós tek·ked tin ā·móġ·ran.* **2.** *In·ī·n_dhar·ro tin·na ur·i·gi des·kéd* [oder: *šaham·ged*] *ā·kómis·ran.*

* **1.** Nachdem die Frauen trockne Baumrinde genommen und sie zerstoßen haben, mischen sie etwas Gummi dazu und flechten die Haare damit. **2.** Danach salben sie ihre Köpfe mit Öl [oder: Fett]. 182

183 * *Nob·i·na è·ki tin·na ur·i·gi gabad·téd ā·móġ·ran.*

* Die Nubierfrauen flechten ihre Köpfe mit Rinde. 183

184 * *Ai sir·ki ā·bišši·rin.*

* Ich rupfe das Haar aus. 184

185 * **1.** *Nob·i·gōn núgd·i·gōn wadd·ár·ki kinna·kanê·r·tōn kúr·bū·ran.* **2.** *Bág·id·tōn in zôl·ī ar wē·sun·i·r·tōn túkk·ar·ki ā·gén·gir·ran.*

* Nubier und Neger sind von Kindheit auf an die Backenschnitte gewöhnt. **2.** Und ein Teil von den Leuten, die wir genannt haben, ziehen das Tätowieren vor. 185

---

179 * **179** Der Satz geht nicht auf bestimmte Änderung der Sitte. Er soll wohl nur die Worte 179
182 *gayyi* rasieren und *kēg* scheren gegenüberstellen. — * **182** Nach Sam. ist hier die Rinde 182
des Sontbaumes gemeint. Vgl. 336; 533. — Das *tin*, das hier, wie es scheint, in einem unabhängigen Hauptsatz gebraucht wird, findet sich sonst meist in Absichtssätzen: 444, 32; Luk. 6, 7; Mark. 8, 11; Joh. 8, 59; 10, 31. In Relativsätzen steht *tin*: 511, 2; 1014, 32; Luk. 7, 42. Der Gebrauch an unserer Stelle steht aber nicht ganz vereinzelt da, wie Mark. 5. 20 u. a., sowie die Beispiele bei Rein. Gr. S. 256, 3. 6 zeigen. Nach meiner ersten Niederschrift schien es, als ob Sam. hier und einige Male anderswo das *tin* durch *tek·ked* erklären wollte. Doch
183. 185 ist das gewiß nicht richtig. — * **183** Vgl. 182. * **185, 1** Das Wort *waddi* ist nicht nur Fach- 183. 185
ausdruck für diese Backenschnitte. Es bedeutet überhaupt Einschnitte in die Haut machen. Sam. gebrauchte auch das Fremdwort *fassid·ād*. Die Schnitte selbst nannte er *šulúḫ*. Amery S. 374 »*šilúḫ* tribe mark on men, S. 322 *šallaḫ* slit (face)«. Es sind drei wagerechte parallele Schnitte in der Backenhaut. Die eigentliche Bedeutung ist den Leuten nicht mehr klar. Sam. meinte, sie gewährten Schutz gegen Augenkrankheiten. Als Stammesabzeichen gelten sie jedenfalls heutzutage nicht. Man findet sie im ganzen Sūdân; bei den Kunûzi durchaus nicht immer; Sam. selbst trägt sie. Vgl. Beckett S. 205. **2** *tukki* Tätowieren erinnert an süd.-ar. *dakk*, Amery S. 359 tattoo. Die nubische Form wäre dann etwa angenähert an *tukki* »schlagen«.

186 * *Ē·k̄i ašir·kanè·na ǵōro tibil·tibl·ê·ged nidmè·gi tin·na missi·k̄i·r ā·báǵ·ran.*

* Die Frauen malen der Schönheit wegen mit dem Griffel Augenschminke in ihre Augen. 186

187 * *Ai an·na èn·gi saiddi·sīm dúgu·géd.*

* Ich habe meine Frau für Geld geschmückt. 187

188 * *Ê·k̄i fadda·gi tin·n͜ulg·ī·r ā·solli·gir·ran.*

* Die Frauen hängen Silber an ihre Ohren. 188

189 * *Ē·k̄i málle arik̄k̄i·gi ā·dig·ir·ran.*

* Alle Frauen binden Perlen um. 189

190 * **1.** *Kūrs·el·lo táǵir·ī kimmi urúmme·gi sondùg·ī·ged átta·ka in ešē̩i̯·i·r ā·ǵán·os·san.* **2.** *In kimmi·k̄i·gōn ti·k̄ī·na niššī·k̄i·r·tōn āb·bù·san.*

* **1.** Vor Zeiten brachten die Händler in Kisten schwarze Armbänder in dieses Land und verkauften sie. **2.** Und diese Armbänder waren aus Rinderhörnern gemacht. 190

191 * *Abúg·ki tūw·os·ran·n͜dh̠ar·ro ùl·gir ā·wéd·ran.*

* Nachdem man die Wolle gekrempelt hat, spinnt man sie zum Faden. 191

192 * **1.** *Abúg·ki àn·nà ê·k̄ī nubro·k̄i·ged wéd·os·k^i·ran ar oǵǵ·i·gōn hall·ós·ka wide gurgur·ós·ka ā·ár·run.* **2.** *Nisiǵ·ir oǵǵù·k^i·run nessáǵ kadê·gir ā·goi·dêk̄k̄·ir·in.*

* **1.** Wenn unsere Frauen die Wolle mit den Spindeln gesponnen haben, dann haspeln wir Männer sie auf, wickeln sie auf Knäule und spannen sie auf [in den Boden geschlagene Pfähle]. **2.** Wenn wir sie zum Webstuhl bringen, so webt sie uns der Weber zu Stoffen. 192

193 * *Nesiǵ·ir ùl·gi ā·gár·ran.*

* Man wickelt den Faden auf den Webstuhl. 193

---

186 * 186 *nidmē* das bekannte Pulver aus Antimon, ar. *koḥl*; der Behälter dazu heißt *nidmē·n͜* 186
188 *dádi*; der Griffel zum Auftragen *nidmē·n͜bāǵ·eddi*. * 188 Fibel S. 25F. Rüpp. S. 35 188
(Dungula): dicke silberne Ringe an den Ohren und Nasen, vgl. Beckett S. 202.
189 * 189 ar. *ḫdraz*, d. h. Perlen aus Glas, Fayence, kleine Muscheln u. ä., vgl. Beckett 189
S. 202. Über den Perlenhandel im Sudân vor 100 Jahren Burckh. S. 301. Die Brustwarze
190 heißt nach Sam. *erti·n͜arik̄k̄i* (pl. *arik̄k̄i·k̄i*). * 190 Ringe aus Büffelhorn bei Hartm. S. 207. 190
Die Armbänder, die man heute im *Kunúzi*-Gebiet sieht, sind meist aus Glas (Burckh. S. 141: they wear ear-rings and glass bracelets; and those who cannot afford to buy the latter,
192 form them of straw). Auch silberne sieht man oft. * 192, [1] *hallē*: auf die *meḥalle*, die aus 192
Stäben so ‡ gemacht ist, aufwickeln, vgl. 376, 59. Es sind nach Sam. immer 6 Knäule, deren Wolle verarbeitet wird. Die Wolle ist so ⦿⦿⦿⦿ um die Pfähle gelegt. **2** Während alle andern, Burckh. S. 146, Caill. I S. 327, Beckett S. 203, von der nubischen Wollen- und Baumwollenweberei sehr geringschätzig reden, erwähnt Hosk. S. 236 wenigstens in Mahas ein »strong linen cloth, which is very much esteemed throughout all the valley of the Nile«.

194	* *Ai an·na zā'bût·ti ā·ár·rin goi̯·ar·n_ úr·ro.*	* Ich spanne [die Wolle zu] meinem *za'bût* auf vor dem Weben.	194
195	* **1.** *Wil·gi kadē·ki_we·r·i·r ittiwri·go-don ā·bain·dun·gōn wēr òd·dét·tōn ka-dē·ki·r·tōn wèk·ki ár·rigi amin·dēkk·ir-rigi wē·dēkk·ir·sum:* **2.** *In kade aro·m_ an ir·gi we·tidd·ir·kó·sim.*	* **1.** Als wir gestern über einige Stoffe miteinander sprachen, ergriff einer von uns einen von den Stoffen, zeigte ihn uns und sagte zu uns: **2.** »Ich habe euch gesagt, dieser Stoff ist weiß.«	195
196	* *In kadè er atta·dès·sin ai·gi bi·kikké·mn·um.*	* Dieser Stoff, den du mir gebracht hast, genügt mir nicht.	196
197	* *In ûl·gi ár·rigi ittillē·r úru̯·os* [oder: *úndr·os*].	* Nimm diesen Faden und fädle ihn in die Nadel.	197
198	* *Ûl urúmme_wèk·ki ai·gi atta·dèn·u, an·na kadê·gi tek·kéd bi·niǵ·ri*[*n*].	* Bringe mir einen schwarzen Faden, ich will mein Kleid mit ihm nähen.	198
199	* *Ittillē·na kókki déssen bár·bu.*	* Die Spitze der Nadel ist sehr scharf.	199
200	* *Wêk·kōn kadê·gi nik·ki_kii̯i·r ā·un-dur·mun·u.*	* Niemand trägt ein ungenähtes Kleid.	200
201	* *En·na kade·gi undr·ed.*	* Zieh dein Kleid an.	201
202	* *In kadê·gi dairé* [oder: *gelbe*]*_undur!*	* Zieh dies Kleid umgekehrt an.	202
203	* *An·na kádē ai undr·ed_á·rin en·na kadê·n_dogo·r bárǵ·um.*	* Mein Kleid, das ich anhabe, ist gröber als dein Kleid.	203
204	* *An·na kadè en·na kadè·n_dogo·r ek-ke·l·um.*	* Mein Kleid ist anders als dein Kleid.	204

194 * **194** *·n_ur·ro*, eigentlich »im Kopf von«, ist ein mehrmals vorkommendes Gegenstück 194
zu *agâb·ir* (376, 34) oder *âh̲ar·ro* »nach«. Wir haben 58, 2 und 444, 31 *betti·ki·n_ur·ro* »vor den Palmen«, 194 *goi̯·ar·n_ur·ro* »vor dem Bauen«, 1003, 98 *talg·ād·n_ur·ro* »vor dem Loslassen, ähnlich 1003, 100. 145; 1012, 4. *ur·an* »die Oberhand gewinnen« findet sich 1009, 24. 25. — *za'bût* ist ein weites, langes, hemdartiges Gewand aus braunem, grobem Wollstoff mit weiten Ärmeln, auf der Brust tief geschlitzt. — *goi* »weben«, wörtl. »bauen«. —
197 * **197** In *uru̯·os* steckt gewiß nichts anderes als das Wort *uru* »sehen«. Dem Gebrauch hier 197
200 ist wohl zu vergleichen die Stelle 376, 80: *essi·gi bá·r ā·uru·n.* — * **200** Tritt zu (*zól*)*_wēr*, 200
(*úrti, hâǵá*)*_wēr* ein Verb. neg. (eine andere Möglichkeit zu negieren gibt es, abgesehen von *illâ* nein, im Nub. nicht), so entsteht der Ausdruck für »niemand, nichts«: 787, 2 *ai wēk·ki wē·kó·mn·im* »ich habe nichts gesagt«; 867, 16 *zól_wēr ai·gi abiddi·kó·mn·um* »niemand begegnete mir«. Eigentümlich, aber häufiger als diese einfache Verbindung ist die Verstärkung des *wēr* durch *-gōn*; 1003, 142 *oddi·l_wēk·kōn el·takki·mén·sin·ged* »weil kein Kranker gefunden wurde;
204 1003, 162 *zól* · · · · *wēk·kôn·gi ā·nal·kó·mn·un* »wir sahen niemand«. — * **204** Fibel S. 16. — 204

205	✶ *Ir kadê kádē êr_kúmma_wēk·ki deg·ed_á·run elóngu.*	✶ Sie haben heut ein wunderschönes neues Kleid an!	205
206	✶ *Ai an·na kadê·r nis·bù·rin.*	✶ Mir ist [zu] eng in meinem Kleide.	206
207	✶ *Féǵir·ki ar tóski kadē·ki·gi ā·undur·run·gôn àd·dét·ton_wēr kade téd·der dûl_wēk·ki undur·sum.*	✶ Als wir drei am Morgen die Kleider anlegten, zog einer von uns ein ihm zu großes Kleid an.	207
208	✶ *Amāǵ·ed·m·à? Amāǵ·os·sim.*	✶ Hast du dich gegürtet? Ich habe mich gegürtet.	208
209	✶ *Ē·ki tin·na šugga·ki·gi kilissē·ged* [oder: *bullás·ked, ittillē·ged, išnā·géd*] *ā·hallilē·kés·san.*	✶ Die Frauen steckten [früher] ihre Mäntel mit einem Dorn [oder: Dorn vom Bullâsstrauch, einer Nadel, einer Ahle] um.	209
209 A	✶ *Halál·gi deg·ed·bu·su·rè wit_tur·ki? Deg·ed·bu·run·gōn tód ìn·nai·tōn toll·ed·kô·sum.*	✶ Habt ihr gestern abend das Umschlagetuch übergezogen? Wir hatten es übergezogen, aber der Knabe hat es uns abgerissen.	209 A
210	✶ *An·na kadé kilisse·ged ár·bū·n.*	✶ Mein Kleid ist von einem Dorn gefaßt.	210
211	✶ *Im_bedd·ái kadè urb·iǵ·bū·l_wēk·ki undr·éd_ā·n.*	✶ Dieser Bettler hat ein ganz durchlöchertes Kleid an.	211
212	✶ *An·na sirwán·na seyála úrub·bū·n.*	✶ Meine Hosentasche hat ein Loch.	212
213	✶ *En·na kadê·gi en_dogo·r·tôn dúkk·os!*	✶ Zieh dir dein Gewand aus!	213
214	✶ *An·nai·tōn in kadè·gi warri·gr·os!*	✶ Schaff' mir dies Kleid fort!	214
215	✶ *En·na kadē·ki·gi arb·ir·ir.*	✶ Lege deine Kleider zusammen.	215
216	✶ *Ter kádē téd·do bū·l·gi inǵi·rgi arb·iǵ·ós!*	✶ Nimm jenes Kleid, das dort liegt, weg und lege es zusammen.	216

---

208. 209 ✶ 208 Fibel S. 15, 25; 22 A. — ✶ 209 *bullás* als »Dornstrauch« Luk. 6, 44. Auch der Stachel am Palmwedel wird nach Sam. so bezeichnet. *kilisse* als »Dornstrauch« Matth. 7, 16. Andere Dornsträucher sind *ʿuruǵ* 447; *kaddi* Mark. 12, 26; Luk. 6, 44; 20, 37. (Auch das oberste Stengelende der Durra unter dem Kolben heißt *kaddi* 411 mit Skizze); *ʿagûl* (Schweinf. Alhagi manniferum Desv.) Matth. 7, 16; *ǵowwi* 336; *Henna* (*kofrē*) 444, 7. — Zu *išna* ar. *mahraz* vgl. 528. — Die Bildung mit *·ken* findet sich in unseren Texten nur an ganz wenigen Stellen, 534 mit präsentischen Endungen *ā·wē·ken·dan*; und 1008, 33 wie hier mit präteritalen Endungen *ǵūk·kes·(·ken·)san.* An allen drei Stellen könnte man auf die Bedeutung »pflegen«, »gewöhnlich tun« 208. 209
209 A schließen. Doch ist das Material zu gering. — ✶ 209 A Fibel S. 32. *halál* ist das große schwarze Umschlagetuch der Frauen, das sie ganz bedeckt, ar. *birde* (ist das dasselbe wie 209 A
214 Hartmanns [S. 205] *ferde*?); vgl. 1003, 25. — ✶ 214 Wörtl.: entferne dies Kleid von mir. — 214

217 * **1.** *Wēr ten·na kade·ki·gi wēr_wèr_dogo·r ā·kúģ·r·in·gon oww·ítti_wēr wè·tir·sum:* **2.** »*Issó ai·gi en·na in kadè·gi ai·gi amin·dèn·u!*«

* **1.** Als jemand seine Kleider aufeinanderlegte, sagte ein andrer zu ihm: **2.** »Bitte zeige mir dies dein Kleid«. 217

218 * *Kadē·ki sĕ? Kadē·ki wawir_dogo·r·ī·m.*

* Wo sind die Kleider? Die Kleider hängen auf dem Reck. 218

219 * *An·na tód wiriģ·bū·n.*

* Mein Sohn ist nackt. 219

220 * *An·na kors·i en·di·n_dogō·r kurs·el·i·m.*

* Meine Schuhe sind älter als deine. 220

221 * **1.** *Kóris urub·bú·n.*

* **2.** *Kors·i urub·bú·ran.*

* **1.** Der Schuh hat ein Loch. 221

* **2.** Die Schuhe haben Löcher.

222 * *En·na kors·i·gi undur.*

* Zieh deine Schuhe an. 222

223 * *Ter wikir·i_wēr·i·gi mér·ir·in.*

* Er schneidet ein paar Stöcke ab. 223

224 * *Ter wikir ek·kodón dá·l·gi eb_bidá!*

* Bringe den Stock her, den du bei dir hast. 224

225 * *An·na tiltāwi·gi ká·r·tōn inģ_éd_ta_dèn·u!*

* Hole mir meinen Stock aus dem Hause. 225

226 * *Án·na búsug angarê·n_togo·r dā·bú·n·gōn iskíttē·ki urb·iģ·os·ran.*

* Meinen Ledersack zerfressen die Mäuse, während er unter dem Bett liegt. 226

226A * *Busug sė? Busug solli·bū·n.*

* Wo ist der Ledersack? Der Sack ist aufgehängt. 226A

227 * *Iris_wēk·ki beddi·rin·gad ai·gi marē·n_líbbi_kot[ti]_ tód_dĕk·ki dèn·san.*

* Als ich um etwas Wohlriechendes bat, gaben sie mir [nur] so viel wie ein Durrakorn. 227

---

217 * **217, 2** ein *ai·gi* muß natürlich weg. — *Issó* ist die Einleitung einer höflichen Aufforderung, 217
218 vgl. Matth. 27, 49; Mark. 15, 36. — * **218** Fibel S. 27 k. Almk. Wb. *wāwir* »Seil, an einer 218
Ecke aufgespannt, oder Stock, an zwei Seilen befestigt, zum Aufhängen verschiedener Gegen-
219 stände«, vgl. Hartm. S. 210. — * **219** Fibel S. 14. Burckh. S. 141 Young boys and girls go 219
naked; nach Rüpp. (Dungula) S. 36 die Knaben bis zum 10. Jahre; jetzt hat die Sitte sich sehr
220 geändert. — * **220** Die alten Sandalen habe ich im *Kunúzi*-Gebiet nicht gesehen. Sam. brauchte 220
sehr oft dafür das ar. Wort *táraga*. Rüpp. S. 34 (Dungula): Sie tragen Sandalen, bei denen Sohle
und Riemenwerk nur aus einem Stück Leder bestehen; Caill. I 393 (Mahas) erwähnt aus Palm-
222. 223 blättern geflochtene Sandalen wie die alten. Hartm. S. 205. — * **222** Fibel S. 12. — * **223** 222. 223
225. 226 Fibel S. 14; 22, 17. — * **225** *tiltāwi* ist der ägyptische *nabbût*. — * **226** Zur Geschichte des 225. 226
Wortes *angarē* (eines Bischari-Wortes, süd.-ar. ʿ*angarib*, Amery S. 33) vgl. Burckh. S. 213 und
Rein. Beḍauye Gramm. S. 42. Es sind mit Fäden, Stoff oder Riemen bespannte Rahmen auf
226A Füßen. — Über die Kopfstützen siehe zu 655. — Zu *busug* vgl. 76. * **226A** Fibel S. 23B. 226A

228 * *Bāḥúr·ki kenid_kiḭi·r ā·ǵúg·ur·min·an.*

* Den Weihrauch verbrennt man nicht ohne glühende Kohle. 228

229 * **1.** *In hāǵá·na íris ʿádel·u* [oder: *tón·ǵil·u*]. * **2.** *In hāǵa·na íris ús·u* [*m*] [oder: *milli·m*].

* **1.** Der Geruch dieser Sache ist gut. 229
* **2.** Der Geruch dieser Sache ist häßlich [oder: schlecht].

230 * *In hāǵá ā·siye·n.*

* Diese Sache stinkt. 230

231 * *Ifranǵi·ki Bišāriye·ki·n_barrê·r ǵú·ran·na wátti·gi tin·na šaham·ī·gōn wíde des·ī·gón·na kóms·ar·na siy·átti·ged ā·sik·ir·ran.*

* Wenn die Europäer unter die *Bischārin* gehen, dann ekeln sie sich vor ihnen wegen des Gestanks, der durch ihr Einreiben mit Fett und Butter entsteht. 231

232 * *Ân·n_ešei·i·r zól·ī duru·i kid·ir tin·ná ǵitta·ki·gi ā·ēm·mén·il·ī féǵir·na saḥ·râya·r tin·na úr·ī·gōn ǵitta·ki·gōn·gi kód·ran·gōn ā·têg·ran.*

* In unserem Lande sitzen die alten Leute, die niemals ihre Körper waschen, in der Morgenfrühe und kratzen ihre Köpfe und Körper. 232

233 * *En·na ossi·ki·gi éw·os·ir!*

* Wasch deine Füße. 233

234 * **1.** *An·n_óssi·ki·gi kadē·géd sówwi·gr·ir* [oder: *koms·ir*]*!*
* **2.** *Kadē_wēk·kéd sowwi·gr·ós!*

* **1.** Trockne meine Füße mit einem Tuch [oder: reibe sie ab]. 234
* **2.** Trockne [es] mit einem Tuche.

235 * *In éssi orōk·el·um boww·ē·ná ǵóro.*

* Dies Wasser ist [zu] kalt zum Baden. 235

236 * *Bowwi·bú·rin·gōn sarke·bú·sīm kidd·ar·ro·tōn.*

* Als ich schwamm fürchtete ich mich vor dem Untergehen. 236

237 * *Zól ā·kiddi·l kes·andi·na kutur·kéd ā·šāibê·n.*

* Ein Mensch, der ertrinkt, zappelt in der Größe der Not. 237

---

231 * 231 Bei *Aswán* ist bekanntlich ein von den Reisenden viel besuchtes *Bischārin*lager. Wörtl. 231
232 wegen des Geruchs ihres Einreibens mit Fett und Butter. — * 232 *saḥrāya* Sam. »etwa um 232
236. 237 9 Uhr«, vgl. 1003, 249. — * 236 *·tōn* für *·tōn*, vgl. 45, 6. — * 237 *šāibē*, nach Sam. »il tappage, ar. *šāib*«. Auch brieflich habe ich noch einmal nach dem mir unklaren Wort *šāibé* gefragt. Die Antwort (Brief vom 17. 5. 19) war folgende: 236. 237

In·na issig·ar·ro bi·widerun wide: koḭ·ál·lo in wē·r·e kútur. Arabi·m·a. Ten·n_agar·ro in we·r·e gen·um »digri«: »zól ā·kiddi·l kes·andi·na digrikanē·ged ā·šaibé·n«.

Ich will nun auf Ihre Frage antworten: Zuerst [ist da] dies Wort »*kutur*«. Es ist arabisch. An seiner Stelle ist dies Wort »*digri*« [»viel«] besser, [also]: *zól ā·kiddi·l kes·andi·na digri·kane·ged ā·šaibé·n.*

Wē·r·e šaib·ād·tōn haryt·ménki·rin ikke ū·báǵ·ran, wala·gōn ikke: šayb·ād. Amma ai owwol·di·gi ā·gen·gir·rin.

Und das Wort *šaib·ád* schreibt man, wenn ich nicht irre [am besten] so, oder so: *šayb·ád.* Aber ich ziehe das erste vor.

238 * *Ter zôl kiddi·bû·l·gi ōs·os!*

* Rette diesen Ertrinkenden! 238

239 * **1.** *Togó·gir a·kiddi·n.* * **2.** *Ai éssi·r ā·kiddi·rin.* * **3.** *Ai tek·ki ā·kidd·ir·rin.*

* **1.** Er geht unter. * **2.** Ich ertrinke. 239
* **3.** Ich tauche ihn unter.

240 * *An·na gamis·ki šūk·ós!*

* Wasche mein Hemd. 240

241 * *Šir·ar·kōn: kadė·gi šúk·os wide 'asr·ós ennenū_wēr·ró āwidd·os elgón sowwi·mén·in·gōn ingj·ék·ki·ran in·gi šire·gid·t_e·ran.*

* Und *šir·ar*: Wenn man einen Stoff wäscht, auswringt, an einer schattigen Stelle ausbreitet und wegnimmt ehe er [ganz] trocken ist, so nennt man diesen [Zustand] *šire·gid* [Feucht sein]. 241

---

[237] *In šaib·ád_an·é·gōn: karsig·é an·é_teran. Minē·rg_an·kó·mn·un: zôl_wēr kiddi·ki·n ted·dr dá·l mallē·gi ā·āw·in ten_new·erti·gi os·iri_an dī·ar·ro·tón. In karsig·é·gōn allo šaib·ád_teran.*

Und *šaib·ád* sagen, das ist *karsig·é* [»kämpfen«] sagen. Nämlich, wenn ein Mensch untergeht, so tut er alles, was an ihm ist, um sich vom Tode zu retten. Dies Kämpfen nun ist *šaib·ád.* [Oder, wenn man *šaib·ád·t_e·ran* liest: »nennt man *šaib·ád*«.] [237]

Kid·ir ir·i nal·kó·mn·un ā·kiddi·l wēk·ki? Minē ter ā·āw·in·gi! Minē kiddi·ka, guš·ka, ī·ki·gi sokke·ka šug·uddi·ka, wide ag·il·gi kus·ka kob·ka, wig·ka, horri·ka, essi·gi gom·in·gōn ā·kewd·in·gi ten·na tū eye·n_bokon girba nawre, wide kinn^a_w^ēr kinn^a_w^ēk·ked alim [lies: *alm·im*]*_bokon. Alm·os·in·do·tōn togó·gir wide a·nog·šug·r·in di·ar·n_ur·ro. In wē·takk·el malle šaib·ád_teran.*

Haben Sie niemals einen Ertrinkenden gesehen? Wie er handelt? Wie er untertaucht, ..., die Arme hebt und senkt, den Mund auf- und zumacht, schreit, schnauft, und fortwährend das Wasser schlägt, bis sein Bauch voll wie ein Schlauch ist, und bis er allmählich ermattet, und wie er nach dem Ermatten untergeht, zum Tode. All das genannte [zusammen] ist *šaib·ád.* [Vergl. Schluß des vor. Abs.]

In wē·r·ē·na kid·tōn ā·wē·takki·n kiye·gi ā·kas·il·na tirti·n_dogo·r. Wēr·na šób dūl·an·os·ki·n kes·andi·r ter wide ā·tó·n, dalu·na bóg·ar·kōn ā·má·r·os·in. Talle·bū·l_wēr tek·ki ikke ā·āw·in·gōn nal·os·ki·n ter wide ā·wé·tir·in: Awri, ir ma ikke šaibé·run·gōn kiye·r solli_téb·run? In šób tešabahu noso·y·an·os·sum! kiye·gōn ikke bāg·kō·k·ran gen_e·kó·reg·in.

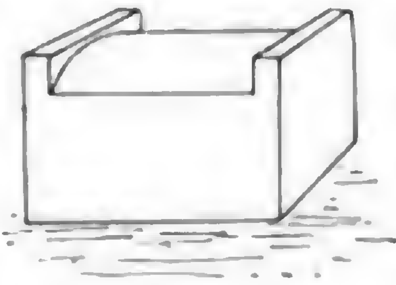
Und dies selbe Wort wird gebraucht von einem der am Schadûf schöpft. Wenn die Arbeitszeit eines Mannes [zu] lang wird, dann gerät er in Verzweiflung [*kes·andi* »Bedrängnis«] und kann den Eimer nicht [mehr] ausgießen. Wenn ein Vorübergehender ihn in dieser Lage sieht, so sagt er zu ihm: »Freund, warum baumelt ihr so am Schadûf und müht euch ab? [Der Schluß ist mir nicht ganz verständlich.]

240 * **240** Sam. gab an *šúki* würde im allgemeinen bei Kleidern gebraucht, bei Gesicht, Tellern 240
241 usw. sagt man *éw.* (924 wird aber *šúki* von den Händen gesagt.) — * **241** War an eine andere 241
Worterklärung angehängt. Daher das *·gōn* »und«. — *·gid* bildet Nomina, meist von Adjektiven: *aro·gid* d. Weißsein, *'ali·gid* Höhe, *berri·gid* Fehler, Schiefheit, *desse·gid* Blässe, *doro·gid* Dicke, *dullo·gid* Ruhe, *gēle·gid* Röte, *guddo·gid* Dichte, *milli·gid* Schlechtigkeit, *nōro·gid* Langsamkeit, *nosso·gid* Länge, *serē·gid* Güte, *urumme·gid* Schwärze, *wesa·gid* Weite. Seltener von Verben: *gaj·gid* (177, 5) das Rasieren, *gille·gid* Erinnerung, *marsi·gid* (von *maris*) Mühe, *šire·gid* Feuchtsein. —

VI. Haus und Zubehör, Bauen, Dorf, Stadt.

Nr. 242—290.

Über Hausbau von heute siehe Beckett S. 204, über den um 1860 Hartm. S. 208, den im Anfang des 19. Jahrhunderts Caill. I, 307. 313 (Dirr.); Hosk. S. 12; Burckh. S. 140: »The habitations of the Nubians are built either of mud or of loose stones; these of stone ... stand generally on the declivity of the hills, and consist of two separate round buildings, one of which is occupied by the males, and the other by the females of the family. The mud dwellings are generally so low, that one can hardly stand upright in them: the roof is covered with Durrah stalks, which last till they are eaten up by the cattle, when palm leaves are laid across. The houses at Derr, and these of the wealthy inhabitants of the larger villages, are well built, having a large area in the centre with apartments all round, and a separation between those of the men and of the women«. Über die Rohrhäuser s. Rüpp. S. 39/40. Nach dem heutigen Zustand zu urteilen, muß die Stattlichkeit der Häuser im letzten Jahrhundert sehr zugenommen haben. Bezeichnend sind jetzt die vielen Häuser des Typus: Aus schräg gelegten Wölbschichten gemauerte Tonne auf senkrechten Mauern und zwischen höhergehenden Backenstücken. Über diese uralt ägyptische Form s. Schäfer, Priestergräber 1908, S. 15). Die Reinlichkeit der nubischen Häuser im Gegensatz zu den ägyptischen überrascht jeden, vgl. Beckett S. 204.



242 * 1. *En·na kā sè?* [oder: *sāī·rè?*] 2. *Igitt·um·á!* [oder: *awt·um·á!*] — * 1. Wo ist dein Haus? 2. Es ist nahe! 242

243 * 1. *Ai an·na kà·r ā·ģù·ri.* — * 1. Ich gehe nach Hause. 243

* 2. *Àn·nà ka·ki·r ā-ģù·ru.* — * 2. Wir gehen nach Hause.

244 * *Kà·r ģū·u̯·ár lezmè·bū·i̯·ir·in.* — * Wir müssen nach Hause gehen. 244

245 * *In kā wesā·m.* — * Dies Haus ist weiträumig. 245

246 * *In kà man·i·n‿dogo·r kinna‿tòd·u.* — * Dies Haus ist kleiner als jenes. 246

247 * *An·na kà·gi farriģ·m·à? Eyyo, farriģ·sīm, dessen·gōn aši̇r·kir‿el·sīm.* — * Hast du mein Haus angesehen? Ja, ich habe es angesehen und sehr schön gefunden. 247

248 * *Wō kā·n‿id·i, ir āģ·iru̯·à?* — * Ihr Hausbewohner, seid ihr da? 248

244. 245. 247. 248 * 244 Carr. 1906 S. 238, 4. — * 245 Fibel S. 14. — * 247 Fibel S. 25 F. — * 248 Der Antritt des fragenden *-à* an das positiv präsent. Verb verursacht gegen die aussagende Form außer der Tonverschiebung die folgenden Veränderungen: 2. und 3. sg. Bei vollen Verben auf einen Konsonanten fällt das Binde-*i* vor *-n* aus: *er ā·dol·in* du liebst, *er ā·dol·n·à* liebst du? Verben mit hohler (Einl. S. 25) letzter Silbe stellen die Stammform wieder her: *er ā·wers·in* du willst, *er ā·weris·n·à* willst du? 1. und 2. pl. Das *u* der Personalendung steht entweder unmittelbar oder durch *u̯* infixum (762) vermittelt vor dem *-à* (*ā·iģir·ru·u̯·à?*). Oder die ver- 244. 245. 247. 248

249 * **1.** *An·na ka·n‿árri·gi a·ịịr·ru·ụ·ă?* **2.** *Eyyo, ai tekki sere·gir a·ịịr·rin.* **3.** *Ter an·na tiwri·m.*

* **1.** Kennt ihr meinen Nachbar? **2.** Ja, ich kenne ihn gut. **3.** Er ist mein Freund. 249

250 * *Yahúdi ká·r dā·bú·el bok̄ki·r bel·sum.*

* Der Jude, der im Hause gewesen ist, ist herausgekommen. 250

251 * **1.** *An·n‿u gábu‿wēk·ki am‿báb·ki goi·tir·sum.* **2.** *Tén·na ág·il·gōn déssen ur·túnna·m·a.* **3.** *Zōl éske áre·gir tá·mn·um suriye·mék·ki·n.*

* **1.** Mein Großvater hat meinem Vater einen Keller gebaut. **2.** Und dessen Tür ist sehr niedrig. **3.** Man kann nicht hineingehen, ohne sich zu bücken. 251

252 * *Ar·i elékken bók̄ki·r·tón áre·r tō‿tá·sum.*

* Wir sind jetzt von draußen nach drinnen gekommen. 252

253 * *Bok̄ki·r‿e·m·á? Bok̄ki·r‿e·sim.*

* Bist du draußen gewesen? Ich bin draußen gewesen. 253

254 * *In ká ar téd·der ág·run Nófel-na ká·g‿e·ran* [oder: *ten·n‿érri Nófel·na ká·g‿e·ran.*

* Dies Haus, in dem wir sitzen, nennt man [oder: dessen Namen nennt man] Neufelds Haus. 254

255 * *Kā·ki·gi ā·goi·l·ī essi dá·n·na miš̄‿e·n·gi ā·goi·ran.*

* Die die Häuser bauen, bauen solange Wasser da ist. 255

256 * *Ká·kī katrē·ki·ged goi·bú·ran.*

* Die Häuser sind aus Mauern gebaut. 256

256A * *Ká·gi kulu·ged ā·goi·ran.*

* Das Haus baut man aus Stein. 256A

257 * *Ká·na kulụ·i ittiwri·n‿dogo·r goi-bú·ran.*

* Die Steine des Hauses sind aufeinander gebaut. 257

258 * *Kúlū·gi marsi-gid·téd ā·tóg·ran.*

* Man zerbricht die Steine mit Mühe. 258

259 * *In kúlu·nā gissi kogor·m·á.*

* Die Art dieses Steins ist hart. 259

---

[248] änderte Silbentrennung läßt nach einem Vokal das *u* sich mehr zur Konsonanz hinneigen (*kudde·bū·rụ·ă?*). Bei vollen, auf einen Konsonanten ausgehenden Stämmen tritt in gewissen Fällen ein Bindevokal *i* ein: *āg·ru* ihr sitzt, *āg·irụ·ă* sitzt ihr? Luk. 22, 49 *gom·irụ·á* sollen wir schlagen? Aber Mark. 15, 9 auch im hohlen Verb: *ā·bir(i)g·irụ·á?* wollt ihr? — Vor dem Antritt des Verbums *an* »sagen«, das bei Sam. auch den Ton an sich zieht, finden sich dieselben Veränderungen: 1003, 86 *bol·os·n‿án* sagend: er geht hinaus; 857 *āw·irụ‿án* sagend: wir tun; 1003, 195 *issig·irụ‿án* sagend: wir fragen; 33, 3 *šig·irụ‿án* sagend: wir betteln. Auch bei der 1. sg. 25 *bāg·iri‿an* für *bág·ri‿an* sagend: ich schreibe 1005, 16. [248]

251 * **251, 3** *suriye* hängt gewiß mit *dereñ*, Leps, Rein., Almk. Wbb., zusammen. Samuels Form wird aber vortrefflich bestätigt durch Carr. 1911 S. 48 adorare *sorogne* (d. i. *soroñe*); ebenda S. 145 chinare *sorogneghersi* (d. i. *soroñe·gir·sim*). 251

253 * **253** Fibel S. 23 B. 253

254.256A * **254** Die Pension Neufeld (Frl. M. Neufeld) in Aswân. * **256A** Fibel S. 12. 254.256A

260	* *In kúlu siw·na kúlu·m·á.*	* Dieser Stein ist Sandstein.	260
260 A	* *Siw gêle·m.*	* Der Sand ist rot.	260 A
261	* *Ai an·na ká·gi ā·kássi·rin.*	* Ich putze mein Haus ab.	261
261 A	* *Ar ká·gi ǵān·es·sun.*	* Wir haben das Haus gekauft.	261 A
262	* **1.** *Ká·gi ǵō̃·ki·ran kúlu bóǵo‿wēk·ki kā·n‿ówwol·lo ā·ébr·os·ran zól dūr·ín·gir.* **2.** *Ya hóš·na sélle·r lêle‿wêk·ki ā·ǵō̃·ran zól dūr·in·gir.* **3.** *In·gú·n‿dogō·r kalissē·na fukkê·gi a·kuǵ·úr·ran. In·gú·gi túddu·g‿e·ran.*	* **1.** Wenn man das Haus baut, so bringt man einen flachen Stein vorn am Hause an, so hoch ein Mensch reicht. **2.** Oder man baut im Hofe einen Pfeiler, so hoch ein Mensch reicht. **3.** Auf diese stellt man den Teignapf. Diese [Vorrichtungen] nennt man *tuddu.*	262
263	* *Oyyi·n‿kā sê?*	* Wo ist der Abtritt?	263
263 A	* *Wāwir sê? Wāwir ted·do solli·bū·n.*	* Wo ist das [Kleider]reck? Das [Kleider]reck ist dort aufgehängt.	263 A
264	* *Kall·ar·i·gōn ekk·ed·i·gōn oyyi·ki·gōn a·luffê·ran·n‿agár·ki kutti·ki·g‿e·ran.*	* Den Ort, wohin man Fegemüll, Urin und Unrat schüttet, nennt man *kutti·ki.*	264
265	* *Ai an·na ká·gi ʿāll·ós·sim.*	* Ich habe mein Haus in Ordnung gebracht.	265
266	* *Ugros owwi‿nútin àn·nà ká·na ǵélli·n·di kēlīm·ī·gi bóǩǩi·r os·ós·ka ā·tubb·ir·in.*	* Aller zwei Tage nimmt unser Hausarbeiter die Teppiche hinaus und schüttelt sie aus.	266
267	* *An·na nibid·ti ká‿tū·r úndr·os·sīm.*	* Ich habe meine Matte ins Haus gelegt.	267
268	* *Níbid·ti awídd·os.*	* Breite die Matte aus.	268
269	* *An·na nibid·ti awti·gir·dèn.*	* Lege meine Matte näher zu mir.	269
270	* *Níbid·ti dáu̯l·os.*	* Roll die Matte zusammen.	270
271	* *Núgud wil·gi mekteb·ki káll·os·sum.*	* Der Neger hat gestern das Arbeitszimmer ausgefegt.	271

260.260A * **260** Vgl. Amery S. 164 grit, 311 sandstone = *ḥaǵar ramli.* — * **260 A** Fibel S. 8, 16. — 260.260A
261A.262 * **261 A** Fibel S. 13. — * **262** Außer wie hier etwa Tragsäule, Konsolstein u. ä. bezeichnet *tuddu* auch eine halbhohe Mauer, die ein Zimmer in zwei Teile teilt. So sagt Sam., Hochz. (vgl. zu 20, 3): *In ḥasir · · · gu owwi·r bāg·bū·n tuddu urtunna‿wēk·ked. In ḥasir·ki boǩǩi·gir wide are·n·di·gir ā·bāg·os·in. Tuddu·n‿boǩǩi·r urti‿wēk·kōn bū·mn·um* usw. »Diese Hütte ist in zwei Teile geteilt durch einen niedrigen *tuddu.* Dieser teilt die Hütte in ein Äußeres 261A.262
263 und ein Inneres. Außerhalb des *tuddu* liegt nichts usw.«. — * **263** Carr. 1906 S. 239. — 263
263A.264 * **263 A** Fibel S. 31 W. Vgl. zu 218. — * **264** *Kutti* heißt 422, 2 »die Spreu beim Worfeln«. — 263A.264

272 ✶ *Mekteb·ki kalli·wé!* — ✶ Fegt das Arbeitszimmer aus! 272

273 ✶ *Ai ā·saiddi·rin an·na ká·gi welil·ī·ged.* — ✶ Ich schmücke mein Haus mit Korbtellern. 273

274 ✶ *Ter àn·ná kursi·ḱi·gi tōg·iǵ·oz·zeḱḱ·ir·sum.* — ✶ Er hat mir meine Stühle zerbrochen. 274

275 ✶ **1.** *Gū ǵúgrī·r iw_wátti·gi marwaha·ḱi·gi àw·ka ǵélli·n_agar·ro solli·gr·ós·ka wide iri_wēk·ki téd·der dig·r·os·ka affi_wēk·ki ā·tir·ran tolle·r_án.* **2.** *Man marwaha wide tolle_raḥy·ád·ted in·né·gir man·né·gir ā·wáw·geride·n.* — ✶ **1.** Wenn es heiß ist, dann macht man Fächer, hängt sie an der Arbeitsstelle auf, bindet ein Seil daran und gibt es einem Kind zum Ziehen. **2.** Und dieser Fächer schwingt nun durch das Ziehen und Nachlassen herüber und hinüber. 275

276 ✶ *Ǵen·ī kurs·el·i·r àn·ná kā·ḱi·gi agé·ná habīka·ḱi·ged ā·tag·r·ir·san.* — ✶ In früheren Jahren deckte man unsere Häuser mit Flechtwerk aus Durrastroh. 276

277 ✶ *Ká kógor·an_gōi·bū·l sèl tek·k_abiddi_šug·ur_tá·ki·n dúll_an ten·n_ágar·ro bi·koǵ·tèb·in.* — ✶ Ein fest gebautes Haus wird, wenn ein Wildbach gegen es herabströmt, ruhig an seinem Platz stehen bleiben. 277

278 ✶ *İg_wēr ká·gi ār·ék·ki·n, aw·id koị·dl·di ā·áw·tákki·l habika·ḱi·na willi_šug·udd·ar_teran.* — ✶ Wenn Feuer das Haus faßt, so ist das Erste was man tut, das Herunterreißen des Strohdachs. 278

279 ✶ *Ter katrê malti·gir eyékke·bū·n.* — ✶ Diese Mauer neigt sich nach Osten. 279

280 ✶ *Tir·i katre·gi bor·kidd·os·san.* — ✶ Sie haben die Mauer eingerissen. 280

281 ✶ **1.** *Ai tá·sim ká·gi bōr·kiddi·ri̯_án.* ✶ **2.** *Ai tá·sim kā·ḱi·gi bōr·kidd·ir·^{r}i̯_án.* — ✶ **1.** Ich bin gekommen das Haus einzureißen. ✶ **2.** Ich bin gekommen die Häuser einzureißen. 281

---

273 ✶ 273 Sam. sagte einmal, *welil* nenne man im Schellâlgebiet (Schellâl-Ǵezaire) das, was 273
man bei ihm *tag·addi* (vgl. 521) nennt, flache, tellerähnliche Korbdeckel, zum Bedecken von Schüsseln oder zum Gebrauch als Schüsseln. Er hat also in diesem Satz etwas aus der Mundart seines Wohnortes Aswân angenommen. Ähnlich steht es z. B. mit der Redensart *id_wēk_kiịị·r* »umsonst, vergeblich«, die Sam. selbst 664 und 1006, 4 braucht, obgleich er sie für Schellâlisch erklärt (siehe zu 664; Einl. S. 19), das er sonst häßlich findet und vermeidet. —
274 ✶ 274 Stühle sind natürlich modern europäischer Einfluß. Das nubische (Liege- und) Sitz- 274
275 möbel ist der *angarē*, s. 226. — ✶ 275, 1 wörtl. »in der heißen Zeit, dann«. Diese aufgehängten 275
Fächer sind nicht nubisch, sondern, wenn Sam. sie nicht etwa nur in europäischen Häusern
276 gesehen hat, europäischer Einfluß. ✶ 276 *ḥabika* ist geschickt verwendet bei der Über- 276
setzung von Mark. 2, 4; Luk. 5, 19; vgl. die Bemerkung Burckhardts oben über 242.
277. 278 ✶ 277 Zu Matth. 7, 25 = Luk. 6, 48. ✶ 278 Zu *ḥabika* vgl. 276. — *willi* ar. *hadam.* 277. 278
279. 281 ✶ 279 Siehe 647. — ✶ 281 Ich habe ausdrücklich angemerkt, das ein Unterschied in 279. 281

282 ✱ **1.** *In ǵen·kôl·gi ai an·na kà·gi bōr·kiddi·rgi gō͡i·sīm.* ✱ **2.** *An·na kâ kurs·el‿e·n·gad bōr·kidd·ós bi·gō͡i·rin.*

✱ **1.** Grade in diesem Jahre habe ich mein Haus niedergerissen und [neu] gebaut. ✱ **2.** Da mein Haus alt ist, will ich es einreißen und [neu] bauen. 282

283 ✱ *An·na kà·gi wil·gi tubrō·géd bátti·sīm.*

✱ Gestern habe ich mein Haus mit der Hacke eingeschlagen. 283

284 ✱ *Seyyid·na Hosèn·na ǵàma·gi ēr·kir·kó·san.*

✱ Sie haben die Moschee des Seyyid Hosên erneuert. 284

285 ✱ **1.** *Kùlu nór·an‿tóg·bū·l·gi korór·k‿é·ran.* **2.** *Al͡ai in·do Suyan·nà dárb·ir bīr‿ed‿tà·ka bóg·os·ka widé ā·túkke·ran* [oder: *ā·nóro·gir·rán*] *ossi·k̄i·n‿ǵóro.*

✱ **1.** Klein geschlagenes Gestein nennt man *Korór.* **2.** Hier, auf die Straße von Aswân bringt man es in Mengen, schüttet es aus und stampft es dann [oder: macht es glatt] für die Füße. 285

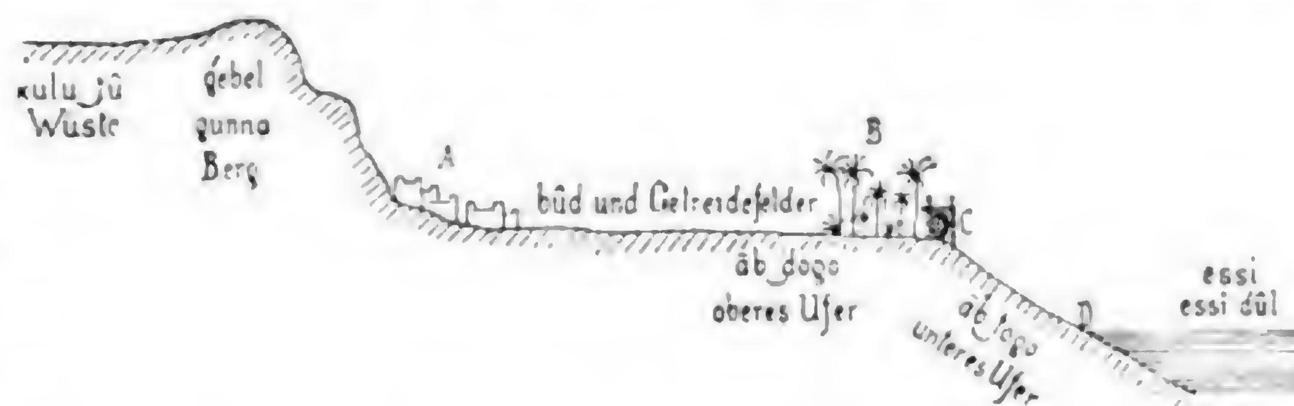
286 ✱ *Ter neǵa warrī·m.*

✱ Dies Dorf ist fern. 286

287 ✱ *Bùd·ir têb·ran.*

✱ Sie stehen auf dem Dorfplatze. 287

[281].282 der Aussprache von *·kiddi·ri̥‿án* und *·kidd·ir·ʳi̥‿án* nicht zu hören war. — ✱ **282, 1** *Kôl* bedeutet nach Leps., Rein., Almk. »allein«, und zu »allein, von allein« würden aus unseren Texten die Stellen 384 (*ai‿kōl·an*); 444, 23; 1009, 27 (*ter‿kōl*); 444, 57; 797 (*tir‿kōl·an*) wohl passen. In Verbindungen wie 282, 1 (*in ǵen‿kōl·gi*); 1009, 4 (*man ugros‿kōl·lo*); 1005, 19 (*ted·do arti‿kōl·lo*); 444, 45; 585, 2; 1003, 61; 1003, 62 (*ted·do‿kōl·lo*) aber würde
285 man am liebsten etwa »grade« übersetzen. — ✱ **285, 1** Der Weiler *Korór* nördlich vom Ostende des Staudammes bei Aswân hat offenbar seinen Namen von diesem Wort für »Geröll«. — **2** *bir* hatte ich »in Massen« übersetzt. Sam. verbesserte in »Armvoll«, vgl. 436; 437; 867, 10.
286. 287 — ✱ **286** Fibel S. 14. — ✱ **287** Fibel S. 8, 15; 20, 10. Der *būd* ist nach Sam. »der Platz zwischen den Häusern und dem Palmwald«, d. h. doch wohl was davon die Felder übrig lassen. — Hier mag zum Verständnis dieser in unsern Texten vorkommenden Verhältnisse daran erinnert werden, daß das typische Bild der nubischen Ufer im Querschnitt von W. nach O. etwa so ist:



Unten der Fluß (*essi*; *essi‿dûl*), dessen Grenze mit dem Lande [bei D] *essi·n‿gār* heißt. Durch sein Steigen und Fallen hält er das »untere Ufer« (*āb‿togo*, zwischen C und D) fast stets feucht. Hier werden Bohnen, Erbsen usw. gepflanzt. Oben auf der Ebene liegt [hinter C] das »obere Ufer« (*āb‿dogo*), an seinem Rande die Sāgyen (*kólē*, bei C) und die Palmen (*betti* bei B). Die Schadufs (*kīye*) stehen, wenn's not tut zu mehreren übereinander, zwischen *essi·n‿gār* und *āb‿dogo*. Hinter den Palmen (die Gegend unmittelbar bei ihnen heißt *betti·k̄i·n‿ur·ro*) dehnen sich die Felder und der von ihnen nicht eingenommene Raum (*bûd*) aus. An den Fuß der Randgebirge und zum Teil auf es hinaufgesetzt liegen [bei A].

288 * *Búd·tir bel!* — * Komm hinaus auf den Dorfplatz! 288

289 * *Am_báb medine·r·um.* — * Mein Vater ist in Kairo. 289

290 * *Yahúdi digri_wēr medi·ne·r dá·ran.* — * In Kairo sind viele Juden. 290

VII. Zeiteinteilung, Wetter usw.

Nr. 291—335.

291 * **1.** *Ugú·gi gū kéms·ir ā·bág·ran.* **2.** *In·gu kems·in·gár·i·gōn érri·kō·n·i·m:* **3.** *Koi·ál·di·gi 'aša·w·iye·g_é·ran.* **4.** *Oww·itti·gōn selle_šób·k_é·ran.* **5.** *Tosk·itti·gōn gūmê·ki·g_é·ran.* **6.** *Kems·itti·gon fegr·iye·g_é·ran.*

* **1.** Die Nacht teilt man in vier Teile. **2.** Und diese vier haben Namen: **3.** Der erste heißt *'ašawiye* **4.** und der zweite *selle_šób* **5.** und der dritte *gumē·ki* **6.** und der vierte *fegriye.* 291

292 * **1.** *Ugros·kōn gū kéms·ir bág·bū·n:* **2.** *Gú koi·ál·di más·il_bāg·ê·g_é·ran.* **3.** *Oww·itti·gōn dahā·w·iye·g_é·ran.* **4.** *Tosk·itti·gōn ēs·iye·g_é·ran.* **5.** *Kems·itti·gōn tun·nawiye·g_é·ran.*

* **1.** Auch der Tag ist in vier Teile geteilt: **2.** Den ersten Teil nennt man *masil_bāgê* **3.** und den zweiten nennt man *dahāwiye* **4.** und den dritten nennt man *ēsiye* **5.** und den vierten nennt man *tunnawiye.* 292

---

[287] um möglichst wenig Fruchtboden wegzunehmen, die Häuser, an ihrem vorderen Rande oft die Gräber (*tē·ki*). Dahinter erheben sich die Berge (*gebel, gunna*) und dehnt sich die Wüste (*kulu_tú*). Nur bei sehr reichlichem Fruchtland stehen die Häuser am Uferrande. — [287]

288. 289 * **288** Fibel S. 13. — * **289** Fibel S. 7, 14; 19, 9. Hier und 290 auch möglich: in Ägypten, s. zu 36. — * **290** Fibel S. 15, 23; 22, 18. Vgl. zu 289. — * **291. 292** Diese Zeiteinteilung in Tag- und Nachtwachen wird jetzt vor allem dazu benutzt, die Ablösungen bei den Feldarbeiten, insbesondere an der Sâgye und am Schādûf, zu regeln. In der Nacht werden die Abschnitte nach gewissen Sternen oder Sternbildern bestimmt, nach welchen, das richtet sich nach der Jahreszeit und dem Orte. Bei Tage mißt man nach einer einfachen Sonnenuhr, von der es zwei Arten gibt, eine mit wagerechtem Zeiger, der, von N. nach S. gestreckt, auf zwei Stützen ruht, die andere mit senkrechtem Zeiger, einem in den Boden gesteckten Stabe. Die Zeitabschnitte sind durch in den Boden gesteckte Pflöckchen bezeichnet, die beim wagerechten Zeiger auf einer von W. nach O. unter ihm hinweglaufenden Linie, beim senkrechten um den Stab herum liegen. Das ganze Gerät heißt ebenso wie die Pflöcke, der Raum zwischen je zwei Pflöcken und die entsprechende Zeit *'alga* علقة, vgl. 381, 2. Das nubische Wort für den Zeitabschnitt scheint *šób* zu sein, vgl. zu 326. Aufmerksam gemacht hat auf das Gerät E. A. Floyer im Bulletin de l'Institut égyptien 1894 (Kairo 1895), S. 168. Les cadrans solaires primitifs dans la Haute-Égypte, mit Nachträgen von Th. Marshall ebenda S. 174. (Beide beziehen sich auf Aswân und 288. 289 290–292

293 ✱ *Gû elgón·um.* ✱ Es ist noch nicht hell. 293

294 ✱ *Más·il kówwe_bél·sum.* ✱ Die Sonne ist aufgegangen. 294

295 ✱ *Más·il dogó·r·um.* ✱ Die Sonne ist herauf. 295

296 ✱ *Teliǵ·ki más·il ǵóm·ki·n a·ǵúd·os·in.* ✱ Wenn den Schnee die Sonne trifft, so schmilzt er. 296

297 ✱ **1.** *Er ā·báǵ·in·gōn más·il tága·ged tō_tá·n·gád, er ai·gi we·dès·sum:* **2.** *Kúde_wēk·k_inǵi·rgi más·il·gi kérr·os_an.* ✱ **1.** Als, während du beim Schreiben warst, die Sonne durch das Fenster hereinkam, hast du zu mir gesagt: **2.** »Hol' ein Stück Zeug und sperr' die Sonne ab.« 297

298 ✱ *Á·bargè·n.* ✱ Es blitzt. 298

299 ✱ *Kaǵ_fógor a·oi·n.* ✱ Der Donner brüllt. 299

[291.292] Nordnubien.) Beide sagen ausdrücklich, daß *selle_šôb* nur bei niedrigem Nilstand eingeschoben wird. Wie sich SAMUELS Angaben zu ihren und denen eines Mannes aus dem Weiler *Kole_dûl* im Bezirk Dehemid (auf der Wiener Expedition) stellen, zeigt die folgende Übersicht: [291.292]

Nachtwachen.

	Sonnenuntergang				Sonnenaufgang
SAM. I	1. *ʿaša·w·iye.*	2. *selle_šôb.*	3. *gūmē·ki.*	4. *fegr·iye.*	
SAM. II	1. »	2. »	3. »	4. »	
KOLE_DÛL	1. »	2. »	3. »	4. *mas·il_bāǵ·é.*	
FLOYER	1. »	2. »	3. *subh·iye.*	4. »	
MARSH. *nub.*	1. »	2. »	3. »	4. »	
» *ar.*	1. »		3. *wasṭ·an·iye.*	3. *fegr·iye.*	

(*selle_šôb*) nach FLOYER und MARSH. nur bei niedrigem Wasserstand.)

Tagwachen.

	Sonnenaufgang				Sonnenuntergang
SAM. I	1. *mas·il_bāǵ·é.*	2. *daha·w·iye.*	3. *ēs·iye.*	4. *tunna·w·iye.*	
KOLE_DÛL		1. »	2. »	3. *mas·it(ou)tō·r·é.*	
MARSH. *ar.*		1. »	2. *nehār·iye.*	3. *ʿaṣr·iye.*	
SAM. II	1. *daha·w·iye.*	2. *ēs·iye koi̯·âl·di.*	3. *ēs·iye oww·itti.*	4. *tunna·w·iye.*	
FLOYER		1. *ēs·iye el awwal.*	2. *ēs·iye el·aḫr·âni.*	3. »	
MARSH. *nub.*		1. *ēs·iye awwal·di.*	2. *ēs·iye âḫar·di.*	4. »	

✱ 291, **3** *aša·w·iye* von ar. *ʿaša* »Abend«. **4** *Selle_šôb* bedeutet »mittlere Wache«. Ar. *el·wasṭâniye* vgl. zu 326 über *šôb.* **5** *Gumē·ki* bedeutet nach ALMK. WB. D. »die Sterne«. CARR. 1911 hat *ghemencighi* [d. i. *gūmé·nki·gi*] = a buon' hora. **6** *fegr·iye* von ar. *fegir* »Tagesanbruch«. ✱ 292, **1** Die Tagwachen gab SAM. ein andermal (FIBEL S. 33) so an: 1. *Dahā·w·iye.* 2. *ēs·iye owwol·di* [var. *koi̯·âl·di*] = erste *ēs·iye.* 3. *ēs·iye oww·itti* = zweite *ēs·iye.* 4. *tunna·w·iye.* **2** *mas·il_baǵ·é* bedeutet Sonnenaufgang. **3** *dahā·w·iye* von *dáhā* siehe zu 61, 5. **4** *ēs·iye* ist eine hybride Bildung aus dem nubischen *és* »die Mittagshitze« (142) und der ar. Endung *·iye.* **5** Die Etymologie ist mir unbekannt. Eine Nebenform
293. 299 *tunno* steht 738. ✱ 293 Wörtl. »die Erde ist noch nicht«. ✱ 299 *kaǵ_fógor*, vgl. 293. 299
das Liedchen 59, »der Donner, das Gewitter«, wörtl. »das lahme, hinkende Pferd«. Das

300	✱ *Kaǵ‿fogor imbél·ki·n gir wér·ro ā·ǵóm·dig·in.*	✱ Wenn ein Gewitter heraufkommt, so schlägt es auf einmal.	300
301	✱ *An·n‿éssi ā·bóg·in.*	✱ Der Regen ergießt sich.	301
302	✱ 1. *An·n‿éssi simē·r·tón ā·šúg·r·in.* ✱ 2. *Arti‿teran ár·gi an·n‿éssi·gi ā·šug·uddi·dèkk·ir·in.*	✱ 1. Der Regen kommt vom Himmel herab. ✱ 2. Gott ist es, der den Regen uns herabsendet.	302
303	✱ *In ǵén·na séf·na šahar·i·r an·n‿éssi walân·um in·ná in ešéi·r.*	✱ In den diesjährigen Sommermonaten gibt es in diesem Ihrem Lande keinen Regen.	303
304	✱ *An·n‿éssi ḫála·r digri·gir‿šug·úr·ki·n wide ǵer·i·ged ǵámmi·rgi essi dùl·gir šug·úr·ki·n, in·gi sél·g‿é·ran.*	✱ Wenn in der Wüste viel Regen niedergeht und, in den Tälern sich sammelnd, zum Strom hinabstürzt, so nennt man das einen *sél* [Wildbach].	304
305	✱ *An·n‿éssi tēb·os·sum.*	✱ Der Regen hat aufgehört.	305
306	✱ *Más·il oww·itti·ged bél·bū·n.*	✱ Die Sonne ist wieder hervorgekommen.	306
307	✱ *Sime dèsse·m.*	✱ Der Himmel ist blau.	307
308	✱ *Túrug mine bū·n?*	✱ Wie ist der Wind?	308
309	✱ *Túrug déssen sókke·bū·n.*	✱ Der Wind ist sehr aufgekommen.	309
310	✱ *Túrug tin‿ǵár·ked ā·úffi·n.*	✱ Der Wind bläst von Westen.	310
311	✱ 1. *Ibšir·ro túrug déssen ā·úffi·n.* 2. *Amma Boône·r éšei dimme·ka tèb·in.*	✱ 1. Im Monat Ibšir bläst der Wind sehr. 2. Aber im Boône ist das Wetter dauernd windstill.	311
312	✱ *Túrug ā·digr·in.*	✱ Der Wind legt sich.	312
313	✱ 1. *Déssen ǵúgrī·m.* ✱ 2. *Kakk·él·um.*	✱ 1. Es ist sehr heiß. ✱ 2. Es ist warm.	313
314	✱ *Déssen orók·el·um.*	✱ Es ist sehr kalt.	314
315	✱ *Ai ód·ted ā·kerker·rin.*	✱ Ich zittre vor Kälte.	315
316	✱ 1. *Déssen hanǵolokê·i̯·an·bū·n.* ✱ 2. *Déssen nēi·bu·n* [oder: *ǵawr·um*]. ✱ 3. *Déssen esked·an·bu·n.* ✱ 4. *Déssen ǵatǵate·bū·n.*	✱ 1. Es ist sehr schmutzig. ✱ 2. Es ist sehr feucht. ✱ 3. Es ist sehr staubig. ✱ 4. Es ist sehr neblig.	316

[299]. 303 sieht aus, als stecke eine alte mythologische Vorstellung dahinter. ✱ 303 Zu *walân·um* vgl. 1006, 9. — ✱ 311, Etwa Februar, s. zu 335. 2 Etwa Juni, s. zu 335. — [299]. 303 311

317	✶ *Šārē·gi bi·tá·ri*[*n*].	✶ Ich werde am Abend kommen.	317
318	✶ **1.** *Mas·il tō·r·os·sum,* **2.** *kabitte b·urúmm·an·in.*	✶ **1.** Die Sonne ist untergegangen, **2.** es wird schnell dunkel werden.	318
319	✶ [*Éšei*] *ugu̯·an·ós·sum, ar widé bák·ki·gi bu·mug·ós-run.*	✶ Es ist Nacht geworden; so wollen wir denn das Schreiben lassen.	319
320	✶ **1.** *Gén·ī nog·os·el·ī_wēr·i·r, ešéi·r_é·rin·gōn, ēs·iye owwol·di·r ʿarid·na ker-ker·ar dúl_wēr dá·sum.* **2.** *Ten·na ker-ker·an·ná šidda·géd digir-ri_án_dá·sin.*	✶ **1.** Vor ein paar Jahren, als ich im Dorf war, fand am Vormittag ein großes Erdbeben statt. **2.** Durch die Gewalt des Bebens wäre ich beinahe gefallen.	320
321	✶ **1.** *Ai Osmán·gi asal-gi bi·nal·kan·din.* ✶ **2.** *Ai asal·gi Osmán·gi nal·ar·ki a·birig·rin.*	✶ **1.** Ich werde Osman morgen sehen. ✶ **2.** Ich möchte Osman morgen sehen.	321
322	✶ *Ai ek·ki asal·gi ā·birig·rin.*	✶ Ich wünsche dich [zu] morgen.	322
323	✶ *Er asal·gi ǵelli·ku̯ᵘ·rē?*	✶ Hast du morgen nichts zu tun?	323
324	✶ **1.** *Ter olóngu tā·m·á?* **2.** *Ter asal·gi bi·tá·n.*	✶ **1.** Ist er heute gekommen? **2.** Er wird morgen kommen.	324
325	✶ *Im_báb·n_en sittág·na wátti·gi* [oder: *sittáᵍ·ki·na wátti·gi*] *bi·tá·ri̯_e·i̯·ō?*	✶ Wann, sagte deine Mutter, wollte sie kommen?	325
326	✶ **1.** *Sittáᵍ·ki ter bi·wīde·tá·n?* **2.** *Ter šób_ber·n_agáb·ir bi·tá·n.*	✶ **1.** Wann wird er zurückkommen? **2.** Er wird nach einer Stunde kommen.	326
327	✶ *Sittāᵍ·ki er tá·m?*	✶ Wann bist du gekommen?	327
328	✶ **1.** *Sittág·tōn er in·do·rē?* **2.** *Ai ala-gide tá·sim.*	✶ **1.** Seit wann bist du hier? **2.** Ich bin soeben gekommen.	328
329	✶ **1.** *Sittāᵍ·ki ai·godon sāb·bū·l·gi abidd·um?* **2.** *Ugros dimin·de_diǵ_kirī.i̯·an·ós·sum.*	✶ **1.** Wann hast du meinen Genossen getroffen? **2.** Es ist etwa 15 Tage her.	329

320. 321 ✶ **320** Eigentlich in der ersten *ēs·iye*, vgl. zu 292, 1. ✶ **321** Vgl. Rein. § 279, b. 320. 321
323. 325 ✶ **323** Wörtl. »Bist du morgen ohne Arbeit?« ✶ **325** Wörtl. »die Frau deines Vaters«; »die Mutter deines Vaters« würde heißen *im_báb·na tin·n_én.* Also ist nicht von der eigentlichen Mutter des Angeredeten, sondern von einer andern Frau des Vaters die Rede. — Zur 323. 325
326 Form *e·i̯·ō?* s. zu 670. ✶ **326** Wie der Name *selle_šób* für die zweite Nachtwache zeigt, bedeutet *šób* einen Abschnitt der *ʿalga* (s. zu 291). Sam. braucht es oft zur Übersetzung von Stunde, meist bezeichnet es einen nicht zu großen und nicht zu kleinen unbestimmten Zeitabschnitt, etwa unser »Weile«. 1003, 130 steht geradezu *kiye·na šób dúl* für »längere Zeit«. 326

330	* **1.** *Er am_bāb·ki nal·m·à?* **2.** *Sōb_bĕr·an·sum ter in·do·r_e·sin·do!* * **3.** *Ter sāi·gir ğū·sin·gi ā·iğir·ru·u·à?*	* **1.** Hast du meinen Vater gesehen? **2.** Es ist eine Weile her, daß er hier gewesen ist. * **3.** Wissen Sie, wohin er gegangen ist?	330
331	* *Úgros kolod·ān·sum ir·gi nal·sin·do.*	* Es ist 7 Tage her, daß ich Sie gesehen habe.	331
332	* *Sāa eddi_sāi·ir tà·rin?*	* Um welche Uhr soll ich kommen?	332
333	* **1.** *Sāa mak_kòtti·rè?* * **2.** *Wàtti minde?*	* **1.** Wieviel Uhr ist's? * **2.** Wieviel ist's an der Zeit?	333
334	* **1.** *Sāa wèr·m·a.* * **2.** *Sāa kólod·um.*	* **1.** Es ist ein Uhr. * **2.** Es ist sieben Uhr.	334
335	* **1.** *Úgros sāi_ter·ré šahar·ro·ton in ugros?* **2.** *Úgros dimn-itti_teran.*	* **1.** Welcher Tag vom Monat ist dieser Tag? **2.** Es ist der zehnte Tag.	335

333. 335 * 333 Wörtl. »Was ist die Zeit?« * 335, 1 a) Die Bedeutung des Fragewortes *sāi* ist bei Sam. in zwei Richtungen geteilt. I) Erstens ist es ein allgemeines Fragewort ohne lokale Bedeutung, welcher, was? In diesem Sinne wird es gern mit dem *eddi* verbunden, das sonst meist komparativisch und superlativisch färbt (vgl. 867, 2). Ohne *eddi*: 3, 31; 335; Matth. 24, 3. Mit *eddi*: 332; 578; oft in Evangg. Davon *sāi·di* »das wem gehörige?«, Matth. 21, 24; Mark. 11, 28. 29. 38; 12, 29. 33; Luk. 20, 2. 8. *eddi_sāi·di* Matth. 21. 23. 27; Luk. 20, 2; Joh. 18, 32; *sāi_kott_ᵉer* »wieviel? wie sehr?«, vgl. 791, 22. II) Zweitens hat es die Bedeutung »wo?« oder »wohin?« Dabei steht dann niemals *eddi*: 408 *léle sāi tèb·in* »wo steht die *léle*?« Dagegen ist oft die Postpos. *-ro* angehängt. *sāi·r, sāi̯·ir, sāi̯·er.* Das *e* war öfter deutlich zu hören, aber es ist darin meine Schreibung sehr unstät. Die Trennung zwischen *sāi* »wohin?« und *sāyĕr* »wo?«, die Almk. macht, kann ich nicht erkennen. »Wo ist?« heißt *sāi·rè* 242 (*sāi·rĕ·rĕ*? Zu 172). Am Satzende steht dafür meist *se*, 719 und öfter. Interessant ist die Bildung *sāi·na ḥaddi·r* »bis wo?« in dem Text aus *Bigge*, der unter 525, 5 I zitiert ist. — b) Um es der Vergessenheit zu entziehen und zu Erkundigungen nach ihm anzuregen, weise ich darauf hin, daß ein bisher nicht erkanntes, wohl einheimisches Wort für Monat versteckt ist bei Burckh. S. 153 *soueyg* (Kensy) = shaher (ar. und Nouba, d. h. FM.) = month. Dasselbe Wort liegt vor bei Brugsch Aeth. nach Eusèbe de Salle: *swaiweru.* Beides führt auf ein Wort *swē* (Burckh. *swé·gi*, Brugsch *swē wèr·um*). — c) Brugsch hat im Anschluß an Rein. in der Zeitschr. f. Äg. Spr. 1887, S. 31 die altägyptisch-koptischen Monatsnamen zusammengestellt, die sich im Nubischen erhalten haben, zum Teil bestimmt durch das Arabische vermittelt, zum Teil aber gewiß auch noch aus älterer Zeit. Wir haben: *Ibšir*, auch *Imšir*. (= kopt. ar. *Amšir*: Februar) 311, 1; *Bógōn* (eigentl. = kopt. ar. *Bāšens*: Mai, jetzt aber auch allgemein den Sommer bezeichnend) vgl. 444, 34, 35⁸; 444, 10. 11. 34; 1014, 5; *Boóna* (= kopt. ar. *Bāūna*: Juni) 311. 2; 444, 10. 11; 744; *Missor* (Rein. Wb. = kopt. ar. *Misra*). Das wäre jetzt August; *Missor* bezeichnet aber die Zeit, in der der Nil zu steigen beginnt, wie es für den alexandrinischen *Mesore*, der dem Juli entsprach, paßte); *Adīr* (Rein. Wb., aus D. — kopt. ar. *Hatūr*: November). *Adir* bezeichnet nach Rein. im Nubischen den Winter allgemein; *Kiyâk* (Sam.) (= kopt. ar. *kiyâk*: Dezember). Dahin gehört auch das durch das Arabische übernommene *demīra* 407, das die Flutzeit, den Sommer, bezeichnet und auf Altägyptisches zurückgeht. 333. 335

VIII. Pflanzen und ihre Pflege.

Nr. 336—447 A.

Liste der Pflanzen des Landes bei Kumm S. 41 ff. nach R. Hartmann; Hartmann S. 216 ff. Vgl. 447 A.

336	✶ *Ġowwi mallé kói_dogō·r têb·in.*	✶ Alle Bäume stehen auf der Wurzel.	336
337	✶ *Zôl gēw_kiii·r b·āi·mèn·in_nawitte ġówwi·gōn olisse_kiii·r bi·sóww·os·in.*	✶ Wie der Mensch ohne Blut nicht leben [kann], so wird auch der Baum ohne Saft verdorren.	337
338	✶ *Olisse bogon·dō ġówwi·r·tōn ā·nakki·šúg·r·in.*	✶ Das Harz [eigentl. der Saft] tropft im Sommer von den Akazien herab.	338
339	✶ *Ġimmèz-kōn lábaẖ-kôn·na bakki·ki digri·ki·m·á.*	✶ Die Zweige der Sykomore und des Lebach sind zahlreich.	339
340	✶ *In ġówwi·na bákki sówwi·bū-n.*	✶ Die Zweige dieses Baumes sind trocken.	340
341	✶ *In ġówwī·ná gabad·ti kā·ki·r ġámme·gr_óġġu.*	✶ Schaff diese Akazienrinde nach dem Hause zusammen.	341
342	✶ **1.** *Ter ber·i·gi dig·r·ir!*	✶ **1.** Binde diese Hölzer zusammen!	342
	✶ **2.** *Ter ber·i·gi dig·r·os·ir_inġ_éd_ta.*	✶ **2.** Binde diese Hölzer zusammen und bringe sie her.	
343	✶ *Bér kúlū·n_dogo·r šóro·m.*	✶ Holz ist leichter als Stein.	343
344	✶ *Ġówwi·r ā·dárri·ri.*	✶ Ich klettre auf den Baum.	344
344 A	✶ *In ešei·na betti digri·m.*	✶ Die Dattelpalmen dieser Ortschaft sind zahlreich.	344 A

---

336 ✶ **336** *Ġowwi* ist eigentlich die Sontakazie (Schweinf. Acacia arabica W. var. nilotica D). 336
Doch wird das Wort auch allgemein für Baum gebraucht, soweit nicht Dattelpalmen gemeint sind. Von einem Manne auf *Biġġe* hörte ich *ġau* (d. i. *ġowwi*) auch von der Dûmpalme gebraucht.
337 Matth. 7, 17 sollte doch wohl besser *betti* stehen oder *umbu* (vgl. Luk. 6, 43. 44) — ✶ **337** *olisse* 337
338 wird Mark. 14, 25 für den Saft des Weines gebraucht. — ✶ **338** Zu *olisse* vgl. zu 337. Zu 338
339 *bogon* siehe zu 335. — ✶ **339** *ġimméz* (Schweinf. Ficus Sycomorus L.). — *lábaẖ* (Schweinf. Albizzia 339
341 Lebbek Bth.). — ✶ **341** Sie ist ein Gerbmittel. — *kā·ki* für »Haus«, weil ein Wohngehöft aus 341
344 A mehreren Einzelhäusern besteht (vgl. Rein. Wb.). — ✶ **344 A** Fibel S. 13, 22; 16. *betti* = Phoenix 344 A
dactylifera L. (Schweinf.). Ungeteilter Stamm, lange Palmwedel. Über die statistische Verteilung der Dattelkulturen in Nubien Kumm S. 29. Derselbe S. 38 über »die Dattelpalme in Nubien«. Das wichtigste und beste Gebiet für die Dattelpalme liegt aber erst südlich von Kurusko bis zur Grenze der Schaigiye. Über die Datteln siehe Burckh. S. 29; 57; 137 unten. Rüpp.

345	✱ *Betti·ki Nob·i·n_ešei·i·r áb_dogo·r ǵoddi_tèb·ran.*	✱ Die Dattelpalmen stehen im Nubierlande auf dem Ufer aufgereiht.	345
346	✱ *Ai a·ǵoddi·rin.*	✱ Ich ordne in Reihen.	346
347	✱ *Umbu āb_dogō·r·um.*	✱ Der Palmbaum ist auf dem Ufer.	347
348	✱ *Ai bétti·n_assi·gi ebir·ós·sim.*	✱ Ich habe einen Dattelableger gepflanzt.	348
349	✱ *Ewré betti·n_assi·gi kal·ós·sum.*	✱ Das Zicklein hat den Palmenschößling gefressen.	349
350	✱ *In ḫazzân goi·tákki·sin·do·tón án·ná betti·ki malle digr·os·san.*	✱ Seit dieses Staubecken gebaut ist, sind alle unsere Dattelpalmen gefallen.	350
351	✱ *Betti·n_ùmbu_bág·id koróye·bū·n.*	✱ Die Palmstämme sind manchmal krumm.	351
352	✱ *Betti·ki·na ǵerid ā·güyyi·n.*	✱ Die Wedel der Dattelpalmen schwanken.	352
353	✱ *Bétti·gi a·šónd^i·ri.*	✱ Ich schüttle die Dattelpalme.	353
354	✱ *Bétti úmbù·n_dogo·r·tóǹ a·digr·in.*	✱ Die Dattel fällt vom Palmenbaum herab.	354
355	✱ *Betti koi·ál·gi diffē·gi kariǵ·kiddi·ki·n beššir-ád·t_e·ran.*	✱ Wenn die Dattelpalme zum ersten Male Datteln reift, so nennt man das *bešširád*.	355

[344A] S. 47. Die Dattelpalme hat getrennte Geschlechter und wird künstlich befruchtet; darüber [344A]
vgl. Descr. S. 440 (ebenda S. 110 Namen der Teile, Arten usw.). Namen der Teile der Palme und der Geräte zu ihrer Pflege (Ägypten) bei Schweinf. Derselbe über die Palme und ihre Kultur in der »Gartenflora« Bd. 50, S. 506—22. Arabische Schilderung der Pflege der Dattelpalme im Irâq bei Meissner, Neuarabische Geschichten, in den Beiträgen zur Assyrio-
345 logie, V, S. 103. Namen von Dattelarten bei Budge I, S. 471. ✱ 345 *ǵoddi* »dicht an- 345
einander reihen«, wie Perlen an einer Schnur (Sam.). Ich glaube einmal in Nubien dafür
346. 347 die Form *toddi* gehört zu haben. ✱ 346 Fibel S. 13. ✱ 347 Fibel S. 8, 15; 20, 10. 346. 347
348 *umbu*, eigentlich der Stamm der Palme, dann auch für den ganzen Baum. ✱ 348 Fibel 348
349. 350 S. 24 E. ✱ 349 Fibel S. 25 E. ✱ 350 Vgl. Beckett S. 202: ... and in this 349. 350
relation it moves one to pity the inhabitants of Northern Nubia when one considers that in future, though they will be able to carry on their cultivation during the summer, yet for a large portion of the year during which the reservoir above the Aswan dam will be full up to the level of 113 metres above the sea all their land will be completely submerged, Nubia's loss being Egypt's gain. Vgl. Samuels Klagen in 443; 444, 4; 1014, 14. —
351 ✱ 351 Wörtlich: ein Teil der Dattelbäume (kollektiv). Der kollektive Gebrauch des Sing., 351
355 wo wir den Plur. erwarten, ist im Nubischen sehr häufig (vgl. 352). — ✱ 355 *diffe* die 355
einzelne (Sam.) unreife (D.) Dattel; dazu stimmt das nubische Lehnwort im Sūdan-Arabischen: Amery S. 96 *dufég* green date. Vgl. auch 359. — Die Datteln sitzen an Dolden, die, der Früchte beraubt, als Besen dienen (Kumm S. 40) und daher *kall·eddi* (Besen, von

356 ✶ *An·na bétti·na bûra déssen térri·bū·n.*

✶ Meine Dattelpalmengruppe ist sehr [mit Früchten] beladen. 356

357 ✶ *Nisid·ti* [oder: *nisid·na ǵén·gi*] *betti·ǩi terri·kô·mn·an.*

✶ Vor zwei Jahren haben die Dattelpalmen nicht getragen. 357

358 ✶ *Ȧn·nâ betti·ǩi·gi mér·os ǵū dimin·d‿ówwi·r bág·sun, ka‿nútin·gi bág·id‿ wēk·ki inǵ‿án.*

✶ Wir haben unsere Datteln abgeschnitten und in zwölf Teile geteilt, damit jede Familie sich einen Teil nehme. 358

359 ✶ *Betti dossi·gōn ǵállō·g‿ē·ran, wala·gon nārah̩·k‿e·ran.*

✶ Und die unreife Dattel nennt man *gallo* oder auch *nārah̩*. 359

360 ✶ **1.** *Ȧn·nai bétti ʿaǵwá·n·di‿wēr dá·n.* **2.** *Ten·na diffe karǵ·ós·ki·n dessen·kir ǵaǵád·el·um.*

✶ **1.** Bei uns gibt es eine [Art für] *ʿaǵwa* [geeignete] Dattelpalme. **2.** Wenn deren Datteln reif sind, so sind sie sehr zart. 360

361 ✶ *ʿȦǵwa·gi bétti‿nawitte ā·mér·min·an, amma ā·ǵăr·ran.*

✶ Die *ʿAǵwa*-Datteln schneidet man nicht wie die [gewöhnlichen] Datteln, sondern pflückt sie [einzeln] heraus. 361

362 ✶ *Bétti·n‿togo·r āg·rin·gōn wēr tall·in‿tā·rgi an·n‿ógir·ki bétti kariǵ·bū·l‿ wēk·ked eyye·gr·oz·zên·sum.*

✶ Als ich unter der Dattelpalme saß, kam jemand und füllte mir meinen Schoß mit reifen Datteln. 362

---

[355]. 356 *kalli* »fegen«, vgl. 11) genannt werden. ✶ 356 *būra* (vgl. Luk. 6, 43) Sam.: Gruppe [355]. 356
von Dattelpalmen aus einer Wurzel (Amery S. 72 *búra* clump of dates). —
359 ✶ 359 War an eine andere Worterklärung angehängt; daher das *·gōn* »und«. Vgl. 355. 359
360 ✶ 360, 1 Eine gute Art Datteln, die, zu Kuchen gepreßt, zur Konservierung ge- 360
eignet ist. Solch ein Kuchen heißt *ʿaǵwa*. 2 Zu *diffē* vgl. 355. — Eine häufige »Adverb«-Bildung ist die auf *·gir*, in gewissen Fällen *·kir*. Daneben kommt aber wie hier ein *·kir* vor, das Sam. regelmäßig mit langem *i* schreibt, was er oft durch Schreibungen wie *kiyr* andeutet. So stets in *dessen·kīr* »sehr« und auch 1002, 1 in *ádel·kir* »gut«, neben dem das gewöhnlichere *ádel·gir* vorkommt. Ob da wirklich zwei verschiedene Bildungsworte vorliegen? Das adverbiale *·gir*, *·kir* ist wohl sicher aus der kausativen Verbalerweiterung entstanden. Dafür spricht z. B. die Stelle aus der Erzählung eines Mannes aus Girsche: *iš‿šibbák·ki‿er ma rekkibē·mēn·u tonǵil·gir·rigi* (ar. *zé·n·nás*) »warum hast du dies Fenster nicht ordentlich angebracht?« Hier entspricht die Bil-
362 dung auf *·rigi* (wie beim verb. conjunctum) ganz einem sonst üblichen *ʿādel·gir*. ✶ 362 Die 362
bei Sam. allein gebräuchliche Form *talle* »gehen« habe ich u. a. nach demselben Manne aus Girsche mehrmals notiert. Die Erweiterung auf *·in* findet sich bei Sam. vor allem in enger Verbindung mit anderen Verben: *tall·in‿ta* 362; 1003, 124. 131. 254; *tall·in‿ǵū* 1003, 251; *tall·in‿dāǵī* 557; 1003, 257; *tall·in‿girīde* 764; *tall·in‿tó* Matth. 14, 15 neben *talle‿tó* Mark. 1, 31. Aber auch *tall·in·kidd·os* »wegschicken« Luk. 9, 12 neben *talle·kidd·os* Mark. 4, 36. Die Wbb. haben den Stamm sonst nicht, nur Almk. Gr. gibt S. 119 *tayin K.* »gehen«, Präs. sing. *tayin·di*, Imp. *tayin*. Dazu stimmen Formen wie *tāį‿tá·* (Einl. S. 29) usw., die ich in Texten aus dem Schellālgebiet (*Korór*) notiert habe. Diese geben die Verbindung zwischen der K.-Form *talle* und

363 * *Betti·n_úmbū·gi mer_šug·úddi·k^{i}·ran affi·ki bétti·na kókki dogô·n·di·gi ǵerīd·ī·gi mér·os wide ašmán·gi biš·os gam-bū·ged kókki·gi ā·báš·iǵ·ran, ten·na gṓl·gi ōs·irgi kal·^{l}u̯_án.*

* Wenn man Dattelpalmen fällt, so schneiden die Kinder dem obersten Wipfel der Palme die Wedel ab, rupfen den Bast ab und spalten mit der Axt die Spitze, um ihren Kern herauszuholen und zu essen. 363

364 * *Ašman-gi ā·bišši·rin.*

* Ich rupfe den Palmbast ab. 364

365 * *Awirtē·gi ā·biš·rin* [oder: *ā·báš·rin*].

* Ich pflücke die Palmfiedern ab. 365

366 * *Tiltil·ê ašman·géd iri·bū·n.*

* Die Schleuder ist aus Palmbast gedreht. 366

367 * *Ambu·ná gúllu bétti·na safá·n_dogo·r digri·ged dṓrō·m.*

* Der Kern der Dûmnuß ist sehr viel dicker als der Dattelkern. 367

367 A * *Ambu·g_atta.*

* Bringe Dûmnüsse. 367 A

368 * *In 'árid man·i·n_dogo·r togô·m.*

* Dies Stück Land ist niedriger als jenes. 368

369 * *Essi kúǵ·bu·n toss·an·di_án.*

* Der Fluß ist zum Übertreten gestiegen. 369

370 * *Essi kuǵ·irgi ešei·gi tag·r·os·sum.*

* Der Fluß ist gestiegen und hat das Land bedeckt. 370

371 * *Essi·n_gâr·na 'árid dime ǵáwr·um.*

* Die Erde des Flußufers ist immer feucht. 371

372 * *Mítar·i·gi ā·gôl·lan éssi·gi atta·ru̯_án.*

* Man gräbt die Brunnen, um Wasser zu schaffen. 372

362–364 der FM.-Form *tañ*. — Vgl. *ǵag·* in 763. — * **363** *gṓl* »der Palmkohl«. * **364** Das Wort *ašmán* 362–364
(ar. *lif*) ist als Fremdwort in das Sūdân-Arabische übergegangen, wie das *g* (der nub. Objektivus)
364. 365 zeigt: *'ašmég* (Amery S. 253). Über das ' siehe zu 3, 33. * **364. 365** Das Verhältnis der ähn- 364. 365
lichen Worte *bišši*, *biš* und *báš* ist mir trotz Fragens nicht klar geworden. Das Abpflücken der
Palmfiedern von der Rute soll *biš* sein, doch wurde dafür einmal (aus Versehen?) *báš* gesagt.
Das Abrupfen des Palmbastes wurde ebenso wie das Ausrupfen von Haaren mit *bišši* bezeichnet.
366 — * **366** Schon gedruckt Wien. Text. S. 45, 12. In Schellāl habe ich die Form *tultalé* 366
367 notiert. — * **367** Es liegt sicher keine Verwechslung mit *kūlu* »Stein« vor. — Die Dûmpalme ist 367
Hyphaena thebaica Mart. (Schweinf.). Fächerblätter und regelmäßig fortgesetzte Zweiteilung
367A.372 des Stammes. — * **367A** Fibel S. 7/8, 15; 19, 10. — * **372** Zu *mitar* vgl. Amery, S. 395: 367A.372
matara »Well for sakia« (not on river) und S. 426 *matara* »A water wheel working at a
distance from river«; für den Schacht der Sâgye am Flusse hat er andere Worte. Im Nubischen
wird aber auch dort *mítar* gesagt. Vgl. 377 A, 5. *Mítar* in Ortsnamen vgl. 5, 2. Übertragen
brauchte Sam. das Wort in: *missi_mítar_kō·l* »hohläugig, mit tiefliegenden Augen«. —

373 ✱ *Dólli·r essi dâ·bu* [oder: *bū·n*]. — ✱ In der Grube ist Wasser. 373

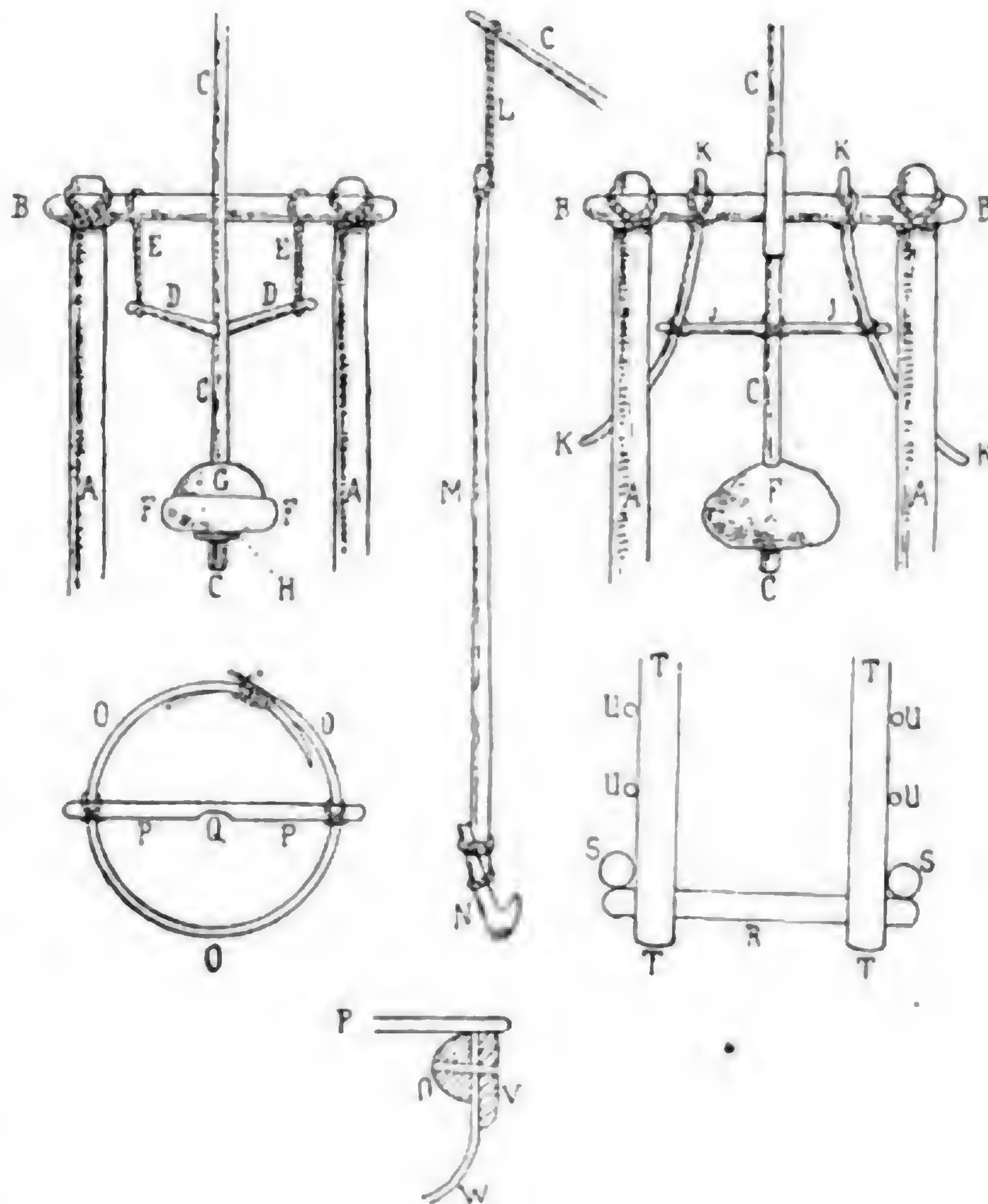
374 ✱ *Dolli·rĕ? Dolli·m·á.* — ✱ Ist es tief? Es ist tief. 374

375 ✱ *Ogiǵ suriy·os kiye·gi ā·kás·in.* — ✱ Der Mann schöpft gebückt am Schādûf. 375

I. Schādûf nach Sam. II. Schādûf in Offeduîne.

Die Teilskizzen nur nach Sam.

A—B Gerüst; **C—N** Schwengel und Eimerträger; **O—Q, V, W** Eimer; **R—U** Ausguß (*og* 38; 39; 41; 43; 48). **A** Pfosten (*ossi*) 4; 5; 19. — **B** Oberschwelle (*diw*) 4; 16; 18. — **C** Schwengel (*kiye·n‿kam*) 4; 7; 16. — **D** Schwengelachse (*ʿarâg*) 4; 8; 14; 16; vgl. J. — **E** Hängestricke (*duwâl*) 15; 16. — **F** Gewicht (*ǵalûsa*; *kulu*) 12. — **G** Nilschlamm (*sibē silti·n·di*) 13. — **H** Pflöcke (*ber*) 10. — **J** Querriegel (*ʿarâg*) Anm. 16; vgl. D. — **K** Sperrhölzer (*karrâge*) Anm. 16. — **L** Strick (*resen*) 23. — **M** Hakenstange (*ǵebbâd*) 4; 21; 26. — **N** Haken (*ḫattâf*) 4; 24; 25; 30. — **O** Eimerreifen (*târa*) 4; 31; 32; 36. — **P** Eimergriff (*mīzân*) 4; 29; 37. — **Q** Kerbe im Eimergriff (*ǵós*) 30. — **R** Unterzug des *og* (*og‿togô·n·di*; *diw*) 4; Anm. 40—48. — **S** Pfosten (*ossi*) Anm. 40—48. — **T** »Kissen« (*maḫadda*) 4; 40; 44; 46; 47. — **U** Stützpflock (*waggâf*) 42. — **V** Geflochtener Streifen (*awikkē*) 35; 38. — **W** Lederbeutel (*dâlu*) 37.



376 ✱ 1. *Torbar·kanē·nà kašk·id.* — ✱ 1. Das Landwirtschaftsspiel. 376

2. *In kašk·idē·r·gôn affi·kī digri·ki‿wēr·i ǵamm·ós·ka búd·ir torbar·kanè·gi* — 2. Und zu diesem Spiel sammeln sich viele Kinder und spielen auf dem Dorf-

374. 375 ✱ **374** Fibel S. 24 Ch. — ✱ **375** Fibel S. 16. Bau eines Schādûfs ausführlich in 376. 374. 375
Ich brauche in der Übersetzung diese vertrautere ägyptisch-arabische Bezeichnung für
376 die Schwengelschöpfmaschine, die nubisch *kiye* heißt. — ✱ **376, 1** *torbar* der Landmann; 376
als nub. Fremdwort im Sud.-Ar. Amery S. 424 *turbāl* farm labourer, S. 202 *tirbāl* labourer for sakia. **2** Der *búd* (vgl. zu 287) als beliebter Spielplatz s. 57 A (und wohl auch 58, 2). Man beginnt mit dem Bau eines Schādûfs. Daß ich den Namen der Teile die entsprechende arabische Bezeichnung aus Qift in Oberägypten, da wo sie abweicht, beifügen kann, verdanke ich der Güte des Herrn M. Davidsen. Einige Worte sind aus den Aufzeichnungen für Wien. Text. in *Mikki‿kolē* (Bezirk Maharraga) entnommen

[376] *ā·kāški·ran.* **3.** *Koi̯·ál·gi tin·nā farg·i·gi ā·gôl·lan, wēr_wēr_dogo·r, āb·nā dogo_kēl·lo·tōn essi·n_gâr·ro gú·m_bokon.*

4. *In·gi serē·gir_kikk·os wide ossi·ki·gon, kiye·n_kam·li·gōn, gebbâd·ī·gon, diw·ī·gōn, 'arâg·i·gōn, mahadda·ki·gōn, og_togō·n·di·ki·gōn, ferš·ī·gōn, dawwās·ī·gōn, hattâf·ī·gōn, târa·ki·gon, mīzān·ī·gōn, wasú·kī·gōn, erb·ir·i·gōn, tubrō·ki·gōn, wide iri·ki·gōn·na bâl·l°·an·dan.*

5. *Ossi·ki umbū·ki·na bāš·id·i·m.* **6.** *Kiye wēr_nútin ówwi·gi kó·n.*

7. *Kiye·n_kám·gōn gówwi·na bér·ro·tōn walá sélém·na bér·ro·tōn ā·dw·ran.* **8.** *In kiye·n_kám·gon tén·nā bún·nai·ged kēw_wēr_kiri·gi ā·urb·ur·os·ran 'arâg·na girâdil·lo.* **9.** *Wide ten·na bún·do hēya owwi·gi berrī·ki oww·in·gár·ī·r ā·dw·ran.* **10.** *Wide·gōn kulū dúl bógō_wēk·ki átta·ka séllē·r urb·ur·ós kiye·n_kám·na bún·do und·ur·os ber ówwi·gi kulū·nā togo·r kiye·n_kám·na kid·ir ā·dig·r·os·ran, ku-*

platz Landwirtschaft. **3.** Zuerst graben sie ihre Rinnen, eine über der andern, vom höchsten Ufer an bis zum Wasserrande. [376]

4. Wenn sie dies gut fertiggemacht haben, dann sorgen sie für die Pfosten (Abb. A), die Schwengel (Abb. C), die Hakenstangen (Abb. M), die Oberschwellen (Abb. B), die Schwengelachsen (Abb. D), die Kissen (Abb. T), die Ausgußträger (Abb. R), die Beläge, die Tritte, die Haken (Abb. N), die Eimerreifen (Abb. O), die Eimergriffe (Abb. P), die großen und kleinen Scharren, die Hacken und die Stricke.

5. Die Pfosten [*ossi* (Abb. A)] sind gespaltene Palmstämme. **6.** Jedes Schādûf hat deren zwei.

7. Und den Schwengel [*kiye·n_kam* (Abb. C)] macht man aus Sont- oder Selemholz. **8.** Und diesen Schwengel durchbohrt man etwa eine Elle von seinem Ende für die Schwengelachse ['*arâg* (Abb. D)]. **9.** Und an seinem Ende macht man zwei Kerbe auf beiden Seiten. **10.** Und dann holt man einen großen flachen Stein, durchbohrt ihn in der Mitte, steckt ihn auf das Ende

[376] und so bezeichnet. **3** *farig* (als ΠΑΡΚ schon Nub. Texts) ist ein allgemeiner Ausdruck, der die *gabiye* (die untere Rinne, die das Wasser dem Schöpfenden zuführt) und den *gabi* (die obere Rinne, die es zum Acker abführt) umfaßt. Vgl. 376, 38. **4** Der Name des langen, wippenden Schādûfschwengels ist *kiye·n_kam* wörtlich: »das Kamel des Schādûfs«. Man denke an den langen, sich wiegenden Hals des Kamels. Im Bilde bleibt auch der Name des *rēsen*-Strickes, vgl. 376, 23. Äußerst geschickt und anschaulich für seine Landsleute hat Sam. in seiner Übersetzung des Spruches vom Splitter und Balken Matth. 7, 3—5 = Luk. 6, 41—42 die Worte *burûbi* (»Stroh« plur. *burūbi·ki*) und *kiye·n_kam* (»Schādûfschwengel«) gebraucht. — Für *dawwās* Mskr. *dowwās.* **5** Oder Abschnitte von Palmstämmen. In Ägypten heißen sie (Davidsen, Qift) *waqâfah.* **7** Zu *gowwi* vgl. 336. — Zu *sélem* 61, 1. In Ägypten (Davidsen, Qift) heißt der Schwengel *el-'ûd.* **10** Die Hölzer werden in die Kerbe gebunden. [376]

[376] *lū·gi sokke‿tēb‿án.* **11.** *In ber·ī·ná más·ir kúlu bi·surruǵ·digr·os·in.* **12.** *Ter kulū·gón ǵalúsa·g‿é·ran.* **13.** *Wide in ǵalúsa·na dogó·gi sībē siltí·n·di·ged ā·kás·os·ran, kiye·n‿kám·gi dúllo·gr‿án, dálu·na sókke·r·ar·ná ǵóro.*

des Schwengels, und bindet zwei Hölzer (Abb. H) unterhalb des Steines an den eigentlichen Schwengel, damit sie den Stein tragen. **11.** Ohne diese Hölzer würde der Stein herabrutschen. **12.** Und diesen Stein nennt man *ǵalūsa* (Abb. F). **13.** Und die Oberseite dieser *ǵalūsa* bestreicht man mit Nilschlamm (Abb. G), der mit Häcksel gemischt ist, damit er den Schwengel beschwere zum Heben des Eimers. [376]

14. *ʿArdg·kōn kiye·n‿bér·ro·tōn dw·bū·n, minē dullo·gid mállē ten‿dogo·r‿é·n·gad.* **15.** *Ten·nā kókki oww·in·gár·ī·r ḫeya áb·bū·n, duwál·ī·gi morro·gr·ir‿án,* (**16.** *Duwál·ī·gōn iri·ki ʿardg·kōn dīw·gón·gi morro·gr·ed‿āg·ir·i‿teran*) **17.** *wide·gon kinnᵃ‿ʷék·ki selle·géd koróye·bū·n, kiye·n‿kám·gi sélle·r solli‿tēb‿án.*

14. Und die Schwengelachse [*ʿardg* (Abb. D)] ist aus dem [guten] Holze des Schwengels gemacht, weil seine ganze Schwere auf ihr ruht. **15.** In ihre beiden Enden sind Kerbe gemacht, die die Hängestricke [*duwál* (Abb. E)] festhalten sollen. (**16.** Die Hängestricke sind die Stricke, die die Schwengelachse und die Oberschwelle aneinanderhalten) **17.** und sie ist in der Mitte etwas eingebogen, damit der Schwengel gut in der Mitte hänge.

18. *Diw·g‿an·kⁱ·ran ték·kōn ya ǵów-wi·r·tôn·um ya selem·ir·tôn·um.* **19.** *Ték·kon kiye·na ossi·ki oww·in·gár·i·r ā·dig·tákki·n iri·kī kogor·ī·ged.* **20.** *Mine kiye·*

18. Was die Oberschwelle [*diw* Abb. B)] betrifft, so ist auch sie aus Akazien- oder Selemholz. **19.** Und sie ist an die beiden Pfosten des Schā-

[376] **11** Entwurf: *surriǵ.* **12** Davidsen (Qift) nennt das Gegengewicht des Schwengels *ṭīz elʿúd* »Hinterer des Schwengels«. In *Offedụine* (vgl. zu 376, 16) nur *kúlu* »Stein«. **14** d. h. aus demselben guten Holze wie der Schwengel. Davidsen (Qift) schreibt das Wort *ʿarák.* **16** Darin, daß der Schwengel nicht um die Oberschwelle (*diw* [Abb. B]) schwingt, sondern unter ihr an einer Schwebereckstange (*ʿardg* [Abb. D]) seinen Drehpunkt hat, liegt das Bezeichnende im Bau des von Sam. beschriebenen Schādúfs (Abb.); das ganz zu dem ägyptischen bei Lane zu S. 24 stimmt. Das Überschlagen des Schwengels wird durch den *diw* gehindert. Ein anders gebautes Schādúf habe ich beim Tempel von *Offedụine* skizziert (Abb.). Dort schwang der Schwengel um den *diw* selbst. Um das Durchschlagen zu verhindern, waren an *diw* und *ʿardg* nach außen gebogene Sperrhölzer (*karráge* [Abb. K]) gebunden, die mit ihrem unteren Ende sich in Ruhestellung des Schwengels gegen die Pfosten (*ossi*) legten. Eine ähnliche Vorrichtung scheint nach Davidsen (Qift) in Ägypten *ʿaǵārah* zu heißen. Zum Wort *karráge* (so! mit *g*) vgl. vielleicht das Wort für den langen hölzernen Jochbolzen *karráǵa* (so! mit *ǵ*) in 377 A, 13. **18** Davidsen (Qift) nennt diesen Balken, den *diw*, *bāṭnah.* [376]

[376] *na dullo·gid·tōn šug·ur‿kuģ·ar·kôn ten‿dogo·r·i·m.*

dûfs mit festen Stricken gebunden. [376] **20.** Denn die Schwere des Schwengels [an sich] und [die Beanspruchung durch] sein Auf- und Niedergehen ruht auf ihr.

21. *Ǵebbád·tōn ya ḫurwá·n‿ber·ro·tōn ya sesebân·deᵗ·tōn ā·áw·ran.* **22.** *Ten·na kóǩǩi dogō·n‿kêl·di·r iri tóg·bū·l‿wēk·ki ā·dig·r·os·ran kiye·n‿kám·na kóǩǩi dogô·n·di·r dig·takk‿án.* **23.** *In irī·gi résen·g‿é·ran.* **24.** *Ten·na bún·do·gōn ḫattâf ā·dig·tákki·n.* **25.** *Ḫattâf·kōn ǵowwi·na bákkī·m·a.* **26.** *Ten·na koǩǩi dogô·n·di·gōn wide ǵebbád·na kóǩǩi togó·n·di·gōn·gi kāi̯·os ḫéya ówwi·gi ā·áw·os·ran, ǵebbád·ir kolli‿dig‿tēb‿án mišlág·ī·ged.* (**27.** *Mišlág·ī·gōn iri·ki essē·ton·i‿teran.*) **28.** *In ḫattâf·kōn áb·bū·n dálū·gi morro·gr·ed‿tēg‿án.*

21. Und die Hakenstange [*ǵebbád* (Abb. M)] macht man aus [leichtem] Rizinusholz oder aus Sesebân. **22.** An ihr oberstes Ende bindet man einen aufgedröselten Strick, damit sie an das obere Ende des Schwengels gebunden werde[n kann]. **23.** Diesen Strick nennt man *résen* (Abb. L). **24.** Und an ihr unteres Ende wird der Haken [*ḫattâf* (Abb. N)] gebunden. **25.** Und der Haken ist ein Akazienzweig. **26.** Dessen oberes und der Hakenstange unteres Ende behaut man und macht zwei Kerbe, so daß er, mit Bindfaden [*mišlāg*] [gebunden,] fest an der Hakenstange sitzt. (**27.** Und *mišlāg* sind dünne Stricke.) **28.** Und dieser Haken ist so gemacht, daß er den Eimer fest faßt.

29. *Mīzán·gōn ǵówwi·na bér·na gúd'a·m·a.* **30.** *Tek·kōn ʿādel‿tód·tir‿kāi̯·os·ka sélle·r togô·ged ǵōs‿tód‿dēk·ki ā·áw·tir·ran, ḫattâf·ir kíbbē·r‿án.* **31.** *Wide·gōn kóǩǩi oww·in·gár·ī·r ḫéya·ki·gi ā·áw·tir·ran, tára·r mišlág·ī·ged dig·takk‿án.* **32.** *Tára·gôn ǵówwi·na báš·att·um.* **33.** *In báš·atti·gi šá·na kóǩǩi·gi ig·ir tēl·idd·ós·ka*

29. Und der Eimergriff [*mīzán* (Abb. P)] ist ein Stück Akazienholz. **30.** Man schneidet ihn sauber zu und macht ihm in der Mitte unten eine kleine Kehle (Abb. Q), die sich fest dem Haken anlegen soll. **31.** Und auch in die beiden Enden macht man ihm Kerbe, damit er mit Bindfäden

[376] **21** *Ḫurwa* nach Schweinf. Ricinus communis L.; Rizinusöl: *ḫurwa·n‿des* (Sam.), aus den Kernen, als Haaröl gebraucht (Burckh. S. 78. 79. Caill. II, 325 vgl. auch Beckett S. 202; 209. — *Sesebân* nach Schweinf. Sesbania aegyptiaca Pers., nach Almk. Parkinsonia aculeata. **22** Sam. erklärt *iri tóg·bū·l* als »Strick, dessen drei Stränge oder Litzen auseinandergenommen sind.« Vgl. 531, 9. **23** In *Offedu̯ine*: *rêsen* oder *érsen*. Nach Amery S, 294, 304 ist *rasan* camel reins, head rope for camels. Man beachte die so entstehende Beziehung zu dem Namen des Schwengels *kam* »Kamel« (376, 4). **27** Entwurf: *kolli‿dig·takk‿an.* **32** Oder »ein [376]

[376] *ték·ked tára·gi a·urb·úǵ·ran.* **34.** *Urb·úǵ·os·ran·n‿agâb·ir koróye·gr·os kóǩǩi oww·in·gār·ī·gi ittiwri·godon ā·dig·r·os·ran.* **35.** *Áǵin kariǵ·kiddi·san·gi átta·ka tára·ná mûǵib·ir mér·os kándi‿wēk·ked wide awiǩǩê essē‿wek·ki awǵ·ós, mišlág·i ka·riǵ·bû·l·ī·gi ašmán ʿādel·lo·tōn ā·irī·ran.* **36.** *In aw·takk·ós·ki·n áǵin·gi átta·ka tá·ra·gon awiǩǩê·gōn·na barrê·r ā·šókki·ran.* **37.** *Ṡokk·os mīzán·gi téd·der dig·r·ós·ki·ran, in dắlu‿teran.* **38.** *Éssi·gi ǵa·biye·r·tōn sokke‿inǵ‿éd‿ta·ka óg·ir bi·bôg·in.* **39.** *Og·kōn ǵabi·gi bi·dûr·kiddi·n, ǵabi·gōn bâ·gi.*

an den Eimerrand gebunden werden kann. **32.** Und der Eimerreifen [*tára* (Abb. O)] ist ein Stück Akazienzweig. **33.** Dieses Stück, das den Eimerreifen bildet, durchlöchert man mit einer Lanzenspitze, die man im Feuer erhitzt hat. **34.** Nachdem man es durchlöchert hat, biegt man es zusammen und bindet die beiden Enden aneinander. **35.** Dann nimmt man Leder [zum Eimer (Abb. W)], das man gegerbt hat, schneidet es mit einem Messer dem [Umfang des] Reifen[s] entsprechend, flicht ein schmales Geflecht (Abb. V) und dreht aus gutem Palmbast feste Fäden. **36.** Wenn das getan ist, nimmt man das [Eimer]leder (Abb. W) und schiebt es zwischen den Reifen (Abb. O) und das Flechtband (Abb. V) [und näht es durch die Löcher im Eimerreifen mit den Fäden fest]. **37.** Wenn man es eingeschoben und den Griff (Abb. P) darangebunden hat, so ist der Eimer (*dắlu*) fertig. **38.** Er hebt das Wasser aus der unteren Rinne [*ǵabiye*] und gießt es in den Ausguß [*ōg*]. **39.** Und der Ausguß leitet es zur oberen Rinne [*ǵắbi*] und diese Rinne zum Beet [*bâ*]. [376]

40. *Maḫádda·ki·gōn umbō·na báš·atti·ki·r·tōn áb·bū·n.* **41.** *Wék·kon óg·na ījin·nē·ged berrī·n‿dogo·r a·uskur·tákki·n, oww·itti·gōn ten·na mayin·nē·ged. Wide*

40. Und die »Kissen« [*maḫadda* (Abb. T)] sind aus Abschnitten von Palmstämmen gemacht. **41.** Und einer wird zur Rechten des Ausgusses auf

---

[376] gespaltener Akazienzweig«, wie ich notiert habe. **34** *agâb* bedeutet Hinterseite, das, was übrigbleibt: 376, 47 *nibid·n‿agâb* »Rest einer Matte«; 1003, 273 »Ende«; Sam. *ǵumur·n‿agâb* »Nacken«; 1003, 40 *agâb·ki̦ âr* »folgen«; *·n‿agâb·ir* »nach, hinter, nachdem« (vgl. *·n‿ur·ro* »vor« 194 und Amery S. 124 *fi·l·ʿagab* at (in) the end). Im FM. heißt das Wort *abâg*. Vgl. dazu Amerys Bemerkungen (S. VI—VII) über Umstellung von Konsonanten im Vulgärar. **35** *Mûǵib·ir* süd.-ar. *bi·mûǵib* Amery S. 4 accordingly, vgl. 376, 78. Sam. deutete *kariǵ·bū·l* als stark und fest. **38** Die untere Rinne, die dem Arbeitenden das Wasser zuführt. **40—48** Die Beschreibung ist nicht sehr anschaulich. Vor allem ständen 40—42 wohl besser hinter 43—47, mit deren Schluß 47 sie sich zum Teil decken. Ich will versuchen, anschaulicher zu sein: Wir haben eine hohe Treppenstufe. Auf dem Boden fließt gegen die Stufe die Zufuhrrinne [*ǵabiye*]. Von der Oberkante der Stufe ins Land hinein läuft die Ablaufrinne [*ǵabi*]. An die Stufen- [376]

[376] *sibē ṣilti·n·di·ged a·kassi·tákki·n.* **42.** *Waggáf·i‿wer·i·gōn ā·ebir·tir·ran, sendė·r‿an.* **43.** *Kiye·n‿óg·kōn ikke ā·āw·ran:* **44.** *Ġówwi·na ber‿tōn·ī‿wēr·i·gi ya'ábid·na ber‿wēk·ki átta·ka maḫádda wēr‿nútin‿togo·r wėk·ki ā·undur·ran, káss·ar·n‿ówwol.* **45.** *Wide tosk·itti·gi man ówwi·n‿úr·ro ā·dig·r·os·ran.* **46.** *Ter·ī·n‿agáb·ir ǵerīd·i·gi átta·ka sewa‿sewa·gir‿mer·iǵ·os wēr‿wēr·na kēl·lo ā·uskúr·ir·ran maḫádda·na ówwi·m‿barrė·r.* **47.** *Ter·i·n‿dogo·r awírte biš·šan·gi awidd·os maḫadda·ki·gi kuǵ·r·os‿dig·dig·os nibid·n‿agáb‿wēk·kōn ten‿dogo·r kuǵ·ur‿awidd·os a·kassi·ran sibē siltí·n·di·ged.* **48.** *In óg‿teran.*

die Seite gelegt, und der zweite zu seiner Linken. Und er wird mit Nilschlamm[, der] mit Häcksel [gemischt ist,] verschmiert. **42.** Und man bringt einige Stützpflöcke [*waggáf* (Abb. U)] an, ihn zu stützen. **43.** Und den Ausguß [*og*] des Schadufs macht man so: **44.** Man nimmt Akazienzweiglein oder ʿOscherholz und legt je ein Stück unter jedes Kissen (unter Abb. T), vor dem Verschmieren. **45.** Und das dritte (unter Abb. R) bindet man vorn an die beiden [Zweige]. **46.** Danach nimmt man Palmrippen, schneidet sie gleich lang und legt sie nebeneinander zwischen die beiden Kissen. **47.** Darauf breitet man abgepflückte Palmfiedern (quer, von Abb. U zu U), legt die Kissen und bindet sie fest, breitet ein altes Stück Matte darüber und verschmiert das Ganze mit Häckselschlamm. **48.** Das ist der Ausguß [*ŏg*]. [376]

---

[376] wand gelehnt sind zwei Pfosten senkrecht eingerammt [im Text nicht erwähnt, bei dem Schādūf in Offeduine *ossi·ki* genannt (Abb. S)]. An sie ist oben, dicht unter der Stufenkante, ein wagerechter Balken gebunden [*og‿togó·n·di* »der zur Unterseite des *ŏg* gehörige«, in Offeduine *diw* genannt (Abb. R). Die Balken G und R zusammen schienen in Mikki‿kolė *riham‿beri* zu heißen]. Um das Auswaschen der Erde bei dem fortwährenden Eimerausgießen zu hindern, wird der Kopf der oberen Rinne als Ausgußbecken [*ŏg*, eigentlich »Brust«, vgl. zu 48] hergerichtet: Man umgrenzt es vorn und an den Seiten durch einen Rahmen aus schwachen Hölzern, füllt diesen Rahmen durch Lagen von Palmfiedern in der Querrichtung, legt über die seitlichen Rahmenhölzer in ihrer Längsrichtung die kurzen Balken der Backenstücke [*maḫadda* »Kissen« (Abb. T)], stützt diese durch Pflöcke [*waggáf* (Abb. U)], an die sie festgebunden werden. Über den Beckenboden und die Fuge zwischen ihm und den *maḫadda* wird ein Stück Matte gelegt und nun das Ganze mit Lehm verschmiert. **40** Oder gespaltene Palmbäume. **42** Mskr. *woggáf·i*. **44** »Unter die Kissen (*maḫadda*)«, d. h. an die Stelle und in der Richtung der später zu legenden Kissen. **45** D. h. über den *og‿togó·n·di* (Abb. R, siehe Skizze). Der *og‿togó·n·di* ist hier ganz vergessen und nur 376, 4 genannt. Daß dieser wagerechte Balken auf Pfosten ruht (Abb. S), ist ebenfalls nicht gesagt. Siehe zu 376, 40—48. **46** Das *·na* an *maḫadda* ist doch wohl falsch. Die *maḫadda*, die immer noch nicht da sind, kommen erst in 47. **47** Davidsen (Qift) Palmbastmatte (*birš*) aus *ḫōṣ*. **48** *Og* ist eigentlich »Brust«. In Ägypten (Davidsen, Qift) heißt in der Tat dieser Teil auch *ṣadr* »Brust«. Das *sedda*, das wir in Mikki‿kolē (Bezirk Maharraga) hörten, ist gewiß aus *ṣadr* verderbt. [376]

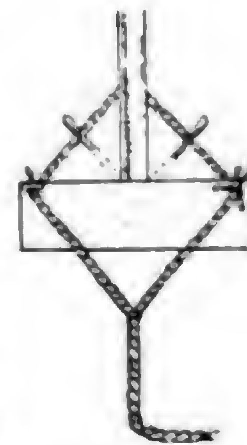
[376] **49.** *Dawwás·kōn umbū·na gúd'ā·m.* **50.** *Ten·na kókki oww·in·gár·ro irī šedid_wēk·ki yā 'állos kúrs·el_wēk·ked dig·r·os dogo·r ǵabiye·na soll·adê·r defin ów·wi·r a·dig·r·os·ran.* **51.** *In dawwás_teran.* **52.** *Tén_dogo·r tórbar tēb·os kiye·gi ā·kás·in.*

53. *Wásu·gōn ǵówwi·n_ber·na gúd'a_boǵō_tôd·um.* **54.** *Téd·der·gōn ber nosso_wēr koǵ_dā·bū·n, tórbar tek·ked wásu·gi esked·ir šeg_kalli·n·na ǵōro.* **55.** *In wásu·gon úrb·ir tóski·gi kô·n, sélle·r wēk·ki wide kókki_nútin·der wēk·ki.* **56.** *Sélle·n·di ber nosso·na ǵōro·r·um.* **57.** *Kokki ow·wi·n·di·ki·gon mišlág·na ǵōro urb·iǵ·bū·ran.* **58.** *Minē mišlág ber nosso·gōn lōh·kôn·gi ā·morro·gr·ed·têg·ir·in.* **59.** *Ber_tód essē_wēk·ki mišlág hallē·bū·l·na sélle·r undur·os ā·dawwirê·ran, mišlág·ki bur·mē·r_án.* **60.** *Ter burm·id·tón ber nossō·gi lôh·ir ā·ákk·ed·têb·an·in.* **61.** *Wide·gōn man urb·ir·ī kokki·n·di·ki·r iri_kēw_wēr·na nosso·gid·ti ā·dig·r·os·ran.* **62.** *Ten·na*

49. Und der Tritt [*dawwás*] ist ein Stück Palmstamm. **50.** An seine beiden Enden bindet man einen starken Strick oder ein altes Sâgyentau und bindet ihn oben, in der [seitlichen] Uferwand der unteren Rinne, an zwei vergrabene Klötze [*defin*]. **51.** Das ist der Tritt. **52.** Auf ihm steht der Bauer und schöpft am Schādûf. [376]

53. Und die große Scharre [*wásu*] ist ein breites Stück Akazienholz. **54.** Und in es hineingesteckt ist eine lange Stange, mit der der Bauer die Scharre in die Erde stößt und sie wegschiebt. **55.** Und dieses Scharrbrett hat drei Löcher, eins in der Mitte und an jedem Ende eins. **56.** Das mittlere ist für die lange Stange. **57.** Und die an den beiden Enden sind für die Seile gebohrt. **58.** Denn das Seil hält die Stange und das Brett fest zusammen. **59.** Man steckt [nämlich] einen Knebel in das doppelläufig umgelegte Seil und dreht ihn, um das Seil zu spannen. **60.** Und diese Spannung hält

[376] **49** Mskr. *dowwás.* **50** *defin* [ar., von *dafan* begraben]: man gräbt ein Loch; in dieses legt man einen schmalen länglichen Stein, an den ein Strick gebunden ist, und stampft das Loch zu, so daß das lose Ende des Strickes zum Anbinden des Viehs oder anderer Dinge, wie hier der Trittbrettaue, freiliegt. — Daß es sich um die seitliche Böschung der Rinnenwand, nicht um die Stirnwand handelt, zeigt die Abbildung bei Lane II zu S. 24. **51** Das Wort für *dawwás* als »worauf man die Füße setzt, Tritt« verwendet Sam. für »Schemel« Matth. 5, 35. **53** *Wásū* ist nub. Lehnwort im Süd.-Ar. Amery *wāsūg* S. 287 wooden rake; S. 369 tool for levelling land before cultivation. Samuels Skizze sieht wie die nebenstehende Abbildung aus. Die Griffstange steht senkrecht auf der Brettebene. Almkvists Skizze zeigt das auch nicht. Das Loch für die Stange habe ich nach der Beschreibung im Text hineinpunktiert. **59** Mskr. *dowwiré·ran.* — Knebel, wörtlich »ein dünnes Hölzchen«. Der Strick ist wie bei der *mehalle* (Weife, daher das Verbum *ḥallē* im Text; vgl. 192, 1) doppelläufig gelegt. Nun steckt man wie bei unserer Sägenspannung einen Knebel hinein und dreht es. Wie bleiben aber die Knebel fest stehen? Um das zu ermöglichen, habe ich sie bis an das Brett heranpunktiert. [376]



[376] *sélle·r·gon iri kógor nósso_wēk·ki ā·dig·ir·ran, tek·ked wásu·gi tolle·w'_án.* **63.** *In·gi wásu·g_é·ran.* **64.** *Wásu·na ǵélli·gōn:* **65.** *'Árid kádib·bū·l·gi tek·ked ā·mér·iǵ·ran saráb·i·gir.* **66.** *Wide·gōn kúyr·ar·ro ā·wéris·ran, wala esked ǵuddō·ged a·wád·di·ran.*

die Stange ganz fest an das Brett. [376] **61.** Und in jene [beiden] Ecklöcher bindet man auch [nach der andern Seite hin] einen etwa eine Elle langen Strick. **62.** Und an dessen Mitte bindet man einen starken, langen Strick, um mit ihm die Scharre zu ziehen. **63.** Dies [Gerät] nennt man *wásu* [die große Scharre]. **64.** Und die Arbeit, die die große Scharre [*wásu*] zu verrichten hat: **65.** Mit ihr schneidet man das umgehackte Feld, wenn man die kleinen Wasserrinnen [*saráb*] macht. **66.** Und man braucht ihn auch zum Zuschütten oder gräbt mit ihm in tiefem[, losem] Sande.

67. *Érb·ir·kōn in_teran:* **68.** *Tek·kōn ǵówwi·na ber·ro·tón·um.* **69.** *Amma wásu·n_dogo·r kinnā·m wide essè·m.* **70.** *Wide·gōn new·erti wér·na ǵóro áb·bū·n, bá·ki·gi tek·ked ag·ídd_an wide nóro·gr_án.* **71.** *Tek·kōn ī nosso_wēk·ki kó·n, tek·ked toll·ék·ka eskéd·ti ǵagin·dan·na ǵóro.*

67. Und der Schieber [*erb·ir*] ist wie folgt: **68.** Auch er ist aus Akazienholz. **69.** Aber er ist kleiner und schmäler als die große Scharre [*wásu*]. **70.** Und er ist für eine Person gemacht, um die Beete mit ihm anzulegen und zu ebnen. **71.** Und auch er hat einen langen Griff, um mit ihm die Erde zu ziehen und zu schieben.

72. *Tubrō·kī·gon šárti·r·tōn āb·bú·ran, tir·ged 'arid·ti gól·ka kadub·ran·na ǵirá·dil·lo.*

72. Und die Hacken [*tú̄bro*] sind aus Eisen gemacht [und dienen dazu], daß man mit ihnen die Erde aufgräbt und hackt.

73. *Elekken haryê·mēn·ki·rin kiye·na 'iddi málle hadrē_ǵamme·tákk·os·sum.*

73. Jetzt sind, wenn ich nicht irre, alle zur Schādûfarbeit nötigen Geräte

---

[376] **64** Mskr. *kadub·bū·l.* **65** Zu *saráb* s. 376, 76. **67** Samuels Skizze siehe in nebenstehender Abbildung. Vgl. Almk. zum Wort. Almk. hat auch das Verbum *erib*, von dem *erb·ir* gebildet ist wie von *dĕg* »auflegen« *deg·ir* »Sattel«, von *bēs* »kämmen« *bēs·ir* »Kamm« usw. (*erb·eddi* s. 12). *Erb·ir* als nub. Lehnwort im Sūd.-Ar. Amery S. 369 *arbil, ilbil, karbil* tool for levelling land. (Zu *arbil-karbil* vgl. *aśrangé* »Bohnen« im F. und D. neben *kaśrangé* bei Sam. **72** *Tubro* Hacke s. zu 391. [376]



73 *ǵamme·takki* ist aus **ǵammi·takki* entstanden. — Die aus dem Arabischen genommenen Verba, soweit sie noch nicht ganz eingenubischt sind, haben alle die Endung *ē*. So würde also von der I. Form von ar. *ǵama'* die nubische Form* *ǵam'ē* lauten, vgl. 376, 85 *ǵem'·ed.* Das Verbalnomen bilden diese Verben unter Abwerfung des *ē* auf *·ád.* (Nur *luffé* »werfen« schließt sich von nub. Verben ihnen an.) Die Erweiterung auf *·os·* und *·ed·* verdrängt ebenfalls (auch bei *luffē*, bei dem ich nur *·os·* kenne) das *ē*. Vor *_an* »sagen« nimmt

[376] **74.** *Àn_dogo·ḱi·r kéwid·sum nasb·ád·tōn wide éssi·na bóg·r·ar·kōn.*

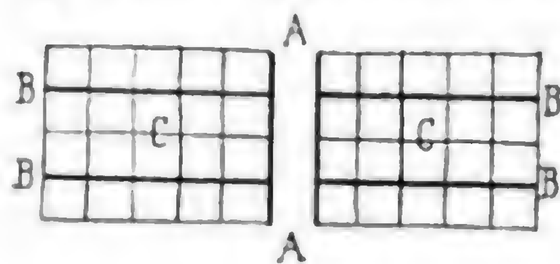
75. *Ter·ī·n_aǵáb·ir kiḱḱi·gi ā·áw·ran.* **76.** *Kiḱḱi·gōn ikke ā·áw·ran:* **77.** *Koi̯·ál·gi ʿarid·ti ḫóli ā·ḫatt·ós·in sarāb·ī·gir.* **78.** *Torbar·ī wide ā·kadb·ed·bél·lan ḫatti·ḱi·na múǵib·ir.* **79.** *Torbar·i·r·ton wēr·i·gon ā·kádib·ran, wēr·i·gōn a·āg·iddi·ran wá-su·gon erb·ir·kōn·ged, wēr·ī·gōn ā·negrê·ran.* **80.** *Wėk·kōn tėrī·gi undur·ka ā·kúyr·in, wide essi·gi bá·r ā·úru·n.* **81.** *Bā éyy·os·ki·n, kób·os·ka oww·itti·r ā·dīrē·undr·in.* **82.** *Wēr·i·gōn kiye·gi ā·kás·ran.* **83.** *Íkke ā·áw·ran kiḱḱi·gi kob·ran_bokon.*

zusammengebracht. **74.** Es bleibt uns noch das Aufstellen [des Schādûfs] und das Wasserschöpfen. [376]

75. Danach macht man die Feldbereitung. **76.** Und die Feldbereitung macht man so: **77.** Zuerst zieht der Werkmeister [*ḫóli*] auf dem [umgepflügten] Felde Linien für die kleinen Wasserrinnen [*saráb*]. **78.** Und die Bauern gehen nun hackend vorwärts, den Linien entsprechend. **79.** Und von den Bauern hacken einige, andere legen [die Beete] an mit der großen Scharre und dem Schieber, und einige machen Löcher [für den Samen]. **80.** Und einer legt den Samen und bedeckt ihn, und läßt das Wasser in das Beet. **81.** Wenn das Beet voll ist, so schließt er [die Rinne] und leitet es in ein zweites. **82.** Und einige schöpfen am Schādûf. **83.** So tut man, bis man die Feldbereitung abschließt.

---

[376] ihr Imp. sing. ein *r* infixum an. Eigentümlich ist ihre Passivbildung. Das Passiv wird nämlich nicht von der ar. I. Form durch Anhängung der nubischen Passivendung *·takki* gebildet, sondern das *·takki* tritt an die II. ar. Form (ursprünglich wohl an die V., die, wie im Nub. stets, aber auch schon oft im Vulgärarabischen, mit ihr zusammengehalten ist, vgl. 58, 2; vgl. Spitta Gr. § 91, 5 Schluß; Abel, Erz. S. 50. 58. 72). In unsern Texten haben wir: *ʿaššⁱ·ᵗakki* »zu Abend essen« (Almk. Wb. *ǵadᵈⁱ·takki* »zu Mittag essen«); *ǵamme·takki* (s. 58, 2) »gesammelt werden«; *ǵerri·takki* »sich ereignen«; *genniʿ·takki* »sich begnügen«; *sellim·takki* »in Empfang nehmen«; *šerrif·takki* »beehrt werden«; *wennis·takki* »sich unterhalten«. In den Evgg. unter vielem anderen *gallib·takki* »bedrängt sein« Matth. 4, 24; *gaffir·takki* Mark. 3, 28 »vergeben werden« neben vereinzeltem *gafrē·takki* Matth. 12, 31. 32; Mark. 4, 12. Nub. *luffē* hat aber immer *luffē·takki* 58, 19. — Fast scheint es, als ob bei der Bildung von Kausativen durch *·gir* die Sache ähnlich läge. Doch sind die Fälle, in denen Bildungen mit *·gir* von ar. Stämmen vorliegen, nicht so klar. Zwar *ǵamme·gir* könnte von der II. Form gebildet sein (besser aber von *ǵamme* = *taǵammiʿ*, vgl. 58, 2); *surruǵ·kiddi* 1003, 127 entspricht einem arabischen زلّج (wie das einfache *surruǵ* einen زلج) »gleiten lassen«. Das ist aber alles, was mir vorliegt, daher noch recht zweifelhaft. **75** *kiḱḱi* bezeichnet nach Sam. die Herrichtung des Feldes. **76** Samuêls Skizze: [376]



sarāb·ī·gōn (B), *bā·ḱi·gōn* (C), *ǵabi·gōn* (A)_*teran.*

77 Siehe 376, 65 ff. Der *ḫód*, das Gesenke, mit seinen Beetgruppen wird hergerichtet (Sam.) **78** Vgl. 1008, 24. — *múǵib·ir* vgl. 376, 35. **80** Zu *úru* vgl. 197.

[376] **84.** *Kiḱki·gi kob·os·ki·ran ugros·ī‿wēr·ī·gi kiye·gi talg·os mārō·gi ā·dw·ran.* **85.** *Mārō·gi kikk·os tin·nâ hawwâl‿wēk·ki ǵemʿ·éd tin·na kiye·gi ā·dawwirė·ran.* **86.** *In ǵélli ikke ā·āw·tákki·n wărāi̯·ár tā·m‿bokon.* **87.** *Wărāi̯·ăr·kōn zarāʿ·na kárǵ·ar‿teran.*

84. Wenn man die Feldbereitung abgeschlossen hat, so läßt man das Schādûf einige Tage [unbenutzt stehen] und besorgt die Düngung [*māro*]. **85.** Wenn man mit der Düngung fertig ist, so sucht man sich einen [Mann als] *hawwâl* und setzt sein Schādûf in Gang. **86.** Diese Arbeit wird so weitergetan bis zum *warâyar.* **87.** Und *warâyar* ist das Reifen der Saat. [376]

88. *Karǵ·os·ki·n·gōn ǵór·ka dár kassi·bū·l·lo ā·inǵ·eǵ·ǵú·ran.* **89.** *Wide soww·os·ki·n núr·ka sill·os torbar·ī·n‿ír·ro ā·bág·iǵ·ran.* **90.** *Bāg·iǵ·os kulū·gi ā·inǵi·ran torbar·i·na iddi·r.* **91.** *Torbar‿nútin ten·na kúlu digr·in·na bag·id·ti ten·na ká·gir ā·oǵǵū·n, tek·ked ten·na ėn·ged wide affi·ki·ged kal·ˡu̯‿án.*

88. Wenn sie [die Saat] reif ist, so erntet man sie ab und bringt sie auf die ausgestrichene Tenne. **89.** Und wenn sie trocken ist, so drischt man sie, worfelt sie und teilt sie nach der Zahl der Bauern ein. **90.** Wenn man sie geteilt hat, so verlost man [die Anteile] auf die Zahl der Bauern. **91.** Jeder Bauer trägt den Teil, der ihm durchs Los zugefallen ist, nach Hause, um davon mit seiner Frau und den Kindern zu leben.

92. *In kiye·na ėwitti alē·n·di‿teran.* **93.** *Wide·gon affi·ki dūl·i·gi tiye·ru̯‿án·ka ikke âw·ka a·káški·ran.*

92. Das ist die wirkliche Landarbeit am Schādûf. **93.** Und die Kinder tun ebenso im Spiel, indem sie die Erwachsenen nachahmen.

377 ✱ *Ȧn·nâ kolē·ki ugū·géd ugros·kéd ā·ewir·ran.*

✱ Unsere Sâgyen drehen sich Tag und Nacht. 377

---

[376] **85** Gesprochen *ǵemaʿ·ed.* — *Māro* (Nub. Lehnwort im Süd.-Ar. Amery S. 221 *marug* manure) ar. *sĕbāḫ* (vgl. 399; 458; 464; 465; ISL. MER. S. 8 Anm. 2 mit dem Hinweis auf Lepsius und Cailliaud). Die aus Ägypten bekannte Düngung des Ackers mit der Erde aus alten Wohnräumen usw. (vgl. Wilcken, Archiv für Papyruskunde II [1903], S. 304 ff. Dazu mit Hinweis auf die Stelle Luk. 14, 34 vom kraftlosen Salz, das weder für den Acker, noch für den Misthaufen zu brauchen ist, Schäfer bei Gressmann, Theol. Lit. Ztg. 1911, S. 157). Die ältesten Nachrichten über *Sebāḫ*-Düngung in Nubien scheinen mir die Stellen bei Burckh. S. 232 (mit fehlerhaftem *mabuk* statt *marug* = *maro·gi*) und bei Rüpp. S. 37 (mit Druckfehler, lies »in den« statt »in die«) zu sein. Vgl. zu 129. Sehr merkwürdig ist Hosk. S. 10 (Kalâbschi): I observed the peasants breaking the sandstone and spreading it on the ground. — Der *ḥawwâl* hat das Verteilen des Wassers zu leiten und die Männer damit wechseln zu lassen (etwa nach 12 Beeten [Sam.]) **90** *Iddi* »die Zahl, das Zählen« ist Fremdwort aus ar. عدّ. Das Verbum hat Almk. richtig als *iddē*, vgl. 73. Mit dem nubischen Wort *iḭir* (*īr*) »zählen« hat also *īddi* nichts zu tun. Die Länge des *i* erklärt sich durch den Einfluß des verlorenen ع. **91** Mskr. *kal·lu·w‿an.* **92** *ew·itti* ist eigentlich die Saat, dann wohl die Arbeit an der Saat. [376]

377A. Beschreibung einer Sâgye.

Nach verschiedenen Quellen: Die Namen aller Teile notiert vor einer Sâgye in *Gurte.* Durchgesprochen mit Samuêl. Ihn als Gewährsmann eingesetzt, wo er Gurte bestätigt. Einzelnes aus einem für Wien. Text. in Kole_dûl (Bezirk Dehemîd) aufgenommenen Texte. Die F.-Worte nach Angaben von *'Abdo Moḥammed* aus Argîn bei Wadi Halfa, wo nichts anderes angegeben. Die ar. mit Qift bezeichneten Namen verdanke ich wie bei 376 der Güte M. Davidsens. Zusammenhängende Niederschrift Samuêls über *Kunúz-i-n_kolé* »Die Sâgye der Kunûzi« im Besitz der Wiener Akademie (vgl. Einl. Anm. 19). Die Namen der Sâgyenteile im Sud.-Ar. bei Amery S. 424 drucke ich am Schluß unter 377B ab, da das Buch gewiß nur in Weniger Händen ist; darunter sind manche aus dem Nub. stammende Fremdwörter. Interessant ist *Kalatód* »übereinanderstehendes Sâgyenpaar bei niedrigem Nil« (lautlich würde wohl *kole_tód* entsprechen, vgl. 5, 3).

377A ✶ **1.** Da in Nubien den auf dem *āb_dogo* (vgl. zu 287) liegenden Feldern nie, auch beim höchsten Wasserstande nicht, Wasser von selbst zugeführt wird (Burckh. S. 140; Rüpp. S. 36), spielen die Schöpfmaschinen eine große Rolle, vor allem die Sâgyen [K. *kolē*, Sam.; F. *eskalē*; in Ägypten, Quift: *sāqīeh*; Saqqâra (Bauernl.): *sā'ye*; sud.-ar. *sāgya* 377B]. Überall stehen sie auf dem Uferrande, oft nach dem Flusse zu auf mächtigen Balkenunterbauten, und begleiten den Reisenden durch ihr unvergeßliches, schwermütiges Ächzen und singendes Knarren. Die Namen der Weiler enthalten oft Beziehungen auf die dazugehörige Sâgye. Die nicht am Flusse selbst, sondern im Innern liegende, vom Grundwasser gespeiste Sâgye heißt *ǵuwâni* »Innere«, was auch als Ortsname vorkommt. **2.** Die Sâgyen spielen eine große Rolle bei der Besteuerung des Landes. Denn die Steuern werden nach der Anzahl der Sâgyen erhoben, indem man ein gewisses Flächenmaß an Acker auf jede Sâgye rechnet. Sind die Grundbesitzer an Land oder Kapital nicht reich genug, um sich eine eigne zu bauen, so tun sie sich zu Genossenschaften zusammen. Diese wählen einen Vertreter *ḥóli* (Sam. vgl. 376, 77), hier etwa »Werkmeister«, der die Arbeiten leitet und die Sâgye den Genossen und der Regierung gegenüber vertritt. **3.** Die kunstvollsten Teile der Sâgye sind die beiden Zahnräder (*argadê* Sam.; F.). Das große (*argadê dûl* 377A

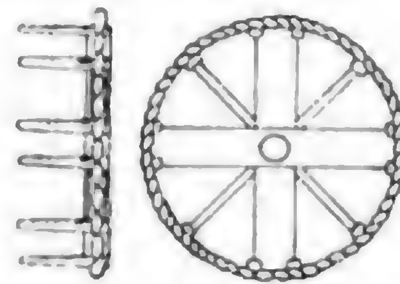
377A ✶ **377A, 1** Zu *ǵuwâni* vgl. Burckh. S. 22: water is every where found in plenty, on digging to the depth of fifteen or twenty feet, after the inundation. **2** Vgl. Burckh. S. 66; 137; Rüpp. S. 24ff.; Hosk. S. 178.; Prok. S. 46: Verzeichnis der Sâgyen im Jahre 1827. **3** Caill. I, 327: On est étonné de voir que ces machines, surtout les roues, formées d'un grand nombre de pièces, ne soient maintenues que par des liens de cuir; il n'y entre pas un seul clou; mais aussi le fer est très-rare. Bei der Verwendung von Lederriemen statt Nägel denkt man an 377A

[377A, 3] Sam.; Qift: *ʿeddeh*) liegt wagerecht, das kleine (*argadê kinna* Sam.; Quift: *tirs* oder *ǵamb*) greift von unten in es ein. Früher bauten die *Kunûzi* die Zahnräder nicht selbst, sondern kauften oder mieteten sie von den in Dirr residierenden *Kâšifs*, den eingeborenen Häuptlingen (vgl. Burckh. S. 135; Rüpp. S. 20. 23) im *Saʿîd*, d. h. dem Lande südlich von *Kurusko* (vgl. zu 3, 5). Nun werden sie aber schon längst im Lande gebaut. Die Leute von *Kišši* (*Girše*) gelten als besonders geschickt darin. Der Radkranz besteht aus vier Felgenstücken (*nâm* Sam., F.; Qift: *ǵâlse*). In ihn eingesenkt sind die Radzähne (*argadê-n‿nel-i* Sam., in Gurte *sulgadê*, F. *surgadê*; Qift: *dirs*). Die Speichenbalken, die zu je vieren zu beiden Seiten in Gestalt je eines Doppelkreuzes # liegen, zwischen ihnen das Loch für die Achse, heißen *tū-n-di-ki* Sam.; F. *tūni* plur. *tūni-gû*; Qift: *ṣalib*) »die Inneren«. Mit Keilen (*sŭrdr*, Gurte; oder *ḫabûr-i*, Sam.; Qift: *ḫawabir* oder *ribāʿa*) sind sie auf der Achse festgekeilt. **4.** Unter Feierlichkeiten, am liebsten am Freitag, wird die Arbeit des eigentlichen Sâgyenbaues begonnen; die bösen Geister, deren Lieblingssitz die Sâgyenbrunnen sind, werden durch Bespritzen mit dem Blute eines Opfertieres gebannt. **5.** Zuerst gräbt man den tiefen Brunnenschacht (*mîtar* Sam.), dann den Kanal von ihm zum Flusse (*missi*, Sam.; F. *mañ*). Der *mitar* wird mit guten Steinen ausgemauert. In Kole‿dùl wurde uns gesagt, das Mauerwerk ruhe auf einem *ḫanzira* genannten Zimmerwerk aus Sykomorenholz (vgl. Spiro: *ḫanzira* curb of a well). **6.** Dann wird oben neben seiner Mündung das vertiefte Rund des *kōdê* Sam. angelegt, der Platz für die senkrechte Achse (379 heißt der Standort des wagerechten Zahnrades *mudwer*). **7.** Auf der Mauer, die ihn umfaßt, oder auf zwei gemauerten Pfosten (Qift: *zernûq*) oder auch auf zwei einander gegenüberstehenden ⊓-förmigen Balkenstützen (in Verbindung mit ihnen wurde mir in Gurte der Name *mŭgdo*, auch F. *mŭgdṓ*, genannt), ruht der *diw* Sam. (auch sud.-ar. *diw*, Amery S. 425) genannte Palmstamm (Qift: *ǵêzeh* oder *dahr*). In der Mitte ist seitlich an ihm befestigt die harte *farrâše* Sam. (Qift: *ṭaqiyeh*, zur Bedeutung vgl. vielleicht Amery 233 *farâše* moth, 163 grashopper), in der das obere Ende der senkrecht stehenden Achse (*mišši* Sam.; Qift: *ʿarûs*; Sud.-ar. Amery S. 426 *miššig*) des großen Zahnrades läuft. Die Achse ruht unten in einem *gútta* Sam. (F. *kadis*, beides »Katze«; Qift: *ḥoqq*, unter ihm in Qift ein Stein: *merâyeh* »Spiegel«) genannten Holzklotz. **8.** Die mächtige, wagerecht liegende, Achse

---

[377A] die ähnliche Technik in der Tischlerei des alten Ägyptens. **5** Zu *mitar* vgl. 372. [377A]

[377A, 8] des kleinen Zahnrades, die *sĕhem* (Sam.; F.; Qift) heißt, reicht noch weit in den [377A, 8] Brunnenschacht hinein und trägt dort das gewaltige Krugrad. Der *sĕhem* läuft mit dem Landende auf einem »der trockne *kālo*« (*kālo sowwod* Sam.; Qift: *wašaret damah*) genannten Balken, das Brunnenende auf einem ähnlichen, der »der nasse *kālo*« (*kālo ġawir* Sam.; Qift: *wašaret ray*) heißt, weil er von dem überschüssigen Wasser aus den Krügen stets begossen wird (auch nach F. heißen diese Teile *kālo*). **9.** Über der *sehem*-Achse liegt der aus nebeneinanderliegenden Balken (*ġĭbid* plur. *ġibd·i* Sam.; F.; sud.-ar. *ġibitt*, Amery S. 424) gebildete Fußboden, auf dem der Stier, zwischen den Zahnrädern und dem Krugrade hindurchgehend, das große Zahnrad im Kreise dreht. Die senkrechte *mišši*-Achse und der obere Teil des kleinen Zahnrades durchbrechen diesen Fußboden. **10.** Das große Krugrad sieht so aus: Zwei große Balken sind als Speichen kreuzförmig übereinandergelegt (in Qift: *ṣubá*), oder es sind auf jeder Seite vier, im Doppelkreuz # wie bei den *tū·n·di·ki* der Zahnräder. Diese Speichen heißen *ġugutti* (Sam. und Kole‿dûl; in Gurte und Tâfe *dugútti*; F. *duhunti*), ein Name, mit dem auch das ganze Krugrad bezeichnet wird (in Qift: *meḥalleh*). In die Köpfe der Speichen sind fest eingezapft, und zwar so, daß sie senkrecht zu den Speichen, parallel zur Achse stehen, und die Enden wagerecht frei ragen, Hölzer, die *faššē* (Sam.; F.; Qift: *bēšeh*) heißen. Den Radkranz bilden hier keine festen Felgen, sondern ein, *atti* (Sam.; F.) genannter, Ring aus Stricken. Durch Spannhölzer (*barrâm·i* Sam.; in Gurte, wie es scheint, *târa·n‿tarê*; in Kole‿dûl, wie es scheint, *Tātêb·i·*; in Tâfe *ġābtēb*), die, als dünnere Strahlen zwischen den *ġugutti* stehend, ebenfalls *faššê* tragen, ist dieser Seilkranz fest angezogen. **11.** Über den *faššê* hängt eine Art Strickleiter ohne Ende, die Holmen aus dicken Tauen (*ʿállos* Sam.; F. *állas*; Qift: *ḥabl*, das Paar *farde·tên*; die Herstellung der *ʿallos*-Taue in Nubien 517 beschrieben), die aus dünnen Leinen (*affasê*) oder Palmrippen gedreht sind (vgl. 517), die Sprossen (*aglō·ki* Sam.; Qift: *ġilleh*) aus Akazienstäbchen. Auf die Strickleiter sind die Tonkrüge (*bēšê* Sam.; F. *fešê*; Qift: *qādûs*) aufgebunden, ein wenig seitwärts geneigt und auf einem Geflecht ruhend, das nach seiner Form *koris* (Sam., »Schuh«) heißt. Zwischen Topf und »Schuh« habe ich in



[377A] **10** Zu *atti* habe ich in einem andern Dorfe mit Bleistift dazu geschrieben *menin*, als ob es [377A] ein andrer Name für dasselbe Ding wäre.

[377A, 11] einem Dorfe *gárti* als Name eines Zwischenkissens (Qift *lowáyeh?*) notiert. Das [377A, 11] untere Ende des Kruges hängt in einem geflochtenen Ring (*lowáya* Sam.). **12.** In der senkrechten Zahnradachse befestigt ist ein starker, am andern Ende gegabelter Akazienast (*tŭ́kum* Sam.; im Süd-Ar. *tugum*, Amery S. 424; Qift: *serir*). Die Gabel ist durch ein Geflecht ausgefüllt, denn auf ihr sitzt der Treiber. An diesen Ast sind die Stiere mit dem Strange (*séleba* Sam.) gespannt. Damit sie nicht aus dem Kreisgang heraustreten, sind sie vorn mit ihren Lenkleinen an Pflöcke gebunden, die ins große Zahnrad geschlagen sind. Herr Davidsen macht darauf aufmerksam, daß jede Sâgye, die er in Ägypten gesehen habe, gegen die Sonne ginge (*tedauwar bi·l·yemin* ↺). Sie hätten deshalb den *ṭorṭáq* (s. 14) rechts vom kleinen Zahnrad (von wo gesehen?). Ich habe in Nubien leider nicht auf die Richtung geachtet. Sam. Sâgye sagt aber: *in tartág·kōn argadê·na mayin·nē·ged ā·el·takki·n, zôl·na koi argadé·g‿abidd‿e·ki·n, wide ten·na ģer·kōn ģugutti·g‿abiddi.* »Diese Hemmung findet sich links vom Zahnrad, wenn das Gesicht des Beschauers zum Zahnrad und sein Rücken zum Krugrad gewendet ist.« **13.** Auf dem Nacken des Stieres ruht das Joch (*kárab* Sam.; Qift). In seiner Mitte zwischen den Stieren ist der Strang angebunden. Dicht an den äußeren Enden sind lange senkrechte hölzerne Bolzen (*súmar·i* Sam.; in Kole‿dùl *karrága* vgl. 376, 16) hindurchgesteckt. Von den Bolzen aus gehen unter dem Hals der Tiere hindurch zum Joch Leinen (*maḫnag·i* Sam.), um es auf dem Nacken der Stiere festzuhalten. Zwischen Joch und Nacken liegen zum Schutze gegen Wundreiben Jochkissen (*torbil* Sam.; Qift *ḥels*). **14.** Am kleinen Zahnrad ist eine Hemmung (*tartág* Sam.; F. *gúšur*; Qift: *ṭorṭáq* am *ḥomár ṭort*) angebracht, die verhindern soll, daß das Getriebe beim Anhalten durch das Gewicht der gefüllten Krüge zurückgerissen wird (Ort des *tartág* s. vorher unter 12). **15** Die Krüge schütten ihr Wasser in ein neben dem Krugrade liegendes hölzernes Becken (*ḥód* Sam. Der *ḥód* hieß in Gurte, wie es scheint, *sáblo*; F. *sálbō*; Qift: *ḥóḍ*). Er ruht auf zwei Knüppeln: *ḥód‿kāg·il·i* (Sam.) oder *sáblo‿kāg·il·i* (Gurte). Von Sam. scheinen diese Knüppel auch einmal *teggál* genannt zu werden. In Qift heißen sie: *ḥamir li·l·ḥóḍ* oder *ḥamamil li·l·ḥóḍ*. Vom *ḥód* läuft das Wasser, durch ein hölzernes Zwisckenstück (*safátti* Sam.; »Schrank?« Einl. S. 27) vermittelt, in eine hölzerne Rinne (*gáru* Sam.; F. *dáru*; Qift, wie es scheint, *raqabah li·l·ḥóḍ*), und von da in die Erdrinne (*ģábi* Sam.). In Gurte habe ich als Namen für »den Teil der Rinne, der dem Krugrad parallel läuft« *gérratil*, F. *górratil*, notiert. Sam. schien das Wort nicht zu kennen. **16.** Unter *ḥód* und *gáru* liegen zwei

[377 A, 16] Balken, der *essi_kâg* (SAM.; F.) und neben ihm der *mŏllo* (SAM.; F. *mallo*. [377 A, 16] Süd.-ar. könnte bei AMERY S. 426 entsprechen: *murūg* beams supporting the platform of a water wheel). Beide sind mir in ihrer Lage und ihrer Bestimmung nicht ganz klar. Der Name des ersten bedeutet »der Träger des Wassers«. **17.** Unten im Brunnenschacht ist der *šègir* (SAM.; F. *wêgir*) angebracht: ein Holz, das parallel dem Krugrade liegt und das Ausschlagen der Töpfe nach dem Lande zu hindert. Es ist mit dem einen Ende in der seitlichen Wand befestigt, mit dem andern ist es angebunden an ein *mīzân* (so in Gurte; SAM. nennt das entsprechende Holz *ḥammár*; F. *wáwir*, vgl. 218) genanntes Holz, das, in der hinteren Wand steckend, der *sehem*-Achse parallel läuft **18.** Für die Balken des großen Gerüstes an der Flußseite einer Sâgye habe ich in Gurte die folgenden Namen notiert: Die mächtigen Pfosten, die den Fußboden tragen. Jeder des vorderen Paares, dem Wasser zu, *ossi* »Bein«, SAM.; F. *ói·n_ur_kâg* (MURR. SOUNDS gibt *urnoi* M. props supporting a sagia platform which projects over the water). Jeder des hinteren Paares, dem Lande zu, *ossi·m_bes* (»Bruder des *ossi*«, SAM.; F. *ói_bès*). — *Huzm* oder *husm* (Gurte; SAM. *ḥusm*; F. *húsum*; in Kole_dûl, wie es scheint *elm·i* »Krokodile«) die Unterzüge unter dem Fußboden. — *Bátna* (SAM.; F. *bātn*) wagerechter Balken unter den Unterzügen des Fußbodens, oben am Kopf der Pfosten befestigt. — *Âd* (= nub. *âd* »Griff«?) wagerechte Ankerverbindung der Pfosten mit der Erdrückwand (F. ebenso). — Über dem Kreisgang der Rinder war in Gurte ein leichtes Schutzdach angebracht: Zwei ⊓-förmige Träger, deren wagerechte Stangen *bĕšingudl*, deren Pfosten *bĕšinguan·n_ossi·ki* genannt wurden. Von Träger zu Träger lagen wagerechte Stangen (*teggál*), die Laubzweige trugen. Gegen den Wind wird hier, ebenso wie unten gegen das Verspritzen des Topfwassers, je ein Vorhang aus Palmrippen angebracht, der nach seiner Ähnlichkeit mit dem Franzengürtel der Mädchen (vgl. über 171) *bèye* heißt. **19.** Der Tag, an dem eine neue Sâgye in Betrieb genommen wird, ist wieder ein Festtag. Eine Zeile aus einem Liede beim Einsetzen des neuen Zahnrades s. in Nr. 379. **20.** Brunnengrund und Zuflußrinne verschlammen leicht und müssen ab und zu ausgeräumt werden. Der Brunnen wird mit Körben (*šilb·eddi*) vom Schlamm gesäubert, das Ausräumen des *missi*-Stollens wird *núy* genannt (s. 380 und vgl. 1003, 227). **21.** Die Sagyenarbeit bezeichnet *ewir*, 3 sg. *ewr·in*, eigentlich drehen, sich drehen. (Trans. 381, 1; 382; ar. *dawwir*, vgl. 376, 85. Intrans. 377; 379, 2.)

377 B 377 B* Nach Amery, Engl.-arab. vocabulary (Sūd.-Ar.) 1905, S. 424—426. 377 B

Sagya and parts.

Seite 424.

ساقيه *sāgia.* Persian water wheel.

ابو راسين *abu rāsein.* Trough leading from *Sabalūka* to *Gallāba.*

ارص, الس *Arṣ, Alas.* A rope by which cattle are tied while working Sakia.

اسلاج, اسلام *islāǵ, islām.* A piece of wood put between the necks of the two bulls working the Sakia.

بصير *Baṣīr.* A man looking after a sakia.

بدقوك *Bidgōk.* Bearers of the cross piece.

تتق *Tattig.* Work of cattle by turn i. e. two owners of a sakia, one works his cattle half day and the other the rest of the day.

تدان *Tiddān.* The share of a sakia crop.

تربال *Turbāl.* Farm labourer.

تقم *Tugum.* Seat on which the boy who drives, sits.

توريق *taurig.* Wood on which the axle turns.

جبت *ǵibitt.* Upper platform of the wheel on which cattle work.

Seite 425.

حار, حصان *ḥumār, ḥuṣān* (Shaigi). Wood which the lower wheel bears and turns on.

جدول *ǵadwal.* Channel.

دروة *dirwa.* Through leading to *ǵadwal.*

ديقتي *digatti.* Lower platform of the wheel on which cattle work.

ديو *Dīu.* Top cross piece to hold upright axle.

سبلوكة *Sabalūka.* Trough into which water pours from the pots.

سلوباق, اورتي *Sallubag, Ōratti* [»Sänger?«]. The child who rides on sakia.

شوبة *Shōbba.* The partner delegated for work outside the Sakia such as purchase of necessities etc. This is done by turn.

صمد *Ṣamad.* Foreman of a holding i. e. Sakia, Head of Sakia.

عطفة *ʿUṭfa.* Wheel of Sakia.

قادوس *Gādūs.* Pitchers of the water wheel.

فوقار *fūgār.* Wood under the trough into which water pours from the pots.

قرّاع *garrāʿa.* The man who waters the land.

قلابة *gallāba.* Trough leading from *abu rasein* to *dirwa.*

قويتي *gawītti.* The well into which buckets dip.

Seite 426.

كلتود *kalatōd.* Double sakias used during low Nile for bringing up water from one to the other.

لقلوق *laglūg.* Wood bearers for water pots.

[377 B] لقنين, كوديق *lugnên, kōdeig* (Shaigi). The channel between the river and the place, where buckets of water wheel dip.

مترة *Matara.* A water wheel working at a distance from river.

مروق *murūg.* Beams supporting the platform of a water wheel. [377 B]

مشق *Mishshig.* Upright axle tree.

نبرو *Nabaru.* Shāduf.

ناما, نامقة *Nâma, Nâmga* (D.). Cross piece in wheel.

378 ✱ *Kolê·na argadê dūl sékk·os·sum.*

✱ Das große Zahnrad der Sâgye stuckert [»hat den Schlucken bekommen«]. 378

379 ✱ **1.** *Argadê ér·ki ten·na mudwér·ro kuǵ·úr·ki·ran, ā·ô·tir·ran:* **2.** *»Wō nobrē·n͜argadê, éwir! Éwir, wō nobrē·n͜argadê!«*

✱ **1.** Wenn man das neue Zahnrad auf sein Lager aufsetzt, so singt man es an: **2.** »O goldnes Zahnrad, dreh dich! Dreh dich, o goldnes Zahnrad!« 379

380 ✱ *Essi šug·r·os·ki·n kolē·kī·na missi·gi torbar·ī ā·núy·ran essi·g͜tô·r͜an.*

✱ Wenn der Fluß sinkt, so räumen die Bauern die Zuflußstollen der Sâgyen aus, damit das Wasser [in den Brunnenschacht] hineinlaufen kann. 380

381 ✱ **1.** *Feǵriye·gi ā·ewir·rin·gōn gû·na bel·ar ai·gi kowwe͜bel·dês·sum.* **2.** *Īǵūr-sīm mas·il͜baǵ·ê·na tirti ten·na ti·kī·ged ʿál·ga·gi dúkki·ri͜án͜talle·bú·n·gi.*

✱ **1.** Als ich in der letzten Nachtwache bei der Sâgyenarbeit war, kam die Dämmerung herauf. **2.** Da erkannte ich, daß der Mann von der ersten Tagwache mit seinen Rindern kam, um seine Arbeitszeit [ʿ*alga*] anzutreten. 381

381 A ✱ **1.** *In tunnawiye·r bi·dēg·os·n·á ába?* **2.** *Kolē·gi tôd sere·gir ewir·ki·n bi·dēg·os·sīm.*

✱ **1.** Willst du etwa heut noch in der vierten Tagwache [das Feld] bewässern? **2.** Wenn der Knabe [die Sâgye] gut drehte, würde ich Wasser geben. 381 A

382 ✱ *Tórbar kolê·gi ā·éwr·in·gōn éssi·gi ā·dég·il·gi amdra·gi aw·tir·in·gad bōd͜tá·sum.*

✱ Als der Bauer bei der Sâgyenarbeit dem Wasserleiter ein Zeichen gab, kam er gelaufen. 382

---

378 ✱ **378** D. h. die Zähne greifen nicht gut in die des kleinen Rades, vgl. zu 999. 378
379 ✱ **379** Siehe 377 A Schluß. Hier ist das große wagerechte gemeint. — Der *mudwer* (ar.) ist 379
380. 381 der Ort, auf dem sich das Rad »dreht«. ✱ **380** Siehe 377 A Schluß. ✱ **381, 2** Zu 380. 381
381 A ʿ*alga* und den Zeitangaben siehe zu 291/92. Zu *dukki* vgl. 460. ✱ **381 A** Fibel S. 32. 381 A

382 A * **1.** *Alagide nalu·r·tōn imbel‿ta·m·ā?* **2.** *Eyyo, wit‿túr·ki selle‿šób·pi ā·ewir·sīm.*

* **1.** Bist du jetzt [erst] vom Schlaf aufgestanden? **2.** Ja, ich habe heut Nacht die zweite Wache [an der Sâgye] gehabt. 382 A

383 * *An·na ešēi·n‿íd·i tin·na gū·ki·gi bāg·ós·ka kulú·gi ā·ingi·ran.*

* Meine Landsleute ziehen, wenn sie ihre Felder verteilen, das Los. 383

384 * *Ai an·na bā·ki·gi ai·kôl·an‿ā·dég·ir·rin.*

* Ich bewässere meine Beete allein. 384

385 * *Affi·gi kō·mēn·din·gád an·na ên éssi·gi ā·dīrē·dèn·in.*

* Da ich kein Kind habe, leitet mir meine Frau das Wasser. 385

386 * *Ai tā·rim‿bokon in gudʿa·gi uru·ed‿tèg!*

* Bis ich komme behalte dies Feldstück im Auge. 386

387 * *Éssi bâ·n‿tū·r tèb·in.*

* Das Wasser steht im Beete. 387

388 * *In essi kudd·el·um.*

* Dies Wasser ist klar. 388

389 * *Essi bód·bū·n.*

* Das Wasser fließt. 389

390 * *Essi bâ·n‿tū·r·tôn tōgnád·ti tōg·os·irgi bol·ós·sum.*

* Das Wasser hat den Wall zerrissen und ist herausgelaufen aus dem Beet. 390

391 * *Túbrō·n‿ád búd·os·sum.*

* Der Stiel der Hacke ist losgegangen. 391

392 * *Elóngu fegir·ki tēr·ár·ki ā·tèr·sīm.*

* Heut morgen habe ich Saatlöcher [im Uferfelde] gehackt. 392

393 * *Tèr·ar·k‿án·ki·ran: Áb‿togō·r ā·tèr·ran éssi šúg·r·os·ki·n.*

* Was [das Wort] *tēr* betrifft: Im unteren Uferland hackt man Saatlöcher [*tēr*], wenn der Fluß fällt. 393

394 * **1.** *Tèr·ar·kōn: Tubrō·géd gōl·id‿tōn·i·gi ittiwri·n‿kél·lo ā·áw·ran, gúdʿa mállē·gi tèr·ram‿bokon.* **2.** *Wíde kaš-*

* **1.** Und das *tēr*: Mit der Hacke macht man kleine Gruben [im Uferfelde] dicht beieinander, bis man so das ganze 394

382 A. 383 — * 382 A Fibel S. 32. Zu *selle‿šób* siehe zu 291/92. — * 383 Die Lose bestehen aus Steinen, vgl. zu 58, 3. — Über die Landwirtschaft vgl. 376; Burckh. S. 140; Rüpp. S. 36f. — 382 A. 383
384. 386 * 384 *dég* ist ar. *ḥawwal*, die Arbeit des *ḥawwál* machen, siehe zu 376, 85. — * 386 Fibel S. 31. — Oder ist das *uru* von 197 gemeint? — * 388 Fibel S. 12. — * 391 *tubro*: eiserne Hacke, die in Ägypten *fâs* oder *ṭúriye* heißt, und das Allerweltswerkzeug des Bauern ist, Stiel senkrecht zur Klingenebene. Ihr ähnlich, aber kleiner und mehr als Dächsel und Hammer gebraucht, ist der *náwid* 538, in Ägypten *qādúm*. *Gambu* ist das Beil in unserem Sinne, mit Stiel in der Klingenebene. — * 392 vgl. 393. — * 394 War an 397 angehängt. Daher das *·kōn* »und«. — Rüpp. S. 37: An dem Ufersaum [*āb‿togo*] bauet man Lupinen und Bohnen, die ohne künstliche Bewässerung [dort] gedeihen. Zu *kašrangē* siehe 435. 384. 386 388. 391 392. 394

[394] *rangê·gi ā·birig·ki·ran, kašrangê·gi múg·os·ka ā·kuyir·ran.* Feldstück behackt hat. **2.** Und wenn man [z. B.] Bohnen will, so sät man Bohnen und bedeckt sie mit Erde. [394]

395 ✱ *Ai ā·kádib·ri.* ✱ Ich hacke [*kadib*]. 395

396 ✱ **1.** *Kádb·ar·k‿án·kᵉ·ran:* **2.** *Arid ewir·takki·mên·el·gi, wala zamán·tōn ewir·takki·mên·el·gi, tubro·ki·ged ā·gōl·eb·bêl·lan 'arid málle·gi gōl·os·ram‿bokon.* **3.** *Ikkᵉ‿áw·ar·ki kádb·ar·k‿é·ran.* ✱ **1.** Was [das Wort] *kadib* betrifft: **2.** Ein noch nie oder wenigstens lange nicht beackertes Feld, das gräbt man hintereinander weg mit Hacken um, bis man das ganze Feld umgegraben hat. **3.** Dies Tun nennt man *kadib.* 396

397 ✱ *Gúš·ar·kōn: Ewitti·gʲ‿gōr·os·ran·n‿dhar·ro bá·kī·gi tubrō·géd hartê·ka 'all·ád·ti gúš·ar·k‿é·ran.* ✱ Und *gúš*: Das Zurechtmachen der Beete durch Hackenarbeit, nachdem man die Saat abgeerntet hat, nennt man *gúš.* 397

398 ✱ *Tórbar têrī·gi ā·múg·i* [oder: *·in*]. ✱ Der Bauer sät den Samen. 398

399 ✱ *Márō·gi kīsi·ki·r sátti·r torbar·i ā·káddi·ran.* ✱ Die Düngererde streuen die Bauern in der Winterbestellung bei Windstille. 399

400 ✱ *Máre ā·bêr·in.* ✱ Die Durra sproßt. 400

401 ✱ *Mare korg·os·um.* ✱ Die Durra ist gelb. 401

401A ✱ *Mare gêle·m.* ✱ Die Durra ist rot. 401A

402 ✱ *Sêf·ir mārē léhda·r bêr·ka ugros·i·n‿iddi·r ā·kéyyi·n.* ✱ Im Sommer sproßt die Durra im Augenblick und wächst [dann] von Tag zu Tage. 402

403 ✱ *Ewitti gúddō·m.* ✱ Die Saat steht dicht. 403

404 ✱ *Mas·il kisi·gi gug·r·os·sum.* ✱ Die Sonne hat die Wintersaat verbrannt. 404

---

396 ✱ **396** Dies Hacken ersetzt also die Arbeit mit dem Pfluge, der noch heute in Nubien 396
nicht gebraucht wird. Das Wort ist als nubisches Fremdwort ins Sūd.-Ar. übergegangen,
vgl. Amery S. 394, *kaddab* weed and dean the ground a second time when the Dura crops are
397 half grown, und ebenda: *kaddeib* final weeding. — ✱ **397** war an 396 angehängt. Daher 397
398 das *·kōn* »und«. — ✱ **398** Wörtlich: läßt [fallen]. Unsere räumige Sämannsbewegung sieht 398
399. 400 man in Nubien nicht. — ✱ **399** siehe zu 376, 85. — ✱ **400** Zu Durra vgl. 83; 411. — 399. 400
401. 401A ✱ **401** Fibel S. 11, 20; 21, 15. — ✱ **401A** Fibel S. 8, 15; 20, 10. — ✱ **404** Fibel S. 13; 22, 16. 401. 401A
404 Burckh. S. 140: »Immediately after the river has subsided, the fields are watered by them, 404
and the first dhourra seed is sown, the crop from which is reaped in December and January; the ground is then again irrigated, and barley sown; and after the barley harvest, the ground is sometimes sown a third time for the summer crop. Rüpp. S. 37 (Dungula): Man macht jährlich zwei Ernten, jedoch nicht sämtlich auf dem nämlichen Ackerstück; die erste wird im September, gleich nach dem Abfall der Überschwemmung gesät und im Januar geschnitten;

405 * *Affi·ki·gi lēle·ki·n‿dogō·r ébr·os·ir wide tiltil·áya·ki·gi tidd·ⁱr·ós kawirtē·gi ā·agis·w·án·dan.*

* Man stellt die Kinder auf Gerüste [*lēle*] und gibt ihnen Schleudern zum Aufscheuchen der Vögel. 405

406 * *Kawirte‿hóma‿wēr márē·n‿dogo·r·tôn tiltil·áya·ged ǵom·ran·gad deg‿imbol·ós·sum* [oder: *dég·os·sum*].

* Ein Vogelschwarm flog, als man [nach ihm] mit der Schleuder warf, aus der Durra auf. 406

407 * 1. *Demīrá·r márē kariǵ·ki·n, affi·kī kulū·géd kawirtē-ki·gi ā·nál·iǵ·ran.*

* Wenn in der Hochwasserzeit die Durra reift, so werfen die Kinder die Vögel mit Steinen. 407

408 * 2. *Lēle sāi tèb·in? Lēle márē·n‿ti·r tèb·in.*

* Wo steht das Schleudergerüst? Das Schleudergerüst steht [mitten] in der Durra. 408

409 * *Ġōr·m·à? Ġōr·os·sīm.*

* Hast du geerntet? Ich habe geerntet. 409

410 * *Márē·ġⁱ‿ǵōr·ós·ka è·kī·gōn affi·kī·gón·gi ā·ūwe·tidd·ir·ran, tin·nā šibr·ī·gōn turb·ī·gón·gi inǵ‿éd‿tá·rgi mér·ar·ki mér·wᵉ‿án.*

* Wenn man die Durra abgeerntet hat, so ruft man die Frauen und die Kinder, daß sie ihre Körbe und Sicheln bringen, um [die Kolben] abzuschneiden. 410

---

[404] die andere folgt gleich darauf, und gelangt im Mai zur Reife. Man sät Durra, Mais und Dochn; [404]
seit der türkischen Statthalterschaft auch Weizen und Gerste. Vgl. Hosk. S. 179 (Dungula).
405. 408 * 405 Wien. Text. S. 45, 8. * 405. 408 *lēle* ist ein Gerüst aus Holz oder eine 405. 408
Art Stein- oder Lehmsäule. Burckh. S. 140: The harvest suffers greatly from the ravages
of immense flocks of sparrows, which the united efforts of all the children in the villages
406. 407 cannot always keep at a distance. * 406 Wien. Text. S. 45, 9. * 407 Wien. Text. 406. 407
S. 45, 10. — Zu *demira* siehe zu 335 und zu 404. — Das Wort *nal·iǵ* wird auch nach Sam. von
Schlägen, Würfen usw. an den Kopf gebraucht. Zu Joh. 11, 8 gab Sam. als besser an:
ā·kaš·šan ek·ki kulū·ged nal·ǵ·iru̥‿an. Sie suchen dich zu steinigen (mit dem Stein auf den
408 Kopf zu werfen). Das Simplex ist **nal*, davon *nal·id* 933. * 408 Fibel S. 27. Wien. 408
409. 410 Text. S. 45, 11. * 409 Fibel S. 26 J. S. zu 410. * 410 Für die Durra und ihre Teile 409. 410
siehe die Skizze auf S. 117, die nach Samuēls Angaben gemacht ist. *Ġór* wird bei der Ernte
gebraucht vom Abschneiden der Stengel über der Erde (Skizze bei A), *mer* vom Abschneiden
der Kolben (Skizze bei B). — Man braucht in Nubien gezähnte (Almk. Wb.; Amery S. 327)
und ungezähnte Sicheln. Auf eine Anfrage bekam ich von Sam. in zwei Briefen die Antwort:

Brf. vom 17. 5. 13. *Turb·i·g‿an·k·ran·gōn: giss‿owwi·m·a: nel·i‿ko·n·i·gōn nel·i‿kiu̯ⁱⁱ·ki·gōn. Àn·n‿ešei·r nel·i‿ko·n·i‿teran, Fiyadikka·ki·gōn nel·i‿kiu̯ⁱⁱ·ki·gi* [fehlt *kó·ran?*]. *Nel·i‿kiu̯ⁱⁱ man·i·n‿dogo·r koroy·el·um wide dessen agis·bū·n. In·do àn·nai in el·takki·mn·um, amma nel·i·kó·l·gi b·iššin·tidd·ir·rin.*

Und was die Sicheln betrifft: Es gibt zwei Arten [ich lese *ǵissⁱ‿*]: gezähnte und ungezähnte. In unserem Lande sind sie gezähnt, aber die *Fiyadikka* [s. zu 3, 6] haben zahnlose. Die zahnlose ist krummer als jene und sehr scharf. Hier bei uns findet sie sich nicht, aber ich werde die gezähnte Ihnen schicken.

411 ✱ **1.** *Nūd-ti mér·ka šibr·ī·gi eyye·gr·ós dâr·ro óǵǵū missi·k̄i·gir ā·uskúr·ran, mér·ar bāǵ·im‿bokon.* **2.** *Im‿mer·ár·ro·tôn šâre‿nūtin ê-k̄ī tin·nâ ʿaša·k̄i·gi túk-ki‿sill·os tin·na kā·k̄i·r óǵǵū bág·id·tōn kalissê·gir ā·káįų·ran, bag·id·tôn ā·ǵábe·ran ǵābē·gr·íd·tir.*

✱ **1.** Wenn man die Kolben abgeschnitten hat, so füllt man die Körbe, bringt sie auf die Tenne und schüttet sie in lange Haufen, bis das Abschneiden fertig ist. **2.** Von diesen abgeschnittenen [Kolben] klopfen die Frauen jeden Abend ihr Abendbrot aus, worfeln es und bringen es nach Hause, und einen Teil mahlen sie für den Brotteig, einen andern rösten sie zu *ǵābegrid.* 411

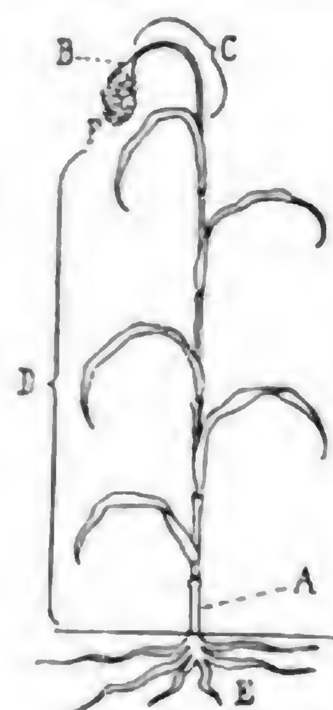
412 ✱ **1.** *Dār soww·os·sik‿kèl·lo ya ē·k̄ī·ged ā·túkki·ran ya tī·k̄i·ged ā·núr·ran.* **2.** *Nūr·os‿gím·os ā·sille·ran.* **3.** *Sill·ar báǵ·ki·n* [oder: *baš·ki·n*] *ógiǵ ā‿dullo‿kô·l‿wēr dár·ki ā·âs·gelbê·n, ugù·gi, zôl·i nēr·bū-ran.gôn.* **4.** *Ikke kikk·os gū beyyi·ki·n dár·ki ā·bág·ran torbar·i·na iddi·r.*

✱ **1.** Wenn [der Inhalt der] Tenne getrocknet ist, so läßt man ihn entweder durch die Frauen ausklopfen oder durch Rinder ausdreschen. **2.** Wenn man gedroschen und aufgehäuft hat, so worfelt man. **3.** Wenn das Worfeln zu Ende ist, so mißt ein 412

---

[410] Brf. vom 4. 8. 13. *In ugros·i·gi yallah in turb‿owwi·gi ǵamme·gr·ir·sim in·do Edfu·r. Mine ḫazzân goi·takki·sin·do·tōn halaba(?)·k̄i àn·n‿ešei̯·ir ā·ǵû·mn·an. Tir‿teran turb·i·gōn tubro·k̄i·gōn·gi ā·tukk·el·i. Daráw·ir gir owwi·gi iššin‿wesé·sim, amma tá·r·ar·ki mōn·os·san. Edfô·na tá·r·ar gesmē·dén·in·gad in·do tukk·ir·sim. Wék·kōn nel·i‿kô·l·um, oww·itti·gōn nel·i‿kiyy·um. Nel·i·kô·l àn·di‿teran, nel·i‿kii̯i·gōn Fiyadik̄k̄a·n·di·k̄i·n·di‿teran.* [Es folgt eine mir noch nicht ganz verständliche Bemerkung über »*Bersim*«·*n‿ešei* »das *Bersim*-Land«. Damit kann nur Ägypten gemeint sein, vgl. Burckh. S. 22: The *Birsim*, or lucerne of Egypt, is unknown here, as well as in Upper Egypt, south of Kene (s. Nachtr.). (*bersim* Schweinf. Trifolium alexandrinum L.)]. Was die *halaba* sind, die die Sicheln schmieden, weiß ich nicht. Die Lesung des Wortes, was Vokalwert, Ton und Konsonantenverdopplung betrifft, bleibt bei Samuêls Schreibweise unklar.

In diesen Tagen habe ich eiligst die beiden Sicheln hier in Edfu zusammengesucht. Denn seit der Staudamm gebaut worden ist, kommen die *halaba* nicht mehr in unser Land. Sie sinds, die die Sicheln und Hacken schmieden. Zweimal habe ich [schon früher] hingeschickt und sie nach Darau bestellt, aber sie wollten nicht kommen. Da ich nun sowieso nach Edfu mußte, habe ich sie hier schmieden lassen. Eine ist gezähnt, und die zweite ist zahnlos. Die gezähnte ist unsere, und die zahnlose ist eine von den *Fiyadik̄k̄a*-Leuten. [410]



A Ort des *ǵór*.
B Ort des *mer*.
C *nūd‿kaddi*.
D *ʿagē·n‿šá*, besteht aus *sigid*, pl. *sigd·i* »Knotenstücken«.
E *kōi*, pl. *kōi̯·i*.
F *nūd*.

411. 412 ✱ 411, 2. Siehe 412; 422. ✱ 412, 3 Das Korn wird von den Frauen mit Stöckchen ausgeschlagen, vgl. Rüpp. S. 42. — Worfeln 422. — Vgl. zum Dreschen überhaupt 428. 411. 412

412 **5.** *Amma in·i·n‿owwól·lo fegīr·i·m‿bág·id·ti ā·ós·ran, dalu̯·i·n·di·gi ā·ós·ran, ossi·ḱi·n·di·gi, kiye·n‿ḱám-di·gi, ǵabbád·di·gi, maʿaddiye·n·di·gi, hallág·di·gi, tabid·di·gi.*

wohlhabender Mann bei Nacht, wenn die Leute schlafen, die Tenne durch. **4.** Wenn er damit fertig ist, so teilt man bei Tagesanbruch den Inhalt der Tenne nach der Zahl der Bauern. **5.** Aber vorher nimmt man davon weg den Teil für die Vorleser, den für die Schādûfeimer, für die Schādûfpfosten, für die Schādûfschwengel, für die Hakenstangen [des Schādûfs], für die Fähre, für den Barbier und für den Schmied. 412

6. *ʿÁgē·gón bā·ḱi·r ā·múg·ran soww‿án.* **7.** *Soww·os·in‿ḱél·lo ʿágē·n‿ur·i·gir ā·díg·ir·ran.* **8.** *In ágē·n‿ur·i·gōn úr dimin·gir ā·dig·ir·ran.* **9.** *In úr dimin·ná dig·itti·gón kôm·g‿é·ran.* **10.** *In ʿagē·n‿kōm·i·gōn kā·ḱi·n‿dogó·r inǵ·ed‿ǵū·rgi ā·ǵób·os·ran.* **11.** *Urti‿kô·l* [oder: *urti·gi kô·l*] *ten·na úrti·gi ā·kal·giddi·n, kô·mēn·il·gōn ā·ǵán·os·in.*

6. Und das Stroh läßt man zum Trocknen in den Beeten. **7.** Wenn es trocken ist, bindet man es zu Strohbündelchen [*ʿagē·n‿ur*] zusammen. **8.** Und diese Bündelchen bindet man zu je zehn zusammen. **9.** Ein solches Gebinde von zehn Bündelchen nennt man Garbe [*ʿagē·n‿kôm*]. **10.** Und diese Strohgarben bringt man auf die Hausdächer und schichtet sie dort auf. **11.** Wer Vieh hat, futtert [damit] sein Vieh, und wer keins hat, verkauft sie.

413 ✱ *Agē·ná šá sigd·i·r·tōn áb·bū·n.*

✱ Der Stengel der Durra besteht aus Knotengliedern. 413

414 ✱ *Wil·gi kám‿mēk·ki ábiddi·sīm ágē‿wēk·kéd déssen terri·bû·n·gōn.*

✱ Gestern traf ich ein Kamel, das mit Durrastroh sehr beladen war. 414

415 ✱ *Im‿marē·ná úr·ī·gi wēr‿wér‿dogo·r ter katrè·godon ǵób·ōs·ir.*

✱ Schichte diese Strohbündelchen übereinander an jener Mauer auf. 415

416 ✱ *ʿAgē·n‿úr·ro·tōn ʿagē·n‿šá‿wēk·ki sō·ḱe‿ōs‿éd‿ta!*

✱ Zieh aus dem Strohbündel einen Halm heraus. 416

---

412 **5** wohlhabend, wörtl. »der ein ruhiges (vgl. 277; 808, 2; 1003, 266) Herz hat«. Vgl. ar. *šabʿân* (*šaʿbân*) »satt, reich«. **7** Diese Dinge werden also von Genossenschaftswegen bezahlt, vgl. die Verhältnisse bei der Teilung der Felder 383 und der Ernte 376, 88—91, bei der Sâgye, 377 A, 2. — Gute Bestimmung von *fegir* bei Burckh. S. 45: a term applied in Upper Egypt to all learned persons, by which is meant, such as can read the Coran, and who know how to write talismans, for preservations against charms, and spells of the devil, vgl. 412

413. 415. 416 Rüpp. S. 46 (Dungula). — ✱ **413** Siehe Skizze zu 410. ✱ **415. 416** Über *ur* vgl. 412, 9. — 413. 415. 416

417 * *Gū·kī·gi ǵór·os·ran·n_ǵhar·ro ǵór·ar·ki ǵámme·gr·os dár·kir ā·šóndi·ran.*

* Nachdem man die Felder abgeerntet hat, sammelt man die Ernte und schüttet sie auf die Tenne. 417

418 * *Torbar·i ewitti·gi ǵór·os·ka ǵumr·i·gir dig·dig·ós·ka dár·ro ā·oǵǵú·ran.*

* Die Bauern ernten die Saat ab, binden sie zu Garben und bringen sie auf die Tenne. 418

419 * *Málti_ungô·n·di·r·tôn man marè·gi inǵ_éd_ta.*

* Hole jene Durra vom südlichen Feldteil her. 419

420 * *Núd·ti dèn.*

* Gib mir den Durrakolben. 420

421 * **1.** *Ē·kī dár·ro tô·ka núd ús·ki détti·ka oǵǵú-ka ā·túkki-ran.* **2.** *Tukk·ós·ka·gōn ā·sille·ran, bikkē·gi iw·ir·tōn bar·ʳu_án.*

* **1.** Die Frauen gehen auf die Tenne, lesen die schlechten Durrakolben heraus und klopfen sie aus. **2.** Wenn sie sie ausgeklopft haben, worfeln sie, um die Spreu vom Korn zu sondern. 421

422 * **1.** *Síll·ar·k_án·kⁱ·ran:* **2.** *Núd·ti tukk·os·ran·n_āhár·ro èw_wēr è·kī·r·tōn kárig_wēk·ki túkk·ar·ro·tōn eyye·gr·ós widé ten·na ī·kī·ged adá·gi dogô·gir sókke·rgi tukk·ár·ki nōre togô·gir ā·šúg·uddi·n, marè·gi šibír_wēr·ro digr_án, kútti·gōn warri·gir, ten·na ungō·géd, digr_án.* **3.** *Ikk_áw·ar síll·ar_terán.*

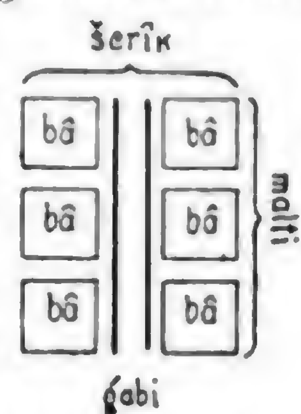
* **1.** Was *silli* [worfeln] anbetrifft: **2.** Nachdem sie die Durrakolben ausgeklopft haben, füllt eine von den Frauen einen Korb mit dem Erdroschenen, hebt mit ihren Händen die Worfelschwinge hoch empor und läßt das Erdroschene langsam nach unten fallen, so daß die Durra in einen Korb fällt, und die Spreu weit weg von ihr nach Süden fällt. **3.** Dies Tun nennt man *silli* [worfeln]. 422

422A * *Èn dár·ro tēg·os ā·silli·n.*

* Die Frau sitzt auf der Tenne und worfelt. 422A

---

418. 419 *** 418** ***ǵumur*** »Garbe«. *** 419** Sam. gab nebenstehende Skizze. Das dort genannte Wort 418. 419
malti hat mit ***malti*** »Osten« nichts zu tun. Almk. Wb. gibt unter ***marti*** an:
K. ***malti*** »kleiner Kanal«. In Kole_dúl wurde die von der Sâgye ableitende
420 Hauptrinne ***malti_tú*** genannt »der Bauch des *malti*«. — *** 420** Fibel S. 5, 11. 420
421. 422 Siehe Skizze zu 410. — *** 421** Siehe zu 411; 412, 3; 422; 428. *** 422, 2** 421. 422
kariǵ und ***adā*** scheinen hier gleichgesetzt, sind aber doch wohl unterschieden:
Der ***kariǵ*** enthält den zu worfelnden Vorrat, von dem immer kleine Mengen in
die ***adā*** getan und geworfelt werden (vgl. 528). Der Worfelkorb (Schwinge) heißt
nach seiner Bestimmung, das Getreide rein auszusondern (421) Matth. 3, 12 und Luk. 3, 17 ***bār·eddi.*** In Ägypten und Nubien hat man weitaus häufiger mit Nordwind als mit anderem Winde
422A zu rechnen. Daher fällt die Spreu natürlich »nach Süden«. ***422A** Fibel S. 8, 16; 20, 11. 422A



423 ✱ *Nūd·ī·gi túkki·kʲ·ran, wala·gōn núr·kʲran wide silli·kʲ·ran, marē·gōn agar wēr·ro ā·šúg·r·in, bíkkē·gōn agar oww·itti·r ā digr·in.*

✱ Wenn man die Durrakolben ausklopft oder austreten läßt, und sie dann worfelt, so fällt das Korn an einen Ort und die Spreu an einen andern. 423

424 ✱ *Sérin·na gésel íllē·n·di·n‿dogō·r ǵíd·dō·m.*

✱ Die Grannen der Gerste sind dichter als die des Weizens. 424

425 ✱ *Ìllē-na úlug sérin·di·n‿dogō·r urtún·na·m.*

✱ Das oberste Blatt des Weizens ist kürzer als das der Gerste. 425

426 ✱ 1. *Íllē·gi wala serin·gi ǵōr‿dig·dig‿uskr·ós·kʲ·ran nūr·ar‿kiu̯i·r, ā·wê·ran:* 2. *Ìw burūbi·r kólli·bū·n‿án.*

✱ 1. Wenn man Weizen oder Gerste erntet, bindet und ohne sie auszudreschen hinlegt, so sagt man: 2. Das Korn sitzt noch im Stroh. 426

427 ✱ *In-do, an·na éšei̯·i·r, affi·kī·gōn é·kī·gōn illē bél·ki·n ten·ná sorn·i·gi mér·ek·ka widé ten·na gésel·gi dukki‿huffós·ka ā·gissi·ran.*

✱ Hier in meinem Heimatlande rupfen die Kinder und Frauen, wenn der Weizen reif wird, seine Ähren ab, reißen seine Grannen aus und nehmen die Körner [mit den Zähnen] heraus. 427

428 ✱ *Ìllē·gi nūr·san‿dogo·r hanu̯·i·n‿ossi·ki·ged fákki·kʲ·ran gén·um.*

✱ Es ist besser, wenn man den Weizen durch die Hufe der Esel austreten läßt, als daß man ihn [mit dem Wagen] drischt. 428

429 ✱ *An·na hanu̯·i·ged am‿bes·ná illē·n‿dár·ki núr·sim.*

✱ Mit meinen Eseln habe ich die Weizentenne meines Bruders ausgedroschen. 429

---

423. 425 ✱ 423 Vgl. 412, 3; 428; 422. ✱ 425 So erklärte Sam. das *ulug* »Ohr«. Es sei nicht ohne 423. 425
426 weiteres gleich Blatt. ✱ 426 Siehe 418. *Ìw* »Korn« faßt also *serin* »Gerste« und *íllē* »Weizen« 426
427 zusammen. ✱ 427 Weizen wird im *Kiyák* (Dezember) oder *Ibšir* (Februar) gesät. Die 427
Ibšir-Saat wird (Sam.) geerntet im *Bogōn* (Mai). — Zu *gissi* habe ich notiert: die Körner mit den Zähnen aus der Hülse (Haut der Körner) nehmen. Das Ausreiben der Körner aus den Ähren zwischen den Fingern ist *ǵigid* (Matth. 12, 1; Mark. 2, 23; Luk. 6, 1).

428 ✱ 428 Manchmal, wie hier, schien es, als ob Sam. *núr* bloß vom Dreschen mit dem Dreschschlitten (*nórag*) gebrauchte, doch sprechen andere Stellen gegen diese Scheidung. Es findet sich 376, 89; 412, 1. 2; 423; 426, 1; 428; 429; 430. Auf der Tenne wird eine hohe Stange (etwa ein Schādûfschwengel) aufgerichtet, um die das Getreide in hohem Haufen geschichtet wird. Nun werden, mit Leinen an die Stange gebunden, damit sie hübsch im Kreise gehen, erst Rinder, dann Esel nach uralt ägyptischer Weise über das nach dem Tennenrande zu niedriger geschüttete Getreide getrieben, bis die Körner ausgetreten sind. Kleinere Mengen Korn, das »tägliche Brot«, schlagen die Frauen mit Stöckchen aus 412, 3; 421. 428

430	* *Būrūbī·gi núr·ki·ran ā·sílt·an·in.*	* Wenn man Stroh [mit dem Wagen] drischt, wird es Häcksel.	430
431	* *Sílti·gi būrūbī·r·tōn ā·dw·ran.*	* Häcksel macht man aus Stroh.	431
432	* *Úgud·ti tēr·ós·ki·ran úgros tosk·itti·r ā·bêr·in.*	* Wenn man Bohnen *(úgud)* pflanzt, sprossen sie [schon] am dritten Tage.	432
433	* *Ê·ki têr·ar·ná ugd·ī·r·tôn kaššê·gi ā·détti·ran.*	* Die Frauen sammeln die Schoten von den Bohnen der Ufersaat.	433
434	* *Ugud-ná dètt·ar·ki kaššê·g‿e·ran.*	* Was man von den Bohnen pflückt, nennt man *kaššê* (Schoten).	434
435	* *Kaŝrangê·na nawwár īddi‿kiii·um.*	* Die Blüten der Bohnen *(kaŝrangê)* sind zahllos.	435
436	* *An·na tód wil·gi kaŝrangê‿wêk·ki bīr‿ed‿ta·sum.*	* Mein Sohn brachte gestern einen Arm voll Bohnen.	436
437	* *Kaŝrangê·na léffi·gi bir·rigi ing·és·san.*	* Sie trugen Arme voll Bohnenstroh weg.	437
438	* *Angallê·na tēri ten·na bákkī·r ā·kárg·in.*	* Der Same der Lupine reift in ihren Zweigen.	438

430 — * **430** Natürlich nicht das mächtige, oft daumendicke Durrastroh. Nach 426 wird wohl mit *burúbi* (pl. *burūbi·ki*) das Stroh von Weizen und Gerste bezeichnet. Das Durrastroh 430
432 heißt *ʿage* 3, 33. — * **432** *Úgud* nennt Sam. einmal ar. *ḥummus* (Schweinf. Cicer arietinum L. Nach Descr., vgl. 447A. 678, bezeichnet *ḥummus* nur die trockne Frucht, die dazugehörige frische Pflanze mit grünen Früchten heiße *melâne* [»die volle« ?].). Ein andermal ar. *lúbye* (Schweinf. Dolichos lablab L. oder Phasaeolus vulgaris L.; Dolichus lablab = *ugud* auch Descr., vgl. 447A. 667). Eine bei den Nubiern beliebte Suppe aus Blättern der *lúbye* 432
434. 435 nennt Burckh. S. 23, vgl. Rüpp. S. 38. — * **434** *Ugud*, s. zu 432. — * **435** *Kaŝrangê* nach Schweinf. ar. = *lubya ʿāfin*, Dolichos lablab L. (vgl. zu 432). — *Nawwâr* Blüte gehört nach Amery S. XII zu den klassisch-ar. Wörtern, die im Sūdân noch lebendig sind (vgl. 725). 434. 435
438 — * **438** *Angallé* ar. *tirmis*, Schweinf. Lupinus Termis F. — Eine merkwürdige Notiz habe ich nach Sam. (mißverständlich?) gemacht, aber leider nicht weiter nachgeprüft (Lupinenstengel sind doch gewiß nicht geeignet): »*Angallé·na ber* Stengel der Lupine. Zwei Stücke davon werden zum Feuerbohren benutzt (ohne Bogen). Der Zunder ist trockner Eselsmist«. Die einzige Notiz über Feueranzünden durch Reiben finde ich aus dem Bereiche des modernen Ägyptens bei P. Ascherson, Die Bewohner der kleinen Oase in der libyschen Wüste, Zeitschr. f. Ethnol. VIII, 1876, S. 351: Ein Stück *ǵerid* (Palmrippe) wird in dem geschlitzten dicken Ende einer *ǵeride* gerieben. Ich verdanke den Hinweis Hrn. Eduard Hahn. Hr. Ankermann nannte mir die Zusammenfassungen von W. Hough in der Smithsonian Institution, Reports of the Nat. Mus. Washington 1887/88, Firemaking apparatus etc. S. 570, und ebenda 1890, S. 400, The methods of fire-making. Hough kennt die beschriebene Art nur als Polynesisch und gibt als Holz an Hibiscus tiliaceus. Altägyptisch ist der Feuerbohrer bekannt (vgl. Zeitschr. f. äg. Spr. 43, S. 161; F. Ll. Griffith, Beni Hasan III S. 22. Ein Stück leichtes 438

438A ∗ *Torbar essi·gi ǵondo·r alagide undur·sum.*

∗ Der Bauer hat jetzt eben Wasser auf die Bâmye [d. i. das Feld mit d. B.] gegeben. 438A

439 ∗ *Nerm·i karg·ós·san* [oder: *·sam*].

∗ Die Ǵurmen sind reif. 439

440 ∗ *'Ur ǵer·ī·r a·el·takki·n.*

∗ Handal findet sich in den Wüstentälern. 440

441 ∗ *In 'ur dóss·um·á.*

∗ Dieser Handal ist unreif. 441

442 ∗ *Döbōrin káriǵ·bū* [oder: *·bū·n*].

∗ Die Melonen sind reif. 442

443 ∗ **1.** *Nob·i·n_ešéi* [oder: *éšei*] *ẖazzân·n_ówwol·lo kŏfrê·n_éšei_ter_ḗ·sum.* **2.** *Amma elékken ẖazzân·na éssi kŏfrè úk_kot^{u}_tèk·ki dāb·r·ós·sum.*

∗ **1.** Das Nubierland war vor der Anlegung des Staubeckens das Hennaland. **2.** Aber nun hat das Wasser des Staubeckens so viel Henna vernichtet! 443

444 ∗ **1.** *Kofrē·na bēr·ar·kōn ten·na hāǵ·ād·tôn.*

∗ **1.** Das Wachsen und der Gebrauch der Henna. 444

2. *Kofrē·g_an·ki·rán, kurs·el·lo·tōn Nob·ī·n_ešei·nā ǵoww·um.* **3.** *Amma ǵen·í_wēr·i·r·tōn Medīne·n_ešei mállē·gi èr·es·sum.* **4.** *Ellēwällá in ǵen·ī agāb·di·kī·r Arrē·r katrē kēl_kī̯^{ü}_wēk·ki goi̯·os·ran·*

2. Was die Henna betrifft, so ist sie von alters her der Baum des Nubierlandes. **3.** Aber seit einigen Jahren hat sie [auch] ganz Ägypten in Besitz genommen. **4.** Dadurch, daß man leider

---

[438] Holz mit mehreren angekohlten Bohrlöchern, jedes mit dem charakteristischen Schlitz für [438]
die Ableitung der Spänchen, ist in Berlin 21102, aus einer Grabung in Theben, Zeit um 1000 v. Chr. Ein ähnliches Stück aus der Zeit um 1900 v. Chr, bei W. M. Flinders Petrie,
438A Illahun 1891 S. 11.). — ∗ 438A Fibel S. 32. *Ǵondo*, ar. *bâmiye* = Hibiscus esculentus 438A
(Schweinf.). Nach 1000, 1 scheint *ǵondo* nur abgeleiteter Name für die Pflanze zu sein. Es ist ursprünglich ein Adjektiv, das zähe, schleimig bedeutet. Der eigentliche Name ist *oi.*
439 — ∗ 439 *Nérum* K., im F. nach Abdo Moḥammed aus Argin bei Wadi Halfa *tátti*, und ar. 439
ǵurme. Nach einer freundlichen Auskunft des Hrn. Schweinfurth ist *ǵurme* Citrullus vulgaris var. colocynthoides Schf., die kleine nubische Wassermelone. Sehr ähnlich dem Handal (s. zu 441), unterscheidet sie sich vor allem dadurch, daß die junge Frucht unbehaart ist. Sie wächst nur im Kulturland. Man ißt ihre Samen geröstet, nicht roh. Nach Schweinf. kommt
441 das ar. Wort *ǵurme* nur in Nubien vor. — ∗ 441 Schweinf. Citrullus colocynthis Schrad. 441
442 Vgl. Burckh. Travels S. 39, wonach die Nubier Zunder aus ihm machen. — ∗ 442 Nach 442
Sam. ar. *šamâme*, nicht *baṯṯiẖ*, für den es kein nubisches Wort gibt. Ich glaube die
443 Wassermelone auch in Nubien nicht gesehen zu haben. — ∗ 443 Über *Henna* ausführ- 443
lich in 444. — Über die Zerstörungen durch das Staubecken vgl. 350 und Einl. S. 15.
444 — ∗ 444 *Henna* (ar.) ist Lawsonia inermis (Schweinf. Zu dem inermis vgl. 444, 7). — 444

[444] *gád essi·gi mir·ᶦu̯_án, in essi widé wide_ǵū·rgi āb_dogō·r bēr·bū·u̯·el mállē·gi bē·r·os·sum.* **5.** *Mākā kofrē·na kōi·gi dab·r·os·sum 'arid·na koi̯·ir·tōn.* **6.** *In kofrē·gōn tiǵára dûl_wēr_e·sum, wide Nob·ī·gi déssen nef'·ed·āg·ir·sum.*

in den letzten Jahren im Schellâlgebiet eine unendliche Mauer gebaut hat, um das Wasser aufzustauen, ist dies Wasser zurückgeflutet und hat alles, was auf dem oberen Ufer wuchs, getötet. **5.** Vor allem hat es die Hennawurzeln vom Angesicht der Erde vertilgt. **6.** Und doch ist diese Henna ein großer Handelsartikel gewesen und hat den Nubiern sehr viel Nutzen gebracht. [444]

7. *In kofrē·na kīd·tōn ǵowwi déssen dûl·mun·um, wide kilíssē_kiu̯·um, wala·gón kilíssē_kō·l_é·n·gōn ten·na kilíssē mádi·mn·um.* **8.** *Ten·na bēr·ar·kón ya terī·r·tón·um ya bákki·r·tōn·um.* **9.** *Teri·n·di lehdá·r ā·bel·tā·mén·in·gád bakki·n·di·gi ā·gen·gir·ran.* **10.** *In·gōn ā·āw·ták·ki·n ya bogon·dó ya boóna·r, ya essi·n_kuǵ·ár·ro.*

7. Und diese Henna an sich ist kein sehr großer Baum, und sie ist ohne Dornen, oder vielmehr, wenn sie auch dornig ist, so sind doch ihre Dornen nicht scharf. **8.** Und sie wächst teils aus Samen, teils aus Stecklingen. **9.** Da die gesäte nicht sofort herauskommt, so pflegt man die [Zucht] aus Stecklingen vorzuziehen. **10.** Und diese wird im Pachons oder im Payni oder beim Steigen des Flusses vorgenommen.

11. *Bogon·do wide boóna·r bákki_wēk·ki ya bakki·ki digrī·ki_wer·i·gi tōg·iǵ_ed_tá·ka b·ébr·ir·ran.* **12.** *Ámma agar·i b·ebr·ir·ran·i·gi ā·gôl·os·ran* [oder: *ā·gōl·iǵ·os·ran*]. **13.** *In gol·d·i·r tèra_tôd_dek·ki atta bi·bōg·indur·ran, wide siw_wēk·ki ten_dogo·r b·indur·ran.* **14.** *Wide oww·in·gár·ī·gi saw·r·ós esᵉ_sēk·ki átta bi·dork·*

11. Im Pachons und im Payni bricht man sich einen oder vielmehr viele Zweige klein und steckt sie ein. **12.** Aber die Orte, wohin man sie steckt, gräbt man [vorher] aus. **13.** In diese Gruben schüttet man etwas feuchte Erde, und darüber tut man etwas Sand. **14.** Beides mischt man durcheinander, tut

[444] Über die Vernichtung des Pflanzenwuchses durch das Staubecken vgl. 350 und Einl. S. 15. **8** Wörtl. Zweige. **10** *Bogon* = Pachons = Mai; *Boóna* = Payni = Juni, vgl. 335. **13** Im ersten Entwurf lautete die Stelle anschaulicher: ***tĕra_tód_dek·ki dolli nûtin·der undur·os wide sūw_tód_dek·kōn āb_togo·r·tōn inǵ·ed_ta·rgi man dolli·kī gol·bū·l·ir tĕra·n_dogo·r bóg·os ā·saw·r·os·ran ittiwri·godon.*** »Man tut etwas feuchte Erde in jede Grube, holt etwas Sand vom oberen Ufer, schüttet ihn in jene ausgehobenen Gruben auf die feuchte Erde und mischt es miteinander«. — Das Wort ***tĕra***, das so italienisch aussieht, erklärte Sam. durch »feuchte Erde«. Vgl. 951, 6, wo auch ein Verbum davon gebildet ist ***tery·os.*** Es ist also ein gutes arabi- [444]

[444] *ós·ran kalissĕ kombō͜nawre.* **15.** *In·gi kikk·os bákki͜wēk·ki ya owwi·gi téd·ḍer ā·šēg·iǵ·ran wide úgros͜kolod͜nūtin ā·dèg·ran.* **16.** *Bákki wide ŏdd·ar·kéd ten·na warag·i·gi ā·tib·os·in.* **17.** *Ter͜ôn kōi·gi ǵom·os·kō·n·á warag͜ton·i·gi ā·bóddi·gr·in èr·kir.* **18.** *Man·ī͜wátti·gi éssi·gi gir toski·gi ā·tir·ran ugros͜kolod͜nūtin·dér.* **19.** *Wide ǵū·n͜nûtin warag·ki digrī·gin·n·á* [oder: *·gir·n·á*], *bákki ēr·kôn ōs·n·á, nahan͜nûtin éssi·gi bi·tír·ran.* **20.** *Tek·kōn ugros·ī·n͜iddi·r ā·ǵowwi·tôd·an·in.*

etwas Wasser dazu und knetet das Ganze wie einen dicken Teig. **15.** Wenn man damit fertig ist, so steckt man einen oder zwei Zweige hinein und begießt aller sieben Tage. **16.** Und der Zweig wirft [anfangs] vor Krankheit seine Blätter ab. **17.** Wenn er Wurzel geschlagen hat, so treibt er von neuem Blättchen. **18.** Zu dieser Zeit gibt man ihm dreimal wöchentlich Wasser. **19.** Und wenn er so immer mehr Blätter bekommt und neue Zweige treibt, so wässert man ihn täglich. **20.** Und er wird im Laufe der Tage ein kleiner Baum. [444]

21. *Essi·n͜kuǵ·ar·di·gôn ikke·m:* **22.** *Essi kuǵ͜timmē·ki·n wide kofrè·na toski·rè togô·n·di·gi yā bág·atti·gi ā·kiddi·gr·in.* **23.** *Man·ī͜wátti·gi ter·kōl kōi·gi ā·ǵóm·in.* **24.** *Essi kinnᵃ͜ʷēk·ki súrruǵ͜šug·ur·ki·n kōi̯·i arō·y·an zōl·gi ā·bel·tir·ran.* **25.** *In·gōn ā·āw·tákki·n essi·ná kid sibē·i͜é·n·gad.* **26.** *Kofrē·gi ébr·ar·ki weris·bū·l man úgros·ī·r tōg͜ed͜tā·ka ā·ebr·in.* **27.** *Arid·tōn ǵawr͜e·n·gad dēg·ar·ki ā·weris·mun·um.* **28.** *Soww·os·ki·n ā·dèg·ran owwol·lo wē·sun͜nawré.*

21. Und das [Pflanzen] zur Zeit des Steigens des Flusses ist so: **22.** Wenn der Fluß den höchsten Stand erreicht hat, dann bedeckt [das Wasser] das untere Drittel oder die Hälfte der Henna[sträuche, die schon vorhanden sind]. **23.** Zu der Zeit treibt sie von selbst [neue] Wurzeln. **24.** Wenn der Fluß ein wenig sinkt, so zeigen sich ja die Wurzeln weiß dem Menschen. **25.** Und das [Wurzeltreiben] geschieht, weil die Natur des Wassers [dann] schlammig ist. **26.** Wer [also] Henna pflanzen will, bricht [sich] in diesen Tagen [die Zweige] und steckt sie. **27.** Und da die Erde feucht ist, braucht sie keine Bewässerung. **28.** Wenn sie [aber doch] trocken ist, so bewässert man sie so, wie wir oben gesagt haben.

---

[444] sches Wort (von طرى?). **15** Entwurf: *šeg·iǵ·ir·ran.* **17** *boddi·gir* Sam. »pousser«. **19** *ǵū·n͜nûtin* »immer mehr«, »je mehr er [vorwärts] geht, desto« findet sich noch 55, 2; 1008, 28. Genau entspricht *awt·an·dun͜nûtin* 1003, 89. 121. **22** *wide* fehlt im Entwurf. **31** Sam. schreibt *ʿaǵʿiǵ·ed͜teb·ir·in*, als ob es sich um عجعج handele, erklärt aber das Wort als »mit Geruch erfüllen«, was besser zu عجّج passen würde, also *ʿaǵǵiǵē wäre. — *betti·ki·n͜ur* s. zu 194. [444]

[444] **29.** *In kofrē milli·gi ā·ašir·kir·il nawwár kēl_kūi̯_wēk·ki ā·ós·in.* **30.** *Ten·na nawwár·kōn kórgos·um wide ǵúddō·m.* **31.** *Amma in·ī·n_dogo·r tek·ki ā·ǵalyê·l wide zōl·ī·gi tek·k_ábiddi ā·tólle·l ten·na íris āb_dogo·gōn betti·ǩī·n_ur·kōn·gi ā·ʿaǵʿiǵ·ed·téb·ir·in.* **32.** *Gir_bag·id·tón ê·ǩi tin·ná mŏǩ·ǩi·ǩi·n_togo·r ā·šèg·ran wala ábir_togô·r ā·undur·ran tin sumáh·ki bē·r_án.* **33.** *Medīne·ǩi dūl·i·r·gōn in nawwár·ki ā·ǵān·os·ran sunne·ru̯_án, yā kâ·n_tū·r ā·uskúr·ran numme·gr_án.*

29. Diese Henna, die die Häßliche schön macht, treibt unzählige Blüten. **30.** Und ihre Blüten sind gelb und dicht. **31.** Aber was sie mehr als dies wertvoll macht und die Menschen zu ihr hinzieht, das ist ihr Duft, der das obere Ufer und den Raum vor den Palmen durchzieht. **32.** Und manchmal stecken die Frauen sie unter ihre Flechten oder legen sie in die Achselhöhle, um den Bocksgeruch zu vertreiben. **33.** Und in den großen Städten verkauft man diese Blumen, daran zu riechen, oder aber man stellt sie in das Haus, es duftig zu machen. [444]

34. *In kofrê·gōn gir owwi·gi ā·ker·ták·ki·n ǵen·do, bogon·do·gōn gir wēk·ki, kī·si·ǩī·n_ǵór·ar·ī·n_agâb·ir·gōn gir owwitti·gi.* **35.** *Íkke·gōn ā·kér·ran:* **36.** *Ē·ǩi duru̯·i serwa·r·tôn bel_ǵû·ka ten·na ḫart·dd·ir ā·tô·ran.* **37.** *Bakki·ǩi dōro·ǩi·gōn ā·ḫartê·ran, raḫas·i·gōn ā·tōg·iǵ·ran.* **38.** *Ter_ōn déssen kurs·el_kirī nefaʿ·kiu̯i̯_wēk·kôn dâ·ki·n ig·di·gir ā·tōg·iǵ·ran.* **39.** *In ker·ar_teṛan.*

34. Und diese Henna wird zweimal im Jahre ihrer Blätter und Rinde beraubt, einmal im Pachons und das zweite Mal nach der Winterernte. **35.** Und man macht das Entblättern und Entrinden so: **36.** Die alten Frauen gehen in der Morgenfrühe hinaus und machen sich an das Entblättern und Entrinden. **37.** Und zwar entrinden sie die dicken Zweige und zerbrechen die zarten. **38.** Wenn etwa ein sehr alter und unnützer dabei vorkommt, so zerbrechen sie ihn zu Brennholz. **39.** Das ist das Entrinden und Entblättern.

40. *Ker·takk·os·ki·n tin·ná dār·ī kassi·bū·l·i·r uskur·os kulu̯·i_wēr·ī·ged a·úrr·os·ran soww_án.* **41.** *Soww·os·in·na mahra·r wikir·i_wēr·i·gi inǵ·ed tir·go-*

40. Wenn entblättert und entrindet ist, legen sie [die Ausbeute] auf ihre gut ausgeschmierten Tennen und beschweren sie mit ein paar Zweigen,

---

[444] **33** Entwurf besser: *sunnē·w_an.* **34** Der *Pachons* entspricht dem Mai, vgl. 335. Sam. erklärte *beda'at es·séf* »Sommeranfang«. Zur Winterernte (gegen Neujahr) s. zu 404. **35. 36** Für das nub. *ker* wird das zweite Mal das ar. *ḫaraṭ* »entblättern, entrinden« eingesetzt. **36** *serwa* »die kühle Morgenfrühe«, vgl. 1009, 2. **38** Entwurf: *tōg·os·ran.* **40** Sam. des Windes wegen. **41** Entwurf: *ê·ǩi inǵ·ed.* — Das *mahra* ist gewiß von *aḫar* gebildet, obgleich Sam., wo er unter- [444]

[444] *don·gón ğurbál ağin·di_wēk·ki átta·rgi túb·ar·ro bi·tó·ran.* **42.** *Ter·i·n_agáb·ir bér·ī·gi agar_wēk·kir b·uskúr·ran wide kofrè·na warag·kôn bakki·ǩi rahas·i·gōn·gi kulu̯·i·ged b·úgud·ran.* **43.** *Ugd·os wide bi·ğálū·ran ber nóro·gi wárag·ir·tón.* **44.** *Ter·ī·n_agáb·ir warag sûd ugud·tákk·el·gi šibr·ī·r bi·giw·undr·ós déssen nōro·y·an·os·el·gi wide sibē ted·der dā·bū·l·gi ğurbál·ged ā·ákki·ran.* **45.** *Ikke bāğ·kir·os tin·ná bér·ı·gi ted·do·kól·lo wákk·os kofrè·gi tin·ná šibr·ī·r undr·os tin·ná kā·ǩi·r bi·ğú·ran.* **46.** *Ugros ekǩe·l_wek·kōn wide tā·rgi bér·ī·gi b·inğ·éğ·gú·ran.*

zum Trocknen. **41.** Nachdem es getrocknet ist, holen sie ein paar Stöcke, bringen auch ein Ledersieb mit und gehen an das Abklopfen. **42.** Darauf legen sie die [groben] Hölzer an einen Ort, die Blätter aber und feinen Zweige der Henna zerstoßen sie mit Steinen. **43.** Wenn sie sie zerstoßen haben, sondern sie die Hölzchen von den Blättern. **44.** Danach schütten sie die reinen zerstoßenen Blätter, die sehr fein geworden sind, in Körbe und sondern mit dem Sieb die Schlammteile, die darunter sind, aus. **45.** Wenn sie damit fertig sind, lassen sie die Holzteile liegen wo sie sind, tun die Henna[blätter] in ihre Körbe und gehn nach Hause. **46.** Und an einem andern Tage kommen sie zurück und holen die Holzteile weg. [444]

47. *In ğélli málle tér·mun·um.* **48.** *Kofrè·ged elgón ā·áw·ran_wēr dá·n, tek·kōn ğóg·ar_teran.* **49.** *In ğōg·ar·kón è·ǩi digri·ǩi wide gudra·kò·n·i·gi ā·wérs·in.* **50.** *In·i_ğirádil·lo ugros·ī_wer·i·gi éǩǩe·n·gir a·ébir·tir·ran.* **51.** *Ğōg·os wide bi·ğárib·ran.* **52.** *Ğarb·ós busg·i·r ya ferd·ī serē·ǩi·r ā·gūw·undur·ran.* **53.** *Alagide kofrè tenna hağ·ád·ir bi·tó·n.*

47. Das ist [aber noch] nicht alle Arbeit. **48.** Es gibt noch etwas, was man mit der Henna macht, und das ist das Mahlen. **49.** Und dies Mahlen verlangt viele und kräftige Frauen. **50.** Darum setzt man dafür einige Tage besonders an. **51.** Wenn gemahlen ist, so siebt man wieder. **52.** Nach dem Sieben schüttet man es in Ledersäcke oder in gute Körbe [aus Palmblättern]. **53.** Nun [endlich] kommt die Henna zur Verwendung.

54. *Kofrè·na hāğ·ád owwól·di buru̯·ī·na ašir·kanê_teran.* **55.** *Wēr·ī essi orók·*

54. Das erste, wozu man die Henna braucht, ist die Verschönerung der

[444] scheidet, meist *maḥra* schreibt, vgl. 1005, 23. **43** *bi·ğálu·ran* erklärte Sam. durch ar. *yifrizu.* **44** Entwurf: *bi·gūw·undur·ran* und *ted·der sāw·bū·l·gi.* **48** Entwurf: *ā·áw·ran kewid·bū·n, tekkōn.* **50** Für *ekǩe·n* vgl. das zu 1003, 154 angeführte Beispiel. Von einem Manne aus Biğğe habe ich notiert: *eǩǩi·n_éǩǩi·n, serin·gōn máre·gōn* »jedes für sich, Gerste und Durra«. **51** Es ist überraschend, wie stark das ar. *ğarbil* eingenubischt ist. **52** Entwurf: *bi·* statt *ā·*. — *ferid* nach Sam. *igla'*, großer Tragekorb der Form. Es werden hier gute, dicht geflochtene verlangt. Zu *busug* vgl. 76. **55** *káb* synonym *dorki* »kneten«, aber nicht so stark wie [444]

[444] *el súd·ted káb·os ǵitta millē·gi ā·šāb·os·ran, ur·na sir·k‿an·mèn·ki·n.* **56.** *Tek·ki ikke šāb·ed yā ǵússutti·r bi·tèg·ran ya ḫalál·n‿agáb‿bēk·ked tin‿new·erti·ki·gi gár·ed šōb‿bēk·ki mas·il‿wēr·ro bi·túrb·os·ran.* **57.** *Ter·ī·n‿áḫar·ro imbél·ligi tin‿new·erti·ki·gi tir·kól·an bi·bŏ́bŏl·lan.* **58.** *Il·lá, zól‿kirī·gi el·lan·á* [oder: *kó·ran·ă*] *állo ǵandúr‿teran. Tir·gi betti‿nawre bi·bŏ́bēl·os·ed·tá·ran.* **59.** *Wēr·i·gōn ā·koddi·gir·ran ig‿dogo·r wide númm·el·gi a·sáw·ir·ran wide·gōn dilka·gi.* **60.** *Mine in·gū ittiwri·godon sáw·ki·ran ǵitta·gi kuléd‿nawre ā·ébr·in.*

Mädchen. **55.** Einige rühren sie einfach mit kaltem Wasser an und bestreichen den ganzen Körper, außer dem Kopfhaar, damit. **56.** Wenn sie den Körper so eingerieben haben, setzen sie sich entweder in den Rauch oder legen sich, in ein altes Umschlagetuch eingewickelt, eine Weile in eine sonnige Stelle. **57.** Danach stehen sie auf und reiben sich selbst scharf mit der Hand ab. **58.** Wenn [sie aber das] nicht [selbst zu tun brauchen, sondern] wenn sie jemand anders dazu finden, nun dann ist's ganz fein. Die reiben sie ab, [daß sie] wie eine Dattel [aussehen]. **59.** Andere wieder kochen es auf Feuer und mischen ihm Wohlriechendes und Dilka bei. **60.** Denn, wenn man all dies miteinander mischt, so macht das den Körper [rot] wie Kulēd-Holz. [444]

61. *Wers·ar oww·itti·gōn:* **62.** *Gurr·atti·ki·r korre·ki·r musl·ar·i·r ā·haǵè·ran.* **63.** *Erkenē‿wēr ter‿kíīi·r ā·āw·tákki·mn·um,* **64.** *ǵilba·ná mér·ar‿wèr ten·na más·ir ā·mer·tákki·mn·um.* **65.** *Korrē·n‿owwol·n‿ugros·ir, ten·na šārè·r, kofrè·gi kóddi·gir‿kâb·os affi·ki·gōn ē·ki·gōn tin·ná ī·ki·gōn ossi·kī·gón·gi toidd·os ba·laị·i‿wēr·i·ged dig·r·os·ir ā·turb·os·ran.*

61. Und die zweite Verwendung: **62.** Man braucht sie bei Freudenfeiern, Festen und Trauerfeiern. **63.** Keine Hochzeit wird ohne sie gemacht, **64.** keine Beschneidung findet ohne sie statt. **65.** Am Tage vor dem Feste, d. h. an seinem Abend, kocht man Henna, rührt sie an, und die Kinder und Frauen bestreichen ihre Hände

---

[444] dieses (Sam.). **56** *ḫalál* s. zu 209 A. **57** *bóbel, bŏ́bol,* nom. verb. *bobl·ar* nach Sam. scharf mit der Handfläche reiben, so daß Schmutzkügelchen entstehen. Dazu paßt vortrefflich Carr. balla, palla = *bobol.* **58** Entwurf: *bi·bobol·os* usw. **59** *dilka* nach Sam. aus Durra, Sandal, *mahlab* (einer Pflanze?) und anderem, ein Teig wie *ʿaṣide* (ein Brei aus Mehl, Butter und Honig). Eine ähnliche Paste beschreibt (in Berber) Burckh. S. 216. 239. Zum Wort vgl. Amery *dalak* S. 223 Massage, S. 305 rub. **60** Nach Sam. ein ganz rotes Holz aus dem Sūdân. **64** *ǵilba* »Vorhaut« spricht und schreibt Sam. stets mit *ǵ*, wodurch die Zurückführung auf ar. *ḳulfa* oder *ǵulfa* Schwierigkeiten machen würde. Liegt ar. *ǵulba* »Peau d'une plaie qui guérit« vor? Wien. Text. Nr. 18, 6. 7 hat von uns beiden der eine *gilba*, der andere *ǵilba* zu hören geglaubt (Ǵináre, Bezirk Umbarakâb). **65** *kâb* s. 444, 55. [444]

[444] **66.** *Gū·n_béyy·ar·ró essi_wēk·ked ēw·os·ir des_tōd_dēk·ked ya iris numm·el_tód_dēk·ked koms·os·ir·ki·ran, kenid_wēr·an ā·têb·ran.* **67.** *Dī·el·i·gōn new·erti·gi ōs·ran·godon kofrê·gi kūb·os tin·ná ǵitta kāmil·gi ā·šāb·os·ran ur·na sir·ro ǵú·m_bokon.* **68.** *In·gōn ā·dw·ran siy·atti_wēr dā·ki·n dab·r·os_an.* **69.** *Wide·gōn áǵin·gi kogor·kir ā·ašir·kir·in.* **70.** *Wide·gōn ā·wê·ran ikk^e_dw·ar·ki súnna·m_an.*

und Füße, umwickeln sie mit ein paar Lumpen und legen sich schlafen. **66.** Wenn sie sich dann bei Tagesanbruch mit Wasser waschen und etwas Fett oder Wohlriechendem einreiben, dann werden sie wie eine glühende Kohle. **67.** Und auch, wenn die Toten den Geist aufgeben, so rührt man Henna an und bestreicht ihren ganzen Körper bis zum Kopfhaar hin. **68.** Und dies tut man, um den Geruch, der etwa da ist, zu vernichten. **69.** Und auch macht es die Haut zugleich fest und schön. **70.** Und man sagt auch, daß dies Tun eine Pflicht aus der religiösen Tradition sei. [444]

71. *Tosk·itti·na hāǵ·ád:* **72.** *Oddi·l·i·r, mākā kor·ī·n_úd·ī·r, wide ossi·ki hafy·ós·ki·ran wala i·kī, kofrê·gi ig_dogo·r kuǵ·r·os ter·ī·n_owwól·lo ǵūrte_tód_dēk·ki ǵōg_ǵarb·os man kofrê ā·kóddi·l_dogo·r bi·sill·undur·ran ittiwri·gi ār·ram_bokon.* **73.** *Tek·ki ǵugrī·i_e·n·gōn šug·udd_éd_ta bi·šāb·ran i·kī·gōn ossi·kī wē·sun·ī·gōn·gi.* **74.** *Feǵir·ki imbel kamlī_nawitte bi·tálle·n.* **75.** *Wide ter_ōn kīye·gi ā·kás·il_é·ki·n ǵebbád·ti ten·n_i·ki kelbetin_nawitte morro·gir bi·tólle·šug·úddi·ran dálu·gi eyye·gir_kuǵ·kir_bōg·*

71. Die dritte Verwendung. **72.** Bei den Kranken, besonders bei denen mit Geschwüren, und wenn man sich die Füße durchgelaufen oder die Hände [durchgerieben hat], so setzt man Henna aufs Feuer, aber vorher mahlt und siebt man etwas Akazienrinde und streut sie über die kochende Henna, bis sie sich miteinander verbinden. **73.** Man nimmt sie noch heiß herab [vom Feuer] und bestreicht, wie wir gesagt haben, Hände und Füße. **74.** Am Morgen steht [der

---

[444] **67** *·ro ǵú·m_bokon* »bis hinzu« wörtl. »bis es in .... geht«. Ganz ähnlich *tá·m_bokon* 951, 5 (Aus Biǵǵe: *Wadialfa_kēl·lo·tō*^{n} *Mehárrēga_kél·lo tā·m_mōko*^{n} »Von W. an bis M.«). In Nub. Texts, S. 132 vergleiche das ·ⲗⲱ ⲕⲓ·ⲥ_ⲕⲓⲗⲗⲱ FM. — *moko* (oft *mokodon*) ist dialektisch häufig für *boko(do)n* (Aus Biǵǵe außer dem oben genannten: *er ugu·m_moko*^{n} *bi·tég·ki·*^{n}, *mī*^{n}*_*^{w}*ēk·ke*^{d} *bu·wdw·i*^{n}*?* »Wenn du bis zur Nacht wartest, womit willst du (dann) überfahren?«) **68** Entwurf: *ter_ōn siy·atti.* **70** *Sunna*, Nöldeke, Orient. Skizzen 66: die Norm, welche in den überlieferten Aussprüchen und Handlungen des Propheten liegt. **72** *kuǵ·ur* wird auch allein schon für »kochen« gebraucht: 91; 525, 5 var.; unsere Stelle (besonders der Gegensatz *šug·uddi* in 444, 73) zeigt recht deutlich, daß diese Bedeutung entstanden ist wie die entsprechende des deutschen »aufsetzen«. — Zu *ǵurte* »Gerbstoff« vgl. zu 533. **75** Die Hakenstange des [444]

[444] *ran·na ǵirâdil·lo.* **76.** *Kems·itti:* **77.** *Urti·ki·r·gōn ā·hāǵê·ran wala ašir·kir·irʿu̯_án tek·ked.* **78.** *Ḥanu̯·i·na debra·ki·r ā·kuǵ·úr·ran kogor·kir_án wide kariǵ·kidd_an.* **79.** *Ašir·kanê·r·gon kám·lī·n éyye·r argadē·ki·gi kofrē·ged ā·áw·ran wissi·ki·gon anátti·gōn mas·il·gōn.* **80.** *Ur·ti·ki málle·r ā·áw·ran ikke wala haǵa ek·ke·l_wēk·ki.*

Mann] auf und kann gehen wie die Kamele. **75.** Und wenn er etwa ein Schădûf-Arbeiter ist, so können seine Hände die Hakenstange wie eine Zange packen und aufheben und herabziehen, um den Eimer zu füllen, zu heben und auszugießen. **76.** Viertens: **77.** Auch beim Vieh braucht man [die Henna als Heilmittel] oder um es damit zu verschönen. **78.** Man legt sie auf die wunden Rückenstellen der Esel, um [die Haut] fest oder heil zu machen. **79.** Und zur Verschönerung macht man an den Hals der Kamele mit Henna Zahnräder und Sterne und Mond und Sonne. **80.** Auch bei allen [andern] Tieren macht man so etwas oder etwas anderes. [444]

81. *Ten·na kemâl wide agâb·di:* **82.** *Dur·u̯·i_wēr·ī ā·wê·ran kofrê ǵenna·ná er·wâh·ir·tōn·m_an.* **83.** *Tek·ki wide ten·nā kâ·r kō·mēn·il āḫara·r·gôn bi·kō·kám·mun·um.* **84.** *Ai·gōn in·gi wē·l·gi bi·wīde·gir·tir·rin:* **85.** *Wēr_ōn in ái̯·ar·ro el·mēn·in·gi man·do haǵê·mn·um.*

81. Das allerletzte von ihr: **82.** Alte Leute sagen, die Henna gehöre zu den Düften des Paradieses. **83.** Und wer sie nicht in seinem Hause hat, wird sie auch im künftigen Leben nicht haben. **84.** Aber ich antworte einem, der das sagt: **85.** Wenn einer sie in diesem Leben nicht gefunden hat, braucht er sie auch dort nicht.

445 * **1.** *Ǵakúd·ti gir_bag·id·ti ǵeberkalāya·r·tōn ā·áw·ran.* **2.** *Ābin·n_arti·n_id·i·gōn Ġarb_Asu̯ân·n_id·ī·gōn ǵeberka·lâya·gi šĕgĕtĕmân·g_e·ran.*

* **1.** Gemüse macht man manchmal aus *ǵeberkalâya*. **2.** Die Leute aus *Abid·n_arti* und von *Ġarb·Aswân* sagen zur *ǵeberkalâya*: *šĕgĕtĕmân*. 445

---

[444] Schădûfs, der *ǵebbâd*, vgl. 376, 21. — *Kelbetin*, SAM. ar. »*kammâša*«, aeg.-ar. (SPIRO) *kalbitên* »pincers, tongs«. **78** Zu *débra* vgl. BURCKH. S. 209 (Berber): This kind of wound .... is called *Ḍabr*. It takes place on the fore shoulders and the fore ribs of the camels, and is occasioned by bad saddles. AMERY *dabara* S. 2 abscess (men or animals), S. 336 sore on back of animals, gall. — *Kariǵ* ist reif, gar, und wird auch z. B. 376, 35 vom Gerben des Leders gebraucht. Übrigens lehnte SAM. zu LUK. 8, 14 die Bildung **karik·kiddi* ausdrücklich ab. **80** D. h. oder andere Bilder. **82** Vgl. LANE II, 15: The fragrant flowers of the *hhen'na*-tree (or Egyptian privet) are carried about for sale; and the seller cries, "Odour of paradise! O flowers of *hhen'na*". **85** Die Übersetzung gibt vielleicht den Sinn des Satzes. Man sollte dann aber erwarten: *Wēr_ōn tek·ki in ai̯·ar·ro el·mēn·kô·ki·n man·do·gōn bi·hāǵê·mn·um* o. ä. — [444]
445 **445, 1** *šĕgĕtĕmân* ist nach DESCR. S. 89 ar. *riǵle*, d. h. Portulacea oleracea Linn. **2** *Abid·n_arti* 445

446 * 1. *Abid·na gúrud‿tú·r sir áro‿wēr dán; ten·na tēri·gi tăg·r·ed‿āg·in.* 2. *Tek·kōn nôro·m harir‿nawre.* 3. *Abid·na gurud·tōn warag·kōn ten‿ber·kōn·der iǩǩi‿olis·sē‿galig‿wēr dá·n.*

* 1. Im Kopf der *'Ošer*pflanze ist weißes Haar, das ihre Samen schützt. 2. Und es ist zart wie Seide. 3. Im Kopf und Blatt und Stengel der *'Ošer*pflanze ist [außerdem auch] etwas wie Milchsaft. 446

447 * *'Úruǵ kilisse‿kiii‿wēr dā·mn·um.*

* Keine Akazie ist ohne Dornen. 447

447A * Ich gebe einen Auszug aus Descr. Bd. 19 (vgl. Einl. Anm. 13 m), soweit Namen vorkommen, die als in Nubien gebräuchlich ausdrücklich bezeichnet sind: 447A

37. Cyperus rotundus Linn., ar. *sa'ed*; In Nubia *mâgysseh.* (Das Wort *magisse*, M.D. *mańisse*, nach Almk. ar. *si'da*, kommt für »Gras« oft in den Evangelien vor (Matth. 6, 30; 14, 19; Mark. 6, 39; Luk. 12, 28; Joh. 6, 10). — **57.** Pennisetum thyphoïdeum Richard; Holcus spicatus Linn.; ar. *dokhn*, id est milium; Incolis Nubiae *herneh* (lies *erdeh*, d. h. *erde*, vgl. 83; 404). — **98.** Poa cynosuroïdes Retz., Vahl, Willd.: Uniola bipinnata Linn.; Cynosurus durus Forsk.; ar. *halfeh*; Incolis Nubiae *anbarfeh* (lies *anbarteh*, d. h. *ambarte* Sam.; Schweinf., Eragrostis cynosuroides R. Sch. — **102.** Briza eragrostis Linn., Poa multiflora Forsk.; In Nubiâ *gytt* (d. h. *gid* Gras, ar. *ḥašiš*). — **161.** Sorghum vulgare Persoon; Holcus sorghum Linn.; ar. *dourah*; Linguâ incolarum Nubiae *mâreh*, d. h. *mare* (vgl. 83). — **165.** Sorghum halepense; Holcus halepensis Linn.; ar. *hachych el-farras*; in Nubiâ *gyâraoû.* (Das Wort ist wohl nicht nub., sondern ar., denn Schweinf. hat aus Ägypten: Andropogon halepensis *ǵerau̅*). — **256.** Solanum coagulans Forsk.; Circa Syenem et Philas. Incolis *kaderânbes.* (So auch Schweinf. Wohl kaum *katerē·m‿bes* »Mauerbruder«.) — **283.** Asclepias procera Willd.; Asclepias gigantea Linn.; ar. *o'char*; fructus dicitur *beyd-el-o'char* Incolis Nubiae *abouk* (wenn keine Verwechslung mit *abid* vorliegt, so ist *abug* Wolle gemeint, was auf die Haare in der Frucht gehen könnte, vgl. 446). — **401.** Lawsonia inermis;

[445] »Insel des *'Ošer*«, vgl. 446, ist der nub. Name des nördlichen Vororts von Aswân, der [445]
446 ar. *Ǵezire* heißt. — **446,** 1 Zuerst war *gurd·i·r* gesagt. 2 *Abid*, Rein. Wb. *habiti*, Leps. Wb. *abad*, ar. *'ošr* Schweinf. Calotropis procera R. Br., vgl. Burckh. S. 39. Dieser gibt als ägyptisch-arabischen Namen *fetme* an. Der Strauch kommt auch in Oberägypten vor, ist aber in Nubien sehr viel häufiger. Die Früchte abgebildet z. B. bei Hosk., Taf. 52. Blätter des *'Ošer* tut man nach Hartm. S. 211 ans Bier. 3 Man sollte erwarten: 446
447 *olisse iǩǩi‿galig.* — **447** *Úruǵ* ist nach Almk. Wb. Acacia gummifera (vgl. 447 A 963). 447
Sam. gab *harâs*, was nach Schweinf. Acacia albida D. ist. Andere dornige Pflanzen s. 209.

[447 A] Lawsonia spinosa et lawsonia inermis Linn.; ar. *tamrahenneh* designat flores et arborem; *henneh* folia in pulverem trita; Apud incolas Nubiae *kofreh* (d. h. *kofrê*, vgl. 444). — **425.** Ruta tuberculata Forsk.; ar. *megennyneh*; In Nubia *geryg el-ghazâl*. — **437.** Tribulus terrestris Linn.; ar. *kharchoum el-nageh, gatha, eddraejsi*; in Nubiâ *kenyssâ koul* (d. h. *kinisse_ kō·l* »dornig«). — **458.** Portulaca oleracea Linn.; ar. *rigleh*; in Nubiâ *segettemâm* d. h. *šegetemân*, vgl. 445). — **560.** Buchnera hermonthica; in Nubiâ *nâour-kou* (d. h. doch wohl FM. *nâwwar-ku* »Blüten«). — **614.** Cleome pentaphylla Linn.; in Nubiâ *arâreg* (Schweinf. Cleome (Pedicellaria) pentaphylla, ar. *tamalika*. — **633.** Sida mutica; in Nubiâ *gergydān* (das Wort ist nicht nub.; Almk. Wb. unter *gergedān* (?); Schweinf. *qerqedān* Abutilon muticum Webb.). — **646.** Gossypium frutescens; ar. *qotn*; in Nubiâ *bennabouk* (d. h. gewiß **ber-n_ābug* »Baum- (Holz-) Wolle«, wie Rein. Wb. sein *bennauk*, pl. *bennaugi*, erklärt; Almk. Wb. *bennau* D., obj. *bennawukki*). — **651.** Hibiscus praecox Forsk.; Ketmia aegyptiaca parvo flore, Tournefort; Alcea aegyptiaca Clus.; ar. *bāmyeh beledy*; Incolis Nubiae *gyoundôu, djoundoû* (d. h. *ǵondo*, vgl. 438 A). — **658.** Spartium thebaïcum; in Nubiâ *chouhâk, touchy*. — **666.** Phaseolus mungo Linn. Circa Philas in campis colitur, dictus ab incolis *kacheryngy* (d. h. *kašrange*, vgl. 435). — **667.** Dolichos lablab Linn.; ar. *leblâb*; in Nubiâ *ougoudky* (d. h. *ugud-ki*, vgl. 432). — **668.** Dolichos lubia Forsk.; ar. *loubyâ* et *loubyeh*; in Nubiâ *mâseh*. — **902.** Croton plicatum Vahl.; In Nubiâ *qod-deh* (Schweinf. hat *goddā, goddēk* Crozophora plicata A. J. aus dem Niltal. Wenn auch der Name nicht nubisch aussieht, so erscheint doch das *-k* (des Obj.?) darauf hinzuweisen, daß auch Schweinf. das Wort aus nubischem Munde hat). — **905.** Ricinus communis Linn.; Ricinus medicus Forsk.; ar. *kharoua'*; Linguâ incolarum Nubiae *rouâgy* (d. i. doch wohl verstümmelt aus (*hu*)*rwa-gi*). — **921.** Cucumis colocynthis Linn.; ar. *handal*; in Nubiâ *horky* (d. i. *'ōr-ki, 'ūr-ki*, vgl. 3, 33; 441). — **940.** Phoenix dactylifera apud incolas Nubiae dicitur *fentigy*, et fructus *benty*, vel *betty* (*benti* ist D., *fenti-gy* FM., *betti* K., alle drei für Baum und Frucht; vgl. 344 A). — **941.** Cucifera thebaïca; ar. *doum*; in Nubiâ *ambouy* (verstümmelt aus *am-bougy*, d. h. *ambu-gi*, vgl. 367). — **963.** Acacia nilotica Willd.; Mimosa nilotica Linn.; Arbor appellatur *sant*; *qarad* est nomen fructûs; Incolis Nubiae *horg, goouy, djoouy* (das erste ist doch wohl sicher *ûruǵ* Acacia gummifera, vgl. 447, die beiden letzten sind *ǵowwi* vgl. 336). [447 A]

IX. Tiere.

Nr. 448—507.

Liste der nubischen Tierwelt bei Hartm. S. 191 ff.; Kumm S. 44.

448	* *Úrti-kī mállẹ ēw-ko-n-ī-m zōl-g‿an-mèk-ki-n.*	* Alle Tiere haben Schwänze, nur der Mensch nicht.	448
449	* *Úrti ten-na kínna-ri-gi ā-igiddi-n.*	* Das Vieh säugt seine Jungen.	449
450	* *Úrti digri-gir illē-gi kăl-ós widé éssi-g‿ni-ki-n lehdá-r ā-wákki-n.*	* Wenn das Vieh viel Weizen frißt und dann Wasser säuft, so platzt es sofort.	450
451	* *Fil-na nel arō-m.*	* Der Elephantenzahn ist weiß.	451
452	* **1.** *Tī-ki-gi kōlè-r-tōn kus-irgi kuddé-r ébr-īr-u.* * **2.** *Am‿bāb tī-ki-gi atta-sum.* * **3.** *Tī-ki-g kus-ég-gu! Ēs-iye bidā-sum. Gū‿dúkk-ir.*	* **1.** Löse die Rinder von der Sâgye und bringe sie in die Hürde. * **2.** Mein Vater hat die Rinder gebracht. * **3.** Löse die Rinder [vom Weidepflock] und bring sie! Der Mittag ist gekommen. Geh und spann sie an.	452
453	* *Tī-ki-n‿ikki‿e-sum.*	* Es war Kuhmilch.	453
454	* **1.** *An-na ti komb-an-ós-sum.* * **2.** *Tī-ki āb‿dogo-r ā-iw-ran.*	* **1.** Meine Kuh ist fett geworden. * **2.** Die Kühe weiden oben auf dem Ufer.	454
455	* *Man kám-na gèle-gid ten-na tiwrī‿gálg-in.*	* Jenes Kamel ist ebenso rot wie sein Genosse.	455
456	* **1.** *Kám-lī ittiwrī-g‿ābiddi‿awti-gir sèg-sam.* * **2.** *Kám-lī igitti-gir tá-san* [oder: *-sam*].	* **1.** Die Kamele begegneten sich und drängten dicht aufeinander. * **2.** Die Kamele kamen nahe.	456
457	* *Kam‿dogo-r deg-ir-kōn faru-gōn-gi kuģ-r-os-ir!*	* Lege Sattel und Hammelfell auf das Kamel.	457

448 * **448** *-g‿an-mèn-ki-n* wörtl. »wenn du nicht den .... nennst«. Ein häufiger Ausdruck für 448
»mit Ausnahme von, es sei denn, außer«. — Die zahlreichen Verbindungen mit *-kō-l* »habend«
nehmen fast durchweg das Objekt in der engen Verbindung ohne *-gi* (nur 412, 13 *-gi* als
Variante) zu sich, z. B. *missi‿wēr‿kō-l* 878. Der Pluralis lautet fast stets *-kōn-i*, wobei das *ō*
noch oft verkürzt wird, vgl. 165, 5. Rein. Gr. § 148 gibt mit demselben Übergang von
l in *n* den Plural von *kōl* »allein« als *-kōn-ī*, wo Almk. § 25 und 104 nur *l* hat.
451. 452 * **451** Fibel S. 6, 13; 19, 8. — * **452, 1** *kuddé* auch Joh. 10, 16. **2** Fibel S. 10, 18; 20, 13. 451. 452
453. 455 **3** Zu *dukk-ir* vgl. 460. — * **453** Fibel S. 10, 18; 21, 13. — * **455** *galig* ähnlich, gleich, 453. 455
wird bald, wie hier, als Verbum (so auch 531, 12; 795, 1; 1003, 188), bald als Adjekt.
(*galg‿e-* 83, 8; 1003, 162. 204; *galg-um* 174; 487, 2; *galg-an-* 1003, 236; *galig-di* 1003, 55)
gebraucht. Konstruiert wird es fast stets ohne Genitivendung; nur einmal 531, 12
457 steht *in-ī-n‿galg-in*; sonst auch darin stets *in-ī‿galig.* — * **457** Fibel S. 16; 25 F. — 457

458 ✱ **1.** »*Imbel·ar·ki àn·nā kám olóngu mā·r·os·sum.*« **2.** »*Min·ǎ?*« **3.** »*Maris·bū·kó·reg·in. Wil·gi mārō·r mas·il‿bel·ė·r·tōn tō·r·ar‿bokon deg·bū·sum.*« **4.** »*O·longu mug·os·wé.*«

✱ **1.** »Unser Kamel hat heute nicht aufstehen können.« **2.** »Warum?« **3.** »Es dürfte müde geworden sein. Gestern beim Sebachholen ist es von Sonnenaufgang bis Untergang beladen gewesen.« **4.** »Heut laßt es [in Ruhe]!« 458

459 ✱ *An·na káǵ en·na kaḱ·ḱodon ǵāb‿tēb·in.*

✱ Mein Pferd steht dicht neben deinem Pferde. 459

460 ✱ *Káḱ·ḱi ʿarabiye·r dukk·os.*

✱ Spann das Pferd an den Wagen. 460

461 ✱ *In káḱ·ḱi deg·oz·zên.*

✱ Sattle mir dies Pferd. 461

462 ✱ **1.** *Káḱ·ḱi égir!* **2.** *Digír·rin·gi ā·sár·ki·ri.*

✱ **1.** Steig aufs Pferd! **2.** Ich fürchte zu fallen. 462

463 ✱ **1.** *Ar káḱ·ḱi ǵān·es·sun.*
✱ **2.** *Kaǵ·i bidā·san·dĕ? Kaǵ·i bidā·san.*

✱ **1.** Wir haben das Pferd gekauft. 463
✱ **2.** Sind die Pferde gekommen? Die Pferde sind gekommen.

464 ✱ **1.** *Ḥanų̂·i máro·r·tōn kutte·takk·os·kʾ·ran ten·na lehda·i̯‿ĕ́·n turb·ós ā·mar·riǵê·ran.* **2.** *Tin·na ǵitta marriǵ·ād·ted ā·susu·tákk·os·in eskéd·ted.*

✱ **1.** Wenn den Eseln der Sebach abgeladen wird, so legen sie sich sofort und wälzen sich. **2.** Ihr Körper wird durch das Wälzen mit Staub beschmiert. 464

465 ✱ *Ḥanū·na ǵer mārō·n inǵ·ar·ked deb·bir·ós·sum* [oder: *debr·ós·sum*].

✱ Der Rücken des Esels ist durch das Sebachtragen wund geworden. 465

---

458 ✱ **458** Fibel S. 32. **2** Siehe zu 376, 85. **3** Im Mskr. unklar. An sich könnte man auch *bol·ē* lesen; doch ist das unwahrscheinlich, da von *bel* »herauskommen« die Form *bol* sich nur vor *·os*, 458
460 diesem vokalisch angepaßt, findet. — ✱ **460** Die Bedeutung »anspannen« (des Zugviehs) für *dukki* findet sich auch 452, 3; auch Rein. Wb. hat sie. Der Stamm *dukki* hat außerdem etwa folgende Bedeutungen: Herausziehen, Herausreißen, von Pflanzen (Sam.), Pfählen 735, Splitter Luk. 6, 42, Auge Matth. 5, 29, Salz aus der Erde 129; von einem Manne aus Girsche wurde mir aus der Geschichte vom *ḥarâmi el·mazlûm* bei Willmore Spoken Arabic 1905 § 39 übersetzt: *Ṭiliʿ iš·šibbâk fi idu, wiqiʿ ʿala l·arḍ = šebbâk·ke dukk·ad·irgi árd·er digír·su; Qâm iš·šibbâk ṭiliʿ fi idu = šebbâk ten·na i·r dukki·rgi bidá·su*; Atem (aus der Brust) holen 905, 1. 2; Mist (aus dem Stall) 513, 7; (den Stall) ausräumen 513, 6; (Kleider) ausziehen 213; Rein. Wb. (Staub) aufwirbeln; *ʿalga·gi dukki* die (Arbeits)zeit anfangen 381, 2; Erretten, oft in Evgg., z. B. Matth. 10, 22, synonym *ōs*: Rauben 592, synonym *ār* (Luk. 8, 18 = Mark. 4, 25); Intransitiv »sich aufmachen« *an‿new·erti ā·dukki·n* 906, *new·erti ai·gi ā·dukki·n* 1003, 138 »vor Ungeduld«; vom Wind 1003, 83. 99; bei Rein. Wb. auch »vom Aufgang der Himmelskörper«; *dukki·l* 1003, 13 »der (bald) beginnende, der kommende Monat«. Die Bedeutung »schmieden, schlagen« bei Rein. Wb. gehört nicht 460
462 hierher, sondern zu *tukki* »schlagen, schmieden«. — ✱ **462** Zu Carr. 1906 S. 239 Mitte. — 462
463-465 ✱ **463, 2** Fibel S. 27 K. — ✱ **464** Vgl. zu 376, 85. — ✱ **465** Vgl. zu 444, 78; 458. — 463-465

466 * *Ter kid ḥánū·na kīd·m·a.*

* Dieser Knochen ist ein Esels-knochen. 466

467 * *In ḥanū ai·gi inģ·ar·ro ģaģad·um.*

* Dieser Esel ist zu schwach, mich zu tragen. 467

468 * **1.** *Ḥanu·rê? Ḥanu·m·á.*
* **2.** *Ḥanu̯·ī·rê? Ḥanu̯·ī·m·á.*

* **1.** Ist es ein Esel? Es ist ein Esel. 468
* **2.** Sind es Esel? Es sind Esel.

469 * **1.** *Ḥanú·gi dég·os.*
* *Ḥanu deg·bū·n.*
* **2.** *Ḥánū·n_dōgò·r dég·ir·ki kuģ·r·ós!*
* **3.** *Dég·ir ḥánu·n_dogō·r kúģ·bū·n.*

* **1.** Sattle den Esel! 469
* Der Esel ist gesattelt.
* **2.** Lege den Sattel auf den Esel!
* **3.** Der Sattel ist auf den Esel gelegt.

470 * **1.** *Wīl·ki·ná deg·ir er inģ_éd_tá·sin ḥanū·n_ģer_dogo·r dúl_e·sum.* **2.** *Ála·gide er áttá·sin tén·na ģer_kótt·um.*

* **1.** Der gestrige Sattel, den du gebracht hattest, war zu groß für den Rücken des Esels. **2.** Der, den du jetzt gebracht hast, paßt für seinen Rücken. 470

471 * *Ḥánu agar_wêk·kir egir·tákku·mn·um ten·na faráḫ·ki wakk·ós·ki·ran.*

* Man kann mit einer Eselin nirgendwohin reiten, wenn man ihr Füllen zurückläßt. 471

472 * *Ter ḥanu·gi gud'a·r·tōn ōs·os, wala am_báb·ki uwe·tir·ri.*

* Nimm jenen Esel aus dem Feldstück heraus, oder ich rufe meinen Vater. 472

473 * *Eb_bûrū, ter ḥánu·gi ģabi·r·tōn igidd_eb_bida.*

* Du Mädchen, tränke jenen Esel aus der Rinne und bring' ihn her. 473

474 * **1.** *Gir_wēk·ki ai Suán* [oder: *Soắn*]·*do·r_e·sīn.* **2.** *Téd·do nal·sīm urti·ḱī_wēr·i·gi kid·ir man·i·n_ówwol·lo an·na missi urub·sin·dō nal·kô·mn·ī* [oder: *-mn·īm*]. **3.** *In urti·ḱī tin·ná kid·ir wala déssen dul·i·mn·a* [oder: *·mn·an*] *wala kinna·ri·mn·a* [oder: *·mn·an*]. **4.** *Tid·der ai·gi ḫilê·r·el tin·ná dōro·gid·tōn wīde tin·ná abug·nā nōssō·gid·tōn, wīde*

* **1.** Einmal war ich in Aswân. **2.** Dort sah ich Kleinvieh, wie ich es niemals vorher, seit meine Augen offen sind, gesehen habe. **3.** Diese Tiere an sich waren weder sehr groß, noch [sehr] klein. **4.** Was mich an ihnen gefreut hat, war ihre Dicke und die Länge und Zartheit ihrer Wolle. **5.** Und ich fragte den Besitzer der Tiere: 474

467–469 * **467** Vgl. Rein. § 279, a. * **468** Fibel S. 26 H. — * **469, 1** Schluß und **3** Fibel S. 24 CH. D. 467–469
472–474 * **472** Fibel S. 31. * **473** Fibel S. 31. — Zu *ģabi* siehe 473. * **474** Diese Geschichte war einer der ersten Versuche Samuêls, freies Sprechmaterial zu liefern. Ob sie Tatsachen enthält, weiß ich nicht. **2** »offen sind« wörtl. »Löcher haben«. **4** Zu *·tōn* siehe zu 472–474

[474] *nōro·gid·tōn.* **5.** *Ai wide issig·sīm urti·k̄ī·na tirtī·gi.* **6.** »*In urti·k̄ī·gi sāi·r·tōn er atta·īr·ŭ?*« **7.** *Ter wīde·gir·dēs·sum.* »*Er elgōn in urti·k̄ī_galig·kī nal·kō·mn·ŭ?*« **8.** »*Illă, in urti·k̄ī_galig àn·nai dā·mn·u* [oder: *·mn·um*]. **9.** *Àn·nā urti·k̄ī in·gū·n_dogo·r urtúnna·ri widé tin·ná ábug bărǵ·um.*« **10.** »*In urti·k̄i ā·el·tákki·rán dogō·r, ǵebel·nā tū·r.* **11.** *Ted·do·tōn ai ǵān·ed·ta·i̯·ir·sīm* [oder: *·sin*]. **12.** *Ai·gi déssen ḫilē·ran·ga^d* [oder: *·gad*] *gó·rik̄·kī tid·deⁱ·tōn ǵán·sīn, an·nā maráh·ir ebr·ir·ri_án* [oder: *ebir·ri_án*]. **13.** *In urti·kī ǵen kemis·n_ȧgáb·ir úski·rgi ešēi·gi eyye·gr·ós·san.* **14.** *Tid·deⁱ·tōn bag·id·ti ǵān·os·sīm bag·id·tōn ǵoǵ·sim bag·id·tōn šerrikē·sīm.* **15.** *Olongu·m_bokon in urti·k̄i·r·tōn ai ā·kál·lin,* **16.** *wala haǵá oww·itti_wēr ai·gi tin_nawitte kessibē·kó·mn·um.*«

[474] **6.** »Von woher habt ihr diese Tiere gebracht?« **7.** Er antwortete mir: »Hast du noch nichts wie diese Tiere gesehen?« **8.** »Nein, etwas wie diese Tiere gibt es bei uns nicht. **9.** Unsere Tiere sind kleiner als diese und ihre Wolle gröber.« **10.** »Diese Tiere finden sich droben in der Wüste. **11.** Von dort habe ich sie mir gekauft. **12.** Weil sie mir sehr gefielen, kaufte ich sechs von ihnen, um sie in meinen Stall zu stellen. **13.** Diese Tiere haben nach vier Jahren [so viel] Junge geworfen, [daß sie] das Dorf gefüllt [haben]. **14.** Von ihnen habe ich einen Teil verkauft, einen Teil geschlachtet und einen Teil habe ich . . . . **15.** Bis heute lebe ich von diesen Tieren, **16.** und nichts anderes hat mir so viel Gewinn wie sie gebracht.«

475 ✶ *Eged·i gulli·bū·l·i·gi šārē·n_ág·il·gi ā·kurri·ǵamme·gir·ran, zarûba·r undur·ir·^ru̯_án.*

475 ✶ Man sammelt die zerstreuten Schafe beim Anbruch des Abends, um sie in die Hürde zu bringen.

476 ✶ **1.** *Eged·i éssi·gir sūg_šug·ur·bū·ran.* ✶ **2.** *Eged·i·n dóh_wēr ǵébel·lo·tôn éssi·gir šúg·ur·bū·n.*

476 ✶ **1.** Die Schafe drängen zum Fluß hinunter. ✶ **2.** Eine Schafherde steigt von der Wüste zum Fluß hinunter.

477 ✶ **1.** »*Éged ā·kál·in.*« **2.** »*Min·gi ā·kál·in?*« **3.** »*Kašrangê·gi ā·kál·in, wide·gōn úgud·ti ā·kál·in, marē nōro·gōn ā·dól·in.*«

477 ✶ **1.** »Das Schaf frißt.« **2.** »Was frißt es?« **3.** »Es frißt große Bohnen und frißt Lûbye und liebt auch weiche Durra.«

---

[474] 45, 6. **9** Man erwartet *urtunna·ri·m.* **14** Die Bedeutung von *šerrikē* ist mir nicht ganz klar. — Die Auslassung der Objektspartikel *·gi* hinter *·gōn* findet sich in den Texten und den Evangelien sehr oft (vgl. Schuch., Evgg. S. 100. — ✶ **475** Zu *ag·il* vgl. 149; 738. ✶ **476, 2** *dóḥ* »Herde« (Sam.). Ein andermal bezeichnete Sam. *dó^c* (mit ^c) als rein nub. Das Wort findet sich Matth. 8, 30. 31. 32. 32; 26, 31; Luk. 2, 8; 8, 32. 33; 12, 32. — ✶ **477** Fibel S. 36. —

478 ✶ **1.** »*Án·na éged kátti toski·gi wil·gi úsku·sum.*« **2.** »*Kátti·gōn mín·gi ā·kál·in?*« **3.** »*Kátti ikkī·gi ā·ni·n.*« **4.** »*Sit·tág‿bokon?*« **5.** »*Nel·ī bel·lam‿bokon.* **6.** *Nel·ī bol·ós·ki·ran ték·kōn urti nōro·gi ā·uguddi·n kal·ē·gi.*« **7.** »*Katti akki·takk·ós·ki·n eged·na ikki·gi min‿āw·ran?*« **8.** »*Dákki·ka kál·ged ā·kál·lan.*« **9.** »*Wide mīn·gōn?*« **10.** »*Ter‿ōn digrī·i‿e·ki·n ā·múg·ran.*« **11.** »*Min·gir ā·múg·ran?*« **12.** »*Dés·ki bél‿an.*« **13.** »*Dés·kōn min‿wēk·ked ā·áw·ran?*« **14.** »*Dés·kōn kusu·ged ā·ǵābe·gir·ran.*«

✶ **1.** »Mein Schaf hat gestern drei Lämmer geworfen.« **2.** »Und was frißt das Lamm?« **3.** »Das Lamm trinkt Milch.« **4.** »Bis wann?« **5.** »Bis die Zähne herauskommen. **6.** Wenn die Zähne herauskommen, dann beginnt es weiche Dinge zu fressen.« **7.** »Wenn das Lamm entwöhnt ist, was macht man dann mit der Milch des Schafes?« **8.** »Man melkt es und ißt [die Milch] mit Brot.« **9.** »Und was noch?« **10.** »Wenn es sehr viel ist, so buttert man.« **11.** »Wozu buttert man?« **12.** »Damit Butter entstehe.« **13.** »Und was macht man mit der Butter?« **14.** »Mit der Butter brät man das Fleisch.« 478

479 ✶ *Gir‿bag·id·ti zôl ā·nal·in Medine·n‿tú·r āja·ki‿wēr·i doir·i‿wēr·i·gi ā·kel·lifê·ir·ran ittiwri·na gútt·ar·na ǵirádil·lo.*

✶ Manchmal sieht man in Ägypten, daß Eunuchen ein paar Böcke unterhalten zum Kampf miteinander. 479

480 ✶ *Án·na ká·n‿arri·ná bérti ewré kémis·ki úsk‿ed‿tā·sum.*

✶ Die Ziege meines Nachbarn hat vier Lämmer geworfen. 480

---

478 ✶ **478**, **2** ff. Fibel S. 36. **4** Die Formen des Wortes für »wann«, in dessen Anfang vielleicht das stark verkürzte Fragewort *sâï* (vgl. 335) steckt (mit *·n* Gen.?), sind bei Sam. in sich vollkommen klar. Er läßt das Wort auf *g* auslauten. So finden sich: *sittág·ki* wann? (oft); *sittág·na* (oder *sittāg·ki·na*) *watti·gi* (325); *sittág·tōn* seit wann? (328); *sittág‿bokon* bis wann? (478, 4). Dazu stimmen gut die K.-Formen bei Almk. *sittâki*, Leps. *sittāki*, *sintāki*, Rein. *istāki*. Schwieriger sind schon die K.-Formen *istā*, *istā·ki*, *istā·m‿bokon*, *intāt* bei Rein. und dessen D.-Formen. Das FM.-Wort für »wann« lautet etwa *issōn* od. ä. Mark. 8, 17 und Joh. 5, 17 zeigen ein *ittág‿bokon* »bis jetzt«, in dessen Anfang doch wohl das pron. dem. *in* steckt, so daß man aus *sittâg* und *intág* ein Nomen *tâg* erschließen möchte. — Der Auslaut *g* findet sich nach Samuels Schreibung (ob mit Recht?) auch in *asal wē·kâg·ki* »übermorgen« 697 (vgl. Wien. Ber. S. 7), wo andere auch wieder nur *wēkāki* schreiben. **13. 14** Man erwartet *des·ked* (oder *·ki*) *min‿wēk·ki ā·áw·ran* und *des·* 478
479 *ked kussu·gi* usw. **10—12** Vgl. zu 98; 100. — ✶ **479** Im nub. *kellifê* können, wie in allen so gebildeten Verben (Einl. S. 25e), zwei ar. Formen stecken, II. und V. Hier liegt die V. ar. Form zugrunde تكلّف »sich Mühe geben mit etwas«. Wenn ich in Biǵǵe notiert habe *korré·r eged‿wēk·ki ǵâs·su; riyâl goriš·ki kallifê·su; Ali·g‿ā·wé·ri Dib·ir·tō^{n} āttá·su^{m}; ter goǵ·in·ga^{d} ar ten·nai·tō^{n} ār·su* »zum Fest haben wir ein Schaf gekauft; es kostete 6 *riyâl*; Ali hat es aus Aswân gebracht; als er es geschlachtet hatte, haben wir von ihm genommen«, so würde im 479
480 Arabischen die II. Form كلّف stehen. — ✶ **480** *Berti* ist (Sam.) eigentlich die weibliche Ziege, der Bock ist *buttul*; *ewrē* soll nach Sam. das weibliche Ziegenlamm bezeichnen. — 480

481	✱ *Im_berti·ki·na sir·na ǵuddo·gid ter éged fōi·bū·l·di·n_dogo·r āšr·um.*	✱ Die Dichte des Haars dieser Ziegen ist schöner als das [Haar] jenes Schafes, das [durch Krankheit] die Haare verliert.	481
482	✱ *Búttul war·ǵ·in·gōn tá·sum.*	✱ Der Bock kam gesprungen.	482
483	✱ *Wél·gi Nob·ī·n_ešei·r ūwe·kᵉ·ran sṓ_sṓ·h_án a·ūwe·tir·ran, wel·gōn ā·bōd·tā·n.*	✱ Wenn man in Nubien einen Hund ruft, so ruft man ihm zu: *sṓ sṓ*, und der Hund kommt gelaufen.	483
484	✱ **1.** *Wel a·mūk·in.*	✱ **1.** Der Hund bellt.	484
	✱ **2.** *Wel urti·ki·gi ā·harsè·n.*	✱ **2.** Der Hund bewacht das Vieh.	
485	✱ *Widlag ginna·r ā·el·tákkin.*	✱ Der Hase findet sich in der Wüste.	485
486	✱ *Ai ǵébel·gi kuǵ·bū·rin·gōn gir_bag·id·ti ǵêl_wēr ai·g_ā·bīnē·dès·sum.*	✱ Als ich in die Wüste hinaufging, zeigte sich mir manchmal eine Gazelle.	486
487	✱ **1.** *Er ǵêl·na bód·ti·gi a·bód·in.*	✱ **1.** Du läufst wie eine Gazelle.	487
	✱ **2.** *Er ǵêl_ǵálg·um.*	✱ **2.** Du gleichst einer Gazelle.	
488	✱ *Kadis iskittē·gi ār·és·sum.*	✱ Die Katze hat die Maus gefangen.	488
488A	✱ *Sáb ā·miól·in.*	✱ Die Katze miaut.	488A
489	✱ *Ar_ón eddi·ki ár·gi dūr·ir·mēn·dan·gōn tin·nâ·tōn bél·ar·ki ā·wéris·kū·run, ugres_é·n·gōn tall·os·wé!*	✱ Wenn wir den Hyänen, ohne daß sie an uns kommen, entgehen wollen, so laßt uns bei Tage gehen.	489
490	✱ *Ablái šór·an zōl_dogo·r a·dárri·n.*	✱ Der Affe klettert leichter als der Mensch.	490

---

482 ✱ **482** *·gōn* am Verbum mit präsentischen Endungen vor einem Hauptverbum bedeutet 482
483 »indem, während, als, wenn« u. ä., vgl. *·mēn·* .... *·gōn* 58, 3. — ✱ **483** Amery S. 413 aus 483
484 Dungula: Lockruf für Hunde *so so.* — ✱ **484, 1** Fibel S. 14. Mskr. *múkki·n.* **2** Fibel S. 14. 484
485. 486 — ✱ **485** Fibel S. 15, 22; 22, 17. — ✱ **486** Die Gazellen sind, besonders auf dem West- 485. 486
ufer, in Nubien oft eine wahre Plage für die Uferfelder mit Bohnen usw. Burckh. S. 79,
erzählt aus dem Fiyadikka-Gebiet: The Arabs have no other means of guarding their
fields against them, than by setting up objects to frighten them; I frequently met with the
grotesque figure of a hyaena, formed of straw, and mounted upon legs of wood. Oft sind
die oberen Ränder der Uferfelder weithin bekränzt mit Schnüren, an denen blecherne Pe-
487 troleumbehälter o. ä. aufgehängt sind, die als Abwehrglocken dienen sollen. — ✱ **487, 1** Fibel 487
488. 488A S. 11, 19. **2** Fibel S. 11, 20. — ✱ **488** Fibel S. 11, 20. — ✱ **488. 488A** *Kadis* wird 488. 488A
von den Wbb. als M angegeben, nur *sáb* als K. — ✱ **488A** Fibel S. 9, 16; 20, 11.
489 — ✱ **489** Burckh. S. 79: The hyaena inhabits the mountains on both sides of the 489
490 river.... I did not hear of any other beasts of prey in these parts. — ✱ **490** *ablái* 490
auch im Beḍauye und Sūdân-Arabischen: Rein. Beḍauye Wb. S. 5, Amery S. 16. —

491 * *Kawirte koī·kṷ̄ï‿wēr sūg‿tálle·bū·n.*
* Unzählige Vögel kommen dicht gedrängt. 491

492 * *Kawirtē·ki deg·ós·san* [oder: *·sam*].
* Die Vögel sind aufgeflogen. 492

493 * *Ter ḫurêt·ir·tōn darbad·ī·gi kinnᵃ‿ʷek·ki gull·os·sidd·ir, éssi‿wēk·kōn uskur·tidd·ir.*
* Streue ein wenig von diesem Unkraut den Hühnern hin und stell' ihnen auch etwas Wasser hin. 493

494 * *Minnē·ki tin·ná kúnni·r·tōn gū·ki·gir sib·bū·ran.*
* Die Tauben fliegen von ihrem Nest auf die Felder. 494

495 * *Ar kúru·gi ā·kal·giddi·run.*
* Wir füttern die Turteltauben. 495

496 * *Nal·sum arti·na new·érti·gi minnē‿nawre šug·ur‿tá·rgi ten‿dogo·r welēse·sin·gi.*
* Er hat den Geist Gottes wie eine Taube herabkommen und sich auf ihm niederlassen sehen. 496

497 * *Ságir minnē·gi ā·kabki·l·ī·r·tón·u.*
* Der Falke gehört zu den Taubenräubern. 497

497A * *Úgmē·ki ā·gōrê·ran.*
* Die Eulen klagen. 497A

498 * *Kārê·gi tilli agúde·ged ā·âr·min·án* [oder: *·ám*]; *gakkar·kég·gōn ā·âr·ran.*
* Man fängt Fische nicht nur mit dem Netz; auch mit dem Angelhaken fängt man sie. 498

499 * *Ugú·gi di·el‿wēk·ki hars·ed‿ág·rin·gōn wissi‿dúgur‿wēr tá·rgi ai·gōn dī·el·gōn·na barrē·r kāš‿šáw·sum.*
* Als ich nachts bei einem Toten wachte, kam eine Viper und wand sich zwischen mir und dem Toten hin und her. 499

---

493 * 493 Fibel S. 32. Das Wort *ḫurêt* für Unkraut auch Matth. 13, 25—40, wo es das arab. زوان, franz. *ivraie* wiedergibt. *ḫurêt* ist natürlich arabisches Fremdwort, doch 493
495. 496 kann ich es in den arabischen Wbb. nicht finden. — * 495 Fibel S. 12. — * 496 Ist 495. 496
497A Matth. 3, 16. — * 497A Es gibt große und kleine Eulen in Nubien. Hartm. S. 194: »Von Eulen bewohnen diese Gegenden der große Schuhu (Strix Bubo Ascalaphus Sav.), ... ferner zwei kleinere, weit verbreitete Arten (Athene persica Ch. Bon. und Brachyotus aegolius Ch. Bon.)«. Die Leute von Bigge erzählten, die »kleine« Eule sauge die Kinder aus. Der 497A
498 Kauz als Totenvogel bei Hartm. ebenda. — * 498 Vgl. Burckh. S. 25: The Nubians have no fishing apparatus whatever, except at the first Cataract, at Derr, and at the second Cataract, where some fish are occasionally caught in nets. The two species of fish which seem to be most common, are called by the natives Dabesk (Sam. *dabis*, Almk. = ar. *dabs* »Hecht«) and Meslog. Dazu stimmt Pückler-Muskau, Aus Mehemed Alis Reich, 1844, II, S. 288: »Keiner unserer Matrosen war zum Fischen zu bringen, auch war keine Vorrichtung dazu da«. Auch wir wunderten uns in Nubien oft, daß unsere Schiffer nie einen Versuch machten, ihre Nahrung durch Fischfang aufzubessern. Anders ist es in 498
499 Dungula (Rüpp. S. 50). — * 499 *wissi‿dúgur* »die Vipera cerastes«. Arbeit über die 499

500 * **1.** *Ikin an·n͜óssi·n͜dogo·r dōr·bū·sum.*

* **1.** Ein Skorpion kroch auf meinen Fuß. 500

* **2.** *Ikin·gi ai bē·r·os·sīm.*

* **2.** Ich habe den Skorpion getötet.

501 * *Ai talle·bú·rin·gōn kurkúnne͜wēk·ki an·n͜óssi·ged fákk·os·sīm.*

* Beim Gehen habe ich einen Mistkäfer mit meinem Fuß zertreten. 501

502 * **1.** *Wigid marē·nā bún·gi kal·ós·sum.* * **2.** *Harīr alê·n·di wigd·ir·tōn ā·bél·in.*

* **1.** Die Würmer haben die Durrawurzeln zerfressen. * **2.** Die echte Seide kommt vom Wurm. 502

503 * *Gen imil dimin·de͜ídu wide seba'in·i͜toski·r mágga͜wēr àn·n͜eše̯i·i·r šug·ur gū mállē·gi ér·es·sum.*

* Im Jahre 1873 fielen Heuschrecken in unser Land und plünderten es ganz aus. 503

504 * *Berlin·do dâ·rin·gōn šahar·i nög·el·i·r téd·do zôl·ī·gi nál·sīm gôr͜nawitte tin·nā digrī·kanē·ged.*

* Als ich in den vergangenen Monaten in Berlin war, sah ich dort die Menschen wie Ameisen so zahlreich. 504

505 * *Tūr͜wēk·ki Medine·r awri͜wēn·nai beyyi·bú·rin·gōn ter tūr kámil·gi barġót·na ákk·ar·kōn wide ten·na wadai̯·ar·kôn·ged nalú·gi misīr·sim.*

* Als ich eines Nachts in Kairo bei einem Freunde übernachtete, habe ich jene ganze Nacht vor dem Beißen und Hüpfen der Flöhe keinen Schlaf gefunden. 505

506 * *Sêf·ir zol·i esk' a·nēr·min·an golgod·âya·na wīg·ar·ked.*

* Im Sommer können die Menschen nicht schlafen vor dem Quaken der Frösche. 506

507 * **1.** *Golgod·âya kakkē·gi a·úski·n.*

* **1.** Der Frosch gebiert die Kaulquappe. 507

* **2.** *Golgod·āya·rē? Golgod·āya·m.*

* **2.** Ist es ein Frosch? Es ist einer.

---

[499] Schlangen Nubiens: v. Barnim und Hartm., Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1862. — [499]
500. 501 * **500, 2** Fibel S. 9, 18; 20, 13. — * **501** *Kurkunne* nach Sam. *ḫumfus*, nicht *ǵu'rân*; 500. 501
502 Skarabäus sei *zummi* (?). — * **502, 2** Fibel S. 15, 22; 22, 17. Vgl. Burckh. S. 140: whole fields 502
of Dhourra and barley are often destroyed by a species of small worm, which ascends the stalks of the plant. Amery S. 333: *el·'ēš dawwad* the dura has been attacked by smut. —
504. 505 * **504** Wörtlich: in ihrer Vielheit. — * **505** Es fiel uns auf, daß wir in Nubien nie 504. 505
von Flöhen geplagt worden sind, vor denen man sich in der Tat in Ägypten kaum retten kann. Ich sehe (bei Kumm S. 45, Amery S. 145), daß wirklich Flöhe in Nubien
507 und dem Sūdān nicht vorkommen. — * **507** Fibel S. 26 G. **1** Recht geschickt hat Sam. bei 507
der Übersetzung von Matth. 23, 24 im Spruch vom Mückenseihen *kakkē* eingesetzt.

X. Handwerk u. ä.

Nr. 508—540.

508 ✶ **1.** *Nōrti·n̄_kubė·gi ikke dw·ran:* **2.** *Sibē ģóndo_wēk·ki atta nēi·gr·ós wide haụụ·i·na kaịịė·gi eb_biddá·rgi ā·úgud·ran.* **3.** *Ter·i·n_d̲h̲ar·ro sibē·gòn kaịịē·gòn·gi ittiwri·godón mellik·ós·irgi èn dūru_wēr nórti·n_kubė·gi ā·gòị·in,* **4.** *más·il·lo·gōn ā·úskur·in soww_ʼin·digi.* **5.** *In norti·n_kubē·gòn kubė_wer_kótt·um.*

✶ **1.** Den Mehlkrug [*nōrti·n̄_kubė*] macht man so: **2.** Man bringt zähen Ton, befeuchtet ihn, schafft Eselmist herbei und zerstößt ihn. **3.** Danach knetet man den Ton und den Mist miteinander, und eine alte Frau formt den Mehlkrug **4.** und stellt ihn in die Sonne zum Trocknen. **5.** Und dieser Mehlkrug ist etwa so groß wie ein [gewöhnlicher Wasser]krug. 508

509 ✶ *Sāfat·t_ā·dw·ran urd·i nōro·ki·gi téd·der undr·ós_hafadė·ru_án.*

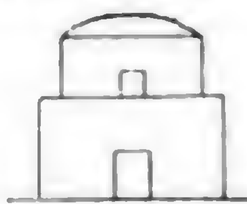
✶ Den *Sắfat* macht man, um kleine Gegenstände zum Aufbewahren hineinzutun. 509

510 ✶ **1.** *Sákki·gōn sibē ģóndo·r·tōn wide ōsi·gég·gōn mellik·ós·irgi i·ged ā·gòi·ran dūláb_kịịi·r.* **2.** *Kinnᵃ_ʷēk·ki šir·os·ki·n korụ·eddi·ged korụ·ós* [oder: *nóro·gr·ós*]

✶ **1.** Und die Schale [*sakki*] baut man aus zähem Ton, nachdem man ihn mit Eselmist durchknetet hat, mit der Hand, ohne Töpferscheibe. **2.** Wenn 510

---

508 ✶ **508** Er ist also roh aus ungebranntem Ton gemacht, wie *sắfat* und *gussé*, vgl. 509, 508
509 auch 20, 6. 8. — ✶ **509** Der *safat* (ar.) ist, ähnlich wie die *gussé*, vgl. 1003, 160. 176. 178. 509



193, die zur Aufbewahrung von Korn dient, aus Nilschlamm roh gebaut und hat nach Sam. etwa die nebenstehende Form. Doch gibt es recht verschiedene Formen. Das nub. Wort *gussé* wird wie das ar. *sắfat* allgemein für »Schrank« gebraucht. Rüpp. S. 41: »An der Außenseite der Wohnung stehen auf untergelegten Steinen mehrere hohe Lehmzylinder, welche man mit einem verklebten Deckel hermetisch schließen kann; ein jeder enthält eine besondere Gattung Vorräte, als Getreide, getrocknete Bamien, Baumwolle usw., welche auf diese Art gegen Mäuse und Insekten geschützt werden.« In Oberägypten gibt es ähnliche Vorrichtungen, vgl. Ebers Ägypten in Wort und Bild II 297. Das Wort *gussé* findet sich schon bei Carr. unter Apetto: bugno, cassa *tengusser* = *ten_gussé·r*. Bei Burckh. im Vokabular: large earthen vessel: Kensy *Gosseyg* = Nouba (Fiyadikk̄a) *shou-*
510 *naga*. — ✶ **510, 1** Beck. S. 203: The pottery is largely made by women, though the baking of the pots is done by men. It is very interesting to watch a woman making a pot. After kneading the clay to the required consistency, the lower part of the pot or vessel is moulded by the hands with the aid of a scraper of mussel shell and some water and on this the shape is gradually built up till the pot is finished. When dry the pot has to undergo the process of colouring and polishing. To obtain the dark red colour usually affected, they employ the red haematite found in such abundance in Nubia. This is pounded up and moistened and then painted on the pots, after which a rounded pebble or rubbing-stone is applied till the proper degree of polish 510

[510] *ikk‿āw·ós·irgi más·il·lo soww‿án·digi ā·uskur·os·rán.* **3.** *Soww·os·ik‿kêl·lo·gōn mágar‿wēk·kéd gēle·gr·ós dádi·ki ekke·l·i·godón ǵámme·gir fahúra·n‿tú·r ǵób·os, ǵób·os·irgi ōbè·ged tăg·r·ós ig·k‿ā·tir·ran karǵ·im‿bokon.* **4.** *In sákki‿terán.* [510]

sie ein wenig angetrocknet ist, glättet man sie mit einem Glätter und stellt sie, nachdem man so getan hat, zum Trocknen in die Sonne. **3.** Und wenn sie getrocknet ist, färbt man sie mit Rötel und schichtet sie mit den anderen Gefäßen zusammen im Ofen auf, und, nachdem man sie aufgeschichtet hat, bedeckt man sie mit Misterde und feuert bis es gar ist. **4.** Das ist die Schale [*sakki*].

511 ✱ **1.** *Sibê·g‿a·gôi·l·ī tin·ná dádi·ki·gi a·nōro·gir·ran kár‿wēk·ked.* **2.** *In kár·* 511

✱ **1.** Die Töpfer glätten ihre Gefäße mit einer Muschel. **2.** Und diese

[510] is attained. A large fire is then made and the pots are buried mouth downwards in the ash until the clay is thoroughly baked, when the finished article is taken out of the fire with its mouth blackened by contact with the ash. At Demhid there is quite a large pottery industrie, where the above method is pursued. (Folgt Hinweis auf die ganz ähnlichen ägyptischen Töpfe der Vorgeschichte.) Hartm. S. 210 erwähnt als charakteristisch die Henkellosigkeit der einheimischen Töpfe (»nur Stützen für die Finger, zum leichteren Emporheben«). — Ich stelle einige der häufigsten Gefäßnamen zusammen: *barrád* Kühlgefäß, vgl. 145. — *bàta* Tongefäß zur Aufbewahrung von Öl und Fett, daher der Gebrauch Matth. 26, 7; Mark. 14, 3; Luk. 7, 37. 38. — *bēšé* der Sâgyentopf, ar. *qādús*, vgl. 377 A 11. — *dádi* das allgemeinste Wort für ein Gefäß, einen Behälter; 20, 13 b heißt so der *bāhúr·na dádi* das Räucherbecken, *nidmē·n‿dádi* 186 die Schminkbüchse. — *fukké*, ar. *māǵúr*, der Napf; vgl. Skizze (81; 82; 83, 4; 165, 10; 262, 3; 515). — *gúlud* die poröse Wasserflasche, ar. *qulle*, vgl. 149; 1003, 185. — *ǵerra*, ar. *ballâṣ* der Krug zum Wasserholen. (Von einem Manne aus Biġġe habe ich das Verschen: *Wo búru·ī ǵerra·gé šugur·bū·l·i rêis·k‿urū·ru‿an·digi ǵerra‿tó'·ki tōg·ós·su* »Ihr Mädchen, die ihr mit dem Wasserkrug [zum Ufer] herabsteigt, als ihr nach dem Rêis schauen wolltet, habt ihr den Wasserkrug zerbrochen.« Die Form *tó*k*·ki* für *tód·ti* z. B. auch Wien. Text. 18, 1. 5.) — *kisib*, ar. *sahn*, der Teller (20, 11. 16; 45, 1. 3; 77, 6; 113; 127; 512; 515 Teller. 1003, 185 die europäische Waschschüssel). — *kós* eine Art schwarzer hölzerner Schüsseln (Sam.). — *kubé* der Krug, ar. *ballâṣi*, besonders der Wasserkrug (20, 6. 9; 100; 143; 144; 145; 165, 12. 13; 508, 1. 3. 5; 514). — *sakki* die Schale, in der Skizze mit kleinen Buckeln auf dem Rande (20, 9; 23, 2; 100; 159; 512 Schale. 1003, 185 die europäische Wasserkanne, man denke an 20, 9; 23, 2. Das europäische Trinkglas wird 1003, 185 so genannt; 1003, 243 die europäische Kaffeetasse). — *silé, ·sulé* (Schellâl), ar. *helle* der Kochtopf, vgl. 77, 2. — *tāǵin*, ar. *tâǵin*, so ausdrücklich unterschieden, eine Art Kasserole, dick, mit breitem Rand und zwei griffähnlichen Ansätzen. — *urti* eine Gefäßbezeichnung, die sich in *umbud·n‿urti* Salzgefäß 79, 2; 574, 3 und *nidmē·n‿urti* Schminkbüchse 20, 16 findet. **3** Nach Beck. S. 202 ist der Rötel (*maǵar* 510, 3) the red hæmatite found in such abundance in Nubia. — Zu *ōbé* vgl. 513. [510]



511 ✱ **511** Vgl. Beck. zu 510. *Dádi* ist ein allgemeiner Begriff für alle Näpfe und Schalen, überhaupt Behälter, vgl. 510. — Zu *kár* »Muschel« vgl. 531, 10. Nach Beck. (vgl. 510) dient 511

[511] *kōn tek·ked tin ā·nōro·gir·rán korw·eddi·g‿an‿undr·ed‿ág·ran.*

Muschel, mit der sie glätten, nennt man *korweddi* [Glätter]. [511]

512 * *Fegir·ro·tón ès‿bokón ai sakki·ki·gon kizb·i·gōn·gi a·kórr·os·sim.*

* Vom Morgen bis zum Mittag habe ich Schalen und Teller geglättet. 512

513 * **1.** *Ōbê·g‿án·ki·ran:* **2.** *Zerúba·na tū·r urti nóro·gi ā·ébir·ran úgu·gi.* **3.** *In úrti nóro·gōn ā·ékki·n karkamáya·gōn ā·áw·in.* **4.** *In karkamáya tin·ná ossi·ki·ged ā·fakki·tákk·ōs·in.* **5.** *In áw·id šáhar owwi‿tóski·r ā·kógor·an·ós·in.* **6.** *Dádi·ki·gi ā·gou·l·ī néga·r giride zerúba·ki·gi ā·dúkki·ran.* **7.** *In hága ā·dukki·rán·gi ōbê·g‿e·ran.*

* **1.** Was *ōbê* anbetrifft: **2.** In die Hürde stellt man das Kleinvieh bei Nacht. **3.** Und dies Kleinvieh harnt und macht Mist. **4.** Dieser Mist wird von ihren Füßen zertreten. **5.** Dies Produkt wird in zwei oder drei Monaten hart. **6.** Die Töpfer gehen im Dorf herum und räumen die Hürden aus. **7.** Das, was sie herausräumen, nennt man *ōbê*. 513

514 * *Ai an·na kubē·ki·gi ā·kássi·rin.*

* Ich verschmiere meine Bierkrüge. 514

515 * *Kisib·na tóg·ar·ki wala fukkê·n·di·gi gawár·k‿e·ran.*

* Teller- oder Napfbruch [Scherben] nennen wir *gawár*. 515

516 * *Ašmān·do·tón iri·gi a·iri·ran.*

* Aus Palmbast dreht man den Strick. 516

517 * **1.** *Nōb·in‿ešéi·na kolē·ki·na irī áb·bū·n gerid ráhas·ir·tōn.* **2.** *In gerid rahas·ki mer‿ed‿tá·ka ten·na kilisse·gi naddif·ós·ran·n‿agáb·ir tingil·i·ged ogǵ‿owwi wēr‿wēk·k‿abiddi‿tēg·ós ā·túkki·ran kúlu‿wēr‿dogo·r.* **3.** *Tosk·itti‿wēk·kon tir ā·tukki·ran·gōn ā·burmē·tidd·ir·in.* **4.** *Ikke mallē·gi tukk·os·ran·n‿āhar·ro gáwr‿e·n·gōn ā·bés·os·ran.* **5.** *Bēs·os·irgi rabda·ki·gir dig·r·os mas·il·lo ā·luffe·turb·án·dan soww‿án.* **6.** *Soww·os·in·n‿agáb·ir gamme·gir‿dig·dig·os essi*

* **1.** Das nubische Sâgyentau [*ʿāllos*] ist aus weichen Palmrippen gemacht. **2.** Nachdem man diese weichen Palmrippen sich abgeschnitten und sie von ihren Dornen gereinigt hat, schlagen sie zwei Männer, einander gegenüber sitzend, auf einem Stein mit Holzhämmern. **3.** Und ein dritter windet sie [und schiebt sie] ihnen zu, während sie schlagen. **4.** Nachdem sie so alle geschlagen haben, kämmen sie sie, solange sie noch feucht sind. 517

---

[511] das Stück Muschel mehr zum Formen der unteren Gefäßteile: das eigentliche Polieren geschieht mit einem rundlichen Kiesel. — Zu *undur* »nennen« vgl. 32. [511]

514 * **514** Vgl. 165, 13. — 514

515. 517 * **515** *gawár* gab Sam. durch ar. *šagf.* * **517, 1** Vgl. 377A, 11. Das Wort wird von Sam. mit ʿ geschrieben, vgl. 3, 33. Sūdān-arabisch ist gewiß dasselbe Wort (Amery S. 424) *arṣ*, *alas* "A rope by which cattle are tied while working Sakia." **6** *Farig* vgl. zu 376, 3. — Zu *aššī* vgl. 534. 515. 517

[517] *dúl·lo ya kole·ná fárg·ir ā·úrr·os·ran, wide ugros·ī_wēr·i·gi ā·múg·ran téd·do ašš_án·digi.* **7.** *Ašš·os·in·n_dhar·ro ōs_éd_ta ā·iri·ran irī·ki nossō·ki·gir.* **8.** *In iri·ki·gi wide burm·ós·ir ā·tóg·ran.* **9.** *Tōg·os·ran·n_dhar·ro aglō·ki·gi téd·der a·šókki·ran* [oder: *ā·árrar·ran*]. **10.** *In·gi āllos·m_án ā·wé·ran.*

5. Wenn sie sie gekämmt haben, so binden sie sie zu Bündeln und legen sie zum Trocknen in die Sonne. **6.** Nachdem sie getrocknet sind, bindet man sie zusammen und legt sie, [mit Steinen] beschwert, in den Nil oder in die Sâgyenrinne und läßt sie dort ein paar Tage, damit sie gar werden. [517]

7. Nachdem sie gar geworden sind, nimmt man sie heraus und dreht sie zu langen Tauen. **8.** Diese Taue dreht man [mit dem Knebel] fest und dröselt [sie] wieder auf. **9.** Nachdem man sie aufgedröselt hat, fügt man die hölzernen [Leiter]sprossen hinein [und dreht wieder fest]. **10.** Das nennt man ein *'āllos*-Tau.

* **11.** *In·gōn affasé·r·tōn áb·bū·n wala·gōn ǵerid ráhas·ir·tōn.*

* **11.** Und dies ist aus *affasē* oder aus weichen Palmrippen gemacht.

* **12.** *Gerid tukki·bū·l·gi kóssi·g_e·ran.* **13.** *In·gi warag·m_an wē·l·na tirti tóh dúl·lo dā·būn.*

* **12.** Die geklopften Palmrippen nennt man *kossi*· **13.** Wer sagt, das bedeute »Blatt«, ist in einem großen Irrtum.

518 * *Íri sár·bū·l·gi wér_wér·ro·tón ōs·os.*

* Nimm den verwirrten Strick auseinander. 518

519 * *In iri nossó·gi urtúnna·gir.*

* Mache diesen langen Strick kurz. 519

520 * *Iri·ki·gi kándi·ged mér·ir.*

* Zerschneide die Stricke mit dem Messer. 520

521 * *Ē·ki·na ǵélli nibd·i·na awǵ·ár_teran tag·addi·ki·na niǵ·ar·kōn.*

* Arbeit der Frauen ist das Mattenflechten und das Korbtellernähen. 521

522 * *Ē·ki án·n_eśéi·r tag·addi·kī·gōn karǵ·i·gōn wide nibd·ī·gón·na ǵirádil·lo awir·tē·gōn burūb·ī·gón·gi átta·ka gele·gir·ka desse·gir·ka korgos·gir·ka ā·gárī·ran.*

* Die Frauen in unserem Lande holen sich für die Korbteller und Körbe und Matten Palmblätter und Stroh und färben es rot, grün und gelb. 522

[517]. 521 **12** Richtete sich gegen Almk. Wb. *kossi* »Palmblatt, Palmzweig«. — * **521** Vgl. zu 273. Zur Technik vgl. Beck. S. 203. Their method is to make a circular piece of wood, often covered with leather, which they use as the centre of a mat or the bottom of a basket. Round this they bind the stem of the palm-leaf to the required shape and size and secure it in position. To this again they secure another piece of the stalk by interlacing strips of dried palm-leaf previously moistened in water and dipped, if colour is required for a pattern, in a dye of [517]. 521

523 ✱ *Hibir korgos·kōn desse·gōn ittiwrī·godón saw·ir·ki·n desse·gid·ti b·él·in.*

✱ Wenn du gelbe und blaue Farben miteinander mischst, so wirst du grüne Farbe finden. 523

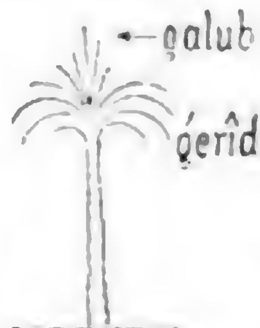
524 ✱ *Níbd·ī·gi košk·ir·ked ā·koški·ran.*

✱ Die Matten näht man mit der Packnadel. 524

525 ✱ **1.** *Musláya·gi íkke ā·áw·ran:* **2.** *Bétti·na galub·ki tóg_ed_tá·rgi báš·ós más·il·lo sóww_an ā·uskur·ós·ran.* **3.** *Soww·os·in_kèl·lo ing_ed_tá·rgi a·girr·os·ran,* **4.** *wide rabda·ki·gir dig·r·ós musláya árō·gi ā·birig·ran·à ten·na wátti·r āwik·kè·gi b·ígnddi·ran.* **5.** *Il·la, múslaya gel·itt·el_wḙk·ki wála kórgos_wek·ki wála désse_wēk·ki bi·birig·ran·à, in awikkè·gi bi·gari·ran* [oder: *bi·kúg·ur·ran*] *ar wè·sun·na lōn·ī·géd.* **6.** *Ter·ī·n_aḫir·ro awik·kè·gi b·awig·ran.* **7.** *Awikkè·gi kemmil·ós* [oder: *baš·kr·ós*] *in awikkè·gi ittiwri·godón ā·kóški·ran.* **8.** *Múslaya·nd sélle awikkè toski·géd ekke·l_dogo·r nossō·m*

✱ **1.** Die Gebetsmatte [*muslaya*] macht man so: **2.** Das Herz der Dattelpalme[nkrone] bricht man heraus, rupft [die Fiedern] ab und legt sie in die Sonne zum Trocknen. **3.** Wenn sie trocken sind, so holt man sie und zerspleißt sie, **4.** und bindet sie zu Bündeln, und, wenn man eine weiße Matte will, so beginnt man sofort mit Flechten. **5.** Wenn nicht, d. h. wenn man eine rötliche oder gelbe oder eine blaue will, so färbt [oder: kocht] man das Flechtmaterial mit den von uns genannten Farben. **6.** Danach flicht man das Geflecht. 525

[521].523 the requisite tint. This process is continued until the article is completed. — **523** Zuerst hatte Sam. harmlos *desse·gi* gesagt. Dann wurde er durch mein Fragen darauf aufmerksam, daß man nubisch ja mit *desse* sowohl grün wie blau bezeichne, und versuchte nun die Unterscheidung dadurch herauszubringen, daß er *desse·gid·ti* setzte. In Wirklichkeit ist dadurch nichts geändert. Der Nubier kann eben den Sinn des Satzes nicht wiedergeben. [521].523



525 — ✱ **525, 2** Bei meiner Notiz findet sich die nebenstehende Skizze. **5** I. Bei Gelegenheit des *wē·sun·na lōn·i·ged* möchte ich auf eine sonderbare Sprachsitte aufmerksam machen, die ich besonders im Schellâlgebiet gefunden habe; daß man nämlich das Subjekt durch *·g_ā·wé·ri* hervorhebt. Das wird von manchen Erzählern bis zum Überdruß wiederholt; z. B. von *Bâla Moḥammed* aus el-Bigge: *Ai Sōdán·do dā·kó·mn·i*^{m}*. Siyám·g_ā·wé·ri Sōdán·do dá·su*^{m}*. Ai·g_a·wé·ri oïr·bu·kó·mn·i*^{m} *ter sāi·na haddi·r dá·sin·gi. Ai·g_ā·wé·ri ongo·r Wadalfa_haddi·r bessē gú·si*^{m} usw. »Ich bin nicht im S. gewesen. Siyâm (Männername) ist im S. gewesen. Ich habe nicht erfahren, wie weit er gewesen ist. Ich bin im Süden nur bis Wadi Halfa gekommen usw.«. — II. *gēl·itt·el* »rötlich« (vgl. 943; 944); entsprechende andere Bildungen von Farbwörtern sind nach Sam.: *dess·itt·el* »grünlich«, *urm·itt·el* »schwärzlich«, *arw·itt·el* »weißlich« (von *áro*, Übergang von *o* in *w* auch z. B. in *Bogw_âb* 3. 21. 23). Almk. hat *gelēdel* D. »rötlich«. — Zu *kug·ur* »kochen« vgl. 444, 72. — III. Ein nubisches Wort für »Farbe« gibt es nicht (Sam.). **6** Die Matten sind aus einzeln geflochtenen, etwa handbreiten Längsstreifen zusammengenäht. 525

[525] *walá ten·na bérri oww·in·gár·ī·gi nog·bū·n kèw_bag·at^u_tēr_kiri·gi.* **9.** *Wide sir·kéd̦ ā·saiddi·rán.* **10.** *In·gi múslaya·g_ é·ran.*

7. Wenn man das Flechten fertig hat, so näht man diese Flechtstreifen aneinander. **8.** Die Mitte der Matte ist um drei Geflechte länger als der Rest, d. h. sie überragt ihre beiden Seiten etwa um eine halbe Elle. **9.** Und man verziert sie mit [Ziegen]haar. **10.** Dies nennt man *muslaya* [Gebetsmatte]. [525]

526 ✱ *Ten_nibid·na hāšiye bišši·bū·n.*

✱ Der Rand jener Matte ist ausgefranzt. 526

527 ✱ *Ten_nibid·na hāšiye berti_wēk·ked bišši·takk·os·sum.*

✱ Der Rand jener Matte ist durch eine Ziege ausgefranzt worden. 527

528 ✱ *Ē·kī karǵ·i·gon tag·addī·kī·gōn adā·kī·gōn išnā·ged ā·niǵ·ran awirtē·ged wide ắru·ged.*

✱ Die Frauen nähen tiefe Körbe, Korbteller und große flache Körbe mit der Ahle, aus Palmfiedern und jungem Halfagras (?). 528

529 ✱ *Olóngu kámil·gi ai šibir·ki košk·ir·ked ā·koški·sim.*

✱ Den ganzen heutigen Tag habe ich Körbe mit der Packnadel genäht. 529

530 ✱ *Ē·ki tin·nā sīga·gi kòbōta·ki·r ā·hafadê·ran.*

✱ Die Frauen heben ihren Schmuck in Korbdosen auf. 530

531 ✱ **1.** *Šā́lób·kōn ā·áw·ran bétti·n_awirtē·r·tōn wide áǵin·do·tón wide berti·ki_sir·ro·tōn.*

✱ **1.** Und *šā́lób* macht man aus Palmblättern und aus Leder und aus Ziegenhaaren. 531

---

[525]. 528 **8** D. h. um drei Geflechtbreiten länger. Die Form ist also etwa diese: — ✱ **528** Leider habe ich die Bedeutung von *arru* nicht aufgeschrieben. In den Wbb. fehlt es. Ein Nubier von Fiyadikka-Eltern (Toschke, in Aswân aufgewachsen), den ich 1916 in Berlin traf, gab mir an, die Pflanze *arru* heiße auf ar. *negil*; er erzählte, *negil* bezeichne das junge Halfagras (*ambarte*). Doch waren seine nubischen Kenntnisse sehr geschwunden. — Für Körbe haben wir die folgenden Bezeichnungen: *kariǵ* 422, 2; 522; *tag·addi*, Deckel, auch als Teller gebraucht 20, 11; 51, 3; 521 (*Tag·addi* ist dasselbe wie *welil*, s. zu 273); *adā* (groß, Sam.) 49; 422, 2; *kada* 685, 8 (Beispiel aus Biǵǵe); *kontĕ* (nach Almk. Wb. großer offener Korb); *šibir* (nach Sam. ar. *guffe*) 410; 411; 422, 2; 444, 44. 45; 529; *ferid* (Lastkorb, ar. *igla'*, Sam.) 444, 52; 692; *kobóta* (Deckeldose) 530. — Zu *išna* s. 209. — [525]. 528

530 ✱ **530** *Kobóta* vgl. 528. (Almk. M. *kobód* Korb mit Deckel; Rein. *kobóba* FM. Korb mit fest verschließbarem Deckel; Almk. *kebbâba*, K. in Kalâbschi, Korb = ar. *muǵráf* kleiner 530

531 Korb). Sūdânar. *kabḫóta* Amery S. 30; *šilb·eddi* 377 A, 20. — ✱ **531, 1** Ich habe *šālób* einmal auch in Kalâbschi gehört. Im Schellâl-Gebiet sagt man dafür *soll·eddi* »Aufhänger«, von *solli* »hangen«. Almk. hat D. *solliddi* = M. *ollir* (von M. *olli* »hangen«) »lederner Behälter für Geräte usw., der zum Schutze gegen Kinder, Katzen usw. aufgehängt wird«, vgl. 531

[531] **2.** *Eddi‿koi̯-âl-di:* **3.** *Awirtē-gi atta‿sowwi-gr-ós soww-os-ik‿kêl-lo-gôn ā-girri-ran.* **4.** *Gírri* [oder: *girr-os-irgi*] *rabdá-gir dig-r-os éssi-r úndur iffi-gr-ós wide sowwi-gr-ós wide nēi-gr-ós ā-âwiǵ-ran.* **5.** *Awikkê-gi bāž-kr-ós šā'lôb-i-gir merig‿ā-kóšk'-ran.* **6.** *Zôl‿bag-id-tôn sir-na hinddb-ī‿wēr-i-gi berti-ki-n‿sir-ro-tōn âw-ka téd-do ā-sólli-gir-ran walá ā-saiddi-ran.* **7.** *In âw-id-ti šā'lōk-k‿e-ran.*

2. Die erste [Art]: **3.** Man holt sich die Blätter, trocknet sie, und wenn sie trocken sind, zerspleißt man sie. **4.** Nach dem Spleißen bindet man sie zu Bündeln, legt sie ins Wasser und läßt sie weich werden, trocknet sie wieder, feuchtet sie an und flicht sie. **5.** Wenn man mit dem Flechten fertig ist, so schneidet und näht man [die Flechtbänder] zu *šā'lôb.* **6.** Und manche Leute machen Wolltroddeln (?) aus Ziegenhaar und hängen sie daran, d. h. schmücken sie damit. **7.** Dies Erzeugnis nennt man *šā'lôb.* [531]

8. *Oww-itti-gon.* **9.** *Berti-ki-n‿sir-ki túw-os wide wéd-os wide tōg-os ā-móǵ-ran.* **10.** *In móǵ-ar kikke-takk-ós-ki-n šā'lôb-ī-gir ā-mer-iǵ-ran wide ittiwri-r ā-niǵ-os-ran, wide nérrē-géd ā-saiddi-ran.* **11.** *In-gōn sir-na šā'lôb‿teran.*

8. Und die zweite [Art]: **9.** Ziegenhaar krempelt, spinnt, ..., und flicht man. **10.** Wenn diese Flechtarbeit fertig ist, so zerschneidet man sie zu *šā'lob* und näht sie zusammen und schmückt sie mit Muscheln. **11.** Und dies ist der wollne *šā'lob.*

12. *Áǵin-di-gōn in-ī-n‿gálg-in.* **13.** *Áǵin-g‿attá-ka nēi-gr-ós wide gayy-ir‿wēk-ked nōro-gir‿girr-os ā-moǵ-ran aǵin girri-bû-l-gi.* **14.** *Ter-ī-n‿d̲har-ro ā-mer-iǵ-ran aǵin móǵ-bū-l-gi ša'lôb-kir.* **15.** *Wide-gōn nerrē-géd ā-saiddi-ran.*

12. Und der lederne ist diesem ähnlich: **13.** Man holt sich Leder, feuchtet es an und zerspleißt es fein mit einem Rasiermesser und flicht das zersplissene Leder. **14.** Danach schneidet man das geflochtene Leder zu *šā'lob* **15** und schmückt es mit Muscheln.

532 * *Mah̲ádda-gi ā-âw-ran kadē-n‿gid'a‿wēk-ki niǵ-os âbug-ked ā-kúd-ran.*

* Man macht ein Kissen [so]: Man näht ein Stück Zeug [zum Beutel] und stopft es mit Wolle aus. 532

533 * **1.** »*Wo indi, er aǵin-gi ǵūrte-r-tōn ōs-os-m-ā?*« **2.** »*Ai īw-os-sīm, wo Him-*

* **1.** »Mutter, hast du das Leder aus der Gerbbrühe herausgenommen?« 533

---

[531] Hartm. S. 210. **9** Was *tóg* hier bedeutet, ist mir unklar. Nach 376, 22 möchte man aufdröseln übersetzen, aber ob das wohl richtig ist? **10** *nerrē* sind nach Sam. ähnlich den Kauri-Muscheln, vgl. 573. Almk. gibt dafür ar. ودع. Für *kâr* (511) gibt er صدف. [531]
533 *** 533** Fibel S. 32. — *Indi* für »meine Mutter« sagt man nach Angabe des *Reyis* (Schiffsführers) *Dâhab* 533

[533] *med, šutte ǵu·r·gi ōs·os ǵūrte·r·tōn ǵug·r·os·mēn·in·gōn, an·na tōd fāla.«*

2. »Ich habe es vergessen, Himmed, geh schnell und nimm es aus der Brühe, bevor sie es verbrennt, mein kluger Sohn.« [533]

534 ✶ *Tilli·gi ā·toll·el·i ā·we·kén·dan. »Éssi·r·tōn ašš·os·sum« án.*

✶ Die das Netz herausgezogen haben, pflegten zu sagen: »Es ist vom Wasser gar geworden.« 534

535 ✶ *Ter kob·itti·gi kus·os.*

✶ Öffne jenen Deckel. 535

536 ✶ 1. *»Gambu·gi am_báb·ki oǵǵu·tir gambu·gi ags·os_an« wė·sum.* 2. *»Gambu goben dī·el_e·m·ă?«* 3. *»Dī·el_e·kó·reg·in ai ā·iįir·min·im.«*

✶ 1. »Bring' die Axt meinem Vater, damit er sie schärfe«, sagte er. 2. »Weil die Axt stumpf gewesen ist?« 3. »Ob sie stumpf gewesen ist, weiß ich nicht«. 536

536 A ✶ *Gambu ā·mer·n·ă? Gambu ā·mer·in.*

✶ Schneidet das Beil? Das Beil schneidet. 536 A

537 ✶ *Kandi sė? Kandi suru·n_dogo·r·um.*

✶ Wo ist das Messer? Das Messer ist auf der Lehmbank. 537

538 ✶ *Nawid·ti kāg·n·à? Nawid·ti kág·rin.*

✶ Bringst du den Dächsel? Ich bringe den Dächsel. 538

539 ✶ *Mesauwarâti·ki tin·na sūra·ki·gi ā·kemmilê·mn·an amd·ar·nâ mâs·ir.*

✶ Die Photographen machen ihre Bilder nicht fertig ohne sie [vorher] zu zeigen. 539

540 ✶ 1. *Tèl·idd·ar in_teran:* 2. *Šârti_wek·ki ig·ir undr·os·kⁱ·rán in šârti·gōn ig·na ǵugri·kanē·géd ā·gèl·an·ós·in. In gēle·gid·ti tèl·ar·k_e·ran.*

✶ 1. Das Glühendmachen [*tèl·idd·ar*] ist dies: 2. Wenn man Eisen ins Feuer legt, dann wird dies Eisen durch die Glut des Feuers rot. Diese Röte nennt man Glühen [*tèl*]. 540

---

[533] aus Korôr (vgl. 285) nur zwischen Seyâle und Umbarakâb. Vgl. Almk. Gr. § 105 Anm. 1. — *Ǵūrte* »Schoten des Sontbaumes« (vgl. 336), zum Gerben gebraucht, vgl. Burckh., der sie *garad* nennt, S. 112; 296; 440. Wenn ich Sam. recht verstand, wird auch die Rinde des Baumes *ǵūrte* genannt und so gebraucht. Ein allgemeines Wort für Baumrinde sei *gabad* (182; 183; 341; 1000). — Das Wort *šutte* »schnell« hat Carr. noch in einer nicht assimilierten Form z. B. 1906 S. 239, wo *scende wide* (= *šutte wide*) zu lesen ist: torna presto. [533]

534 ✶ 534 *ašši* von Sam. mit ar. *ʿaṭṭan* »einweichen« übersetzt, vgl. 517, 6. 7. Amery 334 *ʿaṭṭan* 534

535. 536 »soak in water«. — Zu *·ken·* vgl. 209. ✶ 535 Fibel S. 12. — ✶ 536 Fibel S. 17; 25 G 535. 536

1. 2 Zu *gambu* vgl. 391. — 3 *e·kó·reg·in* im Mskr., es ist aber wohl *e·kó·reg·ki·n* zu lesen.

536 A. 537 ✶ 536 A Fibel S. 26 G. ✶ 537 Fibel S. 27 K. ✶ 538 Fibel S. 28. ✶ 540 *·iddi* 536 A. 537

538. 540 (mit Vokalanpassung an *u*-haltige Stämme *·uddi*) eine häufige Stammeserweiterung am Verb, 538. 540

meist kausativen Sinnes, ganz ähnlich dem *·ir* (an *u*-haltigen Stämmen *·ur*), mit dem sie sich ergänzt und wohl verwandt ist: *āg·iddi* »setzen«; *ōs-iddi* »herausstrecken lassen (1003, 131 die

XI. Kaufen, Verkaufen u. ä.

Nr. 541—575.

541	✶ *En·di·rè? An·d·um·á.*	✶ Ist es dein? Es ist mein.	541
542	✶ **1.** *An·d·um·á.* ✶ **2.** *Ten·d·um·á.* ✶ **3.** *Ekke·l·i·n·d·um·á.* ✶ **4.** *Ekke·l_wēr·d·u.*	✶ **1.** Es ist mein. ✶ **2.** Es ist sein. ✶ **3.** Es gehört anderen. ✶ **4.** Es ist eines andern.	542
543	✶ **1.** *Er min·g_ā·birg·i?* ✶ **2.** *Ir·i min·gi ā·birig·rù?*	✶ **1.** Was wünschest du? ✶ **2.** Was wünscht ihr?	543
544	✶ **1.** *Min·gi ā·wers·in?* ✶ **2.** *Min·gi ā·birg·in?*	✶ **1.** Was willst du? ✶ **2.** Was wünschest du?	544
545	✶ *Dugu dá·mn·um.*	✶ Es ist kein Geld da.	545
546	✶ *Ter dugū·gi dab·r·os·sum.*	✶ Er hat das Geld verbracht.	546
547	✶ *Ter ten·na affi·ki·gi dugū·gi tidd·ir·sum.*	✶ Er hat seinen Kindern das Geld gegeben.	547
548	✶ **1.** *Ai·gi kinn$^{a\,w}$_ēk·kōn dên·os!* ✶ **2.** *In kefè·n* [oder: *ā·kikke·bū·n*].	✶ **1.** Gib mir noch ein wenig! ✶ **2.** Das genügt.	548
549	✶ *Zol uski·tákki·n·godon seyyád·na érig ték·kodon ā·bēr·bél·in.*	✶ Gleich mit der Geburt des Menschen fängt die Habsucht mit ihm an zu wachsen.	549
550	✶ *Hukúma·na harák·ki uskúr·ki·ran fád·da_dig_wēr mir·bū·n·gōn ā·ár·min·an.*	✶ Wenn man die Regierungssteuer bezahlt, so nehmen sie sie nicht [als voll] an, wenn auch nur 5 Fadda fehlen.	550

---

[540] Zunge)«; *nog·iddi* »passieren lassen«; *mīr·iddi* »fehlen lassen«; *was·iddi* »aufwallen lassen«; *kus·iddi* »öffnen lassen« usw. Während bei *tél·iddi* »glühend machen«, von *tél* »glühen (intr.)« ausdrücklich die Vokalverkürzung angegeben wurde, kann ich sie sonst nicht sicher feststellen. — Für *·ir* vgl.: *arub* »zusammengeklappt sein«, *arb·ir* »zusammenklappen«; *dab* »verschwinden«, *dab·ir* »verschwenden«; *ǵug* »heiß sein«, *ǵug·ur* »erhitzen« usw. Merkwürdig ist *šug·ur* »herabsteigen«, *šug·uddi* »herabbringen«, also *·uddi* als Kausativ einer *·ur*-Bildung. — Wie *·iddi* neben *·ir*, so steht *·giddi* (*·kiddi*) neben *·gir* (*·kir*): Matth. 6, 26 *ā·kal·kidd·ir·in* = Luk. 12, 24 *ā·kal·gidd·ir·in* »essen lassen«; *gurre·gir* »erfreuen«, häufig, neben 1004, 14 *gurre·kiddi·sum.* — Die Abwandlung aller dieser Bildungen ist regelmäßig, nur findet sich gelegentlich das *r* assimiliert an das folgende Personal-*n*: Luk. 23, 14 *gebila·gi ā·milli·gin·n_an* »sagend, er macht das Volk schlecht«; 444, 19 *warag·ki digri·gin·n·ă* »treibt er mehr Blätter?« neben *digri·gir·n·ā*, vgl. zu 35. [540]

545–547 — ✶ **545** Fibel S. 10, 19; 21, 14. — ✶ **546** Fibel S. 11, 19; 21, 14. — ✶ **547** Fibel 545–547
548 S. 11, 19; 21, 14. — ✶ **548, 2** Dies ist die vollere Form, gewöhnlich hört man nur *kefē.* — 548
549 ✶ **549** Wörtl.: Wächst mit ihm vorwärts. — Zu *seyyád* vgl. Matth. 13. 22 *dugu·na seyyád.* In einem 549
Text aus Korôr (Schellāl) habe ich *ten·na seyyâda·n_agar·ro* »da, wo er fischte (oder Vögel
550 fing)«. — ✶ **550** *fadda*, der, nicht ausgeprägte, 40. Teil eines Piasters, also etwa 1/2 Pfennig. — 550

551 * **1.** *Ai·gi an·na dên·gi wakk·oz·zên·sum.* * **2.** *Ar·gi àn·nä dên·gi wakk·os·dèkk·ir·sum.* * **3.** *Tek·ki ten·na dên·gi wakk·os·sir·sum.* * **4.** *Tir·gi tin·na dên·gi wakk·os·tidd·ir·sum.*

* **1.** Er hat mir meine Schuld erlassen. * **2.** Er hat uns unsere Schuld erlassen. * **3.** Er hat ihm seine Schuld erlassen. * **4.** Er hat ihnen ihre Schuld erlassen. 551

552 * *És·ki ír·gi dúgū_wêk·ki issig·rin·gád dúgū_wêk·kōn tarabêza·n_dogō·r kuž·bū·n·gōn ír·ī ai·gi »ing·éd«_ē·sum.*

* Als ich euch um Mittag um etwas Geld bat, und etwas Geld auf dem Tische lag, sagtet ihr zu mir: »Nimm es!« 552

553 * *Kerê·gi ār·kô·mn·u? Kerê·gi ār·es·sīm.*

* Hast du den Lohn nicht bekommen? Ich habe den Lohn bekommen. 553

554 * *Šahar_nútin ir·ī in·na ḫaddám·ī·gi tin·na kerê·gi ā·tidd·ir·ru[n].*

* Jeden Monat gebt ihr euren Dienern ihren Lohn. 554

555 * *Elóngu šáhar wên·n_igitt·um ai ír·gi ā·ḫadmê·ri_an_âg·rin.*

* Heute, meine ich, ist es fast ein Monat, daß ich euch diene. 555

556 * *Ter ék·ki ā·ḫadmê·n_an_âg·in.*

* Er meint, er diene dir. 556

557 * *Wil·gi tall·in_dāği·rin·gōn hāğ^a_owwi_kiri·gi ğán·sin.*

* Als ich gestern spazieren ging, kaufte ich etwa zwei Dinge. 557

558 * *Ai súg·ir·tōn talle·bú·ri.*

* Ich komme vom Markt gegangen. 558

559 * **1.** *Sūg·ir·tōn tá·sim.*
* **2.** *Ai zôl·gi nal·kô·mn·īm.*

* Ich kam vom Markt. 559
* Ich habe niemand gesehen.

560 * *Súg·ked nog·bú·rin·gōn id_wēr an·na ğós·ir bēr·tēb·dên·sum.*

* Als ich über den Markt ging, stand plötzlich ein Mann vor mir. 560

561 * *Min·gi er·atta·m?*

* Was hast du gebracht? 561

562 * *Tir má ték·ki atta·mes·san·dĕ?*

*Warum haben sie ihn nicht gebracht? 562

562 A * *Dēn·m·ä? Tir·kô·sim.*

* Hast du es mir gegeben? Ich habe es dir gegeben. 562 A

---

552 * **552** Es sei doch bemerkt, daß so etwas und etwas wie 584 nie wirklich vorge- 552
553. 555 kommen ist. — * **553** Fibel S. 27. — * **555. 556** *ḫadmé* lautete bei einem Manne 553. 555.
556 aus Biğğe stets *hidmé* (so auch Almk. Wb.) und hatte die Bedeutung »arbeiten«: *Mehár-* 556
rēga·r kub·li·r·tōⁿ bel·ligi warag·kōⁿ naddāra·gōn·ged be·hidmē·ru »In Meharraga werden wir
aus den Schiffen aussteigen und mit (Abklatsch)papier und Kamera arbeiten«; *in·do*
559 *hidmē! Mīn_wēr·ked hidmē·ri* »Arbeite hier! Womit soll ich arbeiten?« — * **559, 1** Zu 559
560 Carr. 1906, S. 239, 10. — * **560** Wörtlich: wuchs mir an meiner Kehle und stand da. 560
561–562 A * **561** Fibel S. 8, 15; 20, 10. * **562** Zu Joh. 7, 15. * **562 A** Fibel S. 16. 561–562 A

563	✱ *Er in·gi an·na dúmma·r atta·m·à? Wála an_bes·nà dúmma·r?*	✱ Hast du dies um meinetwillen gebracht? Oder um meines Bruders willen?	563
564	✱ 1. *Amin·tir·m·à? Amin·tir·sīm.* ✱ 2. *Amin·kò·mn·ù? Amin·kò·sim.*	✱ 1. Hast du es ihm gezeigt? Ich habe es ihm gezeigt. ✱ 2. Hast du es nicht gezeigt? Ich habe es gezeigt.	564
	✱ 3. *Amin·dēn·kō·m·à? Amin·tir·kō·sīm.* ✱ 4. *Amn·os·ko·m·à? Amn·os·ko·sim.*	✱ 3. Hast du es mir gezeigt? Ich habe es dir gezeigt. ✱ 4. Hast du es gezeigt? Ich habe es gezeigt.	
565	✱ *Wil·gi talle·bū·rin·gōn fál ádel_wèk·ki ābiddi·sīm.*	✱ Als ich gestern ging, ist mir ein gutes Vorzeichen begegnet.	565
566	✱ 1. *Ar·gi b·ās·dēk̄·ir·ran.* ✱ 2. *Ir·gi b·ās·tidd·ir·ran* [oder: *b·ās·sidd·ir·ran*].	✱ 1. Sie messen uns zu. ✱ 2. Sie messen euch zu.	566
567	✱ *Iw·na ās·eddi barássi_teran, kadê·na ās·eddi·gōn kêw_teran.*	✱ Das Kornmaß ist der *barass*, und das Zeugmaß ist die Elle.	567
568	✱ *Barássi góriǵ middî wèr·um.*	✱ Sechs *barass* sind ein *midd.*	568
569	✱ 1. *Kal·gi bi·ǵān·di!* ✱ *Muk_kotti·géd?* [oder: *·ged·rè?*] ✱ 2. *In déssen digri·m* [oder: *ǵālī·m*].	✱ 1. Ich will Brot kaufen! ✱ Für wieviel? ✱ 2. Das ist sehr viel [oder: teuer].	569
570	✱ 1. *In kúsu ǵān·os·ē·r ǵali·m.* ✱ 2. *In kúsū·na ǵān·os·ē ǵali·m.*	✱ 1. ✱ 2. Dies Fleisch wird zu teuer verkauft.	570
571	✱ *Kamis·ki am_binna_wēr ille_wēk·ki attà·sum, elongu·gōn ai ille_wēk·ki ǵān·ed_tà·sīm kámis·di·n_dogō·r libáb·um.*	✱ Vorgestern hat ein Onkel von mir Weizen gebracht, und heute habe ich Weizen gekauft, der mehr wert ist als der vorgestrige.	571
572	✱ *Śárti śàrti_korgos_dogō·r raḫis·um.*	✱ Eisen ist billiger als Messing.	572
573	✱ *Nérrē·ki·gi táǵir·i ìmbud·n_éssi dìl·lo·tōn ā·atta·ǵān·os·dèk̄·ir·ran.*	✱ Die Muscheln bringen uns die Händler vom Meere her zum Verkauf.	573

564. 567. ✱ 564 Fibel S. 23 A. ✱ 567. 568 Die M-Form hat als *farassi* Leps., als *fáras* Rein., des 564. 567.
568 Letzteren Vergleich mit ar. فرض kann aber nach den Lauten nicht richtig sein. — Ich habe leider 568
nicht gefragt, welche der Größen für den مد gemeint ist. Vor 100 Jahren Burckh. S. 29: The common currency is the Moud, or small mesure of Dhourra, by which every article of
570 low value is estimated (Dirr). ✱ 570 Vgl. Rein. § 279, a. — Sam. verbesserte ein zuerst ge- 570
572 brauchtes *ǵān·os·ar·ro* in *ǵān·os·é·r*, obgleich das erste schließlich auch möglich sei. ✱ 572 Vgl. 572
573 Amery S. 44 *naḥâs asfar* »brass«, S. 83 *naḥâs aḥmar* »copper«. ✱ 573 Zu *nerre* s. 531, 10. 573

574 ✱ **1.** *Miri úmbud·ti attá·sin·n‿owwol·lo 'Arab·i úmbud·ti ár·gi tin·na kám·lī·n‿dogo·r ǵebel‿tū·r·tôn átta·ka ā·ewr·os·dēk̇k̇·ir·san.* **2.** *In umbud·tôn ê·k̇i téd·do·tôn gúd'a‿wêk·ki dâdi‿wèr·ro undr·ós éssi·gi tén‿dogo·r bôg·ós úmbud ǵúd·os·ki·n, tin·ná kalíssē·r ā·err·índur·ran.* **3.** *In dâdi úmbud·ti ted·dér ā·ǵúde·ran, umbud·n‿úrti·g‿e·ran.*

✱ **1.** Bevor die Regierung das Salz einführte, brachten die Araber auf ihren Kamelen das Salz aus der Wüste und vertauschten es an uns. **2.** Und von diesem Salz taten die Frauen ein Stück in einen Behälter, gossen Wasser darauf, und wenn das Salz geschmolzen war, ließen sie es in ihren Teig laufen. **3.** Dieser Behälter, in dem man das Salz schmelzt, heißt *umbud·n‿úrti.* 574

575 ✱ *Sūdân·de'·ton kulti·n‿óyyi·gi átta·ka ásel·gr·os ā·kál·lan.*

✱ Aus dem Sudan bringt man »Fliegendreck« und [hier] ißt [man] den als Honig. 575

XII. Waffen, Streiten, Bestrafen, Betrüben u. ä.

Nr. 576—621.

576 ✱ *Šâ·ged šeg!*

✱ Stich mit der Lanze! 576

577 ✱ **1.** *Neššin·ád·ti bắr·ar·ki i̭ṳ̂r·ru·ṷ̂‿án·k'·ran édeb‿bêk·ki ébr·os ā·ǵọ́m·ran.*

✱ **1.** Wenn man wissen will [wie man] die Schießkunst [von Leuten] auszu- 577

---

574. 575 ✱ **574** Der Salzhandel ist heute Monopol. Vgl. zu 129. **2** Siehe 79, 2. — ✱ **575** Wilder Honig »in considerable quantity imported from Sennaar« nach Schendi. Burckh. S. 315. 574. 575

576 ✱ **576** Fibel S. 11, 19. — Über Bewaffnung, die schon um 1860 sehr eingeschränkt war, es heute noch mehr ist, s. Hartm. S. 206; Abb. bei Legh, Narrative 1817, S. 200. 204. — Heute trifft man die Lanze (4 Fuß mit Spitze lang, Burckh. S. 142; Rüpp. S. 34) im *Kunúzi*-Gebiet so gut wie nie mehr. Weigall Ant. Low. Nub. S. 24 erwähnt aber den Speer statt des *nabbút.* — Auch das Schwert ist selten (Burckh. S. 142; 303 Solinger Klingen; Rüpp. S. 34; Abbildung etwa bei Hosk., Taf. 16, beachte die eigentümlichen Tragriemen). — Der Schild ist ganz verschwunden (s. über ihn Burckh. S. 57; 142; 315; Rüpp. S. 34). Das nubische K-Wort ist *kāru̥* (1014, 6) dessen Ähnlichkeit mit dem altägyptischen Wort für Schild (Dümichen, Hist. Inschr. II, 3; Abydos, Ramses II.; Nastesen, dazu W. M. Müller, Oriental. Litt. Zeitg. VI, 1903, Sp. 73) auffällig ist. — Selbst das an den linken Oberarm gebundene kurze Messer (Burckh. S. 142; Rüpp. S. 34) sieht man sehr selten, weshalb uns die Häufigkeit in Umbarakâb um so mehr auffiel. Dagegen sind natürlich Feuerwaffen jetzt ganz verbreitet (anders als bei Burckh. S. 142). — Zu den Waffen ist schließlich der oft an einem Ende mit Eisen beschlagene schwere Stock (*tiltáwi* = äg.-ar. *nabbût*, vgl. 225; Burckh. S. 142) zu rechnen. — Bogen und Pfeile finde ich schon in der älteren Reiseliteratur in Nubien nicht 576

577 mehr erwähnt. ✱ **577.** **1** *neššinē* = ar. *naššan* »zielen«. — Zu *edeb* für ar. *hedef* s. zu 3, 33. 577

[577] 2. *Édeb·ki digir·kiddi·l ter neššin·ád·ir fála_teran.*

wählen (d. h. Leute nach ihrer Schießkunst auszuwählen hat), so stellt man ein Ziel auf, und sie schießen danach. 2. Wer das Ziel zu Fall bringt, ist der Beste in diesem Schießen nach dem Ziel. [577]

578 ✱ *Ai·gōn_ek·kón bi·bód·run eddi_sâi ten·na tiwri·gi bi·nog·in·gi nal·ᶦu_án.*

✱ Ich und du, wir wollen laufen, um zu sehen, wer den andern überholt. 578

579 ✱ *Ingliz·i Medine·n_eše̋·gi tō_ār·mén·dan·gōn hukúma zól·i·gi kurbāk·ked ā·bắġ·ir·sum.*

✱ Ehe die Engländer nach Ägypten gekommen sind und es eingenommen haben, schlug die Regierung die Leute mit dem Kurbâdsch. 579

580 ✱ *In eše̥i·i·r wái·gi nugd·i·gi kurbák·ked ā·tukk·ir·san.*

✱ In diesem Lande schlug man vor Zeiten die Sklaven mit dem Kurbâdsch. 580

581 ✱ *Ek·kōn_ai·gōn kŭtún_e·ru, ámma man núgud kŭtum·mun·um.*

Du und ich, wir sind frei, aber jener Sklave ist nicht frei. 581

582 ✱ *Keffⁱᵘ_ēk·kéd ḫawáġa marakbi·gi kôi_dogo·r ġóm·sum* [oder: *ġom·ós·sum*].

✱ Mit einer Hand schlug der Herr den Schiffer aufs Gesicht. 582

583 ✱ *Ai tek·ki bi·tur·os·rin!*

✱ Ich werde dich hinauswerfen. 583

584 ✱ *An_new·érti ai·gi eskr·os·in·gád er ai·gi igidd·os·sin·gi inġ·ek·kó·sim.*

✱ Da mich meine Lust überwand, habe ich mir genommen, was du mir verweigert hattest. 584

585 ✱ 1. *Wil·gi tōd_wēr kal_tubē_wek·ki ā·mag·in·gōn nal·ós wē·tir·sīm:* 2. »*Ted·do·kōl·lo tēb·os ten·n_agar·ro uskur·os.*«

✱ Als ich gestern sah, wie ein Junge einen Laib Brot stahl, sagte ich zu ihm: 2. »Bleib da stehen und lege es an seinen Platz.« 585

585A ✱ *Himmed betti·gi mag·es·sum.*

✱ Himmed hat Datteln gestohlen. 585A

586 ✱ *Tek·ki morro·gr·és·san.*

✱ Sie nahmen ihn fest. 586

587 ✱ *Gêle·n_tód tálle·bū·n, bokk·os·wé!*

✱ Ein Roter kommt, versteckt euch! 587

---

[577]. 579 Sam. denkt als Ziel an einen Stein, eine Flasche, ein Ei o. ä. — ✱ 579 Die *kurbâdsch* »Nilpferd- [577]. 579
581 peitschen« werden aus dem Sūdân eingeführt; ihre Herstellung bei Burckh. S. 283. — ✱ 581 *kutún* 581
ar. *ḥurr* (Sam.). Vor dem Gesetz unfreie Sklaven gibt es jetzt in Nubien nicht mehr, wohl aber fühlen sich manche Abkömmlinge von Sklaven noch der Familie des früheren Herrn enger ver-
584 bunden. Über den früheren Sklavenhandel im Sūdân s. Burckh. S. 324—345. — ✱ 584 vgl. 552. 584
585A. 587 — ✱ 585A Fibel S. 9, 17; 20, 12. — ✱ 587 *Gêle·n_tód* »Sohn des roten (Tarbûsches; *tód* 585A. 587
»Sohn« so gebraucht wie im ar. *ibn* und *abu*)« ist eine Umschreibung, die die Nubier untereinander gern brauchen, damit sie sich Zuhörern gegenüber nicht verraten, wenn sie das Fremdwort *bolis* (588) oder *šāwiš* brauchen. In Berlin sprechen gewisse Kreise ähnlich vom

588 ✱ *Bolis mag·as·ki morro·gir·sum.* 588

✱ Der Polizist nahm den Dieb fest. 588

589 ✱ *Kurs·el·lo id wala núgud milli·g‿áw·il·gi gir wēr·ro bė·san‿dogo·r umbu‿wēr·ro ā·sólli·gir·san odd·ē·géd dī‿án.* 589

✱ In alter Zeit hängte man einen [freien] Mann oder einen Sklaven, der etwas Böses tat, statt ihn auf einmal zu töten, an einer Palme auf, damit er unter Qualen stürbe. 589

590 ✱ *Ai di·ar·ki ā·sarki·mn·īm, ámma solli·gr·ar·ki* [oder: *ai solli·takki·rin·gi*] *ā·món·din.* 590

✱ Ich fürchte das Sterben nicht, aber das Hängen [oder: daß ich gehängt werde] mag ich nicht. 590

591 ✱ *Askar·ī ešéi‿dogo·r šug·ur·ka néga·kī málle·gi ā·ēr·ed·ran.* 591

✱ Die Soldaten fallen ins Land und plündern alle Weiler aus. 591

592 ✱ *Mag·as·i gellâb‿dogō·r digir‿tó·rgi tin·na tiğdra·gi dukk·ed·tidd·ir·san.* 592

✱ Die Räuber fielen in die Karawane und raubten ihnen [den Kaufleuten] ihre Waren. 592

593 ✱ 1. *Ai arre·bú·ri éd·de·tōn.* 593
✱ 2. *Ter árr·os·sum.*

✱ 1. Ich bin über dich erzürnt. 593
✱ 2. Er ist erzürnt.

594 ✱ *Siláh málle šárti·r·tōn áb·bū·n.* 594

✱ Alle Waffen sind aus Eisen gemacht. 594

595 ✱ *Ai ā·sárki·rin an·na wil·ki·na bain·id ús·ked Alī musl·os·in·gi* [oder: *Alī·gi musul·kidd·os·sin·gi*]. 595

✱ Ich fürchte, daß Alī durch meine gestrige böse Rede gekränkt ist [oder: daß ich den Alī . . . gekränkt habe]. 595

596 ✱ *Wil·gi án·n‿u an·na tód·ti déssen musul·kiddi·sum.* 596

✱ Gestern hat mein Großvater meinen Sohn sehr gekränkt. 596

---

[587]. 590 »Blauen (blau gekleideten)«, wenn sie den Schutzmann meinen. — ✱ 590 Vgl. Rein. § 279 [587]. 590
591 Anm. — ✱ 591 *ēr* bedeutet nach Sam. »ganz erfüllen, ganz in Besitz nehmen« und 591
592 »ausplündern, ar. *nahab*«, 444, 3; 503; 1003, 84. — ✱ 592 *gellâb* und *gellâba* s. 715. — 592
593 ✱ 593 Hier lehnte Sam. ein **ed·do·ton* ausdrücklich ab. Unsere Versuche zu einer klaren 593
Abgrenzung des Gebrauchs von *·dotōn* und *·der·tōn* (*·det·ton*, *·de^r·tōn*) zu kommen, haben kein rechtes Ergebnis gehabt. Einmal meinte Sam. »It seems *ted·do·tōn* is only used for place and *id·de^t·tōn* for persons only«, doch stimmt das nicht. — Sehr merkwürdig für *·do* sind Stellen in einer Geschichte, die ich einem Manne aus Korór (Schellāl) nachgeschrieben habe: *Wezir·kōn sultân·gōn barra·gĕd âg·ran·gōn issig·sa^n: Er m^in‿^wék·ki âw·in·gâd en·nān gittá·gi ig kal·kō·mén·in·gi. Ték·kōn wē·tiğğ·ir·su^m: Izbirtō wēk·ki an·nān g i t t a · r · d ĕ šāb·sin; šāb·si^k‿kél·lo ig ai·gi kal·kó·mn·u. Wezir·kōn sultân·gōn izbérto wēk·ki tin·nān g i t t a · r · d ĕ bōg‿úndur·sa^n; undr·éd·irgōn ig‿t ū · r · d ĕ tó·sa^n.* Der W. und der S. saßen draußen und fragten: Was hast du getan, daß das Feuer deinen Leib nicht verzehrt hat. Und er sagte zu ihnen: Ich habe Spiritus auf meinen Leib geschmiert. Als ich ihn aufgestrichen hatte, hat das Feuer mich nicht verzehrt. Der W. und der S. gossen Spiritus auf ihren Körper.
595 Und als sie ihn darauf getan hatten, gingen sie ins Feuer. ✱ 595 Vgl. Rein. § 279, c. — 595

597 ∗ *Ai musul·bú·ri.*

∗ Ich bin traurig. 597

598 ∗ *Erkenê_wêr·ro têb·ran·gōn ḫabar mil-li_wēr tá·ki·n, aru̯·ós ā·welês·os·ran.*

∗ Wenn, während man bei einer 598
Hochzeit ist, eine schlimme Nachricht kommt, so bleibt man in Trauer.

599 ∗ *En·na wil·gi·na we·r·ê·ged ai déssen kummi·tákk·os·sīm.*

∗ Durch deine gestrige Rede bin ich 599
sehr ergriffen worden.

599 A ∗ *Ai·gi hagrē·mēn.*

∗ Verachte mich nicht. 599 A

600 ∗ *Ē·ki hága sáhal_wēr tir·godón gerri-tákki·ki·n* [oder: *gerri·kátti·ki·n*] *bi̯bi̯a-gi ā·kádde·ran* [oder: *ā·góm·ran*].

∗ Die Frauen stoßen schon, wenn ihnen 600
etwas Leichtes zustößt, ein Jammergeschrei aus.

601 ∗ **1.** *Ē·ki ittiwri·gi did·ki·ran gir_bag·id-ti eskéd·ti ittiwri·gi ā·waddi·tidd·ir·ran wide ā·wê·ran:* **2.** »*Eskéd en·na fál!*« *Ek·kōn eskéd·tōn wēr·m_an·ê_teran.*

∗ **1.** Wenn die Frauen einander schimp- 601
fen, so bewerfen sie einander manchmal mit Staub von der Erde und sagen: **2.** »*Eskéd en·na fál!*« D. h.: »Du und der Staub bist eins.«

602 ∗ *Ai·gi esked·ted toidd·ós·sum.*

∗ Er hat mich mit Staub bestreut. 602

603 ∗ *Tín·n_iss^{i}_owwi ittiwri·godon kolli-mèn·ki·ran arti·gi a·béddi·ran ittiwri·r-tōn bai̯·idd·os·ir_án.*

∗ Wenn die zwei Schwestern nicht 603
zueinander passen, so bitten sie Gott, sie voneinander zu trennen.

604 ∗ **1.** *In úgu* [oder: *in gélli*] *trinkis·ked têb·in.*

∗ **1.** Diese Nacht [oder: diese Arbeit] 604
ist zum Verzweifeln.

---

599 A. 600 ∗ **599 A** Fibel S. 9, 17; 20, 12. — ∗ **600** Die Form mit *·katti* wurde von Sam. als nicht 599 A. 600
so gut bezeichnet. — Dies Wort *bi̯bi̯a* (auch 944; 1003, 86; 867, 9) wird eine Reduplikation des Stammes sein, den wir als *biye* »rufen« so oft in den Wien. Text. (etwa S. 11, 15 ff.;
601 19, 11 ff.; 30, 14) haben. — ∗ **601** Vgl. 1008, 35. *esked* ist meist nicht die brauchbare 601
Erde, sondern der unnütze, ja schädliche, lose Sand, arab. *turâb*. Wörtlich ist wohl zu übersetzen »der Staub ist es, den dir dein Geschick bestimmt hat«. — *Waddi·tidd·ir.*,
602 eigentlich »Sie graben und geben ihn (einander)«. — ∗ **602** *toiddi* ist »mit einer dünnen 602
Schicht bedecken, bestreuen oder bestreichen« (ar. *dahan*). vgl. 444, 65; 1013, 8. Das Wort ist auch bei Carr. erhalten: cerare *toiden*; colorare *toiddi*; colorato *toiddisom*. Die Bildung ist zu vergleichen mit *saiddi* »schmücken«, für das ich öfter *sai̯iddi* zu hören glaubte. Vielleicht sind die Grundformen für *saiddi* und *toiddi* wirklich **sai̯·iddi* und **toi̯·iddi* (540). —
603 ∗ **603** Dieser Satz wurde von Sam. gebildet im Anschluß an eine hübsche Ortssage, 603
die wir auf der Wiener Expedition in Mikki_kolê im Bezirk Maharraga aufgezeichnet hatten
604 und ihm erzählten. Sie war auch ihm bekannt. — ∗ **604** Das ist der Sinn der Phrasen, 604
wie ihn Sam. umschrieb. Er gab einmal für *trinkis* die Bedeutung »Schmutz im Schiff, Schiffsjauche«, ein andermal, wie es scheint, »ein Tau«. Ob das richtig ist? Es gibt ein aus dem Italienischen entlehntes Fremdwort *t(i)rinkit* (Spiro; Vollers ZDMG 51, 319); das

605 ✱ *Affi·ki dime ittiwri·godon hága sá-hal‿wēn·nai ā·kársig·ran.*

✱ Die Kinder streiten immer, auch bei etwas Geringfügigem, miteinander. 605

606 ✱ *Affi·ki bód·[d]ī[g]·ka ittiwri·gi ā·ǵom·iǵ-ran.*

✱ Die Kinder kommen gelaufen und prügeln einander. 606

607 ✱ *Affi·ki wēr‿wēk·ki ā·ǵom·ran.*

✱ Die Kinder schlagen einander. 607

608 ✱ *Tód ai·gi akki·sum.*

✱ Der Knabe hat mich gebissen. 608

609 ✱ **1.** *Ter affi·ki ā·karsig·[i]l·i·gi wē·tidd·ir·u:* **2.** »*Kudde‿tēg·w[e]‿án.*«

✱ **1.** Sag' diesen sich streitenden Kindern: **2.** »Verhaltet euch ruhig.« 609

610 ✱ *Tōd ówwi maʿás·k‿ā·ār·ran·gón wēr tid·dét·tōn oww·ítti·gi urr·és·sum.*

✱ Als zwei Jungen miteinander rangen, warf sich der eine auf den anderen. 610

611 ✱ *Núgud‿wér ten·na tiwri·gi ǵom‿oddi·gr·ós·sum.*

✱ Ein Sklave schlug seinen Genossen und tat ihm [dadurch] weh. 611

612 ✱ *Askar·i ā·karsig·ran·gón gur·i‿wēr·i tá·rgi tir·gi eskr·os·ir·san.*

✱ Als die Soldaten stritten, kamen ein paar Ochsen und überrannten sie. 612

613 ✱ *Wil·gi wēr·i ā·karsig·ran·gón widé ai·gón tin·ná barrê·r dā·bú·rin·gōn ʿadû-wi·kī·r·tōn‿wēr ai·gi ḫasim·i·godon ǵagn‿úndur·sum.*

✱ Als gestern welche stritten und ich unter ihnen war, da stieß mich einer von den Feinden unter die Gegner. 613

614 ✱ *An·na kándi kéffa·r dig·bū·n·gōn léhda wêr·ro sōk‿ōs‿ed karsig·ê·r bōd‿tó·sim.*

✱ Ich zog mein Messer, das an den Arm gebunden war, in einem Augenblick heraus und eilte in den Streit. 614

---

[604] aber bedeutet ein kleines Segel auf dem Hinterschiff (Amery S. 196 jibsail). Vielleicht be- [604]
607 zieht sich die Redensart ursprünglich auf Schwierigkeiten im Segeln. — ✱ 607 Fibel S. 14. 607
608. 609 — ✱ 608 Fibel S. 9, 18; 20, 13. — ✱ 609 Das Verbum *tir* »geben mit Bezug auf die 2. 608. 609
und 3. Person« (1. sing. praes. *tir·ri* usw.) hat bei pluralischem Objekt bei Sam. stets die Form *tidd·ir*. Das geht auf *tiǵǵ·ir* (aus **tir·ǵ·ir*) zurück, wie andere Mundarten auch des K. haben. (Aus Biǵǵe habe ich außerdem *ī·ki·gi ēw·os·sigg·ir·rigi* »ihnen die Hände waschend« neben *ēw·os·sidd·ir·rigi*, vgl. Einl. S. 28.) Das *t* von *tir* assimiliert sich rückwärts an vorhergehendes auslautendes *s*: *gull·os·sidd·ir* »streue ihnen hin«. — Auch das Verb *dēn* »geben mit Bezug auf die 1. Person« (1. sing. praes. *dén·di* usw.) hat bei pluralischem Objekt eine veränderte Form: *dēkk·ir* aus **dēn·k·ir*. Das *d* von *dēn* wird mit vorhergehendem auslautenden *s* zu *z·z*: *gār·oz·zēn* »wickle mir ein«, *kuz·zēn* »öffne mir«. (Von *ůsud* After hörte ich ebenso *uzz·ir* »in d. A.«, aus **usd·ir*.). Das auslautende *n* assimiliert sich an folgendes *s* (*dēs·sum* neben *dēn·sum*), *k* (*dēk·kó·mn·um* neben *dēn·kó·mn·um*), *w* (*dēw·we* neben *dēn·we*). Merkwürdig ist, daß Sam. zu Matth. 28, 18 *ai·gi tir·takk·os·sum* auf meinen Einwurf sagte:
613 *ai·gi dēn·takk·os·sum* könne man da nicht sagen. — ✱ 613 Amery S. 124 *ḫaṣim* »enemy«. — 613
614 ✱ 614 Über das Dolchmesser vgl. zu 576. Sam. sprach öfter von der hitzigen Natur der 614
Nubier. Die Geschichte erzählt davon auch genug. Burckh. S. 147: They are of a much

615 ✶ 1. *Hīrûdus ā·wérs·in affi_tōn·ī·gi dab·r·os·ir·ri·i̥_án.* ✶ 2. *Hīrûdus ā·wérs·in ogik_kôd·ti dab·r·os·iri̥_án.*

✶ 1. Herodes will die kleinen Kinder töten. ✶ 2. Herodes will das Knäblein töten. 615

616 ✶ 1. *Ai án·na adúwi·gi ā·bê·rin.*
✶ 2. *Ai án·na adūwi·ki·gi ā·bê·i̥·ir·rin.*
✶ 3. *Ai án·na adúwi·gi bê·r·os·sin.*
✶ 4. *Ai án·na adūwi·ki·gi bē·r·os·ir·sim.*

✶ 1. Ich töte meinen Feind. 616
✶ 2. Ich töte meine Feinde.
✶ 3. Ich habe meinen Feind getötet.
✶ 4. Ich habe meine Feinde getötet.

617 ✶ 1. *Ter man zôl·gi bê·sum.*
✶ 2. *Ter man zōl·ī·gi bê·i̥·ir·sum.*

✶ 1. Er hat jenen Mann getötet. 617
✶ 2. Er hat jene Leute getötet.

618 ✶ *Tir·i ā·birig·san man ogik·ki bê·r·ar·ki, amma ai tir·godon ur·ki wēk·kir·kô·mn·im.*

✶ Sie wollten jenen Mann töten, aber ich habe nicht mit ihnen gemeinsame Sache gemacht [oder: ihnen nicht zugestimmt]. 618

619 ✶ *Siwid·ti gefir·ro* [oder: *ten·na kâ·r*] *índr·os.*

✶ Stecke das Schwert in die Scheide. 619

620 ✶ *Ai ā·karsig·^{i}l·i·m_barrê·r tô·rgi gendi·gr·ir·sim.*

✶ Ich trat zwischen die Streitenden und versöhnte sie. 620

621 ✶ *Negā·na zôl·i imbel·bū·ran·gôn ar·i gen·gr·os·ir·sum.*

✶ Als die Leute des Dorfes in Aufruhr waren, haben wir sie zum Frieden gebracht. 621

---

[614] bolder and more independent spirit then the Egyptians. Vgl. auch denselben S. 138 über häufige blutige Streitigkeiten zwischen den *Kunūzi* und den *Fiyadikka*, und S. 6 über die Teilnahme der Frauen an den Kämpfen. Sehr gute Charakteristik bei Hartm. S. 214, der u. a. auch sagt: Der Jähzorn macht ihre Leidenschaften hell auflodern. Aber sie beruhigen sich auch leicht ganz wieder. Eine gewisse Gutmütigkeit und Harmlosigkeit sind unverkennbar. [614]
616 — ✶ 616 Über das bei einem Morde usw. zu zahlende Blutgeld s. Burckh. S. 6 (oben zitiert); 138: If one Nubian happen to kill another, he is obliged to pay the debt of blood to the family of the deceased, and a fine to the governors of six camels, a cow, and seven sheep; or they are taken from his relations. Every wound inflicted has its stated fine, consisting of sheep and Dhourra, but varying in quantity, according to the parts of 616
620 the body wounded. — ✶ 620 Für das Verbum *gendi* ist bezeichnend der Satz Samuels (Fibel S. 26): *gend·ar·rê? wala usu̥·atti·rê?* »Ist Ruhe oder Gelächter?« Davon dann *gendi* »Ruhe, Frieden halten, sich versöhnen« (Matth. 5, 24. 25; *gend·ar* »Friede« Luk. 1, 79; 2, 14). *Gendi·gir* entweder, wie in 620, versöhnen oder, wie in Matth. 5, 9, Frieden halten. Bemerkenswert sind: Luk. 1, 28 *Salâm, wo tir en_dogo·r gend·el* »sei gegrüßt, du Begnadigte!« (wörtl. »o du, über die sich Gott *gendi* gezeigt hat«, oder: »zeigen möge«). *Kal gendi·bū·l*, Matth. 12, 4; Mark. 2, 26; für die »Schaubrote«, die Luk. 6, 4 *kal numme·bū·l* heißen. *Numme* (eigentlich »duften«) für »heilig sein« auch Matth. 7, 6; Luk. 1, 75 (*numme_talle* »heilig wandeln«). 620

XIII. Arbeiten und Ruhen.

Nr. 622—659.

622	* *Gir_bag·id·ti zôl ā·nál·in dullo·ki·gi ā·ingi·l·i·gi tin·ná hímil_togō·r talle·r·ar·ki mā·bū·ran·gi.*	* Manchmal sieht man, daß Leute, die schwere Dinge tragen, unter ihrer Last nicht gehen können.	622
623	* *En·na ǵélli·gi āw·ed_tálle!*	* Mach voran mit deiner Arbeit.	623
624	* *Ai ǵélli·n_áw·ar·ro ǵagad_e·rin.*	* Ich bin zu zart zum Arbeiten.	624
625	* *Ai ǵelli·kiii_e·rin.*	* Ich habe nichts zu tun.	625
626	* *Àn·ná ǵelli ar·gi déssen digri maris·kidd·ed·āg·ir·in.*	* Unsere Arbeit macht uns sehr viel Mühe.	626
627	* *Ǵélli·gi bág·ki·ran ā·šōr·án·i[n].*	* Wenn man die Arbeit teilt, wird sie leicht.	627
628	* *Ǵelli·ki wil·gi er ai·gi āw_an_wē·dên·sin·gi kikke·takk·os·san.*	* Die Arbeiten, die ihr mir gestern zu tun aufgetragen habt, sind fertig.	628
629	* *Min_áw·ran_ter·rĕ?*	* Was sollen sie tun?	629
630	* *Er in·gi ām·m·ă? Eyyo, ai áw·sīm.*	* Hast du dies getan? Ja, ich habe es getan.	630
631	* *Er eské·rgi in·gi b·áw·n·ă? Ai b·es·ke·rin.*	* Wirst du dies tun können? Ich werde es können.	631
632	* *Emkinê·mn·um.*	* Es ist nicht möglich.	632
633	* *Er min·gi aw·sin_ter·rĕ?*	* Was hast du getan?	633
634	* *Ar ā·tolle·run.*	* Wir ziehen.	634
635	* *Ter ma tolle·mēn?*	* Warum zieht er nicht?	635
636	* *Agar wēr·ró in·gù·gi ǵammē·gir·wé!*	* Sammelt diese auf einen Ort!	636
637	* *Ai olongu ān·na ǵélli·r oróke·bù·ri* [oder: *bù·rin*].	* Ich bin heut' in meiner Arbeit faul.	637
638	* *Àr·gi kinnᵃ_ᵘek·ki welēsē·gir·wé.*	* Laßt uns ein wenig Ruhe.	638
639	* *Welèse!* * *Ai welês·os·sīm.*	* Ruh' dich! * Ich bin ausgeruht.	639

624.632.634 635.637 * **624** Vgl. Rein. § 279, a. — * **632** Zu Carr. 1906 S. 240, 3. — * **634. 635** Fibel S. 6, 13; 19, 8. — * **637** *oróke·bū·l* »faul«, ar. *kaslân* (Sam.). Dieser Bedeutungsübergang von »kalt« zu »träge, faul« ist schon im Ar. angebahnt: Spiro *râģil bârid* »unenergetic man, dullard«, vgl. auch Amery S. 102 *es-súg bârid el-léla* »there is a depression in the city to-day«. 624.632.634 635.637

640 ✱ **1.** *Kinn$^{a\,w}$_ek·ki sekke·tir!* ✱ **2.** *Agar·ki áw·tir!*

✱ **1.** Mach' ihm ein wenig Platz! ✱ **2.** Mach' ihm Platz! 640

641 ✱ **1.** *Gú·r tèg·os!* ✱ **2.** *En·na bún_dogo·r tēg·os!*

✱ **1.** Setz' dich auf die Erde! ✱ **2.** Setz' dich auf dein Gesäß! 641

642 ✱ **1.** *Tēg·os·we!* ✱ **2.** *Ai eske bi·tēg·min·im.* ✱ **3.** *Ai turungu·bū·rin.* ✱ **4.** *Ai ǵelli digrī_wēk·ki b·āw·rin.* ✱ **5.** *Ai elekken bi·nog·rin.*

✱ **1.** Setzt euch! ✱ **2.** Ich kann mich nicht aufhalten. ✱ **3.** Ich bin in Eile. ✱ **4.** Ich habe viel zu tun. ✱ **5.** Ich will jetzt fortgehen. 642

643 ✱ **1.** *Sēf·ir ǵelli·gi ā·āw·il mālle medine·r_e·ki·n wala ḫala·r_e·ki·n duhur·ro·tōn sā owwi·m_bokon ā·núwwi·ran.* **2.** *Núww·ar·kōn ǵelli·g_wákk·os_welēse·r·ar_ter·an.*

✱ **1.** Im Sommer feiern [*nūww*] alle Arbeiter, sei es in der Stadt, sei es auf dem Lande, von Mittag bis um zwei Uhr. **2.** Und feiern [*nūww*] bedeutet: die Arbeit liegen lassen und sich ausruhen. 643

644 ✱ *Nū·r tá!*

✱ Komm in den Schatten! 644

645 ✱ *Ar·i ká·na ennenú·r ág·ru.*

✱ Wir sitzen im Schatten des Hauses. 645

646 ✱ *Man ǵowwi·na ennenú in·i·n_dogo·r wésā·m* [oder: *bóǵō·m*].

✱ Jener Baumschatten ist breiter als dieser. 646

647 ✱ *Zól kursi_wèr_dogo·r tēg·ós áḫar·ki nékke·ki·n in nekke·r·ar·ki eǵékke·r·ar·k_e·ran.*

✱ Wenn ein Mann, auf einem Stuhl sitzend, sich nach hinten lehnt, so nennt man dies Sichlehnen *eǵekke*. 647

---

640. 641 ✱ **640** vgl. zu 999. ✱ **641** *gū* bedeutet a) Erde: 641 *gú·r tèg·os* »setz' dich auf die Erde«. b) Land: 503. c) Strecke: 61, 1 *ugros owwi·na gú·gi* »zwei Tagereisen«. d) Feld: 383; 417; 494. e) Teil: 3, 2; 20, 3; 291, 1; 292, 1. 2; 358. f) gebraucht in dem Sinne, wie manchmal das ar. *dunya*. Man beachte, daß Sam. zu 1013, 4 *ugu·gōn koi_jalli nawre tèb·sum* für *ugu* ausdrücklich nicht nur »Nacht«, sondern auch »Wetter« angibt: 275 *gū ǵugrī·r* »bei heißem Wetter«; 867, 27 *gú ugụ·an·sum* »es ist Nacht geworden«. g) eigentümlich ist der Gebrauch von der Tageszeit: 381 *gū·na bel·ar*; 61, 3 *gū bedri·rē*; 293 *gū elgōn·um*, alle auf den Morgen bezüglich; auf den Abend 61, 4 *gū bi·ǵū·kō·n·á*. Von der Nachtzeit wird *gū* gebraucht in *gū beyyi·n* u. ä. 68. 2; 412, 4; 444, 66; 1003, 118; 1013, 7. In diesem Wort für Nacht steckt vielleicht eigentlich gar nicht *gū* »Erde«, sondern eine Nebenform für *ugu*. Wenigstens lautet nach Almk. Wb. ein Wort M. *ŭg*, K. *ŭgu* (»Lebenszeit«; vgl. 968, 3) im D. *gū*, so daß man wohl auch für *ugu* »Nacht« eine solche Nebenform annehmen könnte. 640. 641

647 — ✱ **647** Vgl. zu 828. In unseren Texten haben wir zwei Wörter: *eǵekke* 647 und 929, beide Male mit der Bedeutung »sich anlehnen, sich stützen«. Einer Notiz Samuëls entnehme ich: *agar·ro·tōn eǵekke·bū·n* »separate from the place«. Dagegen 279 und 748 *eyekke* beide Male mit der Bedeutung »geneigt sein«. Ob diese Trennung richtig ist und ich mich nicht etwa ver- 647

648	✱ *Ai āg·rin·gón ā·nál·iǵ·ri.*	✱ Ich werde beim Sitzen schläfrig.	648
649	✱ *Ugū·n_tú·gi ā·nè·run.*	✱ In der Nacht schlafen wir.	649
650	✱ *Nēr·bū·n·á? Wala bikki·bū·n? Bikki·bú·rin.*	✱ Schläfst du? Oder wachst du? Ich wache.	650
651	✱ *Wīt_túr·ki·na seher·ked an·na missi·kī kuff·ós·san.*	✱ Wegen des Wachens in der vergangenen Nacht fielen meine Augen zu.	651
652	✱ *Ugu kámil·gi bikke·bú·sīm.*	✱ Ich habe die ganze Nacht gewacht.	652
653	✱ *Úgū·na sélle·r bikki·sīm.*	✱ Mitten in der Nacht bin ich aufgewacht.	653
654	✱ *Gú·rgi man ǵowwi·n_togo·r turub_nêr·os!*	✱ Geh und leg dich unter jenem Baum schlafen.	654
655	✱ *Ugú·gi tá·ka ar málle àn·ná nibd·ī·n_dogó·r ā·túrub·ru[n].*	✱ Des Nachts kommen wir alle und legen uns auf unsere Matten.	655
656	✱ *Od šug·ur·ki·n widè kádē šörö·i_è·ki·n zól kudm·ós·ka ā·túrb·in.*	✱ Wenn die Kälte herabsinkt und die Kleidung leicht ist, schläft der Mensch zusammengekauert.	656
657	✱ *Hakim·gōn ai·gōn Doktūr Yúngar Kalābši·r_é·n·gon ǵú·rgi ten·nai túr wèk·ki béyyi·sum.*	✱ Der Arzt und ich kamen, als Professor Junker in Kalâbschi war, und blieben eine Nacht bei ihm.	657
658	✱ **1.** *Ai ug·n·útti·sī[m].*	✱ **1.** Ich habe geträumt.	658
	✱ **2.** *Ai ug·n_útti_wēk·ki nál·sī[m].*	✱ **2.** Ich habe einen Traum gesehen.	
659	✱ *Sabr·ád serē·m.*	✱ Geduld haben ist gut.	659

---

[647] hört habe, bleibt bei der Verwandtschaft der Bedeutungen zweifelhaft. Almk. hat: *eǵekke* D. [647]
»hinaufsteigen, monter«; *eǵekke·bū* DK. »auf dem Rücken liegend« ar. *masṭûḥ*, beide mit Kausa-
tiven. Rein. hat unter *jer* (*ǵer*): *eǵ·ǵérki* KD., *eǵ·ǵék·ka* M., *eǵēka* F. »den Rücken bieten«,
649. 650 *eǵǵérkibū* KD., *eǵǵekkafi* F., »auf dem Rücken liegen«. — ✱ **649** Fibel S. 12. — ✱ **650** Fibel 649. 650
651 S. 28 N. — ✱ **651** Neben *wit_túr·ki* »gestern nacht (oder abend)« von *wil* »gestern«, hier und 651
1013, 3, kenne ich *it_túr·ki* »heute (diese) nacht« und *asal_túr·ki* (Girsche) »morgen abend«
655 *Tūr* ist D. *tiwir*. — ✱ **655** Das Bettgestell, *angaré* (s. 226) ist ein Luxus, den sich nicht jeder 655
gestatten kann. — Kopfstützen habe ich bis zum 2. Katarakt in Nubien nicht mehr gesehen. Rüpp.
sagt S. 40: »Die Kopfkrücken, welche die alten Ägypter, und jetzt noch einige Bewohner
von Schendi im Gebrauch haben, sind in der Provinz Dungula ganz unbekannt«. Rein. hat
aber dafür noch ein mit K. und D. bezeichnetes Wort *ǵigid* oder *ǵigidi*, im F. *ǵigir*. (Leps.
ǵigid »Maus« ist ein Versehen.) Auch Burckhardts ausführliche Angabe S. 369 Anm. scheint
657 Rüpp. zu widersprechen. — ✱ **657** Vgl. 1005, 26. *Yungar* für Junker. Der »Arzt« ist 657
659 Dr. Fröhlich von der Sūdân-Pionier-Mission in Aswân. — ✱ **659** Fibel S. 9, 16; 20, 11. — 659

XIV. Suchen und Finden.

Nr. 660—666.

660	* 1. Min_wēk·ki er ā·kâš·in? 2. Ai an·na bornêta·gi ā·kaš·rin. 3. Ahan_tek·ki.	* 1. Was suchst du? 2. Ich suche meinen Hut. 3. Da ist er.	660
661	* Er kāš·ki·n b·él·in [oder: b·el·kán·in].	* Wenn du suchst, wirst du finden.	661
662	* Wil·gi an·ńa koris dab·oz·zên·in·gad in·do man·do dāġi ā·kâš·rin·gōn an·na tód el·ed·irgi inġ_éd_ta_dên·sum.	* Als mir gestern mein Schuh verloren gegangen war und ich hier und dort herumsuchte, fand ihn mein Sohn und brachte ihn mir.	662
663	* Affi·gi ā·kâš·rin·gon kā·n_d̲h̲ar·ked ġāb·bū·n·gōn el·sīm.	* Als ich das Kind suchte, fand ich es dicht an die Rückwand des Hauses geschmiegt.	663
664	* Ugros kâmil·gi ʿárid·ti ā·gôl·sim id_wēk·ki^{iii}·r.	* Den ganzen Tag habe ich die Erde umgegraben, ganz vergeblich.	664
665	* 1. Tubrō·gi ugros mállē·gi ā·kāš·šim, 2. atarù mitar_tūr dā·bū·kō·n.	* 1. Die Hacke habe ich den ganzen Tag gesucht, 2. und nun war sie im Brunnen.	665
666	* Abo ted·do·rē?	* Ist mein Vater dort?	666

XV. Gehen und Kommen.

Nr. 667—704.

667	* Arti wê·ki·n asal·gi bi·ġù·rin.	* So Gott will, werde ich morgen gehen.	667
668	* 1. Saï·gir er ā·ġū·n elekken? * 2. Saï·gir ter ġū·m?	* 1. Wohin gehst du jetzt? * 2. Wohin ist er gegangen?	668

662 * 662 Dāġī ist nach Sam. ein Synonym von giride (geride) »hin und her gehen«, vgl. zu 1003, 239. Dazu passen gut Stellen wie diese sowie 1013, 8 hīrē_dāġī·rin·gōn an·n_erg·ir »als ich erregt in meinem Sinn hin und her fuhr«; ähnlich 1007, 4 an·n_erig in·n_agâb·ir sokke_dāġi·sum »mein Sinn flog (s. zur Stelle) hinter euch (d. h. auf der Suche nach euch) hin und her«; tall·in_dāġi »spazieren gehen« 557; 1003, 257; wáw_dāġi »hin und her rudern« 1003, 56; guy_dāġi »hin und her schwanken (wogen)« 1003, 42; merhē_dāġī »hin und her rennen« 1003, 122. Und daher oft die Zusätze in·nē_man·nē·gir 1003, 122; in·do_man·do 662; 1014, 24; in·do_man·do·gir 1003, 56. Vgl. damit von giride 275, 2 in·nē·gir man·nē·gir ā·wāw·geride·n und 662
664 wohl auch die Bemerkung von Almk. Gr. S. 108, Anm. 4. * 664 Nach Sam. sagt man so im Schellâlgebiet (Ǵezaire und Schellâl). In gutem Abuhór-Nubisch sage man besser urt_wēk·ki_ 664
666 el·mén·din·gōn »ohne daß ich etwas fand«, vgl. 273; 810; 1006, 4. * 666 Fibel S. 14. 666

669	✱ **1.** *Ai ǵū·bú·rin.*	✱ **1.** Ich gehe.	669
	✱ **2.** *A·ǵū·n·ă? A·ǵū·rin.*	✱ **2.** Gehst du? Ich gehe.	
670	✱ *Ǵū·m·ă? Ǵú·sim.*	✱ Bist du gegangen? Ich bin gegangen.	670
671	✱ *Saie·r ā·ǵū·n? Ungo·gir ǵū·bú·rin.*	✱ Wohin gehst du? Ich gehe nach Süden.	671
672	✱ *Et‿tód, er el·gôn am‿bab·nai ǵu·kó·mn·ù?*	✱ Du, Knabe, bist du noch nicht zu meinem Vater gegangen?	672
673	✱ **1.** *Ai ǵú·i̯·ar·ki weris·bû·rin.*	✱ **1.** Ich will gehen.	673
	✱ **2.** *Tir ǵú·ran·gi weris·ri.*	✱ **2.** Ich will, daß sie gehen.	
	✱ **3.** *Ai ǵú·rin·gi er ā·weris·n·à?*	✱ **3.** Willst du, daß ich gehe?	
674	✱ **1.** *Sāi̯e·r bi·ǵû?* [oder: *sai̯e·r ā·ǵú(·n)?*]	✱ **1.** Wohin gehst du?	674
	✱ **2.** *Ir·ī sāi̯e·r ā·ǵū·rŭ?*	✱ **2.** Wohin geht ihr?	

---

669. 670 ✱ **669** Fibel S. 15, 25; 23 A. Sam. zu 1: ar. *ana mâši.* — ✱ **670** Fibel S. 26 J. Diese verbalen Frageformen mit *·m* scheinen mir noch nicht beobachtet, obgleich sie sehr häufig sind. Sie sehen äußerlich wie die Kopula (172) aus, sind aber mit ihr nicht zu verwechseln, da sie nur an Verben, jene nur am Nomen vorkommen: 1) *·um* ist das Verbalsuffix der präteritalen Frage für die 2. und 3. Person des Sing., wenn ein Fragewort im Satz steht: 974 *min·der undur·um?* »Wohin hast du es gelegt?«. Oft auch nur *·u* mit verklungenem *m*, 474, 6 *sāi·r·tōn atta·ir·u?* »Woher hast du sie gebracht?«. Nach Vokalen nur *·m*, 678 *sāi̯e·r·tōn er tá·m?* »Woher bist du gekommen?«. Die Worte mit kurzem *i* nach Doppelkonsonanz werfen das *i* ab, 279 *sittâg·ki abidd·um?* »Wann bist du begegnet?«. Nach dem Diktat eines Mannes aus Girsche habe ich notiert: *in·na kâ·r it‿tūr·ki beyye·w·um·ă* »Hast du diese Nacht in deinem Hause geschlafen?«. — 2) *·m·ă* dasselbe, wenn im Satz kein Fragewort steht: 670 *ǵú·m·ă?* »Bist du gegangen?«, 689 *tā·m·ă?* »Ist er gekommen?«. — 3) Eine ganz verschliffene Form dieser Frage scheinen zu sein: *ta* für *ta·m* von *ta* »kommen« und *e* für *e·m* von *e* »sein«: *er ma ta?* »Wann bist du gekommen?« Matth. 26, 50; *min·deᵗ·ton ta?* »Von wo ist er gekommen?« o. ä. Fibel S. 5, 10; *Hanna·na kidd·ir·ar sāi̯e·r·tōn‿ĕ? Simē·r·tōn‿e·m·a? Wala zōl·i·r·tōn‿e?* »Das Taufen des Johannes, von woher ist es gewesen? Ist es vom Himmel gewesen? Oder ist es von den Menschen gewesen?« Matth. 21, 25 (= Mark. 12, 29 = Luk. 20, 4). Dasselbe wie *·um*, nur mit auch formal schärferer Zusammenziehung für die Frage, scheint das *·o* an *e* »sagen« mit *·y* infixum zu sein in 325 *sittág·na watti·gi bi·tá·ri̯‿e·i̯·ŏ?* »Wann hat sie gesagt, würde sie kommen? Wörtlich »hat sie gesagt: ich werde kommen«)«. Vgl. 985. — 4) In der Negation entspricht diesen positiven Formen ein *·mēn·u* 791, 6 *er ma .... ǵū·mēn·ŭ?* »Warum bist du nicht gegangen? Ähnlich 791, 8. Präsentisch würde dies lauten *er ma ... ǵú·mn·ŭ?* »Warum gehst du nicht?«. In einer Umschreibung der Geschichte von *harâmi el·mazlum* bei Willmore, Spoken Arabic § 39 durch einen Mann aus Girsche: *In·na šebbâk·ki ir ma samrē·mên·u?* »Warum hast du dein Fenster nicht genagelt?«. Ebenda: *Iš‿šibbâk·ki ir ma rekkibē·mēn·u tonǵil·gir·rigi?* »Warum hast du dein Fenster nicht gut festgemacht?«. — 669. 670

671–673 ✱ **671** Fibel S. 29 S. — ✱ **672** Fibel S. 32. — ✱ **673** Vgl. Rein. § 279, a. — 671–673

[674] ∗ 3. *Ar·ī sāi̯e·r ā·ǵū·rù?* | ∗ 3. Wohin sollen wir gehen? [674]

∗ 4. *Sāi̯e·r ǵū·rì?* [oder: *sāï ǵū·ri?*] | ∗ 4. Wohin soll ich gehen?

675 ∗ *Osmân‿ōn ǵù·u̯·ar·ki ā·weris·mên·ki·n ai min‿ấw·ri?* | ∗ Wenn Osman nicht kommen will, was soll ich tun? 675

676 ∗ *Ai·g‿in·do ergê! Ǵámme·rgi bi·ǵù·ru.* | ∗ Erwarte mich hier! Wir wollen zusammen gehen. 676

677 ∗ 1. *Er mine tá·m?* 2. *Ai egr·ed‿á·rin·gon tá·sim.* | ∗ 1. Wie bist du gekommen? 2. Ich bin geritten gekommen. 677

∗ 3. *Ai kaǵ‿wēk·ki egr·ed‿tá·sim.* | ∗ 3. Ich bin zu Pferde gekommen.

∗ 4. *Ai ḥanu‿wēk·ki egr·ed‿tá·sim.* | ∗ 4. Ich bin zu Esel gekommen.

678 ∗ 1. *Sai̯e·r·tōn er tâ·m?* 2. *Ai am‿ban·na·nai·tōn tā·bù·rin.* | ∗ 1. Von wo bist du gekommen? 2. Ich komme von meinem Onkel. 678

679 ∗ *Ǵinêna·gir ai·godon ta!* | ∗ Komm mit mir zum Garten. 679

680 ∗ 1. *In·nē·ged ta.* ∗ 2. *Man·nē·ged ta.* ∗ 3. *Kalum·nē·ged ta.* ∗ 4. *Ungō·nē·géd ta.* ∗ 5. *Malti·nē·ged ta.* ∗ 6. *Tin·nē·ged ta.* ∗ 7. *Dogo·nē·géd ta.* ∗ 8. *To·gō·nē·géd ta.* | ∗ 1. Komm hier entlang. ∗ 2. Komm dort entlang. ∗ 3. Komme im Norden. ∗ 4. Komme im Süden. ∗ 5. Komme im Osten. ∗ 6. Komme im Westen. ∗ 7. Komm oben entlang. ∗ 8. Komm unten entlang. 680

681 ∗ *Igitti·gir ta.* | ∗ Komm näher. 681

682 ∗ 1. *Ter wil·gi tâ·sum.* | ∗ 1. Er ist gestern gekommen. 682

∗ 2. *Wil·gi ar·ī tâ·sum.* | ∗ 2. Gestern sind wir gekommen.

683 ∗ *Ai ték·ki iššin·tir·mēn·din·gōn ter mine ā·tá·n?* | ∗ Warum kommt er, ohne daß ich zu ihm geschickt habe? 683

---

675 ∗ 675 Vgl. Rein. § 279, a. Hinter *min* »was?« fällt die Objektspartikel *·gi* oft aus, vgl. 4, 4; 4, 6; 478, 7; 629; 786; 1003, 239. Ähnlich bei *ni* »wer?« 786, 2. 4; 791, 47. Der Versuch von Schuch. Evgg. S. 100, das zu erklären, trifft nicht. 675

676 ∗ 676 Zu *ergé* K. »warten« ist zu vergleichen: Amery, S. 388 wait for me *arǵâni* ارجاني. Es könnte also aussehen, als ob *erǵē* ein Lehnwort aus dem Sud.-Ar. sei. Doch ist es gewiß gut gestützt durch Nub. Texts S. 95 ⲉⲓⲇⲣ. Daneben gibt es ein hiervon verschiedenes Wort *erge* M. (Leps.; Rein.), daß in Nub. Texts S. 99 ⲉⲣⲅ zu lauten scheint. So wird also 676

680 umgekehrt das *arǵâni* des Sud.-Ar. ein Lehnwort aus dem Nub. sein. — ∗ 680 Für dies *·nē·* bei Ortsbegriffen hier einige Stellen aus der Literatur auch in anderen Verbindungen; es ist bisher nicht beachtet: Carr. 1906, S. 237 D'onde vieni? *sanerto* = *sai·nē·r·tōn* [*tā·m*]?; S. 239 Passa di qua! *ennertontan* = *in·nē·r·tōn tâ·n* »er kommt von hier«; Rein. unter *iza*: D. *darub izai·ne·re* »wo ist der Weg?«; *izai·nē·n‿arik·ked* »auf welcher Seite?«; Almk. unter *īyon*: K. *mayinneged* »zur Linken«; Almk. unter *matto*: *maltinēged* »gen Osten«. In unseren Texten findet sich *·nē* außer an den im Text 680 genannten Ortsbezeichnungen noch an 680

684 ✱ *Wil·gi in·do ta·ri‿in‿dá·rin·gōn gel-li‿wēr ai·gi gobr·os·kó·sum.* | ✱ Als ich gestern im Begriff war, hierher zu kommen, hat mich ein Geschäft abgehalten. 684

685 ✱ 1. *Tēg·mēn!* 2. *Ai gawán bi·wide·tá·ri.* | ✱ 1. Halte dich nicht auf! 2. Ich werde schnell wiederkommen. 685

---

[680]. 684 *iyin* »rechts« und *mayin* »links«. ✱ 684 Wörtl.: als ich war, sagend »ich komme«, vgl. [680]. 684
685 165, 5. — ✱ 685 Die gewöhnlich *·min·* (prät. *·kó·mn·im*) und (mit Vokalassimilation) *·mun·* lautende 685
Negation hat die Form *·mēn·* (Prät. *·mēn·sin*, oder, da das *n* oft durch Assimilation verschwindet, *més·sin*, *mé^{s}·sin*), in folgenden Fällen: — 1) Im Imperativ, wie hier, Plur. *·mēn·we*; — 2) im Aussagesatz vor *‿an*, wo sonst *min·im‿an* steht: Matth. 11, 18 Johannes ist gekommen *kal·ē(·gi)· kal·mēn·di‿an wala ni·ar·ki ni·mén·di‿an*, »sagend, ich esse keine Speise und trinke kein Getränk« (vereinzelt); — 3) im endungslosen Verbum conjunctum: 785, 1 *lagagé·mēn‿kitte‿tēg·wé* »lärmt nicht, und verhaltet euch ruhig«; — 4) im Verbum conjunctum mit Endung: 70 *gog·mēn·ka ā·kaiụ·ran* »man quetscht es, ohne zu mahlen«; — 5) in gewissen Frageformen wie: a) in der Frage ohne Personalendungen 2. Sing.: 884 *er ma ā·wide·gir·mēn?* »Warum antwortest du nicht?«; ähnlich Matth. 7, 3 *er ma . . . ā·uru·n . . . . wōn kiye·n‿kam·gi ā·nal·mēn*, in der Parallele Luk. 6, 41 steht . . . *amma kiye·n‿kam·gi ā nal·mun·u?* 3. Sing.: 635 *ter ma tolle·mén?* »Warum zieht er nicht?«; vgl. 1003, 158, 202; 1004, 24; Matth. 12, 11, 12; Luk. 11, 13; 12, 28; 13, 15; 14, 5. 31; 15, 4; Joh. 12, 5. 3. Plur.: 1011, 11 *malaika·ri·mēn?* »sind sie nicht Engel?«, b) in der Frage mit Personalsuffixen *·mēn·din*, *·mēn·n·ā*; *·mēn·du*, *·mēn·dan* usw.: 562 *·mēs·san·dē?*; *gu·mēn·ŭ* 791, 6. 8 »bist du gekommen?«; — 6) vor der Endung des Nom. verb *·ar*: 1003, 20 *dā·mēn·ar* das »Nichtvorhandensein«; — 7) vor der Partizipialendung: 695 *talle·mēn·il* »wer nicht geht«; 396, 2 *ewir·takki·mén·el* »das nicht beackert war«; — 8) vor *·tāg* in dem Ausdruck für »ohne zu«, »da er, weil er nicht« u. ä.: 112 *ēm·mēn·tāg* »ohne zu waschen«; 1004, 24 *nal·mēn·tāg* »ohne zu sehen«; 1004, 25 *atta·mén·tág* »ohne zu bringen«; 1008, 5 *ām·mēn·tág* »ohne zu tun«; *wakke·mēn·tāg* »ohne abzulassen« Luk. 2, 37; *el·mēn·tāg* »ohne zu finden« Luk. 2, 45. Im Schellâlischen heißt offenbar dieselbe Form *·mē·tō*: In einer Erzählung eines Mannes aus Biġġe: *Naddára·nań gazáz·i wēr·i·gi īw·ös·irgi Siyâm·g‿ā·wé·ri hán^{u}‿wē^{k}·ki kâš·irgi ġú·rgi attá·sum, wide gelbé^{n}·gō^{n} māsúra·gō^{n} listikón·gi īw·ös·irgi gelb oww·itti·ge^{d}·gō^{n} han^{u}‿wék·k‿kâš·irgi el·mé·tō bárri·ge^{d} tek·kō^{n} marakbi wék·kō^{n} ġú·rgi atta·ru‿an ġú·sa^{n}. Birbē fárriġ·ed·irgi birbē·ki·gir* (Mskr. *·ši·gir*) *betti·gō^{n} gaskátti·gō^{n} minne·gō^{n} el·mé·tō malti·m‿barri·r sandal·ge^{d} waw‿ġú·rgi minnē·gō betti‿kada wék·kōn atta·sa^{n} girš owwi‿bag·atti·gir.* »Da wir einige Gläser von der Kamera vergessen hatten, suchte sich Siyâm einen Esel, ritt hin und brachte sie, und da er bei der Rückkehr die Röhre und das Gummi vergaß, suchte er sich zum zweiten Male einen Esel, als er ihn aber nicht fand, gingen er und ein Schiffer sie zu holen. Nachdem wir den Tempel besichtigt hatten, fuhren sie (unsere Leute), da man bei den Tempeln keine Datteln, Eier und Tauben fand, mit dem Boot zum Ostufer und brachten Tauben und ein Körbchen Datteln für 2$^{1}/_{2}$ Piaster«; — 9) vor dem konditionalen *·ki* und *·kó·ki*; — 10) im Relativsatz: 774 *kumma wēk·ki . . . . kid·ir gigir·mēs·sin wēk·ki* »eine Geschichte, die ich nie gehört hatte«; absolut müßte *gigir·kó·mn·im* stehen; Joh. 1, 47 *Israél·di . . . ted·der milli wér dā·mēn·in* »ein Israelit, in dem nichts Schlechtes ist«, absolut *dá·mn·um*; — 11) vor *·agad* 1011, 8; — 12) vor *·gad*: *dā·mēn·in·gad* »da nichts ist«; — 13) vor *·ged* kaus. und opt.: vgl. 937, II;

686	* *A·kur·kiddi·l asal·gi bi·tâ·n.*	* Der Lehrer wird morgen kommen.	686
687	* *Bokki·r·tōn tā·m·à? Bokki·r·tōn tâ·sim.*	* Bist du von draußen gekommen? Ich bin von draußen gekommen.	687
688	* *Bōd_tā·m·à? Bōd_tâ·sīm.*	* Bist du gelaufen gekommen? Ich bin gelaufen gekommen.	688
689	* *Mag·as tā·m·à? Mag·as ta·kó·mn·um.*	* Ist der Dieb gekommen? Der Dieb ist nicht gekommen.	689
690	* *Sāī·ged er tâ·m? Tin·gâr·ked tâ·sim.*	* Wo bist du gekommen? Ich bin auf dem Westufer gekommen.	690
691	* *Ta·bû·ran·à? A·iir·min·īm.*	* Kommen sie? Ich weiß nicht.	691
692	* *In·n_èn·gi wè·tir·u ferd·i·gi kág·in·gōn tâ·r_an, ǵaddi_tód_dēk·kōn ték·ko·don inǵ_ed_tā·r_an.*	* Sage deiner Mutter, sie solle mit den Lastkörben kommen und etwas Natron mitbringen.	692
693	* **1.** *Nóre tálle!*	* **1.** Geh langsam.	693
	* **2.** *Ossi·g_ing^{i}_úskur tálle!*	* **2.** Geh Schritt für Schritt.	
694	* *Indi tálle·bū.n.*	* Meine Mutter geht da.	694

---

[685] *In·na sebeb·u^{m}: ir šebbâk·ki samrē·mén·in·ga^{d} digir·rigi ten·n_ossi·g_tōg·su^{m}* »Deine Schuld ist's. Weil du das Fenster nicht genagelt hast, ist er gefallen und hat sein Bein gebrochen« (aus Girsche); — 14) vor *·gi*: 996, 3 *nal·sim . . . dā·mén·in·gi* »ich sah, daß er nicht da war«; *En_dogó·r·u^{m} haggi in·na šebbâk·ki ir samrē·mēs·sin·gi* »Du hast Unrecht, daß du dein Fenster nicht genagelt hast« (aus Girsche); — 15) vor *gōn*: 1003, 114 *el·mēn·din·gōn* »ohne daß ich fand« (vgl. 58,3); — 16) vor *·na*: 1006, 14 *kob·os·mēn·din·n_owol·lo* »bevor ich schließe« (vgl. 848); — 17) vor *nawitte*: 337 *āi·mēn·in_nawitte* »wie er nicht lebt«; — 18) die Fälle 10—16 sind etwa die, in denen wir Subjektivformen annehmen müssen; — 19) Nichts mit dieser Negation hat die positive Kopula *_mēn* in Joh. 11, 39 zu tun: *Wō an·na tirti, sūy·os_mēn·sin, ugros kems·an·kō·n té·r dâ·bū·n* »mein Herr, er ist stinkend geworden, seit vier Tagen ist er [685]
686. 687 im Grabe«. Sam. erklärte: *irimm·an·os·sum.* — * 686 Fibel S. 12. — * 687 Fibel S. 23 B. 686. 687
688. 689 — * 688 Fibel S. 24 B. — * 689 Fibel S. 28 m. Die entsprechende Form (von *samrē* »nageln«) hörte ich von einem Manne aus Girsche wie *·kum* sprechen: *ká·na tirti wé·su^{m}: hagge neggâr_dogó·r·u^{m}, allé_samrē·ku·m$^{n·um}$* »Der Hausherr sprach: Der Tischler hat Schuld, er hat es nicht ordentlich festgenagelt.« Die Negation verklingt auch sonst oft sehr stark. Man vergleiche von demselben Manne aus Girsche: *Matt·okki·Ki·na luǵa·gi ā·ir·mi$^{n·im}$* »ich kann die Sprache der Mattokki nicht«; *Matt·okki·Kī·na luǵa guwān·digi ā·kur·takku·$^{mn·um}$* »Die Sprache der Mattokki lernt sich nicht schnell«; *sūg·ir·tōn ā·ǵān·din dâ·m$^{n·um}$* »Es gibt für mich nichts auf 688. 689
690–692 dem Markt zu kaufen«. — * 690 Fibel S. 29 S. — * 691 Fibel S. 30, T. — * 692 Fibel S. 32. 690–692
Zu *ferid* »Lastkorb« s. 528. — Zu *ǵaddi* »Natron« vgl. Rein.: »auf Binne bei Argo gewonnen. daher (in Dungula) *Binne·n_ǵaddi*, wird mit Tabak vermengt und gekaut«. Vgl. zu 169.
693. 694 * 693, 2 Wörtl. »den Fuß hebend und niedersetzend«. * 694 Fibel S. 7, 14; 19, 9. 693. 694

695 * *Buru tin·n‿ên·gi uru‿talle·mên·il bu-ru·mn·um.*

* Eine Tochter, die, wenn sie ihre Mutter sieht, nicht [zu ihr] geht, ist keine Tochter. 695

696 * **1.** *Sāï·géd·tōn tálle·bū·n? Togo·r·tōn talle·bû·rin.*
* **2.** *Neġa·r‿e·m·ă? Illa, betti·ki·r·tōn talle·bû·rin.*

* **1.** Von wo kommst du gegangen? Ich komme von unten gegangen.
* **2.** Bist du im Dorf gewesen? Nein, ich komme von den Dattelpalmen her gegangen. 696

697 * *Id‿wēr billē‿wēk·ki kalum·ged·tōn kāg·in·gōn tálle·bū·n.*

* Ein Mann kommt, Zwiebeln von Norden her bringend, gegangen. 697

698 * *En·na koi·n‿owwol·g‿âr!*

* Geh gerade vor dich hin. 698

699 * **1.** *Šug·ur·bū·n·ă? Illa, kuġ·bū·rin.* * **2.** *Šug·udd·ōs·m·ă? Elgón.* * **3.** *Šug·ur‿tā·m·ă? Eyyo, šug·ur‿tā·sīm.* * **4.** *Šug·udd‿ed‿tā·m·ă? Eyyo, šug·udd‿ed‿tā·sīm.*

* **1.** Steigst du hinab? Nein, ich steige hinauf. * **2.** Hast du es hinabgelassen? Noch nicht. * **3.** Bist du herabgekommen? Ja, ich bin herabgekommen. * **4.** Hast du es herabgebracht? Ja, ich habe es herabgebracht. 699

700 * *Wēr‿ôn ten·na tiwri·gi ték·kodon bél·ar·ki wêris·ki·n wide bel‿tā·r‿án‿ūwe·tir·ki·n, man·gōn bel‿tá·r·ar·ro batyê·ki·n, ā·wê·tir·in, šutte tā·mên·ki·n: »Enna tá·r·ar new·erti·m‿bel·ar·rĕ?«*

* Wenn einer will, daß sein Genosse mit ihm hinausgeht, und ihm zuruft: »Komm heraus«, aber jener zu kommen zögert, so sagt er zu ihm, wenn er nicht schnell kommt: »Ist es dein Tod, wenn du kommst?« 700

701 * *Iṳin·gir wide.*

* Kehre nach rechts um. 701

702 * **1.** *İṳin·g·ă?* * **2.** *Mayin·g·ă?*

* **1.** Rechts? * **2.** Links? 702

703 * **1.** *Ter ai·gi abiddi·sum.* * **2.** *Ter ar·gi abiddi·sum.* * **3.** *Ar tir·gi abiddi·sum.*

* **1.** Er begegnete mir. * **2.** Er begegnete uns. * **3.** Wir begegneten ihnen. 703

704 * **1.** *Alai·gi.* * **2.** *Ahan‿ai·gi.*

* **1.** * **2.** Da bin ich. 704

696–698 * **696,** 1 Fibel S. 29 S. 2 Fibel S. 28 N. Vgl. zu 290. — * **697** Fibel S. 33. — * **698** Wörtl.: 696–698
699. 700 Nimm das, was vor deinem Gesicht ist; vgl. 1003, 242. — * **699** Fibel S. 29 Sh. — * **700** Der 699. 700
702 Schluß wörtl.: Ist dein Kommen das Herausgehen der Seele? — * **702** Das interrogative 702
·ă am Nomen im verkürzten Satze, ebenso noch Matth. 11, 7. 8. 9; Luk. 7, 24. 25. 26 *wēk·k·ă* »einen?«; Matth. 27, 17 *Barrabâs·k·ă?* »den Barrabas?« Auch *min·ă* gehört dahin: »was?« Joh. 21, 21; »warum?« 458; 791, 38; 845, 7 »Warum hältst du mich auf?« (= ar. *mâ lak* »Was
704 fällt dir ein?«); 984; 1003, 50, Joh. 21, 22. 23. * **704** 1 Carr. 1906 S. 236: quello. — 704

XVI. Reisen.

Nr. 705—727.

705 ✱ 1. *Nob·i·n_ešei·i·r neǵa_nûtin kérri_wēk·ki kó·n.* 2. *Kerri·n_ówwol·lo·gōn ǵimmėz_wēk·ki ā·ébir·ran ennenû·na ǵô-ro·* 3. *Ǵimmėz·na togo·r·gôn barrād·i·gi ā·ébir·ran tin·na dibittē·ḱi·ged.* 4. *Wi-de šāre tá·ki·n, wēr_nûtin néǵa·r·tōn ten·na kal·géd iškar·i·nai ā·bel·tá·n.*

✱ 1. In Nubien hat jedes Dorf eine [Gast]hütte. 2. Vor der Hütte pflanzt man eine Sykomore des Schattens wegens. 3. Und unter die Sykomore stellt man die Kühlgefäße mit ihren Bechern. 4. Und wenn der Abend kommt, so kommt jeder aus dem Dorfe mit seinem Essen zu den Gästen heraus. 705

706 ✱ 1. *Er asál·gi bi·saḟrē·kan·in.*
✱ 2. *Ar asal·gi ā·nog·run.*
✱ 3. *Ar olongu ā·nog·run.*

✱ 1. Du wirst morgen abreisen. 706
✱ 2. Wir gehen morgen fort.
✱ 3. Wir gehen heute fort.

707 ✱ *Gír·k_ā·i̯ūr·min·im.*
✱ 2. *In daruk·ked ǵû!*

✱ 1. Ich weiß den Weg nicht. 707
✱ 2. Geh auf diesem Wege.

708 ✱ *In dárub séwa·m·á.*

✱ Dieser Weg ist eben. 708

709 ✱ *In ešei̯·i·na ǵebel·i·n_darub déssen éssē·m.*

✱ Der Bergweg dieses Landes ist sehr schmal. 709

710 ✱ *Ḫôr dóll·um.*

✱ Das Wildbachtal ist tief. 710

711 ✱ *Gúnna warri·m.*

✱ Der Berg ist fern. 711

712 ✱ *Ar·i dib·ir ā·ǵû·ru.*

✱ Wir gehen zum Tempel. 712

713 ✱ 1. *Er warag·ki mér·m·á?*
✱ 2. *Ai·gi warag·ki mer_dên.*

✱ 1. Hast du einen Fahrschein gelöst? 713
✱ 2. Löse mir einen Fahrschein.

714 ✱ 1. *Bābùr·i šārti·n·di·ḱi gir_bag·id·ti ittiwri·gi ā·abiddi·ran.* 2. *In abidd·ar·*

✱ 1. Die Eisenbahnzüge fahren manchmal aufeinander. 2. Und dies Aufein- 714

---

705 ✱ 705, 1 Diese jetzt aus Ziegeln gebauten Gasthäuser (*kerri*) heißen auch mit dem 705
ar. Worte *ḥême.* Siehe 22. Dort hält man gelegentlich auch Trauerversammlungen ab, 946.
706 Über die Gastfreundlichkeit der Nubier vgl. Hosk. S. 193; Beck. S. 204. ✱ 706, 2 Das 706
ā· ist in diesem Gebrauch ganz ungewöhnlich und wohl nur ein Versehen. Man erwartet
707. 712 *bi·* — ✱ 707 Zu Carr. 1906 S. 239, 8. — ✱ 712 *Dib*, das aus den alten christlichen nu- 707. 712
bischen Texten in der Form M. ⲇⲓⲡⲡⲓ bekanntgewordene Wort für »Stadt« ist im Schellâl-
gebiet (Sam.), meist in der Verbindung *Sowan_Dib*, Name für Aswân, aber auch sonst
Ortsname (s. 5, 3). Es hat den Nebensinn »Burg, Schloß« und wird daher wie das ar. *qasr*
713 für die Tempelruinen gebraucht (Sam. = *birbe*), vgl. Nub. Texts, S. 92 Anm. 2. ✱ 713 *mer* 713
714 »abschneiden« entspricht dem ar. *qaṭaʿ* im selben Sinne. ✱ 714 *gir_bāg·id·ti* ist eine 714
genetivische Verbindung »Teil des *gir* (Mal, Weg usw.)« und bedeutet »manchmal«, vgl.

[714]	*kōn yā kádd·ar·k‿é·run, yā gútt·ar·k‿é·run.*	anderfahren nennen wir entweder *kaddi* oder *gutti.*	[714]
715	✱ *Ǵellâba ātmûr·ro tálle·bú·n·gōn berʳi·an·ós·sum.*	✱ Der Kaufmann ist, als er in die Wüste ging, vom Wege abgekommen.	715
716	✱ **1.** *Ȧn·ná ḫaddâm·ī·gi bi·wē·tidd·ír·ru:* **2.** »*Kerri·kī·gi* [erste Niederschrift: *·tī·gi*] *kerʳⁱ·w‿án, tid·dér tēg·run·na ǵórō.*«	✱ **1.** Wir sagen zu unsern Dienern: **2.** »Schlagt die Zelte auf, damit wir in ihnen sitzen.«	716
717	✱ *Kerri tag·bu·n·ă? Kerri tag·bū·n.*	✱ Ist das Zelt aufgeschlagen? Das Zelt ist aufgeschlagen.	717
718	✱ *Kerri·ki kóǵ·r·ī·na kók·ar·na mâs·ir ā·têb·min·an.*	✱ Zelte stehen nicht ohne das Einschlagen der Pflöcke.	718
719	✱ **1.** *Kóǵ·ir sê? Koǵ·ir ted·do·r·um.* **2.** *Kok·os·m·ă? Kok·os·sīm.*	✱ **1.** Wo ist der Zeltpflock? Der Zeltpflock ist dort. **2.** Hast du ihn eingeschlagen? Ich habe ihn eingeschlagen.	719
720	✱ *Ar Medine·r·tōn tâ·sun·do úgros ari·ân·sum.*	✱ Seit wir aus Kairo gekommen sind, sind es 20 Tage.	720
721	✱ **1.** *Ar·ī Ȧnas‿el·wuǵûd·ir ḫanu·i·gi egr·éd‿bī·tâ·ru* [oder: *egr‿âg·run·gōn bi·tâ·ru*]. **2.** *Ȧn·ná urd·i·gōn kúb·ir bi·tâ·ran.*	✱ **1.** Wir werden zu Esel nach Philae reiten. **2.** Und unser Gepäck wird zu Schiff kommen.	721
722	✱ *Ȧn·na urd·i·gi dig·ir·kô·mn·im.*	✱ Ich habe mein Gepäck nicht zusammengeschnürt.	722
723	✱ *Elón·gu úgros diǵ·an·kó·n ir·i in·na úrd·i·gi ā·šúg·uddu·run.*	✱ Heute sind es fünf Tage, daß ihr euer Gepäck heruntergeschafft habt.	723
724	✱ **1.** *Medine·r·tōn ar málle alēgéd tâ·sum.* **2.** *Ȧn·nâ zōl·ī·gōn ar·gi ábiddi‿*	✱ **1.** Aus Kairo sind wir alle gesund angekommen. **2.** Und unsere Leute sind	724

---

[714] dazu 795 *tôd‿bag·id* »manche Kinder«; *zōl‿bag·id* »manche Menschen« 531, 6; 875; auch 351; 1003, 228. Statt *gir‿bag·id·ti·gōn* steht *gir‿bag·id·tōn* 58, 17; 444, 32 u. ä., vgl. 714. [714]

715 — ✱ **715** *ǵellâba* hieß früher der Sklavenhändler. *Ǵellâb* die Karawane s. 592. So sind nach Sam. die Worte zu übersetzen. Amery S. 58 *ǵallâba* Caravan, aber S. 171 *ǵallâba ǵallâbi* hawker (slave dealer); S. 226 *ǵallâb* marchant. — Zu *atmûr*: Amery S. 202 *ʿaṭmūr* 715

716–718 desert land. — ✱ **716, 2** Mskr. *žoro.* — ✱ **717** Fibel S. 27. — ✱ **718** *·na mâs·ir*, so immer bei Sam. Bei Rein. Gr. § 398 wird *mas* ohne Schluß-*ro* und mit *·ro* statt des *·na* kon- 716–718

719. 721 struiert. Vgl. 767. — ✱ **719** Fibel S. 27 K. — ✱ **721, 1. 2** Zu *·gōn* siehe zu 45, 6. — Zum Namen *Ȧnas el·wuǵûd* Burckh. S. 5: »i. e. the social pleasures of *Wodjoud. Wodjoud*, say the Arabs, was the name of the mighty King who built the temples of Philae«. 719. 721

[724] *wē·dēk̄k̄·ir·san:* 3. »*Ar gurre·bū·run ir málle alē·ged ar·gi tā·dūr·sun·gi*«.

uns entgegengekommen und haben zu uns gesagt: 3. »Wir freuen uns, daß ihr alle heil zu uns gekommen seid«. [724]

725 * 1. *Ifrengi·k̄i·na ešei·i·r ǵebel·i sokke·bū·l·i‿wēr·i dá·ran.* 2. *Tid·dér zōl dár·ri‿kúǵ·ki·n elgôn toskᶦ·rᵉ‿ówwi·gi dūr·mén·in·gôn ā·gédd·os·in.*

* 1. Im Lande der Franken gibt es einige hohe Berge. 2. Wenn einer sie besteigt, so wird er schwindlig, ehe er zwei Drittel erreicht hat. 725

726 * *Itfô·na ungō·géd ʿárid wésa‿wēr dá·n, ǵáddi sūd·m·á.*

* Südlich von Edfu ist ein weiter Landstrich, der lauter Natron ist. 726

727 * *Habeši·gi Nobi·ged makáta·g‿e·ran.*

* Den Abessinier nennt man auf Nubisch *Makáta.* 727

XVII. Schiffahrt.

Nr. 728—765.

728 * *Nob·i·n‿eši·r kūb·li·gi elgōn āw·mén·dan·gōn geyyi·k̄i·ged tin·gōn malti·gón·gir ā·wáw·san.*

* In Nubien fuhr man, als man noch keine Schiffe baute, auf Flößen nach Westen und Osten über. 728

729 * *In·na kub wil·gi wāb·bū·n·gōn ʿarid·ti šutte dūr·es·sum.*

* Als euer Boot gestern überfuhr, erreichte es schnell das Land. 729

725 * 725 Statt dieses *zól*, das das auch im Sūdānarabischen gebräuchliche (Amery S. XII. 220) زول ist, sagt man im Schellālgebiet *ādem*. Amery (S. XII) bemerkt, daß im Sūdānarabischen viele Worte im täglichen Gebrauch sind, die sonst nur noch Gelehrten und sehr Gebildeten aus dem Altarabischen geläufig sind. Das trifft auch auf die ar. Fremdwörter im Nubischen zu; 725
727 vgl. außer *zól* noch z. B. *ʿōliyē* 1016, 3, 1. — * 727 Vgl. Rein. Wörterb. der Bedauye-Sprache S. 167 ***Makāda*** nom. pr. Abessinien (Ku. ***Makāda*** id.); Amery S. 331 ***makāda*** Abyssinian slave. Danach ist der Druckfehler Burckh. S. 310, wo aber wie bei Sam. ein *t* am Ende steht, zu verbessern: »The Abyssinians are (auf dem Sklavenmarkt von Schendi) not called ***Habbeshy***, but ***Nekkaty***, by which appellation the whole country is more frequently known then by that of ***Habbesh***«. 727
728 — * 728 Über solche Flöße, die man jetzt nur noch südlicher findet (sie heißen dort *tóf*, vgl. Amery *tóf* raft), s. Burckh. S. 43. 50. Ich habe mir 1900 über ein Floß am 2. Katarakt bei Semne notiert: »Das Floß ist aus 6—7 Palmstämmen verschiedener Länge, die von Sâgyen stammen, mit Palmstricken zusammengebunden. Die Querhölzer, die über die Seiten herausragen, sind aus Sontästen. Statt der Bänke liegen einige Klötze darauf. Die Leute binden sich ihre sämtlichen Kleider zu einem großen Turban um den Kopf; darin eingebunden sind die Schuhe mit den Spitzen nach vorn, bei einem auch noch die Sichel. Sieben Leute schieben, auf aufgeblasenen Schläuchen und Klötzen schwimmend, das Floß an den Querstangen vor sich her.« Vgl. Hosk. S. 272. Nubier auf Rohrbündeln schwimmend bei Ebers, 728
729 Aeg. in Wort u. Bild II S. 399. — * 729 Über eigentümliche, einheimische Boote in Dungula 729

730 * *Tin_gàr·ro·tōn wil·gi am_bes_tód mal-ti·gir wāw_tá·su[m].*
* Vom Westufer kam gestern mein Neffe nach Osten übergesetzt. 730

731 * *Zól·ī malti·r dá·l·i tin·ná ti_wēk·ki ya ḥánu_wēk·ki tin·gir oǵǵū·u·ar·ki weris·k'·ran ma'addiye·r urti·ki·gi ā·nog·iddi·ran.*
* Wenn die Leute, die im Osten sind, eine Kuh von ihnen oder einen Esel nach Westen bringen wollen, so bringen sie das Vieh auf dem Fährboot hinüber. 731

732 * **1.** *Ai tek·ki ā·nog·iddi·rin.*
* **2.** *Ter ai·gi ā·nog·iddi·n.*
* **1.** Ich bringe ihn hinüber. 732
* **2.** Er bringt mich hinüber.

733 * *Malti·m_bárri·r ai·gi ōs·os.*
* Setze mich am Ostufer ab. 733

734 * *Ter kúb·ki irī·ná kókki·ged dig·r·ös!*
* Binde dies Boot mit dem Strickende an. 734

735 * **1.** *Kub·na koǵ·ir·ki dukk_éd_ta!*
* **2.** *Kub·li·gi koǵ·r·i·n_dogō·r ā·kók·ir·ran.*
* **1.** Zieh den Landungspflock des Bootes heraus. * **2.** Man legt die Schiffe an Landungspflöcken fest. 735

736 * *Kub·ki déssen áb·ir téb·in·gōn terr·os·ki·ran ten·na ǵagin_šug·udd·ar essi dolli·g_abíddi déssen gāsi·m·a.*
* Wenn man ein Schiff, während es sehr auf dem Ufer liegt, belädt, so ist es sehr schwer es ins tiefe Wasser hinabzustoßen. 736

737 * *Àn·ná kúb bétt'_ēk·ki ā·térri·n·gōn essi múǵ·os_šug·r·os·in·gád marakbī·ki néw·ertī·n_áḥar·ked ǵágin_šug·úddi·san.*
* Als unser Schiff Datteln geladen hatte und das Wasser, es [auf dem Ufer] lassend, sank, stießen es die Schiffer mit dem [Aufgebot ihres] letzten Atem[s ins Wasser] hinunter. 737

738 * *Kúb_bēr tunnō·n_áǵ·il·ged ašar·bú·n·gon ai tó·ri_án_uwe·tir·sik_kél·lo ai·g_abiddi_nékke_tó·sum.*
* Ein Schiff, das zu Beginn der letzten Tagwache daherschwamm, bog, als ich es, um einzusteigen, anrief, zu mir ab. 738

---

[729] s. Rüpp. S. 48. Nach Burckh. waren zu seiner Zeit die sechs einzigen Fährstellen zwischen [729]
Philae und Dirr in *Debód*, *Kalábschi*, *Dehmid*, *Girsche*, *Dakke* und *Subú*. Von da bis Dungula
736 keine. Fahrpreise ebenda. — * 736 Das zur Postposition gewordene *abiddi* (dialektisch 736
oft zu *ábi* verkürzt; *kalum·g_abi* [Bále aus Biǵǵe, vgl. 1011, 24] »nach Norden«) ist natürlich nichts als die konjunkte Form von *abiddi* »begegnen, entgegengehen« 329, 1; 565; 724, 2. — *ǵagin* »stoßen« ist die häufigere erweiterte Form von *ǵag*, das sich z. B. Luk. 8, 33 findet, und das ich neben *kūs* (eigentlich »lösen«) von Bále aus Biǵǵe für das Abfahren zu Schiff aufgenommen habe: *Birbē·r·tōⁿ kus·irgi Umbark·áb·ir ta_téb·su. Farrig·ed·irgi ǵag·es·su. Tá·rgi Kilábši·r téb·su; birbē·gi farriš·šu.* »Von Philae lösten wir (das Schiff) und hielten (dann) in Umbarkáb. Nachdem wir das betrachtet hatten, stießen wir ab. Wir kamen und hielten in Kilábschi. Wir
738 besahen den Tempel«. — * 738 Wörtlich: im Munde der ersten Nachtwache, vgl. zu 149. — 738

739 ✱ *In·na dehebiye ung·am·bū·n·gón in·nâ marak·bī·ki libân·gi maris·mèn·dan·gōn úgros kâmil·gi tóll·ed‿â·san.*

✱ Als eure Dahabiye nach Süden fuhr, haben eure Schiffer unermüdlich den ganzen Tag den Treidelstrick gezogen. 739

740 ✱ *Turug turb·os·ki·n marakbī·ki kúb·ki libân·ged ā·ókk·ed·tálle·ran.*

✱ Wenn der Wind schläft, ziehen die Schiffer das Schiff mit dem Treidelstrick vorwärts. 740

741 ✱ *Man kúb ai íwe·sin ai·g‿ing·éd tenna geláh·ki šug·udd·éd ungó·gir ašar‿tó·sum.*

✱ Jenes Schiff, das ich angerufen hatte, nahm mich auf, ließ sein Segel herunter und schwamm nach Süden. 741

742 ✱ 1. *Dehebiye‿wēr keshē·bū·n·gōn tin‿gâr·kir múkki‿tēb·os·sum.*

✱ 1. Eine Dahabiye, die nach Norden fuhr, bog nach Westen hinüber und legte dort an. 742

✱ 2. *Dehebiye‿wēr ingerrē·bū·n·gōn malti·gir múkk·os·sum.*

✱ 2. Eine Dahabiye, die nach Süden fuhr, bog nach Osten hinüber.

743 ✱ *Wō rēïs, túrug dâ·n·na miss‿e·n·gi ingerrē!*

✱ Kapitän, so lange Wind ist, fahre nach Süden. 743

---

739 ✱ 739 Die mühsame und wenig fördernde Arbeit des Treidelns wird in Nubien weit häufiger bei der Fahrt nach Norden als nach Süden nötig. Vgl. zu 422, 2. Amery S. 304 *lubân* boat rope. 739
741 — ✱ 741 Ließ herunter, d. h. entfaltete es. — *geláh·ki* dieselbe Veränderung des ع vor einem 741
742 Konsonanten in *ḥ* wie sie im Vulg.-Ar. gebräuchlich ist. — ✱ 742 Die ar. Fremdwörter *kashē* 742
»mit dem Strom fahren« und *ingerrē* »gegen den Strom fahren« (von ar. *ingarr* »gezogen werden«), haben ihren Nebensinn »nach Norden« und »nach Süden« nur durch die ägyptischen Stromverhältnisse bekommen. *Kashē* wird von Sam. 1003, 219 auch von dem Eisenbahnzuge von Triest nach Berlin gebraucht. Auch da betonte er, daß im Wort der Begriff »nach Norden« liege. Man denkt dabei an die altägyptischen Ausdrücke für den Euphrat, die sich kaum übersetzen lassen. Vgl. Steindorff (Sethe), Urk. d. äg. Altert. (Übersetz.) IV, 1 S. 44, wo die Ausdrücke schon gemildert sind. — Hat eine Dahabiye ihre Reise nach Süden beendigt und wendet nun wieder nach Norden, so wird die große Rahe heruntergenommen und die kleine vom Hintermast an ihre Stelle gesetzt. Man läßt das Schiff treiben, wobei ab und zu durch Rudern ihm eine gewisse Eigengeschwindigkeit gegeben wird. Der innere Hebelarm der mächtigen Ruder wird durch aufgebundene Eisenstücke beschwert. Die Deckbretter zwischen den Balken des (tieferliegenden) Mannschaftsdecks sind herausgenommen und in die Räume kurze steile Steigebretter schräg eingesetzt. Zum Ausholen steigen die Ruderer das Brett hinauf und lassen sich beim Anziehen auf die Sitze zurückfallen. — Das Verbum *mukki* »sich wenden nach« auch
743 Joh. 4, 3. — ✱ 743 Das *e* in den eigentümlichen Bildungen von Zeitbegriffen mit *e·n* deute 743
ich als *e* »sein«. Vgl. 489 *ugros‿é·n·gōn* »so lange Tag ist«; vgl. Mark. 5, 21 *ter essi·n‿gâr·ror‿e·n·gōn* »als er auf dem Ufer war«; *lehda·y‿e·n* 464; 1003, 92, Matth. 4, 22; 8, 24; 10, 19 u. ö.; *watti‿e·n* Matth. 14, 22 u. ö.; *sâa·y‿e·n* Matth. 15, 28, Mark. 1, 42 u. ö.; *ugu‿e·n* Matth. 2, 14; *miss‿e·n·gi* mit dem Objekt *·gi*, das bei Zeitangaben steht: 255; 645; Mark. 2, 19; Matth. 9, 15. Die Erklärung von Schuch. Evgg. S. 108 scheint mir unmöglich. —

744 * *Boóna·r kúb·lī·nd inǵerr·dd déssen dúll·um, merisi ā·eskir·ir·in·gad.*

* Im Monat Payni ist die Fahrt der Schiffe nach Süden sehr schwer, da der Südwind übermächtig ist. 744

745 * *Kúb inǵerrè·bū·n·gōn túrug‿wēr tá·rgi gerýá·gi tóg·os·sum.*

* Als das Schiff nach Süden fuhr, kam ein Windstoß und zerbrach die Rahe. 745

746 * *In·nā kub·lí ungō·r·tōn terri‿tā·san·dĕ? Wala sūd·ī·rè?*

* Sind eure Schiffe beladen von Süden gekommen oder leer? 746

747 * *Kúb·na gérya sāri·n‿dogō·r sendè·bū·n.*

* Die Rahe des Schiffes ruht auf dem Mast. 747

748 * *Ter kúb·na gérya déssen malti·gir eyékke·bu·n.*

* Die Rahe dieses Schiffes ist sehr nach Osten geneigt. 748

749 * *Gerya·nâ awil más·in·na ǵugri·kanē·ged gowân, ten·na watti·n‿owwol·lo, ā·nadd·iǵ·tákk·os·in.*

* Das Refftau der Rahe ist durch die Sonnenhitze schnell, vor der Zeit, zerfressen worden. 749

750 * *Gilâh·ki gâr·os!*

* Reff das Segel! 750

751 * 1. *Åre·r·tōn!* * 2. *Bókki·r·tōn!* [oder ar: *bárra·r·tōn!*]

* 1. Von innen [der Flußmitte] weg [mit der Ruderpinne]! * 2. Von außen [dem Flußufer] weg [mit der Ruderpinne]! 751

752 * *Babúr·na ǵússutti déssen digri·m·á.*

* Der Rauch des Dampfers ist sehr stark. 752

753 * *Túrug elóngu sattè·bū·n.*

* Der Wind ist jetzt still. 753

754 * *Túrug dig·ir·bū·n.*

* Der Wind ist still [eigentlich gebunden]. 754

755 * *Kub·li ittiwri·gi abíddi·san.*

* Die Schiffe begegneten einander. 755

756 * *Gárib ówwi kámis·ki ittiwri·gi ā·saw·gè·ran·gōn wēr tid·dè·tōn oww·itti·gi kes·ed‿ág·sum* [oder: *esker·ed‿ág·sum*].

* Als zwei Felûken [Boote] vorgestern miteinander Wette fuhren, besiegte eine von ihnen die andere. 756

---

744 * 744 *dull·um* habe ich geschrieben und glaube es nicht aus *dullo·m* verhört zu haben. — 744
745 * 745 Bei solchen plötzlichen Windstößen ertönt dann allgemein das »*ḥâlis*« der Mannschaft, 745
747 das wohl für *ḥâris* steht und den Schutz Gottes anruft. — * 747 Ich habe 1900 die Länge 747
748 der großen Rahe unserer nicht sehr großen Dahabiye auf 28 m festgestellt. — * 748 Mskr. 748
749 *eyekke·bu·n.* Siehe 647. — * 749 Das Segel ist, wenn gerefft, so an die Rahe gebunden, daß 749
durch einen Zug an einer Leine, eben dem *awil*, die sämtlichen Bänder gelöst werden können.
751 Amery S. 292 *'awil* reefing. — * 751 So sind die beiden wichtigsten Steuerkommandos 751
aufzufassen, die man alle Augenblicke von den Dahabiyen- und Dampferkapitänen hört.

757 * **1.** *Kalabši·na bâb nis·el‿e·n·gad kub·lī wēr‿wēn·n‿agâb·ir ā·nog·ran.* * **2.** *Kalabši·na bâb déssen nis·bū·n.*

* **1.** Da das Felsentor von Kalâbschi eng ist, fahren die Schiffe hintereinander hindurch. * **2.** Das Tor von Kalâbschi ist sehr eng. 757

758 * *Šèma·na essi dóss·an·ōs‿têb·in.*

* Das Wasser des Strudels ist immer trübe. 758

759 * *Àn·nà kub urb·os·in·gád essi téd·do bôd‿tô·rgi àn·nâ urd·i mállē·gi nèi·gir·ós·sum.*

* Weil unser Schiff ein Loch bekommen hatte, lief das Wasser hinein und durchnäßte all unser Gepäck. 759

760 * *Tir seré·m, ar·gi essi·r·tôn alē·ged ōs·il·ér.*

* Gott ist gut, möge er uns aus dem Wasser in Gesundheit erretten! 760

761 * *Wil·gi kubri‿wer‿dogo·r têb·run·gōn kub·lī nog·bû·l·īgi ted·do·tōn sólli·ka ā·nál·sum.*

* Als wir gestern auf einer Brücke standen, sahen wir von ihr aus [über das Geländer] hinausgebeugt, die durchfahrenden Schiffe an. 761

762 * *Elongu tá·r·en·na kúb wil·ki·na kub‿dogō·r ekke·l·um.*

* Das Schiff, das heute gekommen ist, ist ein anderes als das Schiff von gestern. 762

---

758 * 758 *Šèma* ist der Strudel, wie er sich besonders in den Buchten in Knicken des 758
Stromes bildet. Das Wort, das oft in Ortsnamen vorkommt (vgl. 5 *Schēmatód* »kleiner
Strudel«, *Schēmankolé* »Sāgye des Strudels« und etwa *Schémet el-wâḥ* am Südende des
761 *Schellâl*gebietes) wird von Burckh. S. 6 ar. شماه geschrieben. — * 761 *solli* (von *solli* auf- 761
gehängt sein) Sam.: »von der Höhe in die Tiefe blicken, indem man sich auf etwas lehnt.«
Vgl. Matth. 28, 6: *Ta‿solli‿nal·we* »kommt, beugt euch hinunter und seht«. — Das ·*ir*· des
762 Verbums bei pluralem Objekt wird durchaus nicht immer gesetzt. — * 762 Beim Zu- 762
sammentreffen vokalischen Auslauts mit vokalisch anlautenden Bildungselementen braucht das Nubische öfter Schutzkonsonanten. (1) Außer dem fast von selbst auftretenden *w* (*u̯*) und *y* (*i̯*) infixum nach und vor *o*, *u*, *e* und *i* (aber auch *ḫala·y·an* 914; *kumma·y·an* 1003, 121; *tāya‿tāya·y·an* 1003, 154; *kusu·y·an* 1003, 164; *nosso·y·an* öfter; *nōro·y·an* 444, 44; *arō·y·an* 444, 24. Sehr merkwürdig ist *beyye·w·um·ă* »Haben Sie übernachtet?« 1003, 118, Nachtr.) findet sich (2) *h* infixum in den zu 3, 33 besprochenen Fällen. — Merkwürdig ist (3) ein ·*r*· infixum. Sein Gebrauch bei Verben ist folgender: In den nubischen Verben *wē* »sagen«, *bē* »töten«, *dâ* »sein«, *tâ* »kommen«, *ó* »singen«, *tó* »eintreten« a) vor der Endung des Nom. verb. auf ·*ē*: *wē·r·ĕ* »Rede«; b) vor dem Nom. verb. auf ·*ar*: *bé·r·ar* »das Töten«; vor der Stammerweiterung durch *ār* (1003, 103); c) vor der Stammerweiterung durch *os*: *wé·r·os*, *bé·r·os*; d) vor *an* »sagen«, *bē·r‿an* »töte sagend«; e) vor dem ·*el* des Part. prät. und des Wunsches: *tá·r·el* »der gekommen ist«. — In den aus dem Arabischen stammenden Verben auf ·*é* in denselben Fällen, nur fällt bei diesen vor ·*os* und der Nominalendung ·*ád*, die bei ihnen das ·*ar* ersetzt, das *ē* des Stammes aus. — Die nubischen auf *ĕ* ausgehenden Verben scheiden sich hier vielleicht in solche mit echtem *e* und solche mit *e* statt *i*. Alle verlieren vor ·*os* ihr *ĕ*. Aber die mit echtem *e* halten es vor dem ·*ar* des Nom. verb.:

763 ✱ 1. *Er wil·gi man zôl·ī kúb·ki ā·nal·el·i·gi ekkidē·m·ă?* 2. *Íllà, wil·ki·n·di·ki·gi nal·ir·kô·mn·i* [oder: *ekkidē·kô·mn·i*], *ámma elékken‿áhan úru̯·ed‿âg·il·i·gi ā·nál·li.*

✱ 1. Hast du dir gestern die Leute, 763
die das Schiff betrachteten, genau angesehen? 2. Nein, die von gestern habe ich nicht angesehen, aber die, die es jetzt grade betrachten, sehe ich.

764 ✱ *Sau̯wâh·ī in·do tá·kʲ·ran kúb·ir·tōn bel·lan·godón medine‿tū·r ā·tall·in·giri·de·ran.*

✱ Wenn die Touristen hierher kom- 764
men, so gehen sie, sobald sie aus dem Schiff ausgestiegen sind, in der Stadt spazieren.

765 ✱ *Ai wil·gi in·nā ģirádil·lo in·do kúb·ir tá·sīm.*

✱ Ich bin gestern um Ihretwillen hier- 765
her ins Schiff gekommen.

XVIII. Reden u. ä.

Nr. 766—790.

766 ✱ *Zôl néd‿kō·l sammādi·i̯·an‿éske ā·tég·mun·um bain·id‿kīⁱⁱⁱ·r.*

✱ Der Mensch, der eine Zunge hat, 766
kann nicht stumm dasitzen, ohne zu sprechen.

767 ✱ *Ai giģir·kô·mn·īm nal·ar·na más·ir.*

✱ Ich habe es nicht gehört, sondern 767
nur gesehen.

---

[762] ***sekke·r·ar*** »rücken«. Die anderen verlieren es: ***sekk·ar*** »schluchzen« (vgl. 999). So [762]
bilden sicher mit ***·r·ar***: ***eģekke***, ***eyekke*** 647; ***giríde*** »hinundhergehen«; ***kudde*** »sich klären« (vgl. aber 79, 2 auch ***kudd·ar***); ***kutte*** »stehen«; ***nekke*** 29, 1; ***sekke*** (vgl. 999) »rücken«: ***sokke*** »hoch sein«; ***šire*** »halbtrocken sein« (68, 2 aber auch ***šir·ar*** 241); ***tabbe*** »trösten«; ***talle*** »gehen«; ***tolle*** »ziehen«; ***úwe*** »rufen«; ***wakke*** »lassen«; ***welése*** »ausruhen«. — Interessant ist die Einschiebung des ***·r·*** nach ***·ro***, ***·do***, ***·ģóro*** vor der Kopula ***·um***: 20, 10; 7, 1; 376, 56; 719, 1; 1011, 14; vor ***ĕ*** »sein (*esse*)«: 330, 2; 474, 1. — Nicht hierher gehört Matth. 6, 23 ***bi·duluma·r·an·in***, worin vielmehr ***·ro*** »in« steckt: er wird in Dunkelheit sein.
766 — ✱ 766 ***sammādi*** heißt hier offenbar »stumm, ohne zu reden«, Sam. gab gelegentlich 766
wē·r·ē·r·tōn sammâdi. Die Stellen 1003, 232 ***samm·an·min·an*** »sie sind nicht stumm« und 1008, 30 ***wē·r·é·r·tōn samm·an·kô·mn·un*** »ihr seid nicht sprachlos gewesen« könnten dazu passen. Aber Samuêls Erklärungen zu 1008, 30 ***ai sammi·r dâ·rin*** »ich habe nicht« und zu 1003, 232 ***samm*** »stehen nicht müßig, ohne zu kaufen oder zu trinken« klären nicht gerade. Und was Almk., Rein. und Leps. unter ***sam***, ***sama***, ***samme***, ***samadē***, ***samarrōd*** bringen: »trocken, schüch-
767 tern«, läßt sich erst recht schwer damit zusammenreimen. — ✱ 767 So erklärte Sam. 767
diesen eigentümlichen Gebrauch von ***mâs·ir*** (718), der ganz ebenso in 867, 6 vorkommt.

768	* Ai im_báb·k_ā·gigir·rin im_bes·kodon ā·bain·in·gi.	* Ich höre deinen Vater mit deinem Bruder reden.	768
769	* Wē·r·e bokki·bū·l ta_šehr·ōs·sum.	* Das verborgene Wort ist ans Licht gekommen.	769
770	* In wē·r·é ir ā·wè·run·gi tā_bel·kan·dég·in.	* Dies Wort, das ihr sagt, wird wohl [oder möge] in Erfüllung gehen.	770
771	* En·na wē·r·é ai·gi ā·gurre·gr·in.	* Dein Wort erfreut mich.	771
772	* En·na wē·r·è ma ikke magag·rē?	* Warum ist deine Rede so fade?	772
772 A	* Ten·na ned naddi·m.	* Seine Zunge ist bitter.	772 A
773	* Ar wil·gi ā·bain·dun·gōn Murwâu·na ǵéma·na gissa·gi, tid·dét·tōn wèk·kōn ar·gi minē·i_án·di·gi issig·ir·kô·mn·um.	* Als wir gestern über die Sache der Leute aus Murwau sprachen, hat uns niemand von ihnen gefragt, wie [wir es meinten].	773
774	* Kumma_wēk·ki wil·gi id_wèr ai·gi wē·dès·sum kid·ir giǵir·mēs·sin_wēk·ki.	* Gestern hat mir ein Mann eine Geschichte erzählt, die ich niemals gehört hatte.	774
775	* Wâi·gi durụ·i kâ·ǩi·n_ówwol·lo teg·ós kumma·ǩi·gi ā·wê·san.	* Früher pflegten die alten Leute vor den Häusern zu sitzen und Geschichten zu erzählen.	775
776	* Ai ék·ki gissa_wēk·ki wē·tir·ri_án_·tâ·sīm.	* Ich bin gekommen, um dir eine Geschichte zu erzählen.	776
777	* 1. Bain·ik_kèl·lo nôre bain! * 2. Em_mehél·lo bain [oder: nôre bain]. * 3. Takke bain. * 4. Óddi·gir_bain [oder: sókke bain]. * 5. Dólli·gir_bain [oder: nôre bain].	* 1. Wenn du sprichst, sprich langsam! * 2. Sprich langsam. * 3. Sprich schnell. * 4. Sprich laut. * 5. Sprich leise.	777
778	* A·wè·n·à? A·wè·rin.	* Sagst du? Ich sage.	778
779	* 1. We·tir·m·á? Wē·tir·sīm. * 2. We·tir·os·m·ǎ? Wē·tir·os·kô·sīm. * 3. Wē·tidd·ir·kō·m·à? Wē·tidd·ir·kô·sim. * 4. Wē·kô·mn·u? Wē·kô·mn·im.	* 1. 2. Hast du es ihm gesagt? Ich habe es ihm gesagt. * 3. Hast du es ihnen gesagt? Ich habe es ihnen gesagt. * 4. Hast du es nicht gesagt? Ich habe es nicht gesagt.	779

772. 772 A. 773. 778 *772 Fibel S. 5, 10. Vgl. 129. *772 A Vgl. 83, 3. *773 Murwau s. 3, 16; 9. *778 Fibel 772. 772 A. 773. 778

780	✱ *Uwe·tir·sim, giǵir·kô·mn·u.*	✱ Ich habe dich gerufen, du hast nicht gehört.	780
781	✱ 1. *Uw·os·m·à? Uw·os·kô·sīm.* ✱ 2. *Uwe·tidd·ir·m·à? Uwe·tidd·ir·kô·sīm.* ✱ 3. *Uwe·san·dĕ? Uwe·kô·mn·an.* ✱ 4. *Uwe·kô·mn·u? Uwe·kô·mn·īm.*	✱ 1. Hast du gerufen? Ich habe gerufen. ✱ 2. Hast du sie gerufen? Ich habe sie gerufen. ✱ 3. Haben sie gerufen? Sie haben nicht gerufen. ✱ 4. Hast du nicht gerufen? Ich habe nicht gerufen.	781
782	✱ 1. *Ter ir·gi min·gi wide·gir·tidd·ir·ù?* ✱ 2. *Ter ék·ki min·gi wīde·gir·tir·ù?*	✱ 1. Was hat er euch geantwortet? ✱ 2. Was hat er dir geantwortet?	782
783	✱ 1. *Ar·ī tír·gi wīde·gir·tidd·ir·sum.* ✱ 2. *Ai tek·ki wide·gir·tir·sīm.*	✱ 1. Wir antworteten ihnen. ✱ 2. Ich antwortete ihm.	783
784	✱ *Wide·gir·kô·mn·ù? Elgôn wide·gir·kô·mn·īm.*	✱ Hast du nicht geantwortet? Ich habe noch nicht geantwortet.	784
785	✱ 1. *Laǵaǵê·mēn_kitte_tēg·wé!* ✱ 2. *Ni_ter·rĕ elekken a·laǵaǵê·r·el?* ✱ 3. *Affi·ḱi boḱḱi·r tēb·il·i ā·laǵaǵê·ran.*	✱ 1. Haltet euch still, ohne zu lärmen! ✱ 2. Wer ist es, der jetzt gelärmt hat. ✱ 3. Die Kinder, die draußen stehen, lärmen.	785
786	✱ 1. *En·n_érri·gi min_ĕ·rán?* ✱ 2. *Ek·ki ni_ē·ran?* ✱ 3. *In ogiḱ·ki min_ē·ran?* ✱ 4. *En·n_érri·gi ni_e·ran? An·n_érri·gi Hanna·i̯_e·ran.* ✱ 5. *En·n_erri min·de?*	✱ 1. 2. Wie heißt du? ✱ 3. Wie heißt dieser Mann? ✱ 4. Wie heißt du? Ich heiße Johannes. ✱ 5. Wie ist dein Name?	786
787	✱ 1. *Min_wēk·ki ir ā·wê·run?* ✱ 2. *Ai wék·ki wē·kô·mn·īm.*	✱ 1. Was sagt ihr? ✱ 2. Ich habe nichts gesagt.	787
788	✱ 1. *Er mine ā·wê·n_ter·rĕ?* ✱ 2. *Er min·gi ā·wê·n_ter·rĕ?*	✱ 1. Wie sagst du? ✱ 2. Was sagst du?	788
789	✱ *Zōl málle ikke ā·wê·n.*	✱ Alle Leute sagen so.	789
790	✱ 1. *Min·gi er ā·birg·in? Ai ék·kodon ba͡un·ar·ki ā·birig·rin.* ✱ 2. *Min_wēk·ki er ā·wérs·in. Ai úrti_wēk·ki ék·ki wē·tir·ár·ki ā·birig·rin.*	✱ 1. Was willst du? Ich will mit dir sprechen. ✱ 2. Was willst du? Ich möchte dir etwas sagen.	790

---

[778]. 779. 781. 784–786. 790 S. 23 A. — ✱ 779 Fibel S. 31 W. — ✱ 781 Fibel S. 30 U. — ✱ 784 Fibel S. 31 W. — ✱ 785 Fibel S. 33. — ✱ 786, 5 Fibel S. 8, 15. — ✱ 790 Rein. Gr. S. 252, 9. 12. — [778]. 779. 781. 784–786. 790

XIX. Lernen, Erziehung und Unterricht, Rechnen und Zahlworte, Sprechen und Schreiben.

Nr. 791—834.

791 ✱ **1.** *Kûr·e·na kâ.*

2. »*Min kûr·e·na kâ·r dā·bū·n?*« **3.** »*Tēg·ar·di bū·n, bāǵ·ar·di·gōn, kitâb·kōn, hebir·kōn, gélem·gōn, warag·kōn. Ā·kur·kiddi·l. Hīrân.*«

4. »*Kūr·ē·na kâ·gir ǵū, wō tód! In·n‿issi·gōn ek·kodon oǵǵu! In·na kitāb·i·gōn ir·godon inǵi·we·* **5.** *In tūbē·gōn ūr·we. Orig·ku·run kal·kan·we!*«

6. »*Er ma im‿bes·kodon ǵu·mēn·u, wō‿bûrŭ?*« **7.** »*Am‿bes ai·gi mug·os‿nog·sum.*« **8.** »*Et‿tód, er ma in·n‿issi·gi ek·kodon oǵǵu·mēn·u?*« **9.** »*Ter·m·a mōn·os·ḵō·sin·*« **10.** »*Asal·gi ittiwri·godon ǵū·kan·wé!*«

✱ **1.** Die Schule. 791

2. »Was ist im Schulhaus?« **3.** »Sitzgerät ist da und Schreibgerät, und Buch und Tinte und Feder und Papier. Der Lehrer. Der Schüler.«

4. »Geh zur Schule, mein Junge! Und bring' deine Schwester mit dir hin! Und nehmt eure Bücher mit euch. **5.** Und nehmt dies Brot. Wenn euch hungert, eßt es.«

6. »Warum bist du nicht mit deinem Bruder gegangen, Mädchen?« **7.** »Mein Bruder ist ohne mich weggegangen.« **8.** »Du, mein Sohn, warum hast du deine Schwester nicht mit dir genommen?« **9.** »Sie ist's, die nicht gewollt hat.« **10.** »Morgen geht miteinander.«

---

791 ✱ 791 Fibel S. 34 ff. **3** Das Wort *hīrân* ist im Ar. ein Plural, wird aber im Nub. immer als Singular (mit neuem Plural *hīrân·i*) gebraucht. Daher auch hier mit dem Sing. übersetzt. Amery *ḥawâr* (pl. *ḥīrân*) pupil. **6. 8** Zu den Frageformen s. 670, 4. **7** Wörtlich: hat mich gelassen und ist gegangen. **9** Dies ist ein sehr schönes Beispiel für die von Rein. so scharfsinnig erkannten Subjunktivformen des Verbs (Gr. § 243), die unter anderm da gebraucht werden, wo wir Relativsätze brauchen. Die genaue Erfassung des Satzes ist nur möglich, wenn man an die Reinischsche Beobachtung denkt. Ähnlich auch Zetterst. Parts Röm. VIII, 3 *šerīʿa·n‿dogo·r gāsi e·sin ǵitta·na ǵaǵad·kanē·ged Arti ten·na tód kagâ·gi iššin·sum* »Was dem Gesetz unmöglich gewesen ist wegen der Schwäche des Fleisches, Gott [hat's getan, er] hat seinen erstgeborenen Sohn geschickt.« Sehr hübsch auch Almk. S. 183, Z. 10—11, wo *tâ·sim* und *tâ·sum* nebeneinander, *Sultân wē·tir·kō·n: an·nā sāda ek·ked ter·re tâ·sim‿an? Ēn wē·tir·kō·n: eyyo, ai·ged tâ·sum‿an* »Der Sultan sagte: ist es durch dich, daß mein Glück gekommen ist? Die Frau sagte: ja, es ist durch mich gekommen.« — Die Subjunktivform des Negativums ist *mēn*, vgl. Joh. 1, 47: *ahan Israél·di alé·n·di‿wēk·ki, ted·der milli‿wēr dā·mén·in* »Siehe da einen echten Israeliten, in dem kein Böses ist.« Unabhängig müßte *dâ·mn·um* stehen (vgl. 685). — Das Wort *kágā*, das in dem genannten Beispiel aus Röm. VIII vorkommt, findet sich auch Matth. 1, 25 und Luk. 2, 7. Sam. gab es einmal durch ar. 791

[791] **11.** *Wōn ā·kur·kiddi·l tek·ki issig·kó·mn·u?*

12. *Ikke tēg·os‿báǵ·u.* **13.** *Dessen suriye·mēn! En·na berri·gōn ber·ki kumm‿an·mēn!* **14.** *Gelem·gi berri·gir‿ār·ed‿bāǵ·mēn!* **15.** *Ai ek·ki we·tir·rin‿nawitte báǵ·u.* **16.** *Ai ikke wē·kó·mn·im. Ikke‿teran wê·sim.* **17.** *Er ā·giǵir·mun·ù? En·n‿ulúg·ki kus!* **18.** *Nal in tôd mine ā·báǵ·in·gi; ten‿nawitte báǵ·u! Man buru·gōn nal.*

19. *Ter kitáb ted·do bù·l·gi inǵ‿ed‿ta, wo tôd.*

20. *Bol·os·we!* **21.** *Šōb‿bēr·n‿agáb·ir tō‿ta·we!*

22. »*Ir ma uk‿kott^{i}‿^{w}ēk·ki tēg·su·rê? Ir giǵir·kó·mn·u uwe·r·ar·ki?*« **23.** »*Kašk·id·na bāl·l^{o}‿e·sun·ged giǵir·kó·mn·un.*« **24.** »*In·do·tōn‿agáb·kir in·n‿ulg·i·gi kus·wé.*«

25. *Elekken·gōn ēs·an·ós·sum. Kā·ki·gir bu·ǵū·we!* **26.** *Ēs·n‿agáb·ir šôb owwi·ged lefté‿tā·we!*

11. Hat denn der Lehrer ihn nicht gefragt? [791]

12. Sitz' so beim Schreiben! **13.** Bück' dich nicht [zu] sehr! Und laß deine Seite den Tisch nicht berühren! **14.** Halte nicht die Feder falsch beim Schreiben! **15.** Schreibe so wie ich's dir sage! **16.** So habe ich's nicht gesagt. So habe ich gesagt. **17.** Hörst du nicht? Mach' dein Ohr auf! **18.** Sieh, wie dieser Knabe schreibt; schreibe wie er! Und sieh auch auf dieses Mädchen.

19. Hole das Buch, das dort liegt, Knabe!

20. Geht hinaus. **21.** Kommt nach einer Stunde wieder herein.

22. »Warum bleibt ihr so lange? Habt ihr das Rufen nicht gehört?« **23.** »Da wir in Gedanken beim Spiel waren, haben wir nicht gehört.« **24.** »Macht von nun an eure Ohren auf.«

25. Und nun ist es Mittag geworden. Geht nach Hause! **26.** Nach Mittag um zwei Uhr kommt wieder!

---

[791] البكر ein andermal durch الاكبر wieder. **13** Für Tisch steht *ber* »Holz« auch in einem Satze von Bâle aus Bigge: *Kulti‿sūg·eddi sé? kāš·ed‿ta el·ek·ki·n atta! adi el·es·si^{m}, bir‿dogo·r kuǵ·bū·su^{m}* »Wo ist der Fliegenwedel? Such' ihn, und wenn du ihn findest, bringe ihn! Da ist er, ich habe ihn gefunden, er lag auf dem Tische.« **22** Das Wort *kotti*, offenbar ein Ṇomen mit der Bedeutung Betrag, Verhältnis o. ä., wird ohne Sichtbarmachung eines Genitivverhältnisses an das Nomen für das Verglichene (selbst an das Pron. pers.) angehängt, z. B. *kubē‿wēr‿kott·um* »es ist so groß wie ein Wasserkrug« 508, 5; *ai‿kotti‿tôd·um* 1005, 13 »es entspricht meinen bescheidenen Verhältnissen«; *marē·n lïbbi‿kot^{ti}‿tôd‿dek·ki* 227 »ein Stückchen wie ein Durrakorn«. Das Demonstrativum *in* »dies« und das Fragewort *min* »was« werden ihm konsonantisch und vokalisch assimiliert und an *kotti* tritt unter den üblichen Veränderungen (vgl. *bag·att^{i}‿^{w}ēr* »eine Hälfte«) der unbestimmte Artikel *wēr*, so daß entstehen: *Uk‿kott^{i}‿^{w}ēr* »so viel«, *muk‿kott^{i}‿^{w}ēr* (oder *uk‿kot^{ti}‿tēr* usw.) »wieviel?« Wenn Luk. 7, 9 *imán in·i‿kott^{i}‿^{w}ēk·ki* steht, so wird [791]

[791] **27.** »*Min·gi kūr·um olongu, wō tōd?*« **28.** »*Olongu bāk̄·ki·gi ā·kur·sim.*« **29.** »*Wōn er, wo buru?*« **30.** »*Ai-gōn wē·r·è·gi kur·sim.*«

27. »Was hast du heut gelernt, Junge?« **28.** »Heut habe ich Schreiben gelernt.« **29.** »Und du, Mädchen?« **30.** »Ich habe Sprache gelernt.« [791]

31. »*Nī id·deⁱ·tōn fāla·rè?*« **32.** »*Himmed an_dogo·r fāla·m, wō indi!*« **33.** »*Alerè, Himmeᵈ?*« **34.** »*Illa, Meryem_teran fāla.*«

31. »Wer von euch ist der klügste!« **32.** »Himmed ist klüger als ich, Mutter.« **33.** »Wirklich, Himmed?« **34.** »Nein, Meryem ist klüger.«

35. *Asal·gi ịịir·ar·ki bi·kür·ran.*

35. Morgen werden wir Rechnen lernen.

36. »*En·na koi·gi er ew·kō·mn·u, wo tōd?*« **37.** »*Essi sūd_wēk·ked ew·sim·*« **38.** »*Min·à? Sābūn dà-mn·ù?*« **39.** »*Am_bāb elgôn ǵān·kô·mn·um·*«

36. »Hast du dein Gesicht nicht gewaschen, Junge?« **37.** »Ich habe es nur mit Wasser gewaschen.« **38.** »Warum? Gibt's keine Seife? **39.** »Mein Vater hat noch keine gekauft.«

40. »*Eb_buru, er en·na sir·ki bēs·kō·mn·ù?*« **41.** »*Indi turungi·bū·sin·ged bēs·dēn·kô·mn·um.*« **42.** »*Asal·gi serē·gir_bès·ed_tā·kan, ikke·mn·ù?*«

40. »Du, Mädchen, hast du dein Haar nicht gekämmt?« **41.** »Da meine Mutter in Eile war, hat sie es mir nicht gekämmt.« **42.** »Morgen komm gut gekämmt, nicht wahr?«

43. »*Ek·ki ā·kur·kiddi·l min·gi ā·wè·tir·um?*« **44.** »*An·na kadè·gi šūk·ed_tā·r_an ā·wè·sum.*«

43. »Was hat der Lehrer zu dir gesagt?« **44.** »Ich soll mit gewaschenen Kleidern kommen, hat er gesagt.«

45. »*Ter sére·re wala ūs·re ir·godon?*« **46.** »*Serē·godon serē·m, ūs·kodon·gōn ūs·um.*«

45. »Ist er gut oder böse zu euch?« **46.** »Zu dem Guten ist er gut, zu dem Schlechten böse.«

47. »*Nī_e·ran?*« »*Yāgūb_e·ran.*« **48.** »*Dūl·le? Wala kinna·rè?*« **49.** »*Wala*

47. »Wie heißt er?« »Er heißt Jakob.« **48.** »Ist er groß? Oder ist er

[791] dadurch wohl Ähnliches ausgedrückt, als wenn wir deutsch statt soviel Glauben sagen: einen Glauben so groß wie diesen. — »Wieviel« heißt auch, mit dem anderen Fragewort, *sāi_kottⁱ_ᵘēr*. [791]
32 *Himmed* ist eine speziell nubische Namensform für *Moḥammed.* Sam. nannte ähnlich als nub. Form *Ali*, so, mit Betonung auf der letzten, neben ar. *'Āli* (vgl. nub. *tāǵin* »Kasserole« neben ar. *tāǵin*), *Solúm* neben ar. *Selīmân.* Zu dem Text Rein. Gr. S. 254, 10 habe ich mir nach Sam. *Fánna* als nub. Nebenform für *Fatum* (ar. *Fatme* mit der Nebenform *Fatne*, s. Bauerni.. 20, 3) notiert. In 33 ist die verkürzte Rufform *Himmĕ* gebraucht, zu der eine Parallele das *Meryĕ* von Joh. 20, 16 und das *Hasĕ* (von *Hásen*) des Wien. Textes Nr. 21 aus Umbarakâb ist. Ein *Yagúb Aụadún* aus *Korór* (Schellâl) wurde von seinen Genossen meist *Yágu* angeredet.

[791] *dūl·mun·um, wala kinna·mn·um.*« **50.** »*Ir·godon šārè·gi uw_ed_ta_we, ar·godon šārē·na kal·gi kal_an, wide·gōn ittiwri·gi b·iųr·kiddi·run.*«

klein?« **49.** »Er ist weder groß noch klein.« **50.** »Bittet ihn zu Abend mit euch, mit uns zu Abend zu essen, und damit wir einander kennen lernen.« [791]

792 ✱ *Ai kūr·kidd·ar·ki wakk·os·sim.*

✱ Ich habe das Lehren aufgegeben. 792

793 ✱ **1.** »*Sittā^g·ki er medresa·r bi·ģū·n?*« **2.** »*Asal·gi, yā asal_wekā^g·ki.*«

✱ **1.** »Wann wirst du zur Schule gehen?« **2.** »Morgen oder übermorgen.« 793

794 ✱ *Affi·Ki ādel·gir_doi·bū·mēn·il·i dime tin·na wālid·i·gi did·ka ā·šōro·gr·ir·ran.*

✱ Kinder, die nicht gut erzogen sind, schimpfen und schelten immer auf ihre Eltern. 794

795 ✱ **1.** *Tōd_bag·id urti·Ki_gilg·in.* ✱ **2.** *Er urti·rē?*

✱ **1.** Manche Jungen sind wie das Vieh. ✱ **2.** Bist du ein Vieh? 795

796 ✱ *Affi zōl·n_áwti·r wig·in·gōn tèb·ki·n, wála hāg^a_ékke·l_wek·kéd urt^i_wek·ki ā·dw·ki·n, sattè·r_án* [oder: *santè·r_an*] *ā·wè·tir·ran.*

✱ Wenn ein Kind bei einem Erwachsenen dauernd schreit oder sonst irgend etwas [Ungehöriges] anstellt, so heißt man es still sein. 796

797 ✱ *Ai in affi·Ki·gi bi·túkki·rin tir·kōl·an ai·gi beddi·ram_bokon.*

✱ Ich werde diese Kinder schlagen, bis sie selbst mich [um Verzeihung] bitten. 797

798 ✱ **1.** *An·nai tōd_wēr·i búru_wer dā·ran.* **2.** *Búru tōd_dogo·r fāla·m·á.*

✱ **1.** Ich habe einen Sohn und eine Tochter. **2.** Die Tochter ist klüger als der Sohn. 798

799 ✱ *Ter affi ten·na tiwri·n_dogo·r erwid·um.*

✱ Jenes Kind ist schwerfälliger [dümmer] als sein Genosse. 799

800 ✱ *Erwid·rē? Ai erwid·min·im.*

✱ Bist du dumm? Ich bin nicht dumm. 800

---

793. 794 ✱ 793 vgl. 478. ✱ 794 Nach Sam. sind *did* und *šōro·gir* Synonyme, aber *did* sei 793. 794
795 stärker. ✱ 795 Sam. Wb. übersetzt *urti* gradezu mit imbecile, ar. *mahbūl*, ein andermal mit 795
796 savage, ar. *mutawahhuš*. Vgl. 1003, 21. ✱ 796 *santé* oder mit Assimilation *satté* (753; 908; 796
Mark. 4, 39; 14, 61; Matth. 8, 26) hat dieselbe Bildung wie die aus dem Arabischen kommenden Verben. Sollte es etwa von dem Wort für Sabbat *santē*, *samtē* (Nebenform *sattē*, ar. *sabt*, häufig in den Evgg.) abgeleitet sein? *Satti* »Windstille« (399) gehört zu demselben Stamm.
798 ✱ 798 *fâla* »gewandt, geschickt, klug« ist mit Verlust des *h* (vgl. 3, 33) aus dem ar. 798
fâlih entstanden. Amery *fâlih* S. 44 brave, S. 70 clever, S. 161 useful, S. 330 skilfull. Carr. hat noch die Form mit *h*: desto, sagace, lesto *falahom*, d. i. *fâlah·um* »er ist geschickt«. Aus der Form ohne *h* ist *fâl·an* »geschickt sein, sich gewandt anstellen, gewonnen haben«
800 gebildet: 46, 9; 1006, 11; Luk. 13, 26. ✱ 800 *erwid* ist ar. *arwad* »der langsam geht und 800

801 * *Am_bés án_dogo·r fāla·m·á* [oder: *fāla·m*].	* Mein Bruder ist klüger als ich. 801
802 * *Er fāla·ri·r·tōn bél·b̲ū·n.*	* Du bist ganz schlau. 802
803 * *Zól_nútin in dunyá·r kūr·ê·gi ā·maš-ki·n.*	* Jeder Mensch in dieser Welt sehnt sich nach Belehrung. 803
804 * *Ai kínna·i̯_é·sin·na wátti·gi an·na érig kūr·in·na hága mállē·gi ā·morro·gír·sum elóngū·n_dogo·r.*	* Als ich jung war, faßte mein Verstand alles, was er lernte, besser als heute. 804
805 * **1.** *Ai in·gi kúr·rin·gi ā·birig·rin.*	* **1.** Ich will dies lernen. 805
* **2.** *Tir·i in·gi kúr·ran·gi ā·birig·ran.*	* **2.** Sie wollen dies lernen.
806 * **1.** *Ní ek·ki kūr·kidd·ú?* * **2.** *Ní ir·gi kūr·kidd·ir·u* [oder: *·ir·um*]? * **3.** *Ní ar·gi kūr·kidd·ir·u*[*m*]?	* **1.** Wer hat dich gelehrt? * **2.** Wer hat euch gelehrt? * **3.** Wer hat uns gelehrt? 806
807 * **1.** *Arif ten·na hīrán·gi ter wê·sin·gi ām·mên·in·gad gezmê·rgi wē·tir·sum:* **2.** »*Er_ôn oww·itti·ged in·i_galig_wêk·ki áw·ki·n, ek·ki binē·tir·rég·in!*«	* **1.** Der Lehrer sagte zu seinem Schüler, als dieser nicht tat, was er gesagt hatte, drohend: **2.** »Wenn du noch einmal so etwas tust, sollst du sehen!« 807
808 * **1.** *Affi·ki medrésa·r lagagè·kⁱ·ran tir·gi ā·kur·kidd·ir·il dime ā·wē·tidd·ir·in:* **2.** »*Dull·an_teg·wᵉ_án, wala·gōn dullo·gid·téd kaški·wᵉ«_án.*	* **1.** Wenn die Kinder in der Schule lärmen, so sagt ihr Lehrer immer zu ihnen: **2.** »Sitzt ruhig!« oder »Spielt ruhig!« 808
809 * *Arif affi·ki·gi túkk·ir·ki·n wıg·ar·kéd ešē·gi ā·ob·r·os·ran.*	* Wenn der Lehrer die Kinder schlägt, so stellen sie mit dem Schreien das Dorf auf den Kopf. 809
810 * *A·kúr·kiddi·l_wēr ten·na arif·ki urti_wēk·ki wē·tir·in·gad ter id_wêk·kir·kó·mn·um.*	* Als ein Lehrer seinem Gehilfen etwas sagte, kümmerte der sich nicht darum. 810
811 * *Ogiǵ iddi·gi ā·i̯ūr·in.*	* Der Mann kann rechnen. 811

[800]. 802. handelt«. — * 802 Wörtlich: »du bist aus den Klugen herausgekommen«. — * 803 *maški* [800]. 802.
803. 804 vgl. 964 und 1014, 26. — * 804 Möglich wäre auch *kúr·rin·na hága* »was ich lernte«. — 803. 804
805. 807 * 805 Vgl. Rein. § 279,a. — * 807, 2 Wörtlich: »so dürfte es dir deutlich werden«. Der Satz ist, wie Sam. auf meine Frage ausdrücklich bemerkt, gut nubisch. — 805. 807
809. 810 * 809 Zum Ausdruck vgl. 944 und 1003, 10. — * 810 Nach Sam. bezeichnet *ā·kúr·kiddi·l* hier den Oberlehrer, den *meʿallim*, *ʿarif* den Klassenlehrer. — *Id_wēk·kir* usw. 809. 810
811 fällt wohl auch unter die Bemerkung zu 664. — * 811 Zu Carr. A 60 genannt. — 811

811A ✱ Die folgende Liste der Zahlwörter hat Sam. für die Fibel diktiert, sie 811A
ist aber in dieser nicht gedruckt. Beachtenswert ist sie durch die Bildung der Zehner. Während sonst fast stets die arabischen Wörter für 30 bis 90 gebräuchlich sind, treten hier ältere, rein nubische Bildungen auf (die Form für 70 kommt auch im lebendigen Gebrauch, als Variante zu *sebe'in·i_owwi* 72, in 1003, 178 vor: *dimin_kolod·i_owwi*). Diese Bildungen entsprechen genau den von Almk. für das M. gegebenen Formen: 30 *kid_tusko*, 40 *kid_kemso* usw.; desgl. den von Segato bei Brugsch Aeth. für das D. notierten Formen: 20 *ari*, 30 *ir toski*, 40 *ir kemis* usw., auf die Leps. Gr. S. 40 aufmerksam gemacht und die er richtig gedeutet hat.

Über die konjunkten Formen der Zehner vor Einern, und aller Zahlen vor *bag·atti* $^{1}/_{2}$ s. zu 20, 3. Man merke also:

Die konjunkten Formen addieren: *sebe'in·i_toski* = 3 (und) 70.

Die nicht konjunkten multiplizieren: *sebe'in toski* = 3 (mal) 70.

Dem zweiten Teil der Regel entspricht, wie Leps. bemerkt, auch die Bildung von 100, 200 usw.: *imil wêr*; *im'l_owwi* usw. Vgl. auch 1011, 24 *ugros dimin wêk·ki* »ein zehn Tage« neben *ugros dimin·de wêk·ki* »elf Tage«.

Der folgenden Liste füge ich bei: die üblichen arabisierenden Zehner und die konjunkten Formen, den Einern die absoluten Formen. Denn bekanntlich werden die Zahlen beim fortlaufenden Zählen im Nubischen in der Form der Aussage genannt: »es ist eins, es ist zwei« usw., offenbar weil dabei eigentlich an den Fingern gezählt wird. Die Finger werden, wie es Rein. Gr. S. 36 schildert, beim Zählen eingeschlagen.

1 *wêr·um (wêr;* vor *bag·atti: wēr·i).*

2 *oww·um (owwi;* vor *bag·atti: oww·i).*

3 *tosk·um (toski;* vor *bag·atti: tosk·i).*

4 *kems-um (kemis;* vor *bag·atti: kems·i).*

5 *diǵ·um (diǵ;* vor *bag·atti: diǵ·i).*

6 *gorǵ·um (goriǵ;* vor *bag·atti: gorǵ·i).*

7 *kolod·um (kolod;* vor *bag·atti: kolod·i).*

8 *idu·um (idu;* vor *bag·atti: idu·i).*

9 *iskôd·um (iskôd;* vor *bag·atti: iskôd·i).*

10 *dimn·um (dimin;* vor *bag·atti: dimin·de).*

11 *dimin·de_wêr·um.*

12 *dimin·d(e)_oww·um.*

20 *arī·m (ari;* vor *bag·atti: are).*

21 *are_wēr·um.*

22 *ar(e)_oww·um.*

30 dimin_tosk·um (telātin·um).

31 dimin_tosk·i_wer·um (telātin·i_wèr·um). Ein Mann aus Girsche zählte: *30 telātin·"; 31 arè dimin·de_wèr·u'''* (also *20+11*).

32 dimin_tosk·i_oww·um (telātin·i_oww·um).

40 dimin_kems·um (erbe'in·um).

41 dimin_kems·i_wēr·um (erbe'in·i_wèr·um).

50 dimin_diġ·um (ḫamsin·um).

51 dimin_diġ·i_wèr·um (ḫamsin·i_wèr·um).

60 dimin_gorġ·um (sittin·um).

61 dimin_gorġ·i_wèr·um (sittin·i_wèr·um).

70 dimin_kolod·um (seba'in·um).

71 dimin_kolod·i_wèr·um (seba'in·i_wèr·um.

80 dimin_idu·um (temānin·um).

81 dimin_idu·i_wèr·um (temānin·i_wèr·um).

90 dimin_iskód·um (tis'in·um).

91 dimin_iskód·i_wèr·um (tis'in·i_wèr·um).

100 imil_wèr·um.

101 imil_wēr·i_wèrum.

[200 im(i)l_owwi.]

812 * *Ai Nob_ē·rin·gón Frengi·ki·na wē·r·ē·gi haryè·rin, amma tin·na wē·r·ē mālle·gi haryè·mn·im.*

* Obgleich ich Nubier bin, weiß ich die Sprache der Franken, aber all ihre Sprache weiß ich nicht. 812

813 * *Nōb·i·n_dogó·r tin·na we·r·ē téd·do doi·tákki·san šōro·m Inglīz·i·ná wē·r·ē·n_dogór.*

* Für die Nubier ist ihre Sprache, in der sie erzogen sind, leichter als die Sprache der Engländer. 813

814 * *Nob·i·na bain·id án_dogo·r šōro·m Inglizi·n_dogōr.*

* Die Sprache der Nubier fällt mir leichter als das Englische. 814

815 * *Er Inglīzi·gi ā·bain·n·á?*

* Sprichst du englisch? 815

816 * **1.** *Ai we·r·é iššim·bū·l_an·è·gi ā·fehmè·mn·im.* **2.** *En·na fodil·lo·tōn ai·gi fesserē·dèn·u.*

* **1.** Ich verstehe die Bedeutung von *iššim·bū·l* nicht. **2.** Habe die Güte und erkläre es mir. 816

817 * *Miné·rg_an_wè·k^i·rin er bi·giġr·in?*

* Wie soll ich's sagen, daß du es verstehst? 817

818 * *Ai gélem·gi kāš_misir·os·sun.*

* Ich habe die Feder gesucht, aber nicht gefunden. 818

812. 814 * 812 Zu *ḫaryé* vgl. 3, 12. * 814 Man könnte statt *Nob·i* »die Nubier« auch schreiben *Nobi* »nubische Sprache« und übersetzen: nubisch sprechen fällt mir leichter als englisch (sprechen). 812. 814

817 * 817 Wörtl.: Wenn ich es wie sage, wirst du es verstehen. 817

819 * An-n_i-gi ai hibir-ked šáb-os-sīm. — * Meine Hand habe ich mit Tinte beschmiert. 819

820 * In wárag déssen kawá-i-um. — * Dies Papier ist sehr dünn. 820

821 * Er ā-bâǵ-in-gōn ogóde tég-os_báǵ-u. — * Wenn du schreibst, sitz' grade beim Schreiben. 821

822 * Ar-i turungi-bú-ru in bāk-ki-gi kemmilē-run-na ǵóro [oder: baǵ-kir-run-na ǵóro]. — * Wir eilen uns, dies Schriftstück zu beenden. 822

823 * Ir-i in-ná in ǵélli mállē-r bâk-ki kúrs-él-gi ā-kâš-run. — * In all dieser eurer Arbeit sucht ihr die alt[ägyptisch]e Schrift. 823

824 * Ar-i elékken im_bâk-ki-r ā-kâš-run we-r-ḗ súd-bū-l-gi [oder: ā-kâš-run ber-ri-gi]. — * Wir suchen jetzt in diesem Schriftstück die falschen Worte [oder: wir suchen das Falsche]. 824

825 * In Nobī-ná bâk-ki déssen kûs-m-á. — * Dies nubische Schriftstück ist sehr schlecht. 825

826 * In kitáb-ir ǵálat digri_wēr dá-bū-n. — * In diesem Buche sind viele Fehler. 826

827 * In wē-r-e_tôd-ti kód-os. — * Schabe dies Wörtchen aus. 827

828 * 1. Kitáb_wēr án-nai dá-n [oder: dâ-ǹ]. * 2. Kitáb habbʿ_wēr an-nai dâ-n, ten-na más-ir an-nai dá-mn-um. — * 1. Ich habe ein Buch. * 2. Ich habe ein einziges Buch, außer ihm habe ich keins. 828

829 * 1. Ai ā-birig-ri én-nai-tōn in kitáb-ki. * 2. Maʿrúf-ki áw-ki-n in kitáb-ki ewerti-ged dên-u. — * 1. Ich wünsche von dir dies Buch. * 2. Wenn du mir einen Gefallen tun willst, so leih mir dies Buch. 829

830 * Iǹ kitâb er ai-gi ā-dên-in-gi b-âr-ri [oder: b-âr-rin]. — * Ich werde dies Buch, das du mir gibst, nehmen. 830

831 * Wil-gi wêr ai-gi kitáb_bèk-ki iššin-dēn-in-gád déssen gúrre-sīm. — * Als mir gestern jemand ein Buch schickte, freute ich mich sehr. 831

832 * 1. Bāk-ki_kiri kā-ki-r-tōn en-nai tā-m-á? 2. Ai alagíde telegrâf_wēk-ki ár-sim. — * 1. Ist vielleicht ein Brief von Hause an dich gekommen? 2. Ich habe soeben ein Telegramm bekommen. 832

---

823. 824 * 823 Bezog sich auf unsere Expeditionsarbeit an den Inschriften. — * 824 Süd heißt ver- 823. 824
irrt sein, sich verirren, vgl. 16. Zu dem Ausdruck vgl. Joh. 8, 6 wē-r-e wēk-ki süd-ki-n »wenn
828 er einen Fehler macht«. * 828 Das -n ausdrücklich velar. Auf diese Weise schwindet 828
im Gemeinnubischen das auslautende n der Pronominalsuffixe des Verbs oft durch Aufgehen in dem nasalierten Vokal völlig; auch die Nasalierung verliert sich dabei meist ganz, vgl.

833	✱ 1. *En·nai bāk·ki‿wēk·ki dā·n‿an‿ág·rin.* 2. *Ai elékken ten·na ǵirádil·lo b·iššin·din.*	✱ 1. Du hast, glaube ich, einen Brief. 2. Ich werde jetzt gleich nach ihm schicken.	833
834	✱ *Ai bák·ki‿wēk·ki indi·nai·tōn uru·ed‿ág·rin.*	✱ Ich erwarte einen Brief von meiner Mutter.	834

XX. Moralisches und Religiöses.

Nr. 835—860.

835	✱ *Er‿ōn en·na wē·r·ê·gi alē·gr·ar·ki ā·weris·ki·n, new·erti owwi‿tóski·gi ek·kodon ébr·ir.*	✱ Wenn du deine Rede beweisen willst, so stelle zwei oder drei Leute mit dir auf [als Zeugen].	835
836	✱ 1. *Mursi·gi wê·sum.*	✱ 1. Er hat gelogen.	836
	✱ 2. *Er mursi·g‿ā·wê·n.* ✱ 3. *Er murs·áǵ·um.* ✱ 4. *Mursi náddī·m.*	✱ 2. Du lügst. ✱ 3. Du bist ein Lügner. ✱ 4. Die Lüge ist bitter.	
837	✱ 1. *Alē·rê? Alê·mn·um.*	✱ 1. Ist es wahr? Es ist nicht wahr.	837
	✱ 2. *Alē·m·á. A·ǵod·n·á? Walláhi. Arti·ged dig·bū·n.*	✱ 2. Es ist wahr. Schwörst du? Bei Gott. Du bist [also nun] durch Gott gebunden.	
838	✱ *Ǵód·ti·gi gir‿bag·id·ti dumma·géd it·tiwri·gi ā·ǵód·kir·ran.*	✱ Den Eid läßt man manchmal einander aufs Gewissen schwören.	838
839	✱ *In ešei·i·r zôl·ī wē·r·ê‿wēk·ki ittiwri·godon ā·baim·min·án ǵód·ti·na más·ir* [oder: *ǵod·ti‿kii·i·r*].	✱ In diesem Lande sprechen die Leute kein Wort miteinander, ohne zu schwören.	839
840	✱ 1. *Arti dúl·um.* ✱ 2. *Arti dol·ê·m.*	✱ 1. Gott ist groß. ✱ 2. Gott ist Liebe.	840
841	✱ *Arti urti mállē·gi ā·uru·n.*	✱ Gott sieht alle Dinge.	841
842	✱ *Arti ar·gi ā·dol·ir·in.*	✱ Gott liebt uns.	842
843	✱ *Arti wissi·ki·gōn anatti·gōn wide mas·il·gón·gi āw·ir·sum.*	✱ Gott hat die Sterne und den Mond und die Sonne geschaffen.	843

[832]. 833 1003, 75. Ähnliches bei *·gōn* und *·tōn* 45, 6. — ✱ 833 Man könnte an sich auch [832]. 833
sagen *wēr* statt *wēk·ki*, doch ist der Objektivus ebenso gut. Denn er hängt ab von
dem Verbum *an* »sagen«. Wörtl.: Ich sage von einem Briefe: er ist bei dir. *An‿ág* ist
an »sagen« durch das *āg* (sitzen, vorhanden sein) erweitert, das die unvollendete (dauernde) Handlung bezeichnet. *An·ág* bedeutet für uns: »Ich bin der Ansicht« wie hier und
555. 556, oder »ich habe die Absicht« 867, 26 *ungó·gir ǵū·ri‿an·ág·rin* »ich habe die Absicht
836 nach Süden zu gehen«, ähnlich 1003, 175, vgl. 165, 5. — ✱ 836, 4 Fibel S. 11, 19. Zu *naddi* 836
837. 840 siehe 83, 3. — ✱ 837, 1 Fibel S. 7, 13; 19, 8. — ✱ 840, 1 Fibel S. 6, 13; 19, 8. 2 I. Joh. 837. 840
841–843 4, 16. — ✱ 841 Fibel S. 12; 21, 15. — ✱ 842 Fibel S. 12. — ✱ 843 Fibel S. 14; 22, 17. — 841–843

844 ✶ *Feģir·ki médena·r·tōn sálā·nai ā·ūwe. ran.*

✶ Am Morgen rufen sie vom Minaret zum Gebet. 844

845 ✶ **1.** »*Er in·n_ên·gi ā·dol·n·á?*« **2.** »*Ai indi·gōn am_báb·kòn·gi ā·dól·ir·rin.*« **3.** »*Wide ni·gōn in·gū·m_mds·ir?*« **4.** »*Am_bes·i·gōn wide an·n_issi·ki·gōn·gi.*« **5.** »*Wide ni·gōn?*« **6.** »*Arti·gōn ā·dol·lin.*« **7.** »*Min·á?*« **8.** »*Ai·gi āw·in·gad.*« **9.** »*Wide min·gōn ek·ki āw·tir·um?*« **10.** »*Ai·gi afy·âd·tōn ā·dèn·in·gad kal·ê·gōn undur·ar·kōn wide urti mallē·gōn.* **11.** *In·ī·n_ģirâdil·lo arti·gi kinna·kanê·r·tōn dol·ar serē·m.*«

✶ **1.** »Liebst du deine Mutter?« **2.** »Ich liebe meine Mutter und meinen Vater.« **3.** »Und wen außer diesen?« **4.** »Meine Brüder und meine Schwestern.« **5.** »Und wen noch?« **6.** »Auch Gott liebe ich.« **7.** »Warum?« **8.** »Weil er mich geschaffen hat.« **9.** »Und was hat er dir gegeben?« **10.** »Weil er mir Gesundheit gegeben hat und Speise und Kleidung und alle Dinge. **11.** Deswegen ist es gut, Gott von klein auf zu lieben.« 845

846 ✶ **1.** *Kitáb·na wē·r·ē·ki·m.*

2. *Koį·dl: Àn·ná Tir simē·r·um. Tir wers·in mállē·gi eske b·áw·in.*

3. *Oww·ítti: Ai·gi en·na musl·ar·ro ūwe, ai·gōn ek·ki b·ōs·rin. Ek·kōn wide ai·gi bi·hamdê·n.*

4. *Tosk·ítti: Tir·ki barké, wo an_new·erti, wala serē ter ek·ki āw·tir·sin·gi iw·mēn.*

5. *Kems·ítti: Arti·gi hamdē·we, mine ter serē·m, wide ten·na serē·gid dime·n_bokodon·um.*

✶ **1.** Bibelsprüche. 846

2. Erster: Unser Gott ist im Himmel. Alles was Gott will, kann er tun.

3. Zweiter: Rufe mich in deiner Betrübnis, und ich will dich retten. Und du wirst mir danken.

4. Dritter: Preise Gott, meine Seele, und vergiß nicht das Gute, das er dir getan hat.

5. Vierter: Danket Gott, denn er ist gütig und seine Güte währt bis in Ewigkeit.

---

844. 845 ✶ 844 Fibel S. 17; 25 F. — ✶ 845 Fibel S. 37. Das Stück scheint aus einer deutschen Kinderfibel übersetzt, doch kann ich das Original jetzt nicht feststellen. — Zu *undur·ar* 844. 845
846 »hinein, daran tun« ist *kadē·ki·gi* oder *kadē·ki·na* »Kleider« zu ergänzen. Vgl. 33, 2. — ✶ 846 846
Fibel S. 37 ff. Die Sprüche sind aus einer deutschen Kinderfibel übersetzt. **2** Fibel S. 17; 37. Psalm 115, 3. [Aber] unser Gott ist im Himmel; er kann schaffen, was er will. **3** Fibel S. 17; 37. Psalm 50, 15. [Und] rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen. **4–11** Fibel S. 37. **4** Psalm 103, 2. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat! **5** Psalm 106, 1. Danket dem Herrn; denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich. — *bokodon*, eine im K. häufige, bei Sam. aber

[846] **6.** *Diǵ·itti: Tahar·an‿kewid, wide serē·gir en‿new·erti·gi morro·gr·ed‿tēg. Minē in·gi āw·il bi·kere·kiį·an·mun·um.*

7. *Gorǵ·itti: En·n‿dį·ar mállē·r arti·gi en·na missi·ki·n‿owwol·lo·gr·ed‿ág·u wide en·n‿á·n‿dogo·gr·ed‿ág·u. Wide ter ek·ki bi·tag·r·in milli‿wēr·ro tō·mēn‿an, er‿ōn ten·na šeri'a·r·tōn warri·an·mèn·ki·n.*

8. *Kolod·itti: Wo an·n‿affi, milli ek·k‿ūwe·ki·n, ten·n‿agdb·ir ǵù·mēn.*

9. *Idų·itti: Uru‿nal mine serē·i‿e·n·gi tim‿bes·i erig‿wēk·ked ittiwri·godon āi·ki·ran.*

10. *Iskōd·itti: Serē·gi áw·ar·ki wide ittiwri·gi šōrō·gr·ar·ki iw·os·mēn. Minē ikke áw·ar·ki arti ā·dol·in.*

11. *Dimn·itti: Barkē·bū·ran á‿ǵagad‿ko·n·i. Mine tir·i ǵagad·kanē·gi bi·ǵôr·ran.*

6. Fünfter: Bleibe rein und halte dich selbst immer gut. Denn der das tut, der wird nicht ohne Lohn sein. [846]

7. Sechster: In deinem ganzen Leben halte dir Gott vor Augen und halte ihn in [wörtl. auf] deinem Herzen; und er wird dich behüten [*so!*], daß du in kein Unglück kommst, wenn du dich nicht von seinem Gesetz entfernst.

8. Siebenter: Mein Kind, wenn der Böse dich ruft, so folge ihm nicht.

9. Achter: Sieh, wie schön es ist, wenn Brüder einträchtig beieinander leben.

10. Neunter: Gutes zu tun und dem Nächsten Erleichterung zu schaffen, vergiß nicht. Denn solch Tun liebt Gott.

11. Zehnter: Selig sind die Barmherzigen. Denn sie werden Barmherzigkeit ernten.

846A ✶ *Kal‿dogō·na sála.*

Tir·ar sére malle, ar kó·run malle, en·nai·tōn ā·tá·n, wo arti; ar·gōn ek·ki ter·ī·n‿ǵirádil·lo ā·barkē·run.

✶ Gebet bei Tisch. 846A

Alle gute Gabe, alles was wir haben, kommt von dir, o Gott; und wir preisen dich deswegen.

---

[846] nur hier vorkommende Nebenform für *bokon*. **6** Psalm 37, 37. Bleibe fromm, und halte dich recht; denn solchem wird's zuletzt wohlgehen. **7** Tobias 4, 6. [Und] dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich [*so!*], daß du in keine Sünde willigst, und tust wider Gottes Gebote. **8** Spr. Sal. 1, 10. Mein Kind, wenn dich die bösen Buben locken, so folge nicht. **9** Psalm 133, 1. Siehe, wie fein und lieblich ist's, daß Brüder einträchtig beieinander wohnen! **10** Hebr. 13, 16. Wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl. — Bei dem *ittiwri·gi* erwartet man eher *īw·os·mēn·we*. **11** Matth. 5, 7. Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzig- [846]
846A–D keit erlangen. — ✶ 846A—D Kleine Kindergebetchen, aus einer deutschen Fibel übersetzt. 846A–D
846A In der nubischen Fibel nicht mit abgedruckt. — ✶ 846A »Vor Tische. Alle guten 846A
Gaben, alles, was wir haben, kommt, o Gott, von dir. Dank sei dir dafür! Amen!« —

846 B ✱ *Kal·ē·n‿agâb·ir.* 846 B

Wo arti dol·ida, kal·ē·gon ni·ar·kōn·na ǵōro ai ek·ki ā·r·tōn ā·barkē·rin wide ā·hamdè·rin.

✱ Nach dem Essen.

Lieber Gott, für Speise und Trank lobe ich dich und danke ich dir von Herzen.

846 C ✱ *Wo arti, ai·gi olongu tag·r·el, in tur·kon an‿dogo·r ogôde. Er‿teran malle·n‿dogo·r ā·ogôde·n.*

✱ O Gott, der [du] mich heute beschützt hast, wache auch diese Nacht über mir. Du bist es, der über allen wacht. 846 C

846 D ✱ *Wo arti, ugu‿teran nog·sum; afy·âd·ted wide gurre·bū·rin·gōn bikki·sim. Er‿teran en·na tag·r·ar·ked ai·godon da·r·el. Wo am‿bâb, simē·r da·l, ek·ki hamdè·rin in·ī·n‿ǵoro. In ugros·ir·gōn ai·gi tag·ir, milli wēk·ki kūr·mēn·din·na ǵōro.*

✱ O Gott, die Nacht ist vergangen; gesund und froh bin ich aufgewacht. Du warst es, der du mit deinem Schutze bei mir warst. O mein Vater, der du im Himmel bist, dir danke ich deswegen. Behüte mich auch an diesem Tage, damit ich nichts Schlechtes lerne. 846 D

847 ✱ *Zol·i malle zembi·ki·ged terri·bû·ran.*

✱ Alle Menschen sind mit Sünden beladen. 847

848 ✱ *Ar·i ôn sere·gir‿aw·kᵘ·run àn·n‿ā·kī·gi serè·gir bi·nál·lun ǵélli‿wèk·ki ām·mēn·dun·n‿ówwol·lo.*

✱ Wenn wir richtig verfahren, so prüfen wir unsere Herzen gut, bevor wir irgendeine Arbeit tun. 848

849 ✱ *Zôl digri‿wēr àn·nà gebila·r i·kī‿dig·bū·l‿ko·n·i·m.*

✱ Viele Leute in unserm Lande sind geizig. 849

850 ✱ *Wē·r·e ʿâdel dime kólli·bū·n.*

✱ Ein gutes Wort paßt immer. 850

851 ✱ *En·na tiwri ōn ingrī·i·án·ki·n, málle·gir‿gāi·os·mēn.*

✱ Wenn dein Freund süß ist, so leck' ihn nicht ganz auf. 851

---

846 B ✱ **846 B** »Nach Tische. Du lieber Gott, für Speis' und Trank sag ich dir herzlich Lob und 846 B
846 C Dank! Amen!« — ✱ **846 C** »Gott, der du heute mich bewacht, beschütze mich auch diese 846 C
Nacht! Du wachst für alle, [groß und klein; drum schlaf ich ohne Sorgen ein. Amen!«]
846 D ✱ **846 D** »Mein Gott, vorüber ist die Nacht, gesund und froh bin ich erwacht. Du 846 D
warst mit deinem Schutz bei mir, o Vater im Himmel, hab' Dank dafür! Behüte mich
848 auch diesen Tag, daß ich nichts Böses lernen mag! Amen!« — ✱ **848** Die auffällige 848
Negation im Verb vor *owwol·lo* hat Sam. noch 13; 949; 1006, 14, vgl. Almk. S. 167.
Ohne die Negation steht *owwol·lo* 80; 84; 574, 1; 1003, 215. Vielleicht ist die Negation
aus nubischen Ausdrücken wie 725 *elgōn toskⁱ·r‿owwi·gi dūr·mēn·in·gōn* »ehe er noch
849 zwei Drittel erreicht hat« hereingedrungen. — ✱ **849** Wörtl. »haben geballte Hände«. 849
851 ✱ **851** Vgl. dasselbe Sprichwort auf arabisch: *In kân ṣaḥbak ʿasal mâ tilḥasûhš kulluh* 851

24*

852	* *Tir·ked amnê·bū·ri.*	* Ich glaube an Gott.	852
853	* **1.** *Lázim tubê·ri.* * **2.** *Tūb·ád an‿dogo·r dá·n.*	* **1.** Ich muß Buße tun. * **2.** Desgl.	853
854	* *Ai·gi kal·il·i·na tirtī·ki tir·i ai·ged b·âi·ran.*	* Die mich essen, werden durch mich leben.	854
855	* *Sibē·gi íllē·r·tōn ā·bár·ran‿nawitte arti zôl·ī·gi ikke bi·bár·kan·in.*	* Wie man [die] Schlamm[stückchen] aus dem Weizen aussondert, so wird Gott die Menschen sondern.	855
856	* **1.** *Er·m·á ár·gi bar·ir·kô·reg·in.* * **2.** *Er‿ter·rég·mun·u ar·gi bār·il·er.*	* **1.** Du bist es wohl, der uns ausgewählt hat. * **2.** Du bist es wohl nicht, der uns ausgewählt hat.	856
857	* *Ȧn·ná ešẹ̄i·i·r in ǵen·i·r Nasára·kī‿wēr·i tá·rgi agar·i‿wēr·i·gi kus·sam sérē·g‿aw·iru‿án.*	* In unser Land sind in diesen Jahren Christen gekommen und haben einige Stellen geöffnet, um Gutes zu tun.	857
858	* *Nob·i·r·tōn Nasára·kī·na wē·r·ê·ged āmnê·l·er‿kiri dá·n·á?*	* Gibt es von den Nubiern welche, die das Wort der Christen gläubig angenommen haben?	858
859	* *In kitáb ʿÌse·na we·r·è dā·bú·n‿teran.*	* Das ist das Buch, in dem das Wort Christi ist.	859
860	* **1.** *Ter ar·gi ā·kidd·ir·ir·in.* * **2.** *Ter an·na tôd·ti ā·kidd·ir·in.* * **3.** *Ter àn·nátón·ī·gi ā·kidd·ir·dēkk·ir·in.*	* **1.** Er tauft uns. * **2.** Er tauft meinen Sohn. * **3.** Er tauft uns unsere Söhne.	860

---

[851]-853 (Spitta Gr. S. 494, 3). — * 852 Zu Carr. 1906 S. 237 vorletzte Zeile. — * 853 Zu [851]-853
854 Carr. 1906 S. 237 unten. — * 854 Als Pluralform gebildet zu Joh. 6, 57: ***ai·gi kal·in·na*** 854
tirti*[*·gōn*] *ai·ged b·ại·in »und der mich ißt, wird durch mich leben«. — Die Verwendung von ***tirti*** »Herr« da, wo wir deutsch den Relativsatz mit persönlichem Subjekt brauchen, ist bei Sam. sehr beliebt. Dabei braucht er entweder das Partizip oder das Verbum finitum. Sichere Partizipia z. B. 1003, 136 ***tin·n‿owwol·lo kutte‿téb·il·na tirti·gi*** »den, der vor ihnen stand«; 517, 13 ***in·gi warag·m‿an wé·l·na tirti*** »wer dies ‚Blatt' nennt«; 1003, 153 ***mazmūr dimin·de‿iskōd·itti·gi geryé·l·na tirti*** »wer den 19. Psalm liest«. Sicheres Verbum finitum (bei ungleichem Subjekt) dagegen in 37, 3 ***ter issig·sin·na tirti*** »der, den er fragte«; 1003, 254 ***ai ā·weris·sin·na tirti*** »der, den ich wünschte«. — Zum Vergleich mögen andere Relativsätze dienen, wo für das persönliche ein sachliches Subjekt steht. Mit sicherem Partizip: 762 ***elongu tá·r·en·na kub*** »das Schiff, das heute gekommen ist«. Mit sicherem Verbum finitum: 525, 5 ***ar wē·sun·na lōn·ī·ged*** »mit den Farben, die wir
855. 858 genannt haben«. — * 855 Vgl. zu 165, 2. — * 858 Das Wort, d. h. die Lehre. — 855. 858

XXI. Aberglaube.

Nr. 861—868.

Sehr gute Nachrichten über Zauberei und andern Aberglauben bringt A. M. Blackman im Man X (1910) S. 25—29.

861 * *In tōd ǵarri·m·á.*

* Dieser Junge ist unglücklich [bringt Unglück]. 861

862 * *Id‿wēr ḫamis nóg·el·gi kam ǵarri‿wêk·ki áttă·rgi an·n‿éyye·r úndr·os·sum.*

* Vergangenen Donnerstag brachte ein Mann ein Unglückskamel und hängte es mir auf. 862

863 * *Noṅgê·na úr·ki ê·ki·gōn affi·ki·gōn tin·ná úr·ī·r ā·sólli·gir·ran milli·gi tin·n‿á·kī·r·tōn gobir·ʳu̯‿án.*

* Den Kopf des Chamäleons hängen die Frauen und Kinder an ihre Köpfe, um das Böse von sich fern zu halten. 863

864 * **1.** *Ē·ki ten·na zôl‿wēr ǵurba·r dá·ki·n anátti·gi mare‿baráss‿ᶦʷēk·ki ā·bâi·tir·ran.* **2.** *In zôl bâi·tir·san bidá·ki·n afy·ád·ir, ter marē·n‿barássi·gi gāri̯·ós kókkᶦʷ‿ēk·ki ted·deᶦ·tōn kā·n‿ówwol·lo gúll·os malaika·ri·n‿ǵôro wide kéwd·il·gōn tir·gōn ká·n‿arri·ki·gōn bāg·iǵ·ka ā·kal·os·ran.*

* **1.** Die Frauen geloben, wenn ein Angehöriger von ihnen in der Fremde ist, dem Monde einen Baraß Durra. **2.** Wenn dieser Mensch, für den sie das Gelübde getan haben, gesund zurückkommt, so kochen sie diesen Baraß Durra zu einem Brei, spritzen einen Teil von ihm vor dem Hause für die Engel aus, und den Rest teilen sie und ihre Nachbarn unter sich und essen ihn. 864

865 * *Agar ḫála·r·gōn wide úgu·gón zôl mail eske‿agúd·an‿tálle·mn·un.*

* An einem unbewohnten Orte und bei Nacht kann ein furchtsamer Mensch nicht allein gehen. 865

---

861 * **861** *ǵarri* »erbärmlich, unglücklich« erklärte Sam. hier als nicht nur aufs Äußere gehend. Der Knabe ist »*muš baḫit*, seit er da ist, haben wir Unglück«. Das Wort kommt auch Matth. 25, 41; Luk. 16, 15 vor. — * **862** Wörtlich: und legte es in (oder: an) meinen Hals. 861 862

862 864 — * **864, 1** Zu *barassi* vgl. 568. — Mit Bezug auf den Mond ist die Schilderung von Pückler-Muskau, Aus Mehemed Alis Reich II 1844 S. 360 und 361, zu beachten, wo bei einer Mondfinsternis die Leute dem Monde, der verschlungen werden soll, durch Schreien u. dgl. zu helfen suchen, eine Sitte, die auch anderswoher bekannt ist. **2** Nach anderen ähnlichen Gebräuchen möchte man annehmen, daß mit den Engeln auch hier die *essi·n‿malaika·ri* »die Wasserengel« gemeint sind, weibliche Dämonen, die auch sonst unter dem Namen *marē·m‿bury·i* »Durramädchen« (vgl. Wien. Text. Nr. 17) den Frauen hilfreich sind. Vgl. 45, 4. — 864

866 ✱ **1.** Gazâla·gōn Torbar_mitar·kôn·na barrè·r ḫala_wēr dà·n. **2.** Ted·do·gōn gir_wēk·ki nog·bù·rin·gōn ogiǵ dogir_galig_wēr ai·gi abiddi·sum.

✱ **1.** Zwischen Gazala und Torbarmitar ist eine unbewohnte Stelle, **2.** und dort, als ich einmal vorbeiging, ist mir ein Mann wie ein Zauberer begegnet. 866

867 ✱ **1.** Gir_băg·id·ti Nŏb·ī·n_ešēi·i·r zól bain·id digri_wēk·ki ā·giǵr·in súllu·ḱi·na ǵiha·r. **2.** In súllū·ḱi·gōn éddi_digri ā·alé·gir·ran wide tin·n_ā·ḱi·gi tid·de·tón ā·harsé·ran [oder: ā·wa'yé·ran].

✱ **1.** Manchmal hört man im Nubierland viel reden von Gespenstern. **2.** Und diese Gespenster halten die meisten für wirklich und nehmen sich vor ihnen in acht. 867

3. Is_súllu·ḱi·gōn ágar málle·r ā·biné·mn·an, agar·i ḫala·ḱi·r·gōn wide kà·ḱī bōr·bū·l·i·r·gōn mitar·i mug·bū·l·i·r·gōn.

3. Und diese Gespenster erscheinen nicht an allen Orten, [sondern nur] an unbewohnten Orten und in verfallenen Häusern und verlassenen Brunnen.

4. In new·erti·ḱi ùs·ī gir_bag·id·ti zól·an, agúd·an_talle·bù·l·gi ā·bèr·tir·ran. **5.** Gir_bág·id·ti 'ádel·gir kade·ḱi_wēr·i·g_undr·éd wide kás·ir_wēk·ki kās·éd súbha_wêk·kōn i·r inǵ·éd zól ter abiddi·n·gi wē·r·ĕ serè·gi ā·wè·tir·ran.

4. Diese bösen Geister nehmen manchmal Menschengestalt an und wachsen vor einem allein gehenden Menschen auf. **5.** Manchmal spricht [so ein Gespenst], ordentlich mit Kleidern angetan, und einen Turban umgewickelt, und einen Rosenkranz in der Hand tragend, zu dem Menschen, der ihm begegnet, ein vernünftiges Wort.

866 ✱ 866 Das hier von Sam. gebrauchte Wort *dògir* für Zauberer (Sam. ar. *saḥḥâr*) ist sehr alt. Es findet sich zur Übersetzung von μάγοι in den alten christlich-nubischen Evangelien in der M. Form 866
867 ⲇⲟⲩⲇⲣⲓ·ⲛⲟⲩ. — ✱ 867, 1 Nach dem, was vom *sullu* erzählt wird, scheint er dasselbe zu sein wie der ar. *'afrit*, von dem sich charakteristische Geschichten in J. Selden Willmores The spoken Arabic of Egypt, Exercises on the Syntax, finden, die überhaupt vortreffliches Material enthalten. Eine Übersetzung ist unter dem Titel: A key to the exercises in the spoken usw. erschienen. 2 Der Gebrauch von *eddi* läßt sich wohl am besten erklären durch Annahme eines steigernden (komparativen) Sinnes. So hat Sam. Wb. ar. *el·akbar* = *eddi_dûl*; ein andermal *sobâ eddi_kinna* »der klein(st)e Finger«. In unseren Texten haben wir 1003, 202 *eddi_ašir* »das schönste«; ebenda *eddi_bar·bū·l* »das gewählteste«; 867; 1003, 88. 111 *eddi_digrī*[·*ḱi*] »die meisten«; 1003, 203 *eddi_dûl* »die Älteren«; 1003, 14 *eddi_fâla* »der gewandteste«; 531 *eddi_koį·âl·di* »der erste«; 1004, 11 *eddi_ungô·n·di* »der südlichere, südlichste«. Schwerer wäre diese komparative Bedeutung allerdings nachzuweisen in der Verbindung mit dem Fragewort *sâi* (vgl. 335, 1): 578 wir liefen Wette, um zu sehen *eddi_sâī* den andern überhole; 332 *sâa eddi_sâį·ir tâ·rin* »zu welcher Stunde soll ich kommen«. Versteckt findet sich das *eddi* bei Rein. Gr. S. 264, 15; 270, 14. 17 in der Form *iddizai* (Rein. Wb. *idizai*). 3 Rüpp. S. 40: Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß die Barabra den Glauben haben, das Beziehen einer einmal verlassenen Wohnung sei höchst ungünstig. Da nun die einzelnen jährlichen Regen- 867

[867] **6.** *In zōl‿ōn erig·kätt'‿ĕ·ki·n, wide ten·na å kogor‿è·ki·n, ték·ki ā·tir·éd·mun·un ǵagn·ar·na más·ir, wide āya·ḱi‿wēr·i·gi ā·šug·uddi·n ter talle·éb·bū·n·gōn wide ten·na dáruk·ki uru̯·ed‿ág·in·gōn.* **7.** *In zôl‿gálig·nai wér ā·tā·tir·mun·um.*

6. Wenn dieser Mensch klug ist und sein Mut stark, so wechselt er kein Wort mit ihm, sondern stößt es nur weg und läßt einige Koranverse fallen beim Gehen und [nur] auf seinen Weg blickend. **7.** Einem derartigen Menschen geschieht nichts. [867]

8. *Amma zôl‿ōn å‿šōro‿kô·l‿é·ki·n, tén·na wátti·r ā·dôš·an·os·in.* **9.** *In dôš·kanê·r ya ḥanu̯·i‿nawitte ā·ḥôṅgi·n wála berti·ḱi‿nawitte be·wig·in, ya è·ḱi‿nawitte bi̯bi̯a·gi bi·ǵóm·in ya kúlu‿tú·g' [oder: 'gunna·ḱi·g']‿b·ár·in, ya essi‿tú·r bi·tô·n.*

8. Aber wenn der Mensch schwachherzig ist, so wird er gleich verrückt. **9.** In dieser Verrücktheit schreit er wie die Esel oder meckert wie die Ziegen oder stößt Trillerrufe wie die Frauen aus oder läuft in die Wüste oder geht in den Fluß.

10. *Gir‿bag·id·tōn ès·ki zôl‿ōn agûd·an‿tall·éb·bū·ki·n essi·r·tòn úrti‿wēr ǵûl‿nawitte tén·na sir·ki bir‿šug·udd·éd wi·riǵ·bū·n·gôn ā·bel·tá·n.*

10. Und manchmal um Mittag, wenn ein Mensch allein geht, so kommt etwas wie ein *ǵul*, das Massen von Haaren herunterhängen hat, nackt aus dem Wasser heraus.

11. *Ai an·na kid·ir éšei·r ág·rin·gōn in wē·r·è·ḱī·gi zôl digri·nai·tōn giǵr·éd ǵerrib·åd·ti aw·sīm.*

11. Ich selbst habe, als ich im Dorf wohnte, diese Erzählungen von vielen Leuten gehört und habe sie geprüft.

12. *An·n‿éšei·r ḫála‿wēr dá·n ungō‿kóḱḱi·r·gōn wide kálum‿kóḱḱi·r·gôn.* **13.** *Ḫála ungô·n·di·na érri Āǵôla·gōn Tegila·gôn·g‿ḗ·ran, kalúm·di·gōn Ġazāla·g‿ē·ran.* **14.** *Oww·in·gár·ī·gi ai ǵerribê·sin ugū·géd wide ugros·kéd.*

12. In meinem Dorfe ist [je] eine unbewohnte Stelle im äußersten Süden und im äußersten Norden. **13.** Der Name der südlichen Wüstung ist Āǵôla und Tegila, die nördliche nennt man Ġazàla. **14.** Beide habe ich untersucht, bei Nacht und bei Tage.

---

[867] schauer zu schwach sind, um auf die Lehmwände der verlassenen Dörfer zerstörenden Einfluß [867]
zu haben, so findet man eine große Anzahl ihrer Ruinen zerstreut. **6** Der Gebrauch von *más·ir* ganz ähnlich 767. — *tir·ed* würde man hier wie 1003, 271 am liebsten noch als »geben und nehmen«, d. h. »wechseln, austauschen« auffassen. 1008, 28 und 1012, 8 ist aber *·ed* zur gewöhnlichen Stammerweiterung verblaßt. **9** *kulu‿tú* wurde von Sam. einfach durch *gunna·ḱi* »Berge, Gebirge« erklärt. Wörtl. ins Arabische übersetzt wäre es *baṭn el·ḥáǵar*, wie

[867] **15.** *Ugros_wēk·ki an·na ḥánu·gi dèg·ed wide an·na wiḱir·ki inǵ·éd_égir_tô·sīm Ġazâla·gir.* **16.** *Ès·ki in ḫalá·gi dúr·sim, wala zôl_wēr ai·gi abiddi·kô·mn·nu, walá ai an·na kíd·ir zôl_wēk·ki an·na missi dēk·kô·mn·un.* **17.** *Ter agar wê·san·der úrti·na ǵissi_wēr ai·gi bīnē·dek·kô·mn·un.* **18.** *Essi·gōn an·na mayin·nē·géd wide ǵebel·gôn an·na iǵin·nē·géd wái·ki_nawitte tin·n_ágar·ro têb·ran.*

15. Eines Tages sattelte ich meinen Esel, nahm meinen Stock und ritt nach Ġazâla hinein. **16.** Um Mittag erreichte ich diese Wüstung, aber Niemand begegnete, mir und mir wenigstens zeigten meine Augen keinen Menschen. **17.** An dem Orte, von dem man [so viel] gesprochen hatte, ist mir nichts irgendwelcher Art erschienen, **18.** sondern der Fluß zu meiner Linken und die Wüste zu meiner Rechten waren wie früher unverändert. [867]

19. *Kalm·án Šigêg·ki dūr·éd téd·do an·na ḥánū·gi kutte·gr·ós_welêse·sīm ugu·n_séllē·m_bokon.* **20.** *Wide in úgū·n_sellè·r an·na dáruk·ked wide·sīm an·na kd·gir, owwol·lo nog·sin_nawre ès·ki.* **21.** *Elékken·gōn úgū·n_sélle·gi nog·sīm wêk·ki nal·mên·din·gōn lā essi·r·tôn walá ǵebel·lo·tôn.*

19. Weiter nach Norden gehend erreichte ich Schigêg, ließ dort meinen Esel halten und blieb bis Mitternacht. **20.** Und in der Mitte dieser Nacht kehrte ich auf meinem Wege nach Hause zurück, wie ich ihn vorher um Mittag gegangen war. **21.** Auch nun, um Mitternacht, ging ich ihn, ohne etwas zu sehen, weder aus dem Wasser noch aus der Wüste.

22. *Aǵôla·gōn Tegîla·gôn·gi ikké úgros·ī_wēr·i·n_dhar·ro égir_tō·sim ǵerribê·ri_án.* **23.** *Fiḱḱikôl·lo·tôn Karbašáb·kir ès_wēk·ki agûd·an_nóg_tā·sim ter ágar ḫalá·gi.* **24.** *Èšei·gōn dimme·bû·sum, kawirte ā·kiliki·kô·mn·um.*

22. Auch nach Aǵôla und Tegîla ritt ich ebenso nach einigen Tagen, um sie zu untersuchen. **23.** Von Fiḱḱikôl bis Karbaschâb durchzog ich an einem Mittag allein diese Wüstung. **24.** Und das Wetter war still und [selbst] die Vögel zwitscherten nicht.

25. *Ai ágar·ki iǵir·bū·rin·gad wala in wē·r·ê·ḱī giǵir·sin·ī ád·der úrti_wēk·ki ām·mēn·dan·gád, usú·rin·gōn an_new·erti·godon in zôl·i dôš·ī·na érig_dogō·r,*

25. Weil ich den Ort kannte und die Reden, die ich gehört hatte, mir nichts machten, lachte ich [nur] bei mir über den [geringen] Verstand dieser

[867] die Gegend südlich am 2. Katarakt heißt, vgl. zu 3, 7. **16** Das häufige Wort *kid* heißt Knochen. Wenn nicht ein anderes, gleichlautendes Wort vorliegt, so hat das Wort aber noch eine andere Bedeutung angenommen, die etwa dem ar. *zât* ذات »Persönlichkeit, Wesen, selbst« u. ä. entspricht, vgl. 177, 4 *wē·r·é·na kid* »die Hauptform des Wortes, das Nomen«; 3, 10: *tin·na* [867]

[867] *ted·do têb·in·na kāfr·i·na gôi·ti·gi wide balât·i͜_wēr·i·r tín·na bâk·ki·gōn wide toswira·ki·gōn·gi ʿaǵǵibê·rin·gōn Karba-šâb·ki dûr·sīm.*

dummen Leute, bewunderte das heidnische Gebäude, das dort steht und auf einigen Steinplatten ihre Schrift und ihre Bilder, und kam nach Karbaschâb. [867]

26. *Téd·do an·n͜_éhel·i͜_wer·i·gi salām·ōs wide ungô·gir ǵū·ri͜_an͜_âg·rin·gōn ai·gi góbr·es·san.* **27.** *Téd·do ā·wennis·tákk·run·gōn gù ugu·ín·sum.* **28.** *Tír·i bírig·san tír·godon beyy·os·rin·gi.* **29.** *Amma ai mōn·os·sim, an·nâi ǵélli͜_wēr dâ·n͜_an ten·n͜_ugros͜_ǵér·ki.*

26. Nachdem ich dort einige meiner Verwandten begrüßt hatte, hielten sie mich, als ich die Absicht aussprach, nach Süden [lies: Norden] zu gehen, zurück. **27.** Während wir dort plauderten, wurde es Nacht. **28.** Sie wollten, daß ich bei ihnen übernachtete. **29.** Aber ich wollte nicht, da ich am Tage darauf Geschäfte hätte.

30. *Ugū·n͜_sélle·gi salām·ôs·ir an·na ḥanû·gi egir͜_tô·sim ter ḥála ar ā·bâun·dun·gi nog͜_nal·li͜_án.* **31.** *Ġazâla·r ai·godon ǵerri·tákki·sin͜_nawré in·do·gōn ǵerri·tákki·sum.*

30. Um Mitternacht nahm ich Abschied, bestieg meinen Esel und kam in jene Wüstung, von der wir sprechen, um sie auf dem Wege [auch bei Nacht] anzusehen. **31.** Wie es mir in Ġazâla gegangen war, so ging es mir auch hier.

868 ✶ **1.** *Ter an·n͜_owwol·lo ekke·l·an·oz·zên·sum.* ✶ **2.** *Ter tin·n͜_owwol·lo ekke·l·an·os·sidd·ir·sum.*

✶ **1.** Er verwandelte sich vor mir. ✶ **2.** Er verwandelte sich vor ihnen. 868

---

[867] *wē·r·ē·gōn wide zōl·ī·na kid·tōn* »ihre Sprache und die Natur der Leute, d. h. die Leute selbst«; 444, 25 *essi·na kid* »die Natur des Wassers, das Wasser selbst«; in den Verbindungen *ai an·na kid·ir* 1004, 8 »ich selbst«; *bābúr ten·na kid·ir* 1003, 150 »der Zug selbst«; *ir in·nâ kid·ir* 1010, 5 »Sie selbst« u. a. m. — *Kid·ir* mit neg. Verb bedeutet »niemals«: 1014, 30 *kid·ir b·iw·min·īm* »ich werde nie vergessen«, u. oft. — Man vermißt an unserer Stelle ein *ai·gi*, das aber wohl bei *dên* entbehrlich ist. **18** *Wai·ki* für das zu erwartende *wai·gi* (580; 775), vgl. *ni·ki* für *ni·gi* 870. Für dies gelegentliche Schwanken zwischen *k* und *g* (auch bei dem Kausativum *·gir* = *·kir*, *·giddi* = *·kiddi*, sowie *·rki* für *·rgi* 3, 34 b) mag etwa daran erinnert sein, daß nach Amery im Sudânarabischen die Worte, die von قتل und قرّ u. a. abgeleitet sind, »almost universally« mit *k* gesprochen werden. **26** Es muß heißen »nach Norden«, also *kalum·gir* oder *kalm·an* zu lesen sein, »nach Norden«. Denn die Lage der Orte ist so: [867]



XXII. Krankheiten und Verrichtungen des Körpers.

Nr. 869—935.

869 * *Wil·gi óddi·l_wēk·ki ģù·rgi ten·nd afy·ád·ti issig·rin·gád ai·gi wide·gir·dés·sum: »Elgón ai mail·am·bù·ri.«* — * Als ich gestern ging und einen Kranken nach seinem Befinden fragte, antwortete er mir: »Noch bin ich schwach.« 869

869 A * *An·na tód oddi·n.* — * Mein Sohn ist krank. 869 A

870 * *An·na ģitta ai·g_ā·binė·dēn·in ni·ki·n_dogo·r kos_é·n·gi.* — * Mein Körper scheint mir schlechter zu sein als voriges Jahr. 870

870 A * *An·na ģitta ģùgrí·m.* — * Mein Körper ist heiß. 870 A

871 * *An·na aģin ā·foi·n.* — * Meine Haut schuppt sich ab [wird kahl]. 871

872 * *Ai dessen tille·bù·rin.* — * Ich schwitze sehr. 872

873 * *An·na ur ai·gi ā·óddi·n* [oder: *an·na ur oddi·n*]. — * Mein Kopf schmerzt [mich]. 873

874 * *En·n_ur·ki suriye·gir.* — * Beuge dein Haupt. 874

875 * *Zôl_bag·id·nâ gùrā dig·bū·n.* — * Die Stirn mancher Leute ist kraus. 875

876 * *Sir missi·n_tag·r·eddi·r tēb·il·gi missi·n_sir·k_e·ran.* — * Das Haar, das im Augenlid sitzt, nennt man *missin sir* [d. h. Augenhaar]. 876

877 * *Missi·na kus_kob·ar·ki nĕbĕd·ár·k_e·ran.* — * Das Auf- und Zumachen des Auges nennt man *nebed.* 877

878 * *In id missi_wēr_kō·l·um.* — * Dieser Mann ist einäugig. 878

879 * *In id missi_berri_kô·l·u.* — * Dieser Mann schielt. 879

880 * *Mas·il·ged dugur·ós·sum.* — * Er ist von der Sonne geblendet. 880

881 * **1.** *Ai·gi giģir.* * **2.** *Ai ek·ki wē·tir·sin·gi giģir* [oder: *amne*]. — * **1.** Höre auf mich! * **2.** Höre auf das, was ich dir gesagt habe! 881

---

869 A. 870 — * 869 A Fibel S. 5, 10. — * 870 *ni·ki* findet sich auch noch 1005, 18 für das zu er- 869 A. 870
wartende, und 921; 1005, 17 auch stehende, *ni·gi.* Vgl. *wai·ki* für *wai·gi* 867, 18 und *wil·ki* für
wil·gi. Es ist aber gewiß kein Zufall, daß in allen Fällen, wo die Worte gewissermaßen
absolut stehen, *·gi* gebraucht wird, dagegen wo ein folgendes *·na*, *·ndi* oder *nawre* (*nawitte*)
870 A. 873 sich eng anlehnen, *·ki* verwendet ist. — * 870 A Fibel S. 13. — * 873 Vgl. Fibel 870 A. 873
875. 878 S. 6, 12. — * 875 Vgl. Carr. arricciato: *cogni dighirbon* = *koñ dig·ir·bū·n.* — * 878 Ein- 875. 878
äugig ist *missi_wér·a* (Sam.). Man kann aber (Sam.) nicht sagen *in id missi_wér·a.*
Zur Form von *missi_wér·a* ist wohl zu vergleichen *maym̄·ā* »Linkser« bei Almk. Wb.

882 * 1. *Ai·gi giǵir·dèn!*
* 2. *Ai ek·ki ā·giǵir·tir·rin.*

* 1. Höre mich an! 882
* 2. Ich höre dich an.

883 * 1. *Er ai·gi giǵir·dēn·m·à?*
* 2. *Ai ek·ki ā·giǵir·min·īm.*

* 1. Hast du mich gehört? 883
* 2. Ich höre dich nicht.

884 * 1. *Er ma ā·wide·gir·mēn?* 2. *Ai sere·gi giǵir·kô·mn·īm.*

* 1. Warum antwortest du nicht? 884
2. Ich habe nicht gut gehört.

885 * 1. *Urti ēr_kiri·gi giǵir·m·à?* 2. *Ai urti ēr_wēk·ki giǵir·kô·mn·im.*

* 1. Hast du etwas Neues gehört? 885
2. Ich habe nichts Neues gehört.

886 * *Úlug gir_bag·id·ti kob·ós·ki·n 'āfeš_wēk·ked óyyi·gi ōs·ós·ḱ·ran ā·kús·in.*

* Wenn manchmal das Ohr verstopft ist, so öffnet es sich, wenn man mit irgend etwas den Schmutz herausholt. 886

887 * *Gir_bág·id·ti zōl wē·r·ē·gi kabitte ā·àr·mun·um ulg·ī·nâ giǵ·ar·ked.*

* Manchmal faßt der Mensch die Rede nicht schnell auf wegen Verstopfung der Ohren. 887

888 * *Kamís·ki ogiḱ_ḱōd_dēr an·nāi tô·rgi ten·na terig·kanê·gi* [oder: *terg·indi·kanê·gi*] *'all·àd·ti weris·sum.*

* Vorgestern kam ein Knabe zu uns und wollte Heilung seiner Taubheit. 888

889 * 1. *Zōl terg·indi·bū·l masmas·ar·ki gigir·mun·um.* 2. *Ín·ī·n_ǵôro óddi·gir ték·kodon bain·ar·ki wérs·in.*

* 1. Ein schwerhöriger Mensch hört kein Flüstern. 2. Darum wünscht er, daß man laut mit ihm spreche. 889

890 * *In tôd terg·indi·bū[·n].*

* Dieser Knabe ist taub. 890

891 * *An·na sorin nāsē·bu·n.*

* Meine Nase hat den Schnupfen. 891

892 * *Sútti sórin·do·tôn ā·šúg·r·in.*

* Der Rotz läuft aus der Nase herunter. 892

893 * *Sútti·gi sórin·do·tôn ā·sutti·luffè·ran.*

* Den Rotz schneuzt man aus der Nase aus. 893

894 * 1. *An·na šundu dorō·m.*
* 2. *En·na šundu wakḱi·bū·n.*

* 1. Meine Lippe ist dick. 894
* 2. Deine Lippe ist aufgesprungen.

895 * *Nel ai·g_ā·óddi·n.*

* Der Zahn tut mir weh. 895

---

886 * 886 Sam. erklärte: mit einem Stückchen Holz oder Stroh. *'Afš* ist, was man sonst nicht brauchen kann. Daher kommt auch der von Wilcken, Archiv f. Papyrusforschung II (1903) S. 303 besprochene Gebrauch des Wortes, der natürlich mit »Gepäck« nichts 886
892. 893 zu tun hat. Zur nub. Wortform vgl. Einl. S. 25c. — * 892, 893 *Sutti* s. 1000, 3. 892. 893
894. 895 * 894 Fibel S. 10, 19; 21, 14. 2 Fibel S. 13. * 895 Fibel S. 8, 16; 20, 11. 894. 895

896	✶ **1.** *Zôl_dogō·r šárri dúll·an·ki·n nél·ī·gi ā·dúski·n walá ā·ǵôg·in.* **2.** *Wíde·gōn ā·wè·run zôl_wēr_ōn hāǵá kógor_wek·ki métel·lo fūl_gálig·ki úgud_gálig·ki ắg·il·lo undr·os kál·ki·n: Ā·dúski·n_án.*	✶ **1.** Wenn auf dem Menschen ein schweres Unglück ruht, so knirscht oder mahlt er mit den Zähnen. **2.** Und wir sagen auch, wenn ein Mensch etwas Hartes, z. B. etwas wie Sau- oder kleine Bohnen in den Mund tut und ißt: er knirscht.	896
897	✶ *Ter mumundi·bū·n.*	✶ Er ist stumm.	897
898	✶ *Am_bán·n_issi_tôd_wēr dá·n zālé·n_kêl·lo wē·r·ê·gi éske·rgi ā·baim·mun·um āgag·kanē·géd.*	✶ Es gibt einen Vetter von mir, der, wenn er zornig ist, kein Wort sprechen kann vor Stottern.	898
899	✶ *Ġiddi ag·il·lo·tôn ā·šúg·r·in.*	✶ Der Sabber läuft aus dem Munde herab.	899
900	✶ *Ai ǵumbud·ti ā·túffi·rin* [oder: *ā·lúffe·ri(n)*].	✶ Ich werfe den Speichel aus.	900
901	✶ *Siḱi·mēn oww·itti·ged.*	✶ Spucke nicht noch einmal!	901
902	✶ *Sāme nossó·m.*	✶ Der Kinnbart ist lang.	902
903	✶ **1.** *En·na ǵumur ek·k_ā·oddi·n·à?* **2.** *Eyyo, ai·g_ā·oddi·n wil·tōn.*	✶ **1.** Tut dir dein Hals weh? **2.** Ja, er tut mir seit gestern weh.	903
904	✶ **1.** *Ai ā·dukki·nêwe·rin.* ✶ **2.** *Ter ā·dukki·nêwe·n.*	✶ **1.** Ich atme tief. ✶ **2.** Er atmet tief.	904
905	✶ *An·néw·erti ā·dúkki·n.*	✶ Ich bin ungeduldig.	905
906	✶ *An·néw·erti dég·bū·n, ai·g'_múg·os_nóg!*	✶ Mein Atem fliegt [geht schnell vor Ärger], laß mich und geh!	906
907	✶ *À ā·ǵóm·in.*	✶ Das Herz schlägt.	907

896. 899 ✶ 896 zu *úgud* s. 432. — *Fūl* ist nach Schweinf. Pflanzen Vicia Faba L. — 899 *ġiddi* ist 896. 899
901 nach Sam. der Sabber, der unwillkürlich aus dem Munde herausläuft. — ✶ 901 Zu Carr. 901
1906 S. 239 Non sputar ancora, dessen Nubisch Sam. nicht verstand. Für *siḱi* hat Almk. »den Bauch entleeren«, Rein. »scheißen«, Sam. gab ausdrücklich »spucken«. Vgl. Matth. 26, 67 *ǵumbud_wēk·ki siḱi·san*; Sam. Hochz.: *ā·šekmē·l·i·gōn šekmē·ka siḱi·ran·gon ā·tég·ran* »Die sich den Mund spülen, sitzen und spucken, nachdem sie den Mund gespült haben«. — Das Verb *šekmē* braucht Sam. sonst (168; 1003, 271) in der Form *šuǵum*, er übersetzt es mit ar. *maḍmaḍ*. Das Wort ist gewiß nicht urnubisch, aber einen passenden arabischen Stamm kenne ich nicht.
902. 903. — ✶ 902 Fibel S. 9, 16; 20, 11. — ✶ 903 Fibel S. 33. — ✶ 906 *dég·bū·n* Sam. er- 902. 903.
906 klärte: »geht von hier nach dort«, *new·erti deg·bū·n* das braucht man vom Kranken oder 906

908	* *Ā sattē·bū·n* [oder: *Á ā·téb·in.*]	* Das Herz steht still.	908
909	* *Á ai·gi ā·wilike·n.*	* Mir ist [wörtl. mein Herz ist mir] übel.	909
910	* *Od ai·gi ǵom·ed_ág·in.*	* Ich bin erkältet.	910
911	* *Od·téd an·na nel·i ā·ǵom·ran wide an·na ǵitta·gon ā·kérker·in.*	* Vor Kälte klappen meine Zähne und zittert mein Körper.	911
912	* *An·na eśéi·r zōl digri orók·el·lo ā·tú·gir·ran.*	* In meinem Lande haben viele Leute bei Kälte Durchfall.	912
913	* *Ḫawáǵa·na dugs·ī tek·k_elongu ugros kemis_kiri·m ā·óddi·ran.*	* Heut sind es etwa vier Tage, daß dem Herrn seine Eingeweide schmerzen.	913
914	* *In kál·ē ḫalā·y·an ten·na dárub·ked ā·śúg·r·in.*	* Diese Speise geht ins Freie auf ihrem Wege ab.	914
915	* *Ai bu·ǵú·ússi·rin.*	* Ich gehe kacken.	915
916	* *Uss·os bi·ta·ri.*	* Nachdem ich gekackt habe, werde ich [wieder]kommen.	916
917	* *Fŏ̃, im_búrū uss·éd_āg·in.*	* Pfui, dies Mädchen kackt.	917
918	* **1.** *Ekki·ri_án ā·ǵú·rin.*	* **1.** Ich gehe pissen.	918
	* **2.** *Essi_wêk·ki bōg·ir·ri_án ā·ǵú·ri.*	* **2.** Ich gehe Wasser lassen.	

---

[906]. 908 einem erregten Menschen. Vgl. 1003, 147; 934 und 20, 21. — * **908** Vielleicht auch nur *á* [906]. 908
909. 910. *téb·in.* — * **909** Vgl. 1016, 3, 1. — * **910** Wörtlich: Die Kälte schlägt mich. — * **912** Das 909. 910.
912 dabei Entleerte nannte SAM. *tū·gr·id.* Das Wort ist eine Bildung von *tú* »Bauch«: »Bauch machen«. 912
914 — * **914** Dies Beispiel wurde zu MARK. 7, 19 gegeben: *minē in ten·na á·n tú·r ā·tó·mn·um, tú·r·g_an·mén·ki·n. Wide ḫalā·y·an ā·śug·r·in.* In der Parallelstelle MATTH. 15, 17 steht: ... *wide togo·ged a·bel·in·gi.* Das *ḫala* ist das bekannte Wort für unbewohnte und unbeackerte Orte. Verstehen kann man die Redensart nur, wenn man die sūdān-arabische Phrase kennt: *maraq li·l·ḫala* he has gone to relief himself (AMERY S. 87). *Ḫala·y·an* »in die Wüste gehen« ist also gebildet wie *kalm·an* »nach Norden gehen« usw. — Das Nubische hat eine ganze Reihe von genauen Ausdrücken für die Abgänge. Ich kenne: *Ekk·ed* »Harn«, von *ekki* »pissen« (264; *ekk·ed·na ká* nach SAM. »Blase«). *Fichi*, d. h. *fiǩǩi*, »Vogelmist« nach MURR. SOUNDS. *Oyyi* das allgemeinste Wort für die festen Abgänge (264; *oyyi·n_ká* »Abtritt« 263, auch After nach SAM.; *kulti·n_oyyi* »Fliegendreck« 575; »Ohrenschmalz« 886) = *uñi* KDM. *Karkamâya* 513, 3. 4 nach SAM. von Kamelen, Schafen, Ziegen (bei ALMK. K. *karkamān*, *kārkaram*, D. *kamkarŏ*, M. *kamkarō* = Kamelmist). *Kallĕ* KD. ALMK. Schafmist. *Kaiiē* 508, 2. 3 nach SAM. von Pferd und Esel. *Tūlūi̯i* 1009, 22 SAM. Kuhfladen (ALMK. K. *tunuñi*, D. *tuluñi*, M. *tulūñi* »Kuhmist«). Darin steckt gewiß *uñi*, *ui*, die auch im K. vorkommende mundartliche Form von *oyyi*. *Ōsi* 510, 1 SAM. trockner Tiermist (ALMK. KDM. Eselsmist). *Ōbé* 513; 510, 3 geneteter und hart gewordener, mit Erde und Harn vermischter Kleinviehmist zum Feuern
918. 919 der Brennöfen (SAM.). — * **918, 2** und **919, 2** sind die feineren Ausdrücke gegenüber 918, 1 918. 919

919 * **1.** *Ekk-os bi-tá-rin.* * **2.** *Essi_wék-ki bōg-r-ós bi-tá-ri.* — * **1.** Nachdem ich gepißt habe, werde ich [wieder]kommen. * **2.** Nachdem ich Wasser gelassen habe, werde ich [wieder]kommen. 919

920 * *En-n_i urtúnna-m.* — * Dein Arm ist kurz. 920

921 * *Ni-gi bel-bū-rin-gōn digir-rigi an-na mudúl-gi büd-kir-ós-sīn.* — * Vergangenes Jahr bin ich beim Ausgehen gefallen und habe meinen Daumen verrenkt. 921

922 * *An-na sobá wikk-an-os-sum.* — * Mein Finger eitert. 922

923 * *Musmár_wek-ki ā-kók-rin-gōn án-na i-gi fákk-os-sīm.* — * Beim Einschlagen eines Nagels habe ich meine Hand zerquetscht. 923

924 * *En-n_i-ki-gi šúk-ir!* — * Wasch deine Hände! 924

925 * *An-na sobá-ki-na sutti-ki nossō-ki-m-a.* — * Meine Fingernägel sind lang. 925

926 * **1.** *An-na ǵogin ai-g_ā-óddi-n.* — * **1.** Mein Schenkel schmerzt mich. 926
* **2.** *Án-ná ǵogn-ī ar-gi ā-óddi-ran.* — * **2.** Unsere Schenkel schmerzen uns.

927 * **1.** *An-na ossi tōg-ós-sum.* — * **1.** Mein Bein ist gebrochen. 927
* **2.** *Ter an-na ossi-gi tōg-ós-sum.* — * **2.** Er hat mein Bein gebrochen.

928 * *An-n_óssi-gi ai mér-os-sim tubrō-nd ned-téd.* — * Ich habe meinen Fuß mit der Schneide der Hacke geschnitten. 928

929 * *Zól fogór-a-gōn mars-ós-ki-n tiwrī ték-kodon talle-bú-l_dogo-r eǵékk-os ā-tálle-n.* — * Und auch ein Hinkender geht, wenn er müde wird, auf den, der mit ihm geht, gestützt [*eǵekke*]. 929

930 * *Ḫawága-n_ḏhar-ro ǵú. Ter en-n_óssi-gi ek-ki bi-gár-tir-in* [oder: *bi-dig-ir-tir-in*]. — * Geh dem Herrn nach. Er wird dir deinen Fuß verbinden. 930

931 * *Hakim óssi-gi bi-gár-in.* — * Der Arzt wird den Fuß verbinden. 931

932 * *Ossi-n_kurti ā-oddi-n.* — * Das Knie schmerzt. 932

933 * *An-na nal-id gen-an-ós-sum.* — * Meine Kopfwunde ist geheilt. 933

933 A * **1.** *Ai gen_e-rin.* — * **1.** Mir gehts besser. 933 A
* **2.** *Gen-de_ter? Ter gen-um.* — * **2.** Ist ihm besser? Ihm ist besser.
* **3.** *Gen-i_e-rụ-á? Ar gen-i_e-run.* — * **3.** Gehts euch besser? Uns gehts besser.

---

[919]. 920 und 919, 1. * **920** Fibel S. 6, 12. Für Arm und Hand gibt es im Nubischen nur éin [919]. 920
922 Wort. * **922** Fibel S. 14. »Zu Eiter werden«. Andere Verbindungen von *wikki* »Eiter«: 922
924 *wikki-gi b-áw-in* »es wird eitern«; *wikki-gi ā-digri-gir-in* »es eitert mehr«. * **924** Fibel S. 13. 924
929 * **929** War an 561 angehängt, daher das *-gōn* »und«. Zu *eǵekke* vgl. 647. 929
932–933 A * **932** Fibel S. 12. * **933** Vgl. 407. — * **933 A, 1** Fibel S. 19, 10. **2. 3** Fibel S. 26 G. 932–933 A

934 * *Óddi·l·na néw·erti dég·bū·n, ten·n‿awti·gir ǵū·mēw·wé!* | * Der Atem des Kranken fliegt, tretet ihm nicht nahe! 934

935 * *Gir‿bag·id·ti zól·ī dessen óddi·l·gi ā·wé·ran »Di·ar·ro 'ōlǵè·n·ǵōn bū·n«‿án.* | * Manchmal sagen die Menschen von einem sehr Kranken: »Er liegt schon im Sterben, obgleich er [noch] kämpft«. 935

XXIII. Sterben und Begraben.

Nr. 936—952.

Über Begräbnissitten s. bei Beck. S. 207; Griffith, Karanòg, S. 83 (vgl. Einl. Anm. 13); und Aylward M. Blackman im Journal of Egypt. Archaeol III, S. 31 ff.; ferner bei Rüpp. (Dungula) S. 60, Trauermahl S. 61, Tanz S. 57 und bei Burckh. S. 39. 53 (nubischer *Sa'id*, vgl. 3, 5). Siehe auch zu 951.

Damit es nicht verloren gehe, gebe ich hier das folgende hübsche Bruchstück der Klage einer Mutter um ihre Tochter. Es war in eins jener wirren Mischmasch-Lieder versprengt, wie sie von den Schellâlschiffern (mein Text nach Yagûb Awadûn aus Korôr am Staudamm) gesungen werden:

936 A * *Ya haláwe, ya bitti,* | * Mein Süßes, meine Tochter, 936 A
ai ir (so!)*‿galig·ki b·uskĭ·ri·ă?* | Werde ich [wieder] eine wie dich gebären?
En·na nedid·i, ya bitti, | Wenn deine Altersgenossen, meine Tochter,
hiǵl·ī·r ǵeres·ki ǵom·ran·ga[d] | mit den Fußringen [wie mit] Glöckchen läuten,
ai ek·ki ǵill·os āg·ōı·ri. | denk ich an dich und weine.
Ǵerra·gé[d] *šug·ur·rán·ga*[d] | Wenn sie mit dem Wasserkrug [zum Fluß] hinabsteigen,
ek·ki ǵill·os āg·ōı·ri. | denk ich an dich und weine.

936 B * *An·n‿ú od·katti·géd di·kó·sum.* | * Mein Großvater ist an Erkältung gestorben. 936 B

937 * *Am‿báb di·os·in·gad musul·bú·ri.* | * Weil mein Vater gestorben ist, bin ich traurig. 937

934.935. 937 — * 934 Vgl. 907. — * 935 Zu *'ōliǵé* vgl. 1016, 3, 3. — * 937 Es ist nützlich auf den Unterschied zwischen einigen äußerlich ähnlichen, aber recht verschiedenen Formen aufmerksam zu machen: I) *·gad* (474, 12 auch *·ga*. Die 3. plur. lautet *·ran·gad*) wird nur an präsentische Tempora gehängt, auch wo wir das Präteritum erwarten würden. Es bedeutet »als« oder »weil« und wird in der letzten Bedeutung öfter durch 934.935. 937

938 * *Ai am_báb-na dī-ar-ki gigr-ed-irgi an_new-erti-r saw-os-kó-sim.*
* Als ich den Tod meines Vaters hörte, bin ich ganz von Sinnen gewesen. 938

939 * *Am_bes dī-os-in-gad ai dóš-an-os-sīm.*
* Als mein Bruder starb, wurde ich ganz irre. 939

940 * *Néga_nútin di-el-i-gi ā-ew-iddi-l-gi wide ā-kuyr-il-gi kó-n.*
* Jedes Dorf hat einen Totenwäscher und einen Totengräber. 940

941 * *Di-el-gi arụ-iģ-il-ī tin-ná arụ-iģ-aʳ-n_tú-r bag-id digrī_wēk-ki ā-sékki-ran.*
* Die die Toten [durch Rufe und Lieder] beklagen, schluchzen oft mitten in ihren Trauerrufen. 941

942 * *Sámil dī-os-in-gad néga-na ógiģ málle bél-ligi ā-árụ-iģ-san.*
* Als der Dorfvorsteher gestorben war, machten sich alle Männer des Dorfes auf und beklagten ihn. 942

943 * *Di-el di-ki-n di-en-na zól-i-gōn ten-na tiwri-ki-gōn kabaị-i-gi tin-na ī-ki-r inģ-éd_ākkisé_giride ā-oi-ran.*
* Wenn jemand stirbt, so gehen die Angehörigen des Toten und ihre Freunde, Palmzweige in ihren Händen tragend und sich auf sie stützend, umher und klagen. 943

---

[937] *minē* verstärkt: 382 *amára-gi āw-tir-in-gad bōd_tá-sum* »als er ihm ein Zeichen gab, kam er [937]
gelaufen«. — 90 *kandi ā-goģ-mun-um, dī-el_é-n-gad* »das Messer schneidet nicht, weil es stumpf ist«. — 297 *mas-il tága-ged tō_tá-n-gad, er ai-gi wē-dés-sum* »weil die Sonne durch's Fenster kam, sagten Sie zu mir«. — 2, 8 *minē tin-ná bain-id wér_é-n-gad* »weil ihre Sprache ein und dieselbe ist«. — **IIa**) *-ged* am präsentischen Tempus bezeichnet nur den Wunsch: 957, 2 *Tir ed-do barké-n-ged* »Gott segne dich« ar. *Alláh yibárik fik.* — **IIb**) *-ged* am präteritalen Tempus bedeutet nur »weil«, oft durch *minē* verstärkt: 1003, 76 *essi kudde_tēb-sin-ged .... malle serē-gi dá-san* »da das Wasser ruhig war, ging es allen gut«. — **III**) *-agad* im Wunschsatz der 3. sg. und plur.: Luk. 3, 11 *kō-mēn-il-gi tir-agad* »er möge dem, der nicht hat, geben«; Plur. z. B. Luk. 17, 29; 21, 21: *-w_agad.* Das läßt auf Imperativformen schließen (vgl.
938 Almk. § 125, Anm.). — * 938 Wörtl.: Bin ich in meinem Sinn verwirrt worden. — 938
940. 941 * 940 Zu *ēw-iddi* vgl. 23, 2. — * 941 *arụ-iģ-aʳ-n* für *arụ-iģ-ar-nᵃ*. Zwischen *arụ-iģ* und *war-iģ* 940. 941
(947) scheinen engere Beziehungen zu bestehen, als ob nur Konsonanten umgesprungen seien (Wien. Text. Nr. 20 III, 4 (Debód) findet sich sogar *ayr-iģ*. Vgl. *awiģ* »flechten« 376, 35 u. ö. mit Leps. *agwe*). Doch ist andererseits gewiß *arụ-iģ* von *aru* (598; Matth. 26, 22), *war-iģ* von *war* »springen« (482) abgeleitet. Vielleicht bezieht sich ursprünglich *arụ-iģ* auf die
943. 944 Trauerrufe (Sam.), *war-iģ* auf die Tänze. — * 943. 944 *Di-el di-ki-n*, also mit präter. 943. 944
Partizip. Das *di-l*, das man hier erwartete, scheint man überhaupt nicht gern zu brauchen. Matth. 26, 41 findet sich *áy-el* »lebendig« ausdrücklich mit *e*. Beide Wörter gehören also wohl zu den zahlreichen Adjektiven auf *-el* wie *kurs-el* »alt«; *gagád-el* »zart«; *gēl-itt-el* »rötlich« (525, 5); *kakk-el* »warm«; *orōk-el* »kalt«; *kudd-el* »ruhig«; *numm-el* »duftig«; *nis-el*
943 »eng« usw. — * 943 Das Wort *kabai* auch bei Carr. cuciniero: mestatoio = *cabaighi*, d. h. 943
kabai-gi. Ebenso unter arco: bachetta = *cabaighada*, d. h. *kabai-g_atta* »bring' die Rute«. —

944 * *Di·el‿wēr di·ki·n è·k̄ī bu̯bi̯a·ged éšei·gi ā·ȯ́b·os·ran.*

* Wenn jemand stirbt, so stellen die Frauen mit dem Geschrei das Dorf auf den Kopf. 944

945 * *Ṡêya·gi kāg‿talle·bû·ran·gon ē·k̄i ki-lilli·ka ā·táru·ran.*

* Während man im Leichenzug geht, trillern und tanzen die Frauen. 945

946 * *Ē·k̄i mētera·ki·r ǵū‿tēg·ós·ka dī·en·n‿ı́d·ī·godón ā·lille·ran.*

* Die Frauen kommen zur Trauerstätte, setzen sich und klagen mit den Angehörigen des Toten. 946

947 * *Mètera·r è·k̄i war·iǵ·ran·gōn ā·tèg·ran.*

* Am Trauerorte tanzen die Frauen fortwährend. 947

948 * **1.** *Ē·k̄i tin·na i·k̄i·r ǵerid·ī·gi sokk·éd·ka* [oder: *sokke‿inǵ·éd·ka*] *a·war·bel·lan.* **2.** *In war·ber·ar·kōn toru̯·ê·g‿è·ran.*

* **1.** Die Frauen hüpfen, Palmruten in ihren Händen tragend [bei der Totenklage]. **2.** Und dies Hüpfen nennt man *torwè.* 948

949 * *Ē·k̄i·gon tabbe·r·an·n‿agar·ro ǵù·kⁱ·ran wide toru̯·è·r tȯ́·r·ar·ki weris·kⁱ·ran, tō·mēn·dan·n‿owwol·lo tin·na ur·ī·gōn koi̯·ī·gōn·gi uburti·ged susu̯·ed·ka ā·tȯ́·ran.*

* Wenn die Frauen zum Trauerort gehen und in den Trauertanz eintreten wollen, so beschmutzen sie, bevor sie eintreten, ihre Köpfe und Gesichter mit Asche. 949

950 * **1.** *Ya tȯ́d‿wēr ya tim‿bâb‿wēr ya tim‿bes‿wēr ya id‿wēr dī·os·ki·n, ē·k̄i tin·nà oi·n‿ȯ́·r ā·wè·ran:* **2.** »*An·na nú-brō·n‿argadè digr·os·sum*«‿*án.*

* **1.** Wenn ein Sohn oder Vater oder Bruder oder Mann stirbt, so sagen die Frauen in ihrem Trauergesang: **2.** »Die Scheibe meiner Spindel ist abgefallen.« 950

---

944. 945 * **944** Zum Ausdruck vgl. 809; 1003, 10. — * **945** *šéya* erläuterte Sam. durch *ǵenáza·gi‿kāg‿talle·* usw., wörtlich: »geht und trägt das Leichenbegängnis«. — Das Verb *tóru* oder *táru* (aus *torw* und *tarw*), mit Stammerweiterung und Assimilation des *w* an *r torr·os*, Nom. verb. *toru̯·é* oder *toru̯·ar*, soll sich nach Sam. geradezu nur auf den Trauertanz beziehen. 944. 945

946 Vgl. 948; 949; Matth. 11, 17; 24, 30; Luk. 7, 32; 8, 52; 23, 27. — * **946** *Mêtera* nach Sam. »der Platz, wo man sitzt, nachdem man vom Grabe zurückgekommen ist, im Hause oder in der *kerri* (vgl. 705, 1). Daher hatte er in 947 hinter *mêtera·r* erklärend eingefügt *ǵanáza·n‿âh̠ar·ro* »nach dem Leichenbegängnis«, dies aber, als den Satz störend, gestrichen. — 946

948 * **948, 2.** *R* und *l* werden oft vertauscht. Hier aber ist in *war·ber·* statt *war·bel·* das *r* wohl eine Annäherung an das *·r*-infixum der auf kurzes *e* ausgehenden Verben, wie *ūwe·r·ar* »rufen«, 948

949 *talle·r·ar* »gehen« usw., vgl. 762, 3. — * **949** War an ein anderes Beispiel angehängt; daher das *·gōn* »und« am Anfang des Textes. Der Satz ist aus den Fugen. Es muß entweder heißen *tō·mēn·dan·n‿owwol·lo . . . ā·susu·ran* oder das *tō·mēn·dan·n‿owwol·lo* muß weg. 949

950 * **950** *argadé*, wohl eigentlich Rad, bezeichnet auch die [Zahn-]Räder der Sagyen (377 A, 3). — 950

951 ✱ **1.** *Ǵŏbê·g‿án·k̇·ran.* **2.** *In ǵobê ā·bi-rig·tákki·n di·el·i·na ǵôro.*

3. *Minē·rg‿an·kô·mn·un:* **4.** *Tê·gi gôl·ki·ran, kulúl·lo ǵû·m‿bokón boǵô·gir ā·gôl·eš·šúg·ur·ran.* **5.** *Téd·de'·tōn léhed·ti ā·mér·ran, walá tê·gi ā·essē·gír·ran, wide ā·gōl·eš·šug·ur·rán á·r tá·m‿bokon ya ǵúmur·ro tá·m‿bokon.*

6. *Im‿bag·id essē·bū·l·lo di·el·gi šug·uddi giblá·gir uskur·ós ten·na kéfen·gi ur·nâi·ged wide sélle·ged wide ossi·k̇i·nai·ged kus·ós kulu̯·i boǵō·k̇i‿wēr·i·ged tag·r·ós kulu nóro·ged ḫābr·ós wide tĕrá·géd serê·gir‿tery·ós ā·kúyir·ran.*

7. *In kulu̯·i boǵo·k̇i·gi ǵŏb·e·k̇i·g‿e·ran.*

✱ **1.** Wenn man *ǵobê* sagt. **2.** Diese *ǵobê* wird für die Toten gebraucht. 951

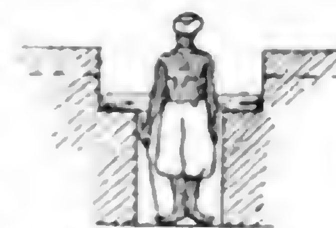
3. Nämlich: **4.** Wenn man das Grab gräbt, so gräbt man es breit bis zu Hüfttiefe aus. **5.** Von ihm [dem breiten Teil] aus schneidet man den *léhed*, d. h. macht man das Grab schmal, und nun gräbt man hinunter bis in Herz- oder Halstiefe.

6. In diesen engen Teil legt man den Toten nach der *gibla* hinab, löst sein Leichentuch am Kopf und in der Mitte und an den Füßen, bedeckt ihn [den engen Grabteil] mit ein paar flachen Steinen, verkeilt [diese] mit kleinen Steinen, schmiert [das Ganze] mit Schlammmörtel gut zu und schüttet [das Grab] zu.

7. Diese breiten Steine nennt man die *ǵobê*.

---

951 ✱ **951** Der Querschnitt des Grabes ist also so:



Wenn die Gräber zugeschüttet sind, werden sie mit bunten Kieseln belegt, eine Schüssel mit Wasser oder auch ein Räucherbecken aus Ton wird dazugestellt und das Grab wird mit Palmzweigen bedeckt, Burckh. S. 35. 264; Rüpp. S. 60. Beide über südlichere Gegenden. Ferner Beck. S. 207. Vgl. auch Hosk. S. 160 (Schaigiye). Eine Deutung für die Kiesel Burckh. S. 269. Gelegentlich (in Murwau) sah ich die Gräber von einem Zäunchen aus gitterartig gestellten Ziegeln umkränzt. **3.** Es gibt im Nubischen zwei Partikeln, die der Form nach vollkommen gleich, doch vielleicht etymologisch verschiedenen Ursprungs sind: *minē* »wie« und *minē* »denn, weil, damit, daß« (1003, 43). — Beide kommen in der Form *minē·rgi* vor (»wie?« 817; »denn« Mark. 8, 35). — *Minē* in der Bedeutung »denn« usw. wird oft durch nachfolgende Partikeln verstärkt, ... *·gad* (präsent. Tempp.) 3, 8; ... *·ged* (präter. Tempp.) 1009, 6; ... *ǵôro* 1014, 15; ... *sarkē·ged* »damit nicht« (wörtl. »aus Furcht«, öfter in Evgg. *Sarkē·ged* ohne *minē* im selben Sinne Matth. 13, 15. 29). — Von *minē* in der Bedeutung »wie?« ist besonders bemerkenswert der Gebrauch in (vgl. 165, 5) *minē·i̯‿an·kô·mn·um* (1004, 24; 1007, 4; Joh. 5, 26) oder *minē·rg‿an·kô·mn·un* (951, 3; 1008, 10; Matth. 25, 29). Nach anfänglichem Schwanken zwischen *·um* und *·un* hat Sam. dann das letztere durchgeführt. Er denkt dadurch zu betonen, daß die 2. Pers. plur. gemeint ist. (Im Laufe unserer Arbeiten hat Sam. im Plural der Verbalformen allgemein immer mehr das *·n* herausgearbeitet, im Gegensatz zum *·m* der entsprechenden Formen des Singular.) — Zum Verständnis können helfen Sätze wie 773: *wēk·kōn ar·gi minē·i̯‿an·digi issig·ir·kô·mn·um* »niemand hat uns »wie« gefragt«; oder 1003, 258: *Min·gi ā·farriǵ·sim‿an·mun·u?* »Fragst du nicht, was 951

952 * *Di·el·gi kuyr·os bu·ǵu·ran·n_âḫar·ro gir_bag·id·ti eddi·ki šug·ur_tá·ka tè·gi a·wádil·lan di·él·gi kál·^{1}u̯_an.*

* Nachdem man den Toten begraben hat und weggegangen ist, kommen manchmal die Hyänen [aus der Wüste] herab und graben das Grab auf, um den Toten zu fressen. 952

XXIV. Grüße, Wünsche u. ä.

Nr. 953—970.

953 * *Ai ék·ki an·na koi·gi nahan_nitin ā·amid·tir·rin.*

* Ich zeige dir mein Gesicht jeden Tag. 953

954 * *Gumur·kéd* [oder: *og·kéd*] *ittiwri·gi salamê·san.*

* Sie begrüßten einander mit Umarmung. 954

955 * *Bālḫèr am_bes!*

* Guten Morgen, mein Bruder. 955

956 * **1.** *En·na hâl min·dĕ?*
* **2.** *En·na hâl minē bû?*

* **1. 2.** Wie ist dein Befinden? 956

957 * **1.** *Er minē bû[·n]?* **2.** *Serē·gi dá·rin. Tir ed-do barkè·n·ged!*

* **1.** Wie geht's dir? **2.** Mir geht's gut. Gott segne dich! 957

958 * **1.** *Er serē·rĕ?* **2.** *Serē·i̯_e·rin. Tir ed·der barkê·n·ged!*

* **1.** Geht's dir gut? **2.** Mir geht's gut. Gott segne dich! 958

959 * *Er kombo·rĕ?*

* Bist du gesund? 959

960 * *Ir kudd·éb·bū·ru̯·à?*

* Seid ihr zufrieden? 960

961 * **1.** *In·n_èn mine bū·n?* **2.** *Ter gen·mun·um.*

* **1.** Wie geht's deiner Mutter? **2.** Ihr geht's nicht besser. 961

---

[951] ich angesehen habe?« So kann auch das *minē·i̯* (oder *minē·rg*)*_an·kó·mn·un* ursprünglich nur [951]
heißen: »du hast (Sie haben) nicht »wie?« gesagt«. Doch ist die Redensart stark abgeschliffen. Man kann sie meist mit »nämlich« übersetzen. **6.** Nach der *gibla*, d. h. so, daß das Gesicht nach Mekka gerichtet ist. Vgl. Lane II, S. 302. — Zu *tĕra* und *tĕryé*, vgl. 379, 13. —
953 * **953** Es gibt nebeneinander zwei Worte für »zeigen«: *amid*, Formen: *amd·ar*, *amid·* 953
954 *tir*, *amid·dēn*, und *amin*, Formen: *amn·os*, *amin·tir*, *amin·dēn*. — * **954** Wörtlich: mit 954
955 dem Halse [oder: mit der Brust]. — * **955** Nach Samuêls ausdrücklicher Angabe bedeutet 955
der Gruß »Guten Morgen«. Vgl. Carr. 1906 S. 237 hinter 6. Die Entstehung des *bāl*
956. 957 in der ar. ersten Hälfte ist mir nicht klar. — * **956** Sam. ar. *ēš ḥâl·ak?* — * **957** Das 956. 957
958 *·do* ist Übersetzung des ar. *fi* in: *Allah yibârik fik.* — * **958** Das entspricht dem fragen- 958
959 den ar. *tayyib?*, das Burckh. in Berber so auffiel, vgl. bei ihm S. 226. — * **959** Zu 959
Carr. 1906 S. 237, 7. Das ist ar. das Fragende *šedid?*, das Burckh. in Berber beobachtete.
960 Vgl. bei ihm S. 225. — * **960** Sam. in einer »harmonic« Stimmung, vgl. 79, 2. — 960

962	✱ *Arti wē·mên·in·ged.*	✱ Das wolle Gott nicht!	962
963	✱ **1.** *Ai ek·k_ā·dol·li Tir·di·géd.* ✱ **2.** *Ai ek·k_a·dol·li arti·na góro.*	✱ **1. 2.** Ich liebe dich um der Sache Gottes willen.	963
964	✱ *Ai ek·k_ā·máški·rin kal·ē_nawitte.*	✱ Ich sehne mich nach dir wie nach Speise.	964
965	✱ **1.** *Tir ek·ki hedyê·sum.* ✱ **2.** *Tir ek·ki ḫêr·ki tir·sum.*	✱ **1.** Gott hat dich geführt. ✱ **2.** Gott hat dir Heil gegeben.	965
966	✱ *Arti barkê·bu_agád!*	✱ Gott sei gepriesen.	966
967	✱ *Wo Tir simē·r_ág·il!*	✱ O Gott im Himmel!	967
968	✱ **1.** *Arti ek·ki afy·âd·ti tir·in·ged!* ✱ **2.** *Tir ek·ki salâm·gi tir·in·géd!* ✱ **3.** *Tir ek·ki úgu nossô·gi tir·in·géd!*	✱ **1.** Gott gebe dir Gesundheit! ✱ **2.** Gott gebe dir Frieden! ✱ **3.** Gott gebe dir langes Leben!	968
969	✱ *Arti ek·ki sa'dê·r·el!*	✱ Gott helfe dir!	969
970	✱ **1.** *Korrê·gi âi_nál!* ✱ **2.** *Korrê·gi âi_nal·wé!*	✱ **1.** Verlebe das Fest gesund! ✱ **2.** Verlebt das Fest gesund!	970

XXV. Verschiedenes.

Nr. 971—1002.

971	✱ *En·nai gen·um.*	✱ Es ist besser für dich.	971
972	✱ *Ṡēgir urtúnna·m.*	✱ Das Loch ist klein.	972
973	✱ *Yā_rêt ai er_kott^i_e·kô·k^i·rin!*	✱ Ach wenn ich doch wie du wäre!	973
974	✱ *Min·der undur·um?*	✱ Wohin hast du es gelegt?	974
975	✱ *In·gu ni·gu_ter·rē?*	✱ Wer sind diese?	975
976	✱ **1.** *Bar·kō·m·â? Bar·kô·sīm.* ✱ **2.** *Bar·kō·san·dĕ? Bar·kō·san.*	✱ **1.** Hast du ausgewählt? Ich habe ausgewählt. ✱ **2.** Haben sie ausgewählt? Sie haben ausgewählt.	976

---

963. 964 ✱ **963** Zu Carr. 1906 S. 238 hinter 7. — ✱ **964** *maški* »sich sehnen«, auch 803 und 1014, 26. — 963. 964
965. 968 ✱ **965** Zu Carr. 1906 S. 238 hinter 8. **2** Zu Carr. 1906 S. 238, 8. ✱ **968, 2** Zu Carr. 1906 965. 968
969 S. 238, 10. **3** Zu Carr. 1906 S. 238 hinter 9. — ✱ **969** Zu Carr. 1906 S. 237 hinter 7. — 969
970 ✱ **970** Ein gebräuchlicher Wunsch zum Fest. Wörtlich: »Sieh' das Fest lebend«. Vgl. 1015, 19. 970
Auf Biġġe habe ich für das ar. *kullê sene w_inte ṭayyib* notiert *gem* (für *ġen*)*_malle·gi iššallâ*
972 *ṭayyib·an·el.* »So Gott will, möge es dir das ganze Jahr gut gehen!« — ✱ **972** Fibel S. 10, 19; 972
974–976 21, 14. — ✱ **974** Fibel S. 6, 12; 19, 7. — ✱ **975** Fibel S. 8, 15. — ✱ **976** Fibel S. 23 B. — 974–976

977	* *Dā·bū·n·ă? Dā·bū·n.*	* Ist er da? Er ist da.	977
978	* *Dogo·r·rĕ? Dogo·r·m·á.*	* Ist er oben? Er ist oben.	978
979	* *Ekke·l·lĕ? Ekke·l·um.*	* Ist es etwas anderes? Es ist etwas anderes.	979
980	* *Gurre·san·dĕ? Gurre·san.*	* Haben sie sich gefreut? Sie haben sich gefreut.	980
981	* *Min·nai?*	* Wozu?	981
982	* *Im_min·de?*	* Was ist das?	982
983	* *Én·na gissa min·de?*	* Wie steht's mit dir?	983
984	* *Er min·ă?*	* Was fällt dir ein?	984
985	* **1.** *Am_bes·nai̯·ŏ?* * **2.** *Am_bes·ked·ŏ?* * **3.** *Am_bes·dogo·r·ŏ?*	* **1.** Bei meinem Bruder? * **2.** Durch meinen Bruder? * **3.** Mehr als mein Bruder?	985
986	* *In ḫawáǧa ni_ter·re?*	* Wer ist dieser Herr?	986
987	* **1.** *Er am_bes·ki a·i̯i̯ir·n·ă?* **2.** *Illa, ai tek·ki ā·i̯i̯ir·min·im.*	* **1.** Kennst du meinen Bruder? **2.** Nein, ich kenne ihn nicht.	987
988	* *Er ni_ter·rĕ?*	* Wer bist du?	988
989	* *Ni ted·do·rĕ?*	* Wer ist dort?	989
990	* *Ter min·de?*	* Was ist es?	990
991	* *Ter min·der haǧê·l·lĕ?*	* Wozu ist das nütze?	991
992	* **1.** *Er ai·gi ā·i̯i̯ir·n·ă?* * **2.** *Er am_báb·ki ā·i̯i̯ir·n·ă?* * **3.** *Ter ek·ki ā·i̯i̯ir·n·ă?*	* **1.** Kennst du mich? * **2.** Kennst du meinen Vater? * **3.** Kennt er dich?	992
993	* **1.** *Ai ōn er_ter_e·kô·k'·rin.* * **2.** *Ai ōn en·n_agar·ro da·kô·k'·rin.*	* **1.** Wenn ich du wäre. * **2.** Wenn ich an deiner Stelle wäre.	993
994	* *Úgres·i kurs·el·i·r id dúl_wēk·ki ā·wê·san Eskénder nišši_kō·l·g_án.*	* In alten Tagen hieß ein [gewisser] großer Mann Alexander der Gehörnte.	994
995	* *Šāûl Urūšalim·ir·tōn áskar.géd Šám·gir ǵú·bū·n·gōn Šám·na áwti·r héssi_*	* Als Saulus von Jerusalem mit Soldaten nach Damaskus ging, fielen	995

977–980 * 977. 978 Fibel S. 16; 24 Ch. — * 979 Fibel S. 16; 24 E. — * 980 Fibel S. 26 G. 977–980

983. 985 * 983 Sam. ar. »ḫábarak é?« — * 985 Wörtl. wohl: »ist es bei usw.« Denn das ·o scheint eine 983. 985
Frageform der Kopula zu sein, vgl. Matth. 17, 25; 18, 21; 23, 17. 19; Mark. 3, 4; Luk. 5, 23; 6, 9; 22, 27; Joh. 9, 2. Wien. Text. Nr. 15, 90 *hánu·ged·ŏ? wala ossi·géd* »ist es zu Esel oder zu Fuß?« — Zur Form ·o für das ·um der präter. Frage der 2. und 3. sing. siehe 670, 3 Schluß.

[995] *wēr ték·kodon bain·sin·godon nûr‿wēr dawê·n·gad ték·kōn ték·kodon dā·l·i·gōn koi‿dogo·r ôb ʿard·ir dígir·san.*

nahe bei Damaskus er und seine Begleiter, weil ein Licht erstrahlte, während eine Stimme mit ihm sprach, vornüber aufs Gesicht zur Erde. [995]

996 * 1. *In ên mir·um. Mir‿an·ê·gōn indo ā·uski·mẹn·il‿an·ê‿teran.*

2. *Oww·itti·gōn: Kôlē·n‿dogo·r āg·il hawwâl·gi ā·uwe·tir·in »Essi·g‿mir·os, wō tôd!« In·do mir‿an·ê gobr‿an·ê‿teran.*

3. *Tosk·itti: Urti‿wêr zôl·gi wakke·bū·tir·ki·n ā·wê·ran: Mir·bū·n‿ân. Elekken ahan gahwa·gi ā·bôg·rin·gōn urū‿nal·sim sukkar dā·mên·in·gi. In érg·ir dâ·rin·gon sitti ar·gi mir·bū·l·gi inǵ‿ed‿ta‿dēkk·ir·sum.*

4. *Mir·m‿an·ê·gi êr·m‿an‿wê·r·ar ter‿ter·mun·um. Minē mir·ar·kon wide ēr·kanē·gôn·gi min ā·ǵamme·gr·in?*

* 1. Diese Frau ist *mir*. Hier bedeutet *mir*: eine, die nicht gebiert. 996

2. Und zweitens: Der Leiter der Sâgye (wörtl. der über der Sâgye sitzt) ruft dem Hawwâl zu: »Halte das Wasser zurück [*mir*], Junge!« Hier bedeutet *mir*: zurückhalten, abwehren [*gobir*].

3. Drittens: Wenn einem etwas ausgeht, so sagt man: Es ist *mir*. Als ich z. B. eben jetzt Kaffee eingoß, sah ich, daß kein Zucker da war. Als ich bei diesem Gedanken war, brachte die Frau uns das Fehlende [*mir*].

4. Zu sagen *mir* bedeute neu, trifft nicht die Sache. Denn was bringt [diese genannten Bedeutungen von] *mir* und [den Begriff] Neuheit zusammen?

997 * *Ās·eddi·gi âdel·gir‿âs·ki·ran a·mir·mun·um. Or·i·gōn wē·r·ê‿wēk·ki tin·n‿ág·l·ī·r·tōn ōs·os·ki·ran kid·ir ā·mir·id·di·mn·an* [später ersetzt durch: *ā·wi·de·gir·min·an*].

* Wenn man das Maß richtig mißt, so fehlt nichts. Auch die Könige, wenn sie ein Wort aus ihrem Munde lassen, lassen [bei der Ausführung] niemals daran fehlen [später: machen es niemals rückgängig]. 997

---

996 * 996 *Mir* »unfruchtbar« ist Adjektiv. 2 Der Satz heißt wörtlich: »hier ist *mir* sagen [soviel wie] *gobir* sagen«. So wird das *an·ē* bei Sam. oft gebraucht, wo wir »Bedeutung« sagen. 816 *wē·r·ê issim·bū·l‿an·ê·gi ā·fehmê·mn·im* ich verstehe die Bedeutung des Wortes *issim·bū·l* (Gesandter) nicht; 34, 2 *in wē·r·ē »sérē·m sérē·m, wō tir«‿an·ê‿teran* dies Wort bedeutet »du bist gut, du bist gut, o Gott«; 996, 4 *mir·m‿an·ê·gi êr·m‿an wê·r·ar ter‿ter·mun·um* die Behauptung (*wê·r·ar*), der Ausdruck »es ist *mir*« sei [soviel wie] der Ausdruck »es ist neu«, die trifft die Sache nicht, d. h. die Behauptung, die Bedeutung von *mir* sei usw.; vgl. 165, 5. 4 Richtet sich gegen Rein. Wb. 116. *Mir* »neu« wird also ein FM.-Wort sein für das K. *êr*. So bei Almk. Wb. — 996

998 * *An·na ḥánu in ǵen agúde·gi méw·an·súm. Amma an·na èn mēw·an·kó·mn·un.*

* Meine Eselin ist nur dies Jahr trächtig gewesen. Aber meine Frau ist nicht schwanger gewesen. 998

999 * *Argadè a·sékki·n, zōl·gōn gir‿bag·íd·ti ā·sékki·n. Es‿tôd·dĕ·ki nī·os·ki·n sekke·r·ár ā·dáb·os·in.*

* Das Zahnrad der Sâgye »stuckert« [*sekki*]. Auch der Mensch hat manchmal den Schlucken [*sekki*]. Wenn er etwas Wasser trinkt, verschwindet der Schlucken. 999

1000 * **1.** *Oi ǵondō·m·á.* **2.** *Ǵowwi·na gabad·tón dessé·i‿e·ki·n ǵondó·m.* **3.** *Wide mo·lūḫiye·gōn ǵóndō·m wide sutti·gón ǵon·dō·m ǵiddi·gōn ǵondó·m.*

* **1.** Bâmye ist schleimig [*ǵondo*]. **2.** Und Baumrinde, wenn sie frisch ist, ist schleimig. **3.** Und Moluḫiye ist schleimig, und Rotz ist schleimig, und Speichel ist schleimig. 1000

1001 * **1.** *Kós·ar:* **2.** *In wē·r·è kôs·ar kalisse agúde·gi ā·wé·mn·an, amma háǵa kôs·il mállē·gi kôs·bu·n‿án ā·wé·ran; métel·lo merisa ā·kôs·in, búza ā·kôs·in, íkki ā·kôs·in.*

* **1.** *Kôs*: **2.** Dies Wort *kôs* braucht man nicht allein vom Teig, sondern zu allem Gärenden sagt man: es ist *kôs*; z. B. *merisa*-Bier gärt [*kôs*], und *búza*-Bier gärt [*kôs*], Milch gärt [*kôs*]. 1001

1002 * **1.** *Kúšš·ar·kōn kalissē·na déssen wála ʿádel·kir kôs·ar‿teran. Widé zôl·gi wár·ri·r·tōn ā·ǵóm·in.* **2.** *Eske‿wê·gōn·gén·du ḥanu dī·bū·l‿wēk·ki yā zôl dī·bū·l‿wēk·ki ā·kúšši·n‿án irimma·géd.*

* **1.** Und *kušši* ist das sehr starke, d. h. gute Gären des Teigs. Und es schlägt dem Menschen schon von weitem [entgegen]. **2.** Wir können auch von einem toten Esel oder einem toten Menschen sagen: er stinkt [*kušši*. Im Nub. steht noch dabei »vor Gestank« *irimma·géd*]. 1002

---

998 * **998** Dieser wunderliche Satz sollte nur festlegen, daß *méw* von Menschen sowohl 998
999 wie Tieren gebraucht wird. — * **999** Zu *argadé ā·sekki·n* vgl. 378. *Sekki* ist das 999
familiäre deutsche »stuckern«. *Sekki·ran* »sie schluchzen« auch 941. Die Form *sekke·r·ar* ist hier wohl ein Versehen. Es muß *sekk·ar* heißen. Denn Sam. unterschied einmal ausdrücklich *sekki, sekk·ar* »schluchzen«, und *sekke, sekke·r·ar* »rutschen« (vgl. 640, 1 *sekke·tir* »Platz machen«). Aber auch Almk. Wb. hat K. *sekkē* neben D. *sekki* »schluchzen«, und Sam. bietet Matth. 2, 18 noch einmal die Form *sekke·r·ar*. *Sekki* und *sekke* nebeneinander in einem Satze in Sam. Sâgye *ter‿ōn argadé sekki·ki·n diw·gi ya owwol·gir ā·sekke·kiddi·ran ya agâb·kir, argadé dúl·na nel·i·gōn wide argadé kinna·na nel·i·gōn·gi ittiwri·gi salamē·w‿an sekk·ar‿kiǥǥi·r* »wenn das Zahnrad stuckert, so rückt man den *diw* (377 A, 6) vor oder zurück, damit die Zähne des großen und des kleinen Zahnrades in-
1000 einandergreifen, ohne zu stuckern«. * **1000** Vgl. 438 A. — *Sutti* s. 892, 893. — 1000

XXVI. Die Reise von Aswân nach Berlin.

Nr. 1003.

1003 * **1.** *Suụan_Dib·ir·tōn Berlin·do ǵú·n_bokon·na safariye_teran.*

2. *Šahar idụ·itti·r arᵉ_owwi·ged ai·gōn an·na buru·gōn darub šarti·n·di·gi Suụan_Dib·ir·tōn egr·ed_nog·sun Ugsúr·kir.*

3. *Ter owwi·n_barre·r·gōn urti digri_wēk·ki nal·sun.* **4.** *Minē bābûr ar·gi toll·ed_ā·ir·el mahatta_nútin·der tèb·ar_wēk·ki kô·sum.* **5.** *Zôl·ī ted·der dā·bū·l·i·gi ā·šug·udd·ir·sum wide tā·bū·l·i·gi ā·inǵ·ir·sum·* **6.** *Ten·na in aw·id·ted eyye·ka ā·sūd·an·sum tū kal·ged sūd·an·ka ā·eyye·n_nawre.*

7. *Mahatta wēr_nútin·der·gōn dá·san kal·gōn gaskatti·gōn betti·gōn ʿineb·kōn tin·gōn tibiš·kōn battiẖ·kōn billê·gōn essi·gōn wide haǵa·ki ekke·l·i digri·ki_wēr·i·gōn in wè·sin·ī·m_mās·ir.*

8. *In·gu malle·gi kag·el·ī affi·ki·r·tōn ogǵ·i·r·tōn wide e·ki·r·tōn_e·san, ǵān·os·è·n_ǵôro.* **9.** *Wēr_nútin ter kâg·sin·na háǵa·gi ten·na hissi barik·kéd wala nôro·ged ā·iwe·sum ǵān·wᵉ_án.* **10.** *Tin·na ter uwe·r·ar·ked ešei·gi ā·ôb·ir·san tin·nâ hissi·ki kuǵ_šug·ur·bū·l·ī·ged.* **11.** *Alē·ged Bâbel_wēr tèb·sum. Mine*

* **1.** Das ist die Reise von Aswân bis Berlin. 1003

2. Im 8. Monat am 22. bestiegen ich und meine Tochter die Eisenbahn von Aswân und fuhren nach Luksor.

3. Zwischen diesen beiden haben wir vieles gesehen. **4.** Denn der Zug, der uns trug, hatte auf jeder Station Aufenthalt. **5.** Er setzte die Leute, die in ihm waren, ab und nahm die kommenden [mit sich] fort. **6.** Durch dies sein Tun füllte und leerte er sich, wie der Leib sich mit Brot füllt und leert.

7. Und auf jeder Station waren Brot, Eier, Datteln, Weintrauben, Feigen, Gurken, Wassermelonen, Zwiebeln, Wasser und viele andere Dinge außer den von mir genannten.

8. Die all dies trugen, waren Kinder, Männer und Frauen, des Verkaufs wegen. **9.** Jeder rief das, was er trug, mit seiner rauhen oder feinen Stimme zum Kaufe aus. **10.** Durch dies ihr Rufen stellten sie das Land auf den Kopf mit ihren sich hebenden und senkenden Stimmen. **11.** Wahr-

---

1003 * 1003, 7 Es ist wohl *in·gu wē·sin·i* usw. zu lesen. 9 In Samuels Manuskript steht *barig·ted.* Beim Lesen sprach er deutlich *barik·ked.* 10 Zum Ausdruck vgl. 809 und 944. 11 *Laǵâǵ* »Lärm« findet sich noch z. B. Matth. 26, 5. Das Verbum ist *laǵaǵē* 808; 785; in den Evangg. z. B. Matth. 12, 19; 19, 13; 20, 31. Davon das Nom. verb. *laǵāǵ·âd* 1003, 165. Daß *laǵāǵē* ein ar. Fremdwort ist, geht aus der Bildung hervor. Aber welches ar. Wort zugrunde liegt, 1003

[1003] *wēr ā·wê·sin·gi oww·itti ā·giǵir·kó·mn·um lagáǵ·na digri·kanē·ged.*

12. *Tir agude ter aw·d·ir da·bu·kó·mn·an. Safirē·bū·l·ī tin͜dogo·r kös·am·bú·san ittiwri·ki·gi ǵagin·dan·gōn wide tin·n͜i·kī·r·tōn dā·bú·l·gi kogir·ran·gon.* **13.** *In malle·gon ā·aw·takki·n babúr di·gri·gi ā·tēb·mēn·in·gad·* **14.** *Eddi͜fála ter ā·birg·in·gi ed·ed ā·welêse·n, mail·gōn org·id·tōn wide essi·n͜erid·ted di·n·gon ā·welêse·n.*

15. *In ăgûde͜ter·mun·um·* **16.** *Ba·búr·ro kutte͜têb·il warri·r·tōn a·nal·in wēr·i·gi tin·na ḫurǵ·i·gi wala busg·i·gi tin·na ketf·ī·n͜dogo·r kuǵ·r·ed͜bōd·bū·ran nĕw·nèwĕ·ki·ran·gon babur·ki ta͜dúr·ʳu͜an tir·gi nog·mèn·in·gōn.* **17.** *Tin·na ter bôd·ti·r dā-bú·ran·gōn tâ·ka kuǵ·ar·ki ā·weris·ran, amma darub kob·bu·n, owwol·lo wē·sin·i·ged, a·ǵān·os·il·i·gōn wide babur·ro·ton ā·ǵân·il·i·ged·* **18.** *Ted·do giyáma ā·têb·in, wide did·ti·gōn we·kása·gōn ǵagn·ar·kon wide ǵom·ar·kon wēr͜wêk·ki ā·wakke·mn·an·*

19. *Gir͜bag·id·ton ma'âs·ki ittiwri·go·don͜ār·ed͜âg·ran·gōn babúr tir·gi ā·*

haftig, es war da ein Bâbel. Denn, was einer sagte, verstand der andere nicht vor der Größe des Lärms. [1003]

12. Nicht sie allein taten so. Die Reisenden waren noch schlimmer als sie, indem sie einander stießen und sich aus den Händen rissen, was sie hatten. **13.** Und alles dies geschieht, während der Zug nicht viel Aufenthalt hat. **14.** Der Gewandteste nimmt was er will und sitzt ruhig da, aber der Schwache sitzt und stirbt vor Hunger und Durst.

15. Das allein ist es nicht. **16.** Wenn du im Zuge stehst, siehst du von weitem einige, wie sie ihre Eseltaschen oder Ledersäcke auf ihre Schultern geworfen haben und keuchend gelaufen kommen, um den Zug zu erreichen, bevor er ihnen davonfährt. **17.** So im Lauf kommen sie und wollen aufsteigen, aber der Weg ist versperrt durch die anfangs Erwähnten, die Verkäufer und die, die vom Zuge aus kaufen. **18.** Da entsteht ein Tumult, und Schelten und Schimpfen, Stoßen und Schlagen folgen einander ununterbrochen.

19. Und manchmal fährt ihnen, während sie miteinander raufen, der

[1003] ist nicht klar. Einen ar. Stamm *لغج kenne ich nicht, لغا paßt nicht in der Form und auch nicht recht in der Bedeutung. Bei لغط »Lärm machen« paßt das ط schlecht zu *ǵ*. **12** Ich bin nicht sicher, ob *sāfirē* oder *saffirē* zu lesen ist. Beides wäre an sich möglich, aber das erste ist wahrscheinlicher, besonders, wenn man sieht, daß 706, 1 und 1003, 76 das Wort *safrē* lautet. — ***kös*** »schlecht, schlimm« findet sich 870; 1003, 12; 1006, 10; 1011, 15; Joh. 5, 14. Es ist ein Adjektiv, wie die Verbindung mit der Kopula zeigt. — ***kogir*** ar. *ḫaṭaf* Sam. **16** Man erwartet *bōd·bū·ran·gi*. **18** *Giyâma* bedeutet Auferstehung. Es wird wohl *giyâm* zu lesen sein wie 1003, 159. Siehe die dortige Bemerkung. **19** So beim Lesen. Mskr. *urumme-* [1003]

[1003] *nog·ir·in wala·gōn wer·i babūr‿togo·r ā·gergiǵ·tô·ran di·ar urúmme·gi* [oder: *ǵúgri·gi*] *di·ru̯‿an.*

20. *In malle·gōn ā·aw·takki·n tin·na sábur·na dā·mèn·ar·ked wide erig·na dā·mèn·ar·ked.* **21.** *Alē·m·a, ìn·nà ešei̯·i·na zōl·i urti·ki·m, ā·bain·ki·ran·gōn!* **22.** *Ittiwrī·ki·gi sān'è·san‿dogo·r wala ittiwri·ki·gi dullo·r türüng·ē·r dūr·san‿dogo·r teb·os·ka ag·l·i·gi gawār súd‿nawitte kus·os ā·úsuran man fegir·i maris·bū·l·i·n‿dogo·r.* **23.** *Wide ni wala ir·gi tin·na man till·atti tin·na man koi̯·i·r 'ābes·ked urumm·an·bū·l·i·r ǵabi·n‿essi‿nawitte ten‿dogo·r šug·ur·bù·l·gi amu·ir·kô·n?* **24.** *Amma tir·i issig·bù·ran·à? Bābūr·na dùr·ar·kōn wide ten·na tū·r tēg·os‿welèse·r·ar·kôn·gi weris·bù·ran di·ar·ked wala ai̯·ar·ked.*

Zug weg, oder es rollen gar einige unter den Zug und sterben einen bösen Tod. [1003]

20. Und dies alles geschieht, weil sie keine Geduld und keine Vernunft haben. **21.** Es ist wahr, die Leute unseres Landes sind Tiere, obgleich sie sprechen. **22.** Anstatt einander zu helfen oder einander in dem Schweren [und] in der Eile beizustehen, stehen sie da, sperren die Mäuler wie zerschlagene Töpfe auf und lachen über jene Armen, die sich abmühen. **23.** Und wer zeigte euch jenen ihren Schweiß, der in ihren von Staub geschwärzten Gesichtern wie eine Feldrinne über ihn [den Staub] herabläuft? **24.** Aber fragen sie danach? Den Zug erreichen und in ihm ruhig sitzen wollen sie, auf Tod oder Leben.

25. *Wōn ē·ki·g‿an·mun·um? Tin·na haláł·i·ged kuff·ed wide ted·de'·tōn kokkⁱʷ‿ēk·ki toll·ed tin·na agáb·ked, kub geyye·bu·l‿nawre ókki·bū·ran, bi·dùr·ki·ran wala dūr·mèn·ki·ran issig·bù·mu·an.* **26.** *Amma tid·der ā‿ǵugri‿ko·n·i dà·ran.* **27.** *In·gu‿galig tin·na kadē·ki·gi sokke ág·il·lo akk·ed a·bōd·(dūr·)ran bā·būr·ki dūr·'u̯‿an.* **28.** *Gir‿bag·id·ti ogǵ·i·gi ā·nog·ran wide ǵogn·os·ir·ka ā·war·bel·tô·ran.*

25. Und die Frauen? In ihre Umschlagetücher gehüllt und einen Zipfel desselben hinter sich herschleppend, ziehen sie wie ein segelndes Schiff einher; ob sie [den Zug] erreichen oder nicht, danach fragen sie nicht. **26.** Aber es gibt auch Heißblütige unter ihnen. **27.** Solche heben ihre Kleider auf, beißen sie mit dem Munde und laufen, um den Zug zu erreichen. **28.** Manchmal überholen sie die Männer und springen, indem sie sie wegstoßen, hinein.

[1003] *geddirwan*, also wohl *urumme·ged di·ru̯‿an.* **22** *Gawār* vgl. 515. **25** Sam. deutete: »Seht, wie wunderlich sich die Frauen geberden.« Wörtlich: »Und die Frauen nennst du nicht?« Eine ähnliche Frage zur Weiterführung der Erzählung findet sich auch 1003, 258 *min·gi ā·farriǵ·sim‿an·mun·ū* »du fragst nicht, was ich betrachtet habe?«. Weiterführende Fragen sind ein von man- [1003]

[1003] **29.** *In aw·d·ir dā·bù·run·gōn Ugsur·ki tā‿dūr-sun.* **30.** *Ted·do mahatta·r an·na urd·i·gi uskur·os burū·n·di·ki·gi inǵ·ed ai·gōn tek·kōn ten·na medrese·g‿abiddi‿nog·sun.* **31.** *Ted·do medrese·na dùl·gi el·ed, šôb dûl‿wēk·ki tek·kodon welês·ed, buru·gi tir·os wide ter bi-haǵē·n·gōn·gi,* [**32.**] *wide bidâ·sim mahatta·r an·na safar·k‿abiddi.*

33. *Ugsur·ro·tōn Medine·r ǵù·m‿bo·kon bābùr ugu mallē·gi talle·bù·sum.* **34.** *Ter ugu·gōn šahar·n‿agâb‿ter‿e·sin·ged urti‿wèk·kōn nal·takki·kô·mn·um duluma·ged.* **35.** *Wide·gōn bābùr ma·hatta dūl·i·g‿an·mèn·ki·n ā·tēb·kô·mn·um, ted·der dā·bū·l·i·gi šug·uddi·n·na ǵirâdil·lo wide talle·bū·l·i·gōn inǵi·n·na ǵoro.* **36.** *Amma gir‿bag·id·ti ǵān·os·ė·n‿id·i‿wēr·i ǵù·ka ā·tâ·san.*

37. *Feǵir·ki sā'a kolod·itti·r Medine·na mahatta dùl·gi dùr·sun.* **38.** *Ted·do bābùr·ro dā·bù·u·el·i malle bel·os·san. Wēr‿nùtin ten·n‿ur·ked ter ā·wers·in·n‿agar·kir guy^wi‿nog·sum ten·na urd·i·gi sokke‿inǵ·ed.* **39.** *Ter ōn digrī·i‿e·ki·n·gon ā·inǵi·l‿wēk·ki ā·kerê·n, tek·ki ter ā·birg·in·n‿agar·kir dūr·kidd‿án.* **40.** *Ai·gōn ikke aw·sim. An·na urd·i·r·tōn kokk^i‿^wēk·ki i·r solli·gr·ed kokk^i‿^wēk·*

29. Dabei kamen wir nach Luksor. [1003] **30.** Dort legten wir mein Gepäck in dem Bahnhof nieder, nahmen das des Mädchens, und ich und sie gingen nach ihrer Schule. **31.** Dort fanden wir die Schulvorsteherin, hielten uns längere Zeit bei ihr auf, übergaben ihr das Mädchen und was sie brauchte, [**32.**] und ich kehrte in den Bahnhof zu meiner Reise zurück.

33. Von Luksor bis Kairo fuhr der Zug die ganze Nacht. **34.** Und in jener Nacht konnte man, da es Ende des [Mond]monats war, nichts sehen vor Dunkelheit. **35.** Und [diesmal] hielt der Zug nur auf den großen Stationen, die [Reisenden, die] in ihm waren, abzusetzen und die [neu Zu-] Kommenden aufzunehmen. **36.** Aber manchmal kamen auch einige Händler.

37. Am Morgen um 7 Uhr erreichten wir den großen Bahnhof von Kairo. **38.** Dort stiegen alle, die im Zuge gewesen waren, aus. Ein jeder wendete seinen Kopf dem Orte zu, wohin er wollte und ging weg, sein Gepäck tragend. **39.** Und wenn es viel ist, mietet er einen Träger, der es nach dem Orte, wohin er [es haben] will, befördert. **40.** Auch

[1003] chem nub. Erzähler bis zum Überdruß gebrauchtes Kunstmittel. — Zu *an* vgl. 165, 5. — *Ḫalâl* vgl. 209 A. [1003] **27** Das *dur·ʳu‿án* ist nachträglich zugefügt, und dabei ist vergessen, das erste *dūr* zu streichen. **36** Das *·é*, seltener *·ē*, ist eine außerordentlich häufige Endung zur Bildung von Nom. von Verben. Ich nenne als Beispiele: *an·é* »das Sagen« (meist etwa: Bedeutung); *asl·é* »Röstweizen«; *'awal·'awal·é* »Windung«; *mas·il‿bāǵ·é* »Sonnenaufgang«; *bokki·bokk·é* »sich verstecken«; *bow·w-é* »das Schwimmen«; *dol·é* »Liebe«; *kal·é* »das Essen«; *karsig·é* »Streit«; *kōd·é* »das Schaben«; *kūr·é* »das Lernen«; *odd·ē* »das Schmerzempfinden«; *wē·r·ē*

[1003] *kōn ā·inǵi·l·gi sokk·os·sir ten·n_agdb·ki ár·sim ka kerê·n·di·gi dūr·run_bokon.*

ich machte es so. Von meinem Gepäck nahm ich einen Teil in die Hand, einen Teil gab ich dem Träger und folgte ihm, bis wir zum Gasthaus kamen. [1003]

41. *Amma ter owwi·m_barrē·r talle·r·ar·ki mā·bū·sun zōl·ī·n_digri·kanē·ged, 'arabiye·ḱi·na digri·kanē·ged, wide ḥanu·i·gi egr·ed_ā·l·ī·ged, wide ossi·ged dā·l·ī·ged, tramwē·ḱi·ged wide·gōn haǵa·ḱi·gi ā·ǵān·os·il·i·ged.* **42.** *In·gu malle gór_nawitte guy^{i}_dāǵi·san tin·gir malti·gir ungô·gir wide kalum·gir, wêr oww·itti·gi issig·mên·in·gōn.* **43.** *'Aǵeb_wer ai·gi ár·sum man zol·i·gon urti·ḱi·gōn·na guyy·ar·ked minē tin·nâ man digri·kanê mallē·r urti ùs_wēr ā·dūr·ir·mên·in·gi, ǵagin·ka digr·ar·kon, wala ittiwri·gi abiddi·ka luff·âd·tōn, wala·gōn kaddi·ka bê·r·ar·ki.* **44.** *Ezennu deffa šārti·n·di kogor_wēr wēr_nûtin·gi ten·na darub_tū·r undur_talle·kidd·ed_âg·sum.*

41. Aber zwischen diesen beiden konnten wir nicht gehen vor der Menge der Menschen, der Menge der Wagen und den Eselreitern und Fußgängern, den Straßenbahnen und den Leuten, die Waren verkaufen. **42.** Alle diese wogten wie Ameisen hin und her nach Westen, nach Osten, nach Süden und nach Norden, ohne daß einer nach dem andern fragte. **43.** Staunen ergriff mich über dies Wogen von Menschen und Vieh, daß bei all ihrer Menge ihnen nichts Böses zustieß, daß etwa einer durch einen Stoß fiele, oder sie gegeneinander rennten und sich umwürfen, oder sich gar beim Aufeinanderprallen töteten. **44.** Gleichsam ein starkes eisernes Steuer hielt jeden auf seinem Wege und leitete ihn.

45. *Medine·na ašir-kanê-gōn ted·der dâ·bū·l·gōn wide ten·na dūl·kanē·gōn·der wēk·kón·gi ā·bâǵ·min·im. Minē in malle·gi wēr_nûtin iūr·bū·n affi·kanê·r·tōn.*

45. Von der Schönheit Kairos und dem, was in ihm ist, und von seiner Größe schreibe ich nichts, denn das alles kennt jeder von Kindheit an.

46. *Ai an·na kid·ir ā·birig·sin·gi kikk·ed·sin·n_agdb·ir mahatta·r wide_tạ·rgi an·na warag·ki mer·ed Eskenderiye·gir tūr_tô·sim.* **47.** *Eskenderiye·gōn dūr·ed an·n_urd·ī·gi 'arabiye_wēr·ro undur·os·ir ai·gōn egr·ed essi umbud·na mišra·gir tūr_tô·sun.*

46. Nachdem ich besorgt hatte, was ich wollte, kehrte ich wieder zum Bahnhofe zurück, löste meine Fahrkarte und eilte nach Alexandrien. **47.** Nach Alexandrien gekommen, tat ich mein Gepäck in einen Wagen, stieg auf, und wir eilten zum Hafen.

[1003] »das Reden, Wort« u. a. m. **43** Das *·ki* ist streng genommen wohl falsch, aber bei der Länge des Satzes ist es leicht verständlich, daß der Objektsbegriff neu herausgeholt wird. [1003]

[1003] **48.** *Koi̯·dl·gi hākim·nai·ged nog·sim wide bäsäbórti·gi ā_tir·il·nai·ged, ted·do·tón·gon kub·kir.* **49.** *Ikke talle·bù·run·gōn gêle·n_tód_wēr ar·gi gobr·ed·ir·sum.* **50.** »*Er min·ă, ah̯ŭi̯? Er ma ar·gi ā·mir·in?*« **51.** »*Efendina wáb·bū·n, kinn^{a}_ ^{w}ēk·ki ted·do tēb·wé nog·os·in_bokon.* **52.** *Téb·os·sun àn·nà or nog·in_bokon.* **53.** *Šób dúl_wēr·n_agáb·ir súg·sum ʿar·báǵi misra·g_abiddi kub ai bi·tó·rin·n_agar·kir.*

48. Zuerst fuhr ich beim Arzt vorbei und bei dem, der den Pass[ierschein] gibt, und von dort zum Schiff. **49.** Während wir so fuhren, hielt uns ein Polizist zurück. **50.** »Was fällt dir ein, mein Bruder? Warum hältst du uns auf?« **51.** »Efendina fährt vorbei. Bleibt dort ein wenig halten, bis er vorbei ist.« **52.** Wir blieben halten, bis unser König vorbei war. **53.** Nach längerer Zeit fuhr der Kutscher vorwärts zum Hafen, nach dem Platze des Schiffes, in das ich steigen mußte. [1003]

54. *Kub·ki elgón dūr·mén·dun·gōn uru_nal·sīm kub·lī sūg_téb·ran·gi betti ǵuddo_wēr_nawre gelaʿ_ko·n·ī·ged wide ig·di·K̄i·n·di·ged.* **55.** *Malle·K̄i·gōn essi dossi ǵakúd_galig·di·r téb·ran.* **56.** *Man kub·lī dúl·i·na barrè·r·gōn nōro·rī iddi·kiu̯i̯·K̄i_wēr·ī in·do man·do·gir wáw_dāǵi·san zōl·i·ged eyy·os wala·gōn hāǵa·K̄i ekke·l·i_wēr·i·ged.* **57.** *Kub·li dúl·ī·gōn, tid·de^{t}·tōn wēr·i úlud·ti ā·sūd·tir·san wēr·i·r·tōn·gōn ber·i·gi goi·ti·n_ǵiràdil·lo wala dēw_kā·K̄ī·n_ǵóro.* **58.** *Wēr·i·gōn ā·terri·ran abug aro·ged wide iw·ged, betti·ged wide haryē·mén·ki·rin kid·ton balai·gón·ged.* **59.** *Alē·ged man guyy·ar uk_kott^{i}_ ^{w}ēr zól ā_šoro_kó·l·gi bi·dōš·kir·sum.*

54. Schon bevor wir zum Schiffe kamen, sah ich die Schiffe dicht beieinander stehen wie dicht[stehend]e Dattelpalmen, Segler und Dampfer. **55.** Und alle lagen in dem Wasser, das grün wie etwa das von Gemüse war. **56.** Und zwischen diesen großen Schiffen fuhren zahllose kleine hierhin und dorthin, voll von Menschen oder anderen Dingen. **57.** Und die großen Schiffe, von denen lud man aus einigen Kohle aus und aus anderen Holz zu Bauten oder für die Küchen. **58.** Und andere waren beladen mit weißer Wolle und Korn, mit Datteln und, wenn ich nicht irre, auch mit Knochen und Lumpen. **59.** Wahrhaftig, dieses große Durcheinander würde einen Mann von schwachem Gemüt närrisch machen.

[1003] **49** *Gēle·n_tód* vgl. 587. **51** *Efendina* die übliche Bezeichnung des Chediwen. **54** Die Form *īg·di·K̄ī·n·di* wurde von Sam. sowohl wie seinem Sohne durchaus verteidigt. Etwa *īg·di·K̄ī·ged* zu sagen, sei hier ganz und gar nicht angebracht. Dabei steht doch 1000, 122: *gelaʿ·di·K̄ī·gōn wide īg·di·K̄ī·gōn.* Vgl. 1003, 55. 207. **55** Die Form *galig·di* ist etwas auffällig. Warum nicht *galg·ir?* **57** Für *wēr·i* wäre vielleicht besser *wēr·i·r·tōn* wie im folgenden zu lesen. **61** *Mer* [1003]

[1003] **60.** *Ȧn·nȧ kub·ir man urṷ·ar·n_agȧb·ir tā_tȯ·r·os·sim.* **61.** *Ted·do·kȯl·lo kub·na ǵelli·n_id·i·r·ton_wēr warag mer·ed_ā·sin·gi ār·ed ai·gi kiyye_tȯ·sum ȧre·gir, bi·turub·rin·n_agar·ki amin·dēn·di·i̯_an.* **62.** *Ted·do an·n_agar·ki ii̯r·ed wide an·n_urd·i·gi ted·do·kōl·l_uskur·os·ir bel_tȧ·rgi kub·na butȗsa·n_dogo·r·tōn ešei·gi uru·rin·gōn kutte_tėb·sim, bābȗr »ya barrȧni«_·i̯_ȧn_wig·in_bokon.* **63.** *Ter·ī·na sa'a·r zôl·ī tâ·rgi ā·wad'ė·r·el·ī·gōn wide ā·geddimē·r·el·i·gōn ittiwri·gi dog·os_salam·os_bol·os·san kub·ir·tōn.*

60. Nach diesem Anschauen stieg ich in unser Schiff. **61.** Auf diesem selbst nahm einer von den Schiffsbeamten den Fahrschein, den ich mir gelöst hatte, ab, und führte mich hinein, um mir den Ort, wo ich schlafen sollte, zu zeigen. **62.** Nachdem ich dort meinen Platz erfahren und mein Gepäck an ihm niedergelegt hatte, kam ich [wieder] herauf, und stand und sah mir vom Deck des Schiffes aus die Gegend an, bis der Dampfer zum Einsteigen pfiff. **63.** Da kamen die Leute, die Abschied nahmen und die anderen das Geleit gaben, grüßten einander unter Küssen und stiegen aus dem Schiff. [1003]

64. *Bābȗr wig·id kemâl·di·gi wig·os ten·na iri·ki tir·ged dig·bū·sin·ged kus_eb_biddȧ·ir·os·san. Ter·i·godon reïis dȗl wide wė·sum: »Nōro·gid·ted owwol·gir talle«.*

64. Der Dampfer pfiff seinen letzten Pfiff, man löste die Taue, mit denen er angebunden gewesen war und zog sie ein. Zugleich damit sagte dann der Kapitän: »Geh langsam voran!«

65. *Ȧn·nȧ kub·n_owwol·ged kub owwi mišra·r·tōn bel·ligi wėk·kōn Burti_Sa'id·tir talle_tȯ·sum, oww·itti·gōn, haryē·mėn·ki·rin, Tȗnis·kir.*

65. Vor unserem Schiff fuhren zwei Schiffe aus dem Hafen, eins ging nach Port Sa'id, das zweite, wenn ich nicht irre, nach Tûnis.

66. *Amma ȧn·nȧ bābȗr sewa·gir essi dȗl·gi wakk·ir·ed Brindisi·g_abiddi_talle_tȯ·sum.* **67.** *Ešei kudde_tėb·sun turg·ir·tōn, wide essi koi·yȧlli_nawitte mēr_tėb·sum.* **68.** *Mas·il·gōn deheb·na fitti_nawre surriǵ_šug·ur·bū·sum ten·na alė·n_kȧ·g_abiddi.*

66. Aber unser Dampfer fuhr gleichmäßig das Meer durchschneidend auf Brindisi los. **67.** Das Wetter war ruhig, ohne Wind, und das Wasser lag glatt wie ein Spiegel. **68.** Und die Sonne glitt wie ein goldener Brotfladen hinab zur Rüste.

[1003] vom Lösen des Fahrscheins, s. 713. **62** Wörtlich bis der Dampfer pfiff: »*yā barrâni*«, d. i. ar.: »der du draußen bist! [erg. steig ein!]«. — Amery S. 98 *baṭûsa* deck. **64** Statt des *·ged* von *dig·bū·sin·ged* würde man eher *·gi* erwarten. **68** *Kal_fitti* s. zu 83, 7. — »Zur Rüste«, wörtlich: zu ihrem wirklichen Hause. Ähnlich ist Luk. 2, 29 die Umschreibung für das Grab: *alē·n_gū.* Im Arabischen braucht man so: *bêt ed·dâïm.* **70** Die Klammer ist von Sam. im Mskr. [1003]

[1003] **69.** *In·gu malle·ki·gi uru·ka 'aǵǵibê·run·gōn têb·run·gōn ǵéres kal·ē·n·di ǵom·sum.* **70.** *Ter·ī·godon àn·nà ogiǵ dā·l·gōn èn dā·l·gōn wide affī dā·l·gōn wēr‿wēr·n‿agâb·ir 'askar·i‿nawre tò·rgi ter bi·kal·in·n‿agar·ro têg·os·sum ag·il·gi kus·ed‿eyye·gir·ri‿an ten·n‿owwol·lo bū·l·lo·tōn (wide tek·ki bi·teb'ê·l·ged·gōn).* **71.** *Koi̯·dl·gi šurba še'riye·n·dⁱ‿e·sum. Ten·n‿agâb·ir·gōn kusu des·ked ǵâbe·bū·l‿e·sum, wide tek·kodon kēbe nōro‿wek·kōn bedinǵan urumme‿wēk·kōn dā·san.* **72.** *In·gū·n‿agâb·ir darbâd·na kusu·gōn wide batâtīs des·ir sowwi·bū·l‿wek·kōn tek·kodon dà·sum.* **73.** *Wīde·gir·gōn ingiri tà·sum. Tek·kōn širêk·ir·tōn wide ingiri teliǵ āb·bū·l·gōn‿e·sum, umbud‿tūbê‿nawre āb·bû·sum.* **74.** *Ter kal·ē mallē·na kob·itti·gōn gahwa‿ter‿e·sum wide siǵâra·ki·gi ǵussutt·ar·kōn.* **75.** *Wēr‿nitin kal·es·sin·n‿agâb·ir ten·na têg·in·n‿agar‿wek·ki kàš‿el·ed ted·do ten·na ǵurnâl‿wēk·ki wala kitâb‿wēk·ki geryê·n·gōn‿àg·sum nalu tek·ki di·ar‿nawre tà·rgi àr·in‿bokon.*

76. *Essi kudde‿têb·sin·ged·gōn safrē·bū·l·i malle dessen serē·gi dà·san, ezennu tin·na kà·kī·r dà·san‿nawre.* **77.** *Amma*

69. Als wir noch dies alles staunend betrachtend dastanden, schlug die Essenglocke. **70.** Daraufhin gingen wir, Mann und Weib und Kind, einer hinter dem andern, wie die Soldaten, hinein, jeder setzte sich an seinen Essenplatz, um den Mund zu öffnen und ihn zu füllen von dem, was vor ihm lag (und von dem, was darauf folgen sollte). [1003]

71. Zuerst war da eine Nudelsuppe, und danach in Butter gebratenes Fleisch, und dazu gab es zarten Kürbis und schwarze Eierfrüchte. **72.** Und nach diesen gab es Hühnerfleisch und in Fett trocken[geröstet]e Kartoffeln. **73.** Und dann kam die süße Speise. Die bestand aus Biskuit und gefrorenem Süßen, das war wie ein Salzhut gestaltet. **74.** Und der Schluß all dieses Essens war der Kaffee und das Zigarettenrauchen. **75.** Jeder suchte sich, nachdem er fertig gegessen hatte, seinen Ort zum Ruhen und saß, wenn er ihn gefunden hatte, dort, seine Zeitung oder ein Buch lesend, bis ein todähnlicher Schlaf kam und ihn erfaßte.

76. Da das Meer ruhig blieb, ging es allen Reisenden sehr wohl. Sie waren ganz als ob sie zu Hause

---

[1003] gesetzt, wohl um die Worte zu tilgen. **71** *Kêbe* ist nach Rein. der Flaschenkürbis, lagenaria vulgaris. **73** Sam. verwendet hier sehr geschickt nubische Dinge zur Beschreibung der europäischen. Für Biskuit steht in seinem Text *širêk*, das in Nubien kleine Festkuchen der Form bezeichnet. — Für die Salzhüte vgl. zu 129. **74** Dieser Gebrauch von *ǵussutti* erinnert doch stark an rauchen, fumer oder smoke. Dem arabischen *širib* nachgebildet ist das sonst übliche *ni.* **75** Mskr. *geryê·gōn.* Dies Verklingen des *·n* der verbalen Personalendungen, das man im Nubischen so oft beobachtet (vgl. dazu 828), hat Sam. in seinen ersten Niederschriften weit öfter wiedergegeben. Später fehlt das *n* nur sehr selten und dann [1003]

[1003] *ʿāǵeb dûl zôl·gi ā·dr·sum ʿarid·na el·takki·mên·ar·ked.* **78.** *[kub] sâi·gir nog·[bû·] sin·gi iŋir·bū·l dá·mn·um·* **79.** *Amma alê·ged ʿarid_ter·mun·um dos·os·el àn·nai·tōn. Ar_ter·run tek·ki wakk·os_warrī·i·an·bū·l·i!* **79.** *Gû·ran·n_agar·kir essi·mên·il·gi ā·el·mun·um. Dogô·gir·gōn ǵumur·ki sokke·ki·n sime dosse tèb·in, wissi·ǩi·ged terr·os.* **80.** *Ešei·gōn dimme_têb·sum, urti_wēr hissi_wēk·ki os·mèn·in·gōn.* **81.** *Babûr·na ǵom·ar·kōn wide sá·ʿa_nûtin·der ǵeres kub·na migdim·ir tèb·il_wēk·ki ā·ǵom·san,* (**82.**) *— in·g_an·mèn·ki·n ar tè talle·bū·l_wēr dā·bū·sun.*

wären. **77.** Aber ein großes Staunen [1003] ergriff einen darüber, daß sich kein Land mehr finden ließ. **78.** Niemand wußte, wohin es gegangen war. **79.** Aber in Wirklichkeit war es nicht das Land, das von uns geflohen war. Wir waren es, die es verlassen und sich entfernt hatten. **79.** Dort, wohin wir gingen, fandest du nichts als Wasser. Wenn du den Nacken erhobst, so stand da der dunkelblaue Himmel, mit Sternen bedeckt. **80.** Und das Wetter war ruhig, und nichts gab einen Laut von sich. **81.** Das Stampfen der Maschine, und alle Stunde schlug man eine Glocke an, die am Vorderteil des Schiffes stand, (**82.**) — abgesehen davon, waren wir wie ein wandelndes Grab.

Kems·itti·n_šáre·n_bokon ter·i·n_ǩál·lo dā·bú·sun. **83.** *Turug wide dukki_teb·os·sum ter·i·n šārē·gi.* **84.** *Zôl·ī gurre·bú·san·i malle ezennu hutti _wēk·ked ēr·takk·os·san ti·ǩi_nawre. Mine in·do man·do luffe·bú·ran.* **85.** *Luff·ád agúde ter·rē?*

Bis zum vierten Abend ging es uns so. **83.** Aber an diesem Abend machte sich der Wind auf. **84.** Alle die Leute, die fröhlich gewesen waren, wurden gleichsam von einer Kolik ergriffen wie Rinder. Denn sie lagen

---

[1003] wohl nur aus Versehen. Vgl. zu 1003, 252. **78** Das Wort *kub* ist von Sam. im Mskr. nachträg- [1003] lich beim Durchlesen eingefügt und gewiß fehlerhaft, denn das Subjekt muß das Land sein. Ich habe es in der Übersetzung nicht berücksichtigt. Auch das *·bū·* von *nog·bú·sin·gi* ist nachträglich erst beim Lesen eingefügt. **79** *Essi·mēn·il* ausdrücklich bestätigt. Wörtlich: fandest du nichts, was nicht Wasser war. Einen ähnlich auffallenden Gebrauch von *·mēn·il* hat Almk. Wb. unter *iǩǩi*: *er·mēn·il eǩǩe·l_wēk·ki birig·ri* »ich wünsche einen andern als dich«. — Es steht im Mskr. *dosse*, obgleich man *desse* erwartet. Da von der Sternenpracht die Rede ist, kann nur der klare Himmel gemeint sein, der sonst mit *desse* bezeichnet wird (vgl. 307 und 1006, 9), während *dossi* ja »nicht gar, unreif und trübe« (vgl. 758; 1003, 55; 1006, 4) bedeutet. **84** Sam. gab als arabische Schreibung حت für diese Rinderkrankheit. Meine Übersetzung »Kolik« ist geraten. Auch Amery S. 61 sagt nur *hitt* »cattle disease«. — Die Pluralendung *·ī* an Subjunktivformen des Verbs da, wo wir Relativsätze brauchen, findet sich oft, z. B.: 867, 25 *in wē·r·é·ǩi giǵir·sin·ī* »diese Worte, die ich gehört habe«; 1003, 191 *in·gu ai ā·ǵille·rin·i_teran* »das sind die, woran ich mich erinnere«; 1003, 237 *kadē·ǩi kāg·sin·ī·ged* »mit den Kleidern, die ich trug«; 444, 73 *i·ǩī·gōn ossi·ǩī wē·sun·ī·gōn·gi* »die Hände und die Füße, von denen wir gesprochen haben«. **85** Zu *ʿōliǵē* vgl. 935; 1003, 111; 1016, 3.

[1003] *ʿŌlig·dd·ir dā·bù·ran.* **86.** *Wēr·i·gon egiddi·gi talg·ed_ág·ran·gon bi̯bi̯a·r tèb·ran wide elekken new·erti ā·bol·os·n_an.* **87.** *Alē·ged tir·gi man aw·d·ir nal·il odd·ar_ki̯i̯i·r ā·oddi·n.* **88.** *Man šarē·gi eddi_digri·ki kal·ê·gi môn·os·san.* **89.** *ʿArid·t_abiddi_awt·an·dun_nûtin turug ā·zīdè·sum, bābúr·kōn yallah Brindisi·na mišra·gi dúr·sum, wōn galab·dd sāi_kottⁱᵘēk·ked!*

hier und dort herum. **85.** War's nur das Herumliegen? Sie würgten [mit dem Erbrechen]. **86.** Und einige schrieen, während sie ihr Gespei los wurden, beständig und meinten, jetzt führe ihre Seele hinaus. **87.** Wahrhaftig, wer sie dabei sah, wurde krank ohne selbst [see]krank zu sein. **88.** An jenem Abend wollten die meisten nicht essen. **89.** Je mehr wir uns dem Lande näherten, desto mehr wuchs der Wind, und der Dampfer erreichte eilends den Hafen von Brindisi, aber unter wie vielen Mühen! [1003]

90. *Ted·do mišra·n_dogo·r·gōn zōl·i gòr_nawitte erģ·ed_ág·san bābúr·ki.*

90. Und dort auf dem Kai erwarteten Menschen [so zahlreich] wie Ameisen den Dampfer.

91. *Elgon bābúr·ki digir·mên·dan·gōn kub_ton·ī bābúr·ro solli·bū·l·i·r·tōn_wēk·ki nūti·ki·r·tōn_wēr·i šug·udd·ar·ki bōd_kolli·san.* **92.** *Lehda·i̯_è·n·gōn essi·gi dúr·kir·os mugdāf_ton·i·gi berrih·os tin·na bèrag_tōd_dēk·ki kub_tód·na múhur·ked kog·os wide rei̯is dúl·na agar·ki ʿall·os·san·godon rei̯is ten·na warag·i_wēr·i·gi i·r kág·in·gōn šug·ur_tá·rgi man agar ʿalle·tir·san·der tēg·os·sin·godon mugdáf_tōn·i·gi wáw·ed_bel·san ungó·gir.* **93.** *Ii̯r·kô·mn·īm sdi̯e·r ā·gú·n·gi wala min_wēr·nai ā·gú·n·gi.*

91. Als man den Dampfer noch nicht festgebunden hatte, machten sich einige von den Matrosen eilig daran, eins von den kleinen Booten, die am Dampfer aufgehängt waren, herabzulassen. **92.** Und sobald sie es im Augenblick zu Wasser gebracht, die Ruder zurechtgelegt, ihre kleine Flagge in den Bug des Bootes gesteckt und den Platz des Kapitäns zurechtgemacht hatten, kam der Kapitän, seine Papiere in der Hand tragend, herunter, und als er sich auf den Platz, den man für ihn bereitet hatte, gesetzt hatte, regten sie die kleinen Ruder und fuhren nach Süden. **93.** Ich wußte nicht, wohin und zu wem er ging.

94. *Ter gu_biddá·sin·n_agáb·ir busta·gi šug·uddi_ós·san wide zōl·ī_wēr·i·gōn*

94. Nachdem er gegangen und wiedergekommen war, ließ man die

[1003] **92** *Múhur* vgl. Amery S. 43 *muhar* »bows of boat«. **97** Die Form mit *·reg·* (nach *·l·*: *·leg·*, [1003]

[1003] *ted·do bel·san ǵiha·ki tir·i ā·weris·ran_g_abiddi.*

Post herunter und einige Leute stiegen dort auch aus, nach den Richtungen, nach denen sie wollten. [1003]

95. *Brindisī·na sere·gid·ton wide tenna milli·gid·tōn·gi i̯ūr·min·īm.* **96.** *Amma warri·r·tōn ai·gi būnē·dėn·sum medīne dûl wide serê·i̯_e·n_nawre.* **97.** *Mišra·ki·r dâ·l ted·do·gōn dâ·reg·in serē·r·ton wide milli·r·tōn.*

95. Was an Brindisi gut und schlecht ist, weiß ich nicht. **96.** Aber von weitem schien es mir, als ob es eine große und schöne Stadt sei. **97.** Was in den [andern] Hafen[städten] ist, wird auch dort sein, an Gutem und an Schlechtem.

98. *Sâʿa toski·n_agâb·ir bābûr hissi_wēk·ki ôs·sum talg·âd·n_ur·ro Tries·k_abiddi.* **99.** *Man turug dukki_têb·il·lo ai an·n_erg·ir ā·wê·sim turug turb·in_bokon bābûr bi·têb·n_an mišra·n_tû·r.* **100.** *Ikke wē·r·os_âg·rin·gōn taraf·i·gi tolle_ǵamme·gr·os bābûr·ki ǵagn·os·san safar·n_ur·ro man ugu kāš_šāw·bū·l·der.*

98. Nach drei Uhr stieß der Dampfer einen Schrei aus vor der Abfahrt nach Triest. **99.** Bei jenem immer noch wehenden Winde dachte ich in meinem Sinn, der Dampfer würde, bis der Wind sich lege, im Hafen bleiben. **100.** Aber noch als ich so sprach, zog man die Haltetaue ein, legte sie zusammen und drängte den Dampfer zum Beginn der Reise in jener durcheinandergewühlten Nacht.

101. *Babûr·na darub tek·ked tô·ka ā·bel·in·gōn medana·ki dowwi·bū·l·ī·ged ǵóddi_têb·san.* **102.** *Man médana·ki·na dowwi·gōn wēr_e·kô·mn·um. Digri·ki_e·san gêle·r·tōn desse·r·tōn wide aro·r·tōn.* **103.** *Wēr·i·gōn dessen warri·kī·m. In·gu wakk·êk·ka bel_ār·ka a·dab·os·ran.*

101. Und auf dem Wege des Dampfers, auf dem er ein- und ausfuhr, standen erleuchtete Türme aneinander gereiht. **102.** Und das Licht jener Türme war nicht ein und dasselbe: Es waren vielerlei, rote, grüne und weiße. **103.** Und einige waren sehr fern. Diese

---

[1003] nach *·n*: *·deg·*) scheint nach den Stellen bei Sam. eine vorsichtige Behauptung auszudrücken. In unseren Texten findet es sich 59; 807, 2; 1003, 97. 205; 1005, 32. 41; 1008, 6; 1010, 4. 10; 1012, 15; 1015, 6; im Präter. *·kō·reg·* 458, 3; 856, 1 (vgl. Joh. 6, 70) 536; 1003, 188; 1006, 8; 1008, 11. 32; 1014, 7. 10; im Futur. *·kan·deg·* 770; 1005, 38; 1009, 21. 29. In der Kopula 856, 2 *er_ter·reg·mun·u ar·gi bar·il·er.* Almk. Gr. S. 182 *wē·tir·kō·n*: *er munāfig·i·n_gādi teran·deg·n_an* »du bist doch wohl der Richter der Lügner« (ar. mit كان übersetzt). In der neg. fragenden Kopula Luk. 22, 27 *āg·il ter·reg·mun·um* »ist es nicht der Sitzende?« Vgl. Almk. Gr. § 125 Anm.; für das D. § 67, 2. **98** Sam. schreibt: *Tries·k_abiddi.* Bei der vollen Namensform müßte es ja auch *Triesti·g_abiddi* heißen. **98. 100** Zu *·n_ur·ro* vgl. 194. **103** Sâgyen vgl. 377 A. **103. 104** Für das eigentümliche *ār*, das sich in *bel âr·ka* [1003]

[1003] **104.** *Awti·r dā·l·ī·gōn kolē·na ǵelli·gi ā·áw·ran: bel‿ār·ka ā·bokk·os·ran awt*‿ *awti·r.* **105.** *In nōro·ri·na barrē·ged àn·nâ bābûr sib‿bel·bū·sum tā essi dul·lo tô·m‿bokon·*

leuchteten von Zeit zu Zeit auf und verschwanden. **104.** Auch die nahestehenden machten es [d. h. drehten sich] wie die Sâgyen: schnell hintereinander erschienen und verschwanden sie. **105.** Zwischen diesen kleinen [Lichtern] hindurch flog unser Dampfer hinaus, bis er ins offene Meer kam. [1003]

106. *Essi dûl·gi dūr·es·sun·godon babûr bât·ti milli·r tô·sum. Alē·ged zôl wê·n: »toru·ê ǵugri·r tá·rgi tô·sum‿an«.* **107.** *'Aǵǵibê·sim minē babûr new·erti uk‿kott*‿*ēk·ked terri·bû·l·gi man essi war·iǵ·bū·l·lo talǵ‿undur·san·gi.* **108.** *Minē turug iri·Ki·gi ā·naddi·sum ten·na ùw·ar·ked wide mōǵ·i·gōn gunna‿nawitte sokke‿kuǵ·ka ā·šug·ur·san.* **109.** *Wē·r·ê‿ki·r bābûr tir·godon šug·ur·ka ā·kuǵ·sum kêbē‿nawre.* **110.** *Ten·na ter bât·ti·gi sark·os zôl·ī malle šug·ur tin·n‿agar·i·r tôlle‿turb·os·san tû·Ki·gi nise·gir‿dig·r·os·ir·* **111.** *Wōn man dig·r·ar eddi‿digri·gi wēk·kôn·gi aw·tir·kô·mn·um wala ten·na 'ōlǵê·ka egr·iǵ·ar·ki gobr·os·kô·mn·um.* **112.** *Urtunna·gir man tûr tirinkis·ked kassi·bû·sum.* **113.** *Ai an·na kid·ir arti·godon urti‿wēk·kôn·gi nal·kô·mn·im, wala ai·gi tā‿dûr·el‿wēr dā·kô·mn·um.* **114.** *Amma turug·na dessen zaǵbir·âd·ted man·gu‿nawre tō‿ǵū an·n‿agar·ro turb·os·sim, turb·ar‿wēk·ki el·mên·din·gon.* **115.** *Mine ar toski·r*

106. Sobald wir das Meer erreichten, kam der Dampfer in ein böses Tanzen. [Ja] mit Recht [könnte] ein Mensch [unter diesen Umständen] sagen: »Er ist in einen hitzigen Trauertanz gekommen«. **107.** Ich wunderte mich, daß man den mit so viel Menschen beladenen Dampfer in dies hüpfende Meer hineingelassen hatte. **108.** Denn der Sturm zerriß die Stricke mit seinem Heulen, und die Wogen hoben und senkten sich wie Berge. **109.** Ohne [Wider]rede, der Dampfer hob und senkte sich mit ihnen wie ein Kürbis. **110.** Voll Furcht über dies sein Tanzen stiegen alle Leute hinab, zogen [sich entlang] und legten sich an ihren Plätzen schlafen, indem sie die Bäuche eng schnallten. **111.** Aber dies Einschnüren nutzte den meisten nichts, noch hinderte es, daß sie unter Würgen sich erbrachen. **112.** Kurz, jene Nacht war zum Verzweifeln. **113.** Ich für mein Teil habe mit Gottes Hilfe nichts er-

---

[1003] zwischen Stamm und Endung einschiebt, und das im Grunde doch wohl nichts als *âr* »nehmen« ist, hier noch einige Beispiele: *uru‿âr·rigi* Luk. 17, 14; *dīrē·r‿âr·rigi* Luk. 14, 25; *turb‿âr·rigi* Matth. 25, 5; *tā·r‿âr·rigi* Matth. 9, 20; 13, 4; *nog‿ār·sin‿godon* Mark. 1, 19. [1003]
105 Die Pluralendung *·ri* findet sich bei Sam. in folgenden vokalisch auslautenden Worten: *fâla·ri* »geschickt, klug«; *kinna·ri* »klein«; *malaika·rī* »Engel«; *nōro·ri* »klein, sanft, zart« (hier und 1003, 56; 164; *nōro·Ki* 13; 509); *urtunna·ri* »kurz«. **106** *Toru·ê* vgl. zu 945. **112** s. 604.

[1003] *ā·turub·sun agar habbʾ͜ᵉer·ro.* **116.** *An·n awri·ki bei͜ nawitte ā·mug·takki·san. Wala mŭg·ar agŭde ter͜ e·kô·mn·um. Tāġ·ka ā·egr·iġ·san.* **117.** *Tin·nā barrê·r turb·ar·ki el·mên bokki·gir bel·ligi kursi nosso͜ wēk·ki el·ed ten͜ dogo·r turb·os·sīm ugu mallē·gi.*

litten, und mir ist nichts geschehen. [1003] **114.** Aber da der Wind so sehr stark blies, ging ich wie jene hinein und legte mich auf meinem Platze schlafen, ohne aber Schlaf zu finden; **115.** denn wir schliefen zu dreien an einem Platze. **116.** Meine Genossen wurden wie ein [Butter]schlauch hin und her geworfen. Und das Hin- und Herwerfen war's nicht allein. Sie übergaben sich unter Wimmern. **117.** Da ich unter ihnen keinen Schlaf fand, stieg ich hinauf ins Freie, fand einen Langstuhl und schlief auf ihm die ganze Nacht.

118. *Gū·n͜ beyy·ar·kodon Nemsa·na ešei·i iġin·nē·ged wide mayin·nē·ged kowwe͜ bel·dēkk·ir·sum dess·an·digi ten·na gaba·ki guddo·ki·ged.* **119.** *Wakk·ek·ka man gaba·ki·na barrê·r neġa·ki ašr·i͜ wēr·i tēb·ran·gōn zôl·na missi·ki tin͜ dogo·r ā·digir·san.* **120.** *Neġa͜ nūtin·gōn ten·na kenisa·ged dā·n.* **121.** *Awt·an·dun͜ nūtin ešei·gōn wide ted·der dā·l·gōn sērᵉ͜ sērē·gir͜ kumma·y·an ar·gi ā·bel·dēkk·ir·san.* **122.** *Wide·gōn kub·li kinna·ton·i, gelaʹ·di·ki·gon wide ig·di·ki·gōn in·nē͜ man·nē·gir merhe͜ dāġi·san, zōl·i·ged terri·bū·l·i·gon kulu·ged terri·bū·l·i·gon sīw·ged terri·bū·l·i·gōn wide ber·ked haġa ekke·l·ged·gon.* **123.** *Bokki·r*

118. Mit Tagesanbruch dämmerte uns rechts und links Österreich auf, grün durch seine dichten Wälder. **119.** Ab und zu zogen hübsche Dörfer, die mitten in jenen Wäldern standen, die Augen des Menschen auf sich. **120.** Und jedes Dorf hat seine Kirche. **121.** Je mehr wir uns näherten, um so besser und märchenhafter zeigte sich uns das Land und was in ihm war. **122.** Und kleine Segel- und Dampfboote eilten hierher und dorthin, mit Menschen besetzt und mit Steinen beladen, mit Sand beladen und mit Holz und anderen Dingen. **123.** Wie draußen auf dem Lande der

[1003] **116** vgl. 43; 98. **118** Der Ausdruck *gū beyyi·n* o. ä. für das Ende als Nacht findet sich bei Sam. in folgenden Formen: *gū beyyi·ki·n* 68, 2; 412, 6; *gū·n͜ beyy·ar·ro* 444, 66; *gū·n͜ beyy·ar·kodon* 1003, 117; *gū·n͜ beyy·ê·godon* 1013, 7. Sam. deutete ihn als »die Nacht geht zu Bett, zu Ende«. Das häufige Verbum *beyyi* hat in der Tat die Bedeutung »zu Bett gehen, die Nacht verbringen«. Und auch bei *gū* würde sich wohl eine Verbindung mit *ugu* finden lassen (vgl. über *gū* 641). — Ein entsprechender, nicht ganz so merkwürdiger Ausdruck für das Ende des Tages ist 61, 4 *gū bi·ġu·kō·n·ā* »wenn der Tag vergangen ist«. **119** *Wakk·ek·ka* »ab und zu, abwechselnd, mit Unterbrechungen« für **wakk·ed·ka*, die konjunkte Form von *wakk·ed*, von *wakke* »lassen« 1003, 103. 119. 231; 1012, 14. **121** Zu *serᵉ͜ serē* vgl. *sēserē* 34. **123** Sam. setzte [1003]

[1003] *'arid_dogo·r zôl a·kaški·n_nawre essi·n_dogo·r·gon a·kaški·n.*

In·gu malle·na uru̯·ar·ked lehyē·bū·run·gon ḫôr_wēk·k_abiddi àn·nà babûr nekke·sum nōro·gid·ted· **124.** *Barri·r·ton warri·gir têb·sin·godon babûr kinna_tôd_ʷēr àn·nà babûr·kir nekke_tall·in_tà·sum new·erti diǵ wala goriǵ_kiri·gi kág·in·gōn·* **125.** *Àn·nà babûr·na reịs·kōn ten·na kadè·ki sere·ki·gi deg·ed wide ten·na warag·i_wēr·i·gi i·r kág·in·gōn sillam_dogo·r ta_erǵ·ed_têb·ir·sum.* **126.** *Tin·na babur_tôd im·di·godon ǵáb·sin·godon àn·nà nûti·ki·r·tōn_wēr·i iri owwi·gi luffe·tidd·ir·san tin·di·gi àn·di·r dig_têb_an.* **127.** *Wide sillam·gi surruǵ·kiddi·tidd·ir·san man dā·bū·l·i·gi kuǵ_ta·wᵉ_an.* **128.** *Kuǵ_tà·san·godon àn·nà reịs·kōn tir·gōn salam·àd·ton wide hamd·àd·tôn·gi ittiwri·ki·gi wē·r·os·sidd·ir·san·n_agàb·ir bābûr·na tù·gir mall·an_tō·r·os·san.*

Mensch spielt, so spielt er auch auf [1003] dem Wasser.

Als wir uns noch mit der Betrachtung aller dieser Dinge unterhielten, bog unser Dampfer langsam in eine Bucht ein. **124.** Als er weit vom Lande weg hielt, kam ein kleines Dampfboot auf unseren Dampfer zu, das etwa fünf oder sechs Personen trug. **125.** Und der Kapitän unseres Dampfers, mit seinen guten Kleidern angetan und seine Papiere in der Hand tragend, erwartete sie auf der Treppe stehend. **126.** Als sich ihr kleiner Dampfer an den unseren gelegt hatte, warfen ihnen einige von unseren Matrosen zwei Taue zu, um den ihren fest an den unseren zu binden. **127.** Und man ließ ihnen die Treppe hinunter, damit jene, die [im Boot] waren, heraufsteigen konnten. **128.** Als sie heraufgekommen waren, begrüßten und dankten unser Kapitän und sie einander und dann gingen sie alle zusammen in das Innere des Schiffes.

129. *Bābûr·ro dā·bū·u̯·el·i·gōn ittiwri·ki·gi issig·ar·ki bōd_kolli·san man tō_tà·r·el·i min·i_e·san·gi.* **130.** *Kiye·na šôb dùl_wēr·n_agàb·ir uru_nal·sun bābûr·na nūti·ki·gōn ten·na musta'mil·i·gōn ten·na tabbāḫ·ī·gōn wide awiddi·ka ā·kalli·l·i·gōn tā_ǵamme·rgi 'askar·i_na·witte saffe_têb·san·gi wēr_wēr·na kèl·lo.* **131.** *Ikke āw·takk·os·sin·n_agàb·ir man·*

129. Die im Dampfer waren, fingen nun an, einander eifrig zu fragen, wer jene seien, die hereingekommen waren. **130.** Nach längerer Zeit sahen wir die Matrosen und [anderen] Beamten des Dampfers, seine Köche und Stubendiener sich sammeln und wie die Soldaten in Reihen sich nebeneinander aufstellen. **131.** Nachdem

[1003] dazu: wie die Kinder. **130** *Kiye·na šôb*, ar. nach Sam. *'alget šādûf*, s. zu 326. — Stubendiener, wörtl. »die [die Betten] ausbreiten und fegen« für das ar. *farrāšin*. — Es scheint, als ob das *·san·gi* in *san·gon* verbessert ist. **131** *Èr·an* »neu« (ebenso Matth. 2, 2) ist fast [1003]

[1003] *gu êr·an‿tâ·r·el·i tall·in‿tâ·rgi man saffe‿têb·il·i·gi fettiš·ed‿bel·san ag·l·i·gi kus·iddi·ka ned·i·gi tolle‿os·idd·ir·ka ǵumr·i·gi kummi·ka wide tabtab·ir·ka wide·gir·gon i·kī·gi âr·ka tin·na kōị·i·na ǵom·ar·ki nal·lan·gōn.* **132.** *Malle·ki afy·âd·ir dâ·ran·gi el·ed·ir‿wē·tidd·ir·san: Wēr‿nûtin ten·na ǵelli·g‿abiddi‿nog‿agad.* **133.** *In·godon berti·ki mâʿâr·ī‿nawre bôd·ᵈig‿šug·r·os·san tin·n‿agar·i·gir·*

dies geschehen war, kamen jene neu [1003] Angekommenen und gingen jene in Reihen Stehenden untersuchend durch, indem sie die Münder öffnen, die Zungen herausstrecken ließen, die Hälse berührten und betasteten, die Hände faßten und nach deren Pulsschlag sahen. **132.** Nachdem sie alle gesund befunden hatten, sagten sie zu ihnen: Jeder gehe [wieder] an seine Arbeit. **133.** Damit sprangen jene wie die wilden Ziegen hinunter an ihre Plätze.

134. *Ter·i·n‿dhar·ro dérega oww·itti·gi ūwe‿ǵamme·gir·san.* **135.** *Wide ā·fettišê·l·i ar ā·têg·sun·n‿agar·ro têg·os wide tin·na warag·ī‿wēr·i·gi tin·n‿ow·wol·ged fart·ôs·ir wēr‿wek·ked ar·gi ūwe‿undur·ir·san.* **136.** *Ted·do tin·n‿owwol·lo kutte‿têb·il·na tirti·gi koị·dl·gi ten·n‿erri·gi ā·issig·san wide ten·na ǵelli·gi wide ten·na ešei·gi sāie·r·tōn šug·ur·sin·gi wide sâie·r ā·ǵû·n·gi.* **137.** *In issig·ar·ī malle·ki·n‿agâb·ir bol·os‿ân ā·wê·tir·san.* **138.** *In aw·id malle·gon aw·takki·sum babûr·ro dā·bû·l·i mallē·godon.* **139.** *New·erti·ki ar·gi ā·dukki·san tin·na man aw·id·na nosso·gid·ted.* **140.** *Wala kikk·ed·san·n‿agâb·ir nog·kô·*

134. Danach riefen sie die zweite Klasse zusammen. **135.** Und die Untersuchenden setzten sich in den Saal, in dem wir [gewöhnlich] saßen, breiteten ihre Papiere vor sich aus und riefen uns einen nach dem andern mit Namen [herein]. **136.** Da fragten sie den, der vor ihnen stand, zuerst nach seinem Namen und nach seinem Beruf und nach seinem Heimatlande, woher er komme und wohin er gehe. **137.** Nach allen diesen Fragen sagten sie zu ihm, er solle hinausgehen. **138.** Und dies ganze Verfahren wurde mit allen, die im Dampfer waren, vorgenommen. **139.** Wir wurden un-

---

[1003] adverbial gebraucht. Doch liegt bei solchem, nicht seltenem, adverbialem Gebrauch des *·an*, [1003] zu dem man den Gebrauch von *·gir* 360, 2 vergleiche, sicher nichts anderes vor als die bekannte verbale Stammerweiterung, die Verben aus Nominibus im weiteren Sinne bildet: *nugd·an* »Sklave sein«, *warrī·ị·an* »fern sein« (aber auch *bi·duluma·r·an·in* Matth. 6, 23 »er wird in Dunkelheit sein«). **133** *Māʿar* mit ع schreibt Sam. Ist aber das ع richtig? Ich kann das zugrunde liegende arabische Wort mit ع nicht finden. Rein. hat *sāb móri* D. »Wildkatze«. **135** Zu *undur* ist vielleicht nach 32 *erri·gi* »Name« zu ergänzen. Doch wäre dann wohl **undur·dēkk·ir·san* zu erwarten. *Undur* allein »hineintun, einlassen« würde auch schon genügen. **139** Vgl. 905—907. **141** Das *âg·san* ist nachträglich eingefügt. **143** *Me-*

[1003] *mn·an.* **141.** *Tin·n_agar·ro welêse_têg·os·san tin·na essi·ki naddi·ki_wēr·i·gi ni·ka wide bain·dan·gon wide usu·ran·gon âg·san·*

geduldig bei der Langwierigkeit ihres Tuns. **140.** Aber auch nachdem sie fertig waren, gingen sie noch nicht weg. **141.** Sie blieben ruhig auf ihrem Platz sitzen, tranken ihre paar Schnäpse und plauderten und lachten dabei. [1003]

142. *Àn·nd babûr Dalmatia baḫit_e·sum, ted·der oddi·l_wēk·kōn el·takki·mên·sin·ged.* **143.** *Mufettiš·i wide tin·na babūr_tód·ir šug·ur_tô·r·os ig·ki tir·san Triesti·gir, amur·ki iššin·dēkk·ir·u_an mediné·r* [oder *mediné·n_*] *tó·r·ar·ked.* **144.** *Teb·os·sun ted·do habs·ir dā·bû·l·i_nawitte amur·ki erǵ·ed.* **145.** *Man owwi·m_barre·r nūti·ki kerri·bû·u·el malle·gi dawwil_dig·dig·ka togô·gir ā·ḫazné·san wide iri·ki·gōn silsilē·ki·gōn ā·berrihē·san ǵelli·n_ur·ro.* **146.** *Wide ḫunni·ki kob·bū·u·el·i·gi ā·kus·iǵ·san, urtunna·gir b·aw·takki·l malle·gi ǵehhiz·ōs·san.*

142. Unser Dampfer Dalmatia hatte Glück, weil auf ihm kein Kranker gefunden worden war. **143.** Die Untersuchenden stiegen wieder in ihr Dampfboot und dampften nach Triest unter dem Versprechen uns die Erlaubnis zur Einfahrt in die Stadt zu schicken. **144.** Wir blieben an Ort und Stelle liegen wie im Gefängnis und warteten auf diese Erlaubnis. **145.** Inzwischen rollten und banden die Matrosen alles, was ausgespannt gewesen war, zusammen und verstauten es nach unten und machten die Taue und Ketten bereit zur Arbeit. **146.** Und sie öffneten die verschlossen gewesenen Ladeluken, kurz, bereiteten alles, was zu tun war, vor.

147. *New·erti·ki·gi undur_ôs·ka âg·run·gōn amur tā·dêkk·ir·sum medine·na tó·r·ar·ked.* **148.** *Ter·ī·godon bābûr·ki weǵ·ǵihê·san Triest·na mišra·gir.* **149.** *Àn·nd gurr·atti dessen·kīr dûl_e·sum_an wê·r·ar·ki haǵê·mn·im.* **150.** *Tur_tó·sum bābûr ten·na kid·ir, ezennu tek·kon hissē·sum ten·na râha·na agar ten·na migdim_togó·*

147. Als wir schon ungeduldig wurden, kam für uns die Erlaubnis zur Einfahrt in die Stadt. **148.** Damit richteten sie den Dampfer auf den Kai von Triest. **149.** Daß unsere Freude sehr groß war, das brauche ich nicht zu sagen. **150.** Der Dampfer selbst eilte hinein, als ob auch er merkte, daß sein

---

[1003] *dine·r* in *medine·n* beim Lesen verbessert. **145** SAM. denkt natürlich an das Sonnensegel, das auf den Nilschiffen *tenda* (*tanda* vgl. zu 1003, 135) genannt wird. — Zu *·n_ur·ro* vgl. 194. **146** Zu *ḫunni* vgl. MATTH. 8, 24; MARK. 4, 38. SPIRO hat ein Wort *ḫunni* »Hühnerstall«, das aber doch nur der Form nach leicht paßt. Und das *ḥun* back cabin, das AMERY S. 54 hat, paßt wieder nur der Bedeutung nach. **147** Zu *new·erti·gi undr·os*, das sich JOH. 11, 33 findet, gab SAM. ar. *rûḥo taḫruǵ we·tadḫul* »sein Atem ging aus und ein«. Vgl. 907. **149** Das *an* des Mskr. ist erst durchstrichen, dann wiederhergestellt. **150** Mskr. *tir_tó·sum.* Beim [1003]

[1003] *r_e·n·gi.* **151.** *Ter ikke essi·n_darbâd_ nawitte ašar·bù·n·gōn ar ten·na ģer boģō·n_dogo·r·ton Triesti·gōn wide ten·na hawalèn·gōn·gi uru·ka ā·ʿaģģibè·run·gōn kutte_têb·sun.* **152.** *Amma an·na ʿāģeb dùl arti·na aw·d·i_ter_e·san.* **153.** *Dawûd·na mazmùr dimin·de_iskod·itti·gi geryê·l·na tirti ag·il·gi kus urti ekke·l_ wēk·ki wē·mèn·in·gon tek·kodon à·gon wide erig·kôn·gi wēk·kir·os·ir bi·wê·n »Āmin«_an.*

154. *Triest·na kid gunna_wêr_dogo·r goi·bū·n. Ten·na kā·ki·gōn tāya·tāya·y·an_bag·iģ·bû·ran ittiwri·r kolli·ģ·bû·ran·gōn.* **155.** *Ten·na in bag·iģ·ar·kōn gunna_ton·i ter tin_dogo·ki·r goi_têb·in·na sebeb_teran.* **156.** *Wide·gōn gunna·ki_dūl·i_wēr·i·ged kassi·bū·n.* **157.** *Ter gunna·ki·gon tin·na kadē·ki desse·ki·ged wide neģa·ki in·do man·do ā·bargē·l·ī·ged tek·ki saidd·ed_àg·ran.* **158.** *In·gu malle·ki·na màs·ir min_wēk·ki zôl ā·nal·mèn, warri·r gunna·ki·n_dogo·r_è·ki·n, wala tin·na togo·r_é·ki·n, wala·gon medine·n_tū·r_è·ki·n, wide·gōn mišra·na tū·r_è·ki·n: Ten·na zôl·gon urti·gōn, wide·rgi bābur·i ā·terri·l·i·gōn ā·sūd·an·il·i·gon, talgē_bel·bù·*

Ruheplatz vor [wörtl. unter] seinem [1003]
Bug lag. **151.** Während er so wie eine Ente dahinschwamm, standen wir und staunten von seinem breiten Rücken aus Triest und seine Umgebung an. **152.** Aber unser größtes Staunen waren die Werke Gottes. **153.** Wer Davids 19. Psalm liest, wird den Mund öffnen und, ohne etwas anderes zu sagen, aus vollem Herzen und Sinn zustimmend sprechen: Amen.

154. Triest selbst ist auf einem Berge gebaut, und seine Häuser sind in Gruppen geteilt und aneinandergeklebt. **155.** Und die Ursache dieser Teilung sind die Hügel, auf denen [die Stadt] gebaut steht. **156.** Und es ist von großen Bergen dicht umschlossen. **157.** Und diese Berge mit ihrem grünen Kleid und den hier und dort aufblinkenden Dörfern machen es schön. **158.** Und was sieht man nicht noch außer allem diesem, sei es fern oben auf den Bergen oder an ihrem Fuße, sei es in der Stadt oder im Hafen? Ihre [der Stadt, so Sam.] Menschen und Tiere, sowie die Dampfer, die beladen

---

[1003] Lesen setzte Sam. *tur* ein, bemerkte aber, daß *tir* auch möglich sei. **151** *Essi·n_darbâd* vgl. [1003]
Carr. anetra: *essendarbadi.* **153** Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündiget seiner Hände Werk. **154** *Tâya·tāya·y·an* übersetzt Sam. mit »in Gruppen«. Vgl. eine Stelle aus Sam. Hochz.: *zōl·i·gi b·ag·iddi·ran tāya·tāya·gir, dūl·i·gōn ekken kinna·ri·gōn ekken* »Man läßt die Leute in Gruppen sitzen, die Großen für sich und die Kleinen für sich«. **156** Das häufige nubische Wort *kassi* bedeutet »[mit Lehm] ausschmieren« u. ä. Sam. erklärte deshalb auch: »wie durch einen Wall aus Nilschlamm [*tin*]«. **158** *Min_wēr* für das einfache *min* findet sich öfters. — Die Form *wide·rgi* statt des sonst üblichen *wide* zeigt dessen Zusammenhang mit dem Verbum *wide* »zurückkehren« recht deutlich. Es ist eigentlich nichts anderes als die konjunkte Form von diesem, mit leichter gewordenem Vokal, vgl. Einl. S. 31. Oft wird *wide* »und« auch noch

[1003] *l·ī·gōn àn_nawitte tô·bū·l·i·gōn.* **159.** *Alē·ged giyâm·na ugros_wēr man·do tèb·in.*

160. *Ā·farriǵ·tèb·run·gōn àn·nà babûr·ki bābûr kinna_tôd^{u}_er tâ·rgi kolli·gr·ed_oḱḱ·ed 'awal·'awal·ê·gi 'âyya_nawre àw·in·gon bel·sum, ten·na bi·têb·in·n_agar·ro oǵǵu_ebir·ri·i_an.* **161.** *In malle·godon ar tin_dogo·ḱi·r bàl·gi kuǵ·r·ed_āg·kô·mn·un, minē babūr_tŏn·i_wēr·i gussê·ḱi bizâtu_ter_e·san.* **162.** *In babur_ton·i karê·ḱī ittiwri·ḱi·gi tur·ed_â·ir·ran_galg_e·san. 'Aǵeb dûl·gōn: zôl tid·der dâ·bū·l_wĕk·kôn·gi ā·nal·kô·mn·un.* **163.** *Ar tin·na man aw·id·ted dessen hīrē·bū·sun min_wēk·kir ā·ǵū·kolli·gir·ru·y_an.* **164.** *Wide urt_eḱḱe·l_wēk·kōn ar·gi ā·kaški·kidd·ir·sum, tek·kon affí·ḱi īddi·kir^{i}_wēr dūl·ī·r·tōn kinna·ri·r·tōn nōro·ri·r·tōn gêl·an_kusu·y·an·os ā·bowwi·san zerub dûl âb·bū·l_wêr·ro·* **165.** *Ted·do·gōn tin·na lagaǵ·dd·tōn wide wig·ar·kōn simê·gi a·tabbē·sum.* **166.** *Urtunna·gir Triesti·gōn wide ted·der dā·bù·l·gōn ar·gi gurre·gr·ir·sum gurr·atti kēl·kir^{i}_wēk·ked.*

oder entladen werden, ausfahren oder wie unserer einfahren. **159.** Wahrhaftig, es ist da wie an einem Revolutionstage. [1003]

160. Während wir in Betrachtung standen, kam ein kleiner Dampfer, legte sich an unseren und zog ihn, Windungen wie eine Schlange machend, vorwärts, um ihn an seinen Landungsplatz zu legen. [— — **161.** Und bei alledem achteten wir kaum auf sie (d. h. was sie da machten), denn es waren ein paar andere Dampfboote (die unsere Aufmerksamkeit fesselten), ganz wie Getreidefässer (*gussê*). **162.** Diese Dampfboote glichen Fischen, die einander jagten. Und, was sehr wunderbar war: wir sahen niemand in ihnen — —]. **163.** Wir waren durch dies ihr (d. h. der Leute, die uns schleppten) Tun sehr gespannt, wohin wir anlegen würden. **164.** Und auch etwas anderes unterhielt uns, das waren zahllose Kinder, große, kleine und ganz zarte, die badeten ganz rot nackt in einer großen aufgerichteten Hürde. **165.** Und ihr Schwatzen und Schreien dort berührte den Himmel. **166.** Kurz, Triest und was in ihm ist, hat uns unendliche Freude gemacht.

167. *Sā'a dimn·itti·r àn·nà bābûr ten·na koǵ·ar·n_agar·ro welèse_tèb·os·sum.*

167. Um 10 Uhr lag unser Dampfer ruhig an seinem Landungsplatz.

[1003] durch *gōn* »und« verstärkt zu *wide·gōn.* **159** Ar. *giyâm* ist eine Nebenform zu *góm* oder *góma* »Auflauf, Aufstand«. Diese wird gemeint sein, trotzdem die Verbindung mit *ugros* »Tag« es nahelegt, an eine Übersetzung des arabischen *yôm el·giyâma* »Auferstehungstag« zu denken. Vgl. 1003, 18. **160** Der Anfang des Satzes ist im Mskr. nicht ganz klar. Man könnte auch an *ar farriǵ·* usw. denken, oder vielleicht am besten nur an *farrig_teb·run·gōn.* **161** und **162** sind gewiß eine später eingefügte Erweiterung, so daß 163 dem Gedanken nach unmittelbar an 160 anzuknüpfen ist. **161** Zu *gussê* vgl. 509. — Amery S. 175 *bizâtu* »himself, he«. **162** Es sind natürlich Motorboote gemeint. **164** Wörtlich »rot und Fleisch seiend«. [1003]

[1003] **168.** *Tenna ter têb·ar·kodon ted·der dā·bû·l·i·na bel_gull·iǵ·ar·na amára_ter_e·sum.* **169.** *Ale·ged ikke turub·sum.* **170.** *Wēr_nûtin ten·na urd·i·gi dig·dig·os_eske_inǵi·n·ǎ ā·inǵ·ed·bel·sum, eske_inǵi·mèn·n·ǎ ā·inǵi·l_wēk·ki ted·do ter·ī·n_ǵôro tēb·il·i·r·tōn ìwe·tir_sokke·tir·os ten·n_agáb·ki ár·ed ā·bel·sum ter bu·ǵù·n·n_agar·kir.* **170.** *Ai awri_wēk·ki Münchin·do ā·ǵù·l_wēk·ki el·ed ittiwri·godon dig·ir·sun lukanda Volpich·ir bu·ǵu·ru̯_an.* **171.** *Ted·do àn·nâ urd·i·gi lukanda·na ḫaddám·gi amn·os·ir ar ittiwri·gi ár·ed_tall·os·sun ǵumruk·n_agar·ro erǵe·ru̯_an.* **172.** *Ted·do têb·run·gōn urd·ī·ged ḫaddám tá·sum. Ter tá·sin·godon ten·nai·tōn ár·ir_kus·iǵ·os_amn·ir·sun.* **173.** *Kikk·os·irgi lukanda·gir tall·os·sun. Šōb dil_wēr·n_agáb·ir lukanda wê·bū·l·nai tā_tô·sun.*

174. *Ted·do ossi·ǩi·n_dogo·r kutte_têb·run·gōn wer_nûtin·na ùda·na muftâh·ki dêǩǩ·ir·san.* **175.** *Ar·ed·sun·n_âhar·ro sil·lam·i·ged bi·kuǵ·ru·u̯_an_ág·sim.* **176.** *Illa! Ar·gi gussê nosso ber·di_wēr·ro serė·gir_ferše·bū·l_wēr undur·os·ir ten·na bāb_tód·ti àn_dogo·ǩi·r kob·os ar·godon dā·bū·l_wēr min_wēk·ki aw·in·gad man gusse ted·der dā·bú·sun ar·gi inǵ·ed·ir_kuǵ·sum dogô·gir.* **177.** *Ar bu·ǵú·sun·n_agar·ro têb·sum. Ted·der·tōn bol·os*

168. Mit diesem seinen Stilliegen war [1003]
für die, die auf ihm waren, das Zeichen gegeben, auszusteigen und sich zu zerstreuen. **169.** Und wirklich, so war es. **170.** Jeder trug von seinem Gepäck, was er tragen konnte, zusammengeschnürt hinaus. Was er nicht tragen konnte, dafür rief er einen Träger von denen, die dazu bereit standen, gab es ihm zu tragen, und ging hinter ihm her hinaus zu dem Orte, wohin er gehen wollte. **170.** Ich fand einen Genossen, der nach München ging, und wir machten miteinander ab, daß wir ins Hotel Volpich gehen wollten. **171.** Da zeigten wir unser Gepäck dem Diener des Hotels und gingen miteinander, um an der Zollstelle zu warten. **172.** Als wir dort standen, kam der Diener mit dem Gepäck. Sobald er gekommen war, nahmen wir es ihm ab, öffneten es und zeigten es vor. **173.** Als wir damit fertig waren, gingen wir zum Hotel. Nach geraumer Zeit kamen wir im genannten Hotel an.

174. Als wir dort standen, gab man einem jeden von uns seinen Zimmerschlüssel. **175.** Nachdem wir ihn genommen hatten, dachte ich, wir würden die Treppe hinaufsteigen. **176.** Nein! Man tat uns in einen langen, hölzernen, gut ausgestatteten Schrank (*gussē*), schloß seine Tür hinter uns und dann machte einer, der mit uns war, irgend etwas, und dieser Schrank, in dem wir waren,

[1003] — Mskr. *kaški·kidd·ir·sum* aus *kašk·idd·ir·sum* verbessert. **176** *gussé* s. 509. **180** Das Nacht- [1003]

[1003] *man ḫaddâm-gi teb'-ed_tô-sun âre-gir.* **178.** *Ter wide wer_nitin-gi ten-n_agar-ki amn-os_nog-sum.*

trug uns nach oben. **177.** Er hielt still an dem Ort, wohin wir sollten. Wir stiegen aus ihm aus und gingen jenem Diener nach in das Innere [des Hauses]. **178.** Jener zeigte jedem seinen Ort [sein Zimmer] und ging weg. [1003]

179. *An-na ŭda-na nimra sebe'in-i_owwi-gi* [oder: *dimin kolod-i_owwi-gi*] *kus-os_tô-rgi ted-do el-sim feriš or-i-n-di_wēk-ki.* **180.** *Ten-na ur-na kêl-lo-gōn norti-n_gussè_galig_tôd_dēr ruḫâm-na gud'a_wēk-ked tag-bū-n-gōn têb-sum. Ten_dogo-r-gōn lamba kahraban-di_wēr bù-sum.* **181.** *Ten-n_ungo-ged kursi a-bargè-l ta_tēg-os-w'_an ū-wê-l_wēr bù-sum.* **182.** *Ter kursi-na mayin-nē-gêd safat ber-di_wēr têb-sum.* **183.** *In safat-na dŏgō-n_koi-gon ruḫâm dûl_wēk-ked tag-bù-sum wide ten-na ungo_kêl-lo katrè-godon-gōn ruḫâm-na gud'a_wēr ten-na togô-n-di-r kolli-bù-sum.* **184.** *Wide safat-nâ kid dogō-n_kêl-lo ka_tōd owwi-gi kô-sūm. Têk-kū-na togô-r kā-ki-r-tōn toski dâ-san wēr_wêr_dogo-r wide wēr_nitin dibla ašir deheb_galig_wēk-ki kô-san.* **185.** *Wide-gōn dogo_kêl-lo ruḫâm-na kid_dogo-r kisib dūl ārō-nâ kumma_wēr bù-sum. Ten-na tù-r-gōn sakki essi-n-di ter_galig_wēr dā-bù-sum wide fūta nadif owwi-gōn, gulla essi-ged eyyi-bu-l ten-na*

179. Ich schloß mein Zimmer Nummer 72 auf, ging hinein und fand da ein königliches Bett. **180.** Neben seinem Kopfende stand etwas wie ein Mehlschrank [*gussè*], mit einem Stück Marmor bedeckt, und auf ihm stand eine elektrische Lampe. **181.** Südlich von ihm stand ein strahlender Stuhl, der zum Sitzen einlud. **182.** Links von diesem Stuhl stand ein hölzerner Schrank [*safat*]. **183.** Und die Oberfläche dieses Schrankes war mit einem großen Stück Marmor bedeckt und auf dessen Südrande, und zwar an der Wand, war ein Stück Marmor mit seinem unteren Ende [aufrecht] festgekittet. **184.** Und der eigentliche Schrank hatte im oberen Ende zwei Kästchen. Und unter diesen waren drei [größere] Kasten, einer über dem anderen, und sie hatten jeder einen schönen, goldähnlichen Ring. **185.** Und oben auf der Marmorplatte selbst stand eine märchenhafte, große weiße

---

[1003] tischchen vgl. 509. **181** Die Bewohner des Niltals, die an ihrem von Süden nach Norden fließenden Strom (den sie oft auch da, wo er sich windet, als nord-südlich betrachten) sind weit mehr als wir gewöhnt, die Himmelsrichtungen zu brauchen. Ich besinne mich noch, wie es mich vor 20 Jahren überraschte, als im Zelt unser Diener zu mir sagte: »Bitte Herr, rücke etwas südlich«. — »Der zum Sitzen einlud«, wörtlich »der sagt: kommt und setzt euch«. **182** Zu *safat* s. 446. **184** Sam. Wb. gibt *ter* this, *tekku* these, *man* that. Vgl. das *ar-gu* in 9. **185** *Kisib* s. 510, eigentlich mehr Teller. Die Waschkanne wird hier *sakki* genannt, wegen der Ähnlichkeit nicht in der Form, sondern im Gebrauch, vgl. 510 und 20, 9. Gleich dar- [1003]

[1003] *sakki·ged.* **186.** *In·gû·na iǖn·nē·ged wide mayin·nē·ged bû·san sabûn·na koms·eddi‿tôd‿dēk·kon wide bês·ir·di‿wēk·kōn.* **187.** *In·gû·na dogō·ged·gōn koi‿yálli bétti 'asel·gi ā·nakki·l‿galig‿wēr solli·bû·sum. Zôl ted·der ten·na ǵitta malle·gi nal·il·um.* **188.** *In wê·sin·na tin‿gar·ked kursi dessen dûl‿wēr bû·sum. In man owwol·di‿galig·mun·um. Mine harye·mên·ki·rin kam·lī·n‿sir·ked wala·gōn sir eǩǩe·l‿wēk·ked kud·bu·kō·rég·in, wide gatifa ǵuddo ašir‿wēk·ked deg·bû·sum, wide·gōn mahráma aro urb·uǵ·bū·l‿wēk·ked·gōn táǵ·ir·bû·sum.* **189.** *Ten·na kalum‿tôd·ted ḫazdna‿wēr têb·sum katrê·godon. In·gōn anatti‿nawre ûda·na tin kalum·di·gi morro·gr·ed‿ág·sum.* **190.** *Wide·gir·gōn ûda·na selle·r tarabêza sewa‿wēr têb·sum, ten‿dogo·r haǵa‿wek·ki kuǵ·ur·ki·ran·gōn wala bâǩ·ki·gi wers·il·gi báǵ‿an.* **191.** *In·gu ai ā·ǵille·rin·i‿teran. Amma haǵa eǩǩe·l ted·der dâ·sum.*

Schüssel. Und in ihr stand eine ihr ähnliche Wasserkanne, und lagen zwei reine Handtücher [und] eine mit Wasser gefüllte Flasche samt ihrem Trinkglas. **186.** Zur Rechten und Linken dieser Dinge standen ein Näpfchen für die Seife und eins für den Kamm. **187.** Und über diesem [allem] hing ein Spiegel [blank] wie Datteln, die Honig ausschwitzen. Er war so, daß man in ihm seinen ganzen Körper sah. **188.** Westlich von dem genannten stand ein sehr großer Stuhl. Dieser war nicht wie jener erste. Denn, wenn ich nicht irre, war er wohl mit Kamelhaar oder anderem Haar gepolstert und war mit einer dichten, schönen Plüschdecke belegt und war mit einem durchbrochenen weißen Tuch bedeckt. **189.** Nördlich von ihm stand an der Mauer ein Schrank [*ḫazdna*]. Und dieser nahm [leuchtend] wie der Mond die Nordwestseite des Zimmers ein. **190.** Und in der Mitte des Zimmers stand ein glatter Tisch, für den Fall, daß man etwas darauflegen wollte, und jemand der schreiben wollte, zum Schreiben einladend. **191.** Das sind die Dinge, an die ich mich erinnere. Aber es waren [auch noch] andere darin. [1003]

192. *Ai wide ess'‿ēk·ki bôg·os man kisb·ir êw·ed‿bēs·éd wide an·na tiwri·gi*

192. Ich goß mir etwas Wasser in jene Schüssel, wusch und kämmte

---

[1003] auf wird aus demselben Grunde auch das Trinkglas *sakki* genannt. **186** *Koms·eddi* (zur Bildung vgl. 12) ist hier deutlich das Näpfchen für die Seife. Das Wort bezeichnet sonst die nubische Lampe, ar. *siráǵ*, die ja auch nur ein Näpfchen für Öl und Docht ist. In den Evangelien kommt das Wort für Lampe oft (vgl. Matth. 5, 15; 25, 1. 3. 4. 7. 8; Mark. 4. 21; Luk. 8, 16; 11, 33; Joh. 5, 35) vor. — Wo dort der »Leuchter«, auf dem sie steht, genannt ist, braucht Sam. für seine Landsleute anschaulich das Wort *tuddu*, zu dem man 262 vergleiche. In einem ersten Entwurf für eine der Stellen stand ar. *tâga* statt *tuddu*. **188** Nach Sam. auch *tag·bu·sum* möglich. **190** Wörtlich: »schreib« sagend. **202** *Missi*, wohl eine Über- [1003]

[1003] *ūw·ed_šug·ur·sun togò·gir kal·lan_wēk·ki kal·lun·na ǵirádil·lo.* **193.** *Amma sillam·ged šug·ur·ka ā·kuǵ·sun, man ber·na gussē dugu_kō·l_e·sin·ged.* **194.** *Ȧn·ná kal·ē·gi kal·ed bokk̄i·gir bel·sun Triest·na medine·gi waigė·ru̯_an.* **195.** *Wide·gōn mahatta·r ǵû·u̯·ar·ki weris·bû·sun babûr darub šārti·n·di·gi sittáº·ki a·im-bel·in·gi issig·iru̯_an.*

mich, rief meinen Genossen und wir [1003] stiegen hinunter, um etwas zu essen. **193.** Aber wir stiegen [von nun an] über die Treppe hinunter und hinauf, da jenes hölzerne *gussé* Geld kostete. **194.** Als wir unser Essen aufgegessen hatten, gingen wir hinaus, um uns die Stadt Triest anzusehen. **195.** Und wir wollten auch nach dem Bahnhof gehen, um uns nach dem Zuge zu erkundigen, wann er abführe.

196. *Sá'a kems·itti·r lūkanda·gi mug·os_bel·sun wide darub wesa_wēr·ro tó·sun.* **197.** *Ted·der tramwė·gōn omnibus_an a·wė·ran·gon 'arabiye·k̄i-gōn, zôl·ī ā·egir·ran_è·k·ran, wala urd·i·n·di·k̄i_e·k·ran, wide otomobile·i̯_an ā·wė·ran·gon, in·gu mallē·k̄ī gǒr_nawitte ā·wás·san darub·na selle·r ǵū·bū·l·ged wide tá·bū·l·ged, zôl·ī ossi·ge̥d talle·bū·l·i·na más·ir darub·na berri oww·in·gár·i·ged.* **198.** *Ar wide ter zahma·n_tū·r ossi·k̄i·gi àn·ná mehel_tôd·ir ā·uskur·inǵi·sun missi·k̄i·gi wesá·gir_kus·ed.* **199.** *Alē·ged zôl·gi gurre·gir·il wide ten·na bál·gi šaglė·l dessen digri_e·sum. Amma ten·na digri·kanė zôl·gi wēk·kôn·gi tid·de'·tōn ā·mor-ro·gr·am·mun·um erig_tù·r.* **200.** *Ar·gi mallē·n_dogo·r 'aǵbė·r·el man goi·ti·k̄i gunna_nawre tēb·il·i_ter_ḗ·san. Mallē·k̄i·gōn kulu ašir kai·bū·l·ged goi·bù·ran.* **201.** *Ai_ōn wė·k·rin Médine·na haram·i·gi ā·hakyė·ran_an mursi·gi bi·wė·mn·īm·* **202.** *Triest kulu kogor·kōn wide ašir_na-dif·kōn·na mitar_missi_teran. Won ter ma ten·na kid·ti eddi_ašir wide eddi_*

196. Um vier Uhr verließen wir das Hotel, gingen aus und hinein in eine breite Straße. **197.** Dort wogten Straßenbahnen, sogenannte Omnibusse, Wagen, sei es solche, in denen Menschen saßen, sei es solche für Lasten, und sogenannte Automobile — alle diese wogten wie Ameisen in der Mitte der Straße, gehend und kommend, ganz abgesehen von den Menschen, die auf beiden Seiten der Straße zu Fuß gingen. **198.** Wir gingen mit weit offenen Augen Schritt für Schritt gemächlich in diesem Gedränge. **199.** Wirklich, es gab viel, was einem Freude machte und den Sinn beschäftigte. Aber [gerade] seine Menge ließ den Menschen nichts davon in seinem Verstand festhalten. **200.** Was uns am meisten gefiel, waren jene Gebäude, die Bergen gleich dastanden. Und alle waren aus schönem behauenem Stein gebaut. **201.** Wenn ich sage, daß sie den Pyramiden Ägyptens ähneln, werde ich keine Lüge

---

[1003] setzung des arabischen *'ēn* »Auge, Quelle«, ist der Stollen, der dem Sāgyenbrunnen (*mitar*) [1003]

[1003] *bār·bū·l·ged ā·saiddi·mèn?* **203.** *Wide·gōn tin·nā erig·na kudde·r·ar·kōn tin·na tèg·ar·kon ai·gi dessen ǵom·sum tin·na aw·id·ī malle·ki·r.* **203.** *Malle kèl·gi tir·bū·ran.* **204.** *Ai ikke farriǵ·ka ā·ʿaǵǵibè·sin_nawitte, zōl·ī·na bag·id, eddi_dūl wide affi·kī·gōn mäka, ai·ged ā·ʿaǵǵibè·san. Ad·der urti bérri_wēr dā·mèn·in·gōn ǵiha malle·r tir_galg_e·rin urumme·gid·k_an·mèn·ki·n.* **205.** *In urumme·gid tid·der dā·mēn·in·gad ā·wè·reg·ran: Wōn min·i·n_ǵādab_wēr in·gi urumme·gr·um?*

sagen. **202.** Triest ist ein Brunnenquell festen und schönen, sauberen Steins. Und warum sollte es sich nicht mit dem Schönsten und Erlesensten schmücken? **203.** Und ihr gesetzter Geschmack und [die Art] ihr[es] Wohnen[s] hat mir unter all ihren Leistungen sehr großen Eindruck gemacht. **203.** Alle erreichen darin Vollkommenes. **204.** Ebenso wie ich so schaute und staunte, so staunten manche Leute, Erwachsene, aber besonders Kinder, mich an. Da an mir nichts Krummes ist, so bin ich doch in jeder Beziehung wie sie, bis auf die Schwärze. **205.** Da sie diese Schwärze nicht haben, so werden sie wohl [bei sich] sagen: »Welcher Ärger hat wohl den so schwarz gemacht?« [1003]

206. *Ter·i·n_hāl·lo dā·run·gōn mahatta·gi dūr·sun. Tin·na mahatta·r wè·rin_wēr dā·mn·um ten·na ʿāli·gid·tōn wide wesa·gid·tōn·g_an·mèn·ki·n. Minē dessen sokke·bū·n.* **207.** *Ted·do tō_ǵū·rgi warag·ki ā·mer·ran·n_agar·ro tèb·irgi èn_wēk·ki el·ed issig·sun bābūr feǵir·di·n·di sittāº·ki ā·imbel·in·gi.* **208.** *Ter wide·gir·dekk·ir·sum: Sāʿa kolod·i_bag·atti·r ā·imbel·n_an.* **209.** *Wide·gir_issig·sun: »Triesti·r·tōn Berlin·do ǵū·m_bokon muk_kott_ēk·ki ā·wers·in?«* **210.** *Ter ruddē·dèkk·ir_wè·sum: »Mark·ir·tōn er·be'in·i_wēk·ki wide pfenni·r·tōn* [var.

206. So kamen wir zum Bahnhof. Von ihrem [der Triester] Bahnhof wüßte ich nichts zu sagen, außer von seiner Höhe und Weite. Denn er ist sehr hoch. **207.** Wir gingen in ihn hinein und als wir an der Fahrkartenausgabe standen, fanden wir dort eine Frau und fragten sie, wann der Morgenzug abführe. **208.** Sie antwortete uns: »Um $7^1/_2$ Uhr fährt er ab«. **209.** Wir fragten weiter: »Wieviel kostet es von Triest bis Berlin?« **210.** Sie antwortete uns und sagte: »41 Mark und 40 Pfennig.« »Kann

---

[1003] das Wasser vom Nil her zuführt (vgl. 377 A, 5). **203** Sam. erklärte das *tin·na erig·na kudde·r·ar* durch »ihr Geschmack und ihre Geschicklichkeit«, *tin·na tég·ar·kōn* durch ar. *suknāthum.* **204** Während Sam. seine Hautfarbe hier *urumme* »schwarz« nennt, bezeichnet er sie ein andermal als *desse* »braun«. Vgl. zu 1006, 12. **205** *Min·i·n_ǵādab* »welcher Zorn«, wie man sagt *min·i·n_ūrti* »welche Sache«. **207** Was das zweite *·di* in *feǵir·di·n·di* soll, ist mir nicht [1003]

[1003] »*fadda_diǵ·ir·ton*] *erbe'in·gi*«. »*Wōn elekken warag b·ār·takki·n·ă?*« *Illa·h_an_e·sum; asal·gi tá·k*^{u}*·run b·ár·run.* **211.** *Ted·do·tōn ar bel·ligi àn·nà lukan·da·gir nékkĕ·sun darub ar tá·sun ekke·l_wēk·ked.*

man jetzt schon die Fahrkarte nehmen?« »Nein,« sagte sie, »[erst] wenn Sie morgen kommen, können Sie sie nehmen«. **211.** Nachdem wir von dort herausgegangen waren, bogen wir auf einem anderen Wege als auf dem wir gekommen waren zu unserm Hotel ab. [1003]

212. *Tek·ki dúr·ed wide tō_ǵū_'áš*^{i}*·'akk·ed àn·nà turb·ar·n_agar·i·gir·kuǵ·os·sun.* **213.** *Wide an·na tiwri·gōn ai·gōn ittiwri·gi salam·os·ir wēr_nūtin ten·n_úda·gir tall·os·sum.* **214.** *Ted·do·gon kinn*^{a}*_*^{w}*ēk·ki gery·ed arti-gi ten·d·an·il·gi tir·os wide ar·gi ugu·n_tū·r tag·r·ir_an_bedd·os_turb·os·sim.* **215.** *Maris·bù·sin·ged kulu_nawitte nēr_béy*^{y}*·sim. Amma ai·gi ta_b·agis·san·n_owwol·lo im·bol·os·kó·sim.*

212. Als wir es erreicht hatten, hineingegangen waren und zu Abend gegessen hatten, stiegen wir in unsere Schlafzimmer hinauf. **213.** Und mein Genosse und ich grüßten uns und gingen jeder nach seinem Zimmer. **214.** Nachdem ich dort ein wenig gelesen und Gott das ihm gebührende gegeben und ihn gebeten hatte, daß er uns in der Nacht schütze, ging ich zu Bett. **215.** Da ich müde war, schlief ich die Nacht hindurch wie ein Stein. Aber ich war schon auf, ehe man mich zu wecken kam.

216. *Feǵir·ki sá'a gorǵ·i_bag·atti·r togo·r fatūr_dogo·r ág·sun. Sá'a kolod·itti·r àn·nà hisāb·ī·gi áw_hallis·ós·sun·godon omnibus tá·rgi ar·gi inǵ·ed_nog·sum mahatta·gir.* **217.** *Ted·do·gi dúr·ri·gōn šug·ur àn·nà warag·i·gi mer·ed_tō·sun šárti·n_darub·na 'arabīye·ki·g_abid·di.* **218.** *Ai wide issig·sim ter_ōn 'ara·bīye_wēr in·do·ton Berlin·gir ǵiyár_*

216. Morgens um 6½ Uhr saßen wir unten beim Frühstück. Um 7 Uhr beglichen wir unsere Rechnungen und gleich darauf kam der Omnibus, nahm uns auf und fuhr mit uns zum Bahnhof. **217.** Nachdem wir dorthin gekommen waren, stiegen wir aus, lösten unsere Fahrkarten und gingen hinein zu den Eisenbahnwagen. **218.** Und

---

[1003] klar. Vgl. 1003, 54. 55; 1005, 8. **211** Oder ist *tá·sun·n_ekke·l* »zu schreiten«? Dem gewöhnlichen Gebrauch bei *ekke·l* würde ein *tā·sun_dogo·r ekke·l* entsprechen. Einen eigentümlichen Gebrauch bei *ekke·l* s. 1003, 79. **212** *'Āš·šakki* »zu Abend essen« entspricht ar. *it'ašša* und steht für **'aš·takki* und dies wieder für **'ašši·takki.* — Das Wort für »zu Mittag essen« ar. *itǵadda* wird nub. im ersten Teil ebenso verschliffen: *gad·takki* für **ǵaddi·takki.* **216** Mskr. *korǵi.* **218** *Ter* pleonastisch vor *ōn* vgl. 16, 1. — *Kutte* »aussteigen, absteigen, auch vom Esel herab«, z. B. in folgenden Sätzen von einem Manne aus Girsche: *asal_wē·kág faǵir·ro Uksur·ró kutté·ru* »übermorgen steigen wir in Luksor aus«; *Gátir tēb·ós·ki*^{n} *kutté·rgi lokánda·r be·ǵú·ru* »wenn [1003

[1003] [oder *kutte·r·ar‿*] *kʷü·r dâ·ki·n‿an.* **219.** *Dā·n‿an·dan·gad tek·ki kashê‿bel el·ed·irgi ted·der tô·sīm.* **220.** *An·na tiwri·gōn Münchin·do ā·ġú·n·gad ekke·l‿wêr·ro tô·r·os·sum ten·na eši·n‿id·i‿wêr·i·gi el·ed·ir.*

ich fragte, ob ein Wagen ohne Umsteigen [oder ohne Aussteigen] von hier nach Berlin da sei. **219.** Als man sagte: »Es gibt einen«, fand ich ihn bereit, nach Norden zu fahren, und stieg in ihn ein. **220.** Und mein Freund, der ja nach München ging, stieg in einen andern, wo er einige Landsleute fand. [1003]

221. *Sáʿa kolod·i‿bag·atti·r bābúr im·bel·sum mahatta·r·tōn ten·na safar nossó·g‿abiddi.* **222.** *Mahatta·na kid ġer·na tú‿wēr·ro têb·sin·ged bābúr ar·ged dór·ar·kir‿dór‿kuġ·bú·sum.* **223.** *Gunna·na koi‿dogô·gi dúr·sin·godon ten·na bód·ti ġugri·i·an·sum.* **224.** *Ger wêr·ro·tōn bel·ka ġer oww·itti‿wer·ro ā·tô·sum.* **225.** *Ter ġer·i·gōn dessen ašr·i‿e·san.* **226.** *Tir·gi ašir·kanē·ged deg·idd·ed‿āġ·il·gōn ġow·wi·ki dime dess·am·bū·l·i magisse ġudd·an‿bēr·bū·l·gōn gunna·ki dessen sokke·bū·l·ī·gōn wide man essi kúdd·el ten·na bód·ti‿íl·gi ā·mer·il·gōn‿ter‿é·san.* **227.** *Wide bābúr gunna·ki b·eske·kuġ·nog·mên·in·gi urb·iġ·ed·āg·tir·ran tek·ked núy·an·na ġóro.* **228.** *Mallē·na nosso·gid wêr·mun·um. Bag·id urtunna·m bag·id·tōn nossō·m. Agar‿bag·id·tōn dessen essê·m wide ġer·kōn dessen doll·um, ʿawal·ʿawal·ê·gōn digri·m.* **229.** *Bābúr·na bód·ti ġugri·ged zôl ten·n‿â·r*

221. Um $7^1/_2$ Uhr fuhr der Zug ab aus dem Bahnhof auf seine lange Reise. **222.** Da der Bahnhof selbst im Innern eines Tales liegt, kroch der Zug mit uns hinauf. **223.** Sobald er die Oberfläche des Gebirges erreichte, wurde sein Lauf hitziger. **224.** War er aus einem Tal herausgekommen, so fuhr er in ein anderes Tal hinein. **225.** Und diese Täler waren sehr schön. **226.** Und was sie mit Schönheit überzog, waren die immergrünen Bäume und das dicht sprossende Gras und die sehr hohen Berge und jenes klare Wasser, das seinen Lauf wie einen Faden einschnitt. **227.** Und die Berge, die der Zug nicht erklettern kann, durchbohrt man, damit man durch das Loch hindurchfahren kann. **228.** Nicht aller [dieser Tunnel] Länge ist gleich. Ein Teil ist kurz, und ein Teil ist lang. Und manche Gegend

[1003] der Zug hält, steigen wir aus und gehen ins Hotel«. Dagegen scheint sonst, vor allem in Verbindung mit *têb* (*kutte‿têb*) das Wort *kutte* eher »stehen, aufstehen« zu bedeuten, was der Bedeutung im FM. (Rein., Leps.) gut entsprechen würde (23, 2; 50) u. ö. Vielleicht ist die Verbindung so herzustellen, daß man bei »Absteigen« an den Übergang vom Sitzen zum Stehen denkt. Nicht ganz leicht sind die Stellen 867, 19 und 464 damit zu vereinigen. **219** Vgl. zu 742. **226** *Bód·ti* ist wohl genitivisch zu fassen: »den Faden seines Laufes«, wenn nicht gar *bód·ti·n* zu schreiben ist. **227** Zu *núy* vgl. 377 A Schluß; 380. — [1003]

[1003] *bain·ka ā·wè·n: Elekken digir_mall·an_ gerg·iģ bi·tóg·iģ·turub·run ìn·ná būbùr·ked.* **230.** *Ikke zōl hèwes_wēr·ro dā·bù·n·gōn ter darub nisē·bū·l ā·ģū·bél·in.* **230.** *Alē·ged ten·na ašir·kanė·gi wė·r·os_mug·os·ran·um.*

ist sehr eng und das Tal [dort] sehr tief und die Windungen zahlreich. [1003] **229.** Bei dem hitzigen Lauf des Zuges spricht der Mensch bei sich: »Jetzt werden wir fallen und alle hinunterrollen und zerschmettert daliegen mitsamt unserem Zuge.« **230.** Während der Mensch so töricht grübelt, läuft jener schmale Weg immer weiter vorwärts. **230.** Wirklich, seine Schönheit ist so, daß man sie nur erwähnen [und dann schweigen] kann.

231. *Būbùrwakk·ék·ka·[illegible]n medinedùl_ wēr·ro ā·téb·sum rukàb·ki ōs·ir·ri_an_ inģ·ir·ri_an wala·gōn essi·gi inģi·ri_an.* **232.** *Ted·der dā·bū·l·ī·gōn ā·samm·am·* [oder *·an·*] *min·an.* **233.** *Tin_new·erti·ki·ged oróké·gir·ran_wèk·ki wala bi·ģu·gri·gir·ki·ran ikki was·bū·l·ged šāi·ged gahwa·ged wala essi naddi·ged wala·gōn orig·bū·l kal·na seriha·ki_wēr·i kusu_ wēk·ked kassi·bū·l·ī·gi ģán·ka ten·na org·id·ti ā·túr·san.* **234.** *Urtunna·gir zōl wers·in malle ted·do bù·n, dugu_teran wē·r·e wide tirti_teran šedid.*

231. Und von Zeit zu Zeit hielt der Zug in einer großen Stadt, um Reisende abzusetzen oder Wasser einzunehmen. **232.** Und [dann] sind die Reisenden im Zuge nicht müßig. **233.** Sie kaufen für sich etwas zum Abkühlen, oder wenn sie sich erwärmen (wollen), gekochte Milch, Tee oder Kaffee oder Schnaps, und wer Hunger hat, kauft sich einige mit Fleisch belegte Schnitte Brot und vertreibt so seinen Hunger. **234.** Kurz, alles, was der Mensch will, ist da, nur ums Geld handelt es sich und es ist der starke Herr.

235. *In·i_hállo dā·bù·run·gōn ugu ar·gi kadē urumme dúllō_nawre tā_ urr·ir·sum. Wōn ten·na ugu·gōn nosso·i_ē·sum.* **236.** *Alāi zōl oddi·l_wēr_do-*

235. Während es uns so ging, kam die Nacht und legte sich auf uns wie ein schwarzes schweres Tuch. Und diese Nacht war lang! **236.** Sieh,

---

[1003] *Nūy·an·na* für *nūy·ar·na.* **230** Zum Satz vgl. zu 177. Sam. erklärte: man kann doch nie genug sagen. **232** Zu *samm* vgl. 766. **233** Hier ist der Satz aus den Fugen. Es müßte als Objekt zu *ģān·ka* heißen: *wās·bū·l·gi, šāi·gi, gahwa·gi, naddi·gi.* Die Abirrung und Beziehung auf *ģugri·gir* ist leicht begreiflich. — Auch in *kassi·bu·l·i·gi* stand zuerst *·ged,* ist aber dann richtig durch *·gi* ersetzt. — Ferner ist für *orig·bū·l,* wie die 3. Pl. am Schluß zeigt, wohl *orig·bū·l·i* zu lesen. Vgl. unten. — Statt *ā·tur·san* stand zuerst *ā·tur·sum.* Das ist verbessert, aber im Mskr. das vorhergehende *ten·na* und *orig·bū·l·i* vergessen worden. Ich habe den Singular wieder hergestellt. — Amery S. 340 *sariha* splinter. **234** Sam. erklärte: *el·kalâm hûwa ʿala l·fulûs.* Man sagt auch arabisch für »wichtig« *ʿaléh el·qól.* **236** Sam. erklärte: *kéf* [1003]

[1003] *go·r ág·il minē bû·n? Ter_galg·an·sum* [oder *galg·as·sum*] *bik̄ki·ka nal·ǵ·in·gōn. Wide gumē·k̄ī·r·tōn od_wēr šug·ur ágin·do olisse ǵondo_nawre ā·kolli·sum.* **237.** *Urti ā·kakke·gr·il_wēk·ki kaš_el·mên_kudm·os_kuff·os kade·k̄i kag·sin·i·ged turb·os·sim.* **238.** *Haryè·mn·im sáᵃa·n_bag·attᵘ_ᵘēk·ki, berri·n_dogo·r turub·sin·gi. Mine berri·k̄i 'arid·ti âr·ar·ki môn·san tin·na sûd·kanē·ged wide ber·na bariǵ·kanē·ged.* **239.** *Min_âw·si·rê? Wide talle_giride·sim in·do man·do dar·bâd gaskatti·gi kâg·il_nawre.*

wie ist einem zu Mute, der bei einem Kranken sitzt? Wie ihm, ging es uns, wie er [abwechselnd] wacht und einnickt. Und von der dritten Nachtwache an senkte sich eine Kälte herab und legte sich klebend wie ein zäher Saft auf die Haut. **237.** Da ich trotz des Suchens nichts Wärmendes fand, kauerte ich mich zusammen, und legte mich schlafen, [nur] bedeckt mit den Kleidern, die ich trug. **238.** Ich glaube nicht, daß ich eine halbe Stunde auf der Seite gelegen habe. Denn die Rippen wollten den Boden nicht annehmen, wegen ihrer Blöße und wegen der Grobheit des Holzes. **239.** Was konnte ich tun? Ich ging wieder hin und her wie eine Henne, die ein Ei trägt. [1003]

240. *Man kes·andi·r dā·bû·rin·gōn Berlin·gi tā_dûr·sim sáᵃa kolod·itti·r.* **241.** *Ter mahatta dûl_tû·r·tōn sūg_bel·sun bok̄ki·gir eged·i zerûba·n_tû·r·tōn a·bel·lan_nawre, wer_wîtin·gōn ten·na urd·i·gi i wêr·ro ya oww·in·gâr·i·ged solli·gr·ed·ir.*

240. In dieser Not kam ich um 7 Uhr in Berlin an. **241.** Aus diesem großen Bahnhof strömten wir hinaus wie die Schafe aus der Hürde gehen, jeder sein Gepäck in einer Hand oder in beiden tragend.

242. *Ai·gōn an·di·k̄i_solli·gr·ed·ir_bel_tâ·rgi gahwa_wēk·ki koi̯·ir nal·os tek·k_abiddi_nekke·tir wide tô·r·os urd·i·gi an·n_awti·r uskur·os·ir_têg·os gahwa ik̄ki_kô·l ǵugri_wēk·ki kal_wēk·kodon amrè·sim.* **243.** *Ā·ǵussutti·n·gōn atta·ran·gad inǵi·rgi tolle_ni·os·sim sakki_tôd koi̯·dl·di·gi ǵitta·gi ǵamme·gir_kakke·gir·dèn·*

242. Auch ich nahm meins auf, ging hinaus, und da ich geradezu ein Kaffeehaus sah, ging ich auf es zu, trat ein, setzte mein Gepäck neben mich und bestellte einen warmen Milchkaffee mit etwas Brot. **243.** Als man ihn dampfend brachte, nahm ich ihn und trank das erste Täßchen,

[1003] *eš·šah̰s̰ ellazi . . .* **239** Für *giride·sim* stand zuerst *dāǵi·sim*, wie überhaupt Sam. die beiden Worte als synonym behandelte. Vgl. 662. **242** Zu *koi̯·ir* oder *koi·r* »geradezu« vgl. Amery S. 134 *fi·wiššak* straight ahead, S. 348 *bi·wiššak* straight on. Vgl. 698. **243** Die europäische schalenförmige Kaffeetasse wird hier mit *sakki* (vgl. 510) übersetzt. Die kleinen, anders geformten [1003]

[1003] *in·na ǵôro·* **244.** *Wide·gir·gōn oww·itti_wēk·ki weris·rin·gad atta·dèn·san.* **245.** *In agâb·di·gi kal·ē·godon ni·sim.* **246.** *Man·i_watti·gi rig·ki ǵoll·os missi·ki·gi kus ešei·gi serè·gir_uru_nal·sim wide erig·kōn tēg·os·in·gad i̯i̯r·sim sai̯e·r dā·sin·gi.*

damit es mir den Körper zusammen- [1003] risse und wärme. **244.** Und als ich noch ein zweites verlangte, brachte man es mir. **245.** Dies zweite trank ich zum Essen. **246.** Da erst erholte ich mich, öffnete die Augen und sah mir die Gegend ordentlich an, und da sich nun mein Verstand gesetzt hatte, erkannte ich, wo ich war.

247. *Welēs·os·sin·n_agâb·ir 'arabiye_wēk·ki kery·ed an·n_awri âg·in·n_agar·kir egr·ed_sūg_tô·sim.* **248.** *Šōb dûl_wēr·n_agâb·ir goi·ti dûl wide ašir_wēr·nai 'arabiye tā_tèb·sum.* **249.** *Bâb kob·bū·n·gi el·ed, kus·im_bokon ted·do sahrâya_wer dâ·n·gōn kakke·run·gōn erǵ·ed_tèb·os·sun.* **250.** *Bâb wide kus·takki·sum.* **251.** *Ai·gōn tall·in_ǵū·rgi bawwâb·ki sa-lām·os_issig·sim fegir Schäfer_ōn in·do b·el·takki·ki·n̨.* **252.** *Eyyo·u̯_an·in·gad an·n_erri·gi sokke·tir·sim oǵǵū·tir_an.* **253.** *Wide ai·gi teb'ē·r_an·in·gad ten·n_agâb·ki âr·sim are·gir.*

247. Nachdem ich mich ausgeruht hatte, mietete ich einen Wagen und fuhr dahin, wo mein Freund hauste. **248.** Nach einer langen Weile hielt der Wagen bei einem großen und schönen Gebäude. **249.** Da wir das Tor geschlossen fanden, so warteten wir bis [der Pförtner] öffnete, indem wir auf einem sonnigen offenen Platze, der da war, hielten und uns wärmten. **250.** Dann wurde das Tor geöffnet. **251.** Ich ging hin, grüßte den Pförtner und fragte, ob der Professor Schäfer hier zu finden sei. **252.** Als er ja sagte, gab ich ihm meinen Namen, damit er ihn ihm bringe. **253.** Und da er sagte: »Folge mir«, so ging ich ihm nach hinein.

254. *Digri_wēk·ki tall·in_tā_ǵū·mèn·dun·gōn ai ā·weris·sin·na tirti ar·gi abiddi·sum.* **255.** *Ter wide 'āǵeb·ir tô·sum ted·do ai·gi nal·os. Mine ḫabar·ki kō·mèn·*

254. Bevor wir noch viel gegangen waren, begegnete mir der, zu dem ich wollte. **255.** Und der geriet in Verwunderung, mich dort zu sehen.

[1003] nubisch-arabischen nennt man mit ihrem arabischen Namen *finǵân* (oder *fingân*). **246** »Den [1003 Speichel verschlucken«, für »sich erholen« auch 1012, 8. Ich erinnere mich, den Ausdruck auch in einer deutschen Übersetzung des Don Quijote gelesen zu haben. Vgl. *féga* 1008, 21. **249** *Saḥrâya* Sam. »sonniger Platz« vgl. 232. **252** Hier und im folgenden Satz fehlt wie öfters das *·n* vor *·gad* im Mskr. Gesprochen wurde es. Vgl. zu 1003, 75. In *eyyo·u̯·an* kann das *u̯* einfach aus dem *o* gezogen sein. Es ist aber zu beachten, daß Sam. in seinem Wb. das Wort für »ja« zweimal *eyewo* schreibt, also offenbar den Zusammenhang mit ar. *aiwa* أَيْوَهْ noch stark empfindet. Im Gespräch hört man in Nubien sehr oft nur ein *é* oder *ēi̯*.

[1003] *sin·ged ter ugros·ir wide man sā'a·r tek·ki bi·tā·dūr·sin·gi.* **256.** *Ittiwri·gi salam·os 'arbáği·gi ten·na kerê·gi tir·os an·na urd·i·gi inğ·ed âre·r tô·r·os·sun.*

Denn er hatte keine Nachricht, daß [1003] ich an jenem Tage und zu jener Stunde zu ihm kommen würde. **256.** Nachdem wir einander begrüßt hatten, gaben wir dem Kutscher seinen Lohn, nahmen mein Gepäck und gingen hinein.

257. *Ten·na ğelli digri_e·sin·ged urd·i·gi ten·na úda·r wakk·os gasir firğē·n·di·r tall·in_dāği·sim farriğ·rin·gōn.* **258.** *Min·gi ā·farriğ·sīm_an·mun·u?* **259.** *Ai ā·farriğ·sin·gi kummá·gir_wē·ran·um.* **260.** *Mine Medine·n_'arid·tōn Kunūs·i·n·di·gōn wide ten·na Dungula·r ğú·m_bokon in·do Berlin·do sokk_ed_tā·rgi tèb·ran tin·na tid·der dā·l·ī mallē·ged antīka·ki·r·tōn.* **261.** *Man eše̩i·i·r tir·gi nal·il·el in·do tir_bezâtu·gi ā·nal·in koi_gálli·r zôl ten_new·erti·gi ā·nal·in_na·witte.*

257. Da er viel zu tun hatte, so ließ ich das Gepäck in seinem Zimmer und ging in dem Schaupalast umher, um ihn mir anzusehen. **258.** Fragst du nicht, was ich gesehen habe? **259.** Was ich mir angesehen habe, ist, als ob man ein Märchen erzählt. **260.** Denn Ägyptenland und das der Nubier (*Kunúz·i*) und bis nach Dungula' hinein stehen hier nach Berlin geholt, mit allem, was in ihnen an Altertümern ist. **261.** Wer sie in jenen Ländern gesehen hat, sieht sie hier leibhaftig, wie ein Mensch sich in einem Spiegel sieht.

262. *Ter agar·ro·tōn 'arabiye_wēk·ki oww·itti·ged kery·ed mahatta darub šārti·n·di·r tá·rgi warag·i·gi mer·ed fegir Schäfer ág·in·n_agar·kir nog·sun.* **263.** *Tek·kon dessen warrī_e·kó·mn·um.* **264.** *Ar bi·šug·ur·run·na mahatta·gi dūr_šug·r·os wide·gon 'arabiye_wēk·ki kerê·sun kā·g_abiddi.*

262. Von diesem Orte mieteten wir zum zweiten Male einen Wagen, kamen zum Eisenbahnhof, lösten die Fahrkarten und fuhren nach dem Orte, wo Professor Schäfer wohnt. **263.** Und der war nicht sehr weit. **264.** Nachdem wir die Station, wo wir aussteigen mußten, erreicht hatten, stiegen wir aus und mieteten einen Wagen zum Hause.

[1003] **258** Vgl. 1003, 25. **259** Das *·gi* ist von *wē* »sagen« abhängig. Wörtlich: Es ist märchen- [1003] haft, das, was ich angesehen habe, zu erzählen. Vgl. 177. **260** In *Kunúsi* kommt hier das gemeinnubische *s* für das ar. *z* durch. Vgl. Einl. S. 30. **261** *Bezâtu* vgl. 1003, 161. **266** Was *kai̯·bū·l* hier besagt, würde unser deutsches »sauber« in der volkstümlichen Bedeutung gut wiedergeben. *Kai̯* ist eigentlich »behauen«, ar. *nağar*. Vgl. 320, 26. 30; 1000, 200; und besonders Joh. 15, 2. 3, wo der Bedeutungsübergang vom Abschneiden alles Überflüssigen, Schädlichen und Häßlichen zu »sauber, rein« recht klar wird. Die französische (Stapfersche)

[1003] **265.** *Ted·do·gōn ʿawal·awal·è owwi_toski·gi tall·os·sun·n_dhar·ro ki ted·der bi·kewid·run·gi* [später *·der*] *dùr·ed ʿarbiǵi·gi ten·na kerè·gi tir·os šàrti·na bāb_tôd_dēk·ked hòš·ir tò·r·os, bàb àn·nà mayin·nē·ged tèb·il·ged kà·n_tū·r tò·rgi sillam·i·ged kuǵ fegir àg·in·na bag·d·ir tō_welèse·sun.*

265. Und da kamen wir, nachdem wir zwei bis drei Windungen gemacht hatten, nach dem Hause, in dem wir bleiben sollten, gaben dem Kutscher seinen Lohn, traten durch ein kleines eisernes Tor in den Hof, gingen durch eine Tür, die zu unserer Linken lag, in das Haus hinein, stiegen die Treppen hinauf und traten endlich in den Teil, wo der Professor wohnte. [1003]

266. *Ted·do·gōn sitti kai̯·bū·l dullo ašir_wer koi kus·bū·l wide usu·bū·l_wēr ar·gi abiddi_marhabê·ir salām·àd dol·è·n·di·ged salamē·ir·sum.* **267.** *Affi·Ki·r·tōn·gōn tek·ki teb'·ed_à·san toski, tōd owwi, bur_tòd_dēr.* **268.** *In·gù·gōn dessen ʿādel_tòn·i·m ašir_ton·i·m erig·katti_tŏn·i·m, wide dol·ê suhhin·di·ged eyye·bù·ran.* **269.** *Tìr·gōn salam·àd ǵugri_wēk·ked salāmē·ir·san.*

266. Und dort kam uns eine zierliche, sanfte und schöne Dame mit offenem Gesicht lächelnd entgegen, bewillkommnete uns und begrüßte uns mit liebenswürdigem Gruß. **267.** Und drei Kinder folgten ihr, zwei Söhne und ein Töchterchen. **268.** Auch diese waren sehr brav und hübsch, klug und voll aufrichtiger Liebe. **269.** Auch sie begrüßten [uns] mit warmem Gruß.

270. *Ar owwi wide tò·rgi i·Ki·gi èw·ed kal·è·n_dogo·r tèg·sun.* **271.** *Kal_bèr·ed wide·gōn èw·ed ag·l·i·gi šuǵm·ed fegir Schäfer·na ùda bāk·Ki·n·di·r têg·os·sum ḫabar·ki tir_ed·run·gōn.* **272.** *Ter·i·n_agàb·ir àn·nâ ǵelli, ai ter·i·n_ǵirâdil·lo tà·sin·gi uguddu·sun.*

270. Wir zwei gingen nun hinein, wuschen uns die Hände und setzten uns zum Essen. **271.** Nachdem wir uns satt gegessen hatten, uns gewaschen und den Mund gespült hatten, setzten wir uns in Professor Schäfers Schreibzimmer und tauschten Nachrichten aus. **272.** Danach begannen wir unsere Arbeit, deretwegen ich gekommen bin.

273. *In_teran an·na safar·na koi̯·àl wide agàb.*

273. Das ist Anfang und Ende meiner Reise.

Sept. 15 ǵen 1911. S. A. Hissein.

15. September 1911. S. A. Hissein.

[1003] Übersetzung gibt geradezu émonder. **271** Zu *tir·ed* vgl. 867, 6. **272** Die Arbeit begann buchstäblich wenige Stunden nach der Ankunft. Ich habe keinen Eingeborenen kennen gelernt, den ich wie Sam. wochenlanger angestrengtester geistiger Arbeit für fähig hielte. Vgl. 1012, 3. [1003]

XXVII. Briefe.

Nr. 1004—1016.

1004 *** 1004. Brief aus Aswân vom 27. 5. 09.** 1004

Sūgan_Dib 27^dti 5. 1909.
[Das las Sam. *Are_kolŏd·itti. Šahar diǵ·itti· Éluf iml_iskôd·i_ískōd.*]

Pro[fessor]. H. Schäfer.

Assuan 27ster 5. 1909.
[27ster. 5ter Monat. 1909]

Berlin Allemagne.

1. *Tirti kerrimê·bū·l.*

1. Geehrter Herr!

2. *In·nā ǵāwāb 17^dti 5. 09 [dimin·de_kolod·itti šahar diǵ·itti·r·ton] ai·gi sère·gi dùr·sum.* **3.** *Gery·éd wide ten·na tù·r dā·bù·l·gi ụ̈ịr·ed dessen·kīr gùrrè·sīm ir·gōn in·nā kā·n_id·ï·gōn affi·kī·gōn mille afy·ìd·ir dà·run·gi.* **4.** *Tir dogō·géd·da·l dime ir·gi tāg·r·il·ér!*

2. Ihr Brief [vom] 17ten 5. 09 ist mir richtig zugegangen. **3.** Als ich ihn gelesen und erkannt hatte, was darin stand, habe ich mich sehr gefreut darüber, daß Sie und Ihre Hausgenossen und Kinder alle gesund sind. **4.** Gott, der droben ist, möge Sie immer schützen!

5. *Ir ā·wè·run àn·nā ǵamm·atti·gòn wide ǵelli·gòn·gi, dib_tù·r_é·ki·n wala kub_tū·r_é·ki·n wala·gōn lukanda·r_é·ki·n, in·nā bàl·lo·tōn ā·warri·an·mun·um_an.* **6.** *Alē·m·á ā·maris·kiddi·kô·ki·n·gōn heyyine·kō·mn·un.* **7.** *Ya_rèt dime ittiwrī·godón_e·kô·k·run wala·gòn awti·ki·i̭_e·kô·k·run in ar uguddu·sìm·gi kêl_*

5. Sie sagen: Unser Zusammensein und [unsere] Arbeit, sei es im Tempel oder im Schiff oder im Hotel, komme Ihnen nicht aus dem Sinn. **6.** Es ist wahr, ob es uns gleich viel Mühe gemacht hat, so sind wir doch nicht ohne Erfolg geblieben. **7.** O wären wir doch immer bei einander oder

---

1004 * 1004, 3 *gurre* sich freuen wird bei nominalem Objekt nicht mit dem Objektiv *·gi* sondern mit *·ged* verbunden: 1005, 4; 1006, 7; 1010, 14; 1011, 3. 13; 1014, 26; 1015, 12; 1016, 2. Wenn 724, 3; 1004, 3; 1005, 8 ein Objektivnebensatz steht, so zeigt das eben, daß diese Sätze, wie manches andere, schon beginnen ihren eigentlichen Charakter zu verlieren, und einfach zum Ausdruck unseres »daß« werden, das ja auch ähnliche Schicksale (allerdings vom Pronomen zur Konjunktion) durchgemacht hat. Zu vergleichen ist etwa Wien. Text. Nr. 15, 60 (Umbarakâb): *Báraka, wō Ali, erkene·kó·l·an·os·sin·gi* »Segen (über dich), Ali, daß du Bräutigam geworden bist«. 5 Sam. schreibt in 5 immer *e·ke·n*. Vgl. 8. 6 Das *heyyinē* ist nicht ganz klar; meine Übersetzung beruht nicht auf Sam. Ein gleich aussehendes Wort ist Joh. 8, 49 gebraucht: *abō·gi ā·kermé·rin, ir·gōn ai·gi ā·heyyinē·run.* Dort bedeutet es aber »ihr verachtet, entehrt mich« (ar. Text يُهِينُونَنِي). An unserer Stelle würde die Ableitung von تَحَيَّن »keinen Erfolg haben« dem Sinn nach leichter fallen. Entscheiden kann ich nicht. 8 Sam. 1004

[1004] *wē̆r·ro atta·ru̯_án.* **8.** *Ai an·na kid·ir reǵá·gi mer·kó·mn·in in·ná ábidd·ar·kéd, in·dō·i̯_é·ki·n wala téd·do in·ná éšei̯·i·r_e·ki·n.* **9.** *Arti·nai·tōn afy·ád·ti ā·bíddi·rin ar mille·n_ǵirádil·lo oww·itti·ged šer·rif·takki·run·ná ǵóro.*

wenigstens einander nahe, daß wir [1004] das, was wir begonnen haben, zu Ende bringen könnten. **8.** Ich selbst habe an der Hoffnung nicht verzweifelt Sie [noch einmal] zu treffen, sei es hier oder dort in Ihrem Lande. **9.** Ich erflehe von Gott Gesundheit für uns alle, damit wir noch einmal [mit Ihrem Besuche] beehrt werden.

10. *Ir ár·gi wakk·os_nog·sun·n_di̯ar·ro ǵélli dessen·kir án_dogō·ki·r digri·i̯·án·sum. Ur_kōd·ē·gi el·bú·mn·un.* **11.** *In ugres·i·gon Missión·na ká·r·tōn bág·id éddi_ungó·n·di·gi ā·bōr·kiddi·rán me·drésa_wē̆r·ī kenisa_wék·ki goi·ru̯_án.* **12.** *Ai·gōn an_new·erti·r an·na kā_tód·ti bōr·kiddi·rgi goi·ri_an_dá·rin·* **13.** *Ín·deʹ·tōn ir ā·nál·lun an·na šáǵal·nā digri·kanê·gi.*

10. Nachdem Sie von uns weggegangen waren, hat sich die Arbeit sehr auf uns gehäuft. Nicht [Zeit zum] Kopfkratzen finden wir. **11.** Dieser Tage reißen sie den südlichsten Teil des Missionsgebäudes ein, um eine Schule und eine Kirche zu bauen. **12.** Auch ich selbst bin dabei, mein Häuschen einzureißen und [neu] zu bauen. **13.** Daraus sehen Sie die Menge meiner Arbeiten.

14. *Haryê·mn·in in ǵen_tû·r éske·rgi in·nai bi·tá·rin·gi· Ai_ón eske·kó·k·rin in ai·gi dessen·kir bi·gurre·kiddi·sum.* **15.** *Ikk_é·ki·n·gón ai in·ná serē·gid·ti an·na á·n_tū·r bokki·gr·ed_ág·rin.*

14. Ich glaube nicht, daß ich in diesem Jahre zu Ihnen kommen kann. Wenn ich könnte, so würde mir das sehr viel Freude machen. **15.** Da es [aber einmal] so ist, so berge ich Ihre Güte in meinem Herzen.

16. *Terǵáma·ná gissa·g_án·ki·n·gón:* **17.** *An·na ǵélli·n_uk_kottⁱ_ʷék·kodón wala wakk·os·kó·mn·in walá īw·os·kó·mn·in.* **18.** *Eske·rin·gi ā·dw·rin ugu·n_selle·i̯_é·*

16. Und was die Sache der Übersetzung betrifft: **17.** Trotz meiner so großen Arbeit habe ich sie weder liegen gelassen noch [gar] vergessen. **18.** Ich

---

[1004] schreibt wie in 5 *e·ke·n.* — Vgl. 5 und 1010, 5. Der Gebrauch von *mer* »abschneiden« ist [1004] eigentümlich. Vgl. auch den Gebrauch in 1004, 25 *ai id·der mer·min·in ted·do·tōn wē̆k·kón·gi bi·wakke·run·gi*, womit übereinstimmt der Satz in Sam. Brf. vom 19. 3. 12 *ai kid·ir id·der mer·min·im wē·r·ē wē·sun wē̆k·ki wakke·run·gi* »ich verzweifle niemals an Ihnen, daß Sie [etwa] Versprochenes unterlassen«. **10** Daß nach dem pluralischen Possessivpronomen der Pluralis von *dogo* steht, ist aus der noch lebhaften Empfindung für das Nominale in *dogo* zu erklären: *an_dogo·r* »an meiner Oberseite«; *án_dogo·ki·r* »an unseren Oberseiten«. Doch wird der Pluralis von *dogo* nicht an allen Stellen so durchgeführt. **11. 12** Vgl. 1005, 10—13. **15** D. h.

[1004] *ki·n·gōn.* **19.** *Arti·gōn šukrè·rin an·na à mallē·ged ten·na saʿd·àd·na ģiràdil·lo ugu·gōn ugros·kōn·do.* **20.** *Rasūl·ī·na àw·d·ī·gi bāģ·kir·ós Máttha·na enģil·lo dā·bù·rin elekken.* **21.** *Ir·gon ā·wè·run in·nà ģawàb·ir: Íššin·os_án.* **22.** *Wòn ir agúde b·éske·fehmè·ru·à? Ir_ón b·eske·kʲ·rún iššin·ár án_dogo·r dúllō·mn·un.*

tue, was ich kann, und wenn es auch [1004] um Mitternacht sei. **19.** Und ich danke Gott von meinem ganzen Herzen für seine Hilfe Tag und Nacht. **20.** Die Taten der Apostel habe ich beendigt und bin nun im Markusevangelium. **21.** Und Sie sagen in Ihrem Briefe: »Schicke es.« **22.** Aber werden Sie es auch allein verstehen? Wenn Sie es können, das Schicken wird mir nicht schwer.

23. *Amma ai·gōn ir·gi wēk·ki b·issig·rin: Min·gi ir·godon oģģù·sun·nà ter·ģama·ki·ged āw·sū·rè?* **24.** *Minē·i_an·kò·mn·un, ter ar koi·ál·gi àw·sun·gi nal·mèn·tāg ér_wēk·ki ugudd·ar tér_ter·mun·um. Wála íkke·mèn?* **25.** *Amma ai id·dér mér·min·īn ted·do·tōn wek·kōn·gi bi·wákke·rún·gi kèl_wēr·ro atta·mèn·tāg. Arti ʿádel ir·gōn ar·gón·gi saʿdè·n·ged.*

23. Aber ich will Sie auch etwas fragen: »Was haben Sie mit den Übersetzungen gemacht, die Sie mit sich genommen haben?« **24.** [Ich muß danach fragen.] Ehe wir nämlich das, was wir zuerst gemacht haben, [gedruckt] gesehen haben, etwas Neues anzufangen, wäre nicht richtig. Oder ist's nicht so? **25.** Aber ich verzweifle nicht an Ihnen, daß Sie etwa irgendetwas von dem liegen lassen, ohne es zu einem Ende zubringen. Der gute Gott helfe Ihnen und uns.

26. *In·nà tiwrī·ki·na hál? Ir urti_wēk·kōn·gi tin·nà ģiha·r wē·kò·mn·un.* **27.** *In·nà fadil·lo·tón tir·gi serè·gir_salā·mè·ir·we.* **28.** *Wide in·nà ka·n_id·i·gón affi·ki·gōn·gi digri·gir tin·nà i·kī·r·tōn morro·gr·éd_salāmè·ir·wé! Nōbī·gōn kūr·wʲ_án!* **29.** *In·do·tōn·gōn tim_bes·i·gōn tin·n_issi·ki·gōn ir·gi ā·salamè·ran.* **30.** *Ai·gōn an·na kid·ir ir·gi šukr·ōs, serè·gir i·r·tōn wide ógir·tōn ā·salāmè·rin.*

26. Das Befinden Ihrer Freunde? In bezug auf sie haben Sie gar nichts gesagt. **27.** Bitte grüßen Sie sie schön. **28.** Und reichen Sie auch Ihren Hausgenossen und Kindern die Hand und grüßen Sie sie vielmals. Und lassen Sie sie Nubisch lernen! **29.** Und von hier grüßen Sie die Brüder und Schwestern. **30.** Und ich selbst danke Ihnen und grüße Sie mit Hand und Herz.

31. *Ir éske in bák·ki·gi bi·fehmè·ru·à àba?* **32.** *In·nà fádil·lo·tōn iššin_wē·den·*

31. Ob Sie wohl diesen Brief verstehen werden? **32.** Bitte schreiben

[1004] erkenne sie dankbar an. **23** Ich hatte das Johannesevangelium und den Markus mit aus Nubien [1004] zurückgebracht. **24** Mskr. *aw·sin·gi.* — Zu *minē·i_an·kò·mn·un* vgl. 951, 3. **25** Vgl. 1004, 8.

[1004] *wé ir_ón fehmē·kó·k̀·run.* **33.** *Minē in án·na ǵawáb koi̯·ál_teran ai báǵ·sīn Nóbī·géd.*

34. *In·n_afy·ád·ir.*

S. A. Hissein.

Sie mir, ob Sie ihn verstanden haben. [1004] **33.** Denn dies ist der erste Brief, den ich auf Nubisch geschrieben habe.

34. Leben Sie wohl.

S. A. Hissein.

* 1005. Brief aus Aswân vom 9. 1. 10.

1. *Sŭu̯án.*

9 šahar koi̯·ál·di·r·tōn
Gen 1910 [éluf iml_iskód·i_dimin·] di·r·ton.

2. *Erig·katti·k̄i·n_dúl wide ór·na fegir Schäfer! Berlin.*

3. *Áwrī sérē!*

4. *In·ná bák·k̄i gúrri·bū·l šahar dimin·de_oww·itti·r wide ted·dér kemis·kéd ir ai·gi báǵ_iššin·dēn·kó·sun ai·gi tā_dūr·ek·kó·sun.* **5.** *Ték·ked ai dessen·kīr gúrrē·sīm. Wide·gōn ii̯r·sīm ai in·ná ǵille·gíd·ir·tón warri·i̯·an·mén·sin·gi walá íw·takk·os·mén·sin·gi.*

6. *Ir ā·wé·run alé·m: Ǵelli·na digri·kanē zól·gi ter ā·wérs·in·gi ā·āw·án·mun·um ter ā·birg·in_nawré, ir_é·k·run walá ár_ter_é·k·run.* **7.** *In mallē·godon Tír·ki hamd·ád sérē·m ir·gón ar·gón·gi tág·r·il·el ǵen nóg·ös·el·lo wide ar wēris·sun mallē·gi dēk̄·ir·el·gi ǵitta·r_é·ki·n wala néw·erti·r_é·ki·n.*

8. *Ai mallē·n_dogo·r gúrre·sīm án·ná Nōbī·na bák̄·k̄i·gi ir·i ii̯r_geryé·sun·*

1. Aswân.

9. [Tag] des ersten Monats
vom Jahre 1910.

2. Klügster, königlicher Professor Schäfer! Berlin.

3. Guter Freund!

4. Ihr erfreulicher Brief, den Sie mir im Dezember, und zwar am 4., geschrieben und geschickt haben, hat mich erreicht. **5.** Über ihn habe ich mich sehr gefreut, und habe [daraus] ersehen, daß ich nicht aus Ihrer Erinnerung verschwunden und vergessen worden bin.

6. Was Sie sagen ist wahr: Die Vielheit der Arbeit läßt einen, was man will, nicht so tun wie man wünscht, ob Sie es sind oder wir es sind. **7.** Trotzdem ziemt es sich, Gott zu danken, der Sie und uns im vergangenen Jahre beschützt hat und uns alles was wir wünschten, sei es leiblich oder geistig, gegeben hat.

8. Ich habe mich vor allem gefreut, daß Sie meinen nubischen Brief ge-

1005 * 1005, **2** Wörtlich: Großer der Klugen, und des Königs Prof. **4** Sam. schreibt: *12 oww·itti·r.* **6** d. h. damit geht es Ihnen so wie mir. **7** Sam. schreibt *werus·sun.* **8** Auch hier wieder 1005

[1005] *gi, wide in·géd 'áǵeb·ir tó·sim in·ná erig kel_kī̈ụ·n·di·r·tōn.* **9.** *Wide·gōn ir·gón in·nа kā·n_id·ĭ·gón affi·ki·gón afy·ád·ir dá·run·gi. Arti ir·gi dime tăg·r·ed_tèg·ir·el tén·na missi·ki·n_togo·r.*

lesen und verstanden haben, und bin [1005] dadurch in Staunen geraten über Ihre unendliche Klugheit. **9.** Und ferner [habe ich mich gefreut,] daß Sie und Ihre Hausgenossen und Kinder in Gesundheit sind. Gott möge Sie immer schützen unter seinen Augen!

10. *Ar·g_án·ki·n·gón in ǵen nög·el·lo déssen máris·sun ká·kī·na goi·ti·r.* **11.** *Iššin·bū·l Enderlín·gōn iššin·bu·l·ī·na ká·gi ā·gôi·sum, ai·gōn an_new·erti·n·di·gi.* **12.** *Alagide a·báǵ·ran goi·ti·r·tón. Ká ăšir_wēk·ki goi·tidd·ír·sum, wala haryè·mn·in in·do Sŭụán·do ter_galig dá·n·gi.* **13.** *An·di·gōn millī·mn·um; ai_kotti_tód·um.*

10. Und was uns betrifft, so haben wir in diesem verflossenen Jahr viel Arbeit gehabt mit dem Bau der Häuser. **11.** Der Missionar Enderlin hat das Haus der Missionare gebaut, und ich mein eigenes. **12.** Grade jetzt ist man fertig mit dem Bauen. Er hat ihnen ein schönes Haus gebaut und ich glaube nicht, daß hier in Aswân seinesgleichen ist. **13.** Auch meins ist nicht schlecht: es entspricht meinen bescheidenen Verhältnissen.

14. *In mallē·godon án·na enǵil·na báḱ·ki·gi wakke·kô·mn·im.* **15.** *In·ná tíwri fegír Junker tâ·rgi él·sum Mát·ta·gi bāǵ·kir·os·sin·gi.*

14. Trotz alledem habe ich unser Evangelienbuch nicht liegengelassen. **15.** Als Ihr Freund Professor Junker kam, fand er, daß ich den Matthäus fertig hatte.

16. *Ték·kōn ten·na tiwrī·ki oww·in·gár·i·gōn árti·r welês·os·san·n_agáb·ir ai·gi wide birig·sum ai báǵ·sin·gi báǵ·ri_án* [oder: *baǵ·iri̥_an*]. **17.** *Ai wĭde ni·gi ā·áw·sin_nawre ǵū·tir·sīm an·na busug_tód·ti mayin·n_i·r solli·gr·éd wide ī̈n·n_i·r an·na más·il·na tag·r·eddi·gi inǵ·éd.* **18.** *Kub_tód·tōn éssi·n_gár·ro erǵ·éd_ág·sum ni·ki_nawré.* **19.** *Ted·do ārti·kôl·lo tēg·os ā·báǵ·run·gōn ir·gi yá_*

16. Nachdem er und seine beiden Freunde sich auf der Insel eingerichtet hatten, wünschte er mich, um das, was ich geschrieben hatte, [selbst nach meinem Diktat] niederzuschreiben. **17.** Und ich ging nun, wie ich es das Jahr vorher getan hatte, zu ihm, mein Ledertäschchen in der linken Hand haltend und in der rechten Hand meinen Sonnenschirm tragend. **18.** Und

[1005] ein anscheinend überflüssiges *·di*, vgl. 1003, 54. **10–13** Vgl. 1004, 11—12. **16** Das war unser [1005] Vorgehen beim Johannes und Matthäus. — Zu *báǵ·iri̥_an* für *báǵ·ri_an* siehe 248. **17** *busug*

[1005] *ma ğille·kô·run wide yá_ma musul·kó·run in·ná dā·mên·ar·kéd ar·godon.*

das Boot erwartete mich am Ufer wie im vorigen Jahre. **19.** Während wir schrieben — wie oft haben wir da wir betrübt gewesen, daß Sie nicht [1005]

dort auf der Insel saßen und an Sie gedacht und wie sind bei uns waren!

20. *In ğélli·r dā·bû·run·gōn tin·ná ungô·gir ğû·u·ar bidá·sum.* **21.** *Fegir Junker wide wē·sum: »Ai hakim·godon bain·sīm ék·kōn ték·kōn Kalābši·r tá·rgi ugros oww·án·ki·n wala tosk·án·ki·n ar·godón teg·u·án.* **22.** *Serē·m_án íkke dig·r·os_teg·ós·sun.«*

20. Als wir [mitten] in dieser Arbeit waren, kam ihre Abreise nach Süden. **21.** Nun sagte Professor Junker: »Ich habe mit dem Doktor [Fröhlich, Ihrem Vorgesetzten] gesprochen, daß Ihr, Sie und er, nach Kalâbschi kommt, um zwei oder drei Tage bei uns zu bleiben. **22.** Da er einverstanden war, haben wir es so abgemacht.«

23. *Tir·i bi·ğû·san·nā máhrā·r hakim ai·gi wē·dên·sum: Ai úgros tóski·gi ungô·gir ğû·u·ar·ki ā·weris·rin, ugros wēk·kōn Kalābši·r, wēk·kōn Abuhór·ro, wēk·kōn Murwáu·ir tid·dér zól·i·gi nal·lun·na ğirádil·lo.* **24.** *Ter·ī·n_agáb·ir ir_ón in·ná bák·ki·gi bi·bág·kir·ki·run tir·godon welese·kan·wé.* **25.** *Tén·na in wē·r·ē·ki·n_dogo·r ung·án·sun šáre·n_ág·il_wēk·ki.*

23. Nachdem sie abgereist waren, sagte der Doktor zu mir: »Ich will [mit Ihnen] auf drei Tage nach Süden reisen, einen Tag nach Kalâbschi, einen nach Abuhôr, einen nach Murwâu, daß wir die Leute in diesen [Orten] sehen. **24.** Darauf, wenn Sie Ihre Schrift fertig machen wollen, so bleiben Sie bei ihnen [d. h. Professor Junker und den Seinen].« **25.** Auf diese seine Worte hin fuhren wir nach Süden beim Eintritt eines Abends.

26. *Ter wē·sin_nawré ğû·rgi ugros wēk·ki Kalābši·gi tir·sum wide Abuhór·ki wēk·ki wide Murwau·gōn wēk·ki.*

26. Wie er gesagt hatte, reisten wir und schenkten einen Tag Kalâbschi, einen Abuhôr und einen Murwâu.

27. *Amma elgón tir·gi múg·os_nog·men·dun·gōn fegir Junker wē·sum:* **28.** *Sûgán·do· lefte_tá·kⁱ·rin, wátti·gi*

27. Aber ehe wir noch die [drei Orte alle] hinter uns hatten, sagte Professor Junker: **28.** »[Erst] wenn ich

[1005] ist nach 76 eigentlich ein lederner Vorratssack. Hier bezeichnet es die lederne Mappe, die Sam. trug. **20** Ihre, d. h. der Expedition. **22** Wörtlich: »Gut sagend, haben wir« usw. **23** Zu *mahra·r* vgl. 444, 41. — Die Orte sind von Norden nach Süden aufgezählt. **24** Schrift, d. h. das angefangene Matth.-Evangelium, vgl. 1005, 16. 29. **26** In Kalâbschi wurde die Expedition flüchtig besucht, vgl. 657. **27** Hinter Junker wäre [1005]

[1005] *b·él·lin man bág·id gorǵ·in·gár·ī·gi bāǵ·kir·rin·gi.* **29.** *Góben bág·id góriǵ ke·wid·bū·sum Matta·r·tōn.*

nach Aswân zurückkomme, werde ich [1005] Zeit finden, jene sechs Kapitel zu beenden.« **29.** Es waren nämlich noch sechs Kapitel vom Matthäus übrig.

30. *Ar wide ugros·ī tosk·in·gár·ī·gi kikk·os·ir, wē·bū·n‿nawré, bárra‿bárra·ged tir·gi nog‿bidā·sun Árrē·gir.* **31.** *Man ešei̯·i·r áw·sun ir·gi bi·gurre·gir·sun ai‿ón bāǵ·kō·k^{i}·rin. Amma an·na báḱ·ki bi·nossō·y·an·ós·in. In·ī·n‿ǵirádil·lo ā·wákk·os·rin.* **32.** *Fegir Junker ir·gi wē·tidd·ir·rég·in tek·ki abiddi·run·na ugūgi.*

30. So brachten wir, wie es gesagt ist, die drei Tage [an jenen drei Orten] zu Ende und fuhren [von Murwâu] ohne anzuhalten an ihnen [d. h. Prof. Junker und den Seinen] vorbei nach Schellâl. **31.** Was wir an jenen Orten getan haben, würde Ihnen Freude machen, wenn ich es schriebe. Aber mein Brief würde [zu] lang werden. Darum lasse ich es. **32.** Professor Junker wird es Ihnen wohl sagen, wenn Sie ihn treffen.

33. *Tir wide bidá·ran·gád ungō·r·tón báḱ·ki kéwid·bū·y·el·gi kikk·ós·sun.* **34.** *Amma ai dessen·kir musul·sīn oww·itti·ged bi·leftē·tā·mén·dun·gi giǵr·éd.*

33. Als jene dann von Süden kamen, haben wir die noch gebliebene Schrift beendigt. **34.** Aber ich war sehr betrübt zu hören, daß Sie nicht zum zweitenmal [hierher] zurückkehren würden.

35. *Elékken·gōn Lúka·na engíl·lo dā·bú·rin bág·id dimn·itti·r.* **36.** *Arti wē·ki·n šahar ówwi·r kél·gi bi·tir·rin.* **37.** *In terǵama·ki·na gissa·r ir·gi bāǵ·tidd·ir·ri‿an‿dá·sim.* **38.** *Elekken ā·wakk·os·rin. Ar·ón āi·ku·run, ugros·ī tā·l·i‿wēr·i·r wē·kan·dég·run.*

35. Und jetzt bin ich im Lukasevangelium, im zehnten Kapitel. **36.** Wenn Gott will, werde ich es in zwei Monaten beendigen. **37.** Dies wollte ich Ihnen in betreff der Übersetzungen schreiben. **38.** Jetzt höre ich auf. Wenn wir am Leben bleiben, so können wir wohl in künftigen Tagen [darüber] sprechen.

39. *Ai wide bi·kob·os·rin in báḱ·ki·gi ir·gi an·na á·n‿bún·do·tōn šukr·ós in·ná serē·gid·ná ǵirádil·lo, wide ir·gōn in·ná kā·n‿úl·ī·gōn wide affi·kī dol·ida·*

39. Nun schließe ich diesen Brief, indem ich Ihnen aus meinem tiefsten Herzen danke für Ihre Güte, und Sie und Ihre Hausgenossen und lieben

---

[1005] einzufügen: Bei unserer Anwesenheit in Kalâbschi. **30** Die entsprechende arabische Redensart: *min barra‿barra* habe ich 1912 zufällig in Tell el-Amarna in Oberägypten gehört. **33** Die sechs in 1005, 29 genannten Kapitel. **37** Ich übersetze, als ob *in·gi* dastände. [1005]

[1005] *ki·gōn·gi án·na salām·ád og_kō·l·ged salām·ós·ir wide·gōn arti·na áwr·ī serē·ki·na togó·r ir málle·gi hassib·ós·ir.* — Kinder mit meinem herzlichen Gruße grüße, und indem ich Sie alle unter Gottes gute Fittiche empfehle. [1005]

40. *In·do·tón·gon iššin·bū·l·i málle ir·gi ā·salāmé·ran.* — **40.** Und von hier grüßen Sie alle Missionare.

41. *In·n_afy·ád·ir. Ái·l ittiwri·gi nál·leg·in. Amma báǩ·ki·gi īw·os·mēn·wé!* — **41.** Leben Sie wohl. Wer lebt, wird einander sehen. Aber vergessen Sie nicht das Buch [druckfertig zu machen]!

42. *In·ná wē·r·ē·gi díme ā·gígr·il.*
S. A. Hissein. — **42.** Ihr stets gehorsamer
S. A. Hissein.

1006 *** 1006. Brief aus Aswân vom 27. 1. 10.** 1006

1. *Sūṷān_Dib.* — **1.** Aswân.

Šahar koị·dl·di, ted·do·tón·gōn 27ditti [gelesen: *arē_kolōd·itti*]*_teran,* — Erster Monat und in ihm der 27ste ist es.

Gen 1910 [gelesen: *eluf imil iskó·i_dimn·itti_teran*]. — Jahr 1910 [ist es].

2. *Fegir Junker, fegir·ī·n_dūl! Áwrī dól·bū·l!* — **2.** Professor Junker, größter der Professoren! Lieber Freund!

3. *Ir ar·gi mug·os_nog·sun·do Sūṷān_Dib·ir·tōn, ugros_nūtin·der an·na missi·ki ir·g_abiddi·gōn wide busta·g_abiddi·gōn ā·úru·ran, helbétt ḫabar_tód_dĕk·ki gigir·ku·run·gōn_án·* **4.** *In úrụ·ar mallē·géd missi·ki doss·an·ós·san, súd·ir, id_wēk_kiⁱⁱ·r.* **5.** *Elékken·gōn arti·nai haryé·run in báǩ·ki ir·gi afy·ád·ir dā·run·gi él·in·gi, wide ir ā·wé·sun·na ágar·ro seré·gir_welēs·os·sún·gi, in·ná gélli èr·kon uguddu·sún·gi.*

3. Seit Sie uns verlassen haben und von Aswân weggegangen sind, blicken meine Augen alle Tage nach Ihnen und der Post aus, ob wir vielleicht eine kleine Nachricht hören. **4.** Durch all dies Schauen sind die Augen trübe geworden, umsonst, ohne Nutzen. **5.** Und jetzt hoffe ich zu Gott, daß dieser Brief Sie in Gesundheit treffe, und daß Sie sich an dem von Ihnen genannten Orte behaglich eingerichtet haben, und daß Sie Ihre neue Arbeit angefangen haben.

1006 * 1006, 4 Vgl. 273. 6 Der Photograph der Expedition, Herr Friedrich Koch. — Das 1006

[1006] **6.** *Haryê-men-ki-rin ḫawâga Kóch ir-godon_é-n-gi.* **7.** *Ter minê bū-n? Gurre-bū-n-ă ter agar-kéd wide ter agar-ná turug-kōn ǵelli-gōn-géd?* **8.** *Ar-gōn Nob-ī-n_ešei-i-gōn wide Sŭuân-gōn gen-ī_e-kó-reg-ran.* **9.** *Ai-gōn an-n_érg-ir ikke ā-wê-rin. Minē ód in-do walân-um wala an-n_éssi dâ-mn-um. Simē dime déss-an-bū-n wide más-il-gōn ǵugrī-i-án-bū-n.* **10.** *Amma ir_galig-ki ter orók-el_tốn-ī min-gi āw-il-ī-rē? Ir kūr-bú-run ter-ī-n_dogo-r kốs-ki.*

11. *Fāl-an-wé in-ná ǵelli-ki-r, Tir-kon ir-gi ten-na missi ā-nēr-men-il-ged tág-r-in-ged milli-ki-r-ton.*

12. *Ar-gōn sérē-gi dâ-run mille, arō-ki-gōn wide desse-ki-gōn.*

13. *Lúka-r-tōn bág-id dimin-de_wek-ki bāǵ-ós-sīm. Gelli digrī-men-kó-ki-n za-mân ā-bāǵ-kir-ós-sīm. Arti wē-ki-n dúkki-l-na kemâl-lo b-āw-takk-os-in.*

14. *Kob-os-mén-din-n_ówwol-lo an-na salâm á-n-di-gi wide an-na šúkur dúl-gon ábiddi_gammē-gir-wé.* **15.** *Ḫawâga Kōchi-gōn salāmē-wé digri-gir-In-n_afy-ad-ir.* *S. A. Hissein.*

6. Wenn ich nicht irre, ist Herr Koch bei Ihnen? **7.** Wie geht's ihm? Freut er sich über diesen Ort und den Wind und die Arbeit an diesem Ort? **8.** Wir, das Nubierland und Aswân, waren doch wohl besser! **9.** Auch ich sage in meinem Sinne so. Denn es gibt hier keine Kälte, noch gibt es Regen. Der Himmel ist immer blau und die Sonne ist heiß. **10.** Aber was macht Leuten wie Ihr das bißchen Kälte? Ihr seid an Schlimmeres als das gewöhnt. [1006]

11. Habt Erfolg in euren Arbeiten und möge Gott euch mit seinem nie schlafenden Auge vor Übel bewahren.

12. Und uns geht es gut, allen, den Weißen und den Braunen.

13. Vom Lukas habe ich elf Kapitel geschrieben. Wenn nicht soviel [andere] Arbeit wäre, hätte ich ihn längst fertiggemacht. So Gott will, wird er Ende kommenden Monats gemacht sein.

14. Bevor ich schließe, nehmen Sie meinen herzlichen Gruß und meinen großen Dank entgegen. **15.** Und grüßen Sie den Herrn Koch vielmals.

Leben Sie wohl. S. A. Hissein.

[1006] *-gi* ist doch wohl überflüssig, man erwartet *ir-godōn-um.* 7 Ironisch. Der Wind erleichtert natürlich die Arbeit des Photographen gerade nicht. 9 Die Bildung *walân-um* »es ist nicht vorhanden«, ist mir unklar. Die verbale Stammerweiterung auf *-an* kann nicht darin stecken, dann müßte es ja *-in* statt *-um* heißen. 11 Zu *fâl-an* vgl. 798. — Zum Schluß vgl. Almk. S. 173 D *arti-n_miss_ōn ek-ki tag-r-el!* »Gottes Auge behüte dich!« 12 Sam. nennt die Hautfarbe seiner Landsleute 1003, 204 *urumme* »schwarz«, hier *desse. Desse* heißt im allgemeinen blau, grün, bezeichnet aber wie ar. *aḫḍar* auch allerlei Zwischenfarben, vgl. Bauernl. 21, 2. Hier bezeichnet es braun. So auch im Süd.-Ar., Amery 408: brown = *aḫḍar.* 15 Gesprochen *Koḫḫi-gōn.* [1006]

1007 *** 1007. Brief aus Aswân vom 10. 3. 10.** 1007

1. *Sŭu̯ăn_Dīb 10. III, 10.*
Fegīr·ī·n_dûl H. Junker.
Túrah, b. Cairo bei Frau Marie Lüthy.

Awrī·ki·n_áwrı sérē!

2. *Kamis·ki in·nâ bâk·ki gurri·bū·l ai·gi tā_el·sum, ir·ged ā·ug·n·utti·rin·gōn.* **3.** *Man ug·n_ûtti·gōn ikke serē·i̯·an·n·á mas·il ugros_sellē·r bel·bū·l_nawitte.* **4.** *Minē·i̯_an·kô·mn·un an·na erig in·n_agáb·ir sokke_dāǵi·sum wide·gōn issig·ar·ked ǵólli·bù·sum wē·r·ar·ked: Aba minē tek·ked turb·os·in·gi wide ten·na ǵelli·ged minē āw·takki·sin·gi.* **5.** *Ín·gū·r kiddi_dā·bù·rin·gōn in·n_afy·âd·tōn in·nâ ǵelli kolli·bū·l·gōn enni_kō·l·ī an·n_ī·kī·n_tù·r tā_tô·san.* **6.** *Sāi_kotti_wêk·ki an·na á gurre·kō·n wide arti ʿâdel·gi barkē·kô·rin in·nâ ǵirddil·lo.* **7.** *Elekken·gōn wār·bù·l·gi in·nâ erig kombo·gōn wide i ǵaǵâd·el·gōn tag·r·ós·san.*

1. Aswân, d. 10. III, 10.
Größter der Professoren H. Junker!

Bester Freund!

2. Vorgestern fand mich Ihr freundlicher Brief, als ich von Ihnen träumte. **3.** Und dieser Traum war so wirklich wie die Sonne, die am Mittag am Himmel steht. **4.** Mein Sinn nämlich ist Ihnen überall nachgeflogen, und war ganz stumpf durch das Fragen »wie steht es wohl mit ihm, und wie ist's mit seiner Arbeit geworden?« **5.** Als ich darin ganz versunken war, kam [die Nachricht über] Ihr Wohlbefinden und Ihre gediegene Arbeit wohlschmeckend in meine Hände. **6.** Wie sehr hat sich mein Herz gefreut, und habe ich den guten Gott gepriesen Ihretwegen. **7.** Und nun hat den Unbedeckten Ihr starker Verstand und Ihre weiche Hand [durch die Nachrichten] bedeckt.

8. *Ar·g_án·ki·n·gōn arti·godon serē·gi dá·run, ǵitta·r_é·ki·n new·erti·r_é·ki·n wala erg·ir_é·ki·n.*

8. Und was uns betrifft, so sind wir mit Gott[es Hilfe] wohl, sei es im Körper, sei es in der Seele, sei es im Verstand.

9. *Ir·ī ai bâk·ki báǵ·sin·gi ā·issig·run ter_ôn an·nai_é·ki·n walá illā·h_an_é·*

9. Sie fragen nach der Schrift, die ich geschrieben habe, ob ich sie

1007 * 1007, **3** Die Form *sereyana*, wie Sam. sie schreibt, ist doch wohl so, mit emphat. *·á* an einer Aussageform des Verbs zu deuten, nicht als Frage mit *·ā*. Vgl. Luk. 7. 43: *er alé·gi wē·n·á* (oder *wē·n·ā?*) »du sagst die Wahrheit!«, wozu Sam. bemerkte, daß dadurch das Erstaunen ausgedrückt würde. **4** Zu *minē·i̯_an·kô·mn·um* vgl. 951, 3. — Der Begriff »durch die Luft fliegen« liegt nach Sam. in *sokke* »aufheben«, das »hin und her« in *dāǵī*, vgl. zu 1003, 239. — Das Wort *ǵolli* wird u. a. von der Mühle gebraucht, vgl. 73. **5** *kolli·bu·l* von Sam. durch englisch fit, ar. *mazbûṭ* erklärt, also »dessen Teile harmonieren und 1007

[1007] *ki·n.* **10.** *An·nai enǵil Mattha·g‿an·mên·ki·n dâ·mn·ùn wide Lûka·gōn elèkken‿ahan bāǵ·kir·sin·gi.* **11.** *Ir‿ôn in oww·in·gár·ī·gi ā·weris·ki·run wē·dēn·wé ir·gi iššin·tidd·ir·rin·na ǵirâdil·lo. Amma ekke·l·ī fegir Schäfer·kodon·i·m.*

12. *In·godon an·na salām·âd â·n·di·gi abíddi·wé wide ai·gi ǵille·we ḫawâǵa Koch·n‿âwti·r, wide serê·gir‿salāmē·wé!* **13.** *In·do·tōn·gōn mâlle ir·gi ā·salāmê·ran.* **14.** *Turung·ē·ged in bāǵ·tákki·sum.*

15. *In·n‿afy·âd·ir. Tir kógor ar mállē·gi tâg·r·el!*

S. A. Hissein.

habe oder nicht. **10.** Ich habe nur das [1007]
Evangelium Matthäus und den Lukas, den ich jetzt — da! — gerade fertiggemacht habe. **11.** Wenn Sie diese beiden wünschen, so sagen Sie es mir, damit ich sie Ihnen schicke. Aber die anderen sind bei Professor Schäfer.

12. Hiermit nehmen Sie meinen herzlichen Gruß entgegen und empfehlen Sie mich beim Herrn Koch, und grüßen Sie ihn schön. **13.** Und von hier grüßen Sie auch alle. **14.** Dies ist in Eile geschrieben.

15. Leben Sie wohl. Der starke Gott schütze uns alle!

S. A. Hissein.

1008 *** 1008.** **Brief aus Aswân v. 12. 6. 10.** 1008

1. *Sûyân‿Dîb.*
Šahar gorǵ·itti‿teran, ted·do·tōn·gōn ugros 12‿teran. Gen 1910.
2. *Fegir kerrimê·bū·l Schäfer.*
Berlin.

3. *Serē·gid ir·gi abíddi·n·ged!* **4.** *Ugros·i‿wēr·i·r·tōn an·n‿érg·ir dâ·sum ir·gi bāǵ·tidd·ir·ár·ki.* **5.** *'Arid·tōn éšei·nâ ǵugri·kanē·gôn erig‿wēk·ki mug·ed‿âg·min·an. Ikk‿é·ki·n·gōn olongu ā·welêse·mn·īm érg·ir tèb·il·gi ām·mēn·tág.*

1. Aswân.
Sechster Monat und in ihm der zwölfte ist es. Jahr 1910.
2. Geehrter Professor Schäfer.
Berlin.

3. Möge Ihnen Gutes begegnen! **4.** Seit einigen Tagen war es meine Absicht, Ihnen zu schreiben. **5.** Aber die Hitze des Bodens und der Luft lassen [einem] keine Gedanken. Trotzdem ruhe ich heute nicht, ehe ich das, was ich im Sinne habe, getan habe.

[1007] fest ineinander greifen, gediegen«. **9** Die Evangelien-Übersetzungen sind gemeint. **10** Das *ahan* »siehe« ist schwer in das Deutsche einzufügen: da liegt er vor mir! **12** *ǵille* eigentlich »sich erinnern«. Der Gebrauch erinnert an das englische »remember me« in Briefen. [1007]
1008 — *** 1008, 4.** Das objektive *·ki* am Schlusse ist auffällig. Man würde *bāǵ·tidd·ir·ar* als Subjekt erwarten. **5.** So ist wohl *ešei* im Gegensatz zu *'arid* »Erde« hier zu fassen. Viel- 1008

[1008] **6.** *Koi̯·ál·gi in·n‿afy·ád·ti issig·rég·rin, ir‿é·k·run wala in·ná kā·n‿ū́l·i‿ter‿é·k·ran wide·gōn in·ná affi·kī dol·ida·ki‿ter‿é·k·ran.* **7.** *Ešei̯·ī ʿādel̥·ī·r wide ašr·ī·r wide orôk·el·ī·r ág·il·ī dime sérē·gi dá·ran, alê·mn·u? Ȧn·n‿á·kī·gōn in·gi‿teran ir mallē·gi ā·weris·tidd·ir·ran.*

6. Zuerst möchte ich nach Ihrer Gesundheit fragen, seien Sie es selbst oder Ihre Hausgenossen oder Ihre geliebten Kinder. **7.** Da sie in einem guten und schönen und kühlen Lande wohnen, geht es Ihnen immer gut, nicht wahr? Und unsere Herzen wünschen dies Ihnen allen. [1008]

8. *Issig·ar oww·itti·gōn àn·nâ ǵélli·n‿dogô·r·an·in.*

8. Die zweite Frage bezieht sich auf unsere Arbeit.

9. *Fegir Junker Medine·gi wákk·os‿nog·sin·do ir·g‿abiddi. wēk·kôn·gi ar giǵir·kô·mn·un ter‿ôn serē·gi ir·gi tā‿dūr·kô·ki·n wala illá.* **10.** *Minē·rg‿an·kô·mn·un, elgôn ter talle·mên·in·gōn ā·wê·sum tén·na ǵitta wai·di‿ter‿mên·sin·gi.* **11.** *Hakim·gōn wē·tir·kō·rég·in ten·na táll·os·ar ten·n‿ešéi·gir gén·m‿an.* **12.** *Tek·kōn ter érig·ki ulug‿būn·do morro·gr·éd ir·g‿abiddi‿nekke·tir·sum.* **13.** *Ȧhan minē bū·n ter téd·do·gi dūr·és·sin·do?* **14.** *Serē·gid·ti aw·ku·run hamdê·wé wide dessen·kīr salāmē·wé.*

9. Seit Professor Junker Ägypten verlassen hat und zu Ihnen gereist ist, haben wir nichts davon gehört, ob er Sie wohlbehalten erreicht hat oder nicht. **10.** [Ich frage besorgt;] bevor er wegging, hat er nämlich gesagt, daß sein Körper nicht mehr der frühere sei. **11.** Und auch der Arzt hat ihm wohl gesagt, daß es besser sei, wenn er in seine Heimat ginge. **12.** Und er erfaßte den Gedanken mit dem Grunde des Ohres und hat sich zu Ihnen [nach Deutschland] hingewendet. **13.** Wie geht's ihm nun, seit er dorthin gekommen ist? **14.** Wenn Sie mir eine Güte erweisen wollen, so beglückwünschen Sie ihn [zur Genesung] und grüßen Sie ihn vielmals.

15. *Bāk·ki·ki·gōn ter iššin‿ēw·irgi ār·ed·ir·kô·sun, kurs·el·ī·gōn wide èr·ī·gōn.* **16.** *Busta·ged iššin·tir·kô·sum ter elgôn Medine·n‿tū·r‿é·n·gon.* **17.** *Ték·ki dūr·san·dĕ ába?* **18.** *Mine·gōn aw·sun‿ter·*

15. Und die Schriften, um die hat er geschrieben und hat sie bekommen, die alten und die neuen. **16.** Wir haben sie ihm mit der Post geschickt, als er noch in Ägypten war. **17.** Ha-

---

[1008] leicht entspricht es dem arabischen *dúnya* »Wetter«. **10.** Zu *minē·rg‿an·kô·mn·un* vgl. 951, 3. [1008]
13 Sam. schreibt hier *a·han*. Ob darin ein Sinn liegt? Sonst trennt er Wortteile nicht.
14 *Hamdê*: nach einer Krankheit mit der Formel begrüßen: *el·ḥamdu lillâh elli šiffitum* (Sam.).
15 *Iššin·ēw* findet sich noch in Matth. 27, 19 *iššin·ēw·tir* »zu ihm schicken« und Mark. 6, 17 *iššin·ēw·ed‿ta* »kommen lassen, holen lassen«. Was das *ēw* ist, weiß ich nicht. — Die alten Schriften sind die Samuêlschen Originalmanuskripte der Übersetzungen, die wir auch

[1008] *rè tir·géd? Iŭr serê·gir_gerγè·su·rĕ, mállē·gi wide·gōn fehme·sū·rè?* **19.** *Innā kitte_tèg·ar in issig·ar·i·gi ā·wide·gir·in. Wōn matbá'a·r undur·os·ir·sū·rè?* **20.** *Sai_kottⁱ_ʷĕk·ki ā·birig·rin ter bāk·ki·ki an·na i·n_togo·r tā_digir·ran·gi.* **21.** *Fèga_wēk·ki él·lun·nā kēl·lo serē·gid·ti áw·ku·run báǵ_wē·dēn·wé ir āw·sun·gi.*

ben sie ihn wohl erreicht? **18.** Und [1008] was haben Sie mit ihnen gemacht? Haben Sie sie gut lesen können und alles verstanden? **19.** Ihr Schweigen veranlaßt diese Rückfragen an Sie. Haben Sie sie gar [schon] in die Druckerei gegeben? **20.** Wie sehr wünsche ich, daß diese Schriften [gedruckt] in meine Hände kämen! **21.** Sobald Sie Muße finden, so schreiben Sie mir, wenn Sie mir eine Güte erweisen wollen, was Sie getan haben.

22. *Ai·g_án·ki·n·gōn kitte_ág·min·īm. Minē kitte_tèg·ar ā·tā·dèn·mun·um.* **23.** *Gerribê·ri·i_án Hánna·na iššin·ar·i tosk·in·gár·i·gōn Yahúwaza·gōn wide Hánna·na úg·n_utti·gōn·gi wil·gi bag·kir·ir·sim.* **24.** *Šôb_bēn·n_agdb·ir·gōn Rūmiya·r·tōn b·ār·éb·bél·lin arti wè·ki·n wide afy·ád·tōn erig·kôn·gi dèn·ki·n.* **25.** *In kitáb dessen·kīr gāsi·i·án_a·bīnē·dèn·in mallè·n_dogo·r. Minē wē·r·ē digri_wēr án·nā bain·id·ír el·tákki·mn·un.* **26.** *'Arabī·r·tôn éwir·ti·gi b·inģi·rin. Minē áw·rin_ter·rē elôn?*

22. Was mich betrifft, so sitze ich auch nicht müßig. Denn müßig sitzen ist mir nicht gegeben. **23.** Um einen Versuch zu machen, habe ich gestern die drei Briefe des Johannes und den Judas und die Offenbarung Johannes beendigt. **24.** Nach einiger Zeit will ich mit dem Römerbrief anfangen und mit ihm vorwärtsgehen, so Gott will und mir Gesundheit und Verstand gibt. **25.** Dies Buch erscheint mir sehr schwer, mehr als alle [anderen]. Denn viele Wörter finden sich in unserer Sprache nicht. **26.** Ich werde beim Arabischen eine Anleihe machen. Denn was soll ich da [sonst] tun?

27. *In ǵén·do eši·nā zōl·ī mallē·na missi·ki simé·gir šeg_têb·ran wissi éw_kò·l·gi uru·ru_an.* **28.** *Koi·ál·gi malti·géd bel·sum, agdb·ir·gon tin_gár·ked, elekken·gōn ur_dogō·géd, wide ǵū·n_ni-*

27. In diesem Jahre sind die Augen aller Leute des Landes in den Himmel gebohrt, um den Kometen zu sehen. **28.** Zuerst erschien er im Osten und schließlich im Westen,

---

[1008] in Niederschriften nach seinem Diktat schon besaßen (vgl. 1005, 16). Die neuen sind das [1008] inzwischen von ihm neu Übersetzte. **19** So erklärt Sam. — Er schreibt *undur·os·ur·su·re.* **21** Das Wort *fèga* »Erholung« (vgl. 1012, 2) bedeutet dasselbe wie *rig·na ǵoll·ar* in 1003, 246; 1012, 8. Amery S. 53 *máni fá'ig* »I am busy«. **23** Wörtlich »Traum des Johannes«. **24** *B·ār·eb·bel,* die Erklärung nach Sam. Vgl. 376, 78. **27** Komet, wörtl. »geschwänzter Stern«; Amery S. 75 *nağm zu danab* comet. **28** Zu *tir·ed* vgl. 867, 6. **31** Bei *ten·n_afy·ád·ir nog·sum*

[1008] *tin ā·warri·i̯·an·in missi·n‿owwol·lo·ton̦.* **29.** *Múrsi kêl‿kūi̯i‿wēr we·tákki·sum tén·na gissa·r. Zôl·ī·gōn di·i̯·ar·ki tin‿new·erti·ki·gi tidd·ir·ed‿ág·san.* **30.** *Haryê·mên·ki·rin in·nai·gōn wē·r·ē·r·tōn samm·an·kó·mn·un.* **31.** *Arti serē·m. Tá·rgi ten·n‿afy·ád·ir nog·sum urti‿wēk·ki āw·mên·in·gōn ā·wê·san mallē·r·tōn.*

und jetzt über dem Kopfe, und immer mehr entfernt er sich von unseren Augen. **29.** Unendliche Lüge wurde in bezug auf ihn erzählt, und die Leute vermuteten sich den Tod. **30.** Wenn ich nicht irre, ist es auch bei Ihnen nicht still von der Rede [darüber] gewesen. **31.** Gott ist gut. Der Stern ging seiner Wege ohne etwas von alledem zu tun, was man gesagt hatte. [1008]

32. *Ugros·ī‿wēr·i·gi Medine·n‿ád·i déssen wās·bū·san. Ir·gōn giǵir·kō·reg·run.* **33.** *Elekken kudd·éb·bū·ran ǵūk·kes·san·* [oder: *ǵūk·kén·san·*] *dé·tōn.* **34.** *Fellâh dime fellâh‿teran. Kid·ir erig ted·der kêl·lo a·ǵi·mn·um. Ter ten·n‿érg·ir dūr·es·sim‿án·ki·n ter têb·sin·n‿agar·ró wide·rgi ā·digir·šug·r·in essi wās·bū·l‿nawitte.* **35.** *In·ī‿ǵirâdil·lo ter dime·n‿bokon bi·nugd·an·in. Esked ten·na fâl!!!*

32. Einige Tage waren die Leute von Ägypten sehr in Wallung. Auch Sie werden es gehört haben. **33.** Nun sind sie wieder beruhigt von dem, woran sie gesogen haben. **34.** Der Fellâch ist immer ein Fellâch. Niemals kommt der Verstand in ihm ganz zur Reife. Wenn er glaubt, zu Verstand gekommen zu sein, so fällt er wieder auf den Fleck, wo er gestanden hat, zurück, wie siedendes Wasser. **35.** Deswegen wird er immer ein Sklave bleiben. Er ist wie der Staub!

36. *Sŭu̯ān‿Dĭb·ki issig·ku·run: Serē·gi dā·n, wide ašr·an·in·gôn talle·bū·n ǵen‿nútin. Ir·g‿an·mên·ki·n ted·der mir·bū·l dá·mn·um.* **37.** *Wotti ir·gi oww·itti·ged bi·ǵagn‿ed‿tá·mn·u ába?* **38.** *Arti wê·n·*

36. Wenn Sie nach Aswân fragen: Ihm geht's gut, und es wird mit jedem Jahre schöner. Außer Ihnen fehlt nichts mehr in ihm. **37.** Ob wohl die Zeit Sie noch einmal hier-

[1008] denke man an den Abschiedsgruß *en·n‿afy·ád·ir* (ergänze *ǵú*) »lebe wohl«, eigentl. »in deinem Wohlsein (gehe!)«. Siehe z. B. 1008, 41. **32** Am 20. Februar 1910 ist der frühere Minister des Auswärtigen Butros Bâscha Gali, seit 1908 Ministerpräsident, von dem Jungägypter Wardani ermordet worden. **33** Sam. deutet dies als einen Vergleich mit dem Zuckerrohr. Man muß, um das Treffende zu empfinden, die Inbrunst gesehen haben, mit der die Leute zur Zuckerrohrzeit an einem Stengel saugen. — Zu *·ken·* vgl. 209. **34** Sam. fügte zur Erklärung des *fellâh* das nubische *torbar* »Bauer« hinzu. **35** Das Wort *esked en·na fâl!* kann im guten oder schlechten Sinne gebraucht werden, häufiger ist das letzte. So ist es ein »Insult«, wie Sam. sagt. Vgl. 601. **37** Sam.: to push and come with. **38** Von diesem eigentümlichen Gebrauch von *wé* »sagen« im Sinne von »beschließen, wollen«, finden sich die [1008]

[1008] *ged ir malle·na tá·r·ar·ked! Ai·gōn innâ ḫabir‿ter·an·din.*

39. *An·nâ bắk·ki dessen nosso·y·an·óssum. Bi·kôb·os·rin wide.* **40.** *Arti·gi a·beddi·rin in bắk·ki ir·gi gúrre·bû·run·gōn el·ir·in·gi wide·gōn ir·gi àn·nâ salām·âd â·n·di·gi sokke in·na i·ki serē·ki·r bōg‿undur‿tidd·ir·in·gi wēr‿wēk·ked, dùl·gon wide kinna·gôn·do.* **41.** *In·n‿afy·âd·ir.*

42. *Serē·gid·ti áw·ku·ru in·n‿áwri·ki mallē·ki·gi salamē·ir·wé wide in·nâ sitti·gōn affi·ki·gôn·gi. In·do·tōn·gon ar mallē ir·gi a·salāmê·run.*

43. *Dime in·d·an‿kewid·bū·l*

S. A. Hissein.

her verschlägt? **38.** Möchte doch Gott Ihrer aller Kommen beschließen! Und ich will [dann] Ihr Führer sein. [1008]

39. Mein Brief ist sehr lang geworden. So will ich denn schließen. **40.** Ich bitte Gott, daß dieser Brief Sie munter finde, und daß er [d. h. der Brief] meinen herzlichen Gruß aufnehme und Ihnen in Ihre guten Hände schütte, einem nach dem andern, dem Großen, wie dem Kleinen. **41.** Leben Sie wohl.

42. Wenn Sie mir eine Güte antun wollen, so grüßen Sie alle Ihre Freunde und Ihre Frau und die Kinder. Auch von hier grüßen wir Sie alle.

43. Der immer der Ihrige bleibt

S. A. Hissein.

1009 *** 1009. Brief aus Aswân vom 13. 8. 10.** 1009

1. *Suuan‿Dib.*

*Šahar 8ᵗⁱ [*lies: *iskod·itti]‿teran 13/910.*

Erig·katti·ki·n‿erig·katti fegir Schäfer!

Fegir dol·bū·l!

2. *Ewitti ắlum·bū·l‿nawitte essi·ged wide mas·il·na ǵugri·kanē·ged tēl·bū·rin·gon in·na bắk·ki tā·dēn·sum sérwā·na orôk·el‿gálig·kir.* **3.** *Wide man tŭrŭg nóro nímme·l di̯·ar·ki ā·silli·n‿nawre, an‿dogo·r in·nâ ǵawâb aḫbariye ʿádel·gi tā‿gull‿undur·sum.* **4.** *Man ugros·kôl·lo Medīne·r·tōn tā·bū·sīm.* **5.** *Tir·gōn*

1. Aswân.

Der achte Monat ist es. 13. [1]910.

Klügster Professor Schäfer!

Lieber Professor!

2. Als ich wie eine verwelkte Saat durch [Fehlen von] Wasser und durch Sonnenhitze glühend war, kam Ihr Brief zu mir wie der kühle Morgenwind. **3.** Und wie dieser sanfte, duftende Wind das Leben ausstreut, so hat Ihr Brief gute Nachricht über mich ausgeschüttet. **4.** Gerade an jenem

[1008] folgenden Formen *arti·wé·n·ged* »wollte Gott!« nur hier; negativ *arti wē·mén·in·ged* »das wolle Gott nicht« 962; am häufigsten *arti wé·ki·n* »so Gott will« 667; 1005, 36; 1006, 13 usw. [1008]

1009 — * 1009, 2 *Serwa* ist die Morgenfrühe, vgl. 444, 36. 3 Ausstreut, so wie beim Worfeln 1009

[1009] *àtarù owwī‿e·kō·ran, wēk·kōn in·nà ned·téd‿e·kō·n, oww·itti·gōn àn·di·ged‿e·kō·n.* **6.** *Tir·ged án·na gurr·atti kel‿kiḡ‿e·sum, minē watti nossō‿wēk·ki in·nai·ton aḫba·riye·gi erǵ·ed‿āg·sin·ged.* **7.** *Ir·gōn ʿādel·kanē·gi àw·sun wēr‿dogo·r owwi·gi iššin·ar·kéd, alum·bū·l·gi ogóde·gir·run·na ǵōro wē·r·ē·n‿essi ingirī bōd·bū·l·ged.*

Tage kam ich von Kairo. **5.** Und [1009] nun waren es [gar] zwei, einer war in Ihrer Zunge [Sprache] und der zweite war in unserer. **6.** Durch sie war meine Freude unendlich, weil ich lange Zeit auf eine Nachricht von Ihnen gewartet hatte. **7.** Und Sie haben [mir] eine Güte erwiesen dadurch, daß Sie zwei statt eines schickten, um den Verdorrten aufzurichten durch das fließende, süße Wasser der Rede.

8. *Alē·ged ai·gi ā·gurre·gir·il‿wer dà·mn·um in·nà Nobī·na bàk̄·k̄i·gon wide bain·ar·kōn·g‿an·men·ki·n. Wide ʿàǵeb‿wēr ai·gi àr·sum.* **9.** *Amma an·n‿erig·ki ǵammē·gir‿békki·k̄·rin wēr‿wēk·ked, ʿàǵeb‿wēr ébeden in·nà in àw·d·ī·r dà·mn·um.* **10.** *Wíde·gir·gōn ai‿on kàš·ki·rin dúnya·n‿àg·il·i·n‿barrê·r ned·ī·n‿ór‿kirī dà·ki·n wala·gōn tin·nà kus·eddi‿wēr ā·el·tákki·ki·n, fegir Schäfer‿teran, ten·na kēl·di·gon fegir Junker‿teran.* **11.** *Alē·gôn wide alē·gôn, imil‿wēk·ki alē·gôn.*

8. In der Tat, es gibt nichts, was mir [mehr] Freude macht als Ihr nubisch Schreiben und Reden. Und ein Staunen hat mich erfaßt. **9.** Aber wenn ich meine Gedanken zusammennehme und eins nach dem andern prüfe, so gibt es gar kein Staunen bei diesen Ihren Taten. **10.** Und weiter, wenn ich unter den Mündern der Welt suche, ob es etwas wie einen König der Zungen [d. h. Sprachen] gibt, oder ob ein Schlüssel zu ihnen sich finden läßt, so [sage ich:] Professor Schäfer ist's und neben ihm ist es Professor Junker. **11.** Wahr, und nochmal wahr, hundertmal wahr!

12. *Oww·itti‿teran: ir mallē·n‿afy·àd·na giǵr·ar dessen·kır ai·gi wàšĕ·gir·sum.* **13.** *Tir ir·gi dìl kinnā·ged dime wāše·gr·il·in·ged!*

12. Das Zweite ist: Von Ihrer aller Wohlsein zu hören, hat mich sehr froh gemacht. **13.** Gott möge [auch] Sie, groß und klein, stets fröhlich machen.

14. *Tosk·itti‿teran: Ir ai·gi ā·issig·run bāk̄·k̄i‿k̄ri elgōn an·nai kewid·bù·ki·n.* **15.** *An·nai bàk̄·k̄i‿wer kewid·bù·mn·um.* **16.** *Mallē elekken in·nà i·k̄i·n‿togó·r·um, iššin·ar·i agúde ai in·n‿agáb·ir bàš·šin·*

14. Das Dritte ist: Sie fragen mich, ob etwas von dem Geschriebenen noch bei mir vorhanden ist. **15.** Bei mir ist nichts Geschriebenes mehr vorhanden: **16.** Alles ist jetzt unter

[1009] (*silli*) die Körner herabfallen (Sam.), vgl. 422. **5. 10** *Ned* »Zunge« und »Sprache« = ar. *lisán.* [1009]
14 Von den Übersetzungen. **16** Die Briefe des Neuen Testaments. **18** Sam. schreibt *wé·ke·n.*

[1009] *g͜an·mèn·ki·n.* **17.** *Ir͜ ōn in·gū·gi weris·ku·run b·iššin·tidd·ir·rin, wala ai tá·rim͜ bokon wakke·kᵉ·run·gon ir·godon dá·n.* **18.** *Arti wè·ki·n gen tá·l·gi bi·tá·rin.*

Ihren Händen, bis auf die Briefe, die ich nach Ihrer Abreise geschrieben habe. **17.** Wenn Sie diese wollen, so werde ich sie Ihnen schicken. Oder wenn Sie sie [bei mir] lassen wollen, bis ich komme — das [zu entscheiden] steht bei Ihnen. **18.** So Gott will, werde ich nächstes Jahr kommen. [1009]

19. *Kems·itti͜ teran: An·ná terǵama·gōn igitt·an·os·sum. Yagúb·kōn Butrus owwi·gōn·g͜an·mèn·ki·n kewid·bū·l dá·mn·um.* **20.** *Amma ʿIbrī·kī·na iššin·ar dessen·kir gási·i͜ é·sum. Harye·mèn·ki·rin ted·der bérrī·gid koi͜ kūʷwēr b·el·takki·kan·in.* **21.** *Āi·bù·kᵉ·run nal·kan·deg·run, ittiwri·gi abiddi·kᵉ·run.*

19. Das Vierte ist: Meine Übersetzung ist [dem Ende] nahe gekommen. Außer dem Jakobus[brief] und den beiden Petrus[briefen] ist nichts mehr übrig. **20.** Aber der Hebräerbrief war sehr schwer. Wenn ich nicht irre, werden in ihm zahllose Fehler gefunden werden. **21.** Wenn wir am Leben bleiben, so werden wir es wohl sehen, wenn wir miteinander zusammenkommen.

22. *Medine·n͜ éšei·g͜an·ki·n·gōn túlūji·ged tèb·in.* **23.** *Ti iri͜ kūʷnawitte talgè·bū·n, ittiwri·gi ugú·ged ugros·kéd gutti·ran·gōn͜ ág·ran.* **24.** *Ten·n͜ agáb·kōn iūr·bū·l dá·mn·um, Nasára·kī wála Muslim·ī bi·ur·an·ki·ran.* **25.** *Ar àn·ná new·erti·kī·r owwol·di·kī ur·an·dan·gi ā·weris·run.* **26.** *Kìd·ir tin·ná in guyy·ar͜ galig tā͜ bel·kó·mn·um.* **27.** *Man tiss·ar·k͜an·ki·n ter·kól wè·bū·n, wide affi·kanè·r·tōn tid·der dórki͜ sáb·bū·n.* **28.** *Ter͜ ōn erig·d͜ è·kó·ki·n wéǵiʿa·i͜ é·kó·mn·um.* **29.** *Amma dōš·kanē·gōn dugur·kanè·gōn állō wel·i͜ nawre a·hówwi·ran; maris·ran͜ kél·lo·gōn katre·na bun͜ wer·ro turub·kan·deg·ran.*

22. Und was Ägypten betrifft, so ist das jetzt ganz im Dreck. **23.** Es ist losgelassen wie ein Rind ohne Strick, und sie stoßen einander beständig. Nacht und Tag. **24.** Und niemand weiß seinen Ausgang, ob die Christen oder die Muhammedaner die Oberhand gewinnen werden. **25.** Wir wünschen in unserem Innern, daß die ersten obenauf kommen. **26.** Niemals hat sich etwas wie diese Bewegung gezeigt. **27.** Was diesen Haß anbetrifft, so spricht er für sich selbst, und ist ihnen von Jugend auf eingeknetet. **28.** Wenn Verstand dabei wäre, so wäre es nicht so schlimm. **29.** Aber Dummheit und Blindheit, ja, die heulen wie Hunde; und wenn sie müde sind, dann werden sie sich zum Schlafen unten an eine Mauer legen[, um wieder weiter zu faullenzen].

[1009] **22** *Túlūji* ist eigentlich der Kuhfladen, vgl. 914. — Es ist von den langdauernden erregten [1009]

[1009] **30.** *Wē·r·ē·gi dessen digri·gir·os·sīm. Bi·kob·os·rin wide, ir·gi šukr·os wide salām·os.* **31.** *In·na kā·n͜id·i·gōn affi·ki·gōn·gi serē·gir͜salamē·ir·we, ikke·gōn fegīr Junker·ki.* **32.** *In·do·tōn·gon mallē ir·gi ā·salamē·ir·ran.*

33. *En·d·an͜kewid·bū·rin.*

S. A. Hissein.

30. Ich habe sehr viel geredet. So will ich denn schließen, indem ich Ihnen danke und Sie grüße. **31.** Grüßen Sie Ihre Hausgenossen und Kinder schön und ebenso Professor Junker. **32.** Auch von hier grüßen alle Sie. [1009]

33. Ich bleibe der Ihrige.

S. A. Hissein.

1010 *** 1010. Brief aus Aswân vom 15. 8. 10.** 1010

1. *Suuan͜Dib, 15. August 1910.*

1. Aswân, 15. August 1910.

Pro[fessor]. H. Junker.

Dear Sir,

2. *Ai in·nā bāk·ki·gōn wide St. Lūka·gōn·na enǵil·lo·tōn bāg·id dimin·de͜owwi·gi sellim·takk·és·sim.* **3.** *Âr·sin·n͜oww·itti·n͜ugros·ir·tōn terǵāma·gi u·guddi·sim elekken kêl·gi tir·rim͜bokon.* **4.** *Haryē·mên·ki·rin in terǵama man·i·n͜dogo·r gen·dēg·in.* **5.** *Ir in·nā kid·ir bi·nal·lun arti wê·ki·n.* **6.** *Ai dime terǵim·âd·ir âg·rin. Kitâb dimin·de͜owwi·gi bāǵ·kir·os·sīm wide dimin·de͜owwi kewid·bū·dên·in.* **7.** *In šitē·r arti·godon kêl·gi bi·tir·rin.*

2. Ich habe Ihren Brief und die zwölf Kapitel des Evangeliums St. Lucas in Empfang genommen. **3.** Gleich am zweiten Tage, nachdem ich sie erhalten hatte, habe ich die Übersetzung angefangen, bis ich sie nun zu Ende bringe. **4.** Wenn ich nicht irre, wird diese Übersetzung wohl besser sein als jene. **5.** Sie werden es selbst sehen, so Gott will. **6.** Ich bin beständig beim Übersetzen. Zwölf Bücher (d. h. Kapitel) habe ich fertig und zwölf bleiben mir noch. **7.** In diesem Winter werde ich es mit Gott zu Ende bringen.

8. *Wōn ir minē bū·run?* **9.** *In·n͜ešči·r in ǵen·do an·n͜essi·gi dessen digrī·*

8. Aber wie geht's Ihnen? **9.** Man sagt, daß in Ihrem Lande dies Jahr

---

[1009] Streitigkeiten zwischen Muhammedanern und Kopten die Rede, die nach der Ermordung [1009]
1010 Butrus Bâschas (s. zu 1008, 32) einsetzten. *** 1010, 2** Passiv von *sellimē* »aushändigen«, 1010
nach dem ar. *istalam.* — Den ersten Entwurf von Luk. 1—12 hatte sich Sam. als ihn nicht recht befriedigend wieder zurückerbeten zu 13—24, deren Entwurf er noch in Händen hatte und dann ebenfalls noch einmal umgearbeitet hat, vgl. 1010, 6. **5** Sam. schreibt *kid·er*, vgl. 1004, 8. **6** *Kitâb* steht hier für Kapitel, was sonst *bag·id* heißt. Es ist von den 24 Kapiteln des Luk. die Rede, vgl. zu 1010, 2. **9** Das *·gi* ist in derartigen Sätzen von *wē*

[1010] *m‿an ā·wê·ran.* **10.** *Ikke bû·ki·n od hawiye·kī·ged in·nai bū·n, mas·il·gōn dugu·ged ǵān·du·u̯‿an·ku·run, ā·el·leg·mun·un. Alē·rē?* **11.** *Kinnᵃ‿ʷēk·ki iššin·tidd·ir·ru·u̯·ă? Wala elgōn kôkkⁱ‿ʷēk·ki bokk·ir·ed‿ăg·run in·na urd·i·r?*

viel Regen sei. **10.** Wenn es so ist, so haben Sie die Kälte kamellastenweise bei sich, und wenn Sie die Sonne für Geld kaufen wollen, so finden Sie wohl keine. Nicht wahr? **11.** Sollen wir Ihnen ein bißchen schicken? Oder halten Sie noch ein Stückchen in Ihrem Gepäck verborgen? [1010]

12. *Ân·nai elgōn ēšei dessen ǵugri·i̯·an·bū·n wide ten·na ǵugri·kanē·ged till·atti essi‿nawre ân·nâ ǵitta·kī·rtōn šug·ur·bū·n.* **13.** *Arti·gōn ā·beddi·run orôk·el‿tôd‿dēk·ked ar·gi nal·ir‿an.* **14.** *Am·ma·gon mallē·ged gurre·bû·kᵢ·run ʿādel·um.* **15.** *Minē ter ân‿dogo·ki·r erig‿kô·l·um, wide ter‿teran ā·iīr·il ar·gi bi·nefʿê·l·gi.*

12. Bei uns ist das Wetter noch sehr heiß, und bei seiner Hitze läuft der Schweiß wie Wasser von unsern Körpern herab. **13.** Und wir bitten Gott, daß er uns mit etwas Kühle bedenke. **14.** Aber es ist gut, wenn wir mit allem zufrieden sind. **15.** Denn er ist weiser als wir, und er weiß, was uns nutzt.

16. *Elekken·gōn in·n‿afy·âd·ir.* **17.** *Mallē·gon salamē·we.* **18.** *In·do·tōn·gon ir·gi a·salamē·ran iššin·bū·l Enderlin·gōn ân·na tôd·tōn burū·gōn wide ai ā·băǵ·il·gōn*

S. A. Hissein.

16. Und nun leben Sie wohl. **17.** Und grüßen Sie alle. **18.** Und auch von hier grüßen Sie der Missionar Enderlin und mein Sohn und meine Tochter und der dies schreibt

S. A. Hissein.

1011 * 1011. Brief aus Aswân vom 27. 7. 11. 1011

1. *Su̯an‿Dib.*

Šahar kolod·itti‿teran, ted·der·gōn ārē‿kolod·itti‿teran 1911.

2. *Fegir dûl Schäfer,*

3. *In·na bâk·ki sêrē ai·gi tā‿dūr·ek‿kô·sum šahar gorǵ·itti·r, ted·der ārī·ged. Tek·kêd·gon dessen·kīr gurrē·sun.*

1. Aswân.

Der siebente Monat ist es und in ihm ist es der 27ste 1911.

2. Großer Professor Schäfer!

3. Ihr gütiger Brief hat mich im sechsten Monat, am zwanzigsten, erreicht. Und ich habe mich sehr über ihn gefreut.

[1010] abhängig. »Sie sagen vom Regen: er ist sehr viel.« Vgl. 165, 5. **10** *Hawiye* ist der Packsattel der Kamele. **13** Ein ähnlicher Gebrauch von *nal* »sehen« findet sich bei Almk. S. 174 *arti on ek·ki nal·el* »Gott behüte dich« (eigentlich »bedenke dich?«). **14** Wörtl. uns über alles freuen. [1010]

[1011] **4.** *Koi̯·ál·gi ir mallē·n_afy·ád·ti giǵr·ed.* **5.** *Arti ʿádel·um ar mallē·gi sókke_kág·ir·il wide milli mallē·r·tōn tăg·r·ed·ág·ir·il.*

6. *Oww·itti_teran: In·ná ʿadel·kanē_teran, míńē in·ná kā saiddi·bū·l·gi ā·kuz·zên·dun·gad an·n_iškarti·kanē‿[na]ǵo-ro.* **7.** *Alē·ged an·na ǵumur kēw_wēk·ki kéy[gi]·sum in·ná ter aw·id·ted.* **8.** *Tir dogô·[n·]di in·n_ewr·ar_galig·kir_wīde·gir·tidd·ir·in·ged.*

9. *Tosk·itti·gōn in·ná dol·īda·k̄i·na sūra_teran. Ai·gōn an·na kā·n_id·i·gōn wide affi·k̄i·gōn·gi dessen·kīr gurre·gr·ir·sum.* **10.** *Míńē tir·i ašr·ī·rĕ wide ǵandúr·ī·rĕ tin·ná tēg·ar·ro.* **11.** *Wīde·gir·gōn koi·r missi·gi zōl šĕg_uru̯·ir·ki·n, malaika·ri·mēn?* **12.** *Wōn alē·ged affi·k̄i malaika·ri·m tin·n_á·k̄i·na aro·gid·ted wide tin·ná suhhun·kanē·ged.* **13.** *Ir·i ā·wė·run tir dessen gurre·bú·ran_an ai·gi nal·ar·ked. Ikke·gōn ai an·na kid·ir gurre·bú·rin tir·gi abiḍḍi_sokke_dóg·ar·ked.*

14. *Kems·itti_teran: Terǵama·ná gis-sa_teran. In·ná we·r·ē·gon wide erig·kōn tin·n_agar·ro·r·ī·m.* **15.** *Ar ōn wē·r·e_nūtin·gi issi·gi a·békki·ran_nawre bekki·mên·ku·run ìn·ná marsi·gid mállē ter·kôl·um, wide·gón ter·i·n_dogo·r kŏs,*

4. Zum ersten, als ich von Ihrer aller Gesundheit hörte. **5.** Gott ist gut, der uns alle trägt und uns stets vor allem Bösen schützt. [1011]

6. Das Zweite ist: Ihre Güte, weil Sie mir Ihr geschmücktes Haus öffnen für meinen Gastaufenthalt. **7.** Wirklich, mein Hals ist um eine Elle gewachsen durch dies Ihr Tun. **8.** Gott in der Höhe möge Ihnen mit etwas, das dieser Saat gleich ist, vergelten.

9. Und das Dritte ist: Das Bild Ihrer Lieblinge. Es hat mich und meine Hausgenossen und Kinder sehr erfreut. **10.** Wie hübsch sind sie und wie fein, so wie sie da sitzen! **11.** Und, wenn man wieder das Auge in ihr Gesicht versenkt: sind sie nicht Engel? **12.** Und wirklich, Kinder sind Engel, in ihrer Herzensunschuld und ihrer Offenheit. **13.** Sie sagen, daß jene sich sehr freuen, mich zu sehen. Ebenso freue ich selbst mich, zu ihnen zu kommen, sie aufzuheben und zu küssen.

14. Das Vierte ist: Die Sache der Übersetzung. Ihr Wort und Ihr Gedanke sind ganz richtig. **15.** Wenn wir nicht jedes Wort prüfen wie man nach einer Laus sucht, so ist alle unsere [frühere] Mühe umsonst, und

---

1011 * 1011, 6 Natürlich nur für: schön ausgestattet. 7 Vor Stolz. 8 Mskr. *dogó·di*, wohl nur Schreibfehler für *dogó·n·di*. 12 Dem *á·ṇa aro·gid* »Weißsein des Herzens« entspricht im D. ein Adjektiv *ā_aro_kō·l*, wofür auch *tú aro_kō·l* eintritt »ein weißes Innere (eigentl. »Bauch«) habend, reinherzig«. Aus diesem nub. Gebrauch von *tú* »Bauch« wird der süd.-ar. Ausdruck (Amery S. 400) verständlich *baṭni abyaḍ ʿalékum* »I wish you well« (wörtl. mein Inneres [Bauch] ist weiß über euch). Vgl. 16, 2. 14 Ich hatte etwas seine Ungeduld abgewehrt. Wie, das geht aus dem Folgenden hervor. 15 Sam.: wie die Frauen in den Haaren ihrer 1011

[1011] *zol·i àn_dogo·ki·r b·ùsu·ran.* **16.** *Wōn ar mă uk_kott$^{i\,w}$ēr·ro dā·bû·run? Ni ar·gi tür·éd_ā·n?* **17.** *Ar ma nêw·erti·gi nossō·gir wē·r·ē·ki·gi ā·bàr·mên·dun wide kulu_nùtin·gi ten·n_agar·ro ā·us·kur·mên·dun?* **18.** *In_dogo·r dá·l_teran issig·ar wide bain·din·gi gigr·ar. Ikke dw·ku·run haryē·mên·ki·rin bi·wed·mun·un dárūb_dogo·r·tōn.*

was noch schlimmer ist, die Leute [1011] werden über uns lachen. **16.** Und warum sollen wir in solcher Lage sein? Wer treibt uns denn? **17.** Warum sollen wir nicht mit Geduld die Worte auswählen und jeden Stein an seinen Ort legen? **18.** An Ihnen ist es, zu fragen und zu hören, was ich spreche. Wenn wir es so machen, so werden wir, wenn ich nicht irre, nicht von unserem Wege abgelenkt werden.

19. *Diġ·itti_teran: an·na tá·r·ar·na gissa_teran.* **20.** *Owwol·lo an·n_erg·ir ā·wê·sīm in·nà bák·ki·na tá·r·ar·ro: Ir wē·sun·nā šahar kolod·itti·na ugros koi·ál·di·r ted·do in·nai bi·tá·ri·i_an, arti wê·ki·n.* **21.** *Ikke wē·r·os_àg·rin·gōn wē·r·e milli_wēr ter·i·n_agáb·ir kutte_tēb·oz·zên·sum.* **22.** *Ai_ón tek·ki bē·r·os·mên·ki·rin eske·rgi in·do·tōn bi·talle·mn·īm.* **23.** *Amma eske·ki·rin b·agāb·ám·min·īm ir wē·sun·n_ugros·ir·tōn.* **24.** *Ikke bû·ki·n urti_wek·kir·men·we ai_ōn ugros dimin_wēk·ki agáb·an·ki·rin.*

19. Das Fünfte ist: Die Frage meines Kommens. **20.** Zuerst sagte ich in meinem Sinn beim Eintreffen Ihres Briefes: An dem von Ihnen genannten ersten Tage des siebenten Monats würde ich dorthin zu Ihnen kommen, so Gott will. **21.** Während ich noch so sprach, hat sich eine böse Sache gegen mich erhoben. **22.** Wenn ich sie nicht umbringe, so kann ich nicht von hier weggehen. **23.** Aber wenn ich es kann, so werde ich nicht über den Tag, den Sie genannt haben, ausbleiben. **24.** Wenn es [aber doch] so ist, so nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich mich um ein zehn Tage verspäte.

25. *Elekken·gōn in·n_afy·ád·ir.* **26.** *Tir 'ādel ir malle·gi ten·n_awr·ī·n_togo·r*

25. Und nun leben Sie wohl. **26.** Der gute Gott möge Sie alle unter seinen

---

[1011] Kinder nach Läusen forschen. **16** D. h. uns dem aussetzen. **19** Das zweite *teran* ist hier bei der Revision gestrichen worden. Dann muß also auch der Doppelpunkt weg. Vgl. aber 1011, 6. 14. **21** Ein ernstes Vorkommnis in seiner engsten Familie. **23** Beim Durchsprechen dachte hier Sam. an »siegen«: wenn ich siege. Doch müßte das doch heißen *eskir·ki·rin*, allenfalls *esker·ki·rin*. — Für die Konstruktion von *agāb·an* vgl. aus Girsche: *šuglê·to^{n} taḫrē·bū·ri* Ich bin in der Arbeit zurück. **24** D. h.: wenn ich aber doch nicht da bin usw. — Das Nubische entspricht ganz unserem »ein zehn Tage«, wie wir in der Sprechsprache sagen. Elf wäre *dimin·de wēk·ki*. Vgl. 811 A. Aus Bigge: *Wadialfa·r nahâr owwi_toski_wēk·ki hidm·éd·irgi kalum·g_abi be·rigé·ru* In W. werden wir zwei bis drei Tage arbeiten und dann umkehren. [1011]

[1011] *täg·r·in·ged.* **27.** *Serē·gi an_dogo·r äw·ku·run in·nâ kā·n_id·i·gi sere·gir_salamē·we wide in·na 'adel_ton·i·gi sokke_dōg·dēn·we. Wide·gon issig·il malle·gi salamē·we!* **28.** *In·do·ton·gon an·na ka·n_id·i·gon affi·ki·gon ir malle·gi a·salamê·ran.*

29. *In·n_afy·âd·ir oww·itti·ged.*
Dime in·di_ter_e·rin.
S. A. Hissein.

Flügeln schützen. **27.** Wenn Sie mir eine Güte erweisen wollen, so grüßen Sie Ihre Hausgenossen schön, und nehmen Sie Ihre guten Kleinen auf und küssen Sie sie mir. Und grüßen Sie jeden, der nach mir fragt! **28.** Und auch von hier grüßen meine Hausgenossen und Kinder Sie alle. [1011]

29. Leben Sie nochmals wohl.
Ich bin immer der Ihre.
S. A. Hissein.

1012 *** 1012. Brief aus Berlin vom 11. 9. 11.** 1012

Steglitz, Sedanstr. 40 III. Berlin, 11. Sept. 1911.

1. *Fegir·ī·n_fegir H. Junker.*

Áwrī sérē,

2. *Ugros dimin·de_wer·an·ós·sum ai in·nâ ešē·i·r tā·sin·do.* **3.** *Tā·sin·do·gon fêga_wēk·ki el·kô·mn·īm ir·gi habar·ki tir·ar·ki. Minē tā_dûr·sin·godon terǵama·nâ bekk·ar·ro tô·sun.* **3a.** *Olongu Matta·na enǵil·gi bāǵ·kir·os·sun·n_agâb·ir fegir Schäfer wē·sum: Àn·nâ tíwrī fegīr Junker·ki bāǵ·tir·ar wéǵbē·bū·n, ar·gi lôm_wēk·ked kabk·ir·mên·in·gon.* **4.** *In wē·r·ē·godon bâk·ki·n_ur·ro tèg·sim.*

1. Professor der Professoren H. Junker!

Guter Freund!

2. Es ist elf Tage her, seit ich in Ihr Land gekommen bin. **3.** Und seit ich gekommen bin, habe ich keine Muße gefunden, Ihnen eine Nachricht zu geben. Denn gleich, als ich ankam, sind wir in die Prüfung der Übersetzung eingetreten. **3a.** Heute, nachdem wir das Evangelium Matthäus beendet haben, sagte Professor Schäfer: Sie müssen unserem Freunde Professor Junker schreiben, ehe er Grund zum Tadel für uns hat. **4.** Sofort nach diesen Worten habe ich mich ans Schreiben gesetzt.

5. *Minê bū·run ir·ī?* **6.** *Watti nosso_wer·ro·ton in·nai·ton giǵir·sin_wēr da·mn·um.* **7.** *Arti·godon sērē·gi dâ·run·gi ā·weris·rin.* **8.** *Amma in·na ǵelli·ki kēl_*

5. Wie geht es Ihnen? **6.** Seit langer Zeit gibt es nichts, was ich von Ihnen gehört hätte. **7.** Ich wünsche, daß es Ihnen mit Gottes

1012 — * 1012, **2** Zu *fêga* siehe 1008, 21. **3** Siehe 1003, 272. **3a** Die Durchsicht des Matth. — Wörtlich: ehe er uns mit einem Tadel fängt, vgl. 58, 3. **4** Zu *·n_ur·ro* vgl. 194. **8** *_kiǵi* »ohne« 1012

[1012] *kų̈ᵉ·ki haryē·mèn·ki·rin ir·gi rig·na goll·ar‿wêk·ki tir·ed‿ảg·min·an.* **9.** *Ir‿ôn afy·ảd·ir dả·kᵉ·run malle·n‿ámur såhal·um.*

Hilfe gut gehe. **8.** Aber Ihre unendlichen Arbeiten lassen Ihnen, wenn ich nicht irre, nicht Zeit sich zu erholen. **9.** Nun, wenn Sie gesund sind, dann ist alles leicht. [1012]

10. *Ai·g‿an·ki·n·gon elekken‿bokon milli‿wer ta‿dūr·kò·mn·um.* **11.** *Orók·el agude ai·gi a·kès·in.* **12.** *An·na ossi·ki dime telliģē·bū·ran,* **13.** *wide·gōn an·na ģer·na selle·géd ezénnu essi orók·el‿wēr bóg‿šug·ur·bū·n.* **14.** *Amma ugū·n‿tù·r kakke·bù·rin wide·gon a·nêr·rīn, wakk·ék·ka tosk·ar·k‿an·men·ki·n.* **15.** *Arti sutrē·reg·in ai·godon ìn·n‿ěšei ģúgri·r leftē‿ģū·rin‿bokon.*

10. Und was mich betrifft, so ist mir bis jetzt nichts Böses zugestoßen. **11.** Nur die Kälte quält [mich]. **12.** Meine Füße sind immer eisig, **13.** und auf meinem Rückgrat läuft es wie kaltes Wasser herab. **14.** Aber in der Nacht werde ich warm und schlafe, abgesehen von gelegentlichem Husten. **15.** Doch Gott wird mir wohl beistehen, bis ich in unser warmes Land zurückkehre.

16. *Elekken·gōn in·n‿afy·ảd·ir ir·gi awti·r nal·lun‿bokon.* **17.** *Wide an·na salām·ảd ả·n·di·gi abiddi·we. In·do·ton·gon fegīr Schäfer ir·gi a·salamè·ir·in.*

S. A. Hissein.

16. Und nun leben Sie wohl, bis wir uns [hoffentlich] bald sehen. **17.** Und nehmen Sie meinen herzlichen Gruß entgegen. Und von hier grüßt Sie Professor Schäfer. S. A. Hissein.

1013 *** 1013. Brief aus Wiesbaden vom 10. 10. 11.** 1013

1. *Wiesbaden 10. Oct. 1911.*
Fegir dūl Schäfer,

2. *Koį·dl·gi ai·gi ahzē·mèn·we gelem rasás·di·ged ir·gi bāģ·tidd·ir·ki·rin. Elgōn ʿallē‿ahlē·ko·mn·im.*

1. Wiesbaden, 10. Okt. 1911.
Großer Professor Schäfer!

2. Zuerst nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich Ihnen mit Bleistift schreibe. Ich bin noch nicht behaglich eingerichtet.

3. *Wit‿tùr·ki od dessen ai·gi kes·sum, máka ossi·ki mer·ed ā·digr·os·san.* **4.** *Ugu·gon koi‿yalli‿nawre têb·sum. Gem hábbᵉ‿*

3. Gestern nacht hat mich die Kälte sehr gequält, vor allem die Beine fielen abgeschnitten herab. **4.** Und

---

[1012] wird oft so zusammengezogen, daß aus all den *i* und *į* fast nur ein langer *ī*-Laut, mit nur ganz schwach klingendem *į* entsteht. So tritt hier scheinbar die Pluralendung *·ki* an einen Konsonanten. Warum fällt bei *ēn* Frau das *n* vor *·ki* aus *(ē·ki)*? — Zu *tir·ed* vgl. 867, 6. — Sich erholen, wörtlich: den Speichel verschlucken. Siehe zu 1003,246. [1012]

1013 *** 1013, 2** Sam. erklärte *mā taʾahhalt* und übersetzte wie oben gegeben. **4** *ugu* »Wetter« ausdrücklich von Sam. gegeben, 1013

[1013] *"ēr simē·r bīnē·bū·kô·mn·um.* **5.** *Ter kudde_têb·ar od·ti wel_saʿrē·bū·l·gir·ed_ ág·sum!* **6.** *Wala mahatta_wēr·ro urti ǵugri_wēk·ki el·kô·mn·un.*

das Wetter war wie ein Spiegel, keine Wolke war am Himmel zu sehen. **5.** Gerade diese Stille war [dazu geeignet], die Kälte zu einem tollen Hunde zu machen. **6.** Und auf keiner Station fanden wir etwas Warmes. [1013]

7. *Gu·n_beyy·ê·godon org·id elum·di_wer ai·gi berri·ǩi·r·tōn ár·sum.* **8.** *Hirē_dāǵi·rin·gon an·n_erg·ir, agáb·ir ǵille·sim in·na sitti barkē·bū·l kal des·ked wide kusu·ged toiddi·bu·l_wēk·ki warag·ir gar·oz·zēn_dên·sin·gi.* **9.** *Gurr·atti·ged an·na seydla·r·ton ós org·id·ti bê·sim.* **10.** *Man·i·n_dẖar·ro new·erti ruddê·sum.*

7. Mit der Morgendämmerung packte mich ein Krokodilshunger bei den Rippen. **8.** Als ich in meinem Sinn unruhig hin- und herfuhr, dachte ich schließlich daran, daß Ihre Frau, die gesegnet sei, mir ein mit Butter und Fleisch belegtes Brot in Papier gewickelt gegeben hatte. **9.** Voll Freude zog ich es aus meiner Tasche und tötete den Hunger. **10.** Danach kehrte mein Geist zurück.

11. *Wide·gōn Giessin·do tá·sun_kêl·lo bod_šug·ur gahwa iǩǩi_kō·l ǵugri_wēk·ki ní·sim.* **12.** *In·gōn wide dugs·i·gi kakke·gir·sum. Mas·il·gōn tá·rgi tebʿê·sum.*

11. Und als wir nach Gießen kamen, stieg ich eilends aus und trank einen heißen Milchkaffee. **12.** Und dieser hat mir dann die Eingeweide erwärmt. Und die Sonne folgte nach.

13. *Frankfort·ir·tōn alē·ged ǵitta·ǩi ǵamme·san. Wide afy·ád·ir Wiesbaden·gi ta_dúr·su, awri·ǩi·gon sere·gi el·ir·sun.*

13. Von Frankfurt an waren [erst] die Glieder wirklich beieinander. Und gesund kamen wir nach Wiesbaden und haben die Freunde wohl gefunden.

14. *Kob·ar·n_owwol·lo oww·itti·ged ir·gōn wide sitti·gōn·gi an·n_ā_bun·do·ton a·šukrê·ir·rin in·na ʿadel·kane asil·na ǵiradil·lo.*

14. Bevor ich schließe, danke ich noch einmal Ihnen und der Frau vom Grunde meines Herzens wegen Ihrer hochherzigen Güte.

15. *Wide in·n_afy·ád·ir. Affi·ǩi·gon sere·gir_dōg·ir·we an·n_agar·ro, māka an·na dol·ida Friedel·gi.*

15. Und nun leben Sie wohl. Und küssen Sie die Kinder schön an meiner Statt, besonders meinen Liebling Friedel.

16. *Dime in·di_ter_e·rin.*

16. Ich bin immer der Ihre.

S. H. S. H.

[1013] vgl. 641 f. **5** Sam. erklärt: daß sie biß wie ein toller Hund. **8** Zu *toiddi* vgl. 602. **10** Vgl. Spiro *rôḥoh raddet fih* »he revived«. **14** Sam. übersetzte *asil* mit »pur«, Amery S. 240 *aṣil* »noble«. [1013]

1014 * **1014.** Brief aus Wiesbaden nach Nubien vom 14. 11. 11. 1014

1. *Wiesbaden, 14. Nov. 1911.*
Fegir dûl Schäfer,
Awri ḍime erg·ir dá·bū·l!

2. *Olongu in šahar·ro dimin·de‿toski·r Frankfurt·ir·tōn Wiesbadin·do tá·sin·godon in·na báǩ·ki‿kumma·gi ai·gi sokke‿dên·san.* **3.** *Wōn mine an·na gurr·atti dûl‿e·m Suuan‿Díb·ir·tōn báǩ·ki‿wēr in·nai·tōn ai·gi tā‿dúr·in·gad.* **4.** *Alē·ged ai·gi ʿágeb‿wēr ár·sum minē ikke šutte ugros·ī·n‿īddi·r man ešei·i gi dur·sun.gi.* **5.** *Ikkᵉ‿e·ki·n·gōn olongu‿n‿aw·d·i·gi uru‿nal·ku·run ʿágeb‿wer dá·mn·um: urti malle bogon·na mare‿nawre keyᵍⁱ‿kuǵ·bū·n.* **6.** *Dessen·gon wáše·sim in·n‿afy·ád·ti giǵr·ed. Wide arti ir·gi essi·n‿dogo·r ʿarid‿dogo·r ten·na karu kogor·ked tag·r·el·gi hamdê·sim.*

1. Wiesbaden, 14. Nov. 1911.
Großer Professor Schäfer!
Unvergeßlicher Freund!

2. Heute am 13. dieses Monats, als ich eben von Frankfurt nach Wiesbaden kam, reichte man mir Ihren wunderschönen Brief. **3.** Und wie war meine Freude groß, daß aus Aswân ein Brief von Ihnen zu mir kam. **4.** Wirklich, ein Staunen ergriff mich, daß Sie so schnell, in wenigen Tagen, jenes Land erreicht haben. **5.** Trotzdem, wenn wir die Werke von heute ansehen, so gibt es kein[en Grund zum] Verwundern: alles wächst [so schnell] wie Sommerdurra. **6.** Und sehr erfreut war ich, von Ihrer Gesundheit zu hören; und ich dankte Gott, der Sie zu Wasser und zu Lande mit seinem starken Schilde geschützt hat.

7. *Haryē·mên·ki·rin sitti, ton·ī‿tinn‿ên, ter ešei·i·gi dúr‿nal·sin·godon ug·n‿utti dolli‿wēr·ro tō·kô·reg·in wide ten·n‿á·n‿bun·do·tōn wāše·kô·reg·in.* **8.** *Wōn minė wāše·mên‿agad?* **9.** *Ter simė nidmē‿galig·kōn, ter mas·il kid·ti ā·āi·gir·il·gōn, ter turug nôro soww·od numme·bū·l·gōn, ter birbē·ki kilille‿têb*

7. Wenn ich nicht irre, wird die Frau, der Knaben Mutter, als sie jenes Land erreicht und gesehen hat, wohl [geglaubt haben] in einen tiefen Traum geraten [zu] sein, und sich wohl vom Grunde ihres Herzens gefreut haben. **8.** Und wie sollte sie sich nicht freuen! **9.** Jener Himmel wie

---

1014 * 1014, 1 Wörtl. »der immer [mir] im Sinn ist«. 2 *kumma* »Geschichte, Erzählung« (774; 775) wird verwendet, wie wir etwa »märchenhaft, fabelhaft« brauchen: 1003, 121 ***kumma·y·an ar·gi ā·bel·dēǩǩ·ir·san*** »sie scheinen uns märchenhaft«; 1003, 259 ***ai ā·farriǵ·sin·gi kumma·gir wé·ran·um*** »was ich betrachtet habe, ist märchenhaft« (wörtl.: was ich betrachtet habe, ist märchenhaft zu sagen); meist aber in Genitivverbindung mit *·na*, 1003, 185 ***kisib dūl aro·na kumma‿wēr*** »eine märchenhaft große weiße Schüssel (wörtl. ein Märchen von einer usw.) oder ohne *·na* 1014, 2; Gen. ohne *·na* 205. 4 Wörtl. nach der Zahl der Tage. 5 Zur Sommerdurra vgl. die Sommergurke von 52. 9 Zu *nidmē* Augenschminke vgl. 186. — 1014

[1014] *ran·gōn tin·ged malti·ged ǵoddi·bū·l·i·gon, ter betti·ki aśr·i·n_ǵaba·ki·gōn tenna zōl·i·gōn urti·ki·gōn dil·lo·ton kinna·r·tōn.* **10.** *Wide·gōn min·gi wè·rin! Malti·n_ai̯·ar malle ten·nai ekke·l_e·kô·reg·mun·u?* **11.** *Alē·gi wè·k·run·gōn ter ešei in·na ešei_dogo·r ekke·l·um.*

Augenschminke [so tief blau], jene Sonne, die das Wesen [des Menschen] belebt, jener sanfte, trockene, duftende Wind, jene Tempel, die in dichter Reihe im Westen und Osten lustig dastehen, jene Wälder von schönen Dattelpalmen, des Landes Menschen und Vieh, groß und klein! Doch was sage ich! **10.** Ist ihr wohl nicht das ganze morgenländische Leben fremd erschienen? **11.** Und wenn ihr die Wahrheit sagt, so ist jenes Land doch ganz anders als euer Land. [1014]

12. *Sere·gir ʿāwin·gi àw_agad ten·na in ešei ǵèm·gōn an·n_essi·gōn wide od·tōn·gi ā·uski·n·na ǵiràdil·lo.* **13.** *Wide·gōn ir malle·gi ugros·i sere·ki_wēr·ī·gi ā·beddi·tidd·ir·rin àn·nà ešei aśir·kōn wide tonǵil·gōn·do* [**14.**] — *ḫazzàn tonǵil·kane_wēk·ki ter Nob·ī·n_ešei·gi mug·tir·kô·mn·um* —. **15.** *Ter malle·gōn Tir ir weris·run mallē·gi kèl·lo oǵǵu·tidd·ir·in·ged, wide ir·gi ten·n_awr·ī·n_togo·r tag·r·ir·in·ged, minē gurre·bù·run·gōn wīde·run·na ǵòro.*

12. Sie möge sich nur gut eine Wegzehrung besorgen für ihr Heimatland, das Wolken, Regen und Kälte erzeugt. **13.** Und für Sie alle erbitte ich schöne Tage in unserem schönen und hübschen Lande [**14.**] — das Staubecken hat [allerdings] diesem Nubierlande keine Schönheit übrig gelassen —. **15.** Und Gott möge Ihnen alles, was Sie wünschen, zu Ende führen und Sie unter seinen Flügeln schützen, damit Sie fröhlich zurückkehren.

16. *In·n_agâb·ir ar Berlin·do wide_tâ·rgi ugros dimin·de_diǵ_kiri·gi tèg·sun geràya·na kitàb·ki ā·bàǵ·run·gōn.* **17.** *Wala watti_wēk·ki el·kô·mn·im ted·der ǵù·rgi in·na dol·ida·ki·gi salām·ōs·ir·ri·i̯_an.* **18.** *Dessen·kīr ter aw·id·ted musil·sim.* **19.** *Amma bâk·ki ǵandùr_wēk·ki bāǵ·tidd·ir·sim tin·nà wē·r·è·ged.* **20.** *Tir·gōn tin_dogo·r dâ·l·gi wakk·os·kô·mn·an. Tezkara dessen tonǵil_wēk·ki bâǵ·irgi wīde·gir·dèn·san.*

16. Nach Ihrer Abreise sind wir wieder nach Berlin gekommen und dort etwa 15 Tage geblieben, indem wir das Buch für die Anfängerschule schrieben. **17.** Aber ich habe keine Zeit gefunden, hinzugehen und Ihre Lieblinge zu begrüßen. **18.** Ich war darüber sehr traurig. **19.** Aber einen netten Brief habe ich ihnen geschrieben in ihrer Sprache. **20.** Auch sie haben ihre Pflicht nicht versäumt und mir wieder eine hübsche Postkarte geschrieben.

[1014] Ist für »Wesen« etwa »Knochen« zu übersetzen? vgl. 867, 16. — *Ǵoddi* Sam. »wie Perlen an einer Schnur«. — *Kilille* eigentl. »jubelnd«. **12** Wegzehrung an Wärme usw., zu *ʿawin* vgl. 61, 1. [1014]

[1014] **21.** *Ted·do·tōn Hamburg·kir ai·gi iššin·san kúr·ar dúl·na ká·r, Nobī·na ǵóro. Ted·do·ǵōn ugros toski·gi tég·sim.* **22.** *Ter medine ai·gi dessen gurre·gir·sum, ten·na ká·ki ašr·ī·ged wide ten·na mišra dúl kub·lī·ged eyye·bū·l.* **23.** *Amma od kél·gi tir·bú·sum man ugros·ī·r. Ai·ǵōn ted·do tég·ar·ki birig·kó·mn·im.*

21. Von da hat man mich nach Hamburg geschickt an die Hochschule, des Nubischen wegen. Und dort bin ich drei Tage geblieben. **22.** Diese Stadt hat mir viel Freude gemacht mit ihren schönen Häusern, und [auch] ihr großer und mit Schiffen gefüllter Hafen. **23.** Aber in jenen Tagen kam die Kälte auf den Höhepunkt, und ich wollte dort nicht länger bleiben. [1014]

24. *Ted·do·tōn Wiesbaden·do wide_tá·rgi in·do man·do bain·dun·ǵōn dáǵi·run.*

24. Von da kehrten wir nach Wiesbaden zurück und ziehen [nun] hier und dort umher, Reden haltend.

25. *An·na tall·os·ar·n_ugros·kōn kurri_ǵamm·os·sum.* **26.** *In·ged ai ā·gurre·rin, àn·nà mas·il kakk·el wide ǵugri·r igitti·r ǵu_teg·ar·ki wide·gon ìn·n_ešei·na zol·i·gon tin·na bain·id·ton mašk·os·sim.* **27.** *Zōl_nūtin ten·n_agar·ki ā·wers·in mine ter agúde·r ā·welése·n·gad.*

25. Und [jetzt] ist der Tag meiner Abreise ganz nahe herangekommen. **26.** Darüber freue ich mich: unserer wärmenden und heißen Sonne nahe zu kommen und [in ihr] zu sitzen; und nach meinen Landsleuten und ihrer Sprache habe ich Sehnsucht bekommen. **27.** Jeder Mensch begehrt nach seinem Platz, [von dem er her ist,] weil er nur an ihm sich wohl fühlt.

28. *Arti·godon awti·r ittiwri·gi bi·nal·lun.* **29.** *Man·i·n_bokon in·n_afy·ád·ir.* **30.** *Serē·gid·ti áw·ku·run sitti·gi seré·gir_salāmē·wé! Ai ten·na serē·gid·ti kid·ir b·iw·min·īm.* **31.** *Wide fegir Junker·ki tin·n_issi·ǵōn seré·gir_salamē·ir·we.* **32.** *Ir·ǵōn Tir·n_i·r undur·os wide digri·gir ā·šukrê·rin in·na serē·gid ai·gi tin ǵelli·su·ged.* **33.** *In·do·tōn·ǵōn*

28. Mit Gott[es Willen] werden wir bald einander sehen. **29.** Bis dahin leben Sie wohl. **30.** Wenn Sie mir die Güte erweisen wollen, so grüßen Sie die Frau schön. Ich werde ihre Güte niemals vergessen. **31.** Und grüßen Sie Professor Junker und seine Schwester schön. **32.** Und Sie gebe ich in Gottes Hand und danke

---

[1014] **14** Vgl. zu 350. **16** Wörtl. »nach Ihnen«. — *Gerâya* ist die erste Unterschule. Zum Buch vgl. Einl. Anm. 20. **21** *Kūr·ē·na kâ* »Haus des Lernens« ist der Ausdruck für »Schule«, vgl. 791, 1. Danach bildet Sam. *kúr·ar dúl·na ka* »Haus des großen Lernens« für »Hochschule«. Es ist die für Kolonialwissenschaft gemeint. Prof. Meinhof hat dort an Sam. phonetische Studien gemacht. **23** Sam. *li·l·ǵâye.* **24** In den Missionsvereinen. **26** *maški* »sich sehnen« [1014]

[1014] *iššin·bū·l Enderlin ir malle·gi ā·salamé·ir·in.*

Ihnen vielmals für Ihre Güte, die Sie mir erwiesen haben. **33.** Und von hier grüßt der Missionar Enderlin Sie alle. [1014]

34. *Dime ir·gi ā·gigir·tidd·ir·il*
S. A. Hissēn.

34. Ihr immer gehorsamer
S. A. Hissên.

1015 *** 1015. Brief aus Aswân nach Nubien vom 23. 12. 11.** 1015

1. *Suuan_Dib 23. [12.]/[1]911.*

1. Aswân, 23. 12. 1911.

2. *Fegir Schäfer, wide ten·na sitti sere! Dime ā·n_dogo·r kuǵ·bu·l·i, wide new·erti·r·ton a·warri·i̯·an·men·il·i.*

2. Professor Schäfer und seine gute Frau! Die ihr immer mir am Herzen liegt und niemals mir aus dem Sinn kommt!

3. *In·na bak·ki·ki olongu ai·gi ta_dūr ī·ki·r ta_tô·san.* **4.** *Wōn sāi_kottiʷek·ki wāšē_gurre·ko·rin in·na afy·ad·ti giǵr·ed wide·gon in·na sere·na da·r·ar·ki ter ešei̯·i nis·bu·l·i·r, wide ter ešei·n_id·i urumme·ki·na barre·r sere·gi ai·bu·run·gi.*

3. Ihre Briefe sind heute in meine Hände gelangt. **4.** Und wie sehr habe ich mich gefreut, von Ihrer Gesundheit zu hören, und daß Sie sich wohl befinden in jenem engen Lande, und daß Sie behaglich leben unter jenen schwarzen Eingeborenen.

5. *Ir·g_an·ki·n, ir kūr·bu·run, mine koi̯·āl_ter_mēn·in·gad.* **6.** *Amma in·na sitti ter ešei̯·i·gon tid·der da·l·gon·gi nal·men·in·gad ten_dogo·r ešei dessen kurri_ǵamme·bu·reg·in. Wide·gon tin·na tábaʿ ekke·l ten·na á·gi ā·wilike·gir·reg·in.* **7.** *Amma harye·men·ki·rin ten·na mas·il ǵugri·gon ten·na sime kudd·el·gon wide*

5. Was Sie betrifft, Sie sind daran gewöhnt, da es [für Sie] nicht das erstemal ist. **6.** Aber Ihre Frau, die dieses Land und was in ihm ist, [noch] nicht gesehen hat, sie wird das Land wohl sehr bedrückt haben. Und die so verschiedene Art der Leute wird ihrem Herzen wohl übel

---

[1014] auch 803 u. 964. **34** *Hissēn* schreibt hier Sam. phonetisch mit ¯ über dem *e*, statt seiner [1014]
1015 sonstigen englisch-französischen Schreibweise *Hissein*. — *** 1015, 4** Für *serē·na* sollte man 1015
serē·gi erwarten nach 957, 2; 1003, 76; 1006, 12; 1007, 8; 1008, 7. 36; 1012, 6. **5** *·g_an·ki·n* »wenn du .... sagst« oder *·g_an·k(i)·ran* »wenn sie .... sagen, d. h. wenn man .... sagt« steht oft im Sinne unseres »was .... anbetrifft« und ist bei Sam. häufig. Natürlich ist das aber nicht der einzige Gebrauch von *an·ki·n*. Es kann ebenso in Sätzen wie 1008, 34 stehen: *ter .... dūr·es·sīm_an·kin* »wenn er sich einbildet, erreicht zu haben, wörtl. »wenn er sagt: ich habe erreicht«, oder Absichtssätze bilden wie 1010, 10 *mas·il[·gi] dugu·ged ǵan·du·u̯_án·ku·run* »wenn ihr die Sonne für Geld kaufen wollt«, wörtl. »sagt: wir kaufen usw.« Ähnlich 3, 31. Vgl. 165, 5. **6** *kurri_ǵamme* »ganz nahe kommen« vgl. 1014, 25; — *Wilike* vgl. 1016, 3, 1.

[1015] *turug noro numme·bu·l·gon new·erti·gi wide·gir a·undur·in, ikke·mēn·u, sitti?*

gemacht haben. **7.** Aber wenn ich nicht irre, gibt seine warme Sonne und sein klarer Himmel und der sanfte duftende Wind ihr die Seele wieder. Ist es nicht so gewesen, Frau? [1015]

8. *An·na šukur kel‿kiįi·gi in·na fadil·lo·ton ar·we in·na bak̄·k̄i·k̄i·gon wide sura·k̄i·na ǵoro·gon.* **9.** *Ai·gi gurr·atti dul‿wek·ki gurre·gir·san, maka affi‿ton·i·gi nal·ar·ked. Mine an·na ā·n‿dogo·r kuǵ·bu·ran.* **10.** *Tir sere·nai·ton a·beddi·rin tir·gi tag·r·ir·in·gi wide afy·ad·ti dime tidd·ir·in·gi.* **11.** *Ikke·gōn ir dul·i·gi ā·weris·tidd·ir·rin wide ir malle·k̄i barke·ir·in·ged in korre talle·bū·n·der wide ǵen tō·bū·n·der.*

8. Nehmen Sie bitte meinen unendlichen Dank für Ihre Güte und Ihre Briefe und die Bilder. **9.** Sie haben mir große Freude gemacht, besonders als ich die Kinder sah. Denn sie liegen mir am Herzen. **10.** Ich erbitte vom guten Gott, daß er sie schütze und ihnen immer Gesundheit schenke. **11.** Und gleiches wünsche ich Ihnen, den Großen, und möge er Sie alle segnen an diesem kommenden Fest und im [bald] beginnenden Jahre.

12. *In·na awti·r ta·r·ar·ked ai·gon gurre·bu·rin.* **13.** *Ittiwri·godon sere·gir bi·bain·kan·dun ir aw·sun·der wide ai aw·sin·der.* **14.** *Man·i·n‿bokon in·n‿afy·ad·ir.*

12. Auch ich freue mich über Ihr baldiges Kommen. **13.** Wir werden hübsch miteinander sprechen über das, was Sie getan haben und was ich getan habe. **14.** Bis dahin leben Sie wohl.

15. *An·na salam·gon wide šukur·kon sitti·gi tir·u ten·na aw·id sere aw·sin·na ǵoro ad·der, wide ten·na bak̄·k̄i ǵandur·kon wide·gon ten·na aŝr·i·na sura·na ǵiradil·lo·gon.* **16.** *Ir·gon‿tera*ⁿ [so!] *ten·na kel·ged da·run, in·gi ai we·men·din·gon ir a·iįir·run.*

15. Geben Sie meinen Gruß und Dank der Frau für die gute Tat, die sie an mir getan hat, und für ihren netten Brief und das Bild ihrer hübschen [Kinder]. **16.** Und sie kommen gleich neben ihr, das wissen Sie, ohne daß ich es erst sage.

17. *Fegir Junker·na gissa·gi ir atta·ko·mn·un. Ir·godon da·mēn·n·à wala?* **18.** *Salame·we wide tin·n‿issi·gon, a·iįir·mēn·ki·rin·gon.* **19.** *Korre·gi ir malle di‿nal·lun·ged!*

17. Sie haben nichts von Professor Junker berichtet. Oder ist er etwa nicht bei Ihnen? **18.** Grüßen Sie ihn und seine Schwester, wenn ich sie auch nicht kenne. **19.** Möchten Sie ein frohes Fest erleben!

[1015] **7** *kudde* vgl. zu 79, 2. **11** Weihnachten. **15** Im Brief selbst *tir·ri* »Ich gebe«, bei der Besprechung aber gab Sam. *tir·u* »gib«. **19** Im Briefe *nal·lu·ged.* Zur Glückwunschform vgl. 970. — [1015]

[1015] **20.** *In·do·ton·gon malle ir·gi a·salame·ran, an·na tod 'Abbâs·kon.*

20. Und von hier grüßen Sie alle, auch mein Sohn 'Abbâs. [1015]

21. *Dime ir·gi a·gigir·tidd·ir·il*

S. A. Hissein.

21. Ihr stets gehorsamer

S. A. Hissein.

1016 *** 1016. Postkarte aus Aswân nach Kairo vom 24. 1. 12.** 1016

1. *Suuan_Dib 24. 1. [1]912.*

Fegir dul Schäfer,

In·na tezkara ai·gi ta_dur·es·sum wil_šare·gi. **2.** *In·n_afy·ad·ted·gon dessen gurre·sim wide sitti·n·di·ged·gon.*

1. Aswan, 24. 1. 1912.

Professor Schäfer!

Ihre Karte hat mich gestern abend erreicht. **2.** Über Ihr Wohlergehen und das der Frau habe ich mich sehr gefreut.

3. *'Olig·ad·g_an·ki·n:*

3. Was *'olig·ad* betrifft:

1) struggling as in the state of vomiting,
2) when one is under a heavy load. Here he then groaneth,
3) when one is under the last breath or in the state of suffering.

I think these are the different meanings of this word.

4. *Ai·gon arti we·ki·n talatin·na (30) ugros·ki ted·do Medine·r b·el·takki·rin.* **5.** *Ai on eske·ki·rin ta·rgi ir·gi bi·nal·lin.* **6.** *Ir on b·eske Ezbekiye·r Amerikan·na medrese·r sa'a dimn·itti·r wala dimin·de_wer·itti·r ai·gi b·el·lun, ugros 31.*

4. Und ich werde, so Gott will, am 30. dort in Kairo zu finden sein. **5.** Wenn ich kann, werde ich kommen und Sie besuchen. **6.** Wenn Sie können, so werden Sie mich in der Ezbekiye, in der amerikanischen Schule, um 10 oder um 11 Uhr am 31. finden.

7. *Man·i·m_bokon in·n_afy·ad·ir.* **8.** *Fegir Junger·kon salame·we in·na fadil·loton.* *S. A. Hissein.*

7. Bis dahin leben Sie wohl. **8.** Und grüßen Sie gütigst auch Professor Junker. S. A. Hissein.

1016 * **1016, 3** Ich hatte nach der Bedeutung des Wortes gefragt. Vgl. 935; 1003, 85. 111. 1016
3, 1 SAM. sagt, der Begriff sei ähnlich, aber viel schwerer als der von *wilike* 909; 1015, 6.
5 Man erwartet *ir ōn b·eske·k·run* vgl. 1004, 22.

Nachträge.

Zu Einl. Anm. 9: Besprochen von Reinisch ZDMG Bd. 66, S. 323; W. Max Müller Oriental. Litt.-Ztg. 1912, S. 564.

Zu Einl. Anm. 13: Weitere Arbeiten von Griffith über Meroitisches im Journal of Egypt. Archaeol. Bd. 3, S. 22. 111 (Meroitic studies); 255 (An Omphalos from Napata).

Zu Einl. Anm. 13, I: W. Heinitz, Phonographische Sprachaufnahmen aus dem egyptischen Sudan. Abhandlg. d. Hamburgischen Kolonialinstituts Bd. 38.

Zu Einl. Anm. 28: Leider fehlen uns völlig Texte aus dem Munde von Frauen.

Zu S. 21: Hr. Dr. Fröhlich ist so freundlich gewesen, mir von einem handschriftlichen Aufsatz Kenntnis zu geben, in dem er seine ärztlichen Erfahrungen, besonders über Beschneidung der Knaben und Mädchen, Verschließen der Mädchen, Hochzeits-, Geburts- und Sterbegebräuche usw., niedergelegt hat. Viel Gutes in der Zeitschrift der Sûdân-Pionier-Mission »Der Sudan-Pionier«, besonders ein Aufsatz über Hochzeit, von Samuél, 1905, S. 75. 87.

Zu S. 32 Anm. 1: In der Biographie selbst, die mir inzwischen durch die Güte des Hrn. Missionsinspektors Pastors J. Held vorgelegen hat, steht richtig *ibn.*

Zu 4, 1: Wenn diese 1900 nicht nur eine runde Zahl ist, dann ist die Reise schwer in die Biographie einzuordnen. Nach dieser kann es sich eigentlich nur (S. 35) um Sam.s Teilnahme am Zuge gegen Ommdurmân 1898 handeln.

Zu 18: Nach der Biographie (S. 35) hat Sam. bald nach 1885 geheiratet.

Zu 20, 1: In Verbindung mit Nr. 18 zeigt die Nennung der 20 Jahre, daß Sam. hier an seine eigene Hochzeit denkt.

Zu 52: Deutsch habe ich in ganz gleichem Gebrauche (in der Gegend des Oderbruchs) gehört: »er wächst wie Sommergerste«.

Zu 85: *Kawai* »dünn« (vgl. auch 820) kommt auch bei Carr. vor (1911, S. 47; 55), wenn auch in der Bedeutung »spitz«. Ist *kawāya* Almk. Wb. »kleiner Teller aus Ton« hierher zu ziehen?

Zu 94: Sam. selbst hatte, wie er in seiner ausführlichen Biographie sagt, den Zunamen *Girem.* Auch die Form *Abdu* (118) kann als bezeichnend für Nub. gelten.

Zu 360, 2: Zu dem adverbialen Gebrauch von *-gir*, *-kir* vgl. den entsprechenden von *-an* 1003, 131.

Zu 377 A, 18: *bâtna* ist das ar. *bâṭin*, *bâṭna* das innen Befindliche, Versteckte.

Zu 410: Für *bersim-n‿ešei* als Bezeichnung Ägyptens wäre etwa Aylward M. Blackmans Bemerkung im Journal of Egypt. Archaeol. Bd. 2, S. 14 Anm. 6 zu vergleichen, wonach auch in den Augen der ägyptischen Bauern der *bersim* als Kennzeichen für Ägypten erscheint.

Zu 412, 5: *dulle* ruhig als ⲧⲟⲩⲗⲗ in Nub. Texts.

Zu 503: Wenn in der Biographie (S. 32) die Zahl für Sam.s Geburtsjahr und hier die für den Heuschreckeneinfall richtig ist, wäre Sam. zehn Jahre gewesen, als er Nubien verließ und nach Ägypten ging.

Zu 680: Vgl. auch Carr. 1911, S. 45 *senechtari* a quel luogo? (= *sai-nē-ged tâ-ri*?).

Zu 937 l: Aus Girsche: *Er šibbâk·ki samrē·mên·in·ga*^{d} *digir·rigi ten·n‿ossi·g*^{i} *tōg·su*^{m} »Weil du das Fenster nicht genagelt hast, ist er gefallen und hat sein Bein gebrochen.«

Zu 941: Für die Veränderung des *·ar* durch Assimilation vgl. aus Girsche: *ek·kodon bain·a*^{r}*·k*^{i}*‿ā·b*^{i}*rig·ri* »ich will mit dir reden«. *Bess es·sûg farrig·a*^{r}*·k*^{i}*‿ā·b*^{i}*rig·ri* »ich will nur den Markt ansehen«. *Ǵān·a*^{r}*·k*^{i}*‿ā·birg·i*^{n} »er will kaufen«.

Zu 1003, 97 hinter 1015, 6 **einfügen:** (Dazu Wien. Text. 15, 85 *iššallá sutré·reg·in* »hoffentlich schützt er«.)

Zu 1003, 97 hinter 1014, 7, 10 **einfügen:** ; Sam. *buru umbud·n‿urti·gi kudde·mên·in·gōn erri·kô·reg·in* »Das Mädchen wird wohl das Salzgefäß, ehe es (das Salz) sich gesetzt hat, ausgegossen haben«;

Zu 1003, 118 hinter »die Nacht verbringen« **einfügen:** Aus Girsche: *in·na kâ·r it‿túr·ki beyye·w·um·à?* »Haben Sie heut Nacht in Ihrem Hause geschlafen?«

Zu 1003, 135: Zu *farté* »entfalten« vgl. aus Biǵǵe *marakbi·Ḱi·gi tandá·gi ferté·w‿ân·digi wē·tigg·ir·su* »er sagte zu den Schiffern, sie sollten das Sonnensegel entfalten«.

Zu 1003, 236: Die Empfindung der Kälte als etwas Klebrigen fand ich auch einmal in unserer Literatur ausgesprochen.

Stichwörter aus den Textanmerkungen.

i und *u* sind als *y und w* angesehen, *d* und *ḍ*, *g* und *ġ*, *h*, *ḥ* und *ḫ*, *s* und *ṣ*, *t* und *ṭ* sind nicht geschieden, *q* als *g* gerechnet, ʿ und ʾ nicht berücksichtigt.

dossi nicht gar, unreif, trübe 1003, 79.

Dreschen durch Ausklopfen mit Stöckchen, durch den Tritt von Rindern und Eseln, durch den Dreschschlitten, (*nôrag*) 412. 428.

dūgu Geld; *dugu‿kō·l* teuer. Einl. S. 23, 3b.

dūgur blind, davon einmal *dugurri·bū·*. Einl. S. 26.

dugutti s. *gugutti*.

dukki, Verbum; Bedeutungen 460.

dûl groß, Stammvater 3, 24.

dullo schwer, ruhig 412, 5 (mit Nachtr.); 744.

Dungula (*Dongola*) eine Landschaft 1; 3, 2. 5; u. ö.; örtliche Ausdehnung 3, 9; gleiche Stammesnamen mit den *Kunûzi* 3, 34; 4. Einwohner *Dungulāwi·ki*, *Dungulā·w·okki·ki* 3, 5. 6; Sprache den *Kunûz·i* verständlich. Einl. S. 18.

Düngererde s. *māro*.

Durra, ein Getreide, s. *marē*.

duwâl Hängestricke der Schādûfschwengelachse 376, 15.

e

·ē Verben auf echtes *e* und auf unechtes *e* 762.

·ĕ (Einl. S. 31) bildet Verbalnom. 1003, 36.

ē die Kopula 172.

ē für **e·m* präterit. Frage 2. u. 3. Sing. von *e* sein 670, 3.

·ē (Einl. S. 31) Endung der aus dem Ar. stammenden Verba, soweit sie nicht ganz eingenubischt sind (und von *luffē* werfen); deren Passivbildung 376, 73; 762; Einl. S. 25.

ĕ im Murmelvokal wechselt mit *ĭ* Einl. S. 32, 12; 1010, 5. Vgl. *·ke·* für *·ki·* — *ĕ* für ar. *Sukûn* in »hohlen« Worten Einl. S. 25e; 3, 33.

ed nehmen; vom Trinken des Tees 161. Als Hilfsverb *·em·m·ă* für *·ed·m·ă* 169.

eddi‿ meist Andeutung des Komparativs oder Superlativs; *eddi‿sâi* welcher 335, 1a; 867, 2.

·eddi (auch *·éddi*; *·oddi*; *·addi*), aus *·endi* (*·indi*), bildet Nomina von Verben, »Mittel zu« 12.

edeb Ziel, ar. *hedef* 3, 33.

Efendina ar. Bezeichnung des Khediven 1003, 51.

egekke (vgl. *eyekke*) sich stützen, sich anlehnen, o. ä. 647; 762; 929.

Ehebruch streng bestraft 16, 1.

ekk·ed Harn 914.

ekke·l ein anderer, Konstruktion 1003, 211; *ekke·n* für sich, besonders 131; 444, 50.

·el bildet Partiz. praet. Siehe *di·el*.

·el Ausdruck des Wunsches 1003, 13; 969 u. ö.

·el bildet Adjektive 943. 944.

elgōn auch; mit Verb. neg. bevor, ehe 58, 3. *elgôn·um* »ist noch nicht« 293.

êlif tausend, ar. *elf* 3, 33.

êlum Krokodil; Sâgyenteil 377 A, 18.

‿e·n hinter Zeitbegriffen 743.

ēn Frau und *ēn* Mutter, Unterschied (*ten·n‿ēn* s. Frau; *tin·n‿ēn* s. Mutter) 325. Plur. *ē·ki* 1012, 8. *ên·gir* die Ehe vollziehen, schwängern 39.

en·na dein; *in·na* Einl. S. 32.

enni schmecken, Geschmack 163.

er du; *ir* Einl. S. 32.

ēr ganz erfüllen, u. ausplündern, ar. *nahab* 591.

erbe'in vierzig(tägige Reinigungsperiode) 20, 19.

erb·ir (von *ērib*) kleinere Scharre für Erde; *erb·eddi* 12. Vgl. *wāsu*, 376, 67.

erde, ar. *dohn*, Hirse 83; 404; 447 A 57.

ergē warten, nub. Lehnwort im Süd.-Ar.? 676.

Ernten, ihre Zahl und Zeit 404; 427.

erri in dünnem Strahl gießen 83, 4; 574, 2; 1003, 97 Nachtr.

erwid schwerfällig, dumm 800.

Erzählen, lebhaftes; Einl. Anm. 19. Vgl. Frage als Kunstmittel.

ēs Mittagszeit 142. *ēs·iye* Tagwache 291. 292.

esked, ar. *turâb*, Staub, Sand 316, 3; *esked en·na fâl* Schimpfwort 601; 1008, 35.

essi‿kâg Balken an der Sâgye 377 A, 16; *essi·n‿darbâd* Ente 1003, 151; *essi·n‿gâr* Ufer 287; *essi·n‿malaika·ri* Wasserfeen 45, 4; 864, 2; *essi naddi* Schnaps 83, 3; 164; *essôdèki* für **essi‿tôd‿wēk·ki* Einl. S. 16.

eśei Land, Dorfbezirk (Plur. unter Einfluß des ar. *bilâd*) 2; Wetter 1008, 5.

Eule, *ugme*, Fabeleien 497 A.

ēw waschen, angebl. Verhältnis zu *śûki* 240; *ēw·iddi* 23, 2.

ewir drehen, eine Maschine in Gang setzen (vgl. ar. *dawwir*), auch intrans. 377 A, 21.

gergedân eine Pflanze 447 A, 633.
gèrratil Teil d. hölzernen Sâgyenrinne, 377 A, 15.
gerya Rahe, ihre Länge 747. Gewebe, ihre Qualität 192. 2.
geyyi (*gey*) segeln Einl. S. 26.
geyyi Floß 728.
Gezen-âb (von *Gezîn*) ein Stamm 3, 20. 21.
-gi Objektssuffix, lautet in *wai-gi, wil-gi, ni-gi* in gewissen Fällen *-ki* 867, 18; 870; *tôd-ki* für *tód-ti* 510 (unter *ģerra*) — Verhalten nach *g, d, b* Einl. S. 24, 6. — Fällt oft aus vor *‿kô-l* 448; hinter *-gōn* und *min* was, und *ni* wer 474, 14; 675: *gir‿bag-id-tōn* für *gir‿bagid-ti-gōn* 714; Objektsverbindung ohne *-gi*, enklit. durch ‿ verbund. Einl. S. 23, 3 b. — *-gi* der Objektivsätze zur Konjunktion entwertet 1004, 3. — Neg. d. Objektivsätze *-mēn-* 685, 14.
gibla Richtung nach Mekka 951, 6.
-gid Nominalendung 241.
gid Gras 447 A, 102.
ģid ersticken, mit *ģ*, 8.
-giddi (*-kiddi*) verbale Stammerweiterung, bildet Kausative 540.
gilba Vorhaut vgl. *ģilba*.
-gir (*-kir*) verbale Stammerweiterung, bildet Kausative 540; von ar. Stämmen aus der II. Form? 376, 73: — bildet scheinbar Adverbien 360. 2. Vgl. *-an*.
gir Mal, Weg; *gir‿băg-id* manchmal, 714.
Girem Samuêls Spitzname 94. Nachtr.
giride, geride hin- und hergehen 662; 762; 1003, 239.
Giršе Ortsname = *Gerf Husên*, mit *ģ*, 8.
gissi die Getreidekörner mit den Zähnen ausspelzen 427.
giyâma für *giyâm* Aufruhr 1003, 18. 159.
gǒ siehe *-gōn*.
gôbir abwehren, zurückhalten 996, 2.
‿godon »mit«, durch ‿ verbunden. Einl. S. 23, 3 e.
ģoģ schlachten, mit *ģ*, 8.
gōl Palmkohl 363.
gōl-id Grube, von *gól* 3, 3.
ģolli schlucken, mit *ģ*, 8.
-gōn und; *-gōn* 45, 6; Einl. S. 29. 31; *-gǒ* Einl. S. 16; 45, 6. — *-gi* des Objektivs fällt davor, 714, und dahinter, 474, 14, oft aus; ebenso das *-gi* des Verbum conjunctum 4, 1. — *-gōn* am Verb mit präsent. Endungen »indem, während, als, wenn« 482; *-mēn- . . . -gōn* bevor, ehe 58, 3; in *wēk-kōn* nichts, niemand 200; *wide-gōn* 1003, 158.
goriģ sechs: *goriģ-ted* 3, 19; Einl. S. 29: *Gorģi* als Spitzname für einen Sechsfingerigen 94.
ģós Kehle, mit *ģ*, 8.
goj bauen, weben 194. Grab, Querschnitt, Beigaben 951.
-gu Pluralendung an *ar* wir und *ter* er 9; 1003, 184.
gú Bedeutungen 641; *gú beyyi-n* die Nacht ist zu Ende, *gú bi-ģū-kō-n-á* wenn der Tag vergangen, die Nacht gekommen ist 1003, 118.
ģuddo dicht, mit *ģ*, 8.
gufrig angeschwollen sein (vgl. *guffi?*). Einl. S. 26.
gullu Kern der Dûmnuß 367.
gûlud Tonflasche, ar. *gulle* 510.
gumē-ki eine Nachtwache 291. 292.
ģumur Hals, Bündel, mit *ģ*. 8; 418.
gunna Berg 287.
gurre sich freuen; konstr. 1004, 3.
Gurte Ortsname 3, 16; 9.
gussé hoher Behälter, roh aus ungebranntem Nilschlamm gebaut 509.
ģussutti Rauch, rauchen, mit *ģ*, 8; Tabak, Tabak rauchen 1003, 74.
gúš Hackenarbeit an den Feldern 397.
guš unbekanntes Verbum 237.
gutta untere Angel der senkrechten Sâgyenachse 377 A, 7.
guwân schnell; Adv. *guwân-digi* 689.

ģ

ģ, seine Natur; Wechsel mit *d, g, y* (?), *ž*. Einl. S. 27. 28.
ģâbe rösten; *ģâbe-gr-id* geröstete Durra 411.
ģabi Abflußrinne, *ģabiye* Zuführrinne des Schādûfs und der Sâgye 376, 3. 38. 39. 40 —48. 76; 377 A 15; 419.
ģābtēb Sâgyenteil 377 A 10.
ģaddi Natron 692; 726.
ģag(*in*) stoßen; (das Schiff) abstoßen 736.
ģaġad zart, mit *ģ*, 8. *ģaġâd-el* zart 943. 944.
ģalu, ar. *faraz*, (aus)sondern 444, 43.
ģalûsa Schwengelgewicht des Schādûfs 376, 12.

h

ḱ

l

minē wie? 951, 3; *minē·rg‿an·kó·mn·un, minē·i‿an·kó·mn·un* nämlich 951, 3.
minē, miné·rgi, denn 951, 3; 937 I.
mir Adj. unfruchtbar 996, 1.
mir Verbum, fehlen, hindern 996, 2—3; *mīr·iddi* fehlen lassen 540.
mis Mal beim Spiel 58, 5. 7.
missi (ar. *'ēn*) Auge: *missi‿mitar‿kō·l* tiefliegende Augen habend, Einl. S. 23, 3b; 372; *missi* als Subjekt zu *tag·ir* bedecken 1006, 11; *missi‿wér·a* einäugig 878. — Quelle: Zufuhrstollen der Sâgye 377 A, 5; 1003, 202.
Missor Monatsname 335, 1 II c.
Mist, Namen der verschiedenen Arten 914.
mišlág Bindfaden 376, 27.
miš‿é·n·gi zur Zeit wo, so lange wie 743.
miši senkrechte Achse 377 A, 7.
mitar Brunnen; Sâgyenschacht 372. 377 A, 5; vgl. *missi.*
mīzân Wage; Holzstück im Sâgyenschacht 377 A, 17; Eimergriff am Schādûf 376, 29.
moko(do)n siehe *bokon.*
mollo Balken an der Sâgye 377 A, 16.
Monatsnamen, Altägyptische 335, 1 II c.
Mondfinsternis, Geschrei um dem Monde zu helfen 864, 1.
·m(u) für *·mun·um.* Einl. S. 16; vgl. *min* Negat.
mudwer »Drehort«, Standort des wagerechten Sâgyenzahnrades 377 A 6; 379.
mug (fallen) lassen, säen 398.
mug schütteln zum Buttern 98, 2.
mugdo Teil des Sâgyenoberbaus 377 A, 7.
múǵib·ir entsprechend, ar. *bi·múǵib* 376, 35.
muhur Bug eines Schiffes 1003, 92.
muk oder *mukki* bellen 484, 1.
mukki sich hinwenden nach, 742.
muk‿kotti wie viel 791, 22.
·mun· Neg.; siehe *·min·.*
munn·usk·ar Hebamme 44.
Murwau Ortsname 3, 16; 9.
Musikalische Tonerhebung in der Frage Einl. S. 31; in *àn·nâ* unser, Einl. S. 32.
Musikinstrument *kisir* 12.
muslaya Gebetsmatte 20, 11; Herstellung 525.

n

n Verklingen am Ende 828; 1003, 75; Einl. S. 29; Kennzeichen des Plur. an Verbalformen gegenüber *m* im Sing. 951, 3.
·n Suffix 3. Sing. praes. siehe *·n̆.*
·na des Gen.; *·nă* Einl. S. 31 die Neg. davor lautet *·mēn* 685, 16; *·n‿* des Genetivs zum folgenden vokalischen Anlaut hinübergezogen Einl. S. 22, 2; mit folgendem Konsonanten durch ‿ verbunden. Einl. S. 23, 3 e.
Nachtwachen, Namen der 291. 292.
Nacktheit, kleine Knaben und unerwachsene Mädchen gingen nackt 219.
naddi nicht süß 83, 3.
nahwi Grammatik, im Nub.; Einl. S. 16.
nal sehen, für »behüten«, bedenken mit 1010, 13.
nal·iǵ an den Kopf schlagen 407. *nal·id* Kopfwunde 933.
nal·iǵ schläfrig sein 648; 1003, 236. — *nal·iǩ·ke·bū·l* schläfrig (mündlich).
nâm Radkranz des Zahnrads der Sâgye 377 A, 3.
Namen, einheimisch nubische Personen-; 94 mit Nachtr.; siehe Rufformen.
nârah unreife Dattel 359.
Nasrall·âb örtlicher Umfang des Begriffes 9; dort wird in gewissen Worten *q* (*g*) wie *ǵ* gesprochen 8.
nawwâr Blüte 435; 447 A 560.
nâwid Dächsel, ar. *qādûm* 391.
‿nawre und *‿nawitte* »wie«, durch ‿ verbunden. Einl. S. 23, 3 e; Negat. davor *·mēn* 685, 17.
·nē an Ortsbezeichnungen 680 mit Nachtr.
nebed·ar die Augen öffnen und schließen 877.
nebit Wein, mit *t.* Einl. S. 24, 5.
ned Zunge, Sprache 1009, 5.
Negation; vor konjunktionalem *owwol·lo,* aus *·mēn· . . . ·gōn* hereingedrungen 848; Starke formale Verschleifung, Einl. S. 16; 689; 293; Negative Kopula 172 III. Vgl. *·min·*; *wēr*; usw.
neǵā Weiler, ar. *náǵ'*, 2.
nehār·iye eine Tagwache 291. 292.
nekke schwenken (?) 29, 1.
nel Zahn, Radzahn d. Sâgye 377 A, 3.
nér Linse 20, 15.
nerrē, ar. *wada',* Kaurimuschel 531, 10.
nérum, ar. *ǵurme,* Pflanze 439. Einl. S. 25 c.
neššinē zielen 577, 1.

néwe atmen; *new·erti* Atem; *new·erti·m‿bel·ar* Umschreibung für Tod 700. Vgl. *dëg*.
ni trinken, rauchen 1003, 74.
ni wer? dahinter fällt das *·gi* oft aus 675.
Nichts, auf Nub. 200.
nidmē, ar. *koḥl*, Augenschminke 186; drückt im Vergleich dunkelblau aus 1014, 9; Gefäß und Griffel dazu 20, 16; 126; 510 (*dâdi* und *urti*).
Niemand, auf Nub. 200.
niġ nähen; *nik̄·ki* die Naht, das Nähen Einl. S. 29.
ni·ki vergangenes Jahr, für *ni·gi* 867, 18; 870.
ṇis eng sein; *ṇis·el* eng 943. 944.
Nob Nubier, das Wort vermieden 1; *Nobi* nub. Sprache 814.
nob quirlen; *Nob·eddi* »Quirl« Personenname 94.
nōg passieren, *nog·iddi* passieren lassen 540.
nórti Mehl; *nōrti·n‿kubé* roher ungebrannter tönerner Mehlbehälter 20, 6; 508.
Núba für FM, (Wādi Núba) 1.
Nubier: Hautfarbe 1003, 204; Verbreitung 3. 3; hitzige Natur d. Volkes 614; Heimats- und Stammesliebe Einl. S. 17; Lust zum Singen 12; Gastfreundschaft 705; Sittlichkeit 36; Gewählte und vulgäre Sprechweise Einl. S. 16; Lebhaftigkeit im Erzählen Einl. Anm. 19; Armut d. Landes Einl. Anm. 27; Zweisprachigkeit, ihr Nutzen Einl. S. 18; ihr Einfluß auf das Nubische Einl. S. 28.
núd Kolben der Durra 410.
nūgud, schwarzer Sklave, als Personenname 3, 28.
numme duften, heilig sein 620; *numm·el* duftig, heilig 943. 944.
núr dreschen 428.
‿nútin »jeder« durch ‿ verbunden. Einl. S. 23, 3e; nach dem Subjunktiv »je mehr« 444, 19.
nūwwi feiern, nicht arbeiten 643.
núġ das Ausräumen des Sâgyenstollens 377 A, 20; 380; Durchfahren eines Tunnels 1003, 227.

ṅ

·ṅ Suffix 3. Sing. praes., ausdrücklich velar 828, 1; Einl. S. 30. — Sonstiges velares *ṅ* 45, 6; Einl. S. 29. 30.

ñ

ñ kommt nicht vor. Einl. S. 29.

o

ō meist offen, durch *ǫ* zu bezeichnen. Einl. S. 31; *o* wird zu *w* 3, 23; 525,5 II; *o* für *e* durch Assim. Einl. S. 32.
ō singen, *ō·r·* 762, 3.
·ŏ für *·um* präterit. Frage 2. und 3. sing. 670, 3; Frageform der Kopula *-um* 985.
ób umgestülpt sein, *ōb·ir* auf den Kopf stellen, in Aufruhr bringen 809.
ōbé festgetretener und mit Erde vermischter Kleinviehmist 513; 914.
Objektsverbindung ohne *·gi*, durch ‿ verbunden. Einl. S. 23, 3b.
·oddi für *·eddi* 12; Einl. S. 32.
og Brust, Ausguß des Schâdûfs, ar. *ṣadr* 376. 48; *og‿togó·n·di* Unterzug unter dem Boden des *og* 376, 45; 40—48.
ogik̄·kód Knabe aus *ogiġ* und *tód* Einl. S. 24. 29.
Ohrringe 188.
oi, s. *ġondo*, ar. *bâmye* Pflanze 438 A; 1000, 1.
·okki in Volksnamen u. ä. 3, 5.
'ōliġē kämpfen, mit Anstrengungen, dem Tode oder Übergeben 1016, 3.
olisse Saft 337.
ōn wenn; eigentümlicher Gebrauch 444, 85; 1016, 5; *ter‿ōn* 16, 1.
'ōr (mit ' 3, 33), ar. *ḥandal*, Pflanze 447 A 921; vgl. *'úr*.
Ordinalia, siehe Zahlwörter.
Orientierung leicht, nach dem Flusse 1003, 181.
oriġ (*oruġ*) hungern; *essi·ġ‿oriġ* dürsten 136.
ork·eddi Kopftuch 29, 1.
oróke kalt sein; *orók·el* kalt 943. 944. *oróke·bū·l* faul 637.
ōs herausnehmen; *ōs·iddi* herausstrecken lassen 540. — *·ōs* Hilfsverb; Vokal *ō* oder *ŏ*. Einl. S. 31; *·os* für *-os-sum*. Einl. S. 16; Unterscheidung des präter. Subjunkt. 2. und 3. sing. vom präsent., Einl. S. 25f; *os + dén* wird *oz·zén*, siehe *dén*.
ōsi trockner Tiermist 914.
ossi sowohl Bein wie Fuß; *ossi·gi inġi‿uskur‿talle* 693; *ossi* Pfosten 376, 5; 377 A, 18; *ossi·m‿bes* hinterer Pfosten des Sâgyengerüstes 377 A, 18.
oww in der Aussprache sehr ähnlich *auw*. Einl. S. 31.
owwol·lo vor; konjunktional bevor, ehe; öfter mit neg. Verb. 848.
'oyyi Kot 3, 33; 914.

š

šá Lanze 576; *'agē·na šá* Schaft des Durrastengels 410.
šābit Flechte 29, 2; 30.
šā'ibé tappager 237.
Šaigiye Volk 3, 9.
šā'lób geflochtene Hängeschnüre für Schalen usw., im Schellâl *soll·eddi* 20, 11; 531.
šárti Eisen; *šárti korgos* Messing 572.
Šāturma Ortsname 9.
šegetemán, ar. *rigle*, ein Gemüse, siehe *geberkaláge*, 445, 1; 447 A, 458.
šégir Sperrholz im Sâgyenschacht 377 A, 17.
šekmē ausspülen (den Mund) 901, vgl. *šuǵum*.
šellik Armbrust? 576.
šéma Strudel in Strombiegungen, auch in Ortsnamen, 758.
šerek Falle u. Lockspeise 16, 2.
šerik die zu beiden Seiten der *gabi* liegenden Beete 419.
šerit nachträglich in die Kette eingewebter Gewandrand (Borchardt) 29, 3.
šerriké unklare Bedtg. 474, 14.
šéya, ar. *genâza*, Trauerzug 945.
šibir, ar. *guffe*, Korb 528.
šig Gabenheischen 20,15; 51,3.
Šigég Ortsname 867, 19.
šilb·eddi (von ar. *šalab* putzen) Korb zum Auskratzen von Stollen und Schacht der Sâgye 12; 377 A, 20.
Šinko Personenname, vielleicht altnub. 94.
šire etwas feucht sein 241; 762.
širék nubischer Festkuchen in Biskuitform 1003, 73.
šób mäßiger Zeitabschnitt, etwa »Stunde« 326; Zeitabschnitt der *'alga* 291. 292.
šóro leicht; *šōro·gir* leicht machen 846, 10, auch Synonym zu *did* schmähen 794.
šuǵum, ar. *maḍmaḍ*, ausspülen (den Mund) mit *ǵ* 8; 901, vgl. *šekmē*.
šug·ur herabsteigen Einl. S. 25c; *šug·uddi* herabbringen 540.
šúki waschen, angebl. Verhältnis zu *ēw* 240.
šulúẖ Backenschnitte 185, 1.
šutte schnell, bei Carr. **šende* 533.

t

tā kommen; *tá·r·* 762, 3; *tā·m ‿bokon* bis 444, 67; *tă* für *tā·m* praeter. Frage 2. und 3. sing. 670, 3.
Tabakbau in früherer Zeit; rauchen, kauen 169.
tabbe trösten 762.
·tāg in *·mēn·tāg* siehe *·mēn·*; in *sittág*, *ittág* siehe dort.
tag bedeckt sein. *tag·ir* bedecken (mit *missi* Auge als Subjekt 1006, 11); *tag·addi* Deckel aus Korbgeflecht = *welil* 12; 273; 528. *tag·addi* und *tag·r·eddi* Einl. S. 32, 12.
tága, ar., Leuchter 1003, 186.
Tagwachen, Namen der, 291. 292.
tág schreien; *tåk·ki*, *tág·ar* die Wehen 43.
tāǵin (so!) etwa Kasserole aus Ton, ar. *táǵin* (so!) 510; 791, 32.
tái siehe *talle*.
·takki Passivendung 376, 73; auch *·katti* 600.
tåk·ki siehe *tág*.
talle, *tall·in* gehen 362; 762. *tái*; *táiká* für *tall·in‿tá* Einl. S. 29.
tánda, *tenda* Sonnensegel auf Schiffe 1003, 145.
Tanzbewegung 31.
tára Rand des Schādûfeimers 376, 32.
táraga Sandale 220.
tāra·n‿taré Spannhölzer des *atti* am Sâgyenkrugrade (?) 377 A, 10.
tartåg Hemmung am kleinen Zahnrade der Sâgye 377 A. 12. 14.
táru Trauertanz aufführen 945; vgl. *tåru*.
tātéb ein Sâgyenteil 377 A 10.
Taufe, Überrest der christlichen, 45, 8.
tāya·tāya·y·an in Gruppen 131; 1003, 154.
té Grab 287; 951.
Tee verdrängt allmählich den Kaffee 161.
teggál Hölzer, die den *hód* der Sâgye tragen 377 A, 15; Deckhölzer des Sâgyendaches 377 A, 18.
Tegila Ortsname 867, 13. 22.
tek·ku sie, jene 1003, 184.
tēl glühen (intr.), *tēl·iddi* glühen (trans.) 540.
Tempus; in Neben- u. Hauptsatz gleich. Einl. S. 25 f; -wechsel in der Erzählung. Einl. S. 22; -unterscheidung in der 2. und 3. sing. des Subjunktivs der Verbb. auf *·os·* Einl. S. 25 f.
Tenuis für Media im Auslaut. Einl. S. 23, 5.
ter vor der Kopula, enklitisch mit‿verbunden. Einl. S. 23, 3a; 172; pleonastisch vor *ōn* 16, 1.
tér Saatlöcher im Uferschlamm hacken 393. 394.

tĕra feuchte Erde; vgl. *teryē* 444, 13.
teran 172; enklitisch durch ‿ verbunden. Einl. S. 23, 3a.
terri beladen sein; *essi-ged terri* für »schwanger« 38.
ter·rim ich bin's, *ter·run* wir sind's 172.
teryē mit feuchter Erde bedecken 951, 6, vgl. *tĕra*.
Tētī Ort in Dungula 4, 2.
tibil‿tibl·é Schminkstift 58, 1.
tibiš Gurke 52.
tidd·ir· (*·sidd·ir·*) von *tir* geben 609; wechselt mit *tiǵǵ·ir·*, *tigg·ir·* Einl. S. 28; 609.
tigg·ir·, *tiǵǵ·ir·*, siehe *tidd·ir·*.
tiltáwi, ar. *nabbût*, starker Stock 225; 576.
tiltil·é (*tultal·é*), *tiltil·âga* Schleuder 58, 1; 366.
tin (*tin‿gâr*) Westen, für jenseits, auch wo die Himmelsrichtung nicht paßt, 5, 2.
tin Partikel, meist in Absichts- u. Relativsätzen 182.
tir geben, mit Bezug auf 2. u. 3. Person; vgl. auch *tidd·ir·* 609, nach vorhergehendem *s* zu *·sir·* (*·sidd·*); — *tir‿ed* wechseln, austauschen 867, 6.
tĭr siehe *tūr*.
tirti Herr, da, wo wir Relativsätze mit persönlichem Subjekt oder Objekt brauchen 854.
tō eintreten *tō·r·* 762, 3.
tód Sohn, in *essódĕki* für *essi‿tód‿wēk·ki* Einl. S. 16; in *ogiǩ·ǩód* Knabe Einl. S. 24, 6; 29: Obj. meist *tód·ti*, aber auch (510 unter *ǵerra*) *tók·ki*; Gebrauch wie ar. *ibn* oder *abu* 587.
toddi neben *ǵoddi* aufreihen 345.
tóg Behandlung der Wolle 531, 9.
tóg Stricke aufdröseln 376, 22.
tóg Verbum unbek. Bedeut. 531, 9.
toiddi, ar. *dahan*, bestreichen, aus *toǵiddi*? 602.
tolle ziehen 762.
Ton, Satzton Einl. S. 30; siehe musikalische Tonerhebung.
·tŏn für *·tōn* »von« 45, 6; 236; Einl. S. 30. 31.
Töpferei, Frauenarbeit bis auf das Brennen; Topfformen 510.
torbar, ar. *fellāḥ*, Landmann, Bauer 376, 1; 1008, 34.
torbil (*torb·il*?) Jochkissen 149; 377 A, 13.
toru, *torr·os* (aus **toru̥·os*); Trauertanz aufführen 945; *toru̥·é* hüpfender Trauertanz 948, 2. Vgl. *táru*.
Treiben d. Schiffes 742.
Treideln 739.
trinkis Hintersegel? eigentümlich übertragener Gebrauch 604.
tú Bauch, Inneres; *malti‿tú* Ackerrinne 419; *tū·m‿bēi* Magen Einl. S. 23, 3c; nub. *tú* beeinflußt süd.-ar. Redensarten 16, 2; 1011, 12; *tú·gir* Durchfall haben (das Entleerte *tū·gr·id*) 912; *tū·n·di·ǩi* Speichen des Sâgyenzahnrades 377 A, 3. 10.
tūbé Brotlaib 83, 7; *umbud‿tūbé* Salzlaib 1003, 73.
tubro Hacke 391.
tuddu Tragsäule, Tragstein, halbhohe Mauer 20, 3; 262; 1003, 186.
tū·gr·id siehe *tú*.
tukki tätowieren 185, 2.
tukki (*tuǩ*) schlagen 80; Einl. S. 26.
tukum Sitzgabel der Sâgye 377 A, 12.
tulŭǵi Kuhfladen 914; 1009, 22.
tunnawiye, *tunno* Tagwache 291. 292.
tŭr (*tĭr*?) verscheuchen, jagen 1003, 150.
túr Nacht, Abend, *wit‿túr·ki*, *it‿túr·ki* 651.
turub liegen, schlafen, koitieren 20, 5.

t'

t' von *ǩ* nicht zu scheiden. Einl. S. 29.

u

u für ar. *sukûn* in »hohlen« Worten, Einl. S. 25c; 3, 33; *u* für *i* Einl. S. 32.
·uddi verbale Stammerweiterung siehe *·iddi* 540.
ugros‿é·n 743.
ugu Nacht; Wetter 1013, 4; *ugu̥‿e·n* bei Nacht 743. vgl. *gú*.
úgud, ar. *ḥummuṣ* oder *lúbye* Pflanze 432; 447 A. 667.
uk‿kotti soviel 791, 22.
ulli anzünden 62.
ulug Ohr; oberstes Blatt an Gerste und Weizen 425.
·u(*m*), *·m* Verbalsuffix der präteritalen Frage 2. u. 3. sing. 670.
·u(*m*) (*·m*) Kopula 172.
Umbarak·áb Ortsname 3, 16.
umbu Palmstamm 347.
umbud Salz; *umbud‿tūbé* Laib Salz 129; *umbud·n‿urti* Salzgefäß 510; 574, 3. Siehe Salzgewinnung.
Umstellung von Konsonanten 376, 34.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei

ABHANDLUNGEN

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1917

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

NR. 6

VOM KÖKTÜRKISCHEN ZUM OSMANISCHEN

VORARBEITEN ZU EINER VERGLEICHENDEN GRAMMATIK DES TÜRKISCHEN

1. MITTEILUNG: ÜBER DAS TÜRKISCHE INTERROGATIVPRONOMEN

VON

W. BANG

ORDENTLICHEM HONORAR-PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT FRANKFURT A. M.

BERLIN 1917

VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Vorgelegt von Hrn. F. W. K. Müller in der Sitzung der phil.-hist. Klasse am 12. Juli 1917.
Zum Druck genehmigt am 19. Juli, ausgegeben am 20. Dezember 1917.

I.

Das Interrogativum *nä*.

§ 1. Im dritten Teil seiner Arbeit *Zur Mongolisch-Türkischen Lautgeschichte* (Kel. Szemle 16, 66 ff.) ruft Ramstedt als Kronzeugen für seine Behauptung, daß dem mongolischen *y-* im türkischen Anlaut *y-* entsprechen könne, das türkische Interrogativum und Indefinitum *nä* auf, das er mit dem mongolischen *yekin* »wozu wie« u. a. in Verbindung bringt. Er denkt sich die Entwicklung von *nä* etwa folgendermaßen: die Basis war im Vor- oder Urtürkischen **yä*; Genitiv und Akkusativ lauteten **yäniñ, yäni*, daraus entstand *näniñ, näni*, und der so entstandene Anlaut *nä-* wurde verallgemeinert (»Anlaut mit Ausgleichung aus dem Genitiv und Akkusativ«). Stämme also *nä* und *nän-*[1].

---

[1] Im Verlauf dieser Arbeit und ihrer Fortsetzung gebrauche ich die folgenden Abkürzungen:

M = F. W. K. Müller, Uigurica in ABAW 1908.
M^2 = F. W. K. Müller, Uigurica II in ABAW 1911.
M^3 = F. W. K. Müller, Zwei Pfahlinschriften in ABAW 1915.
T = Thomsen in SBAW 1910 296 ff.
T^2 = Thomsen in JRAS 1912 181 ff.
L = A. von Le Coq in SBAW 1908 398 ff.
L^2 = A. von Le Coq in SBAW 1909 1047 ff.
L^3 = A. von Le Coq in SBAW 1909 1202 ff.
L^4 = A. von Le Coq in ABAW 1911.
L^5 = A. von Le Coq in JRAS 1911 277 ff.
L^6 = A. von Le Coq in ABAW 1912.
Spr. = A. von Le Coq, Sprichwörter und Lieder aus der Gegend von Turfan (Beiheft zum Baessler-Archiv) 1910.
Br. = C. Bröckelmann in ZDMG 70 185 ff.
Kr = W. Bang in SBAW 1915 623 ff.
St^1 = W. Bang in SBAW 1916 522 ff.
St^2 = W. Bang in SBAW 1916 910 ff.
St^3 = W. Bang in SBAW 1916 1236 ff.

Tq bedeutet die Tonyuquq-Inschrift; Ps. meine Ausgabe des koman. Marienspalters in den Abh. der Gött. Gesellsch. d. Wiss. 1914.

Ramstedt nimmt also an, daß Gesetze, wie sie heute die Abakan-Dialekte beherrschen, schon im Vor- oder Frühurtürkischen Geltung hatten (*yan-* »zurückkehren« > *nan-*; Phonetik § 223—27[1]). **Prinzipiell** hätte ich persönlich gegen eine solche Annahme nichts einzuwenden; wie sich andre Turkologen zu **Ramstedts** Auffassung stellen, werden wir voraussichtlich ja bald genug erfahren.

In dem vorliegenden Falle wird man sich aber doch zunächst einmal fragen, warum es trotz **Ramstedts** Annahme noch so viele türkische Wörter gibt, die auf *-n* auslauten und den Anlaut *y-* sich nichtsdestoweniger erhalten haben.

Freilich ist das einer von den Einwänden, denen man so leicht durch die Aufstellung eines Ausnahmegesetzes begegnen kann.

Ein solches Ausnahmegesetz will mir nun zwar durchaus nicht einleuchten, auf eine Diskussion über dasselbe brauche ich mich jedoch um so weniger einzulassen, als die ganz besonderen Bedenken, die ich gegen **Ramstedts** Erklärung von *nä* habe, so schwer sind, daß sie **Ramstedts** ganze Stellung zu gefährden scheinen.

§ 2. Ehe ich auf diese Bedenken näher eingehe, wird es sich empfehlen, einen kurzen Blick auf die Geschichte der Genitiv- und Akkusativsuffixe (**Thoms.** Inscr. S. 157, 191) zu werfen, die ich mir folgendermaßen zurechtlege:

[1] Die Angaben dieser Paragraphen leiden unter fortwährenden Verallgemeinerungen und bedürfen Schritt für Schritt der Kontrolle an Hand der Texte. Hier nur einiges: Für das alt. *yon* soll nach § 226 im Sagaischen *non* auftreten; die Texte haben jedoch *ċon*, was auch im Wb. als Sagaisch aufgeführt wird, während *non* überhaupt fehlt wie auch *ẏon* (Koib. II 273 10 usw.). Das kökt. *yan* »Seite« sollte nach § 226 im Sag. durch *nan* vertreten sein, in den Texten finden wir *ċan* (8 248) und satzphonetisch *džan* (23 120. 21 40); das Wb. kennt *ċan* und *nan* für das Sagaische. § 226 nennt *ńāq* »Kinn« < *yañaq*; die Texte haben richtig *ńāq*, das Wb. kennt *ńāq* nur für das Schor. und Sojonische, führt *ńañaq* als Tob. (lies Tub.) auf und hat bei *yāq* auch die Bezeichnung »Soj.«. Daß *ċan*, *ċon* < *yan*, *yon* **neben** *nan-* < *yan-*, *ńāq* < *yañaq* im selben Stück auftreten, weiß die Phonetik mit ihren irreführenden »ausnahmslos« und »überall« nicht: sie lehrt dafür (S 283 a *α*): »Im Anlaut statt des altaischen *y* . . . . . stets *ċ*«. Und wohlverstanden: es kommt im Sagaischen nicht nur *ẏon*, sondern auch *ẏer* = *yär*, *ẏïl* = *yïl* usw. vor (II 375 ff.), in diesem Stücke aber auch *nan-*! Das Ganze krönt § 186. Auch die Texte des ersten Bandes stimmen in dieser Frage nicht immer zu den Fassungen der Phonetik: Das im Wb. fehlende *yänä* »Neffe« (Leb. I 303, 44 ff.) hat *y-* gegen Tub. *ńän*, Schor. *ċän* (vgl. osm. *yägän yäyän*), auch *yan* »Seite« findet sich (300 119). Im Tub. erscheint das mongolische Lehnwort alt. tel. *yān* »groß« I 243 31 als *yān*, 252 124 als *ńān*: 246, 14 ff. auch *yan-* »zurückkehren«.

Der Übergang von *yan-* zu *nan-* liegt zweifellos vor dem von *y-* > *ċ-*.

Auch in den Türksprachen zerfällt die Deklination in eine pronominale und nominale.

Erstere stand von den ältesten Zeiten an unter dem überwältigenden Einfluß eines Demonstrativums, das zugleich das fehlende Pronomen der 3. Person vertritt, und als dessen Stamm ich *a-* ansetze. Dieser wurde zu *a-n* erweitert; seine Deklination ist die folgende[1]:

---

[1] Der Nominativ **an* ist ganz durch *ol* usw. ersetzt worden (vgl. Wb. I 225—26); auch dort, wo er auf den ersten Blick vorzuliegen scheint, haben wir wohl zu einer andern Erklärung zu greifen: Prob. I 133$_{15\,u}$ *alardiñ kämïzï pai polzo, anïzï alarγa pï ošqoš polïp yat; kämïzï yoqtū polzo, anïzï ..... qul ošqoš polïp yat* »wer unter ihnen reich ist, der gilt ihnen für einen Herrn; wer aber arm ist, der gilt für einen Sklaven« (vgl. 139$_{17}$; 160$_{11}$). Trotz des Parallelismus mit *käm-ï-zï* (vgl. Prob. III 310$_{16}$ *qatïnïñ maγan kerägisi dšoq ..... äkämnïñ maγan kerägï bar* »ich habe die Weiber nicht nötig, wohl aber meinen Alten«) glaube ich nicht, daß hier der Nominativ **an* mit doppelter Possesivbezeichnung vorliegt, möchte vielmehr an *ana* »jener« denken (< *a-na* Bal. II 8 *ana tönnä* »in jener Nacht«; Prob. III 332$_{8\text{-}9}$ *muna üidö aitqan sözdü ana üidö biläd' ekän* »er wußte in jenem Haus, was in diesem Haus gesagt wurde«). Es verhält sich *anïzï* zu *ana* wie *birisi* zu *birä* (St[2] 917 Anm. 2).

Nach den Angaben des Wb. s. v. *anïsï* (Kaz. *anïsï min bilmäimin* »was das betrifft, so weiß ich es nicht«), könnte man zu der Annahme geführt werden, daß in *anïsï* zwar *ana* vorliege, daß aber *-ïsï* aus *isä* verderbt sei (vgl. z. B. M[2] 36$_{44}$ *bu darnï ärsär* »was diese D. anbetrifft« und das osm. *män isä, sän isä* usw., z. B. K I 20 *sän isä gittin gidäli bana hič bišäy göndärmädin* »du aber hast mir, seit du fortgegangen bist, auch nicht die geringste Kleinigkeit geschickt«). Diese Annahme scheint nun durch das balk. *ánsï* »eher, sonst, hingegen, aber« (vgl. balk. *annán esè* »eher, lieber«) durchaus bestätigt zu werden. Doch liegt auch im Kazantatarischen *anïsï* im Sinne von »jene« vor bei Bal. I 44$_{8\,u}$, gerade wie im Barabinischen Prob. IV 1$_{2\,u}$; vgl. den Akkusativ in Prob. IV 355$_{16}$ *anïsïn minïsïn bašqar kišigïs bolmas* »ihr seid nicht die Leute, dies und jenes zu erledigen«.

Sehr merkwürdig ist der Satz Prob. IV 349$_{10\text{-}11}$, der *birizï — anïsï* im Sinne von »der eine — der andre« enthält, denn man könnte fast auf die Idee verfallen, dies *birizï* hänge nicht sowohl mit *bir* »eins«, sondern mit *biri* < **birü* = *bärü* (vgl. unten § 7) zusammen; daß dieses *biri* mit dem Possesifsuffix gebraucht wird, ersehen wir aus dem krm. *bärisinä* »bis hierher« (Wb. IV 1598), einem deklinierten Direktiv wie osm. *daγnïn ičärisinä* (Prob. VII 135$_{u}$) »in das Innere des Berges hinein«.

Wenn das Wb. s. v. *an* lehrt »Im Dschag. wird der Stamm *an* auch für den Genitiv *aniñ* und den Ablat. *andin* angewendet: *an bilän* = *aniñ bilän*«, so ist demgegenüber daran zu erinnern, daß der Schor-Dialekt für die Genitive *mäniñ* usw. die Kontraktionen *mäñ* usw. hat (Prob. I 315$_{149}$ *añ učun* »deshalb«), daß also auch das dschag. *an* auf diesem Wege aus *aniñ* entstanden sein könnte. Nebenbei hieß es statt *aniñ bilän* im Dschag. zunächst doch wohl *ani bilän* (vgl. Wb. s. v. *qolti*), das über **anibilän* zu **anbilän* synkopiert sein könnte. Die ganze Frage bedarf der Untersuchung an Hand der Texte, deren ich keine habe.

Inzwischen sei wenigstens auf CC 65 donec = *anginza* (*-ča*) verwiesen, dessen Verbesserung in *anïñča* (Mém. Ac. Sc. St. Pétersb. VII. S.; T. XXXV № 6, zweite Seite 4) über-

Gen. *anïñ* < *a-n-ïñ*[1]
Dat. *aña* < *a-n-qa*
Akk. *anï* < *a-n-ï*

Es ergeben sich für das Urtürkische das Suffix *-ïñ* für den Genitiv, *-ï* für den Akkusativ. Wir finden sie in den Pronomen der 1. und 2. Person wieder:

Stämme **bä-*, ablautend **bi-*, sowie *sä-*, ablautend *si-*; erweitert *bän-*, *sän-*;

Deklination

Nom.	*bän*	*sän*
Gen.	*bäniñ*	*säniñ*
Akk.	*bäni*	*säni*

Im Westtürkischen ist *bän* geblieben, während es in den übrigen Dialekten früh in *män* überging (kökt. *män*, Tq noch *bän*: *b-* > *m-* durch Einfluß des Auslauts).

§ 3. Den reinen Stamm *a-* finde ich in folgenden Formen:

1. *ar* (Kir. Koib. Sag.) »jenseits; gegenüber«. Das Wort ist ein erstarrter Direktiv, als dessen Suffix ich vorläufig *-ar*, *-r* ansehe. Ich deute *ar* also als **a-r* oder **a-ar* > **ār* > *ar*. Prob. II 96 282 *ar čäriñä* »zu eurer jenseitigen Stelle«; III 257 9 *onüñ ar džaγïnda* »jenseits von ihm«, vgl. IV 373 1 u. Ableitungen *arqï*, *arγï*, z. B. II 519 940 usw.: *arqï sarïn* (Akk.) »seine jenseitige Seite«.

2. *arï* (alle Dial.) »jenseitig, dorthin, weiter«[2]: balk. *ärlaq* (für *arïraq*) »weiter«; *munnàn ärlaq* »nach jener Seite hin«. Erweiterter

flüssig ist. Vgl. ferner sag. usw. *an arqï* »jenseits davon, weiter nach hinten, später als dies« (Wb. I 292 oben) und QB. 20, 14 *munar* »später« mit der Erklärung = *muniñ naru* (!).

Eine Weiterbildung von *ana* ist *anau* im Krimtat. und Kirgisischen: Prob. III 312 1 u »dort«, 311 1 u *anau kün* »an jenem Tage«. Bei der vom Wb. vorgeschlagenen Etymologie < *ana-γï* macht das konstante kurze *u* einige Schwierigkeit, da z. B. *birägü* im Kirgisischen *birāū* (313 1 u usw.) ergeben hat. Vgl. *mïnau* (z. B. VII 13 8), *munau* (4 9 u). uig. *munuγï* QB. 77 25 usw.; dann *unau* »jener« Prob. IV 376 7 u. Jedenfalls verdient diese rein lokale Erweiterung des Demonstrativs (»dieser« = »der hierige, daige«) hervorgehoben zu werden, nicht weniger das tüm. *anïñqï* »bei ihm befindlich« (Prob. IV 313 13 u) und *miniñgï* (339 3) »meinig« usw.

[1] N. B. das VI 7 5 vorliegende *annïñ* ist ein Druckfehler und zwar für *χannïñ*.

[2] Im Kirgisischen dafür *ări* in *ări — beri* »hin und her«, z. B. III 313 9 u. Daß die in der Phonetik § 109 versuchte Erklärung von kir. *bări* »alle« (so auch IV 85 7 u, doch *bări* 89 3 u; 110 4 u usw.) und *kări* »alt« nicht das Richtige trifft, beweisen die andern, nicht

Direktiv: *arï* < **a-r-ï*. Zu *-ï* vergleiche unten. Prob. I 175 12 u *arï yan-ï* »jenseits«; III 328 *arï dżaqqa* »zur jenseitigen Seite«.

Zur Bedeutung sind herbeizuziehen die Direktive *anar*, *anār*, *anarï* »dorthin, nach jener Richtung, jenseits«[1].

3. In den Dialekten, in denen der Plural *alar* lautet, kann der Stamm *a-* vorliegen, obwohl auch an Assimilation gedacht werden könnte: *anlar* > **allar* > *alar*. Dagegen sprechen die Dialekte, in denen *-nl-* > *nd* wird, in denen *anlar* also **andar* gegeben hätte. Diesem Einwand kann man durch die Annahme begegnen, in *anlar* sei *-nl-* schon vor dem Inkrafttreten dieses Lautübergangs zu *-ll-* > *l* geworden (?).

4. Das koib. *aγa* (z. B. II 278 182/83, 279 202), das sonst zu *ā* geworden ist, kann auf **a-qa* zurückgeführt werden; es ist aber auch möglich, daß *aγa* durch *maγa* und *saγa* beeinflußt ist. Im Tüm. *aγa* (z. B. IV 316 8 u), wo die erste Person jedoch *maña* lautet[2].

5. Das uig. *adïn* »abgesehen von, außer, anders« scheint von *a-* abgeleitet zu sein, wörtlich also »von dort weg, nach dort hin« zu bedeuten (zu *-din* vgl. schon kökt. *qandïn*[3] und unten § 45):

---

gerade seltenen Wörter, in denen im Kir. ein *ā* auftritt: ***ākä*** »Vater« (? < ***aba*** + ***kä***, vgl. ***aγakä*** »Brüderchen« III 298 8, ***atakä*** V 99 1302; ***atākä*** 15 311); ***tāñār*** »früh« zu ***tañ***; ***tātti*** = ***tatlï***; ***ānä*** »so, jener« = ***ana***; ***kānikī*** »wo« 329 6 u, mit unklarer Länge im Auslaut = ***kānä*** IV 111 7 = ***qanï*** oder ***qainï*** wie ***kāri*** zu ***qari*** oder tar. ***qeiri***, ***qeirī*** (VI 44 7 ff., 45 1); ein palatales Verbum ***käiri-***, ***kīri-*** »altern« verzeichnet das Wb. Im tar. ***qeirī*** ist die Länge lautgesetzlich, im tüm. ***qarī*** (Prob. IV 311 8) unklar. Bei den Formen aus dem IV. Bd. der Proben ist es immer möglich, daß die Länge die »irrtümliche« ist.

[1] Vgl. ***oñar*** (z. B. Prob. II 301 967) »nach rechts hin«: sodann aber auch »rechts«. Von dieser Bedeutung aus wird dann sogar der Ablativ ***oñartïn*** »von rechts her« gebildet. So auch tel. ***anārtïn*** »von dort her«, ***munārtïn*** »von hier her«, ***qanārtïn*** »von wo her« und in der Krim ***soñradan*** (VII 287 19) »darauf« = ***soñra*** und ***soñ***.

[2] Ein kökt. Dativ ***aγar*** existiert nicht; die Stelle, wo er vorkommen soll, ist vollkommen unklar.

[3] Eine der ältesten Ableitungen auf ***-din*** ist offenbar ***kidin***, dessen Bedeutung von »von hinten, von hinten her« allmählich in »hinten« überging; ähnlichen Wandlungen werden wir noch oft begegnen.

Kidin »hinten« M² 25 15; QB ***kädin***, vgl. die Antithese ***öñdin*** »vorn, Anfang«: ***kädin*** »hinten, Ende«, Wb. II 1137/38 und z. B. QB 169 6.

Basis ist ****kä***, ****ki***. Da die Ablativbedeutung frühzeitig vergessen war, so wurde ***kidin*** bald über ***kiyin*** > ***kīn*** (so schon T² 89, M² 5 12, 21 18). Dieses wurde zu einer neuen Basis,

M² 38 83, 45 45 *olartïn adïn* »von diesen abgesehen, außer diesen«, QB 57 18 *ögünčtä adïn* »außer Reue« mit *-tä* in ablativischer Funktion; QB 196 12 *munuñda adïnsïγ* »außer diesem«, wörtl. »andersartig als dieser«. Sachlich vergleiche außer balk. *birdén soñra* »außer einem« das uig. *naru* (z. B. QB 19 15) *anïñdïn naru* »von diesem abgesehen, außer diesem«, 117 5 *munuñda naru* »außer dieser« (**B** nach Wb. III 650 *bärü*). Vgl. unten § 38 ff.

---

zu welcher ***kinintä*** M² 81 68 »später, in Zukunft« > ***kïnindä*** (z. B. VI 141 8) und ***kiniñä*** »späterhin« L3 (manich.) 1209 15 gehören. Zum osttürk. ***kïnki*** (VI 153 12 u) stellt sich jetzt ***kinki*** (d. h. ***kïnki***) in dem undatierten Kolophon der uig. Übersetzung des Goldglanzsutra (M 14 4). Sehr merkwürdig ist tar. ***käin*** (VI 110 5; in einem bösen Stück) für sonstiges ***kïn*** (vgl. Raquette MSOS 1914 II 223; Wb. ***kein*** für das Kir.).

Anderseits soll ***kädın*** nach § 274 der Phonetik (vgl. St³ § 3 **2** Anm. 4) zu ***käzin*** »hinten, Hinterteil« geworden sein, Wb. II 1176; dort auch ***kästïndä***, das wohl über **käzinindä* entstanden sein soll > **käznindä* > ***kästindä***. Vgl. sag. ***kestïndägï***, schor. ***kästïndägï***, Wb. II 1168 mit dem Zusatz »vgl. ***käzin***«. Das erscheint möglich, doch darf das katsch. ***keskäitä*** (Prob. II 533 50) »nach hinten, zurück« und das koib. ***kiste*** »hinten« (Castr.) nicht einfach übersehen werden.

Ein neugebildetes Nomen ***käst*** liegt jedenfalls Prob. II 674 470 ***kästinä*** »nach hintenvor; vgl. Wb. II 1176 ***kästimnän kälgän*** »er kam hinter mir her«. Zu ***käst*** vergleiche unten das zu ***ast, äst*** usw. Bemerkte (§ 45).

Ein Direktiv zu **kä, *ki* liegt m. E. vor in ***kärü*** »zurück« = ***käri, gäri, kirü*** (L⁶ 26 27), ***kiri*** (kökt. Inschr. Oa 3), ***kirï***. Verwandt dürfte sein das ziemlich fragliche dschag. ***kät*** »Hinterseite« (vgl. QB 101 15/16??) und ganz besonders das kökt. uig. ***kisrä***, dem im Abakan ***kezrä*** < **käsrä* entspricht (II 173 18) im Sinne von »jenseits«, d. h. »hinter (dem Berge)«.

Letzteres könnte man für einen erstarrten Direktiv halten < **ki-si-rä* »zu seiner Rückseite«, wozu lautlich etwa zu vergleichen wäre ***anes'ni*** < ***anasini*** in Hartmanns Kaschgar-Text (Kel. Sz. V S. 162, 29), vgl. 31 H⁴ ***änisni***, 50 ***anesni*** H⁴ ***änésni*** und meine Bemerkung zum Koman. ***agisnä*** < ***aγïzïna*** Ps 243 Anm. 3. Eine Stelle wie kökt. IS 5 ***yaγaru*** (so zu lesen) ***qonduqda kisrä*** »nachdem sie sich in der Nähe niedergelassen hatten« findet ihre genaue Parallele im osm. ***bän öldüktän sōra*** »nachdem ich gestorben bin« usw.; vgl. Krim ***oturduqtan soñ*** (VII 81 3 u) und ***toiduχtan soratïn*** »nachdem sie satt geworden war« (83 17).

Einen andern, vielleicht bessern Versuch, dem *-s-* von ***kisrä*** beizukommen, sieh unten § 47.

Auf einen erweiterten Stamm **käi* könnten zurückzuführen sein kom. ***käiri*** (CC 49 **ceŋri, ceŋiri**) und bar. ***käirä*** »zurück« (Prob. IV 46 9 usw.), doch haben wir es wohl eher mit einer alten Formassoziation zu tun: kom. ***qaira*** (CC 49 **caŋra**), bar. ***qaira*** (Prob. IV 3 2 usw.) »zurück«, Gerundium zu ***qair-***, vgl. sag. ***qazra*** »nach hinten, zurück« (Prob. II 458 2707) und Wb. s. v. ***qazïr-***. Das Komanische kennt übrigens auch ***käri*** (CC 50 **cheri**).

Im allgemeinen vgl. die Geschichte von ***soñ, soñra; son, sonra, sōra, sora***.

Unklar ist bislang ***qaya*** »zurück« (tel. soj.), das jetzt auch in den Turfanfragmenten aufgetaucht ist: M 8 11 ***qaya kördilär*** (vgl. M² 90 oben); es ist wohl Gerundium von **qai-*: **qai-* zu ***qair-, qayïr-***, wie ***ä-*** zu ***är-*** »sein« (St³ 1252 Anm. 2)?

6. Wenn meine noch sehr der Klärung bedürfenden Ansichten über den Ablaut *a/u*, *ï* im Türkischen richtig sind, so würde ein Stamm *a-* erwiesen durch das gleichzeitige Auftreten eines gleichbedeutenden Stammes *u-*. Dieses *u* finde ich in den Dialekten, wo *u* in der Bedeutung »dieser, jener« auftritt: Prob. VI 71 17 *u kišiniñ* usw.; palatalisiert 59, 9 *ü yärgä* usw. IV 357 9u *u¯mama* usw. Es dürfte *u* die ursprüngliche Hochtonstufe repräsentieren, das allenthalben daneben auftretende erhöhte *o* dagegen die Tieftonstufe (vgl. *bu* > *bo*, *šu* > *šo* > kir. *so*, *šul* > *šol*). Dieses *u* wurde durch *-l* (vgl. soj. *qayïl* »wo« I 402 104 ff. < *qayï-l*) zu *ul* erweitert (II 224 159 *ul tai*, III 325 8 *ul balanïñ*), aus dem tieftoniges *ol* entstand, das die fast ausschließliche Herrschaft erlangte[1]. Das älteste *u* liegt vielleicht bei T² IIIa 6 vor.

§ 4. Der reine Stamm *bä-*, *bi-*; *sä-*, *si-* liegt im Plural *biz*, *siz* < *bi-z*, *si-z* vor, deren *-z* pluralische Kraft besessen haben dürfte[2]; doch war diese früh vergessen, weshalb wir schon zeitig *bizlär* CC 214 7, *sizlär* M 6 2 (christl.) 41 12 finden, die sich mannigfach in den neueren Dialekten entwickelt haben.

Die Stufe *bä-*, *sä-* haben wir ferner im Dativ **säkä*, **bäkä* > **mäkä* unter Einfluß von *män* < *bän*: Prob. II 130 1452 *mä̃*, 97 330 *sägä* > *sä̃* (158 30). Der Dativ steht sonst unter lautlicher und formlicher Bevormundung von *aña*, so daß wir im CC *maga*, *saga*, *maa*, *saa* finden; daneben *maña*, *saña*, worin das Vorbild noch mehr erreicht ist, ebenso Tq 32 *baña*, durch dessen gesicherten Vokalismus auch für das Köktürkische die gutturale Aussprache

---

[1] Sehr schwierig ist es, über das kkir. *a* »jener« sich eine Meinung zu bilden: es kommt mehrfach als Gegensatz zu *bu* vor (V 9 99/100 *bu dünö* »diese Welt«, *a dünö* »jene Welt = Jenseits«; vgl. 12 215. 14 287 usw.; aber 70 318 *o dünögö* »zum Jenseits«). Daß hier der reine Stamm *a* vorliegen könnte, wird man nicht annehmen dürfen; vielmehr eine lautliche Entartung von *o* vermuten müssen?

Sehr oft wird die fortschreitende Forschung dort, wo ich mit altem »Ablaut« operiere, eine jüngere durch die Akzentverhältnisse verursachte Verderbnis sehen müssen. Im folgenden deute ich dies hier und da durch den Zusatz (verderbt?) an.

[2] Der pluralische Wert von *-z* erscheint besonders deutlich im Possessivsuffix der 2. Person: kökt. *qaγanïñ* »Dein Qaγan«, aber *oγlanïñ-iz* »Eure Söhne«, osm. *gözlärin* »Dein Auge«, *gözlärin-iz* »Eure Augen«. Die lautlich mögliche Erklärung von *-ïnïz* < **ïñ-sïz* (vgl. St³ § 1 *qaγanï* < **qaγansï*) würde ich für einen Umweg halten, wie sie denn auch durch den Vergleich von *qaγanïm* mit *qaγanïmïz* abgetan wird (vgl. NF. 74).

maña erwiesen wird = Turf. *maña* M 6 3, 26 1, 41 10. Die Formen *sägä* und *saña* beruhen möglicherweise schon auf Dialektspaltungen innerhalb des Späturtürkischen.

§ 5. Für *aña* haben unsere ältesten osttürk. Zeugen das erweiterte *añar* (Tq 25; Kökt.; M 6 4; QB 28 19; QB daneben *aña*; CC); abermals erweitert zu *añaru* (Tq 21; vgl. *bañaru* Tq 35) < **a-n-qa-ar-u* oder *-r-u*[1]. Dieses *-u* ist mit dem oben in *arï* erschlossenen *-ï* identisch durch den Ablaut *a/u* : *ï*. Vgl. die Ableitungen von *taš*, *tïš* »Außenseite«: *tašqar*, *tasqar* < *taš-qa-r*, erweitert dschag. *tašqaru* = *tašqarï*, *tïšqarï*, *tašqïrï*, das im Osman. *dïšarï* »hinaus, draußen« fortlebt. Zu einem Nomen **yo*, **yo-q* »Oberseite« gehören weiter u. a. kökt. *yoɣaru* dschag. *yoqqari* (!), kaz. *yuɣarï*, tob. *yuɣara*, die aus **yoqqar*[2], **yoɣar* (in tar. *yoqar*, sag. *čoɣar*) erweitert sind; Bedeutung »nach oben, oben«, wie im balk. *oɣarï*. Zu *yan* »Seite« gehört der Dativ *yanqa* > dschag. *yaña* »nach ... hin, in der Richtung nach«[3]; dazu dschag. *yañqarï* »zur Seite«, tüm. *yañgara* (Prob. IV 377 11u, 397 12); *-a* auch in tüm. *itskärä* »hinein« (Prob. IV 257 15).

§ 6. Daneben erscheint ein direktives *-ra*, das an den Stamm antritt: *tašra* »draußen«, *ičrä* »hinein, drinnen«, *soñra* »*hinten, darauf«. Dieses Suffix sehe ich auch im osm. *närä* »wo, wohin«, meist gehäuft *näräyä* »wohin«, osm. *bura* »hier«, *buraya* »hierher« und ähnlichem. Den Umweg über *ara* halte ich für unnötig; vgl. aderb. *hara* »wohin« < *qa-ra* s. § 30 9

[1] So wird im Kazanischen der Dativ von *bu*, der *mïña* und *mïñar* lautet, durch das Dativsuffix *-ɣa* zu *mïñarɣa* erweitert.

[2] Vgl. jetzt meine Zusammenstellung im zweiten Bande der Hommelfestschrift S. 20 ff.

[3] Nach Wb. III 58: Konstruktion mit dem Ablativ: *šähärdin yaña* »nach der Stadt zu« = osm. *qapudan yana* »nach dem Tore zu« usw. Vgl. das uig. *törtdin sïñar* »nach allen vier Weltgegenden« M 37 12 und die Übersicht S. 58. Im QB scheint das Wort zu entsprechen, das im WB. IV 686/87 als *siñär* aufgeführt wird: es handelt sich wohl um einen Direktiv von *sïn*¹ (Wb. IV 628/29) < **sin-qa-r*? Sieht man jetzt bei M² 29 19–21 *χayutin sïñar — antïn sïñar* »nach welcher Himmelsrichtung — nach der Himmelsrichtung«, so wird es wahrscheinlich, daß das wiederholte *sïñar — sïñar* im Kökt. (II E 32) »hierhin« und »dorthin« = »hier« und »da« bedeutet. [In der uig. Inschrift bei Ramstedt JSFOu XXX 21 6 7 dafür *sïñarï — sïñarï* = »der eine (Teil) — der andre (Teil)«.] Ist daraus das kir. *mïnda bu sïñïrda* »hier« verderbt? Im QB liest der Herausgeber selbst auch *sïñar* (135 30); *qamïqtïn (-dïn) sïñar* ist also »überall, allerseits«; QB 157 23 *qïl özüñdä* (Ablat.) *sïñar* »treib (ihn) von dir weg«. Das Gegenteil ist etwa *maña yaqru* (? vgl. oben kökt. *yaɣaru*) *birsäñ* QB 182 6 »bring ihn in meine Nähe, »zu mir«. Ganz unklar ist Tq 41 *sïñarča*: vgl. Wb. s. v. *sïñar*, *siñir*?

§ 7. Zum Stamm *bä-*, *bi-* ist nun ferner das verzweifelte *bärü*, *bäri*, *biri* »hierher«, Gegensatz zu *arï* »dorthin« (*arï päri* »hin und her« usw.), zu stellen, für das ich St² 26 noch an Zusammenhang mit *bu* glauben wollte. Es bedeutet wörtlich »zu mir hin« = *bä-r-i*, woraus sich die Bedeutung »diesseits[1], seit« entwickelt hat: *bärü, päri käl*, kir. *kel beri* »komm her« entspricht durchaus dem synonymen *yanïma käl, kil* »komm her« = »komm zu meiner Seite«[2]. Die Herkunft ist selbstverständlich längst vergessen, so daß z. B. der Teleute heute für »bringt es her« die pleonastische Phrase *mä päri aq-käliγär* geprägt hat; verstärkt Prob. III 94 11 *bu berï kel* »komm her«.

§ 8. Das koib. *bär* (Castr. § 103; S 126, 145) »hierher« = kir. *ber* (Prob. III 217 1735; Gegensatz *ar*) beweist übrigens, daß *bärü* usw. aus *bä-r-ü* entstanden ist; dagegen könnte das kkir. *bergi* aus **berügi* gekürzt sein (vgl. Wb.), doch ist auch hier wohl *-gi* direkt an *ber* getreten: Prob. V 7 23, 19 446 ff. *bergï ata, berg' ata* »Vater« im Gegensatz zu *arγï ata* »Vorfahr«; dies auch im Kir. Prob. III 127 100 (Gegensatz *özümnüñ äkäm* »mein eigner Vater«): 161 30 soll dagegen *bergiñ* »Deine Vorfahren« bedeuten.

§ 9. Im Alt.-Tel. tritt neben *arï päri* auch *arï mäi* auf (z. B. I 19 306; Wb. IV 2067 »= *bäri, päri*«); es gehört wohl zu einem Stamme *mä*, der I 60 14 auftritt: *sän mänäñ* (Ablat.) *yanïp kälär polzoñ* »wenn Du von hier zurückkehrst«. Vgl. *mä* »hier« Prob. IV 7 8, *mä* III 300 90 und Wb. s. v. *mä*; dazu Wb. IV 2085 *mänä* »hier, hier hast Du« und wohl auch *mävo* (< *mä-bu*), *mavo* »dieser« bei Raquette MSOS 1912 II 162 mit dem Zusatz »used in common parlance only«. Vgl. unten § 41.

§ 10. Sollten, wie es den Anschein hat, zwischen dem osm. *bän* und diesem *mä* vorhistorische Beziehungen bestehen, so würde *bän* von Haus aus etwa »hier — da, hier — der« bedeuten; wichtiger wäre es, daß in diesem Falle das *-m* des Possessivsuffixes der 1. Person (*qaγanïm* »mein Qaγan« usw.) eine höchst einfache lautliche Erklärung finden würde. Damit wäre dann auch endlich die Möglichkeit gegeben, das Possessivsuffix

[1] Als »Präposition« hat es, wie die anderen präpositionell gebrauchten Wortklassen, vor alters den Akkusativ regiert: Tq 29 *Kögmän yïšïγ bärü kältimiz* »wir kamen auf diese Seite des Kögmän-Schwarzwaldes«.

[2] Vgl. Prob. III 313 13 *mända qasïma kel* »komm her« = V 435 2268 *beri kelči qašïma*.

der 2. Person (*qaγanïñ* »dein Qaγan« usw.) auf ein deiktisches Element *ñ*[1] zurückzuführen, das sich in der 2. Person festgesetzt hätte, wie etwa das *-q*, *-k* in der 1. Person Pluralis des Imperfektums usw. (St[2] § 10 usw.); so sehr ist es durch die Umstände zum Träger der 2. Person geworden, daß es im Verbalsuffix der 2. Person *-sin* dessen Auslaut teilweise hat verdrängen können: Prob. II 699_{1u} *ätärzïñ* »du wirst tun«, III 296_{5u} *beräsiñ* »du gibst« usw. usw.

§ 11. In der nominalen Deklination lautete der Genitiv bei vokalischem Auslaut des Wortes höchstwahrscheinlich — Beispiele aus dem Köktürkischen[2]

---

[1] In den köktürk. Inschriften erscheint neben *-ñ* auch *-γ*, *-g*; vgl. Thomsen, Inscr. 21 und z. B. IE 24 *ädgüg* »dein Gutes«. Wie der hier und da im Komanischen auftretende Wechsel *ñ* : *γ* zu beurteilen ist, wird sich erst feststellen lassen, wenn der ganze CC in einer neuen Ausgabe vorliegt.

Unter den neueren Dialekten finden wir *-γ-*, *-g-* im Tümenischen; ob sich darin noch urtürkische Verhältnisse widerspiegeln, ist unsicher: Prob. IV 387_{6} *bariγis* »gehet«, 385_{9u} *kiligïs* »kommet«, 328_{10} *qïliγïs* »machet«, 323_{13} *uyal'almasaγïs* »wenn ihr nicht erwecken könnt« usw.

Im Dialekt der Toboltataren dagegen erscheint für *-γ-* wieder *-ñ-*: Prob. IV 217_{9} *barsañïs* »wenn ihr geht«, *barūñïs* »eure Hinreise«, *qaitūñïs* »eure Rückreise«, 221_{11u} *qaitqïñïz kilämä* »habt ihr Lust, heimzukehren« (vgl. zur Form St[1] § 15 und Spr. 84 b unter *bārγū*).

Als Bindeglied zwischen dieser Gruppe und den gleich zu erwähnenden Dialekten hat der Barabadialekt zu gelten: hier finden wir Prob. IV 63_{9u} zwar *qaidïñïs* »kehret um«, daneben aber 41_{15} *körüñör* »sehet«, 59_{13} *qalïñar* »bleibet« und schließlich 28_{11} *qoγïñnar* »leget« < **-iñ-lar*. Ebenso dann auch 23_{14u} *yiälbässiñnär* »ihr konntet nicht essen« < **yi-al-maz-siñ-lar* u. dgl. Auch das Kirgisische kennt beide Arten der Pluralbildung nebeneinander: Prob. III 263_{7u} *barïñïz* »gehet« $_{5u}$ *kelïñiz* »kommet«, aber 266_{4} im selben Stück *keliñdär* »kommet« < **käliñlär*; 299_{5} *aitïñïz* »saget« = 282_{16} *aitïñdar* »saget«.

Die Barabaformen erläutern die der Abakan-Dialekte: *alïñar* »nehmet«, *keziñär* »schneidet«; falsche Länge wohl in *parïñār* »gehet« (Prob. II 194_{718} = *parïñar* 200_{927}, 111_{787} usw.); kontrahiert in *kälār* < **käliñär*, *kördārbä* »habt ihr gesehn« < **kördiñärbä*. Ebenso dann auch *sïqpassār* »ihr kommt nicht heraus« < *čïq-maz-siñ-lar* (182_{320}), *ölörzör* »ihr werdet sterben« < *öl-är-siñ-lär* (183_{344}). Oft gekürzt: *pärärzär* (27_{252}) usw.

Für das *-ñ-* dieser Formen bietet das Altaisch-Teleutische z. T. *-γ-*, *-g-*: 134_{19} *polzoγor* »wenn ihr wäret« < **bol-sa-γ-lar*; 144_{21} *soqpoγor* »schlaget nicht« < **soq-ma-γ-lar*; 166_{3u} *slär ürönγönüγördü* . . . . . . *unutpaγar* »vergesset nicht Euer Gelerntes = was ihr gelernt habt« < **ögrän-gän-i-g-lär-ni* (vgl. z. B. M 41_{14} *ät'özüñüzlärni*) und **unut-ma-γ-lar*. Im »Präsens« 143_{1} *päräziñ* »du wirst geben«. Plural mit Schwund von *-l-*: 141_{15} *paraziñar* »ihr werdet gehen« usw. Aber 145_{4u} *polbossïγar* »ihr seid nicht«.

[2] Nach W. W. Radloff Wb. III 667 soll der Genitiv von *nä* in der Gestalt *näñ* Tq 57 vorkommen: die Stelle ist verstümmelt und unklar.

sind uns leider nicht erhalten — auf *-ñ* aus[1]; bei konsonantischen Stämmen finden wir *-ïñ*. Durch Einfluß der pronominalen Deklination und der zahlreichen auf *-n* auslautenden Substantive wurde dieses *-ïñ* vielfach durch *-nïñ* verdrängt) osttürk. usw. *qušnïñ* = osm. *qušun* < *qušuñ*; Plur. *-larnïñ* = *-larïn* < *-larïñ*; aber osm. ebenfalls *ananïn*).

§ 12. Dürfen wir die älteren Entwicklungsphasen, weil sich ja doch im Sprachleben vieles wiederholt, nach den neueren beurteilen, so hat es den Anschein, als sei der türkische Genitiv seiner Herkunft nach ein Adessiv-Inessiv, der allmählich die Funktionen des Possessivgenitivs übernommen habe. Denn an Stelle des einfachen Genitivs finden wir heute oft den durch *-qï*, *-ki* erweiterten: Prob. IV 78 4u *miniñgï ton* »mein Kleid« 78 1u *miniñ ton*; 76 8 *tüsnüñgü mäklügü* »die Tiere der Steppe«, dieses durchaus wie 26 11u *qanniñgï ornïna* »auf den Platz des Fürsten«; Prob. VI 112 14u *bir bainiñkï bir qizi bar äkän* »ein Reicher hatte eine Tochter« = 150 9 *bir patišäniñ bir wäzirī bar ikän*, 193 1 *äšäkniñkï uiya . . . . . käñäš körsätkän išlärïnï . . . . . aittï* »er erzählte, welchen Rat der Esel dem Ochsen gegeben hatte« = 192 10 *äšäkniñ uiya mundaq käñäš körsätkänïnï ägäsī hämäsïnï bildï* usw. usw.

Neben der gewöhnlichen Konstruktion osm. *onïn üč oγli warmïš* finden wir denn auch z. B. Prob. IV 125 1: *anïñγï bir ulu bar igän* und besonders die örtliche Auffassung *mindä bir küskü bar* »ich habe einen Spiegel« IV 293: in diesem Stück auch noch: *siniñ küskü bar igän* und *miniñ bir küsküm bar*; ferner *ni ünärigis bar siskä?* »was für eine Fertigkeit habt ihr?« (vgl. den Dativ in *bisgä mal džoqpa?* »haben wir denn keinen Besitz?« III 326 18: *sā pala parba?* »hast du ein Kind?«); *bularda bir ünärï bar* und *ni ünärïñ bar sindä* neben *siniñ ni ünärïñ bar*; Lokativ auch in Prob. I 178 8 *ködön älbilä yondo-dā par* »alle Leute haben auch einen Hintern«, 195—196 *sändä qanča sümä* neben *säniñ qanča sümä?* »wieviel Listen hast du?«. Der Besitz eines Ringes wird Prob. VI 99—103 durch die Lokativkonstruktion oder *qolïda* »in seiner Hand« ausgedrückt, während IV 205 1u das einfache Beisichhaben durch den Genitiv und das Possessivpronomen angedeutet wird. Dafür aber Prob. VI 70 19: *mäniñ yenimda yarmaq yoq* »ich habe kein Geld bei mir«, wörtl. »an meiner Seite ist kein Geld«; IV 335 8 *bir as yanïmda aqtsazï bar idï* »ich habe ein wenig Geld bei mir«.

§ 13. Dieses *-qï*, *-ki* aber bedeutet »befindlich bei, in . . . .«: *ič* »das Innere«, *ički* »im Innern befindlich = inner-, innerlich«; *qïš* »Winter«, *qïšqï* »im Winter befindlich, winterlich, zum Winter gehörend«. So osm. *yarïnki* »morgig« = uig. *yarïnqï*, osm. *bugünki* »heutig« usw. Man

[1] Die Form fiel also wohl mit dem durch das Possessivsuffix der 2. Person erweiterten Nomen zusammen: **iniñ* »des Bruders« und »dein Bruder«, wie anderseits *qaγanïñ* im Köktürkischen »des Qaγans« und »dein Qaγan« bedeutet.

wird sich diesen Neubildungen gegenüber die große Vorliebe vergegenwärtigen müssen, welche das Türkische für gehäufte Formen hat, und den Schluß ziehen, daß das neuere *mäniñki* das ältere *mäniñ* semantisch wiederholt, d. h. daß schon *mäniñ* nichts als »bei mir befindlich, mein-ig« bedeutete.

Diese Auffassung, nach der sich der Genitiv aus einem lokalen Adessiv entwickelt hätte, erklärt nun:

1. warum in den ältesten Denkmälern der suffixale Genitiv, soweit er überhaupt vorkommt, fast ausschließlich auf lebende Wesen und die Personalpronomina beschränkt ist: z. B. kökt. IE 33 *bägiñ* »des Beg«, IS 12 *qaγanïñ* »des Qaγan«, IE 39 *biziñ* »unser«, IS 11 *mäniñ* »mein«; sodann T[2] VI *toñuzuñ* »des Schweines«, XLIV *qušuñ* »des Vogels«, aber XIII *qamïč buluñ* »das Ende, die Ecken des Löffels«. Daneben im Steinbuch T[1] 302 3, 13 *tašlarïñ ärdämi* und 303 26 *tašïñ subï*, beide wohl eigentlich »die Kräfte an, in den Steinen« und »der Glanz an dem Stein« = »die den Steinen innewohnenden, eignen Kräfte« usw. — nicht anders als an den oben angeführten Stellen, wo *bägiñ* usw. bedeuten »bei dem Beg befindlich, ihm gehörend, ihm eigen«.

2. warum in T[2] XXVIII die höchst auffallende »Kontamination« *tört buluñtaqï ädgüsi* »die besten der vier Weltecken« für richtigeres *tört buluñtaqï* (*ädgü* oder) *ädgülär* stehen kann (aber IE 2 *tört buluñdaqï budun*, M[2] 22 23 *čambudivip-daqï bäglär* »die Fürsten von Jambudvipa«, 23 20 *tört ˌyïñaqdaqï iliglär* »die Könige der vier Weltgegenden«). Vgl. Prob. I 161 19 *ol tört pudaqtaγï ašï* (< *ašnï*) »die Speise dieser vier Zweige«, aber 161 13 *pu tört pudaqtï* (lies *-tïñ*) *ažïn* »die Speise dieser vier Zweige«.

§ 14. Der Akkusativ endete im Urtürkischen auf *-ïγ*, *-ig*, das sich im Westtürkischen durch Schwund von *-γ*, *-g* (vgl. köktürk. *tirig* »lebendig« > osm. *diri*) zu *-ï*, *-i* usw. entwickelte. Im Osttürkischen usw. wurde es allmählich durch das pronominale *-nï*, *-ni* verdrängt (QB und hier und da in den Turfanfragmenten schon *-nï*, M 10 3 [christl.] *barčanï* »alle«; M[2] 78 39 *alqunï* »alle« usw. Ob in *yazuqumuznï* »unsre Sünden« L[4] 23 1 usw., *qañïmïznï* »unsren Vater« M[2] 87 62 eine relativ neuere Bildung vorliegt, läßt sich bis jetzt nicht entscheiden, da eine entsprechende Form meines Wissens inschriftlich nicht belegt ist).

Da nun, wie wir sehen werden, das Interrogativum durchaus den Eindruck einer formlosen Partikel macht, so ist es bei dem Fehlen alter Belege von vornherein unsicher, ob *nä* ursprünglich der pronominalen oder der nominalen Deklination gefolgt ist, wenn es überhaupt im Urtürkischen schon dekliniert wurde. W. W. Radloff setzte denn auch die alten Formen desselben folgendermaßen an (NF. 76):

nä
näñ (?) [nom.]
näkä (?) [nom.]
näni (?) [pron.]

§ 15. Von diesen Formen zieht nun zunächst der Dativ *näkä*, der inzwischen in der Tonyuquq-Inschrift zutage gekommen ist, unsre Aufmerksamkeit auf sich, denn es ist eine unumstößliche Tatsache, daß auch dort, wo die andern Pronomina heute im Dativ ein aus *-nq-*, *-nk-* entstandenes *-ñ-* > *-n-* aufweisen, das Interrogativum *nä* nur *näkä*, *nägä* usw., nie aber **näñä* od. dgl. bildet.

Das heißt mit andern Worten, daß *nä* kein **nän-* neben sich gehabt hat, wie etwa neben **bä-*, **sä-* und *bu* die *-n*-Formen *bän*, *sän*, *mun-* standen.

Dies wird durch die folgende Liste meist älterer Bildungen durchaus bestätigt, in deren zweiter Spalte die durch *-n-* erweiterten entsprechenden Formen andrer Pronominalstämme aufgeführt werden.

1. *nä täg* »wie« T^2; *nätäg* M^2 16_{24}, 31_{43}; L^6 $23_{5,6}$. QB *nädäg* 33_{16}, 155_7 (»was«); daneben *nägüdäg* 35_6, *nägü täg* 32_{17}.	*änday* T^2 $5, 15$ *antay* M^2 9_{11} *muntay* M 26_3; M^2 20_2. QB 74_5 *munday*, sodann auch *munuñ täg* »wie dieser« 126_{28}, 128_{25}; *anïñ täg* »so« 60_{34}. *qanday*, *-daq*.

Im QB sind *nädäg* — *anday* Korrelativa = »in welchem Maße — in dem Maße«, »wie — so« z. B. 84_{30}, 95_4 (120_{27} auch *nägü täg* . . . . . . *anday*); trotzdem hat *-n-* nicht vermocht, sich in *nädäg* festzusetzen, während es doch Tq 30 sogar in *käntintäg* eingedrungen zu sein scheint (W. W. Radloffs Auffassung, als wäre *-n-* das possessive Suffix der 3. Person ist jedenfalls zu verwerfen).

2. *näčä* »wieviel« usw. L (manich.) 411 a. QB 57 3a/3b. Im QB vielfach durch *-mä* erweitert: 37 15; 117 29, 70 3 usw.

Dazu *näčäkätägi* »bis zu welchem Grade« L^6 16 16 = *näčä-kä-tägi*; vgl. M 9 3 *bükün künkätägi* »bis zum heutigen Tage«, M^2 50 36 *yitinč künkätägi* »bis zum 7. Tage« usw. (Konstruktion von *tägi* mit dem Dativ, wie bei *täg-*).

anča
munča
qanča

NB. An verstümmelter Stelle in den kökt. Inschr. nach Thomsen einmal *nänčä* (II N 9; dazu S. 186 »leçon qui me parait sûre«); Radl. *bunča*. S. 42 erwähnt Thomsen ein uig. *nänčä*, das im Wb. fehlt und das ich nicht notiert habe. Andere neuere Formen im Wb. III 678 und besonders *nindzik* Prob. IV 5 7u; *nintsä* 62 5; *nindžä* 81 9u; balk. *nénca*, *nénče*. Sie sind dem Druck von *anča* gewichen, vielleicht mit ihm zusammengesetzt? (Das balk. *nénca* könnte direkt auf diese Zusammensetzung hinweisen, doch vgl. Pröhles § 59.)

3. *näčük* »wie« T^2. L^3 (christl.) 1207 15 »als« — Übersetzungstürkisch. QB 102 23.
näčükin M 6 2, 5 »wofern, wie« (? wo, wohin auch immer). Hierher auch *näčüklädi* M 45 8 »wie geschah es, daß« = »warum«.

ančaχ Kar. T
andžaq Osm.
ančïγïn QB; oder *ančiqin*.

Zu erklären *nä-čük-in* und *an-čïq-in*, Instrumentale (*näčükin* M 23 15, 24 13 »wodurch, warum«). Vgl. das verbreitete *nä-si-n* »weshalb«: Balk. *nésin*; Prob. I 145 16u *mā näzin ïladïγar* »warum weint ihr über mich?«; IV 18 16, 55 11 *nizin*; II 150 494, 152 558—60 *no imäzin* »weshalb«. Wie ist das formlose *nämäzi parabïn* »was, warum soll ich gehen?« II 620 746 zu beurteilen? Eine erweiterte Form *ančïγïnča* möglicherweise L^6 6 19?

4. *nädä* L^4 (manich.) 16 10, 12 in *nädä ötrü* »warum, wodurch«. Daneben *nägüdä* M^2 5 14, 6 6 usw. und T^2 36 an einer unklaren

anta, *anda*
bunda, *munda*
qanda

Stelle. In beiden Wörtern hat *-dä* noch Ablativkraft, wie z. B. L[4] 16 13 *antada kisrä* »danach« und im QB 155 9 *bügündä naru* »von heute ab«, 133 13 *kälmišiṅdä naru* »nachdem du gekommen bist«; wie sonst, so wechselt auch vor *naru* unser *-da* mit dem späteren *-dïn* *andïn*, *qandan*

Dazu schon CC 169 8 *nadan* = *nädän*; Prob. IV 56 7u ff. *nidän* »wie, wodurch, woher, woran« = kir. *nedän* Prob. III 520 418[17].

§ 16. So wenig wie hier finden wir in den andern alten Ableitungen von *nä* Spuren eines *-n-*:

nägü[1] »warum« M 43 7; *näkü üčün* »weswegen« M 24 2, 10; *nä nägü iš* M[2] 23 26 »irgendwelche Tat«; *nä nägü* (Akk.) »alles beliebige« M[2] 61 14; QB 22 1 *nägü tär* »was sagt er«; 70 9 *nägüni tiläsä* »was er auch wünscht«; 32 24 usw. *nägügä* »weshalb«. Uig. *nägün* nach Wb. III 675 einmal im QB.

nägülüg »warum« M 41 12; QB 20 16 *nägülüg täsä* »was er auch sagen mag«; Schor. *noγïlïq* »Wieheit« = Charakter, Sitte; SV *nätälik* »Beschaffenheit«; kaz. *ničeklek* (Bal. II 147) »Beschaffenheit«.

nälük »warum« T[2] 88.

nälüg L[6] 33 20 »warum« (?) QB »weshalb« 33 2, 41 15, 81 28. »wie« 155 17.

näräk »wozu, weshalb« QB 58 8, 100 29, 133 32 usw. < *näräk*, *nägäräk*, *näkäräk*. Vgl. Prob. I 116 10u usw. *näräk*, II 133 1541 *näkäräk*(!); dazu *näräktü* »weshalb« Prob. I 97 396 = *näkäräktü*; 36 226; *-tü* < *-lïγ*; Prob. IV 125 2 *ït ni käräk saṅa* »wozu brauchst du einen Hund, was soll dir ein Hund?«. Weiteres sieh bei *no*.

§ 17. Ich schließe hier einige andere Bildungen an, die zum Teil sicher nominaler Natur sind:

---

[1] Wb. III 674: »gewiß aus *nä* + *ägü* gebildet, wie *igägü* aus *igi* + *ägü*«. Angesichts von *nägülüg* (vgl. *bilgülüg, tutquluγ* usw.) wenig wahrscheinlich. Ich vergleiche *özgü* »sein, sein eigen« zu *öz* »selbst«. Das vom Wb. herangezogene Suffix *-ägü* liegt u. a. in dem ganz verderbten osttürk. *ačügä* »Gedärme« (Spr. 82 c) vor *ič-ägü*.

1. kir. *nelik* »was? (die Was-heit)« Wb. III 681[1].

2. kökt. uig. *näñ* »etwas, Sache, Ding, Habe«; QB 61_{22} *qara näñ* »etwas schwarzes«; 61_{30} *nä körklüg näñ ärdi kiši ölmäsä* »eine wie schöne Sache wäre es, wenn der Mensch nicht stürbe«. Mit negiertem Verbum = »nicht, nichts, durchaus nicht«, wie *ne-rien* < *ne rem quidem* (vgl. Prob. I 23_{22} *nämä* mit neg. Verbum; $123_{10\,u}$ *pir nämä* mit neg. Verbum = »gar nichts«).

3. *näk, nik* »was, wozu, warum, weshalb«. Wb. III 670, 698 »aus *nägä* entstanden«. Ansprechend, wenn man die Betonung *nä́gä* annehmen und den § 131 der Phonetik vergleichen will. Anderseits ist aber doch zu beachten, daß *näk, nik* in den Texten des IV. Bandes der Proben, wo es besonders vertreten ist, stets *nigä* neben sich hat[2]. Angesichts der anderen nominalen Bildungen dürfte es sich daher vielleicht empfehlen, *nä-k* als *-k*-Nomen zu erklären, oder aber an Zusammensetzung mit *oq* zu denken: *nä-oq* wie *nämä* < *nä-mä*[3]. Daß im Balkarischen für *näk* vor Vokalen

[1] Das kir. *nelik* enthält also kein *n*-! Dagegen hat das Kirgisische ein Nomen *sonduq* »Ursache« (Wb. IV 540), dessen Etymologie im Wb. nicht versucht wird, das jedoch offenbar < **šun-luq* < *šu-n-luq* »Dies-heit« entstanden ist: *sonduqtan* »deswegen, daher« III $323_{11\,u.}$ »daher, davon« wohl auch $319_{9\,u.\,8\,u.}$ Zu *šu* stelle ich auch **šu-na* im Kir. *sonümdü körsötöin* »dieses das Meinige (mein Eigentum) will ich zeigen« < **šuna-m-nï*.

[2] *nägä* »wohin« bei Hartmann, Kaschgartext 26. 47 und Prob. VI 112_{10} ist aus **närgä* entstanden, dies aus *nä yürgä*: vgl. Prob. VI $102_{14\,u}$ *närdä* < *nä yärdä*. Ebenso dürfte das von A. von Le Coq (Spr. 82b) nachgewiesene *ů̈ttän — bů̈tkä* »von dort — nach hier« aus *u, bu* und *yurt* zusammengesetzt sein: *bu yurt* > **bu yürt*, wegen des *y*- (Prob. VI 147_{16} *yütrya*: verdruckt für *yūtrya*?): > **bürt* > *büt*. Vgl. *šütdin* »von dort« (Spr. 93b) und die Geschichte von alt.-tel. *pïltïr*, kir. *bïltïr*, osm. *bïldïr* usw. »voriges Jahr« < *bir yïl tïr*.

Unklar ist die Bildung von *üzä — bů̈zä* (*üzī — büzī*) »hier — dort« (Spr. 82c). Im Wb. lautet das Wort *büzī* »diesseits« (Gegensatz *üzī* »jenseits«), im Text aber auch *büzi* (Prob. VI 115_{16} *bir yilniñ büzigä* »seit einem Jahre«; vgl. $191_{1\,u}$ *qišniñ büzīgä* »während des Winters«). Wb. I 1894 dann *üzī*: »von *üz* + *ī*, vgl. *üzär*«, was kaum wahrscheinlich ist, da offenbar *u* und *bu* die ersten Komponenten sind: *büzīgä* oder *büzīgä* aus *bu yüzīgü* zu *üz* = *yüz* »Gesicht, Seite« (Wb. III 618 dschag. *üč aidin bu yüzi* »früher als drei Monate«, verglichen mit Wb. I 1894 *ölgünniñ üzīdä* »bevor er gestorben war«): *üzä — büzä* wäre also verderbt aus *bu yüz-i*: vgl. etwa tar. *bir yola* »auf einmal« (VI 103_{15}: *bir yolda* Spr. 100b) = kökt. *yoli*; *-a* hier jedoch wohl nach dem gerundialen *qata* »-mal«, zu *qat*-.

Das *y*-lose *üz* »Gesicht« kommt z. B. 141_{10} vor: *mamaniñ üzīgä čiqti* »(die Maus) kletterte auf der Alten Gesicht«.

[3] Kühn, darum aber noch nicht unwahrscheinlich, ist die Herleitung von *näk* < **näk* < *näräk* < *nä käräk* (vgl. § 16 und QB 174_{2} und Anm.): sie wird befürwortet durch die

neg auftritt (Kel. Sz. 16 142_4, 154_9), ist selbstverständlich kein Beweis, daß es aus *nägä* > *näg'* gekürzt ist. Wie sonst, so ist auch im Balk. der partikelhafte Gebrauch gut belegt: 153_7 *nek zïláysan* »was = warum weinst du«: *nek zïlámayïm* »wie sollte ich nicht weinen!«. Dafür auch einfaches *ne*: 154_4 *né aylanásan* »was = warum treibst du dich umher?«; *né bileyim* »wie soll ich es wissen?« Vgl. Prob. VII 11_3 *n'aylamayïm* »was, wie, warum sollte ich nicht weinen?« Osm. *nä güldüñ* »warum lachst du?«; *sābï kim dir nä biläyim* »wie soll ich wissen, wer sein Herr ist?«

§ 18. Das bisher von mir Vorgebrachte dürfte genügen, um den Glauben an Ramstedts Auffassung zu erschüttern. Ich komme nun zu meinen eigentlichen Bedenken gegen seine Etymologie von *nä*. Es sind die folgenden: um angesichts des Nominativs *nä*, des Dativs *näkä*, *nägä*, des Lok.-Abl. *nädä* und des Äquativs *näčä* schöpferisch wirken zu können, müßten doch Genitiv und Akkusativ diesen Kasus gegenüber syntaktisch in erdrückender Übermacht auftreten. Dies ist nun keineswegs der Fall.

Zwar führen einige Grammatiken des Osmanischen ein vollständiges Paradigma von *nä* auf, zwar sagt W. W. Radloff im Wb. III 667, es werde wie jedes Nomen dekliniert: in der Praxis wird der Akkusativ fast gar nicht, der Genitiv kaum jemals gebraucht.

Was den Genitiv anbelangt, so geht seine Seltenheit schon daraus hervor, daß man nicht recht weiß, wie man ihn bilden soll, weshalb im Osmanischen neben *näniñ* auch *näyiñ* aufgeführt wird.

§ 19. Wo sollte er denn auch gebraucht werden? Fälle, in denen er zur Verwendung kommen könnte, sind, da *nä* sich fast ausschließlich[1] auf Sachen bezieht, naturgemäß nur in sehr beschränkter Anzahl denkbar. Meninski führt — m. W. als der einzige — in seinen prächtigen Inst. Ling. Turc. 1756 S. 95 ein *nenün gibi* in der Bedeutung »cujus instar seu cujusmodi« auf. Dann erwähnt Radloff im Wb. für das Alt.-Tel. auch *näniñ üčün*, dessen Existenz ich selbstverständlich nicht leugnen will[2]: in

Vokallänge im schor. *čōk* »weshalb« < *ču käräk* < *yu käräk*, das anderseits im Teleutischen zu *ỷök* »weshalb« gekürzt worden ist (Wb. III 446 und 2035). Ich bin geneigt, diese Erklärung allen andern vorzuziehen, trotzdem **näk* bis heute nicht belegt zu sein scheint.

[1] IE 9 *nä qaγanqa*: Prob. I 363_{477} *no qanïñ tölüzü?*

[2] Prob. I 174_3 *näniñ učün*. Das *näniñ üčün* des Tarantschi (Prob. VI 28_8, 51_{21}) dürfte von *eniñ üčün* < †*aniñ*. *aniñ üčün* beinflußt sein. Sollte im Osmanischen *nänin ičin* vorkommen, so dürfte es sich nach *sänin ičin* gerichtet haben.

der Tat aber kenne ich fast nur *nä üčün* »weswegen«, trotzdem das Korrelativum »deswegen« überall eine *-n*-Ableitung aufweist und daher auch so leicht eine solche für *nä* hätte herbeiführen können: *anï üčün* M² 14 1, 34 9 und sonst *anïn̈ üčün*, *anïn ičün* usw. Ich will *nä üčün* kurz belegen: M² 5 14, 6 6 ff.; L (manich.) 41 1 a; L³ (christl.) 1206 6; L⁶ (manich.) 23 29. Ebenso überall in den neueren Dialekten, wobei der unvollständigen Angaben des Wb. wegen daran erinnert sei, daß *ni ütsün* »weshalb« in Prob. IV 253 14 vorliegt.

Die Wahrscheinlichkeit, daß man ursprünglich *nänin̈ učun* gesagt habe, ist um so geringer, als *učun*, Instrumental von *uč* (St³ 1237 Anm. 1), naturgemäß in Begleitung von einfachem *nä* auftreten mußte: *nä učun* »aus welchem Grunde«[1].

§ 20. Obwohl nun außerhalb des postpositionalen Gebietes ein Auftreten von *nänin̈* geradezu als unmöglich erscheinen könnte, bin ich in der Lage, einige zu einem Nomen gehörige *nänin̈* nachweisen zu können: Prob. I 146 1 u *ol nänin̈ andï köp istärï?* »Was sind denn das für zahlreiche Spuren?«, wörtl. »welchen (Wildes) Spuren?«; I 160 1 u *pu nänin̈ tabïzï?* was ist das für ein Lärm?«, wörtl. »welchen (Dinges) Lärm?«; III 324 2 *bügüngï*

[1] Da *birlä* anfangs mit dem Akkusativ (St² 922 § 23), später mit dem Genitiv konstruiert wurde, so dürften wir neben *anï üčün, anïn̈ üčün* auch **näni birlä, nänin̈ birlä* erwarten. Statt dessen lautet es schon im CC *ne bule* (wohl *nä bülä* oder verlesen für *birlä*) 170 3/4 = *nobilä* »weshalb« Prob. II 4 123, *näbilä* I 130 5 »womit« = *nänäbilä* 164 8 = *nibilän* »womit, wie« IV 326 6 u.

Zu *no-bïdä* (II 25 193, 26 195) ist dagegen zunächst *kizi slärdi atqan-bïdä?* (II 83 418/19) »hat euch etwa ein Mensch geschossen?« zu vergleichen und dann »warum denn, warum nur« zu übersetzen. Im WB. findet man das Nötigste s. vv. *pidä, pidïr* (< *mi* + *tir*), wozu u. a. besonders Prob. I 286 111 *män yu čïɣattan pidïm?* »was = warum soll ich denn hinausgehen?« zu stellen ist. In KA 189 2 u entspricht das entrüstete *näyi-mi?* »Was denn?!« = »Was willst du denn eigentlich?!«

Das erstarrte *nägïlä, nigïlä* »wie, weshalb« der Barabiner (Prob. IV 2, 5, 7 17), für das man geneigt sein könnte, an Zusammenhang mit *-lä* zu denken, ist dagegen aus *nä qïla* zu *qïl-* entstanden (vgl. unten § 25). Eine ähnliche Bildung ist das kaz. *nitkän* < *ni itkän* »was für einer« (Bal. II 147), zu welchem das *nätä* »wie« der Seldsch. Verse zu stellen sein dürfte (< *nä ätä* mit auffallendem *-t-*); vgl. vielleicht *qanta* oder *qanata* (?) in *qanta nägüdä bulɣai?* »wo und wie soll er (das Heilmittel) finden?« an der schon erwähnten unklaren Stelle T² 36 und wohl *qantayïn* Tq 34. [Vgl. jetzt Pelliot im T'oung Pao 1914, 253, LVIII: *inim qanta sän?* »Mein Bruder, wo bist Du?«] Das im Wb. III 68 2 oben erwähnte *nitä* fehlt an seiner Stelle.

Durch *-n* erweitert finden wir *nägilän* IV 74 13: vgl. unten § 52 5.

asqan et nenüñ eti? »Was für Fleisch ist das heute gekochte Fleisch?«, wörtl. »welchen (Tieres) Fleisch?«; 700_{43^4} *ol qïlγan patsanïñ nenüñ toyü?* »was für ein Gastmahl richtet der Herrscher her?«, wörtl. etwa »welchen (Festes) Gastmahl?«, d. h. »aus welchem Anlaß gibt er denn ein Gastmahl?«[1]. Ebenso IV 52_8 *nänämänin täräzi?* »was für ein Fell?«.

Man wird sich den Konsequenzen dieser Sachlage nicht entziehen können und den naturgemäß nur ganz vereinzelt vorkommenden Genitiv — in den älteren Sprachperioden wird er ja wohl noch seltener gewesen sein? — als Verursacher des Übergangs *y-* > *n-* ausschalten müssen.

§ 21. Wie steht es nun mit dem Akkusativ? Hier liegen die Verhältnisse insofern für Ramstedts Annahme günstiger, als in den neueren Dialekten *näni* usw. unzweifelhaft an Boden gewonnen hat; so besonders im Altaisch-Teleutischen. In den alten Denkmälern, die ja freilich quantitativ noch recht bescheiden sind, tritt dagegen nur das partikelhafte *nä* auf: Tq 33 *bän saña nä ayayïn* »Was soll ich Dir sagen?« CC 160_6 *bilmesler ne dirler* »Sie wissen nicht was sie sagen«; SV 119b *nä därsä* »Was er auch sage«; QB 31_{30} *nä tär* »Was sagt er?«, 138_{31} *bulγa biz nä tilägäi* »Wir werden finden, was wir wünschen«.

§ 22. Aber auch in den heutigen Türksprachen tritt *nä* so überaus häufig in der Funktion eines Akkusativs auf, daß wir annehmen müssen, daß dieses akkusativische *nä* das Ursprüngliche repräsentiert gegenüber dem allmählich erstarkenden *näni*, und dies um so mehr, als der suffixale Akkusativ doch eigentlich nur in solchen Fällen gebraucht werden sollte, wo der betreffende Gegenstand bestimmt ist[2], was wiederum bei dem fragenden *nä* nur in der Minderzahl der Fälle der

---

[1] Sehr schön sagt denn auch der Tümene *bu ni närsänïñ baši?* (Prob. IV 320_{7u}) »was sind denn das für Köpfe?«, weil er nicht weiß, welchem Wesen sie angehören. So auch *nimänïñ ūlï* (74_{19}) »welchen Wesens Sohn?«, da Mensch und Tier an der betreffenden Stelle nicht in Betracht kommen.

[2] Z. B. osm. *(bir) taš atar* aber *bir fiskä taši* und *bu taši atar*. Ausnahmen kommen, von den Inschriften an, vor und sollten einmal gesammelt und gesichtet werden. Dabei wären nicht zu übersehen Fälle, die unserm »Herde Vieh(s)« entsprechen. Es scheint, als nähme hier, der Regel nach, im allgemeinen das zweite Nomen das Akkusativsuffix an sich, doch finde ich z. B. Prob. IV 60_{9u} *üts ürün mal* »3 Herden Vieh« neben 60_3 *üts ür malïn*. Das sonderbare *üts ürün mal* macht aber auch das noch sonderbarere *nini yaqšïlïq* (IV 21_{13u}: = *ni yaqšïlïq* 25_{5u}) »Was für Gutes (kann ich Dir erweisen)« klar.

Fall sein wird! Das Auftreten von *näni* in ganz allgemein gehaltenen und dilemmatischen Fragen muß demnach als Abweichung von einem sonst befolgten Gesetze aufgefaßt werden. Es mag aber mit der Tatsache zusammenhängen, daß es in den meisten Fällen überhaupt unmöglich ist, zwischen bestimmter und unbestimmter Frage eine sichere Grenze zu ziehen. So finden wir einmal im Tarantschi (Prob. VI 130_{8u}) *sän ämdi mändin näni tiläsän* »Wás erbittest Du denn jetzt von mir«, bei der Wiederholung dagegen lautet der Satz (132_{10u}) *mändin nämä tiläsän*; hier erscheint also das durch *-mä* verallgemeinerte *nämä*[1], das im Tar. das einfache *nä* fast ganz verdrängt hat[2], und zwar so gründlich, daß 179_{10} sogar der Akkusativ *nämänĭ tapĭdĭ* »Wás findet er denn« auftritt, obwohl sich das verallgemeinernde *-mä* und das spezialisierende *-ni* eigentlich widersprechen sollten. Das hat nun freilich auch andere Dialekte nicht verhindert, diese Form zu gebrauchen: Im Baraba Prob. IV 65_{11u}, 73_5 *nimänĭ pildĭň* »Was hast du denn erfahren«; Koibalisch Prob. II 372_{2358} *no nemäni pildĭň*; Kirgis. Prob. III 60_{23^4} *nemänĭ .... senĭň oyĭň*[3] »Was denkst Du?«

---

[1] Vgl. *ni-dä* Prob. IV 396_{12u}: *ni-dä bulsa ašaim* »Ich will essen, was es auch sein mag«: nicht *bul-* »finden« wie W. W. Radloff will, sondern das zu *bul-* verengerte *bol-* liegt vor.

[2] Auch *nämä üčün* »weswegen«, z. B. 71_{16u}: *nä üčün* 68_{14u}.

[3] Vgl. III 58_{5^2} *nemdi aitĭp* »was sagend« < **nemni* < **nem'nĭ.* Gekürztes *näm'* liegt ferner vor in *nämärsä, nimärsä*, zu dessen Erklärung es unnötig ist, mit Thomsen (Inscr. 29, Anm.) an *kimärsä* zu denken (Br. 190—91). Das an dieser Stelle von Br. erwähnte osm. *näsnä* (danach *kimäsnä* »jemand« für *kimsä*) ist selbstverständlich nicht mit W. W. Radloff in *nä-si-nä* zu zerlegen; vielmehr haben wir es in der Tat mit der von Br. verworfenen Form *näsänä* zu tun, die ja in den Seldsch. Versen 75 *här näsänä-yä* »auf jedes Ding hin« wirklich vorliegt: < *nä isä nä.* Am nächsten steht dem Wort das tob. *kĭmsĭnä* (Prob. IV 249_6) mit der ungeschwächten Nebenform *kimsänä* (250_{2u}). Weiter ab liegt schon das einfach gedoppelte *nänä* (Prob. I 97_{418} *sā nänä käräk* »Was hast du nötig, was willst du«; vgl. *nono* Prob. II 137_{40}). Wir müssen wohl annehmen, daß *nä* hinter *näsä* getreten ist, um eine Bildung **nänäsä* zu vermeiden (vgl. aber *nänämä* Prob. I 112_{926}: 163_{10} »allerhand«) oder aber, und dies ist mir wahrscheinlicher, daß *näsänä* aus *näsä nä* besteht, wobei *nä* das »Nomen«, *näsä* < *nä isä* das »bestimmende Adjektiv« ist: (vgl. Prob. IV 105_{4u} usw. *ni närsägä* »warum, wozu«, wo *ni* das bestimmende, *närsä* = *nä* das bestimmte Wort ist).

Übrigens ist das osm. kaz. Nomen *nästä* »Sache, Ding« ähnlich wie *näsnä* zu erklären, und zwar < *nä isä-dä* > **näs'dä* > *nästä.* Wie hier das verallgemeinernde *-dä* (vgl. Prob. I 124_{15} *nänidā* »irgend etwas«, Akkusativ, IV 293_{11u} *kim dä kĭm* »wer auch immer«), so trat, wie oben gesagt, *-mä* an *nä* in *nämä*, welches genau wie *nästä* zum Nomen wurde; daher tar. *nämägä, nämĭgä*, z. B. Prob. VI 179_{10u} *nämägä satesiz* »Wofür, für wieviel verkauft ihr es?« 121_{10u} *nämĭgä* »warum« usw. Prob. IV 27_{10} *pir nämä* »etwas«. Unser *nästä* ist eben nur ein Schritt weiter auf der Bahn, die schon das QB mit der Substantivierung von *kim*

§ 23. Wie vollständig *nämä* zum reinen Nomen geworden ist, ersehen wir auch aus den mit dem Possessivpronomen versehenen Formen: Tar. *Zōra mäniñ nämäm bolŭdŭ* (VI 181 $_{14}$) »Was ist Zora für mich?«, »Was habe ich mit Zora zu tun?«, 116 $_{30}$ *bular nämäñ* »was sind Dir diese (Mädchen) = 47 $_{7}$ *bu qiz säniñ nämäñ idi* »in welchem Verhältnis stand dieses Mädchen zu Dir?«; Bar. *pu nimäñ qaptaγï* (IV 67 $_{1}$) »Was hast Du da in dem Sack?«

Am verbreitetsten ist diese Konstruktion bei *närsä*; vgl. nur Prob. III 331 $_{4-5}$: *nersäm* »mein Ding, etwas von mir« usw. und den Schluß der Anm. 3 zur vorhergehenden Seite.

In den andern Dialekten dieselbe Behandlung von *nä*: Balk. *erigizni* (Genit.) *nésine zararsïz* (< *yara-*) »Wozu werdet, könnt Ihr Euren Männern nützen? (Kel. Sz. 16 217 $_{2}$). Osm. *sän bu arabin näsini säwdin* »Was liebtest Du an diesem Araber?« (K I 110 $_{3u}$): *onün näsini met ädäysin* »Was lobst Du an ihm?« (KA 215 $_{1}$): *bu qiz sänin nän* (< *näñ*) *dir* (KI 112 $_{6u}$) usw. usw.

§ 24. Ich stelle jetzt eine ganz geringe Anzahl von Verben zusammen, bei denen wir *nä* im allgemeinen in der Funktion eines Akkusativs finden.

1. Osmanisch: *nä yapayïm* »Was soll ich tun?« *nä söylärsin*[1] »Was sagst Du?« *nä qazanadžaz* »Was werden wir erwerben?« *nä ararsïn* »Was suchst Du?« *nä diläyädžäm* »Was soll ich erbitten?« *nä satarlar* »Was verkaufen sie?« *nä istärsin* »Was willst Du?« Daneben bestimmt: *näyi satarlar* »Wäs verkaufen sie?« *näyi istämäzsin* »Wäs willst Du nicht?« usw.

ärsä betreten hatte (95 $_{32}$ *kim ärsäni* »irgendwen«: vgl. z. B. Prob. IV 158 $_{6}$ *närzämni čïγardïñ* »Was du mir gestohlen hast« usw. usw.).

Zu *nästä* < *nä isä-dä* ist schließlich das krimtatarische *kimsädä* < *kim isä-dä* »jemand«, mit *yoq* = »niemand« (Prob. VII 7 $_{13u}$) zu vergleichen, in welchem die Synkope der sonst entstehenden Konsonantenhäufung wegen unterblieben ist. Vgl. balk. *kïm esé da* »jemand«.

[1] Dieses *söylä-* ist offenbar mit dem synonymen *sözlä-* nur ganz entfernt verwandt: es entspricht dem sojon. *söglä-* (so Wb., die Texte haben *söglö-*), das anderwärts zu *sölä-* geworden ist. Man hätte also zwei Basen anzusetzen *söz* und **sög* = *sö-z*, *sö-g*. Ob man sich dazu entschließen will? Vielleicht ist es einfacher, von dem kökt. *sab* auszugehen. Ich erinnere daran, daß kökt. *sub* »Wasser« (= osm. *su* usw.) im Schor. Sag. usw. zu *suḡ* geworden ist, wozu *suḡla-* »bewässern, naß machen«; *sab* hätte also **saḡla-* ergeben > **sayla-* > **säylä-*. Dieses **säylä-* wäre dann dem Einfluß von *sözlä-* erlegen und zu *söylä-* geworden, wenn nicht schon vorher Labialisierung durch *-b*, *-w* eingetreten war: **sabla-*, **sowla-*, **soyla-*, **söylä-*.

2. Altaisch-teleutisch nach Prob. I: *nä köřüp* »was sehend«, *näni kördüm* »(alles!!) was ich gesehen habe« (113 4—5). Im Alt.-Tel. überwiegt überhaupt *näni*, vielleicht unter russischem Einfluß (?): 123 8u *sā näni päräin* »Was soll ich Dir geben?« 133 7u *näni pis pilärik* »Was werden wir wissen?«, wo von einer bestimmten Antwort nicht die Rede sein kann.

3. Kirgisisch nach Prob. III: *ne desti* »Was sagte er?« *ne qildiñ* »Was hast Du getan?« *ne biläin* »Was soll ich denn wissen?« *ne kördüñ biγün* »Was hast Du heute (!) gesehen?« *ne tiläisin* »Was erbittest Du?« *ne beräsin* »Was gibst Du?« *ne alasin* »Was nimmst Du (dafür in Zahlung)?« oder auch »Was willst Du als Mitgift haben?« *ne qilaiq* »Was sollen wir tun?« Dann aber auch einmal (39 84) *neni aitamin* »Was soll ich reden?«, wo selbstredend keine bestimmte Antwort erwartet werden kann.

Es wäre Papierverschwendung, wenn ich weitere Beispiele aufführen wollte: immer und überall ist *nä* das Gebräuchlichere, *näni* das Seltenere, was seinen Grund darin haben dürfte, daß *nä* auch als Akkusativ das Ursprünglichere ist.

§ 25. Schließlich kommen auch die Verba in Betracht, in denen ein transitives Verbum an *nä* getreten ist: Prob. IV 318 8 *naqïlïp* »was tuend« = III 349 4 *naγïlayïq* »Was sollen wir tun?«: 36 22[1] *netäin* »Was soll ich tun« = II 557 570 *nödärgä* < *no ädärgä*; III 53 7[1], 289 9 *naγïp* < *nä qïlïp*; 254 16 *netkän* < *nä ätkän* usw. usw. Vgl. das Wb. s. vv. *naγïl-* (schon uig.) *nät-*, *nöt-*, *nit*, *nišlä-*[1], die alle den Akkusativ *nä* voraussetzen.

II.

Das Interrogativum *no*.

§ 26. Außer *nä* soll nach Ramstedt auch das koibalische *nō* ein *n-* < *y-* enthalten; Ramstedt konstruiert zu diesem Zwecke ein **yayun*, das dem mongol. *yagun* »was« entspräche. Hier soll offenbar ebenfalls *-n* den Übergang verursacht haben, obwohl Ramstedt es nicht ausdrücklich

[1] Dies auch Prob. IV 81 8u *Qara Alïpnï nišläzäñ nišlä*, »Mit QA. mache was Du willst«; VII 235 8 *nišlädiñ* »Was hast Du gemacht?«. Im Krimtat. ferner *napayïm* »Was soll ich tun?« < *nä apayïm*, *nä yapayïm* und ähnliches.

sagt. Auch über den Schwund von *-n*, den sein Erklärungsversuch voraussetzen würde, spricht er sich nicht aus.

Des langen *ō* wegen, und weil Ramstedt das Interrogativum *nō* als »koibalisch« bezeichnet, vermute ich, daß er das Wort aus Castréns Versuch geschöpft hat. Demgegenüber ist zunächst zu bemerken, daß in den Proben des 2. Bandes das kurze *no* allenthalben zu finden ist[1] und daß W. Radloff in seiner Phonetik § 107 die Castrénschen Längen in einsilbigen vokalisch auslautenden Wörtern ausdrücklich beanstandet hat; ganz vereinzelt in seinen eigenen Texten auftretendes *nō* (II 56 $_{442}$, in der Parallelstelle $_{444}$ dagegen *no*; *nō* Druckfehler? 27Q $_{691}$ *nōγa*) ist vielleicht eine Kontraktion aus *noγa*, das dem oben erwähnten *nägä* entspricht und in den Abakan-Dialekten dessen Rolle spielt.

Trotzdem werden wir, da Zusammenhang mit *nä* nicht abzuweisen sein dürfte, anderseits aber *ä* nicht in *o* übergehen kann, doch mit der Möglichkeit rechnen müssen, daß *no* durch Kontraktion aus *nä* und irgendeinem zweiten Komponenten entstanden ist und daß die resultierende Länge nachträglich gekürzt wurde.

§ 27. Ehe wir uns nach diesem 2. Komponenten umsehen, werden wir gut tun, uns daran zu erinnern, daß neben *no* nur noch ein einziges einsilbiges Wort mit auslautendem *-o* den Abakandialekten geläufig ist: es ist *po*, das, wie *bu*, *pu* in anderen Dialekten, im 3. Stück der Sagaischen Texte (II 43 ff.) vielfach aus danebenstehendem *pu* erhöht wird (50 $_{249}$ *pu tildï*, $_{251}$ *po tildï* usw.). Es mag dieses *no* < **nu* verallgemeinert worden sein, um es von *nu* »jetzt, nun« zu scheiden (II 3 $_{83}$, 10 $_{307}$; vgl. *nuš* »Na« I 250 $_{58}$).

Ich würde mich also an dieses **nu* halten, das höchstwahrscheinlich aus älterem **nū* gekürzt ist (s. oben).

§ 28. Erinnern wir uns nun, daß, wie die Demonstrativa QB *ošol*, *ošbu*, tar. *šubu*, osm. *išbu* usw., so auch die Interrogativa gern in ge-

---

[1] Die syntaktische Verwendung von *no* entfernt sich nirgends von der von *nä*; es genügt daher, hier einige Beispiele aufzuführen: Prob. II 6 $_{170-174}$ *no ädžün* »weshalb«; 9 $_{289}$ *nozïnañ* »woran«; 50 $_{224}$ *nonañ* »wovor«; 45 $_{57}$, 46 $_{107}$ *no* als Akkusativ; 26 $_{209}$ *nonï*; 29 $_{309}$ *noγa*; 32 $_{406}$ *no* »was = weshalb, warum«; 132 $_{1498}$ *noma* »was, warum«; 497 $_{172}$ *nodañ ari* »weshalb« (vgl. Prob. I 113 $_{4}$ *nädäñ arï*); 498 $_{203}$ *nödärgä* »weshalb« ∼ *no ädärgä* »um was zu tun« usw. usw.

Aus dem Schordialekt hebe ich die folgenden Verwendungen hervor: Prob. I 315 $_{146}$ *no käräk* »warum«; 345 $_{103}$ *nodañ arï* »warum« (aber $_{108}$ *andañ arï* »darum«); 358 $_{331}$ *nöräk* »weshalb« = *no käräk* 367 $_{101}$ ∼ *nögäräk* 383 $_{245}$. Vgl. oben § 16.

häufter Gestalt auftreten (CC *nämägä näk* »warum«, die obenerwähnten *nänä, nono, näsnä*, sag. *no näma, no nemä* »was« [Akk.] und »weshalb«), so werden wir nicht fehlgehen, wenn wir in **nū* eine ähnliche Bildung vermuten. Ich denke denn auch an **nä-yu*, wobei *-yu* das im Leb. und Tub. für *nä* auftretende Interrogativum *yu* sein könnte, dessen Anlaut es im Sojonischen zu *yü, ẏü* = karag. *ťü* umgewandelt hat[1]. Das vorausgesetzte **nä-yu* würde etwa die folgenden Stadien durchlaufen haben: **nä-yu* > **nayu* (vgl. kir. *naγïp* < *nä qïlïp* »was tuend« III 53 7[4]) > **nū* > **nu* > *no*[2].

§ 29. Man wird gegen diese Erklärung zweierlei einzuwenden haben:

1. ist der Übergang *-ayu* > *-ū* oder *ō* für das Sag. meines Wissens nicht zu erweisen;

2. gilt *yu* für ein Lehnwort aus dem Mongolischen.

Den ersten Einwurf kann ich bislang nicht entkräften[3]; der zweite ist nicht stichhaltig, da entlehnte Pronomina in den Türksprachen gerade keine Seltenheit sind, das unsrige aber höchst wahrscheinlich überhaupt nicht aus dem Mongol. entlehnt ist. Denn auch im Dialekte der Lebedtataren würde ein kontrahiertes *-ū* regelrecht zu *ō* werden müssen: leb. *ō* »Gift«, *qōq* »Blase«, *yōq* »Rede«. Wir müßten statt *yu* also *yō* oder allenfalls *yo* erwarten.

---

[1] Ableitungen: I 403, 129 *ẏüdäk* »wie«; 404, 155 *ẏümä* = *nämä* »etwas, Ding«; 405 24 *yügä* »wohin«.

[2] Doch wäre auch eine etwas abweichende Entwicklung **nū* > **nō* > *no* sehr wohl denkbar, da sag. *o* aus älterem *ū* hervorgegangen ist, z. B. in *ō* »Gift« = alt. tel. *ū* < uig. *aγu*; *qōq* »(Harn)blase« = tel. *qūq*, balk. *qu'uq*; *čōrγan* »Decke« = alt. *yūrγân* = Kom. CC 123 **yourgan**, balk. *zu'urγán*: gekürzt in *yorγan* Krm. Osm., *ẏorγan* Koib. Ktsch. wohl < **yaburγan* (St³ 1240) zu *yap-* »bedecken«?; zu dschag. *yapurγan* »Blatt« vgl. KSz XVII 123 Anm.: *pōl* »Heuhaufen« = alt.-tel. *pūl* < *puγul*. So wohl auch *qōt* »Heu« aus *qū ot* »trocknes Gras« über **qūt* (*qū* auch Prob. IV 384, 1 ff.) = osm. *quru ot*. Das sag. *pūn* »Gelenk« = katsch. *pōn* ist also verdächtig (ich kenne es nur aus dem Wb.) = kir. *būn*, CC 109 **bogum** (für *-n*?) **vel buun** »membrum«, balk. *bu'ün*, OT *buγun*.

Anderseits entspricht sag. *ō* auch dem alt.-tel. *ō*: *čōq* »Rede« = alt. *yōq*: *ōt-* »zerbrechen« = alt. *ōt-*.

Dieses *ō* gekürzt in sag. *pom* = alt.-tel. *pōm* »schwieriger Übergang«: *tor-* = alt.-tel. *tōr-* »Holz hacken«.

[3] Die Kontraktion kann ja sehr wohl vorsagaisch sein. Sie ist es sicher, wenn das m. W. nur einmal in QB 196, 15 (B) vorliegende *no käräk* alt und echt ist. Ob hier *no* oder *nō* oder *nū*, *nu* zu lesen ist, entzieht sich unsrer Kenntnis; inzwischen sei auf das koib. *nundžə* »wieviel« (Castrén 104b) verwiesen.

Ich glaube denn auch, daß wir in *yu*, *yü* ein echttürkisches Interrogativum vor uns haben. Soviel ich bis jetzt sehe, hat es sich sonst nur als zweites Glied des gehäuften Pronomens *qayu* < *qa-yu* erhalten, dessen Grundlage der Pronominalstamm **qa* ist.

§ 30. Der Stammbaum dieses **qa* ist der folgende:

**qa*

1 *qa-yu* 2 *qa-n* 3 *qa-i*

Zur Aufstellung eines Stammes **qa* und der genannten Deszendenten glaube ich mich durch folgende Analysen berechtigt:

1. *qayu* QB »welcher« 157_{29}; »wo, wer« 153_{3}; *qayu* — *qayu* »mancher — mancher, der eine — der andre« 148_{19-20} im Wechsel mit *qayusï-qayusï*; *qayudïn* »woher«, *qayuda* »wo«, *qayuγa* »woran, worauf« pass.

Turfan M^2 9_{10} *qayu* »welcher«; 22_{4} *qayu ärki* »welches ist nur« = QB 176_{19} *ikidä qayu ärki baryu yolum* »Welches von den beiden (Wegen) wohl derjenige ist, den ich gehen muß.« QB 57_{12} *bu iki yoluṅda qayu ärki yol?* »Von diesen deinen beiden Wegen welches ist wohl der Weg, den du zu gehen hast?« M^2 30_{38} *χayu-ta χačan* »irgendwo und irgendwann«. M^2 29_{19-21} *χayudïn-andïn*.

Wb. II 99 aus *qai* + *u* erklärt. Vgl. aber jetzt in den Turfanfragmenten M^2 $6_{13\ 16}$ *χanyuda* = **qanyuda* »wodurch, worin« (= *nägüdä* M^2 $6_{6\ 9}$) = *qan-yu-da*, woraus sich die Abtrennung *qa-yu* ergeben dürfte[1].

Die Aufstellung eines unerweiterten *qa* erleichtert wesentlich die phonetische Erklärung der folgenden Wörter:

2. *qalay* Kir. Balk. »wie, wohin« (!) Wb. II 227 »aus *qan* + *lai*«; warum sollte *n* geschwunden sein? Ebenso soll tob. *qala* »was für ein« aus *qan-la* entstanden sein. Die Bedeutung »wohin« fehlt dem Wb.; sie liegt auch Prob. IV $114_{4\ u.}$, 304_{8} usw. vor.

3. *qačan*, *qadžan*, *qašan* »wann«. Wb. II 334 aus *qai* + *čaγïn* (zu *čaq* »Zeit«).

4. *qač* »wieviel« »einige«. Wb. II 331 aus *qai* + *čaq* »Zeit«.

---

[1] In den neueren Dialekten scheint sich *qayu* nur bei den Toboltataren erhalten zu haben: Prob. IV 259_{12} *qayu taraptan kilärlär* »Von irgendwoher werden sie kommen«, wo W. W. Radloff allerdings übersetzt »Von Kaju werden sie kommen«.

Die Stufe *qayï* führt das Wb. für das Sojonische auf; sie kommt auch Prob. IV 149_{17} vor.

5. *qaya* »wohin« Prob. II 145 304 »wie«, I 300 102 »wo«[1], IV 376 5. Im Wb. II 88 mit der Erklärung »von *qai* + *γa*, der Dativ vom Pronominalstamm *qai*«. Akzent wohl auf der ersten Silbe?

Bei meiner Erklärung *qa-ya* ist für *-ya* zu verweisen auf die Endung *-ya*, *-yä*, die in den köktürkischen Inschriften als Synonym von *-γaru*, *-gärü* vorliegt (Thoms. Inscr. 147 Anm. 22). Tq 17 die Weiterbildung *-yaqï* im Sinne von *-daqï*: *qurïyaqï* »im Westen wohnend«.

6. *qayan* »woher, wo, wohin«. Wb. II 90 aus *qai* + *yan*. Ich zerlege *qa-yan* und vergleiche *-yan* mit dem gehäuften Suffix *-dan-yan*, *-dän-yän* »von . . . her« (Tq 11 und die Anmerkung). Es verhält sich also wohl *-yan* in *qayan* zu *-ya* in dem obigen *qaya* wie *-dan* (ablautend *-dïn*): *-da*. Oder umgekehrt: *-da-n*: *-da* wie *-ya-n*: *ya*.

7. *qana* »wohin« (Prob. I 253 166; IV 335 12), »was« (V 24 601, 605) »wo, wie«. Wb. II 108 aus *qan* + *a* erklärt ohne Andeutung über den Wert von *-a*. Ich vergleiche zu *qa-na* das tel. *qai-na* »wohin« (Wb. II 14 aus »*qai* + *yanγa*«!). Weiterbildungen einerseits *qanār* »wohin« Prob. I 118 4, 123 18, anderseits soj., karagass. *qainar* »wohin«; vgl. Wb. II 40 s. v. *qaidār*, *-dar* »wohin« mit der Erklärung »von *qaida* + *yār* oder *qaida* + *arï*«. Wenn es sich herausstellt, daß die Länge in *qanār* usw. berechtigt ist[2], würde wohl an Zusammensetzung aus *qa-na* und *ar* (oben § 3) zu denken sein.

a. Das im Obigen erwähnte ***yār*** fehlt im Wb.; dafür haben wir III 101 ***yar*** = ***zar***; dieses ist nun wieder nicht zu finden, dagegen steht IV 313 ***sar*** mit dem Hinweis auf ***sarï***, *yarï*. Letzteres fehlt nun wieder, so daß es zunächst nur sehr schwer möglich ist zu verstehen, was das Wb. unter ***yār*** verstanden wissen will, um so mehr als die Gleichung ***yar*** = ***zar*** sich vielleicht nur auf die Bedeutung bezieht und ein Versuch, die Länge zu erklären, meines Wissens nirgends gemacht wird.

Ich halte ***yār*** für den Direktiv auf ***-ar*** von ***yaq*** »Seite« (? < ****ya-q***; vgl. ***yan*** < ***ya-n***?; ***yañ*** in SV < ***ya-ñ***?) = ****yaγar*** > ***yār*** > ***yar*** (***yaq*** auch Prob. VI 74 5 u; IV 359 2 u, 361 8-9). Ebenso könnte ***sar***, ***-zar*** von ***saq*** »Seite« gebildet sein: ****saγar***, ****sār***, ***sar***, ***-zar***; vgl. aber unten **c**. Beide Formen sind durch *-ï* (ablautend zu ***-u*** in kökt. ***añaru***) erweitert worden.

b. Dieser Direktiv liegt z. B. vor Prob. I 36 212 ***kün padažï yār*** (< ***batïš***; ***padažï*** Druckfehler, vgl. 227) »nach Sonnenuntergang hin«; 53 796 ***adazïn yar*** »ihrem Vater zu«; 111 896 ***äžik yār*** »nach der Tür hin«; 151 1 u ***attar yar*** »zu den Pferden hin«. Prob. II 307 131 ***Qusqun Alïp sarï*** »auf Q. A. hin, los«; 3 79 ***olγadžaq pädžäzïn sarï käldi*** »der Jüngling kam zu seiner Schwester«; 90 73 ***čurtun sarï*** »zu seiner Jurte«; 177 151 ***adïn-zarï*** »nach dem Pferde«.

---

[1] Ktsch. ***qaida*** »wo« (II 524 1126) und »wie« (II 524 1095).

[2] Das Wb. ist in der Bezeichnung der Länge in allen Formen, die hierher zu ziehen sind, konsequent. In den Texten aber findet sich hier und da auch die Kürze; z. B. ***anarqï*** Prob. II 144 269. Wo ruht der Akzent?

Ganz prächtig ist II 517 853 *tegirgü sarï* »bis zum Himmel«, neben dem das balk. *ol künnén bú küññé-yer* steht = »von jenem Tage bis auf den heutigen« (*küññé* ist Dativ). Im Balkarischen ist *-yer*, *-yeri* fast zum Suffix geworden, da es die Vokalisation des vorhergehenden Nomens annimmt: vgl. Prob. II 253 122 *ebïn-zäri* »zu seinem Haus« = 251 39 *ebi-zär*, 140 132 *tegir säri* »zum Himmel hin«[1].

c. Mit dem im Wb. IV 321 aus dem chines.-uig. Wb. belegten *sarï* »Seite« ist *sar* »Seite« der Abakandialekte identisch: Prob. II 308 195 *pir sarïnda* »auf der einen Seite«; 517 851 *oñ sarïndaγï* »an ihrer rechten Seite befindlich«; 537 181 (vgl. 535 108) *tört tegir yerïnïñ ozarïnda* »auf der andern Seite von vier Himmelsländern« < *o*, *ol* und *sarïnda* — *ol*[-]*zarïnda* 50 228 = *ozarï* 50 252.

Ferner ist hierher zu ziehen Prob. II 244 819 *ul-sarqïnda* »diesseits« und 231 369 *arqï sarqïnïñ tagdañ astï* was bedeuten soll »von dorther reitet er über den Berg«. Lies *sarqïnañ*? Jedenfalls aber lautet der Stamm *sarq*, *sarqï*[2]. Analysiert man nun dieses *sarqï* (< **sar-qï* »an der Seite befindlich«) und vergleicht dann II 37 589 *kün azar-zarïna* »nach Sonnenaufgang zu«, so scheint es fast sicher, daß *sar*, *sarï* nichts als erstarrte Direktive zu **sa* »Seite« sind, zu dem wohl auch das obenerwähnte *saq* »Seite« < **sa-q* gehört; *sarqï* selbst aber ist ebenfalls erstarrt und ist mit *arqï* < *a-r-qï* zu vergleichen. Daß die Wörter auf *-qï*, *-ki* als reine Nomina behandelt werden, ist bekannt: ich erinnere nur an Prob. III 66 5 u *šešäsinikinä* »zum Hause seiner Mutter« und IV 331 2 u *atamnïñgï lan artïqraq* »(Häuser) besser als die meinem Vater gehörigen«, sowie das osm. *bänimkinin* usw. Wem das nicht genügen sollte, den kann ich auf *andarqïzïn* »das jenseitige Land« (Prob. II 306 114) verweisen, das Laut für Laut unserem *sarqï* entspricht: < *anda-r-qï*.

Im Sojonischen, von dem wir leider nur ganz unbedeutende Texte haben, kommt Prob. I 402 89 *ol yarïγïnda* »jenseits« vor: zu **yarïq* »Seite«. Zu einem analog gebildeten **sarïq* scheint das sag. *arqï sarïnda* (z. B. Prob. II 454 2558) zu gehören < *sarïγïnda*; vgl. den Akkusativ *sarïn* (489 3758) = *sarïn* (618 708) und *attïñ sol sarïnañ* »auf der linken Seite des Pferdes« (II 259 333) usw. Vgl. oben *sarq* und *ïlk* unten S. 41 Anm. 1.

Einen Wechsel *-na*: *-γa*, wie er demnach in *qana*: *qaγa* vorliegen würde, finden wir auch in kir. *mana* »unlängst« < **bana*, *manaγï* »unlängst erwähnt« (Prob. III 322 7 u; vgl. kir. *bāna* »vor einiger Zeit, früher« < **ba-γana*, **ba-γa-na*) = OT, kaz. *baya* »letzthin« (vgl. Kr.[1] 630 und Hartmanns Kaschgartext 98 *baya* »eben, eben erst«), *bayaqï*, *-γï* usw. usw., Stamm *ba-* (ablautend = *bu*?[3]).

[1] Ganz formlos steht Prob. II 227 252 *ul sarï* »zu jenen hin« — oder »dorthin«? Ebenso 160 113 usw. *kün azar čer*[-]*särï* »nach Westen«. Dagegen 307 142 *seniñ sarï* »zu dir hin«. Es steht dies auf derselben Entwicklungsstufe wie osm. *bänim ilä* »mit mir« oder tar. *säniñ bilä* (St3 § 23), tar. *šuniñga* »in diesem« (Prob. VI 90 10).

[2] Dies auch in dem gegensätzlichen Paar *altïn sarqï čär* »Unterwelt« und *üstün sarqï čär* »Oberwelt« Prob. II 61 627—29.

[3] Vgl. noch *baγanaγï* < **ba-γa-na-γï* (Prob. III 259 10 u, 288 6 u zur Bildung vgl. V 404 1196 *buγana yerdän* »von dieser Stelle«), *paya*, *payaγï*, palatalisiert durch *-y-*: *päyägï* (Prob. IV 80 12 u), *pā*, *pa* (Prob. IV 67 11 u). Es sind *pu* und *paya* an unzähligen Stellen synonym; vgl. nur Prob. I 87 59 *paya ūlčaq* = 72 *pu ūlčaq*. Ganz artikelhaft steht *pā* I 122 1, 177 3 usw.

Wir werden also wohl auch das uig.-tar. *muna* »hier, sieh hier« (VI 98 3; im Tar. auch verderbt [?] *mana* 45 1, 198 7) = *mïna* in *mu-na* < **bu-na* trennen dürfen und nicht etwa in *mun-a* (vgl. Wb. s. v. *munār*: »von *mu* + *n* + *yār*«, wo *-n-* das *-n-* von *mun-dan* usw. sein soll). So würde dann auch das kir. *minä* »hier« (Prob. III 329 6 u), *minä džerdä* »hier« (III 306 2 u) *minäki*, *minäki* (III 316 7 u, 319 1, 14) Wb. *minäkäi* in *mi-nä* zu zerlegen sein und zu dem Stamm **bä-*, **bi-* gehören; durch *m-* labialisiert in *münö* »hier« IV 257 20 ff.

Ob aber *-na* von Haus aus ein selbständiges Formans war, oder erst von *ana* (**a-na* statt *an-a*) abstrahiert wurde, darf ich nicht entscheiden.

8. Kökt., uig. usw. *qanï* »wo, wohin«, ablautend = *qana*? Im Tar. wurde *qanï* lautgesetzlich zu *qeni* (VI 152 14 u = *qänï* bei Le Coq Spr.; dieser logische Akzent bei Le Coq auch in *qándāq*, *qaidāq*; *qaida*. So Raquette MSOS 1912 II 167 *némä* usw.; *qánčā*, *qáysi*, *qánday*, *qáyday*. Pröhle dagegen verzeichnet für das Balkarische in Kel. Szem. XV 233: *qaysí*, *qaydá*, *qaydán* und *neni*, *negé*, *nedé*; *necik*, *nemé*, aber *nénca*, *nénče*, die vielleicht aus *nä anča* kontrahiert sind; auch bei *nésin* »warum« ruht der Akzent bei Pröhle auf der ersten Silbe). Neben *qeni* ohne Umlaut *qanï* VI 148 3 u, 115 16, das vielleicht[1] als *qänï* anzusehen ist = *qainï*[2] Wb. II 19 mit der Deutung *qai* + *yeni* (lies *yenï*; zu *yan* »Seite«)! Also: *qa-nï* und *qai-nï*.

Prob IV 221 1 *bir abïšqaniñ iki ūli bar iyän; bayayïlarnïñ atasï ülädi* »Ein Alter hatte zwei Söhne; ihr Vater starb«, steht es direkt für *alarnïñ*; vgl. 221 4 *bayayïnïñqï bir šäkirti* »einer seiner Schüler«. Höchst seltsam ist *bayalarï* Prob. IV 321 12 u usw., wo *-larï* mehrere Besitzer (die älteren Brüder) andeutet; wie aber ist *baya* zu übersetzen?

Aus dem 2. Bande der Proben gehören hierher: 63 689 *pïya*: 82 400 *pïyä*: 47 145 *piyayï*: 102 493 *piyägi*: 169 408 *piyäni kizini* »den vorerwähnten Menschen«, wo das *-ni* von *piyäni* selbstverständlich nicht das Akkusativsuffix ist (vgl. VI 165 7 *bayeqïnï yigitnï*): aus dem Balkarischen: *biyayï* usw. — hier ist *-a-* vor *-y-* zu *i* geworden.

Wenn **ba-* in der Tat zu *bu-* gehören sollte, so darf die *ï*-Stufe hier nicht ganz unerwähnt bleiben: *bï* = *bu* Prob. IV 114 16 ff., 221 2 ff.; M² 21 11 *mïntada* »so« (vgl. L⁴ 16 13 *antada*), 39 88, 43 12 *aṅmïntïn* »nur eben, nur im geringsten Maße« (*aṅ* < *äṅ* angeglichen? zu *aṅ* vgl. auch M 55 1 ff.: L⁶ 14 6); Prob. II 4 101 *mïndig* »solch«; III 311 13 *mïnda* »hierher«; 327 1 u *mïna džaqta* »dort«; 307 1 u *mïnau tüö* »dieses Kamel«, 316 2 aber *munau qatïnïm* »dieses mein Weib« usw. usw.

[1] Denn hier und da findet sich, wenn richtig notiert, auch eine Form, wo der Umlaut ohne ersichtlichen Grund unterblieben ist.

[2] Vgl. zu *-ai-* > *-ā-* gerade *qaisi* ~ tar. *qāsï*.

Das tel. *qanï* »wohin« (I 203 17), zu welchem das Wb. »= *qanï*« hinzufügt, kann des Auslauts wegen nicht kurzerhand mit *qanï* verglichen werden, was vielleicht auch gar nicht W. W. Radloffs Absicht war. Ich vergleiche zunächst einmal *qanīp* (Prob. I 200 1 u usw.) »wie« = *qana'ip*, *qanaïp* (68 301) < **qanayïp* »wie seiend«. Dazu der Verbalstamm *qanai-*, nicht von *qan* + *ä*, wie im Wb. steht, sondern von *qana-ä-* (vgl. *qarai-* »schwarz werden« < *qara* und *ä-* »sein«); das Gerundium dazu ist **qanaya* > *qanī*[1]. Vgl. das Gerundium *qanaida* »wie« zu *qanait-* »wie machen« (Wb. II 109); statt W. W. Radloffs »aus *qan* + *ät*« hat es des Diphthongs wegen < *qana-ät* zu lauten. Im allgemeinen sind noch zu vergleichen: *munïda*, *munïp* (Wb. IV 2187), *munayïp* (2185); dagegen fehlt *mïnīp* Prob. I 121 17; *anï-*, *anīp* (Wb. I 233) und *anai-* (227), das richtig von *ana* und *i-*, *ä-* »sein« abgeleitet wird, *anait-*, *anīt-*, *anïda*; schließlich 2 und 3 *qait*.

Im Tüm. liegt *qanï* »wo« vor in Prob. IV 378 6 u.

9. Adverb. *hara* »wohin« (Wb. II 1749 »von *qai* + *ara*«): < **qa-ra*. Davon *harda* < **harada*; *hardan* < **haradan*. Vgl. oben § 6. Unklar ist mir, des *ī* wegen, das karaimische *qarī* »wohin« = *qarīgä*.

§ 31. Den Stamm *qan-* (Wb. II 100/01) wird man ohne weiteres in *qa-n* zerlegen dürfen und zu *-n* das *-n* in *an-*, *bän*, *sän* usw. vergleichen. Eine Besprechung der von *qan-* abgeleiteten Wörter erübrigt sich hier; bemerkt mag werden, daß *qanyï* »welcher, der werige, der woige« im heutigen Osmanischen in *hanyï*, *hañgi* übergeht; wahrscheinlich über hochtoniges **χányï*; vgl. *qanï* > osm. *hanï*, *hani* (*haniya* »wo, wie«) < **χánï* = krm. *hanä* »wo«[2].

§ 32. Der Stamm *qai* (Wb. II 2), der nicht mehr überall selbständig auftritt[3], hat eine große Anzahl von Weiterbildungen neben sich, deren vollständige Aufzählung hier keinen Zweck hat.

[1] Ein anderes *-ī* entsteht gegen Phon. §§ 92, 93 2, 94 im Altaischen neben *-ïi-* aus *-ï-y-a* im Gerundium: zu *qarï-* »altern« kommt Prob. I 60 25 *qarī-bärdïm* »ich fange an alt zu werden, bin alt geworden« vor, = 84 861 *qarī pärdï*; vgl. 185 3 u.

[2] Wie ist dieses *hanä* zu erklären? Wo ruht der Akzent?

[3] Das Wb. vergißt, daß *qai* im Tar. vorkommt, z. B. Prob. VI 192 8–9; im Tüm. z. B. IV 349 12 u und besonders 359 19–20 *kimi-ï* ..... *kimisi* ..... *qai-birisi* »die einen ..... die anderen ..... die anderen schließlich«. Wenn man 379 16 *qai ittiñ* durch »Wo hast Du sie hingetan?« übersetzt, so sollte man auch Prob. I 86, 49 *qaži qaži ädib-īdi* nicht durch »tat

Ich zerlege ihn in **qa-*i* und sehe in **i* die Grundlage des sag. *imä*. Dieses ist mit dem verallgemeinernden *-mä* gebildet und verhält sich zu **i-* wie *nämä* zu *nä*. Sein Gebrauch ist dem von *nämä* parallel: II 155 668 *no imä* »weshalb« = 73 81 *no nämä*. Einige Beispiele müssen genügen: 95 243 *no imädäñ arï* »weshalb«; 97 331 ff. *no imänäñ qorïq-čadïrzïñ?* »Weshalb, wovor fürchtest Du Dich?«: 128 1364 *imä qadardïñ?* »Was wartest Du?«; 149 468—70 *no imä pildžäñzïñ?* »Was weißt Du?«; 152 544/45 nur *imä pilärzïñ*; 253 126 *imä tilïrzïñ?* »Was wirst Du erbitten?« usw.

Auch sonst entspricht *imä* durchaus dem verbreiteteren *nämä*: 152 558—60 *no imäzïn* »weshalb«; 122 1190 *paza imäñ parba?* »Hast Du noch etwas?« 1191 *paza imäm čoyul* »Ich habe nichts mehr«: 213 1351 *imälärdi* »Sachen, Alles« (Akk.) = *anïñ nämälärïn* I 119 12 = osm. *nälär* usw.

§ 33. Unter den Erweiterungen von *qai* nimmt zunächst *qaiži* (Wb. II 46) »welcher« unser Interesse in Anspruch; es hat *qaži* (Wb. II 399) < *qa* neben sich, z. B. *qaži yan* »welche Seite« I 92 254.

Da es bis jetzt nur im Altaisch-Teleutischen und bei den Lebedtataren nachgewiesen ist, müssen wir das intervokalische *-ž-* aus *-š-* erklären: als Grundformen hätten wir also **qaši* und **qaiši* anzusetzen. Das zweite Element *-šï* identifiziere ich mit dem Demonstrativstamm *šu*, ablautend *šï*.

Betrachten wir nun Ableitungen wie *qažïzï* < *qažï-sï*, **qašï-sï* »welcher von ihnen«[1] (Prob. I 44, 485, 495/96) neben dem einfachen kir. *qaisï* < *qai-sï* (III 326 11 u *üšöünüñ qaisï aq, qaisï qara köñülü ekän tap* »Finde, wessen Sinn von den dreien rein und wessen Sinn böse war«) und springen wir dann zu den Dialekten über, in denen die entsprechende Form *qaisïsï* usw. (Wb. II 43/44; vgl. Br. 211) lautet[2], so werden wir zu der Annahme gedrängt, daß das zweite Element von *qaisï* nicht sowohl das Possesivsuffix *-sï*, als vielmehr, dem *-šï* in *qaižï* entsprechend, ein eigenes Pronominalelement ist. Hier könnte demnach der bisher fehlende

irgend etwas (mit dem Kopfe)« wiedergeben, sondern richtig durch »steckte (ihn) irgendwohin«.

Substantivisch Prob. VI 31 12 u *här qeyïda* »überall« (lies *qeyïda*?).

Vgl. auch das Wb. s. v. *kei, käirï, käü*.

[1] Zweigliedrig bedeutet *qažïzï* — *qažïzï* oder *qažïlarï* — *qažïlarï* »einige — einige; der eine — der andere; manche — manche«, z. B. Prob. I 113 12 u, 126 7 u, 132 8. Im QB haben wir dafür *qayu* — *qayu* 148 19 oder *qayusï* — *qayusï* 148 20 usw.

[2] Auch im Tümenischen liegt die Form vor: Prob. IV 301 8 u. Dagegen hat das Kkir. *qasïsï* zu *qasï* (V 432 2138) < *qa-sï*.

Stamm des Pronomens der dritten Person vorliegen, so daß in *qaišïsï*, dem Sprechenden unbewußt, dasselbe Element in zwei ganz verschiedenen Funktionen aufträte (vgl. *qažïzï* < **qašïsï*).

§ 34. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir dasselbe deiktische Element in kom. *känsi* selbst erkennen: diese Nebenform zu dem verbreiteteren *käntü*, *kändi* liegt heute, soweit bekannt, nur dem karaimischen *känsilik* »das Wesen« (vgl. kaz. *üzlek* »Selbstigkeit«[1], Bal. II 37) zugrunde: außerhalb des Komanischen finden wir es nur im balk. *kesi* (wohl < **kensi* assimiliert). Das Komanische selbst hat freilich *känsi* schon so flektiert, als sei es mit dem Possessivsuffix gebildet; es gebraucht daher *känsinä*, wie der Osmane *kändisinä* sagt[2].

§ 35. Die Ablautstufe *-su* könnte auch existieren: Im Wb. I 1140 wird das kir. *osu* »dieser« aufgeführt und in *oš-bu* zerlegt, während der § 240 der Phonetik, der vom »Abfall und Vortritt eines vorderlingualen Spiranten« handelt, *osu* mit dem kaz. *šušï* vergleicht. Da nun im Kirgisischen *-š-* in *-s-* übergeht (*kiši* > *kisi*), so kann in *osu* allerdings ein vorkirgisisches *-š-* stecken, *osu* also auf **ošu* zurückgehen: bestätigt wird **ošu* durch das kkir. dschag. *ošu* (Wb. I 1151), zu dem die Erklärung »von *oš* + *u*« gesetzt wird; das Wort kommt übrigens auch in den Prob. IV 328$_{1}$, 329$_{5}$ usw. und VI 174$_{3u}$ vor, sowie in der lautgesetzlich verengerten Gestalt *ušu* (z. B. Prob. IV 338$_{11}$ usw.) und *ušï* (IV 281$_{6}$ff.).

§ 36. Von den drei Erklärungen, unter denen Wb. und Phonetik uns die Wahl freistellen, ist selbstverständlich nur die letzte (*ošu* = kir. *osu* < *oš-u*) annehmbar; die Frage wird man allerdings aufwerfen, ob uig.-dschag. *oš* (? *uš*) nicht schon zusammengesetzt ist. Die Antwort auf diese Frage hat eine gewisse Wichtigkeit. Denn im Tümenischen, in dem altes *š* erhalten bleibt, finde ich einmal ein *osu* »dieser« (Prob. IV 324$_{2u}$), das entweder in *o-su* oder in *os-u* aufzulösen wäre. Ist *o-su* das Richtige[3], so

[1] Dürfen wir in *käntü*, *kändi* (< *kä-n-tü*) das besonders im Osmanischen beliebte Abstraktformans *-ntü* usw. erblicken? Vgl. auch § 16.

[2] Im Osm. *häpsi* »alle« dagegen scheint *-si* das Possessivsuffix zu sein, da es im Krimtartarischen *häp*, *äpisi*, *äpsi* lautet = osm. *häp*, *häpisi*. Gibt es einen Weg, der von *häp* zum kökt. *qop* führt??

[3] Dafür, daß *ošu* aus *o-šu* entstanden ist, läßt sich das Gesetz geltend machen, kraft dessen bei Sinnkompositis das vokalisch anlautende Wort vor dem konsonantisch anlautenden zu stehen hat: *arï — bärï* »hierhin und dorthin«, wörtl. vielmehr »dorthin und hierhin«;

wäre in *-su* die oben angedeutete Stufe *-su* nachgewiesen; will man aber lieber *os-u* abteilen, so ständen *oš-u* und *os-u* parallel. Wie nun *oš* zweifellos mit *šu*[1] verglichen werden muß, so könnte *os* mit einem untergegangenen **su* : **sï* in Zusammenhang gebracht werden. Schade nur, daß *osu* in der Umgebung von *ošu*, *ušu* ebenso verdächtig ist wie *sol* IV 212 2.

III.

Die Fragepartikel *nä*.

§ 37. Zur Fragepartikel hat sich *nä* hergeben müssen im tel. *-minä* (Wb. IV 2153 »von *mi* + *nä*«; z. B. *kälir-minä?* »Kommt er wohl?«); da *-mi* selbst schon Fragepartikel ist, so haben wir es mit einer gehäuften Bildung zu tun[2]. Ich hebe das hervor, weil ich die Fragepartikel *-nï*, die sich m. W. nur bei den Qïrγïs-Sagaiern findet, aus *nä-i* erklären möchte, wobei *i-* der Stamm des oben besprochenen *imä* wäre. Zur Entstehung

---

M² 16 20 *asïγ tusu* »Nutzen und Vorteil«; 45 4 *ik toγa* »Krankheit und Seuchen«; 10 15 *ärk türk* »Macht und Stärke«; 4 10 *aγtaru toñtaru* »bald schnell, bald langsam«; 30 25 *ulïyu sïqdayu* »jammernd und schluchzend«. Vgl. die grundlegende Arbeit Foy sind en MSOS, 1899.

[1] Die Stufe *ša* Prob. IV 361 ff. mit den Fällen *šanïñ*, *šaña*, *šanï* (verderbt!). Für *šu* erscheint bei palatalen Substantiven gerne *šü*, z. B. *šü yärdä*. So auch *üšpü*. Da dies aber auch bei gutturalem Nomen auftritt (z. B. Prob. IV 318 5), so kann *š*-Umlaut vorliegen; das osm. *išbu* wäre also aus *üš-bu* entrundet. Vgl. krimtat. *üštä* »da, sieh da« > osm. *ištä*; *ištä* ist ein erstarrter Lokativ; vgl. Prob. IV 341 5 *ušulda* »hier«. III 316 13 *osünda* »hier« usw. Lautlich ist noch an osm. *ičün* < *üčün* »wegen« zu erinnern. Anders Br. 200—201: das von ihm nachgewiesene altosm. اوشده dürfte nach dem eben erwähnten krimtat. *üštä* ebenfalls palatal (*üšdä*) zu lesen sein?

[2] An der sachlich ganz unklaren Stelle Tq 14 liegt offenbar schon eine ähnliche Konstruktion vor: *äki üč biñ sümüz kältäčimiz barmu-nä?* »Werden wir nicht etwa in Stärke von 2—3000 Mann kommen?«. Dieses *bar-mu-nä* entspricht ziemlich genau dem alt.-tel. *äminä* < *ä-mi-nä*: Prob. I 130 5 *yär yoq äminä?* »Gibt es etwa keine Ländereien?«; 150 10 *ailaγardïñ ičindä äki qadit äminä?* »In eurer Jurte sind doch zwei Frauen?«, wörtl. »Sind nicht etwa zwei Frauen in eurer Jurte?«. Zu *ä-* »sein« gehört wohl auch *ägü* in der Inschrift IS 11 *bödkä körügmä bäglär ägü yañïldačïsiz!* »Auf den Thron schauend, werdet Ihr Begs etwa fehlen?« = »Ihr Begs, die ihr auf den Thron geschaut habt, werdet ihr etwa untreu werden?« (-°*γmä* = *-miš*: IIE 21 *kötürigmä täñri* = IE 25 *kötürmiš täñri* »Der Himmel, der erhoben hat«). Das erweiterte *är-* »sein« ist die Grundlage von *ärki* »wohl, nur«, dessen *-ki* jedoch lautlich mit *-gü* in *ägü* nichts zu schaffen hat. [Zu *ägü* ist jetzt Thomsens neue Erklärung in seinen Turcica (Mem. Soc. Finno-Ougr. XXXVII, Helsingfors 1916) 46 ff. zu vergleichen, sowie meine Bemerkungen im 2. Bande der Hommel-Festschrift 23.]

der Länge < *äi* vgl. Prob. II 418, 1319 *qulunnı* »wie Füllen«, wo *-nī* aus *-lai*, *-läi* entstanden ist; ferner Formen wie *kelīm* (412, 1131) = *käläim* »Soll ich kommen?«.

Dieses *-nī* tritt an Substantiva; z. B. 399 702/03 *törötkän adañ no kizinī?* »Wer ist der Vater, der dich gezeugt?« (vgl. 413 1177); an Adjektive; z. B. 437 1967 *no kizinin yaqsïnī?* »Was für eines Menschen gute Tat ist es?« Sodann an *kem* »wer«, 471 3121/22:

kemniñ atï par-polɣan?
kemnī polzïn qara-qul'at?
Wessen Pferd ist es?
Wem soll der Schwarzfalbe gehören?

Meist tritt es als Verstärkung von *-bä* = *-mä* auf: 397 606 *ölügbïnī?* »Ist er tot?«; 469 3078 *körörbinīm körböspinīm?* »Werde ich sehen oder werde ich nicht sehen?«. Doch kann *-nī* auch direkt an die Verbalform gefügt werden: 406 940 ff. *poldïnī?* »War er?«.

Bestätigt sich meine Erklärung von *-nī* < *-nä-i*, so würde dadurch die Herleitung von *no* < *nä-yu* an Wahrscheinlichkeit gewinnen, da *i* und *yu* in gleicher Weise an *nä* angetreten sind, um es zu verstärken[1].

IV.

Das uigurische *naru*.

§ 38. Hier muß ich nun eine Erscheinung erwähnen, die noch sehr der Aufhellung bedarf. Ich meine das dschag. *nari* »jene Seite, auf jener Seite, jenseits, darnach, noch, außerdem, außerhalb« und seine Verwandten. Das Wb. III 649 setzt hinzu »= *naru*, *arï*« ohne sich über das anlautende *n-* auszusprechen. Wenn der Herausgeber des QB hier und da *närü* liest (40 25, 43 18), so ist die Vokalisation jedenfalls unrichtig; daran ändert auch die Umschrift Raquettes nichts, der MSOS 1913 II 188 *näri* »thither« (Gegensatz *bäri* »hither«) notiert, dagegen MSOS

[1] Balint gibt für das kazanische Interrogativum *nej* (d. h. *niy*, *nii*) an, Katanoff in seinem Ufaer Reisebericht (Kazan 1900, S. 50) *nii*, *nī*, das er mit einem *i* zusammengesetzt sein läßt, über welches er nichts auszusagen scheint.

1914 II 226a richtig[1] *nari* (*näri*) »beyond«. Es liegt hier selbstredend Umlaut von *nari* vor: vgl. osttürk. *näraq — bäräq* »weiter — näher«, aus **nariraq* entstanden; vgl. alt.-tel. *päriräk* »ein wenig mehr hierher«, balk. *árlaq* < *arïraq* »weiter, etwas weiter« (*munnán árlaq* »von hier etwas weiter, nach jener Seite hin«). Keinerlei Zweifel läßt auch das kara-kirgisische *narï*: Prob. V 375 199 *andan narï qarasam* »schaue ich noch weiter (hin)«, 384 527 ff. *narï tur* »bleib beiseite«, 403 1187 *narï tartïp beri tartïp* »hierher ziehend, dorthin ziehend«, 447 2651 *narï tart* »treibe rückwärts« usw.

§ 39. Diesem kkir. *narï* und *narï — beri* entspricht das uig. *naru — bärü*, das in der Entwicklung der Nidāna-Reihe bei M² 11 10–11 vorliegt: »hin und her, vorwärts und rückwärts«[2]. Im QB liegt *naru* allenthalben vor (vgl. Wb. s. v. und oben § 15 4); die im Wb. aufgeführten Beispiele haben zufällig, bis auf eins, den Ablativ auf *-dïn* vor sich (*bu kündin naru* »von heute ab« usw.; vgl. dschag. *andïn nari* »darauf«). Doch erscheint sonst der alte Ablativ auf *-da* (QB 63 27 *anda naru* »darauf«, 102 5 *anïñda naru* »von ihr aus weiter«, 102 32 34 *anïñda naruγï* »außerdem«[3]; 137 21 *munuñda naruγï* »außer diesem«).

---

[1] Wenn *näri* wirklich neben *nari*, *näri* vorkommt, so ist anzunehmen, daß es sich im Vokalismus vollkommen dem *bäri* untergeordnet habe; in einem Text aus Qomul, den mir A. von Le Coq gütigst mitteilt, steht *nērī tur bērī tur* »bleib hier, bleib dort« (vgl. Prob. III 34 Str. 10 4 *ar' oturma, ber' otur* »sitz nicht dort, sitz hier«).

[2] Auch M² 21 6 dürfte also *barča bärü kälzünlär* gelesen werden = »Sie alle mögen herkommen«. Vermutungsweise möchte ich auch M 39 2 *inaru bärü* (vgl. M² 11 Anm. 1) *yorïdï* »er schritt auf und ab« übersetzen. Sollte sich dies durch spätere Funde bestätigen, so würde die weiter unten vorgeschlagene Erklärung von *naru* eine leichte Änderung erfahren müssen: *inaru*, oder, wenn es des zweiten Komponenten wegen ganz guttural geworden ist, *ïnaru* wäre in *in-aru* zu zerlegen; dieses *in-* < *i-n-* hat deiktische Bedeutung und ist in den Turfanfragmenten zu finden in *inčä* »so, solchermaßen, solches« z. B. M 5 3, 6 17, 7 9; M² 4 8, 5 12 usw., ferner in *inčip* »so« M 6 4; M² 6 7 usw. Im Balkarischen weist Pröhle *inól* »jener, jener dort« und *inandá* »dort« nach.

An verstümmelten Stellen liegt jedoch auch *inaru bar-* vor (L.⁶ 35 4, 12).

[Vgl. inzwischen auch T'oung Pao 1914, 246, 37 5: *muntuda* (= *-dan*) *inaru*, wo Pelliots Übersetzung »en bas d'ici« ganz besonders schlecht zu passen scheint: wrtl. »von hier nach dorten«. Gehört hierher etwa das verzweifelte *türk budun anda* (= *-dan*) *ïnγaru yoq boltï* der uig. Inschrift vom Šine-Usu N 10 (Ramstedt 15, 47) = »die Türken waren seitdem vernichtet«??]

[3] Neben dem oben angeführten *kälmišiñdä naru* kennt das QB 195 13 *maña kälmišiñdän birü, bärü* »seit du zu mir gekommen bist«. Dieselbe Konstruktion schon im Chuastuanift: L.⁴ 16 6 *biltükümüzdä bärü* »seit wir erkannt haben, seit wir kennen«, 17 22 *tutdurγumuzda*

Ich hebe das aus dem folgenden Grunde hervor: man könnte annehmen, daß *naru, narï* seinen Anlaut dem Auslaut des ihm so überaus häufig vorangehenden Ablativ auf *-dan, -dïn* verdanke, daß es also mit *arï* schlechtweg identisch sei (*andan arï* > *andanarï* > *andan narï*).

Zweifellos würde diese Erklärung manches für sich haben; da aber schon das Uigurische, in dem der Ablativ auf *-dïn* das ältere ablativische *-da* noch nicht verdrängt hatte, trotzdem *naru* bietet, so ist Vorsicht geboten.

§ 40. Sehen wir uns tastend nach einer andern Erklärung um, so ist an Zusammensetzung aus dem interrogativen-indefinitiven *nä* und *arï* gewiß nicht zu denken. Doch könnte ja *nä* selbst zusammengesetzt sein: aus einem deiktischen Element *n°* und ablautendem *ä/i*, das uns oben im interrogativen *imä* < *i-mä* vorgelegen hat (vgl. das frz. *lequel* und das ältere engl. *the which*).

Mit einer solchen Annahme verlassen wir, es ist unnötig, dies noch hervorzuheben, das Gebiet der vorläufig kontrollierbaren Tatsachen; doch würde uns die Aufstellung eines demonstrativen *n°* vielfache Dienste leisten können.

Nicht nur läge es in verstärkender, hervorhebender Funktion vor in *bän* »ich« < *bä-n* und *mun* < *bu-n* usw., sondern auch in sag. *parčan* »alle« (Prob. II 18 595 usw.) < *barča-n*; tar. *näčän* < *näčä-n*; *qančan* (VI 7 18) < *qanča-n* usw. usw. Ja, das kkir. *narïn* (V 84 783) < *n-arï-n* würde es im An- und Auslaut aufweisen: es ist eben mit *-n* im Altaischen ganz sinnlos gewuchert worden und was bei *bän* jugendliche Kraft war, das ist bei *parčan* und seinen Konsorten überflüssiges Fett. Eine derartige Übersättigung liegt nun einmal in der Natur der Sprachen, wie in der der Kinder: damit zu rechten ist nutzlos.

§ 41. Während es aber den Anschein hat, daß in den eben genannten Bildungen das *-n* ohne besondere Bedeutung, also wuchernd, angetreten

---

bärü »seit wir (die Gebote) halten«. Das ebendort vorliegende *köŋültä bärü* 22 4, 23 2 hat A. von Le Coq m. E. sehr richtig durch »vom Herzen [weg]« übersetzt; ich glaube, daß auch *suida bärü* 11 8 zu lesen ist; ich würde es durch »von der Sünde weg« = »ohne Sünde, unschuldig« übersetzen; es wäre also synonym mit dem gleich darauffolgenden *bilmätin* »unwissentlich«. [Vgl. jetzt Pelliot im T'oung Pao 1914. 252 Anm. 3!]

Auch M 2 26 19 dürfte *tübindäbärü* »von der Wurzel aus, ab = bis zur, mit der Wurzel« zu lesen sein.

ist, dürfte ein Vergleich von kir. *saγan* »dir« mit uig. usw. *aṅar* »ihm« uns den Gedanken nahelegen, daß *-n* verstärkend direktiv-dativisch wirken konnte.

So haben wir im uig. *qodï* »unten, abwärts, herunter«; es wurde im dschag. durch *-n* verdeutlicht: *qoyi* »unten«, *qoyin* »nach unten, herab«; küär. *päi* »Vorderteil, *hier«, dann besonders »hierher« (∾ *päri*) = tub. *päin* »hierher« (vgl. *mäi* § 9).

§ 42. Nicht ganz so ausgesprochen direktivisch finden wir *-n* im leb. *töbön*, alt.-tel. *tömön* »unten, herunter, nach unten« (z. B. Prob. I 15 157, 37 259) < *töbän* = balk. *töben* »unten, das Untere, abwärts« = kaz. *tübän*; dazu u. a. CC 137 *eng töbengisi* »das iller underste« (∾ kïr. *äṅ tübündö* »zu allerletzt«) und besonders die von A. von Le Coq, Spr. 87 b verzeichneten Wörter: *tübäṅki* »Unter-«[1], *tübainiγä* »nach unten«, aus denen hervorzugehen scheint, daß es sich um Ableitungen von **töp* »Grund, Boden«, ∾ *tüp* handelt[2]. Das vor *-n* auftretende *-ä-* ist zunächst nicht klar; vielleicht verdankt es sein Dasein lediglich einem untergegangenen Direktiv **töbär*, **tübär*, der dem schor. *töbärä* »unten« (Wb. III 1271 »von *töbän* + *ara*«!), *töbärtin* »von unten herauf« zugrunde liegt[3].

[1] Vgl. Prob. VI 48 8 u *töbän bäglär*.

[2] Vgl. das lautlich so auffallende *töpön* in dem christlichen Fragment M 8 16 *qorqup töpön tüšüp yüküntilär* »Sie gerieten in Furcht, fielen nieder und verrichteten Anbetung«; Prob. VI 135 9 u *bešinī töbön selip χïal qilip olturdī* »Er ließ den Kopf sinken und saß nachdenklich da«, 161 6 *taznī bešinī töbän* (!) *qilip qoliγan yärīgä tikip* »Er steckte den Grindkopf. mit dem Kopf nach unten, in die Grube« (*töbön* und *töbän* auch 127 18 ff.).

Lautlich ebenso bemerkenswert ist bar. *täbän* »unten« (Prob. IV 65 1 u); das Wb. verweist s. v. auf *tämän*, das fehlt. Ist *täbän* eine sporadische Entrundung oder repräsentiert es die Grundform, aus welcher *töbän* erst durch Labialisierung vor *-b-*. *-m-* entstanden wäre?

[3] Das alt.-tel. *tömön* (< *tömän* = dschag. »Boden, Grund«; *tömängi* »unten befindlich«) hat als Gegensatz *örö* < *örä* neben sich in der Folge *örö tömön* »nach oben. nach unten«. Ich halte *örä* für einen echten Direktiv und vergleiche uig. osm. *örü* »nach oben. hinauf, oben. aufwärts«; *örä* sowohl als *örü* sind ablautend erweitert aus kir. *ör* »hinauf, herauf, aufwärts«. dann auch »hohe Stelle, Erhöhung« (Prob. III 35 Str. 14 1 *tömöntün* ... *örgö* »von der Niederung aufwärts«). Dieses *ör* selbst aber setzt ein **ö* »Oberteil, oben« voraus (*ör* < *ö-r*), dazu dschag. usw. *ödä*, kkir. *ödö* »oben, nach oben«? Neben diesem ist ein Verbum **ö-* »erheben« anzusetzen, zu dem das reflexive *ön-* »sich erheben, wachsen, emporsteigen« (Kr. 625) gehört; vgl. *qon-* < *qo-n-* und *sïn-* < *sï-n-*. Ein Verbum *ör-* »aufsteigen, sich erheben« liegt jetzt in den Turfanfunden M[2] 5 14 vor. Von *ör* aber wurde ein denominales *örlä-* gebildet

Da aber das Dasein dieses Direktivs **töbär* nicht ganz unberechtigten Zweifeln ausgesetzt ist — die Formen des Schordialekts können sehr wohl jüngere Analogiebildungen sein —, anderseits das *-ä-* von *töbän* ziemlich fest[1] ist, so werden wir uns nach einer andern Erklärung umsehen müssen.

§ 43. Ich möchte *töbän* sowohl als *maγan*, *saγan* für Reste eines alten Allativ auf *-an*, *-n* halten. Ob und in welchem Maße sich noch andere Spuren desselben nachweisen lassen, müssen weitere Untersuchungen zeigen[2]. Auf eine reiche Ernte wird man jedoch von vornherein nicht hoffen dürfen, weil dieser problematische Allativ mit dem Instrumental auf *-ïn*, *-n* in Kollision kommen mußte.

So könnte im kaz. *arqan*, soweit es »rückwärts, auf den Rücken« bedeutet, ein Allativ vorliegen; es bedeutet jedoch auch »mit dem Rücken, auf dem Rücken«, was auf instrumental-modale Herkunft des *-n* schließen läßt (*arqa* »Rücken«).

Ebenso bedeutet der »Instrumental« im QB 116 28 *baqma solun ya oṅun* »schau nicht nach links oder rechts«, ist also mit dem Ablativ gleichwertig, wie er QB 71 20 vorliegt: *baqar soldïn oṅdïn* »er schaut nach links und rechts«.

---

mit dem Reflexivum *örlän-* (z. B. sag. *kün örlänip šïqtï* < *čïqtï* »Die Sonne erhob sich«) = *ön*; es gehört dieses *örlä-* zu *ör* wie tel. *ičkärlä-* »hineingehn« zu *ičkär* gehört. Von *örä* ist abgeleitet *örälä* > *örölö-* »in die Höhe steigen« (tel. *kün örölöp käldï* »Die Sonne ist hoch. in die Höhe gestiegen«; vgl. Prob. III 67 2 *osu suda örölöp* »an diesem Wasser aufwärts« ∾ 66 10 *sudü örlöp* »das Wasser aufwärts«; 62 Str. 7 1 *qus ušadï tömön örlöp* »Der Vogel fliegt nach unten und nach oben«; Prob. V 567 1411 *bir sün ördöp* »ein Wasser aufwärts«); Faktitiv tel. *örγüs-* »hervorbringen, wachsen lassen«. kkir. *örkös-* usw. usw. Vgl. im Wb. *ür*, *ürä*, *ürärtïn* (!) »von oben herab«.

Für zu erwartendes *örä* (vgl. Wb.) finden wir *örö* Prob. VI 35 13 u und 56 8 u (*örö bol-* »aufrecht stehen«).

[1] Es hat im Abakan weichen müssen, wo wir *töbün* »nach unten« finden (besonders Prob. II 161 138); es ist Einfluß von *ü-tün* anzunehmen, wenn man in *töbün* nicht einen Instrumental sehen will, von dem sonst keine Spuren vorhanden zu sein scheinen.

[2] Zu **ät* könnte z. B. gehören *ätäk*, *itäk* »der untere Saum des Kleides, der untere Rand des Zeltes, der untere Teil (Fuß) des Berges« > *ädäk*, *edäk* (z. B. Prob. II 532 8), sowie *ädän* »der untere Teil der Jurte, der Platz nahe bei der Tür« (= *il*; Gegensatz *tör* »Ehrenplatz«) = *itän* »Fußboden« > *idän* »Fußboden, Diele«.

Eine Anzahl von Wörtern, die auf ablautendes *-an*, *-ïn*, *-un* ausgehen, halte ich für Deminutiva; vgl. KSz XVII 131 s. 141 III.

So bedeutete das osm. *yaqïn*, das ich zu *yaq* »Seite« stelle[1], zunächst nur »seitlings« (vgl. uig. *yaqïn*, bar. *yaγïn*), dann auch »an die Seite« und schließlich »nahe«, d. h. es hat erst ganz allmählich die Funktionen eines Direktiv-Allativs angenommen: Kökt. IS 7 *yaγaru barïp* »in die Nähe ziehend«, M² 25 13 *yaqïn kälsär* »wenn er an die Seite, in die Nähe, nahekommt«, M² 29 21 *yaqïn barïp* »in die Nähe gehend« usw.

§ 44. Diese Auffassung von *yaqïn* hat mir nun auch *üstün* »oben« und seine Genossen *astïn* »unten«, tob. *altïn* »vorn«, osm. *ardïn* »hinten« verständlicher gemacht: daß es keine Instrumentale seien, wie C. Salemann im Bull. Acad. St.-Pétersb. N. S. II (XXXIV) 332 will[2], stand mir immer fest. Es muß zunächst daran erinnert werden, daß der Ablativ *kidin* (oben S. 7 Anm. 3) seine Ablativkraft verloren hatte, so daß M² 25 15 *sačïn kidin arqasïnta ïtïp* bedeutet »sein Haar hinten[3] auf seinen Rücken fallen lassend«. Ja, so sehr war die Herkunft von *kidin* vergessen, daß wir M 39 1/2 *balïq kidinintä turup* im Sinne von »auf der Rückseite der Stadt sich aufmachend« oder »von der Rückseite der Stadt aufbrechend« finden.

§ 45. Daß aber die genannten Wörter von *kidin* bis *ardïn* alte Ablative sind, geht mit ziemlicher Deutlichkeit aus dem QB 118 hervor:

kidin öñdin ärmäz nä soldïn oñdun
nä astïn nä üstin nä utru orun

»Nicht hinten, nicht vorne, nicht rechts und nicht links,
Nicht unten, nicht oben, nicht gegenüber ist sein Platz«.

Wie nun *öñdin*[4] von der Bedeutung »von vorne« zu der von »vorne« überging, so auch die Ablative *astïn* und *üstin* (*üstün* M 14 6 und im CC).

[1] Vgl. kaz. *qïrïn* »auf der Seite«, seitwärts, abseits« zu *qïr* »Ecke, Kante« und seinen zahlreichen Ableitungen. Das osm. *kökün* »von Grund auf, auf Grundlage« gehört zu *kök* »Wurzel. Grundlage. Ursprung«. gilt aber heute auch als Nomen im Sinne von »Ort der Entstehung. Geburtsort. Vaterland«.

[2] Br. 201.

[3] Vgl. 43-3 *sačlarïn artlarïnta ïtdïp* »auf ihrem Rücken« = *kidin* — »hinten«; 39 12 *sačlarïn äñinlärintä täšürüp* »Ihre Haare auf ihre Schultern herabfallen lassend«.

[4] M² 76 3 *añïn* »vorn« im Gegensatz zu *arqa* »hinten«. Schwerlich für *öñin* verschrieben, da auch QB 180, 15 *añdun kidin* »vorn und hinten« steht. Jedenfalls aber entspricht die Bildung der von *yaqïn* und *alïn* »vorn« z. B. Prob. II 402 800 (vgl. 306 116 *alnïnañ peri* »von vorn her« < *al-ïn-ï-nañ* durchaus wie *kïnïnäñ. kïnindän* < *ki-din-i-näñ. -dän*).

Vielleicht ist *añïn* eine Kontraktion von *alïñïn > *alñïn von *alïñ* »vorn«; dies kommt Prob. II 88, 4 vor mit dem gegensätzlichen *käziñ* »hinten«. Im Wb. steht die Erklärung

Hand in Hand mit diesem Bedeutungswechsel ging eine falsche Ableitung, bei der offenbar *yaqïn*, dessen Zusammenhang mit *yaq* »Seite« noch lebendig war, der vorbildliche Faktor war: *yaqïn* ist *yaq-ïn*, also ist auch *astïn* in *ast-ïn* zu zerlegen, so dachte man; *astïn* zog die anderen Wörter nach sich und die Folge dieser Etymologisierung waren die neuen Stämme *ast*, *üst*, *alt*, *art*, die die alten *as*, *üs*, *al*[1], *ar* vielfach vollständig verdrängt haben.

§ 46. Was *üs* anbetrifft, so liegt es außer im Kirgisischen und Teleutischen noch im CC 113 *ayaq uzi* = *üz-i* vor; freilich darf man es dem osm. *ayaq üstü* zuliebe nicht in *üstü* oder *üsti* verändern, wie es der Bearbeiter getan hat. Aus dem Balkarischen ist inzwischen *üsümé* »auf mich«, *üsüm* »Was ich anhabe; meine Kleider, die ich anhabe« usw. bekannt geworden; auf *üs* beruhen auch die verkappten Direktive *üzär* und *üzürö* (?), während das kkir. *üstürtün* und das karagass. *üštürten* Neubildungen[2] sind — daß deren *-t-* eigentlich identisch sind, ist längst dem Bewußtsein des Sprechenden entschwunden. Ein echter Direktiv könnte QB 91_7 vorliegen: *kiši-lärdä* (= *-dän*) *üstär qamuq iš önür* »Über die anderen Menschen erheben sich all (seine) Angelegenheiten«, doch vermutet der Herausgeber hinter *üstär* ein Präsens von *üstä-*[3].

Im Kazanischen steht *ös* neben *öst*; der Lokativ lautet *östä* »oben«. Es ist daher unverständlich, warum das Wb. s. v. *ast* das kaz. *asta* »unten« ausdrücklich für **astta* stehen läßt.

§ 47. Angesichts von *as* und *üs* »Unterteil« und »Oberteil« wird man sich nun die Frage vorlegen dürfen, ob das kökt.-uig. *kisrä* nicht zu einem **kis* »Hinterteil« gehört und weiter, ob in den drei Wörtern nicht ein

---

» = *alïnyi*« sowie die Dialektangabe: »Sag.«. Das Wort kommt jedoch auch im Schordialekt vor: Prob. I 356_{253} *anïñ*, verdruckt für *alïñ* (vgl. die Verbesserungen am Ende des Bandes); Gegensatz *soñ*, dessen *-ñ* auf *alïñ* und indirekt auf *käziñ* abgefärbt haben könnte; vgl. jedoch unten § 57.

[1] Neben *al* »Vorderteil, vorn« steht merkwürdigerweise *il* »Stelle bei der Tür, vorn« mit seinen Ableitungen *ilgärü*, *ilgäri* > osm. *iläri* »vor, nach vorn«, *iläi* »Vorderteil, Vorderseite«, *ilik*, *ilk*, *ılki* »der Erstere«, d. h. »der vorn Befindliche«.

Auslautendes *-l* auch in dem ganz isoliert stehenden *ildi* < *ildii* »abwärts, zur Niederung« (Prob. V 329_{582}), Gegensatz *ödö*, *ördö*. Wb. I 1450 steht zu *indik* »abwärts, nach unten« die Erklärung » = *ildı*«.

[2] Vgl. schon M^2 45_{49} *antïrdin* »von dort (?)« in einem Blockdruck.

[3] *üstäl-* jetzt auch M^2 80_{66}.

altes Formans *-s* erhalten ist: vgl. kökt. *asra* »unten«[1], *kisrä* im Ongin-Denkmal »nach hinten, hinten« im Gegensatz zu *öñrä* »vorn«.

Auf dieses alte *-s* geht vielleicht auch zurück sag. *oidas* »auf dem Rücken, rückwärts« = *oida* und *oidai* (dies Prob. IV 69 $_{13}$); vgl. auch das noch ganz unerklärte *sas* in *sas oida* (Wb. IV 394) und *saz-oida* (Wb. IV 397).

Ferner könnte *tös* »Basis, Grund, der untere Teil eines Gegenstandes« (Prob. II 379, XIV $_3$ *tös yer* »die Niederung«) in *tö-s* aufgelöst werden; vgl. *töñ* »Grund, Boden eines Gefäßes« und das oben konstruierte **töp*.

§ 48. Ganz unklar ist bisher die Bildung von *tärs*, *tirs* »verquer, umgekehrt, widerhaarig« (osm. *älin tärsi* »Rücken der Hand«, tub. *tärs ayaq* »Querfuß = Maulwurf« = schor. *tärsäyäk* = alt. *tärsäk*; osm. *tärs gäidi* »Er hat das Kleid verkehrt angezogen«; balk. *ters qara-* »schielen«; kom. *tärs sözlär* »er redet zornig« und *tärs* »jähzornig« CC 225/26, Gegensatz *oñ* = »gütlich«, wörtl. »rechts«[2]) alt.-tel. auch »links, Osten, Nordosten«. Es kann kaum in Frage gestellt werden, daß das sonderbare Wort mit *teskär* < **täskär* »verquer, umgekehrt, nach links« urverwandt ist (*teskär azaq* »Maulwurf«) = *täskärä* = *täskäri* (*tonïn täskäri kïgän* »Er hat den Pelz verkehrt angezogen«, *kün täskäri* »der Norden«); *teskärtin* »von der umgekehrten Seite, von Norden«, *täski* »der Norden«. Vgl. *tiskärä* = *tiskäri* »verkehrt, widerwärtig, eigensinnig, halsstarrig«. Auch tar. *tätür* »verkehrt« (*tätür käidi* »Er zog das Kleid verkehrt an«; < **tärtür*; Prob. VI 63 $_{8a}$ *äšäkkä tätür mindürüp* »verkehrt auf Esel setzend«) ist hierher zu ziehen = uig. *tätrü* (d. i. *tätrü*) »verkehrt« = *tärtrü* bei T² XXXIX, zu **tä-r-* »quer sein«; vgl. auch osm. *titiz* »jähzornig, kapriziös, eigensinnig«.

Es scheint demnach ein Stamm **tä*, **ti* vorzuliegen: **tä-r*, *tä-r-s* (kir. *terıs* zur Vermeidung von *-rs*); **tä-s*, *tä-s-kär* (oder < **tärskär*?? diese Erklärung wäre unwahrscheinlich, weil schon im Dschagataischen das offenbar ablautende *tüskäri* »umgekehrt, mit dem Innern nach außen; widerspenstig«[3] usw. erscheint).

[1] Trotz des Bedeutungswandels mag mit diesem Worte zu vergleichen sein das im Abakan auftretende *azra* »jenseits« (z. B. Prob. 173 $_{17}$; 222 $_{84}$; 663 $_{71}$; vgl. *as* 223 $_{97}$). Doch vgl. immerhin das Verbum *as-* »über etwas hinübergehen« < *aš-* und sodann *ašrï* »mehr«, *ašru* »sehr, in hohem Maße«, Gerundien faktitiver Ableitungen von *aš-*, wie *ažïra*.

[2] Der Gegensatz *oñar* : *teskär*, *oñnañ* : *täskärtän*, *oñartïn* : *teskärtän* geht durch den ganzen Abakanband der Proben, obwohl *teskär* nicht immer durch »links« übersetzt wird.

[3] Vgl. das Wb. s. vv. *toγra* und *tūra*; *toγra sös*, *tūra sös* »Widerspruch«. Für *tūra* »beiseite, seitwärts, verquer« wird auch die Bedeutung »die Seite« angegeben.

Aus einem aufmerksamen Vergleich der so zerlegten Wörter *tä-r-s* und *tä-s-kär* scheint unzweideutig hervorzugehen, daß *-s* in seiner Bedeutung sich nicht allzusehr von *-r* entfernte; es wäre demnach ein Direktivsuffix[1]. Das karagass. *üštüstün* »von oben« und sein Synonym *üštürten* (vgl. M 26 15 *üstürdi*[-*n*??] *qodï* »von oben nach unten«) würde diese Auffassung nur bestätigen.

§ 49. Für die endgültige Erklärung von *al, alt*[2] wird die osttürkische Form von großem Werte sein, die wir A. von Le Coq verdanken: Spr. 82a/b *ailïmyä* (*aldïmyä, qešïmyä*) *kälmäsün* »Er soll nicht in meine Gegenwart kommen« und *aili pešäp* »Urin«, aber *arqa pešäp* »Kot«[3].

Dieses längst bekannte *arqa* »Rücken« allein hätte uns veranlassen sollen, aus ihm und *art* einen gemeinsamen Stamm *ar* »Hinterseite« zu abstrahieren; mit dem oben (§ 3) besprochenen *ar, arï* »dorthin« mag es zusammenhängen: überzeugt bin ich nicht gerade davon (vgl. Wb. s. v. *arï*).

§ 50. Der Vollständigkeit halber sei hier erwähnt, daß auch zu *ič* »das Innere« eine analogistische *-t*-Erweiterung vorliegt: Prob. II 235 510 *sarčïnnïñ istïndä* »im Innern des Pfostens«, 312 307 *söttüñ istïnä* »in das Innere der Weide« usw.; vgl. im Wb. s. v. *isti* und *išti*; die dort befürwortete Aufstellung eines Stammes **ičin* ist besten Falles ein Umweg, wie 235 505 *istïn čardï* »Er schlitzte ihr den Bauch auf« und 303 13 *istïnäñ* »aus ihrem Innern (Leibe)« beweisen dürfte. Richtig liegt denn auch II 26 226 *ištilig* »mit einem Inneren versehen« vor. Naturgemäß hat *ist, isti* auch **tast, tastï* nach sich gezogen (Prob. II 45 56) = *taštï* im Wb. »außen, draußen«.

In dem etymologisch isolierten *sïrt* »Hinterseite, Rücken« dürfte das *-t* auf Anlehnung an *art* zurückzuführen sein.

§ 51. Es wird nun eine nicht immer leichte Arbeit sein, die mit wucherndem *-n* gebildeten Wörter von solchen zu trennen, deren *-n* anderen Ursprungs ist. Es kommt hier neben dem eben erwähnten direktivischen *-n* besonders der alte Instrumental-Komitativ auf *-n* in Betracht.

---

[1] Es wäre also *täskär, täskäri* < * *tä-s-gärü* wieder eine gehäufte Bildung.

[2] M² 25 18 *sögüt altïn iltü bardï* »Er trug sie zu einem Baume«: der Gegensatz *üstün* — *altïn* auch sonst in den Turfanfragmenten.

[3] Lautlich ist wohl tar. *yail, yāl* »Mähne« [Spr. mit Fragezeichen und der Angabe »(p. t.)«] = *yal.* balk. *zalqá* < **yalqa* zu vergleichen; s. auch T² 210 XVI und sag. *čelin* < **yälin* und Prob. II 701 2 *at yälägindiy* »wie eine Pferdemähne«.

Dieser war in den alten Dialekten noch weit verbreitet: kökt. IE 24 *ärin* »mit Leuten«, II N 11 *közin* »mit den Augen«, dann auch schon IE 28 *yadaγïn* »mit den Füßen, zu Fuß«; uig. M^2 8 15 *käntün* »durch sich selbst«, 10 29 *igin* »durch Krankheit«, 47 78 *tizin* »mit dem Knie«, 27 24 *tölükin* »mit Kraft«. Verwendungen dieser Art führten den Instrumental bald zum Modal oder Adverbial: *tölükin* nicht nur »vermittelst, mit der Kraft«, sondern auch »kräftig, tüchtig«, *tölökin urup .... yirdä qamtï* »Er schlug ihn tüchtig und warf ihn zu Boden«. Dieser adverbiale Gebrauch hat sich allenthalben in erstarrten Formen erhalten, während der Instrumental als Kasus fast ganz verschwunden ist: er war zu unbequem, weil er lautlich bei dem mit Possessivsuffixen versehenen Nomen mit dem Akkusativ zusammenfiel. Statt seiner wurden Postpositionen verwandt; so M^2 27 zwar *tölökin urup* »Er schlug mit Kraft«, aber *lurzi-si özä ... urup* »Er schlug mit der Keule«. Die Postposition, die heute sich der weitesten Verbreitung erfreut, ist *ilä, ilän* und das mit ihr zusammengeschweißte *birlä, birlän* »mit« im komitativen, dann im instrumentalen Sinne (St^2 § 23): älteste Verwendung z. B. kökt. IE 27 *inim Kül tigin birlä* »in Gemeinschaft mit meinem jüngeren Bruder Kül-tägin«.

Einige Instrumentalableitungen verbaler Herkunft sollen im folgenden besprochen werden.

§ 52. Das Gerundium auf *-a*, ablautend *-u*, *-ï*, bei palatalen Stämmen *-ä*, *-ü*, *-i*, liegt den folgenden Bildungen zugrunde:

1. Das kökt. *sayu* < *sa-y-u* mit dem Hiatustilger *-y-* bedeutet »zählend«. Es wird schon in den Inschriften, seinem Sinne entsprechend, dem Worte, das es regiert, nachgestellt: IE 28 *yir sayu barmïš* »die Länder zählend, von Land zu Land zogen sie« = »Sie zerstreuten sich in alle Länder«. Mit Akkusativ im Chuast. L^4 21 9 *ai tänri künin sayu* »an jedem Tage des Mondgottes«. Es tritt heute fast nur in erweiterter Gestalt auf: dschag. *sayin* < *sayïn* »dadurch, daß er zählte, indem er zählte« und bedeutet »alle, jeder«: Prob. [illegible] 3 u *yärï sain tosqondor* < *tosqanlar* »Sie zerstreuten sich in alle Länder«, wofür Wb. s. v. *tos-* geschrieben wird *yärï-zayïn*. Weiteres im Wb. s. v. *sayi*, *sain* *sayin* und *sai* (Schor. *čïl-zai* »jedes Jahr«). Seine Herkunft ist vergessen, daher Prob. I 126 18 die Konstruktion mit dem Genitiv *yïldïñ sain* »jedes Jahr«; palatal Prob. IV 223 17–18 *tünnüñ säi* »jede Nacht« = M^2 45 52 *kün kün sayu* »Tag für Tag«, usw.[1].

[1] Ein anderes Wort für »jeder« liegt im kom. *tägmä* vor = uig. usw. *tägmä*, in den Seldsch. Versen *dägmä*: vgl. sag. usw. *teksi* < *tökši*(?). Herkunft unsicher.

2. Uig. (Turf.) *ančulayu* »so tuend, so, solchermaßen«; *munčulayu*. Dschag. *ančïlayïn*, osm. *andžïlain*. Zu *ančula-* ist Ramstedts prächtige Erklärung Kel. Szem. 16 82 zu vergleichen: Stamm **anč-* »so tun«, Gerundium **anču*, dazu denominales *ančula-*. Die Formen mit *-ï-*, *-i-* gehen dagegen wohl auf das Gerundium **anča* zurück > **ančala-*, geschwächt *ančïla-* (das Suffix *-ča* ist unbetont; vgl. Phonetik S. 99, balk. *senica* »wie du«, *tánca* »auf Balkarisch«; Spr. *ánča*, *múnča*, *mǘnčä*, *šǘnčä*), wozu zu vergleichen CC 160 9 *barčidan* < *barčadan* und die in einem Teil des Kodex von Kuun verbürgte Schreibung *barčedan*, die sich augenblicklich meiner Kontrolle entzieht. Auch sonst geht *-ča* in *-čï*, *-či* über, denn *qanči* < *qanča* ist viel verbreiteter, als die Angaben des Wb. vermuten lassen: Prob. I 357 277; II 85 514; VI 138 19, 23; *qančï* 163 7 11 usw. usw.

Dem uig. *munčulayu* entspricht das erweiterte osm. *bundžïlayïn* »so«; das Suffix *-džïlayïn* ist heute im Osmanischen noch lebenskräftig, im selben Maße etwa wie *-čïlap*, *-čiläp* im Altaischen und den Abakandialekten: Prob. I 6 Nr. 88 *pörüčiläp* »handelnd wie ein Wolf« = »wie ein Wolf«, 76 582 *ölöñčiläp* »wie Heu«; II 82 393 *talaidžïlap* »wie das Meer«, 234 479 *tagdžïlap* »wie ein Berg« usw. Unerweitert bei den Katschinzen Prob. II 515 809 *qulundžïlï* (< *-layï*) »wie ein Füllen«, 812 *puγadžïlï* »wie Stiere«.

Auch das gleichbedeutende Suffix *-layu* lautet heute im Osmanischen nur *-layïn*; im Komanischen dagegen, wo es durch Einfluß von *-y-* palatal wurde, finden wir Ps. 21 2 **kurtleŋ** »wie ein Wurm«, 28 4 **buȝovleŋ** »wie ein Kalb«, daneben aber 37 4 **ŋavlein** (vgl. m. textkrit. Anm.) »wie Fett« und 69 1 **jamgurleŋin** »wie Regen«.

3. Kökt., uig. *tägi* »bis« ist Gerundium zu *täk-*, *täg-* »berühren« und wird daher mit dem Dativ konstruiert. In Dschag. dafür *tägin* und *-dägin* > kom. *-dein* (CC 215 4), kir. usw. *-däin*, > adherb. *tän* = osm. *däyin*.

Neben diesem Worte finden wir *tägrü* »bis, bis zu«, im Wb. mit der Erklärung »von *tagür-ü* oder *tägi-rü*«. Im CC lautet es *degri* 161 9 usw., *deyri* 146 10—11 = balk. *deyri* (Nebenform *deyir*; vgl. tel. *udur* neben uig.-kom. *utru* usw.).

Ob eine Ableitung **tägi-rü* möglich ist, weiß ich nicht (vgl. unter **4.**); zu **tägür-ü* kann man u. a. als vollkommene Parallele *yätträ* »bis« (auch im Küärik, Prob. II 689 8 11) < **yät-tir-ä* anführen (Castrén § 102 *čiterä*, S 114 *četerä*!), sowie das im Wb. und bei Bal. fehlende kaz. *tïgrä* < **tï-gir-ä*,

das in den Mém. Acad. St. Pétersb. VII Sér. XXXV, Nr. 6, S 50b verglichen wird[1], usw. usw.

Im übrigen bedürfen die Wörter auf *-ru*, deren es besonders in den alten Denkmälern eine große Anzahl gibt, noch sehr der Klärung an Hand eingehender Wurzelanalysen.

Die meisten sind ganz sicher gerundiale Ableitungen von faktitiven Verben, wie solche in den neueren Dialekten allenthalben vorliegen. Wenn ihre Zeit gekommen ist, können diese Formen unter günstigen semantischen Umständen als reine Nomina Verwendung finden.

Zu *öt-* gehört *ötä* > töm. *ütä* (z. B. IV 307 $_{50}$) = *öttürä* (II 77 $_{234}$) > *ötträ* (II 331 $_{977}$): *ötkürä* (I 92 $_{249}$) > *ötkrö* (I 170 $_{64}$); turf.-uig. *ötrü*, *ötkürü*: T'oung Pao 1914 265b auch *ötürü*, *öttrü*.

Zu dem etymologisch noch ungeklärten *utru* (z. B. T² 222a) von **ut-*, **utur-* bildet das Komanische *utrusinä* »ad oppositum eius«, vgl. meine Ausgabe in Zur Kritik des Cod. Cum., Löwen 1910 S. 9.

Neben *bütün* > *püdün* < *bütü-n* zu *büt-* stehen: *bütrü*, *büträ*, *büdrä* (z. B. IV 386 $_{19}$, 388 $_{9}$); dazu IV 159 $_{7}$ *bu qïslar büdräsï* »diese Mädchen alle«, 355 $_{17}$ *büträbïs* »wir alle«.

4. Das kökt., uig. *tapa* »gegen« ist Gerundium zu *tap-* »finden, fangen, treffen, erwischen, aufsuchen, holen« > *taba* »in der Richtung nach, nach . . . hin, zu, -wärts[2]«. Im Kazantatarischen besteht die Nebenform *taban*, im Kirgisischen finden wir dafür *taman*. Als ursprüngliches Gerundium regierte das Wort zunächst den Akkusativ; heute gilt im Kazantatarischen und Kirgisischen der Dativ, da die Herkunft vergessen ist. Daß dies schon ziemlich früh geschehen ist, beweist das uig. *taparu*, *tabaru* »nach . . . hin, zu«, Direktiv zu dem gerundialen *tapa* (vgl. *tägrü* unter **3**)? Oder gehört *taparu* als Gerundium zu einem unbelegten **tapar-*?

5. Nachdem jetzt die in den Nrn. 1—4 behandelten neueren Bildungen als Instrumentale des Gerundiums erkannt sind, werden wir kaum fehlgehen, wenn wir auch in *birlän* und *ilän* Instrumentale der Gerundien *birlä* und *ilä* sehen[3]. Das oben (S. 20 Anm. 1) erwähnte *nägilän* ist dann ebenfalls als Instrumental zu dem Gerundium *nägilä* < *nä qïla* aufzufassen; vgl. die Instrumentale *näčükin* und *näsin* oben § 15 $_{3}$ und das uig. *nägün*.

---

[1] Im Kaz. sonst *tiñe*, *tiñete* »bis« (Bal.) = Wb. *tiñiti* mit dem Zusatz »= *tägi*«. Wie ist die Form zu erklären? Vgl. auch Wb. s. v. *täri* (doch wohl < *tägri*?). Sehr belangreich ist das tel. *tänčä* »bis, zu« < *täg-*, *tï-gän-čä*.

[2] Ähnlich *körö* (< *körä* zu *kör-* »sehen«) in der Bedeutung »nach . . . hin«, z. B. Prob. II 672 $_{378}$ *kün siyizin körö* ≌ 36 $_{562}$ *kün azar-zarï* »nach Sonnenaufgang hin«. In derselben Bedeutung kommt *qarap* und *qarai* vor; zu *qara-* »sehen«.

[3] Akzentuation bei von Le Coq Spr.: *birlä*, *birlän*, *billän*; *bilä*, *bilän*. Balk.: *bilé* (*bilä*, *bilän*). Raquette: *bilän* (MSOS 1912, II, 173).

§ 53. Läßt sich nun der Beweis erbringen, daß in den im vorhergehenden zusammengestellten Formen in der Tat ein Gerundium im Instrumental vorliegt? Wir sahen oben, daß der alte *-n*-Instrumental durch den postpositionalen verdrängt worden ist. Wenn es nun gelingt, das den Wörtern *sayïn* usw. zugrunde liegende Gerundium auf *-a*, *-u*, *-ï* in Verbindung mit der Postposition *ilä* nachzuweisen, so wäre der oben geforderte Beweis geführt.

1. Es gibt im Altaisch-Teleutischen ein Gerundium auf *-ala*; durch eine ausdrückliche Erklärung im § 138 der Phonetik wissen wir, daß der Hauptton auf der vorletzten Silbe ruht: *alála*. Ich erkläre es aus *ala ilä*. Beispiele: Prob. I 8 1 *yanïp kälälä aittï* »als er zurükgekehrt war, zurückkehrend, sprach er«; 59 VII 10 *yanïp parala* »indem, als er zurückritt«; 60 36 *mindrälä pūladï* »indem er aufsitzen ließ band er fest«; 88 93 *körölö aittï* »sehend sagte er« = »er sah und sagte«, wie z. B. der osmanische Kopulativ auf *-p*. Die Form tritt überaus häufig in dieser Funktion auf ohne daß es möglich wäre, einen Unterschied zwischen *parala* und dem Simplex *bara* zu konstatieren. Erstarrt in *anïdala* zu *anït-* 88 117 = »darauf«.

2. Wie dieser Bildung das Gerundium auf *-a*, so liegt dem *yürüplä idi* 43 452 und ähnlichen Komplexen das genannte Gerundium auf *-p* zugrunde. Hier aber deutet die Nebenform *yürüblä* 87 64 mit ihrem stimmhaften Lippenlaut schon an, daß die Form aus *yürüp-ilä* entstanden ist. Ein gütiges Geschick hat es gewollt, daß uns in dem Liede von Altain Sain Salam *yürübilä* d. h. *yürüb_ilä* 14 115—19 erhalten geblieben ist.

3. Im anatolischen *deyip bilä* (G 17 10) ist die Bedeutung schon leicht geändert: »als er sagte« wurde zu »kaum hatte er gesagt«. Es entspricht also dem krimtatarischen *gördügü ilän* »sobald er gesehen hatte« = »kaum hatte er gesehen« (= osm. *gördügü gibi*), *gördükläri ilän* »als sie gesehen hatten« usw.

Weiter ab liegt schon das osm. *sormasīlä* < *sor-ma-sï-ilä* »als er fragte«, *išitmäläriīlä* »als sie hörten« und das *äitkänimīnän* »als er gesprochen hatte« der Prob. IV 106 11: überall aber handelt es sich um einen Instrumental zum Ausdruck von »als, indem, sobald als« u. dgl. (vgl. St³ 1245 die Erklärung und Übersetzung von *-ayïn*, *-γač-ïn*, *γan-ïn*).

Wir werden also, so scheint mir, durch die bei all diesen Formen in immer wiederkehrender Variation zutage tretende türkische Auffassung dazu ermächtigt, *sayïn* durch »indem er zählte« zu übersetzen, weil es sich zu seiner Basis *sayï* verhält wie *alála* zu *ala* oder *yürüplä* zu *yürüp*.

§ 54. Wir werden nun auch die seltsame Erweiterung der Form auf *-pan*, die T² 53 vorliegt (vgl. St² 926 Anm. 1), als Instrumental auffassen müssen: *qoγu quš qanatïña urupanïn* = »Nachdem der Schwan ihn auf seine Flügel gesetzt hatte«.

Dieses Gerundium auf *-pan*, das im Köktürkischen und in den Turfanfragmenten so reich belegt ist (weiteres vgl. Br. 199), deute ich jetzt als Allativ auf *-an* zu dem Gerundium auf *-p*.

Seine eigentliche Funktion liegt in den Inschriften noch ungetrübt vor; z. B. IE 2 *tört buluñ qop yaγï ärmiš, sü süläpän tört buluñdaqï budunïγ qop almïš* »Die vier Weltenden wurden sämtlich Feinde; nachdem (meine Vorfahren) sie mit Krieg überzogen hatten, nahmen sie die Völker der vier Weltenden sämtlich«, IIE 26—27 *qïrqïz tapa sülädim* . . . . . *qarïγ sökipän* . . . . *qïrqïz budunïγ* . . . . *basdïm* »Ich bekriegte die Kirgisen . . . . nachdem ich den Schnee durchquert hatte . . . . überwand ich die Kirgisen«.

Wie sehr nach türkischer Auffassung hier ein Allativ am Platze ist, geht deutlich aus dem Vergleich mit dem (Ablativ-)Direktiv hervor, wie er in *anañ arï* »darauf«, *kälgändäñ arï* »nachdem er gekommen war«, *anda naru* »darauf« usw. vorliegt.

§ 55. Die Einverleibung eines Allativs in das türkische Verbalsystem dürfte nun ganz unerwartete Folgen nach sich ziehen. Denn wenn an das Gerundium auf *-p* die Allativendung *-an* treten konnte, so werden wir uns darauf gefaßt machen müssen, daß das ablautende Gerundium auf *-a* : *-u* : *ï*, *-ä* : *-ü* : *-i* auf gleiche oder ähnliche Weise behandelt werden konnte. Es springt nun sofort in die Augen, daß das ablautende Präsens-Futurum wie *tabar*, *alïr*, *bilür* usw. nichts anderes ist, als ein *-r*-Direktiv zu *taba*, *alï*, *bilü*. Diese Auffasuug der äußerst schwierigen Form erklärt m. E. mit einem Schlage, warum die 1. und 2. Person *bilürmän*, *bilürsän* lauten, während im Präteritum die Possessivpronomina angehängt werden: *bildim*, *bildiñ*, *bildi*. Es bedeutet eben *barïr-män* von Haus aus nur »zum-Gehen-hin ich (bin oder dgl.)« = »ich bin im Begriff zu gehen, ich gehe, werde gehen«. Es beweist dies, daß die Form auf *-ar* usw. im Frühurtürkischen noch nicht ganz zum Nomen (St² 911) geworden war[1] als das Präsens gebildet wurde;

[1] M² 28 $_4$ in dem Blockdruck T. III M. 207a *täginür-tä* »während er genoß«, 30 $_{32}$ *täginür-üm-tä* »während ich genoß«, aber 32 $_{57}$ auch *toqar-ïn körüp* »er sah, daß er wiedergeboren werden würde«. Negiert im QB 43 $_{11-12}$ *ayïtmazda* »ehe er gefragt worden ist« usw.: Prob. VI 176 $_{14}$ *yärgä tüšmästïn* »ohne zur Erde herabzusteigen«.

wenn wir heute im Altaisch-Teleutischen usw. *pilärik* »wir werden wissen« u. dgl. finden, so liegt hier ganz offenkundig eine Beeinflussung durch das Präteritum vor[1]. Eine Bestätigung dieser Auffassung kann nur eine eingehende Untersuchung der syntaktischen Verwendung des Gerundiums auf *-ar* uns bringen; hier möchte ich wenigstens auf Bildungen wie *minär at* »Reitpferd«, d. h. »Pferd zum Besteigen« usw. hinweisen, die, nachdem die direktivische Herkunft der Form vergessen war, durch das synonyme *minärgä at* neuerdings verdeutlicht wurden.

Sie finden sich allenthalben in der mannigfachsten Verwendung: Prob. II 698 $_{131}$ *mänï sürüžär kiži yoq polγan* »mich Verfolgen – zu Mensch nicht war« = »um mich zu verfolgen, der mich hätte verfolgen können« usw. Vielfach steht neben einfachem *-ar* der Dativ *-arγa*, wie in *minär at* und *minärgä at*: z. B. *ölör kün* und *ölörgö kün* (Prob. II 34 $_{499}$). Haben nun die heutigen Dialekte von dem Begriffe, den wir durch »Sterbetag« ausdrücken, die Auffassung *ölörgö kün*, d. h. »Tag zum, für das Sterben«, so ist es nicht ungereimt, vorauszusetzen, daß auch die alten Dialekte, d. h. das Urtürkische, eine analoge Auffassung gehabt habe; mit andern Worten, daß *ölär kün* oder *ölür kün* in *ölä-r kün* usw. zu zerlegen sei, wo *-r* eine dem *-gö* in *ölörgö* analoge Funktion gehabt hätte (sachlich vgl. das oben § 13 über *mänin̈* und *mänin̈ki* Bemerkte).

§ 56. Daß dieses *-r* auf die »Partizipien« auf *-ar* usw. beschränkt gewesen sein sollte, ist an sich wenig wahrscheinlich; es wird vielmehr auch an andere Verbalnomina getreten sein, um ihre Bedeutung zu verdeutlichen. So kann die Form auf *-γïr* in *alγïr tapqïr är* (Prob. II 639 $_{1406}$) »ein Mann, der nimmt und findet« aus dem Verbalnomen auf *-γu*, *-γï* (St' 525, 530 § 15) entstanden sein; *alγïr* < *al-γï-r* wäre »zum Nehmen«; usw.

V.

Rückschau und Ausschau.

§ 57. Zum Schluß will ich — mehr fragend als zeigend — versuchen, Gesehenes mit Geahntem zu verknüpfen. Verlassene Pfade führen, wo Pfade sich finden, über zerklüfteten und überwachsenen Boden; bringen

[1] So auch bei der Form auf *-γan*; z. B. Prob. I 160 $_{17}$ *näγäräk sän tobroqtï yažïrγanïn̈* »warum hast du die Erde versteckt?«. Im Karakirgisischen jedoch neben *-γan-ïm* usw. auch *-γa-mïn* < *-*γan-män*, z. B. Prob. V 326 $_{468}$ *čïqqanïm* »ich trat hinaus«, $_{469}$ *kirgänïm* »ich trat hinein«; 330 $_{619}$ *alγamïn* »ich habe gewonnen«, 249 $_{1504}$ *kelgäsïn* »du kamst«. Im sag. *kirgäm* »ich bin eingetreten«, Prob. II 40 $_{696}$ < *kir-gän im*.

sie mich nicht zum Ziel, so war doch die Arbeit von Nutzen, wenn sie andern die Wege bahnt zu einer Welt, die heute noch größtenteils jenseits unserer Erkenntnis schlummert.

Es wurde oben versucht, *mäniñ* »meiner« in *mä-n-iñ* zu zerlegen, wobei *-i-* höchstwahrscheinlich Bindevokal ist: *mä-n-i-ñ*. In diesem *-ñ* wurde ein Element vermutet, welches, dem *-qï*, *-ki* von *mäniñki* usw. synonym, etwa »befindlich bei« bedeuten würde. Über die Herkunft von *-qï*, *-ki* wissen wir gar nichts; auch ist es durchaus unklar, ob und in welchem Zusammenhang es mit *-ñ* steht[1].

Das soll uns nun nicht abhalten, inzwischen weiterzuschreiten. Dabei konstatieren wir nun, daß *-qï* besonders gern an den Lokativ auf *-ta*, *-da* antritt: balk. *aγaštaγï* »der im Walde befindliche« usw.

Es gibt nun ein Wort *tañ* »Morgenröte, -dämmerung«, das fast allen Dialekten bekannt ist[2]. Der Lokativ *tañda* bedeutet »morgens, am Morgen, in der Frühe«, dann aber auch in erstarrter Funktion »morgen« im Gegensatz zu »heute«. Dies ist im wesentlichen auch die Bedeutung von *tañdaγï* = »morgen, morgendig«.

Während aber das Osmanische dieses *tañ* eingebüßt hat, ist es fast der einzige Dialekt, der ein synonymes Wort, *är*, erhalten hat; es bedeutet »am frühen Morgen, frühzeitig«. Wie *tañda* bedeutet der Lokativ *ärtä*, *ärdä*, *irtä* einerseits »früh, früh am Morgen«, dann aber auch »morgen, der folgende Tag« und sogar »früher, einstmals«. Daß es sich um einen Lokativ handelt, ist zum Teil sicher vergessen: kir. *ertädä* = »in früherer Zeit, einst«; kaz. *irtä-bilän* »am Morgen«.

Hier finden wir nun von *ärtä*, *ertä* eine Weiterbildung: dschag. *ärtäñ* »früh am Morgen, morgen«, kir. *ertäñ* »morgen« (Gegensatz »heute«); ferner aber auch *ärtägi* »auf den Morgen bezüglich, früh; früher, vormalig« und *ärtäñgi* »frühzeitig; der morgende«, sowie *ertäñgi*, welches im Kirgisischen »der morgende« bedeutet: *ertäñgi kün* »morgen«.

---

[1] Wie das *-ñ* der zweiten Person (oben S. 12 Anm. 1), so scheint auch das des Genitivs ein *-γ*, *-g* neben sich gehabt zu haben: IE 25 *türk bodunïγ atï* »der Name des türkischen Volkes«. Freilich hält Thomsen *-ïγ* für einen Irrtum des Aufzeichners: was aber bei *ädgüg* recht ist, sollte auch bei *bodunïγ* billig sein.

[2] Zu einem Nomen **yar* »Helle« (vgl. *yar-* »hell sein, leuchten« = *yarï-*, *yaru-*) gehört wohl *yarïn* »morgen«, Gegensatz »heute«, und die Ableitung osm. *yarïnki*, uig. *yarïnγï*. Vgl. *qïš* »Winter«, *qïšïn* »im Winter«, *yaz* »Sommer«, *yazïn* »im Sommer«.

Das auslautende *-ñ* von *ärtäñ* könnte sehr wohl dem *-ñ* des türkischen »Genitivs« entsprechen: *är-tä-ñ* »zum morgenden Tag, zum Morgen gehörend« ≅ *mä-n-i-ñ* »beim Ich befindlich, zum Ich, mir gehörend«.

Ist meine Annahme, daß *-ñ* ein altes, dem Paradigma heute unbekanntes Adessivsuffix ist, richtig, so wird es auch in *alïñ* und *käziñ* < **käsiñ* vorliegen (oben S. 40 Anm. 4) = »vorn, hinten befindlich« (vgl. Prob. III 292_{14} *aldïñyïušqan erkäk ekän* »Die vorn fliegende Gans war das Männchen«: allerdings kann vor *-yï* das *-ñ-* aus *-n-* entstanden sein)[1].

§ 58. Hier möchte ich nun an das erinnern, was oben zu dem auslautenden *-s* von *as*, *üs* und **kis* usw. bemerkt wurde (§ 47): trifft die oben versuchte Analyse von *mäniñ*, *ärtäñ* das Richtige, so wird das adessive *-ñ* auch, in erstarrter Form, in *soñ* »der hintere Teil«, *öñ* »die Vorderseite«, *töñ* »der untere Teil«, *yañ* »Seite« vorliegen; vielleicht auch in *oñ* »rechts«[2].

Die Voraussetzung, daß diesen Wörtern — gerade diesen Wörtern! — von Haus aus ein Adessiv zugrunde liege, hat kaum etwas Befremdliches an sich, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß im Tarantschi *ičkär* »das Innere, der innere Teil«, im Karaimischem *ičk'ɛri* sogar »das Zimmer« bedeutet, obwohl beide erstarrte Direktive sind. Wir haben derartige, aus einem Direktiv erstarrte Nomina im Verlauf dieser Mitteilung des öfteren kennen gelernt; es genüge daher, daran zu erinnern, daß das Osmanische z. B. zu *iläri* (< *ilgärü*) den Dativ *iläridä* »vorn, an der Spitze«, zu *dïšarï* die mit dem Possessivsuffix versehene Form *dïšarïsï*[3] bilden kann,

---

[1] Das sojonische *qayïñ* »woher« (Prob. I 406_{57}) < *qai-ï-ñ* dürfte auch hier zu erwähnen sein.

[2] Das Adjektivum *käñ* »weit, breit« ist zunächst Substantivum: »Weite, Ferne« (vgl. balk. *keñdé* »in der Ferne« usw.); dazu dann *käñrü* »weithin, weit, ausgedehnt«, z. B. Prob. VI $156_{4.8}$ *käñrü yärgä*, 26_{10} *su käñrü čiqsa* ≅ 26_{20} *su tola čiqtï*. Im Wb. wird das Wort nur für das Teleutische registriert in der Form *käñrǖ* »von *käñ* + *rǖ*«. Woher die Länge?

[3] Vgl. jetzt A. von Le Coq, Volkskundliches aus Ost-Turkistan. Berlin 1916. S. 9: »Eine gewöhnliche Art des Hasardspiels ist auch das Emporschleudern und Aufschlagenlassen von Kupfermünzen, wobei man darauf wettet, ob die emporgeschleuderte Münze auf ihre Vorderseite (*öngi* اونكى) oder auf ihre Rückseite (*tötürüsi* توتوروسى) fallen werde«. Zu diesem *tötürü-si* vgl. koib. *tödür* »nach hinten«.

So hat das Tarantschi das uig. *astïn* in der Form *assin* erhalten; dies aber ist reines Nomen: VI 177_{7} ff. *köbrüknïñ assinïɣa* »unter eine Brücke«; *üstün* sollte demnach als **üssün* im Tar. auftreten, dafür aber 81 $_{13}$ u *bizniñ üsün-imizgä yeɣi käliptü̆* »Über uns ist ein Feind gekommen« (*taɣnin üstïdä* 91 $_{2}$ u zu *üst*). Ist aber *üsün* richtig (?), so sollte man zunächst doch auch wohl eher **asin* erwarten. Dies steht denn auch 107_{14}, wobei des einfachen

ebenso wie etwa das Krimtatarische zu *dïšar* noch *dïšardaqï* »das Außenbefindliche« aufweist.

Sind nun diese Direktive zu Substantiven erhoben worden, so ist es anderseits keine Tollkühnheit, anzunehmen, in den Formen *taba-r*, *alïr*, *bilür* lägen zu Verbalnomina gewordene Direktive vor, wie ich es oben getan habe.

§ 59. Sollten wirklich Beziehungen zwischen dem genitivischen *-ñ* und *-qï* bestehen, so würde wohl ferner eine Revision unserer heutigen Ansichten über das türkische Dativsuffix *-qa*, *-kä* nötig werden: es könnte *-qa* in *-q-a* zu zerlegen sein, ebenso dann wohl auch *-qï* in *-q-ï*; während *-qa* dann ein Kasus der Richtung wäre, würde *-qï* ein Kasus der Ruhe sein. Erstarrt könnte der *-q*-Kasus vorliegen in *yaq* »Seite«, *saq* »Seite« und *sarq* »Seite« (oben S. 29), weil die betreffenden Grundwörter eben meist im »Dativ« gebraucht wurden[1].

Das im § 13 erwähnte *qïšqï* kann erneut im Lokativ stehen: Prob. I 156 $_{3u}$ *qïšqïda* ... *yaiγïda* »im Winter ... im Sommer« (vgl. anderseits das im § 13 $_2$ erwähnte *-taqï*). Wie ist das auch bei gutturalen Wörtern in palataler Gestalt auftretende Suffix *-nikidä* zu erklären? Etwa aus *-niñ-ki-dä*? Im Osttürkischen scheint nur der Lokativ vorzukommen (Prob. VI 134 $_{11}$: *ol oγulnikidä elip bardï*), während das Kirgisische auch den Dativ kennt (z. B. *qandïkïnä* Prob. III 304 $_7$ < *qan-nikinä*: vgl. *šešäsinikinä* oben § 30 7 c, wo der das Possessivpronomen enthaltende Dativ *-nikinä* an *šešäsi* »seine Mutter« angehängt wird). Die palatale Gestalt ist wohl darauf zurückzuführen, daß dieses Suffix zuerst und zumeist bei den Personalpronomen Verwendung fand (z. B. Prob. III 295 $_{12u}$ *bizdikinä* < **biznikinä*).

§ 60. All das ist zweifellos noch sehr problematisch und ich bin weit davon entfernt, mich für Einzelheiten verbürgen zu wollen: im allgemeinen aber ist die Übereinstimmung zwischen den Kategorien *as*, *öñ*, *sar*, *yaq* zu groß, als daß sie auf Zufall beruhen könnte.

Sprachgeschichtlich hat meine Auffassung kaum etwas Unwahrscheinliches an sich; nehmen wir einmal an, das Französische wäre uns nur in seiner neuesten Entwicklungsphase bekannt und als einziger Vergleichsfaktor läge nur etwa das Griechische vor. Wie würden wir da das auslautende *-re* in *genre* erklären können? Daß dem griechischen γένους ein *γενεσος zugrunde liegt, daß das inlautende *-s-* im Lateinischen zu *-r-* geworden war und daß dieses *-r-* der obliquen Kasus dem frz. *-re* entspricht,

Konsonanten wegen das Fehlen des Umlauts auffällt (*asinïdä*!). Wie dem aber auch sein mag, Prob. VI 102 $_{4u}$ kommt *bir däryeniñ astinïda* »im Bett eines Flusses« vor — *ol däryaniñ tägïdin* »vom Grunde des Flusses« (103 $_3$; vgl. SBAW 1915 274 Anm. 2).

[1] Vgl. z. B. im Tarantschi: *qešrγa*, *töräpkä*, *aldrγa*: neben diesen Dativen noch die Lokative und Ablative, andere Kasus wohl unbekannt, d. h. ich glaube, man würde vergeblich versuchen, zu *qešrγa* den Nominativ *qaš* zu erfragen!

hätte nur mit äußerster Mühe eruiert werden können. Ähnlich: *lièvre*, dann *nuit*, *part*, *fleur*, *bœuf*, die als »Nominative« unverständlich geblieben wären.

Gewiß: der Vergleich hinkt und auch Fälle wie *Aix* < (*in*) *aquis* oder *Berry* < (*in*) *Biturigo* (scil. *pago*) entsprechen nicht ganz. Das darf man auch nicht erwarten; es genügt, daß bei seiner rein örtlichen Auffassung fast aller Beziehungen das Türkische seine »obliquen Kasus« verallgemeinerte: dies aber sind die Kasus, die ein örtliches Verhältnis zum Ausdruck bringen, wie Allativ, Adessiv, Direktiv.

Nachtrag.

Im Hinblick auf Br. 202 Anm. 1 möchte ich nachträglich doch noch nachdrücklich auf den Direktiv *äbimrü* »nach meinem Hause« in der uig. Inschrift vom Šine-Usu (Ramstedt, JSFQu. XXX $_3$ 27 $_4$) hinweisen. Trotzdem mögen sich Beziehungen zwischen diesem *-ru*, *-rü* und dem *u*-Gerundium faktitiver Verben (*-uru*, *-aru*; *-turu*; *-γuru*, *-γaru*) im Laufe der Zeit angebahnt haben, wenn sie nicht von jeher schon bestanden haben[1]. Zur sauberen Herausarbeitung dieses Gedankens fehlt uns jedoch heute, soviel ich sehe, jede Handhabe[2]. Anderseits ist das von Br. erwähnte altosm. *čïqarï*, *čïqaru* jedenfalls vom osttürk. *čïqarï watti* in der Kunosschen Jarkender Aufzeichnung (57 $_{10}$) zu trennen; denn das historisch richtigere Lautbild bietet Martin Hartmann in seinem schönen Kaschgartext: *čï*-

[1] Woher es kommt, daß schon inschriftlich der Direktiv auf *-γaru* (*tabγačγaru*!) ausgeht, während das Dativsuffix nur den stimmlosen Guttural (*-qa*, *-kä*) kennt, ist bislang unklar; ist der Suffixanlaut in *-γaru* etwa durch Formen wie *aŋaru*, *yiriŋärü*, *subïŋaru* (II E 40) *yiringärü* (L[6] 13 $_{20}$) beeinflußt? Die im Bull. der Petersburger Akademie 1911, 433/434 und 440 vorgetragenen Theorien finden durch den Lautbestand in den von Ramstedt veröffentlichten uigurischen Inschriften keine Bestätigung.

[2] Zu kökt. *yoqaru* (mit *-q-* für *-qq-* < *-qγ-*?) und *yoγuru* siehe inzwischen meine Bemerkungen in der Hommelfestschrift II 21 ff. Ob aber Faktitiva auf *-γar*, deren Gerundium *-γaru* lauten mußte, in genügender Anzahl vorhanden waren, so daß sie für das *-γaru* des Direktivs verantwortlich gemacht werden könnten, ist fraglich.

Das oben § 48 erwähnte *tärtrü* ist zweifellos ein faktitives Gerundium (**tär-tür-ü*; vgl. § 52 $_3$ Schluß); sieht denn aber *täskäri* nicht auch so aus, als wäre es ein faktitives Gerundium, also gleichsam **täs-kär-ü*? Handlich genug sind ja die Formantien *-türü*, *-trü* und *-gärü*, *-grü*, so daß ihre Übertragung auf »nominale« Stämme uns nicht allzusehr wundern würde: warum aber wäre nirgends die synkopierte Form *-grü*, *-krü* usw. in den Direktiven durchgedrungen (Raquette, MSOS 1914, 232: *yuqárị*!)?

qariwätti neben *čïqadï* und *č'qādä*. Die betreffende Stelle hat in Prob. VI 167 1 *čiqardī*, während eine bisher unveröffentlichte Aufzeichnung A. von Le Coqs sogar *čïqïrwattï*[1] hat. Hartmanns *čïqariwätti* ist aus *čïqarib‿ätti*, d. h. also aus †*čïqarïp ätti* entstanden[2]. Im VI. Band der Proben kommt dieser Komplex allenthalben vor: z. B. 8 18 *čiqerip ättī* (so!) »wies aus«, 111 4 u »schickte fort«, 163 5 u »schickte fort« oder »warf hinaus«; *čiqerip ätidŭ* 43 7 »man läßt laufen«. Weitere Verbindungen von *ät-* mit einem faktitiven Verbum sind im Tarantschibande überaus häufig anzutreffen: 116 34 *öltürip ätiṅlär*; 121 4 u *učurup ättī*; 123 1 u *čapturup ätkänīgä*; 153 7 *kätküzŭp ätiṅ* = 132 1 *kätküzüp ätäi*; 59 9 u *yandurŭp ätti*; 67 5 *qurutup ätti*[3]. Sie erklären das sinnlose *itürüp*[4] *aitiptŭ* (188 3 u), das für *ätiptŭ* verhört worden ist (vgl. *čiqerip ätiptŭ* 64 5 u).

Den strikten Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung liefert Kunos 59 2 u *ū ašnï tükü vattï* mit der Glosse *tašla vattï*. Dieses *tükü vattï* entspricht vollkommen dem *töküp ättī* von Prob. VI 178 8 und an Stelle von *tašla* wäre *tašlai* oder eine seiner Entwicklungsformen zu erwarten, wenn in dieser Bildung das *a*-Gerundium vorläge. Da nun auch A. von Le Coq für das *tökkin* »gieß aus« von Prob. VI 166 1 u das höchst beachtenswerte *töquwat* und für *öltürälin* (167 2) sogar *öltürwattinī* (d. h. *öltürwatinī* < †*öltürüp atalin*) »wir wollen töten« bietet, so steht es angesichts von Kunos *öltörö-vattï* (65 4) und *söndörö-vatañ* (54 4 u) fest, daß neben *ät-* im täglichen

[1] Vgl. zum Vokalschwund das unten zu erwähnende *öltürwattinī*.

[2] Das *w*- von osm. *wur*- »schlagen« < urtürk. *ur*-, in welchem man eine der *y* und *h*-Prothese analoge Erscheinung vermuten könnte, geht meiner Überzeugung nach vielmehr ebenfalls auf das *-p* irgendeines Kopulativs zurück: *tutup urdï* > *tutub urdï* > *tutub‿urdï*, woraus *tutu wurdi* und schließlich ein Verbum *wur*- abstrahiert wurde. Doch mag unmittelbar von *tutub‿urdï* ein **bur*- hergeleitet worden und dies > *wur*- geworden sein zu der Zeit, wo auch *bär*- > *wär*- und *bar*- > *war*- wurde: welche der beiden Möglichkeiten hier den tatsächlichen Verhältnissen entspricht, läßt sich heute noch nicht sagen. Im übrigen scheint es, als seien bei dem Übergang von *b*- > *w*- in diesen Verben satzphonetische Gründe im Spiel (... *üč ōlu‿warmïš*; *bir dā'n bašïna‿warïr*, *köprüyä‿warup*; *salï‿wärdi*, *qarïsïna‿wärdi*). Vgl. das vereinzelte *sėz nėŋä varesėz* (< †*siz närgä barasïz* bei Kunos 48 2, gegen sonstiges *bar*-; *mēlī war kišī* Spr. 66 20, aber *därdī bar kišī* 66 18; *özī wilen* bei Hartmann MSOS 1905 II Z. 7.

Schon das Kiptschakische hatte *wur*- (Houtsma 102).

[3] Vgl. *mándurúp at*- »fortschicken (einen Boten usw.)« in Spr. 81 a = *ēbärmäk*, *ēwärmäk* Spr. 83 b = tar. *äwät*-, *äwärt*-, doch können diese außer von Boten, Leuten, Truppen u. dgl. auch von Briefen usw. gebraucht werden (VI 10 10 u, 57 12).

[4] Das Wb. kennt nur das ablautende *itär*-, das Prob. III 281 1 zu *išär*- verdruckt ist.

Gebrauch auch *at-* vorhanden ist. Vgl. Raquette JSFOu XXVI$_3$ 24 und MSOS 1913, 187$_4$, der hier ausdrücklich ebenfalls mit *ät-* und *at-* rechnet, während Schriefl (KSz XV 286/7), der die tar. Beispiele[1] übersehen zu haben scheint, nur *at-* anerkennen will: wie er dabei die palatalen *k*-Laute in *bäkitip ätkän* (VI 75$_{12}$) »er verschloß« und *solap ässäk* < †*ätsäk* (VI 83$_{1u}$), »wir wollen (ein-)sperren«[2] erklären will, läßt sich nur vermuten, bleibt aber vorläufig besser unerörtert.

---

[1] Schriefls Bemerkung (287, Anm. 1), das Tarantschi kenne *ät-* nur als Umlautsform von *at-*, enthält jedenfalls einen schweren Irrtum, denn die oben erwähnten Formen *ättī* und *ätkänīgä* gehören nicht zu *at-*, sondern — vorausgesetzt, daß sie richtig aufgenommen worden sind — zu *ät-*. Wären sie von *at-* abzuleiten, so müßten sie *atti* (Prob. VI 199$_{6u}$) und *atqenīγa* lauten, da der *i*-Umlaut nicht über zwei Konsonanten hinweg wirkt. Ferner liegt nur *ät-* »machen« vor in *aš ätidīγan χotun* »Köchin« 143$_{10u}$ und *aš ätädīγan kiši* »Koch« 45$_{1u}$; vgl. 65$_{3u}$, 179$_3$ *nan ätip* »Brot backend«. Daß aber *sän bj* (< *bir*) *qazandá polā aš ätkil* in Hartmanns Čilten 196 mit Schriefl durch »wirf Pilawspeise (vgl. Wb. IV 1163: OT *palau*; zu *-o-* < *-a-* meine Bemerkung in KSz XVII 122$_5$) in einen Kessel« übersetzt werden könnte, ist ganz ausgeschlossen, da — abgesehen ganz von dem ungewöhnlichen Dativ — *ätkil* nicht *atqïl*, *atqil* ist und außerdem der Erzähler für »wirf« doch wohl *sal* gebraucht hätte. Übersetze: »bereite Pilaw in einem Kessel«.

Ganz deutlich liegt auch *ät-* vor in Hartmanns Kaschgartext 36 *atnå yükütʼp ätmislä* < *atni ürkütip ätmä-slär* »macht den Gaul nicht scheu« (Sul.-Kunos 78 *hürkatmak* [!]: dies mit *h*-Prothese: *yüküt-* < **yüküt-* < **yürküt-* mit *y*-Prothese = *ürküt-*, Faktitiv zu *ürk-* »erschrecken, scheu werden«).

Das in Kunos' Jarkender Text 44$_8$ vorliegende *etetken djäp* möchte ich auch lieber durch *ätädiγan käp* als durch *aitadiγan käp* erklären, obwohl mir die seltene Konstruktion von *käp* mit *ait-* bekannt ist (z. B. Prob. V 45$_{1333}$).

Zweifel könnten bei dem genugsam bekannten Zustand der Tarantschitexte allenfalls in Fällen wie 33$_{13}$, 108$_{10u}$ *zindanγa selip ättī* »er warf ins Gefängnis« entstehen: wer aber hier in *ättī* eine Ableitung von *at-* suchen will, müßte notwendigerweise *ättī* zu *attī* »emendieren«. Dagegen sind in den ganz literarischen Formen *ätädů* (41$_{6u}$, 198$_{11u}$) und *čiqip ätümiz* »wir werden hinaustreten« (198$_{10u}$) Gründe, die den Umlaut rechtfertigen würden, schlechterdings unauffindbar. Wo findet Schriefl sie in *öltürüp ätär* (32$_{14}$) oder *besip ätättī* (60$_{14u}$)? Wenn schließlich der Herausgeber des Tarantschibandes z. B. 38$_2$ *öltürüp ätip*, 42$_{11}$ *elip ätip* mit *at-* verknüpft hätte, so würde er zweifellos *etip* geschrieben haben, wie z. B. 62$_{3u}$ *miltikbilän etip* — freilich muß zugegeben werden, daß die Zeichen für den *i*-Umlaut von *a* (d. h. *e*) und für ursprüngliches *ä* keineswegs immer sauber auseinandergehalten werden; berechtigt ist dagegen der Wechsel bei *elip* < †*alip* = *alip*, neben dem bei palatalen Verben das kontrahierte *äp* auftritt, z. B. 65$_9$ *äpčiqip* (!), 134$_{5u}$ *äpkälgän* usw., denn hier liegen fakultative Kontraktion und palataler Ausgleich zeitlich vor dem Inkrafttreten des *i*-Umlauts: kir. *ekpälämin* metathetisch für †*äp-kälämin* III 286$_4$ < *alïp kälä-män*; tüm. *äpkilär* IV 311$_{9u}$ < *alïp kilär*: alt. *äkkälip* I 177$_{15}$ = *aqkälip* I 102$_{572}$, küär. *aqkälïp* II 691$_{15}$.

[2] Zu *sola-* vgl. M^3 35 und Pelliot im T'oung Pao 1914, 243 Anm. 1, wonach es zu *so* »Kette« < dem Chinesischen (M^2 81) gehören soll.

Stehen also heute *ät-* und *at-* gleichberechtigt nebeneinander, so muß doch erst eine spätere Untersuchung erweisen, ob dies nicht einer durch die zersetzende Wirkung des *i*-Umlauts hervorgerufenen Trübung des Sprachgefühls zuzuschreiben ist, oder ob gar *ät-*[1] und *at-* bei gewissen Komplexen aus dem weite Gebiete beherrschenden Hilfszeitwort *yat-*, *čat-* verderbt sind?

Wie das Ergebnis dieser Untersuchung aber auch lauten möge: immer wird sie nur den Nachweis erbringen können, daß nicht das Gerundium auf *-ï*, *-u*, sondern das auf *-p* die unmittelbare Grundlage der Bildungen wie *čïqarïwätti* bildet. Seit wann aber und auf welchen Gebieten letzteres das erstere verdrängt hat, das steht in einem andren Kapitel.

[1] Wie *qïl-* so bedeutet übrigens auch *ät-* »stecken«; vgl. oben S. 31 Anm. 3 und Wb. I 838₁₅ff. Im Osmanischen sagt man auch *dïšarï ät-* »hinauswerfen«, wo freilich ganz fein redende Leute wieder lieber *at-* gebrauchen wollen.

Verzeichnis der Wörter und Formen.

Einfache Zahlen verweisen auf die Paragraphen. $3_{\mathbf{4}}$ bedeutet: § 3 Unterabteilung $\mathbf{4}$
7_{3} bedeutet: **Seite** 7 Anmerkung 3.

[1] Vgl. z. T. sañar und -sär im Wb. und Prob. I 182_5 uff.

ABHANDLUNGEN

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1917

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

Nr. 7

ÜBER DIE VON PROKOP BESCHRIEBENE KUNSTUHR VON GAZA

MIT EINEM ANHANG ENTHALTEND TEXT UND ÜBERSETZUNG DER ΕΚΦΡΑϹΙϹ ΩΡΟΛΟΓΙΟΥ DES PROKOPIOS VON GAZA

VON

H. DIELS

MIT 2 TAFELN

BERLIN 1917

VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Gelesen in der Gesamtsitzung am 19. Juli 1917.
Zum Druck eingereicht am 8. November, ausgegeben am 29. Dezember 1917.

Die außerordentliche Blüte der Wissenschaft, die in Alexandreia im dritten Jahrh. v. Chr. erreicht wurde, hat natürlich die Technik auf allen Gebieten mächtig gefördert, am meisten wohl die Uhrmacherkunst, die von Anfang an auf den engsten Zusammenhang mit der astronomischen Wissenschaft angewiesen war und an ihren Fortschritten teilnahm. Wie der griechische Name dieser Kunst besagt, entwickelte sich die »Gnomonik« aus der von den Astronomen immer mannigfacher und feiner ausgebildeten Beobachtung des Schattenzeigers, den die Ionier im sechsten Jahrhundert von den Babyloniern übernommen hatten. Man bildete aber neben dem Gnomon gleichzeitig die auch im Gerichtswesen verwendete Klepsydra immer wissenschaftlicher aus, so daß schon Plato durch Anwendung des Kapselhebers, der wie ein Relais wirkt, eine Weckeruhr konstruierte[1] und der bedeutendste der alexandrinischen Ärzte, Herophilos (um 300 n. Chr.), den Puls mit einer feinen Klepsydrauhr maß[2]. Den Höhepunkt technischer Meisterschaft erreicht die Gnomonik mit Ktesibios, der unter Philadelphos seine mannigfaltigen Werke schuf. Sie zeigen ähnlich wie die historische Wissenschaft dieser Zeit einen Zug ins Gefällige, um nicht zu sagen Spielerische. So ist Ktesibios, dessen Trinkhorn mit automatischem Flötenton von dem gleichzeitigen Dichter Hedylos gepriesen wird[3], auch der Schöpfer jener kunstreichen Uhren, welche die Verbindung des mit Wasser getriebenen Werkes mit allerlei zierlichen Ausgestaltungen der ebenfalls von ihm virtuos entwickelten Automatenkunst zeigen. Da die Enzyklopädie des Heron, die den Späteren die alexandrinische Technik vermittelt, den Abschnitt über

---

[1] Siehe meine Rekonstruktion *Berl. Sitzungsber.* 1915, 824. Über die dabei angewandte Krafteinschaltung (Relais) s. Feldhaus, *Geschichtsblätter f. Technik* II (1915) 261.

[2] Marcellus de puls. c. 11 ed. H. Schoene (Basler Festschr. 1907) S. 463.

[3] Athen. XI 497 DE. Über den Zusammenhang mit Platos Erfindung spricht Aristokles bei Athen. IV 174 c. ff. Siehe *Berl. Sitzungsber.* a. a. O. 824. Ein ähnliches Kunstwerk (*Triton canorus*) stellt der Verfasser des Gedichtes Aetna 294 nach dem Vorgang des Poseidonios zur Erklärung der Erdbeben mit der Wasserorgel (*cortina*) zusammen. Siehe Sudhaus z. d. St. Gronau, *Poseidonios* S. 238.

die Herstellung der Uhren verloren hat[1], können wir die Einzelheiten nicht mehr übersehen. Vitruv hat den späteren Ktesibios mit Beinamen Κουρεύς mit dem älteren großen Ktesibios zusammengeworfen und aus dem Spitznamen entwickelte legendarische Anekdoten statt genauerer chronologischer Angaben mitgeteilt[2]. Doch erwähnt er bei den Uhren des Ktesibios bewegliche Figürchen, drehbare Stundenzeiger, herabfallende Steinkugeln oder Eier oder Trompetensignale, welche die abgelaufenen Stunden anzeigen, und sonstige Allotria, die allesamt vermittels eines künstlichen Räderwerkes von dem einen Wassermotor aus in Bewegung gesetzt wurden[3].

Diese Einzelheiten kehren bei den wenigen Beschreibungen, die aus dem Altertum von diesen komplizierten Uhrwerken erhalten sind, mehr oder weniger wieder, so daß wir mit Sicherheit behaupten dürfen, die Idee der Kunstuhr, wie sie von den Griechen zu den Römern und Arabern, dann zu den mittelalterlichen Klöstern und Kirchen überging, stammt aus der Werkstätte des Ktesibios und hat sich mit großer Zähigkeit in den einzelnen Zügen der technischen Erfindung bis spät erhalten. Ich beabsichtige, diesen Siegeszug der alexandrinischen Technik anderen Ortes im Zusammenhange darzulegen. In der vorliegenden Abhandlung möchte ich nur eine ausführlichere Beschreibung einer solchen Kunstuhr, wie sie Prokopios von Gaza an der Wende der alten und neuen Welt geliefert hat[4], einer genaueren Betrachtung unterziehen. Zwar hat schon Stark[5] in seinem Buche über Gaza die Ekphrase des Prokop, die man damals noch für ein Stück des Chorikios hielt[6], in nicht ungeschickter Weise wiedergegeben als merkwürdiges Dokument des letzten Aufleuchtens hellenischer Kunstfreudigkeit, ehe die christliche und islamische Bilderstürmerei hereinbrach. Aber da der vorliegende griechische Text nur in den mangelhaften Aus-

---

[1] Nur Pappus hat ein Fragment aus dem ersten Buche Περὶ ὑδρίων ὡροσκοπείων gerettet, abgedruckt in W. Schmidts Heron I 506.

[2] IX 8, 2.

[3] IX 8, 5 *item aliae regulae aliaque tympana ad eundem modum dentata una motione coacta versando faciunt effectus varietatesque motionum, quibus moventur sigilla, vertuntur metae, calculi aut ova proiciuntur, bucinae canunt reliquaque parerga.*

[4] Die Zeit des Prokop, der 62 Jahre alt ward, läßt sich nicht sicher bestimmen. Ich setze ihn von 473 bis 535, da er vor 536 bereits gestorben zu sein scheint. Siehe die Revision dieser Frage bei Würthle. *Die Monodie des Michael Psellos* (Paderborn 1917) S. 96ff.

[5] *Gaza* (Jena 1852) S. 601f.

[6] Siehe Vorwort zu meinem Text im Anhang S. 26.

gaben von A. Mai und Boissonade[1] vorlag und eine technische Rekonstruktion, die mit der Herstellung des Textes Hand in Hand gehen muß, nicht beabsichtigt war, gibt die Starksche Schilderung nur ein blasses und zum Teil unrichtiges Bild des Kunstwerkes. Ich lege meine im Anhang auf Grund neuen Materials gegebene Rezension und Ergänzung des lückenhaften Textes zugrunde und wende mich sofort zur Rekonstruktion der Uhr[2].

Für die Beschreibung ist vor allem festzuhalten, daß Prokop für das Technische keinen Sinn und kein Verständnis hat. Das Absehen dieser hohlen Rhetorik ist lediglich darauf gerichtet, das Äußerliche des Wunderwerkes so zu beschreiben, daß der Schriftsteller mit dem Künstler in einen Wettkampf eintrete und jener in den Augen des Publikums dabei den Sieg erringe, wovon das Vorwort mit falscher Bescheidenheit freilich das Umgekehrte in Aussicht stellt. Man kann sich schwer vorstellen, daß diese Stadtuhr gänzlich ohne die üblichen astronomischen und kalendarischen Einrichtungen gewesen sein soll, aber in der erhaltenen Beschreibung ist nichts davon angedeutet, und ob der weggefallene Schluß der Ekphrasis etwa darauf zu sprechen gekommen wäre, muß dahingestellt bleiben. Der ganze Charakter der Darstellung, die scheinbar einem ungenannten Freunde (§ 10 ὦ φιλότης), in Wirklichkeit aber dem »lieben Leser«, d. h. dem großen Publikum, gewidmet ist[3], trägt den klassizistisch-literarischen Charakter, der

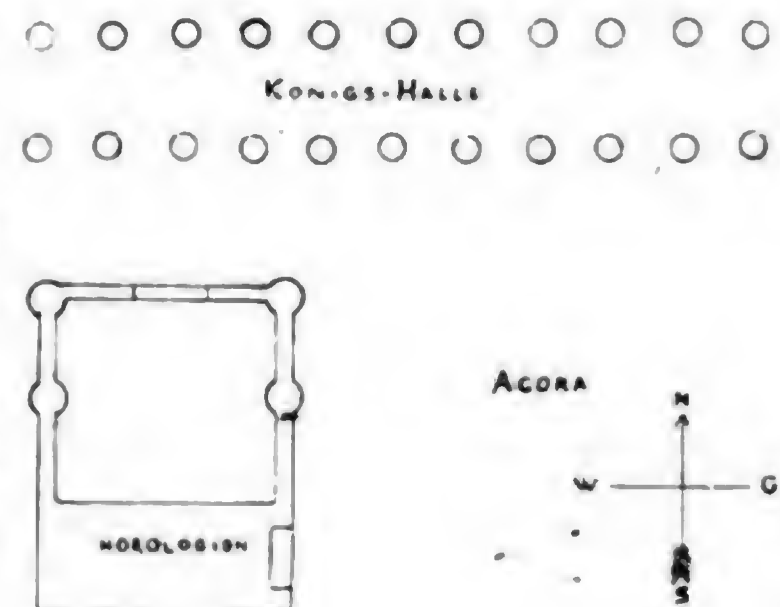
[1] Mai Spicilegium rom. V 420ff. Choricius cur. Boissonade 149—155. Siehe Anhang.

[2] Ich bin dabei durch die freundliche Unterstützung des Hrn. Prof. Noack und des Hrn. Regierungsbaumeisters Dr. Krischen in Berlin wesentlich gefördert worden, wofür ich auch hier meinen wärmsten Dank ausspreche. Leider war es dem Architekten vor seiner Abreise nach dem Kriegsschauplatz nicht möglich, seine Skizze des Gebäudes genauer auszuführen und mit meiner Rekonstruktion in den Einzelheiten auszugleichen. Ich gebe daher auf Taf. I seine Gesamtansicht unverändert und habe meine Abweichung von Einzelheiten der Uhrfront in dem von Hrn. Prof. Adolf Meyer (Berlin) gezeichneten Aufriß auf Taf. II zum Ausdruck gebracht. Denn ich nehme an, daß das Ganze nach dem Zustand der Kultur in Gaza um das Jahr 500 etwas antiker anmutete, als es der Architekt dargestellt hat.

[3] Über diese Anrede, deren sonstiges Vorkommen bei Prokop ich zu dem Text § 10 notiert habe, vgl. B. Friedländer, *Joh. v. Gaza* (Leipzig 1912) S. 91[2], der darin nur eine gewisse Lebhaftigkeit der Darstellung erkennen möchte. »Es ist, als ob er mit einem einzelnen vor dem Bilde steht, und man wird an Philostrat erinnert.« Dies hängt mit der Absicht der Ekphrasis überhaupt zusammen. Friedländer denkt (S. 1[2]) sich die Beschreibung als Vorbereitung des Zuhörers für die Betrachtung. Allein, was uns das Natürliche erscheint, daß ein solcher Vortrag zu dem vor der Uhr versammelten Publikum gehalten

die schattenhaften Produkte der gazäischen Rhetorenschule auszeichnet. Das Ganze ist durchwoben von Reminiszenzen und Anspielungen auf die landläufigen Schulschriftsteller. So beherrscht den Auftakt (§§ 1—9) die Erinnerung an die ἔργα μεγάλα τε καὶ θωμαστά Herodots und die Automaten des Hephaistos, die Homer beschreibt. Ein verdrehtes Zitat des Ἰωνικὸς συγγραφεύς (§ 9) schließt das Proömium ab.

Zu Beginn der eigentlichen Ekphrasis steigt der Vortrag mehr auf den Boden der Wirklichkeit herab, so daß die Lage des kleinen Gebäudes, in dem die Kunstuhr angebracht war, einigermaßen deutlich wird. Wir sehen einen Platz in der Mitte der Stadt vor uns, vermutlich den Marktplatz. In einer Ecke müssen wir uns den Horologionbau errichtet denken. Mit seiner Hinterwand lehnte er sich vermutlich an andere Gebäude an. Die Vorderseite liegt gegenüber der Königshalle (βασίλειος στοά § 11) und auf der Linken (vom Beschauer aus) dehnt sich ein freier Platz, den ein riesiges Menschengewimmel zur Sommerzeit erfüllt. Der Bau selbst besteht aus dem eigentlichen Uhrgehäuse und einem Vorbau. Je zwei Säulen sind der Front des Gebäudes vorgebaut, welche die Ost- und Westseite einnehmen und die das zum Schutz der Uhr gegen die Witterung notwendige Dach der Säulenhalle tragen, das wohl mit dem des Hauptbaues vereinigt war. Die Vorhalle sicherte das eigentliche Werk vor etwaigen Beschädigungen. Marmorschranken, oben mit eisernen Spitzen versehen, hielten die mutwillige Straßenjugend in einiger Entfernung, und die Gorgo, die vom Giebel schreckhaft herniederschaute, sollte die Frevler bannen. Der Grundriß mag also nach der Beschreibung (§ 10—16) etwa nebenstehende Gestalt gehabt haben:



werde, wie der Kustode jenes Kunstwerks es wohl täglich, wenn auch weniger geziert, gemacht haben wird, davon wird nichts angedeutet, und die Anrede muß sich also wie in der von Friedländer a. a. O. Anm. 3 angeführten Stelle des Chorikios an das Lesepublikum wenden. Der Rhetor denkt dabei nicht nur an die Leute, die sich etwa bei dem Kustoden noch die Beschreibung kaufen, wie heutzutage den Katalog der Kunstausstellung oder den Text der Oper, sondern vor allem an die literarischen Feinschmecker, welche auch ohne das Objekt sich an dem Stile des gefeierten Rhetors berauschen. Der Schriftsteller sorgt gewiß für den Ruhm des von ihm begönnerten Künstlers, dessen Namen er übrigens getreu der antiken Verachtung der Techniker verschweigt, allein noch mehr sorgt er für die eigene Reklame.

Da der Ekphrast zuerst die Gorgo erwähnt hat, die im Giebel ihren natürlichen Platz hat, so beginnt er seine Beschreibung von oben. Wenn das der Vorhalle und dem Uhrgebäude gemeinsame Dach, wie ich annehme, sich über der Frontwand beschattend erhoben hat, wird das Gorgohaupt wohl als Mosaik auf Goldgrund gedacht werden müssen, wie das Zeitalter des Prokop es liebte. Den Eindruck dieses Bildes denke ich mir ähnlich überwältigend wie das Christushaupt in der Apsis der Kirche zu Monreale bei Palermo oder die auch zeitlich sich deckenden Mosaiken Ravennas[1]. Verstärkt wurde der Ausdruck des Medusenhauptes durch die Einrichtung des Uhrwerkes. Mit dem Schlage der abgelaufenen Stunde begannen die Augen zu rollen, was, wie Prokop bemerkt, das besondere Staunen und Schrecknis der Zuschauer hervorruft[2].

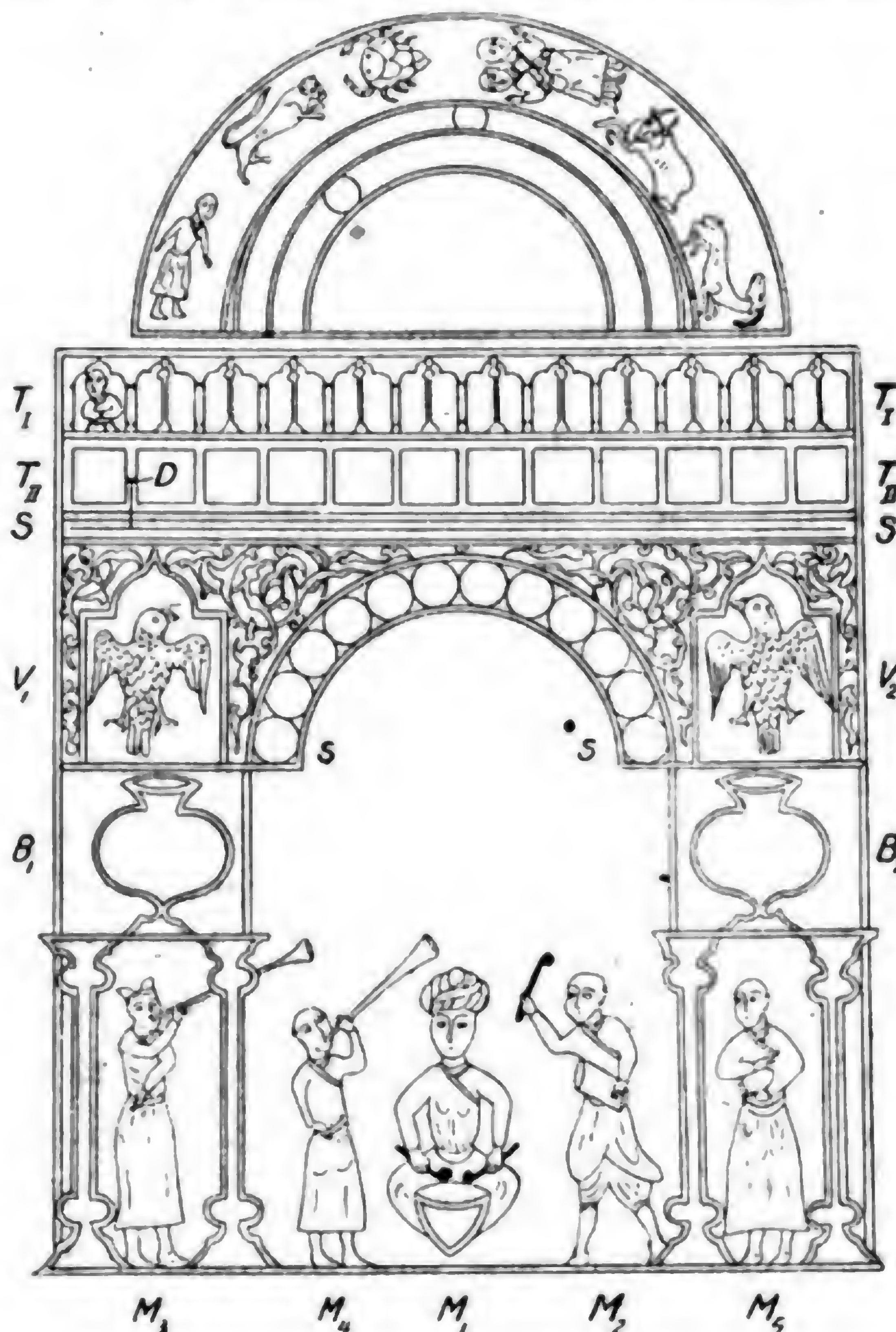
Indem nun die Beschreibung der Reihe nach weitergeht, gelangt sie zu den Türen, welche die Stunden der Nacht und des Tages darstellen. Wir hätten wohl keine deutliche Vorstellung dieser Einrichtung, wenn die Araber nicht in Anlehnung und Fortbildung der griechischen Vorbilder und ihrer damals unzweifelhaft noch vorhandenen technischen Hilfsbücher uns Beschreibungen und Abbildungen ähnlicher Kunstuhren hinterlassen hätten. So beschreibt Gazari, der im Dienste der Urtuqiden stand und 1206 ein umfangreiches illustriertes Werk über Uhren und pneumatische Instrumente und Anlagen veröffentlichte nach dem Vorgange der Benû Mûsâ, die als Astronomen und Techniker sich um 850 betätigten, eine Kunstuhr, die offenbar unter Anlehnung an antike Vorbilder (er zitiert für eine andere Uhr Archimedes) zustande gekommen ist[3]. »Das Äußere«, sagt er S. 62, »stellt ein Gebäude dar, das sich um zwei Mannshöhen von der Erde aus erhebt und das alles in sich faßt, was zum Bestimmen des

[1] Vgl. unser Berliner Mosaik aus S. Michele in Affricisco zu Ravenna (a. d. J. 545).

[2] Ähnlich wirkt das Wahrzeichen Stettins, die Schloßuhr, die Kugler, *Baltische Studien* 1840 VIII A 156 (*Pommersche Kunstgeschichte*) beschreibt. Die Uhr besteht aus einem großen abenteuerlichen Gesichte, dessen Augenbewegung den Perpendikelschlag angibt und dessen Mund die Ziffer des täglichen Datums hält. Eine kleine, zur Hälfte hervorragende männliche Figur schlägt auf zwei Glocken die Stunde. Daneben ist die Jahrzahl 1736 angebracht. Es scheint, daß Friedrich Wilhelm I., der sich die Sorge um Stettin sehr angelegen sein ließ, diesen absonderlichen Schmuck des Schloßturmes angegeben hat.

[3] Siehe die dankenswerte Bearbeitung der arabischen Überlieferung bei E. Wiedemann *Über die Uhren im Bereich der islamischen Kultur* (Nova Acta der Kais. Leop.-Carol. Dtsch. Akad. d. Naturf. C 5, Halle 1915). Der Titel von Gazaris Werk ist *kitáb fi Márifat al Ḥijal ol handasija*, d. h. Werk über die Kenntnis der mechanischen Anordnungen.

Ablaufs der Stunden dient. In diesem Gebäude ist eine Türe, die etwa 9 Spannen hoch und $5^1/_2$ Spannen breit ist. Diese Tür ist durch eine Wand aus Holz oder Bronze (*Ṣufr*) verschlossen. An ihrem oberen Ende befinden sich auf einer geraden Linie 12 Türen (T_I), jede Türe hat zwei Türflügel, die zu Beginn des Tages geschlossen sind. Unter ihnen und parallel zu ihnen sind weitere 12 Türen (T_{II}) mit je einem Türflügel, alle diese zeigen zu Beginn des Tages dieselbe Farbe. Unterhalb der Türen T_{II} ist ein um Fingerbreite über die Fläche der Wand vorspringendes Gesims *SS*. Am Anfang des Gesimses befindet sich eine einem *Dinâr* ähnliche Mondsichel *D*. Wandert die Mondsichel auf dem Gesims, so geht sie längs der Vorderflächen der Türen T_{II} bis ans Ende des Gesimses. Unter dem Gesims befinden sich an beiden Enden der Wand zwei Vertiefungen, ähnlich Nischen. In ihnen sind zwei Vögel ($V_1 V_2$) mit ausgebreiteten Flügeln, die auf ihren Füßen stehen. Zwischen den beiden Nischen sind 12 runde Scheiben (*ss*) aus Glas angebracht, die so aneinandergereiht sind, daß sie gleichsam einen Halbkreis bilden, dessen konvexe Seite nach oben liegt. Vor jedem Falken (Vogel) befindet sich ein Becher (*Qandil*) ($B_1 B_2$), der fest auf einem Postament außerhalb der Vorderwand steht. In jedem Becher ist eine Zimbel aufgehängt.



Unten an der Wand stehen verschiedene Gestalten, nämlich von zwei Trommlern ($M_1 M_2$), von zwei Trompetern ($M_3 M_4$) und einem Zimbelisten (*Ṣanndg*) (M_5). Oberhalb der Wand ist ein nach oben konvexer Halbkreis angebracht, auf seinem Umkreis sind von den 12 Tierkreisen sechs sichtbar, darunter ist eine Sphäre mit der Sonne, nämlich einer

goldenen Scheibe, darunter eine Sphäre mit dem Mond, einer Scheibe aus Glas.

Das Wesentliche ist nun das Folgende: Am Anfang des Tages beginnt die Mondsichel [vor den Türen T_I] ihre wohlgeordnete unmerkliche Bewegung, bis sie bei ihrer Wanderung an einer Türe vorbeigegangen ist und gerade zwischen der ersten und zweiten Türe steht. Dann öffnen sich die beiden Flügel der ersten Türe und aus ihr tritt eine Figur hervor, wie sie gerade der Künstler zu bilden Lust gehabt hat; sie bleibt so stehen, als ob sie plötzlich erschienen (aufgegangen) wäre, ferner kippt die erste Türe T_{II}, an der die Mondsichel vorbeigegangen ist, um und nimmt eine andere Farbe an, die Vögel neigen sich, bis sie sich den Bechern nähern. Dann werfen sie aus ihren Schnäbeln zwei Kugeln auf die beiden Zimbeln und man hört weithin einen Klang. Dann kehren die Vögel in ihre Lage zurück. Das geschieht nach Ablauf jeder Stunde, bis die sechste Stunde vollendet ist, dann trommeln die Trommler, blasen die Trompeter und schlägt eine Weile der Zimbelschläger. Ebenso geschieht es nach der neunten und zwölften Stunde.

Bei den Sphären spielt sich die Sache folgendermaßen ab: Am Anfang des Tages befindet sich der Sonnenmittelpunkt auf demjenigen Grad des Tierkreises, auf dem er sich wirklich an diesem Tage am östlichen Horizont befindet, dieser will eben aufgehen, der ihm gegenüberliegende Grad will eben untergehen. Jedesmal wenn ein Grad eines Tierkreiszeichens aufgeht, geht der ihm gegenüberliegende unter. Die Sonne steigt bis zur Mitte des Tages in die Höhe, dann sinkt sie bis zu dessen Ende hinab. Der Sonnenmittelpunkt will dann untergehen. Die sechs Tierkreiszeichen, die aufgegangen sind, gehen nun unter, und die sechs, die untergegangen sind, gehen auf. Je nach der Zeit steht die Sonne verschieden hoch. Ist es der Tag des Krebses, so erreicht die Sonne ihre höchste Höhe, ist es der des Steinbocks, ihre größte Depression.

In der Nacht sieht man den Mond in dem ihm entsprechenden Tierkreiszeichen auf dem betreffenden Grad in der Gestalt, die er in dieser Nacht hat. Bildet er die eben erscheinende Mondsichel, so ändert diese sich allmählich in den Vollmond, steht er als Vollmond da, so geht er allmählich in Neumond über.

Ferner beginnt am Anfang der Nacht auf der ersten Glasscheibe (*s*) Licht zu erscheinen, so groß wie ein Abschnitt von einem Nagel (*Qulâma*);

dies Licht nimmt zu, bis die ganze Scheibe mit Licht erfüllt ist. Dann ist von der Nacht eine Stunde verflossen. Bei den folgenden Scheiben spielt sich dasselbe bis zur sechsten ab. Dann vollzieht das Musikkorps (*Arbâb al Malâhi*) in der Nacht seinen Dienst wie bei Tage und ebenso bei der neunten und zwölften Stunde, die dem Ende der Nacht entspricht: dann sind alle Scheiben mit Licht erfüllt«.

Die Uhr des Gazari hat mit der von Gaza die Türen, die Adler (Falken) und die Musik gemein. Aber sie hat, abgesehen von den Bahnen für Sonne und Mond, noch die doppelten Türen, um die Tagesstunden zu bezeichnen. Dies ist notwendig, weil hier die einzelnen Stunden durch die jedesmal gleichmäßig fallenden Kugeln nicht genügend unterschieden werden. Darum ist die untere Reihe der Tagestüren, die sich umdrehend die Farbe wechseln, neben der Mondsichel dazu bestimmt, die Reihenfolge der einzelnen Stunden außer den Hauptabschnitten 6, 9, 12 anzugeben. Es ist aber klar, daß bei der Uhr von Gaza, die, wie sich ergeben wird, die verschiedenen Stunden durch die Reihenfolge der Heraklesarbeiten und dazu durch die Schläge des Schallbeckens leicht zu Gesicht und Gehör bringen konnte, eine solche Verdoppelung sinnlos gewesen wäre. Trotzdem zeigt der hier leider lückenhafte Text eine doppelte Reihe von Türen; ich habe daher vermutungsweise die bei dem Araber andersartig angeordnete Reihe der Nachtfenster, die durch ein vorrückendes Licht die Stunden der Nacht anzeigen, auf die obere Reihe der Türen übertragen[1]. Denn die arabische Dublette sieht wie ein stehengebliebener Rest des griechischen Originals aus.

Diese oberen Türen, hinter denen ein Licht erscheint, wenn sie nachts der Reihe nach sich öffnen, sind, wie es verständlich ist, ohne künstlerischen Schmuck geblieben, den man in der Nacht ja doch nicht erkannt hätte[2]. Darum übergeht sie der Ekphrast mit einer scherzhaften Wendung. Er denkt sich als Erklärer vor dem Kunstwerk stehend und meint, wenn die Zuschauer die Enthüllung der unteren Türen der Reihe nach hören

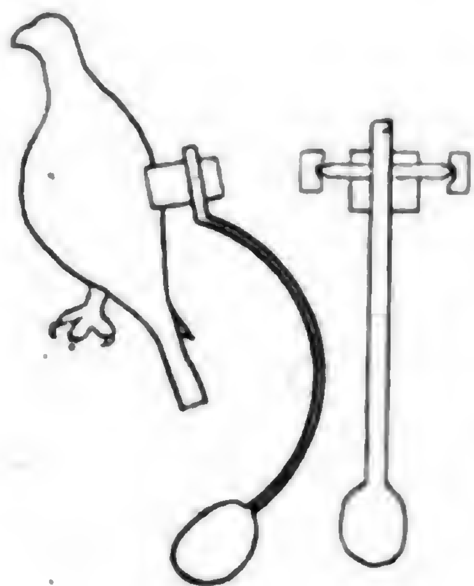
[1] Ich darf nicht unterlassen zu bemerken, daß diese Stelle nicht nur die empfindlichsten Lücken, sondern auch offenbare Schäden des lesbaren Textes aufzuweisen hat. Die Herstellung ist daher hier mehr als sonst auf Konjektur angewiesen.

[2] Ob sie viereckig waren wie Gazaris Farbentüren, oder rund wie seine über dem Torbogen angebrachten Nachtfenster, ist zweifelhaft. Der Architekt wählte als gefälliger die Rundform, der Philologe wird vielleicht die viereckige Türform vorziehen, da sonst wohl θύραι und θυρίδες im Texte unterschieden wären.

wollten, könnten sie bis zum Abend warten, und dann hörten sie etwas, was sie vermutlich nicht interessieren dürfte. Aber — nun versetzt er sich lebhaft unter die Zuschauer, die am Tage vor dem Kunstwerk stehen — da regt sich's ja schon in der Mitte des Baues: ein Adler entfaltet die Schwingen und schießt nach vorn, darunter öffnet sich die Flügeltür an der Stelle, auf die der vorüberwandelnde Helios mit seiner Hand weist, und heraus tritt Herakles mit dem Attribut des betreffenden Sieges, und der Adler bekränzt den Helden, der sich dann gegen das Publikum verneigt und mit dem Kranze auf dem Haupte in seine Klause zurückzieht.

Was das Technische betrifft, so läßt uns der Sophist vollständig im Stich. Vielleicht reichte sein Sachverständnis nicht zu oder er verachtete dies Mechanische als banausenhaft, vielleicht aber fürchtete er auch den Eindruck des Wunderbaren, der die Phantasie mächtig anregt, zu zerstören, wenn er in die Welt der Räder und Maschinen einführte und so das Rätsel der Bewegung preisgab. Die technischen Bücher, wie das Automatenbuch des Heron (I S. 338 ff., ed. Schmidt), ersetzen uns ebenso wie die späteren ausführlichen Beschreibungen der Araber (namentlich Riḍwân übersetzt bei Wiedemann, *Uhren im Islam*, S. 176 ff., der eine griechische Vorlage »Archimedes« verbessert und erweitert) einigermaßen diesen Mangel. Sie lassen uns ahnen, wie aus der einheitlichen Wasserkraft, die z. B. durch den Schwimmer auf eine sich drehende Welle übertragen werden konnte (wie bei dem *Horologium anaphoricum* des Vitruv IX 8, 8), eine Fülle von einzelnen, durch Gewichte ablaufenden Maschinen in Bewegung gesetzt wurden, welche die einzelnen Figuren regierten. So läßt sich z. B. die scheinbar so komplizierte Bewegung der Adler ohne Schwierigkeit in verschiedener Weise bewerkstelligen. Man kann entweder annehmen, daß der Adler auf einer schiefen Ebene herabglitt, während die bisher anliegenden Flügel durch hinterwärts angebrachte Kettchen, die nun anziehen, zur Entfaltung gebracht wurden. Der Kranz fiel dann am Ende dieser Bahn mit dem unteren Ende auf das Haupt des Herakles und blieb dort, wenn die Klammer der Krallen beim Rückzug sich löste, liegen. Dies ist die eine, von Hrn. Krischen vorgeschlagene Lösung. Eine andere entnehme ich den Arabischen Detailzeichnungen[1].

[1] Riḍwân bei Wiedemann, a. a. O. Fig. 127, 133 und 133a. Unsere Abbildung (S. 12) stellt eine Wiedergabe der letzten Figur dar mit Weglassung der für diesen Zweck entbehrlichen Einzelheiten: links Längsschnitt durch den Vogel, rechts Draufsicht auf die Drehmechanik.



Hier ist ähnlich wie bei unsern nickenden Papageien, die als Kinderspielzeug beliebt sind, die Vor- und Abwärtsbewegung durch ein im Rücken an einem Draht angebrachtes Gegengewicht ermöglicht. Der Draht ist an einer im Hintergrund angebrachten Querachse drehbar befestigt. Wenn das Gegengewicht durch einen Zug der Maschine bei Ablauf der Stunde in die Höhe gehoben wird, senkt sich der gegenüberliegende Vogel hinab und bringt von vorn gesehen, namentlich auch durch die Bewegung der sich entfaltenden Schwingen, den Eindruck des Herabfliegenden hervor. Ich möchte daher aus konstruktiven Gründen (ganz abgesehen von der Kontinuität der Tradition) dieser Einrichtung den Vorzug geben. Die Lösung der Krallenschließung konnte einfach dadurch bewerkstelligt werden, daß die hinteren Krallen beim Niederschweben auf eine Querleiste aufstießen, die sie in die Höhe bogen, und dadurch den Kranz freigaben. Nicht ganz verständlich ist uns die Schlußbemerkung § 45: der Adler, der so pünktlich dem Kommando gehorchte, würde eine gute Jagd ermöglichen, wenn er mit Herakles auszöge, allein er bleibe an seinem Platze, den er wieder eingenommen. Wahrscheinlich bezieht sich dies auf die im Orient stets beliebte Abrichtung der großen Raubvögel zur Jagd[1], aber welche besondere Anspielung hier vorliegt, entzieht sich unserer Kenntnis.



Der Sonnengott, der von links nach rechts (d. h. der Orientierung des Baues entsprechend von Osten nach Westen) die Taten des Herakles begleitet und die Stunden durch seinen Stand anzeigt, erscheint im Ornat eines Königs (§ 26). Das bezieht sich hauptsächlich auf sein Attribut, die Himmelskugel (πόλος), die er, wie üblich (siehe nebenstehende Figur, Mus. Borb. VII 55), in der Linken trägt. Varro benutzte bei der Nachahmung der athenischen Wasseruhr des Andronikos Kyrrhestes in seinem Vogelhaus[2]

[1] Siehe Keller, *Antike Tierwelt* II 5f. und 25f.

[2] d. r. rust. III 5. 17 *intrinsecus sub tholo stella lucifer interdiu, noctu hesperus, ita circumeunt ad infimum hemisphaerium ac moventur, ut indicent quot sint horae.*

den Morgenstern bei Tag und den Abendstern bei Nacht als Stundenweiser. Jedenfalls sind diese Einrichtungen sinnvoller als die des Gazarì, der die Mondsichel als Zeiger bei Tag benutzte[1].

Vom Adler des Zeus, der dem Zeussohne den Kranz bringt, ist bei dem Ekphrasten fast mehr die Rede als von Herakles selbst, der hier »nicht auf des Eurystheus, sondern auf der Kunst Geheiß« seine zwölf Arbeiten verrichtet. Sie werden in dem für diese mythologische Repetition passend erscheinenden Stil (ἀφέλεια), der nach Hermogenes[2] öfter auf das Kindische und Alberne fällt, vorgetragen (§ 30—41). Die Auswahl und Reihenfolge des Dodekathlos hält sich an die seit alter Zeit eingebürgerte Tradition. Doch finden sich überall kleine Umstellungen[3]. Daß hier die Hesperiden den Schluß bilden, wie das übrigens die Regel bildet, hat noch einen besonderen Grund, der alsbald klar werden wird. Über die künstlerische Ausführung der kleinen Figuren spricht sich der Sophist nicht weiter aus, da einige Hauptgruppen noch in größerem Maßstabe unten wiederholt sind, so daß die ganze Uhr der Verherrlichung des Herakles geweiht scheint. Welche Veranlassung der Künstler hatte, gerade diese Figur so ausschließlich zu betonen, ist nicht klar. Der Kult des Herakles wird ja, nachdem die alten Bal-Melkart-Gottheiten hellenisiert worden waren, auch in Gaza vertreten gewesen sein. Doch ist darüber meines Wissens nichts bekannt. Da das Kunstwerk zur Zeit des Prokop entstanden ist und die Bevölkerung, wie der Verfasser selbst, äußerlich wenigstens dem Christentum anhängt, so sind es gewiß nur künstlerische Motive gewesen, die den Erbauer der Uhr bei der Wahl seiner Figuren leiteten. Obgleich es an Nachrichten darüber fehlt, darf man als sicher annehmen, daß be-

---

[1] Merkwürdigerweise kehrt der antike Helios in Königstracht bei der astronomischen Kunstuhr in dem zierlichen »Zeitglockenturm« der Stadt Bern wieder (1530). Sobald die beiden Glocken den Vollschlag geben, wendet der »Sonnenkönig« die Sanduhr, die er in der Hand hält, um und neigt sein Zepter.

[2] de ideis 2, 3 (322, 13 und 323, 12 ed. Rabe).

[3] Vgl. P. Friedländer, *Herakles* 1 ff. Für die spätere Zeit z. B. Apollod. II 74 ff. mit Anth. Plan. 16, 92, Auson. 33. Merkwürdig ist der Tadel (§ 32), daß die Erlegung des Ebers eines Herakles eigentlich unwürdig sei. Dieselbe Bemerkung findet sich in Pseudolibanios Ekphrase dieses Abenteuers (Lib. ed. Förster VIII 532, 5) καὶ τοῖς μὲν ἄλλοις [näml. ἀγωνίσμασι] ἔτι πονῶν ἐξεικάζεται, τὸν δὲ δὴ κάπρον ἤδη λαβὼν ὥσπερ ἀγανακτούσης τῆς τέχνης, εἰ πόνων ἐπὶ κάπρῳ δεήσεται. Dies Stück gehört vermutlich wenn auch nicht dem Prokop selbst, doch wenigstens der Schule von Gaza an.

reits früher der Dodekathlos zur Bezeichnung der 12 Stunden in der Herstellung solcher Kunstuhren Verwendung gefunden hatte.

Der erste und der letzte Kampf gab nun dem bildenden Künstler Gelegenheit, seine plastische Technik in größerem Maßstabe an der Figur des Helden zu erproben. Herakles als Löwentöter wird nämlich hier als Schlagwerk der Uhr verwandt (§ 50—56). Es ist meines Wissens das erstemal, daß ein solches Schlagwerk, wie es dann bei den arabischen und italienischen Uhrtürmen üblich wurde, im Altertum erwähnt wird[1]. Der Künstler stellte, soweit man nach der manirierten und nicht ganz deutlichen Darstellung des Sophisten vermuten kann, den jugendlichen Heros dar, wie er mit der Keule, die er in der Rechten schwingt, auf ein ehernes Schallblech (also ein Gong) losschlägt, das er mit der Linken schwebend hält. Das Blech nannte der Künstler, wie der Sophist hinzusetzt (§ 51), Löwe. Daß der sonst nackt dargestellte Jüngling bereits das Löwenfell um die Schultern geschlungen trägt, tut dem Künstlerwitze keinen Eintrag.

Während die Araber, wie oben bemerkt, ihr Schlagwerk nicht differenzierten, schlägt diese Uhr von Gaza wie unsre Uhren jede Stunde nach ihrem Werte, aber bemerkenswerterweise geht die Zahl der Schläge nicht von 1 bis 12, wie bei uns, sondern nur von 1 bis 6. Dann wiederholt sich für die Nachmittagsstunden der Schlag (§ 55). Der Ekphrast gibt als Grund für diese Teilung an, man wolle dadurch verhüten, daß das Ohr, durch die vielen Schläge betäubt, die Zahl nicht scharf auffassen könne (§ 55). Das läßt sich hören. Denn auch bei unsern Turmuhren ist es nicht leicht, die vollen Schläge genau zu zählen. Da die antike Stundenzählung erst mit dem Aufgang der Sonne beginnt, konnte eine Verwechslung der Vormittags- und Nachmittagsschläge gar nicht eintreten. Der Schnitt nach dem Mittagsläuten war um so natürlicher, als auf den Sonnenuhren, deren Einrichtung bei der Konstruktion der Wasseruhren mannigfach vorbildlich war, niemals im Altertum die Stunden durch Zahlen an-

---

[1] Die Gestalt des Herakles, der die Glocke schlägt, ist auch das Vorbild des Jaquemarts, des geharnischten Ritters, der auf den französischen Kunstuhren als Stundenschläger angebracht wurde. Ein solcher soll zuerst 1382 von Philipp dem Kühnen aus Kortryk nach Dijon überführt worden sein. Bekannt sind die Riesen des Uhrturms am Markusplatz in Venedig. Sehr originell ist der Stundenschläger, den Thomas Teichmann 1513 an der Uhr der Klosterkirche in Heilsbronn angebracht hat. Der Tod schlägt mit einem langen Knochen einem brüllenden Löwen auf den Kopf. Abgebildet bei E. von Bassermann-Jordan *Gesch. d. Räderuhr* (Frankfurt a. M. 1905), Taf. 1.

gegeben werden[1]. Vielmehr scheidet die stark hervorgehobene Meridianlinie in der Mitte die Vor- und Nachmittagsstunden leicht voneinander, so daß das Abzählen der übrigen Stundenstriche rechts und links keine Schwierigkeit machte.

Dieser Herakles hat nun, damit der Schall weithin gehört werden könne (§ 56), seinen Platz in der Mitte auf einem geräumigen Vorbau erhalten, der als Tempel charakterisiert wird (§ 62). In seiner Nähe sitzt Pan, der bei dem Schall des Gongs die Ohren spitzt, da er den Laut seiner geliebten Echo zu vernehmen glaubt (§ 57—59). Die unglückliche Liebe des Pan zu der Nymphe, die ihn foppt, hat Prokop auch sonst in seine Ekphrasen verwoben. So wenn er in seinem Hymnus auf die Rose und in seiner Hirtenschilderung die vergebliche Liebe des Pan heranzieht[2]. Man darf daher vermuten, daß der Sophist bei dem Entwurfe seiner Figuren mit seiner mythologischen Gelehrsamkeit in ähnlicher Weise dem Künstler zur Hand gegangen ist wie die Humanisten des Cinquecento einem Lionardo und Raffael. Auf persönlichen Verkehr mit dem Künstler deutet die Wiederholung des Witzwortes über den Löwen. Die ganze Ekphrase ist eine Reklame, die dem Künstler der Uhr nicht unwillkommen gewesen sein wird.

Da Pan nicht sehen darf, wer den Schall hervorbringt, damit seine Echoillusion nicht unmöglich werde, muß man annehmen, daß er zwar in der Nähe des Herakles, aber nicht unten seinen Platz erhalten hat[3]. Ich finde es daher hübsch, daß Hr. Krischen in seiner Skizze ihn auf das Dach des Tempelchens gesetzt hat, wo er in der Mitte[4] zwischen den beiden ihn verhöhnenden Satyrn als Eckakroterien eine lustige Gruppe bildet. Daß auch sie ὑπὲρ κεφαλῆς τοῦ νεὼ (wie wir es für Pan annehmen) angebracht sind, steht ausdrücklich da (§ 62)[5].

[1] Die wenigen mir bekannten Uhren mit Stundenziffern sind byzantinischen Ursprungs.

[2] εἰς Ῥόδον Choric. S. 131, 12 Boiss.; ἠθοποιΐα ποιμένος 137, 13 ὁ Πὰν τὴν Ἠχὼ βοήσει κόρην οὔτε φθεγγομένην οὔτε σιγῶσαν, πλησίον δὲ δοκοῦσαν ἀεὶ καὶ λανθάνουσαν καὶ νόθῳ φωνῇ παραμυθουμένην τὸν ἐραστήν.

[3] Damit steht der Schlußpassus § 59 εἴποις δ' ἂν αὐτὸν καὶ τὸν Ἡρακλέα θαυμάζειν, ὁπόσος καὶ οἷος nicht im Widerspruch. Denn dies kann sich wohl nur auf die Taten des Herakles beziehen, welche der unmittelbar über ihm befindliche Zyklus des Dodekathlos der Reihe nach zeigt (vgl. § 71), nicht aber auf den Helden, der statt des Löwen ein Gong schlägt.

[4] § 61 μέσον εἰληφότες τὸν Πᾶνα.

[5] Hr. Noack bemerkte mir sehr fein, daß Pan durch diese Mittelstellung direkt unter die Mittagsstunde zu stehen kommt, zu deren Vertreter kein anderer Gott sich besser eignet als der *daemon meridianus*.

Schwieriger ist es, die Figur des Diomedes unterzubringen, der im folgenden beschrieben wird (§ 63—65). Er ist als Trompeter charakterisiert, der den Zapfenstreich bläst, wenn die Tagesuhr abgelaufen und der Dodekathlos vollendet ist. Der Sophist erinnert selbst daran, daß diese Rolle des Tydiden aus der Achillessage stammt, wo der Held die Aufgabe hatte, durch das Schlachtsignal das kriegerische Feuer des bei den Töchtern des Lykomedes versteckten Achilles zu wecken. Statius und der jüngere Philostrat, die allein Diomedes neben Odysseus bei der Scene in Skyros kennen[1], geben passender diese Rolle dem ihn begleitenden Trompeter Agyrtes. Denn das Amt, die Stunden der Sonnen- oder Wasseruhr auszurufen, gab man in Rom von jeher einem Sklaven. Trimalchio hat eine Uhr (*horologium*) in seinem Triklinium aufgestellt und dabei einen Bläser (*bucinatorem*), der die Stunden verkündet, wie bei uns auf dem Dorfe der Nachtwächter[2]. Aber Prokop hat auch in der ἔκφρασις εἰκόνος[3] den Trompeter Diomedes nach dem Vorgang des Libanius[4] eingeführt. Man könnte daher annehmen, daß wieder der Sophist diesen Gedanken dem Uhrkünstler an die Hand gegeben hätte, wenn nicht ein gleichzeitiger Schriftsteller Cassiodor, der seinen Mönchen selbst eine Sonnen- und Wasseruhr gebaut hatte[5], durch Boethius im Jahre 507 im Auftrage des Theodorich zwei solcher Uhren für den Burgunderkönig Gundibald hätte anfertigen lassen, von denen die Wasseruhr ein ähnliches Werk wie das Kunstwerk in Gaza gewesen sein muß. Denn eine Menge von Automatenspielereien: zischende Schlangen, zwitschernde Vögel u. dgl. waren mit der Kunstuhr verbunden. Und hier erscheint nun auch unter diesen bekannten Automatenfiguren der Trompeter Diomedes[6].

Ich habe in meiner Textrekonstruktion die Lesart ἆθλον ἔσχατον (§ 64) als Auflösung eines stark verkürzten Kompendiums aufgenommen. Da der

[1] Stat. Achill. II, 27 ff.; Philostr. Im. II, 392, 29 Kays. (Lpz. 1871). Dieser nennt den Namen des Agyrtes nicht.

[2] Petron. 26, 9.

[3] S. 170, 24.

[4] Ethop. 15, 4 (VIII 409, 14 Förster).

[5] De inst. div. litt. 30 (Migne P. L. 70, 1146).

[6] Variarum ep. 45, 6 ed. Mommsen (Mon. Germ. Auct. ant. XII 39, 27) *metalla mugiunt* (metallene Kugeln, die in eherne Gefäße fallen, um die Stunden zu markieren?), *Diomedes in aere gravius bucinat, aëneus anguis insibilat, aves simulatae fritinniunt, et quae vocem propriam nesciunt habere, dulcedinem probantur emittere cantilenae.*

Korrektor die Sigle als πέμπτον gedeutet hat, bedarf meine Deutung der Rechtfertigung. Als Zeichen der Beendigung der 12 Kämpfe und als Signal zum Feierabend hat die Akklamation (ἐπιβοαί) einen angemessenen Sinn. Und wenn der folgende Satz, der mehrfach verderbten Wortlaut zeigt, richtig von mir aufgefaßt wird, so stimmt das Signal des Diomedes mit der Stundenzahl überein. Zwölf Trompetenstöße geben hier einen guten Sinn. Dagegen wüßte ich nicht, was die Fünfzahl bedeuten sollte, wenn nicht etwa die 5. Stunde der Nachmittagshälfte gemeint und der Sinn des Signals der einer Vorankündigung des Feierabends sein sollte. Zu einer solchen Interpretation sehe ich aber weder im Text noch in den antiken Gewohnheiten irgendeine Handhabe.

Nach des Tages und des Lebens Mühe denkt sich der Hellene den großen Helden gern als ruhend und das Leben genießend. Mit dieser Vorstellung des Herakles ἀναπαυόμενος hängt nun offenbar ein Paar Nebenfiguren zusammen, die als Diener charakterisiert sind. Der eine bringt auf das Signal des Diomedes seinem Herrn das Badegerät, um vor dem Essen das übliche Bad zu bereiten. Er wird ein Becken oder eine Kanne mit heißem Wasser oder Striegel und Salbfläschchen, vielleicht beides heranbringen[1]. Ein anderer Diener schafft die Speisen heran, die er schon bei Beginn des Tages auf dem Markte eingekauft hatte (§ 66—68)[2]. Der eine Sklave, der die abendliche Beschäftigung darstellt, muß nach Westen (also zur Rechten des Schlagwerks), der andere, der den Morgeneinkauf bringt, nach Osten, also zur Linken des Herakles gesetzt werden. Doch darf, wie das in unserer Skizze zum Ausdruck gebracht ist, die Größe und Stellung der Diener nur als Episode erscheinen.

Für den Hirten, der im folgenden § 70 geschildert wird, bleibt wohl kein anderer Platz übrig als auf einem der beiden Nebengiebel, welche der Architekt zu beiden Seiten des Hauptgiebels über dem Heraklestempel angenommen hat. Da der eine zur Rechten (also nach Westen) den richtigen Platz für Diomedes, den Verkünder der Abendstunde, abgibt (στάσιν λαχὼν δεξιάν § 63, was durch § 74 sichergestellt wird), so bleibt für den Hirten der Ostgiebel, da er τὴν ἐναντίαν στάσιν λαχών (§ 70) als Gegen-

[1] Über die Darstellungen des Bades des Herakles in der Kunst s. Furtwängler in Roschers Lex. I, 2217, 35. 2237, 15 ff.

[2] Dies muß der Sinn des Satzes sein: § 67 ὃ δὴ φέρων ἄλλος ἐξ ἀγορᾶς ἀρχομένης ἡμέρας ἕπεται. Es scheint, als ob nach ἡμέρας ein Partizip wie ἐωνημένα ausgefallen ist.

stück zum Diomedes bezeichnet ist[1]. Wir würden dem Sophisten gern die poetische Reminiszenz παραδοὺς τῆι λαιᾶι τὴν καλαύροπα schenken, wenn er uns statt dessen mitgeteilt hätte, welchen Zweck diese Füllfigur in der Komposition des Ganzen verfolge. So ist man auf die Vermutung angewiesen[2], der Hirte begrüße frühauf mit seinem frohen Antlitz und seiner erhobenen Rechten das Erscheinen der Sonne. Dann hat er mit Recht seine Stelle auf der Ostseite der Uhr erhalten.

Zum Schluß führt der Ekphrast noch eine größere Heraklesfigur vor, die, wie er ausdrücklich bemerkt, nur das Motiv des letzten ἆθλον vergrößert wiederholt. Es ist Herakles der Bogenschütze, der nach den Äpfeln der Hesperiden schießt. Dies ist eine neue Auffassung des Abenteuers. Nach Apollodor II 120 ff. pflückt entweder Atlas die Äpfel und übergibt sie Herakles, der unterdessen die Himmelskugel auf seine Schultern übernommen hatte (dies ist die ältere Version: Kypseloskasten, Metope des Zeustempels in Olympia), oder er pflückte sie selbst, nachdem er den Hüter des Baumes, den Drachen, erlegt hatte[3]. So stellte sich aber Prokop den Vorgang nicht vor, da er zum Schlusse von dem durch die Kleinheit des Zieles bedingten scharfen Zielen des Bogenschützen spricht (§ 76). Also muß er sich wirklich gedacht haben, daß Herakles die einzelnen Äpfel wie ein Kunstschütze vom Baum herunterschieße.

Was bedeutet nun aber diese Wiederholung des letzten Athlos? Offenbar wiederum die Markierung der Himmelsgegend und der Zeit, wenn die Sonne wie ein rotgoldener Apfel in den Okeanos versinkt[4]. So steht also Herakles, der Hesperidenschütze, hier unten rechts an seinem richtigen Platze. Man erwartet, daß ein anderer Herakles, etwa der Amazonensieger mit dem Gürtel der Hippolyte in der Hand, die Ostseite nach

[1] Die Schilderung der beiden Sklaven § 66—68 ist ungeschickt dazwischengeschoben. Auf sie, die ja selbst als Gegenstücke von Ost- und Westfiguren gedacht sind, kann sich τὴν ἐναντίαν στάσιν λαχὼν nicht beziehen. Vielmehr nimmt dies den obigen Ausdruck στάσιν λαχὼν δεξιὰν wieder auf.

[2] Auch diese Deutung verdanke ich Hrn. Noack, der auf die Kephalosvase hinwies.

[3] So stellen das Abenteuer zwei spätschwarzfigurige Lekythen dar, s. Furtwängler bei Roscher Lex. I 2205, 4. Literarisch erscheint diese Version zuerst bei Eur. Herakles 422.

[4] Aus dieser Naturvorstellung hat sich meines Erachtens in Verbindung mit dem Paradiesgedanken der Hesperidenmythus entwickelt. Die alte Verbindung des Helios und der Sonnenbarke mit dieser Sage zeigt noch ebenso das richtige Verständnis wie der Hesperidenname Erytheia, die Verkörperung der Abendröte.

dem freien Platze hin bezeichne. Allein die Handschrift bricht hier unvermutet ab. Der Korrektor hat die Lückenhaftigkeit bemerkt und am Rande bezeichnet. Auch die Architektur verrät die Lücke und verlangt symmetrische Ergänzung, die in unserer Skizze unmaßgeblich versucht ist.

Wer die tönenden Worte des Rhetors allein auf sich wirken läßt, wird leicht verleitet werden, sich die Figuren allzu groß und den Bau allzu hoch vorzustellen. Den richtigen Maßstab für diese Figürchen (*sigilla* nennt sie Vitruv), die ja doch alle von einer zentralen Wasserkraft aus in Bewegung gesetzt werden müssen, geben die Figuren der Kunstuhren unserer alten Kirchen und die Wasserkünste in Pegli, Hellbronn bei Salzburg und anderwärts. Auch die mechanischen Theater, die sich jetzt wohl nur noch auf den Jahrmärkten der Provinz zeigen, dürften in ihren Automatenspielen einen Anhalt darbieten. Hr. Krischen berechnet die Höhe des Gesamtbaues bis zum First des Daches auf etwa 6 m, indem er annimmt, daß der untere Teil der Front von einem einfachen, etwa 1 m hohen Sockel eingenommen war, um die Figuren des Vorbaues in die richtige Sehhöhe zu bringen. Die Breite der Front ergibt sich danach auf etwa 2.70 m[1].

Es versteht sich von selbst, daß ein solches Werk einer sehr sorgfältigen Bedienung durch einen ständig am Ort anwesenden Mechaniker bedurfte[2]. Er mußte den Wasserzufluß regulieren oder bei selbstregulierendem Wasserzulauf, den die besseren Werke nach Vitruv hatten, wenigstens kontrollieren; er mußte am Abend die Lampe, die hinter den Türen der Nacht vorbeifährt, anzünden, den zwölf Heraklesfiguren die Kränze abnehmen und den Adlern wieder zwischen die Fänge stecken; er mußte vor allem das Räderwerk staubfrei halten und mit Öl schmieren; er wird endlich, wenn er hinter der Front im Maschinenhaus nichts zu tun hatte, vermutlich gern als Erklärer der Uhr mit dem Sophisten in Wettbewerb getreten sein und vielleicht zu bestimmter Stunde, wie

[1] Die Straßburger Kunstuhr, deren Gehäuse von 1574 stammt, ist 18 m hoch, 7.20 m breit. Dagegen die älteste, an der gegenüberliegenden Mauer 1352—1354 errichtete astronomische Uhr muß sehr viel kleiner gewesen sein. Vgl. S. 22 ff.

[2] Vgl. Dessau *Inscr. lat. sel.* II 1. 5624 (Annecy, Savoyen) *horologium cum suo aedificio et signis omnibus et clatris* (umgebendes Gitter) *C. Blaesius, C. fil. Voltinia Gratus ex HS n. X et eo amplius ad id horologium administrandum seruum HS n. IIII d. s. p. d.*

3*

das heute noch täglich im Straßburger Münster geschieht, das Marktpublikum vor der Uhr versammelt haben, dem er die Wunder des Kunstwerks hoffentlich etwas schlichter und sachgemäßer als Prokop auseinandersetzte.

Trotzdem sind wir auch diesem für seine Ekphrase dankbar, da sie auf der Wende der Antike und der byzantinischen Epoche geschrieben, einerseits von dem Nachleben der alten Literatur und der antiken Technik Zeugnis ablegt, anderseits uns erklärt, wie diese damals im Morgen- und Abendlande beliebten Kunstwerke durch das arabische und fränkische Mittelalter hindurch einen Rest hellenischer Wissenschaft und Kunst in hellere Zeiten retten konnte. Außer den S. 16 erwähnten Uhren des Cassiodor und Boethius, die zeigen, daß man auch in Italien am Anfang des 6. Jahrhunderts solche Uhren zu konstruieren verstand, hören wir von einer Uhr, die Papst Paul I. Pippin dem Kleinen schickte[1], wir hören, wie im Jahre 807 eine arabische Gesandtschaft im Auftrage Harun al Raschids Karl dem Großen eine aus Messing gefertigte Kunstuhr überbrachte[2], deren ausführliche Beschreibung bei Einhart uns lebhaft an die Uhr von Gaza, aber auch an die des Gazari erinnert. Die Uhr wird durch eine Klepsydra getrieben, zwölf eherne Kügelchen fielen nach abgelaufener Stunde in ein Becken (*cimbalum*) und gaben so die Stunden an. Gleichzeitig mit diesem Stundensignal öffneten sich oben der Reihe nach 12 Fenster, und Ritter sprengten daraus hervor, die beim Zurücktreten den automatischen Verschluß der Fenster bewirkten[3]. Die Uhr ward im Kaiserpalast zu Aachen übergeben und blieb wohl auch später noch geraume Zeit dort. In den folgenden Jahrhunderten hören wir nur wenig von Kunstuhren. Welcher Art das Werk war, das der Diakon Irenaeus Pacificus in Verona[4] in der

[1] Jaffe Monum. Carol. (Cod. Car. ep. 24) S. 101f.

[2] S. Abel-Simson: Jahrb. des fränk. Reiches II 365ff. (L. 1883).

[3] Einhardi Ann. (Mon. Germ. Scr. I 194, 14; ann. 807) *equitibus, qui per XII fenestras completis horis exiebant et impulsu egressionis* (l. *regressionis*) *suae totidem fenestras quae prius erant apertae claudebant.*

[4] Bertelli in den *Mem. d. Pontificia Accad. rom. d. nuovi Lincei* XXIII (Rom 1905) S. 70ff. Das *horologium nocturnum,* dessengleichen Verona nie gesehen, scheint, wenn ich die von O. Panvinio 1621 gelesene alte Grabschrift richtig verstehe, eine Erklärung (*glossam*) des Alten und Neuen Testamentes (Figuren daraus?) und die himmlische Sphärenharmonie (*carmen sphaerae coeli optimum*) der Uhr eingefügt zu haben.

ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts und der Abt Wilhelm von Hirsau[1] um 1070 bauten, welche Horologien dann im 13. Jahrhundert entstanden, ist aus den kurzen beiläufigen Beschreibungen nicht zu recht ersehen. Nur sieht man, daß die Uhren, *qui per aquam fiunt et pondera*, welche Guilelmus Alvernus, Erzbischof von Paris († 1248) erwähnt[2], keine Räderuhren in unserem Sinne waren, sondern durch Wasser getriebene sogenannte anaphorische Uhren, die durch einen Schwimmer mit Gegengewicht eine Welle in Bewegung und dadurch ein astronomisch orientiertes Zifferblatt in Drehung versetzten, auf dem man die Stunden von Tag und Nacht sowie den Aufgang (ἀναφορά) der Hauptsterne abzulesen imstande war[3]. Der Dichter des jüngeren Titurel fügt offenbar aus eigener Anschauung die Beschreibung einer wundersamen Kunstuhr (*orolei*) in die Darstellung seines Graltempels ein, aus der sich ergibt, daß wie auf den orientalischen Uhren dieser Art Sonne und Mond durch ein verborgenes Triebwerk ihre Kreisbahnen vollendeten[4]. Um dieselbe Zeit hat auch König Alfons X. von Kastilien in seinen *Libros del saber* (1256) die antike Wasseruhr nach arabischen Quellen in mannigfachen Variationen wiedererstehen lassen[5]. Ein Jahrhundert später konstruierte der Paduaner Jacomo de Dondis auf dem Palaste des Hubertino di Carrara eine astronomische Uhr, die den Lauf der Sonne, die Planeten, Mondphasen, Monate, Tage und Stunden anzeigte. Das Wunderwerk, das sein Sohn ausführlich beschrieb, verschaffte Dondis den Beinamen *Horologius*[6].

---

[1] Mon. Germ. script. XII 211 (Vita B. Willihelmi abbatis) *nam naturale horologium ad exemplum coelestis hemisphaerii excogitavit, naturalia solstitia sive aequinoctia et statum mundi certis experimentis invenire monstravit, quae omnia etiam litteris mandare curavit.* War dies eine Sonnen- oder eine Wasseruhr?

[2] De anima ed. Rothomagi 1674 c. 1 p. 7. 72 (Bilfinger *Mittelalt. Horen.* Stuttg. 1892. S. 150).

[3] Über dieses von Vitruv IX 8, 8 ff. beschriebene *horologium anaphoricum* vgl. besonders Rehm in Pauly-Wissowa R. Enc. VIII 2431 ff.

[4] Ausg. v. Hahn, Str. 354—356. Zarncke *Abh. d. s. Ges. d. M.* VII. phil. hist. Cl. n. V (1876), Str. 47, 48. Es heißt da: *Die* (näml. *die goltvarwe sunne und darzuo der silbergebede mâne*) *zugen âbent und morgen oroléi von kunst der richen mit listen so verborgen, daz oug nie kund erkiësen ir umbeslichen.* Eine kurze sachliche Erläuterung gibt Boisserée in *Abh. d. bayer. Ak., philos.-philol. Abt.*, I Bd. (1834), S. 350 ff.

[5] Ed. Rico y Sinobas (Madrid 1866) IV 24 ff.

[6] Falconet *Mém. d. Littér. de l'Ac. d. Inscr.* XX (1753), S. 440 ff.

Die erste Uhr in Paris hat Pierre Pipelart um 1300[1], nach ihm ein deutscher Künstler, Heinrich von Wiek, 1370 für Karl V. erbaut[2], und die Deutschen scheinen nun im 14. Jahrhundert, in dem sich bei ihnen auf vielen Gebieten der Genius der Neuzeit kräftig rührte, die Vorherrschaft in dieser Technik errungen zu haben. Die französische Grande Encyclopédie, die das bereitwillig anerkennt, weiß auch den Grund dieser Überlegenheit in der Vielseitigkeit und Genauigkeit unsrer wissenschaftlich-technischen Arbeit zu finden[3].

Diese Verbindung wissenschaftlicher Einsicht und technischen Geschickes feiert im 14. Jahrhundert ihren größten Triumph in der Errichtung der Straßburger Kunstuhr, die 1352—1354 im Münster gegenüber der jetzigen Uhr errichtet wurde. Noch kunstvoller und wissenschaftlicher stellt sich die Erneuerung dieser Uhr durch die Mathematiker Konrad Rauchfuß (Dasypodius) aus Straßburg und David Volkenstein aus Breslau dar, die 1570—1574 durch die Mechaniker Brüder Habrecht aus Schaffhausen das Werk größer und reicher aufbauten[4], bis der Straßburger J. B. Schwilge[5] die jetzige Uhr 1838 bis 1842 in der vollendetsten Weise zum dritten Male herstellte. Wenn

---

[1] Fremont *Origine de l'horloge à poids* (Paris 1915), dessen Mitteilung aus dem Journal du Trésor de Philippe le Bel (s. XIII med.) ich aus den *Compt. rend. de l'Ac. des Inscr. et B. L.* 1916 S. 240 kenne.

[2] Falconet a. O. 453.

[3] XX 268 *au moyen âge, l'Allemagne semble avoir obtenu la supériorité dans ce genre, dont la multiplicité et la précision des détails qui ont toujours convenu au génie tudesque.* Die Bosheit, in die das Lob eingewickelt wird, ist eine zur Versöhnung des französischen Lesers fast notwendige Beigabe.

Die zahlreichen, vom 14. Jahrhundert an in deutschen Städten errichteten Kunstuhren, die meist noch heute in Betrieb sind, überblickt man gut in Feldhaus *Technik* (Lpz. 1914), Sp. 1203 ff., Abbild. 763—767.

[4] Die Vollendung hat dem damals 1574—1575 in Straßburg weilenden Dichterphilologen Frischlin Veranlassung gegeben, zu Ehren der deutschen Stadt Straßburg (*pulcherrima haec totius urbs Germaniae quae et praesidio et ornamento sit patriae*) eine Beschreibung in den ersten Akt seines berühmten *Julius redivivus* V. 137—163 einzulegen, der damals dort gedruckt und 1575 veröffentlicht wurde. Im selben Jahr erschien dann von ihm auch noch dort ein besonderes *Carmen de astronomico horologio.* Der enge Zusammenhang der Figurentechnik bei dieser Uhr mit dem Automatenbuch des Heron, den Dasypodius selbst bearbeitet hat, zeigt schon der Titel seiner eignen Beschreibung *Heron mechanicus et horologii Argentorati descriptio.* Straßb. 1580. Vgl. W. Schmidt in einem lehrreichen Aufsatze der *Abhandl. z. Gesch. d. Math.* VIII 177 ff.

[5] Schwilgué (so schreibt sich der Straßburger der Gewohnheit seiner Zeit entsprechend) hat auch eine Beschreibung der Uhr verfaßt (Straßb. 1862, 1863), wie schon Dasypodius Straßb. 1578 und 1580. Abbildungen beider Uhren finden sich z. B. bei Ungerer, Die astronomische Uhr im Straßburger Münster. Straßb. 1911. Danach Abbildung und Beschreibung S. 24.

schon Julius Caesar Scaliger die älteste Straßburger Uhr als eine der drei größten Erfindungen, welche die Welt den Deutschen zu verdanken habe, überschwänglich rühmt[1], so wird jeden, der mit historischem Verständnis heute um die Mittagsstunde vor die Straßburger Uhr tritt und inmitten einer andächtig staunenden Menge der Erklärung des Küsters lauscht, ein doppeltes Gefühl überkommen. Er wird dankbar des Erbes gedenken, das die Menschheit der hellenischen Wissenschaft und Kunst verdankt, und dann mit Stolz der Tüchtigkeit des eignen Volkes innewerden, welches das Ererbte schöner und reicher zu entwickeln verstanden hat. Wenn wir hören, daß die unendlich komplizierte Einrichtung der Uhr zur Angabe aller astronomischen Phänomene und kirchlichen Feste, ohne daß etwas zu verstellen ist, 25804 Jahre lang automatisch vorhalten kann, dann darf man sich wohl, und heutzutage ganz besonders, der bewundernden Worte Scaligers über diese Uhr erinnern: *aeternas res fecimus, aeternitatis auctorem dedimus; quid amplius restat invicto animo Germanorum faciundum?*

---

[1] J. Caes. Scaligeri Epistolae et orationes. Plautin. 1600. S. 387. Neben der Uhr preist er die Erfindung der Buchdruckerkunst (*aeternitatem illa describendi arte imitati sumus*) und der Feuerwaffen, die Jupiters Donner nachahmen, ja übertreffen. Siehe B. A. Müller, *Berl. philol. Wochenschr.* 1915, Sp. 1310ff., der dies Epitaphium Scaligers ins Jahr 1542 setzt. Merkwürdig ist, daß schon vor Scaliger und Frischlin ein italienischer Humanist Bartolus Lucanus in einem an den Papst Innozenz VIII. (1484—1492) gerichteten Gedichte, in dem er ihm das Angebot der Erfindung einer Tauchvorrichtung zum Bergen der Schätze untergegangener Schiffe u. dgl. macht, eine Geschichte der Erfindungen gibt, in der er die drei: Schlaguhr, Kanone und Buchdruckerkunst unmittelbar aufeinanderfolgen läßt. Die beiden letzten Erfindungen, die er ausführlich preist, schreibt er ausdrücklich den Deutschen zu:

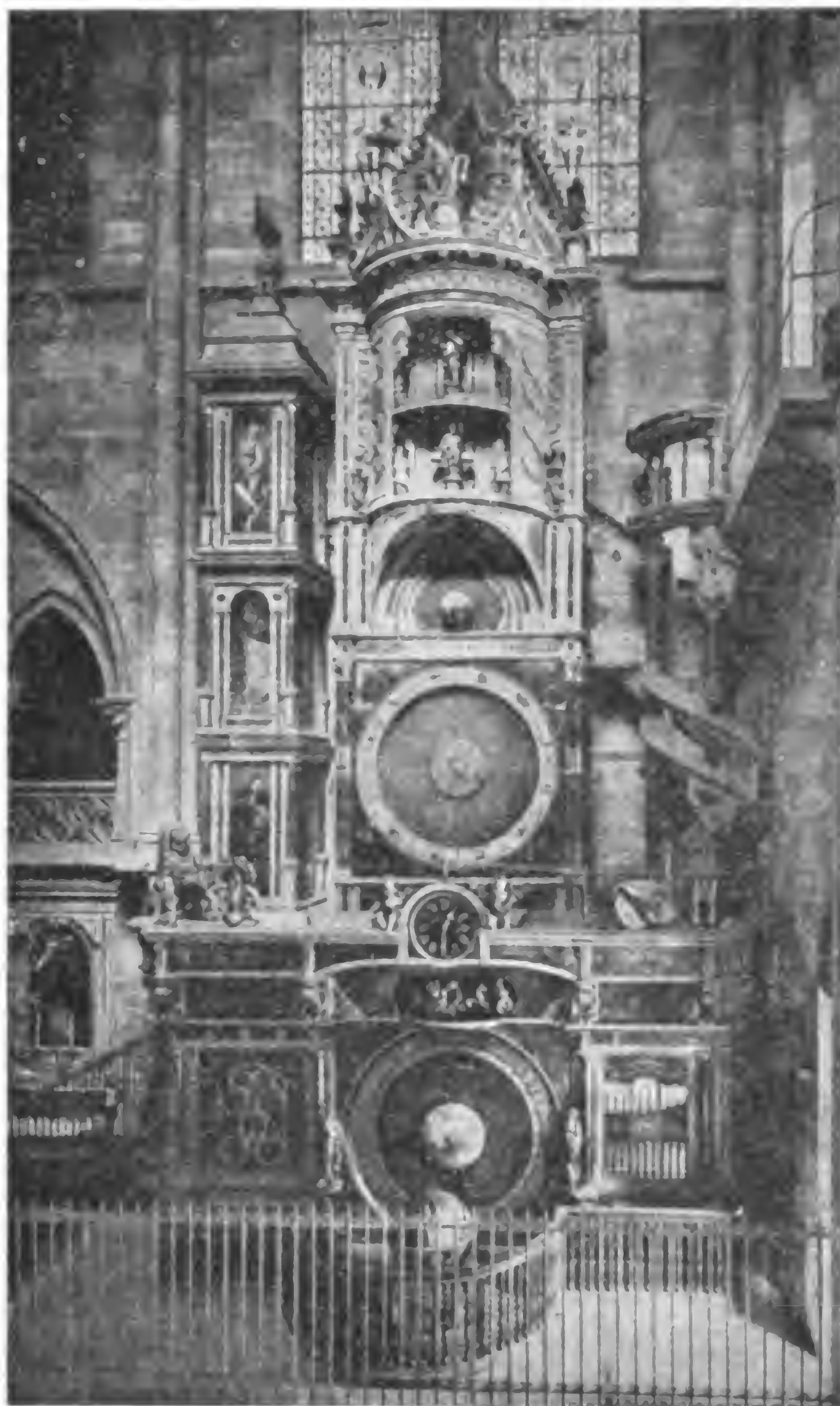
Bellica res si quid validi struxisse notatur
Temporibus priscis, nihil est aut nempe minoris
Momenti, si vera probas, quam machina bello
Germana confecta manu: cui mole resisti
Non muri, non arte potest, non viribus ullis,
Non hominum virtute satis, cum fulminis ignes
Eminus exuperet sonitu, terrore, ruinis.

Dann über die Buchdruckerkunst: *Germania nostro*
Tempore divino nutu commota levavit
Pondus, et unius dextrae sudore peregit
Munus anhelantum tercentum forte: nitenti
Impressae splendore notae, quo dives inopsque
Scire simul possent scriptis quaecunque fuerunt
A priscis mandata viris usw.

Das Buch, dessen Kenntnis ich Prof. H. Degering verdanke, ist in Rom um 1486 bei Eucharius Silber gedruckt.

Die Straßburger-Münster-Uhr von J. C. Schwilge (1838—1842).

Erdgeschoß: Vorn Himmelskugel mit 5000 Sternen und Zeiger für die Sternzeit, dahinter Sonnenzeiger für scheinbaren Lauf der Sonne, Mondzeiger (ebenso), Sonnenauf- und untergang. Der sich im Jahre einmal umdrehende Ring zeigt den bürgerlichen (ewigen) Kalender, links davon in dem unteren Rechteck den Kirchenkalender. Im Rechteck rechts von dem Mittelstück unten: Sonnen- und Mondgleichungen.



Im Zwischenstock darüber: in der Mitte der Wagen mit den 7 Tagesgöttern (Apollo, Diana, Mars, Merkur, Jupiter, Venus, Saturn), zur Rechten und Linken je zwei Gemälde von Tob. Stimmer (Schöpfung der Erde, Auferstehung der Toten, Christus als Weltenrichter, Weltgericht.) Über den Wochentagen in der Mitte: Zifferblatt für die mittlere Ortszeit, rechts und links oben je ein Engel mit der ersten Viertelglocke und der Sanduhr, darunter unten rechts und links in den Zwickeln Gemälde von Laster und Unschuld.

Im Turm zur Linken 1. unten: Bild von Schwilge, darüber 2. von Kopernikus, darüber 3. Urania, darüber als Turmspitze der krähende Hahn.

Im Mittelturm ist im unteren Geschoß das Planetarium: Sonne, um die sich 6 Planeten drehen (Merkur, Venus, Erde mit Mond, Mars, Jupiter, Saturn). Darüber die Mondkugel zur Darstellung der Mondphasen.

Darüber in dem geöffneten Schrein treten die vier Menschenalter vor, beim ersten Viertel das Kind, bei halb der Jüngling, bei dreiviertel der gewappnete Mann, bei der vollen Stunde der Greis. In der Mitte der Tod, der die vollen Stunden ausschlägt.

In dem Gefache darüber erscheinen die 12 Apostel, die beim 12-Uhr-Schlage hervortreten, sich gegen Christus verneigen und dann weitergehen. Der in der Mitte stehende Heiland segnet jeden und macht zuletzt das Zeichen des Kreuzes.

Die Ecken auf dem Gesimse des Mittelgeschosses nehmen zwei holzgeschnitzte Löwen ein (Wappenhalter von Straßburg). Die Wendeltreppe rechts hat keine Figuren.

DES PROKOPIOS VON GAZA

ΕΚΦΡΑΣΙΣ ΩΡΟΛΟΓΙΟΥ

GRIECHISCH UND DEUTSCH

VON

H. DIELS

Die Vatikanische Handschrift 1898, ein Bombycinus des 13. Jahrh., enthält u. a. eine Reihe von Ekphrasen, die A. Mai als erster Herausgeber dem Chorikios von Gaza zuwies[1] und die Boissonade in seine Chorikiosausgabe[2] aufnahm. Die neueren Untersuchungen haben gelehrt, daß nicht Chorikios, sondern Prokopios von Gaza, der Lehrer des Chorikios, der Verfasser ist, der in der Meidung des Hiats und in der Klauseltechnik sich freier bewegt als sein Schüler[3]. Dazu kommt, daß die auch im Paris. 1038 erhaltene ἠθοποιΐα ποιμένος (Choric. ed. Boiss. S. 134) hier ausdrücklich als Προκοπίου σοφιστοῦ Γάζης bezeichnet wird. Die Vatikanische Handschrift hat, da das Bombycinpapier für Feuchtigkeit sehr empfänglich ist, an der unteren Außenecke stark gelitten, und zwar so, daß die erste Seite unseres Stückes f. 327ᵛ am meisten von dem eindringenden Wasser beschädigt ist, während die folgenden besser erhalten sind und f. 330ᵛ beinahe normales Aussehen zeigt. Sodann hat der Schreiber eine mikroskopische Schrift gewählt, die durch die zahllosen gebräuchlichen, zum Teil aber auch ungebräuchlichen und mißverständlichen Abkürzungen nicht leichter lesbar wird. So ist es begreiflich, daß der Entdecker A. Mai in seiner Erstausgabe manches übersehen[4], noch mehr flüchtig gelesen und falsch aufgelöst hat. Boissonade hat sich begnügt, die Maische Abschrift mit einigen auf der Hand liegenden Besserungen und Noten zu wiederholen und durch Auslassungen und üble Druckfehler noch mehr zu verunstalten[5].

Für den folgenden Text stand mir eine doppelte Hilfe zu Gebote. Herrn Richard Förster in Breslau verdanke ich die gütige Überlassung einer von einem Kenner, Herrn W. Kroll, für ihn angefertigten Kollation, deren Feinheit und Treue ich nachprüfen konnte, nachdem Herr Paul Friedländer mir die in seinem Besitze befindlichen Schwarzweißphotographien der betreffenden Blätter des Vatikans 1898 geliehen hatte, die zwar nicht die Autopsie der Handschrift an den zerstörten Stellen ersetzen können, aber doch gestatten, die Ausdehnung der Lücken und die etwa übriggebliebenen schattenhaften Buchstabenreste bei der Ergänzung genauer zu berücksichtigen[6].

Die von mir versuchte Ergänzung ist natürlich abhängig von der Rekonstruktion des ganzen Bauwerkes, die an vielen Punkten nur eine unter vielen Möglichkeiten darstellen will und kann. Es ist zu wünschen, daß dieser Versuch, bei dem mir Herr Noack und Herr Krischen, wie oben erwähnt, mit ihrem sachverständigen Rate zur Seite gestanden haben, zur weiteren philologischen, archäologischen und technischen Bearbeitung der Aufgabe Veranlassung gebe. Da sich auch die Meister der Uhrmacherkunst für dieses Problem interessieren, wie ich aus Zuschriften weiß, habe ich dem griechischen Texte eine deutsche Übersetzung beigegeben, die zugleich den kürzesten Kommentar dieser nicht immer leicht verständlichen Stilkunst bieten soll. Durch Anwendung der Kursive bei den von mir ergänzten Lücken des Originals glaube ich unvorsichtigem Gebrauche der Übersetzung vorgebeugt zu haben.

---

[1] *Spicileg. Roman.* V 422—428.

[2] Paris 1846, S. 129—178.

[3] Kirsten, *Quaest. Chorician.* (Bresl. philol. Abh. VII 2) 1894; P. Friedländer, *Joh. v. Gaza,* 90f.; Würthle, *Die Monodie des Michael Psellos.* Paderborn 1917.

[4] Außer den in meinen Noten angeführten Auslassungen notiere ich S. 160, 3 Boiss., die von Mai nach der Lücke (19 Buchstaben) nach δοκεῖ übersprungene Zeile γὰρ τῇ τέχνῃ τοῦ Θησέως διαπορθμεύων τὸ χρῶμα ἔσθ' ὅτε τὸ οἰκεῖον ἀπέκρυτε τοῦ Δίο (oder Δΐα), dann 20 unleserl. Buchstaben.

[5] Z. B. S. 158, 3 Boiss., sind die Worte ἐξ ἔρωτος zwischen τύχην und ἐλεήσασα sowie 159, 8 ὀκλαδίου hinter δίφρου δέ τινος weggefallen.

[6] Vgl. Paul Friedländer. *Joh. v. Gaza,* S. 91 Anm. 2.

Prokopios' Beschreibung der Kunstuhr in Gaza.

V(atic. gr. 1898) f. 327v
Choric. ed. B(oissonade) S. 149

Vorwort.

MΓ Ἡ τῶν παρόντων ἔκφρασις ἔργων δεῖται μὲν λόγου πρὸς τὴν τέχνην ἁμιλλωμένου, εἰ δὲ τούτων ἐλάττων ὀφθείη, καὶ τοῦτο τοῦ ποιήσαντος θαῦμα, ὅτι κρείττων γέγονε πράττων ἢ ψιλῶς εἰρηκότες ἡμεῖς. ὅθεν εἰς ἔπαινον αὐτῶι τελευτᾶι καὶ τῶι ἀγαθῶν αἰτίωι τὴν πρέπουσαν εἰς δύναμιν ἀποδίδωσιν εὐφημίαν, δι᾽ ὃν ἡ πόλις τῶν παρόντων ἀπολαύειν ἔσχεν εὐτυχημάτων.

Die Beschreibung der gegenwärtig hier vorhandenen Kunstwerke fordert eine Rede, die mit der Kunst einen Wettkampf aufnehmen könnte. Aber wenn jene dabei unterläge, so würde auch dies nur die Bewunderung für den Schöpfer steigern, weil er durch sein Werk sich als stärker erwiesen denn ich mit dem bloßen Worte. Drum endet *der Kampf* jedenfalls für ihn in einem Triumph und gewährt so dem Spender von Wohltaten die seiner Schöpferkraft zukommende Huldigung. Denn ihm verdankt es die Stadt, daß sie sich des Genusses der hier vorhandenen schön gelungenen Werke erfreuen darf.

ΕΚΦΡΑΣΙΣ ΩΡΟΛΟΓΙΟΥ.

Ἄλλοι μὲν ἄλλα ὁρώντων καὶ εἴ γε βούλοιντο λέγοιεν,
B 150 οἱ μὲν Αἰγύπτου πυραμίδας οἷα δὴ τὰ Αἰγυπτίων ᾀδόμενα,

Beschreibung der Uhr.

1 Mag der eine dies, der andere jenes Wunder betrachten und, wenn er Lust hat, beschreiben: die einen Ägyptens Pyramiden, wie ja die ägyptischen Wunder gepriesen zu werden pflegen;

V = Vatic. 1898 f. 327v sq. * Vermutungen des Verf.
2 δεῖλ so V 8 vielleicht τελευτᾶι ⟨πάντως τὸ ἔργον⟩* 12 παρόντων* (ebenso R. Förster): π̃ V (der Apostroph als Abkürzungszeichen) : ἁπάντων Mai 16 λέγοιεν] vgl. zu Z. 58 18 ᾀδόμενα] vgl. Procop. Ep. 127 S. 584 Hercher τὰς ᾀδομένας τρίχας

ὁ δέ τις ἐπιδημῶν Βαβυλῶνι Βὴλ Διὸς ἱερὸν ἴδοι καὶ ἑτέρους ἐφ' ἑτέροις ἄλλον ἐπ' ἄλλωι πύργους ὀκτώ· ὁμῶς δὲ παραλαβέτω τὸν Ἥφαιστον καὶ θεῶν οἴκους αὐτῶι παρεχέτω δημιουργεῖν, 'τοὺς Ἥφαιστος ἐποίησεν ἰδυίηισιν πραπίδεσσι', καὶ 'ἀμφιγύην' εἶναι λεγέτω τὸν αὐτὸν θεὸν μόγων ἀεὶ καὶ προσεδρείας τὴν αὑτοῦ τέχνην δεομένην εἰδώς· τοιοῦτον γὰρ τὸ μὴ κινεῖσθαι προσκαρτεροῦντα τοῖς ἔργοις. εἰδυίας οὖν ἔχων φρένας καὶ σῶμα ἐφ' ἑνὸς ἱδρυμένον χωρίου νῦν μὲν τὴν ἀσπίδα τὴν Ἀχιλλέως, ἔργον ἐξαίσιον Ὁμήρωι, ποιεῖ, καὶ διακονοῦσιν αὐτῶι πρὸς τὴν χρείαν ζῆν εἴδωλα δοκοῦντα καὶ τὴν φλόγα ζωπυροῦσιν αὐτομάτωι φορᾶι. εἰς τὴν Φαιάκων δὲ νῆσον ἐλθὼν ⟨ἄλλ' ἐποίησεν ἔργον θαυμάσιον·⟩ κύνες ἦσαν Ἀλκίνωι φύλακες τῆς αὐλῆς· οἱ δὲ κύνες οὐχ οἱ συνήθεις οὗτοι καὶ ζῶντες,
B 151 χρυσὸς δὲ νὴ Δία καὶ ἄργυρος

ein anderer mag bei seinem Aufenthalt in Babylon den Tempel des Bal Zeus und einen Turm über den andern acht Stockwerk hoch geschichtet in Augenschein nehmen.
2 Ebenso mag er Hephaistos heranziehen und ihm Gelegenheit geben, die Götterpaläste zu errichten, »die Hephaistos erbaut mit kunstverständigem Sinne«, mag ihn auch dabei als »beidhändig« rühmen, da er weiß, wieviel Mühe und Fleiß seine Kunst erfordert; es gehört nämlich dazu, daß man sich nicht von der Stelle rührt, sondern beständig beim Arbeiten bleibt.
3 So vollendet er mit Hilfe seines kunstverständigen Sinnes und seines an einem Flecke tätigen Körpers bald den Schild des Achilles, ein nach Homers Urteil außerordentliches Kunstwerk. Dabei helfen ihm zur Herstellung scheinbar lebendige Bildwerke, die in selbsttätiger Bewegung die Flamme anfachen.
4 Im Phäakenlande angelangt, *vollendete er ein anderes wunderbares Werk*: das waren die Hunde, die Wächter des Hofes des Alkinoos.
5 Das sind aber keine gewöhnlichen und lebenden Hunde. Vielmehr Gold und Silber, beim Zeus,

21 ἑτέροις* : ἑτέρω V. Herod. I 181 ἐν μέσωι δὲ τοῦ ἱροῦ πύργος στερεὸς οἰκοδόμηται ... καὶ ἐπὶ τούτωι τῶι πύργωι ἄλλος πύργος ἐπιβέβηκε καὶ ἕτερος μάλα ἐπὶ τούτωι, μέχρι οὗ ὀκτὼ πύργων 22 ὁμῶς* : ὅμˢ V : ἄλλος Boissonade 25. 26 homerische Reminiszenz aus H 92 und A 606 zusammengesetzt 26 ἰδίηισι V 28 μόγων* : μ῀ V : μονῶν oder μονῆς R. Förster 36 vgl. Σ 470 41. 42 ἄλλ' — θαυμάσιον erg.* : keine Lücke V 42. 43 η 91 χρύσειοι δ' ἑκάτερθε καὶ ἀργύρεοι κύνες ἦσαν κτλ. 45 οὗτοι Mai : οὗτ (d. i. οὗτος) V

⟨διὰ τέχνην⟩ τὴν Ἡφαίϲτου κί-
νηϲιν ἔχοντεϲ. ταῦτα μὲν 6
οὖν μῦθόϲ τε ἦν ἐμοὶ καὶ λό-
γοϲ ἐδόκει, καὶ Ὅμηροϲ ἐτρύφα
τῆι τέχνηι λέγων ἐπ᾽ ἀδείαϲ ἃ
μήτε ἦν μήτ᾽ ἐγένετο πώποτε·
νυνὶ δὲ τοῦ παρόντοϲ Ἡφαί-
ϲτου ἔργα καὶ τέχνην ἰδὼν
. . . . ταῦτα κἀκείνοιϲ
ἀληθέϲιν εἶναι ϲυγχωρεῖν ἐπι-
τρέπω.

Λέγειν οὖν ἐθέλοιμι ταῦτα 7
καὶ εὔχομαι· νικᾶι γὰρ λόγον
ἡ θέα ἀμηχανοῦϲα καὶ αὐτὴ
πρὸϲ ὅτι δέοι φερομένη ἐϲ
πάντα· μεταπηδᾶι γὰρ ἄνω καὶ
κάτω καὶ πάντα βλέπειν ἐθέλει,
εἶτα θᾶττον ἤπερ ἔδει μεθιϲτα-
μένη τῆϲ ἐφ᾽ ἑκάϲτωι τούτων
ἀκριβείαϲ ἐκπίπτει· οἶδα 8
τοῦτο παθών. οὔτε γὰρ τοῖϲ
πρώτοιϲ ἐνεκαρτέρουν ἐπιθυ-
μίαι τῶν ἄλλων, τά τε δεύ-
τερα πρὶν ἔχειν ὡϲ ἔδει, ἐπὶ

die *durch* Hephaistos' *Kunst* sich be-
6 wegen konnten. Dies galt mir
nun freilich bis jetzt für eine Fabel
und ein Märchen. Homer schien mir
in der Kunst zu schwelgen, Dinge,
die sich nie und nirgendwo begaben,
straflos zu berichten. Wenn ich nun
aber diese Kunstwerke unseres hier
anwesenden Hephaistos betrachte ...,
muß ich zugeben, daß man auch
jenen Wirklichkeit zugestehen dürfe.

7 Beschreiben möcht' ich nun das
wohl können und ich wünsch' es mir.
Denn wenn Anschauung besser ist als
Beschreibung, so versagt doch auch
jene im Vergleich zu dem, was sie
leisten sollte, da sie nach allen Seiten
abgelenkt wird. Sie springt auf und
ab und möchte gern alles sehen. So
wendet sie sich schneller, als sie
sollte, anderen zu und läßt es an
der genauen Beobachtung der Einzel-
8 heiten fehlen. Ich weiß das aus
eigner Erfahrung. Ich blieb nicht
bei dem ersten stehen, weil es mich
gelüstete, das übrige zu betrachten
und, ehe ich das zweite gehörig be-
griffen hatte, ging ich zur weiteren

47 διὰ τέχνην erg.* : keine L. V 49 vielleicht μῦθόϲ τε εἶναί μοι* 50 vielleicht τρυφᾶν*. Vgl. Proc. Ep. 66 (S. 556) ϲοφίαι τρυφᾶν; 82 (S. 564) τῶι καιρῶι 53—55 νυνὶ — ... a. Rand V 55 ich sehe in der letzten Zeile des Randnachtrages undeutlich folgendes: .ονταξεϲ, was ich nicht sicher enträtseln kann; etwa παρέ⟩χοντοϲ ἀξίθε⟨α⟩?* 56 vielleicht ϲυγχωρῶ καὶ ἐπιτρέπω*. Doch vgl. Proc. Ep. 62 (S. 553) Hercher πλουτεῖν ἐπιτρέπει 58 λέγειν Mai : εγειν (halb verlöscht) ἐθέλοιμι] vgl. Proc. Ep. 66 (S. 556) βουλοίμην ὡϲ ὑμᾶϲ ἐλθὼν ἰδεῖν; hier Z. 16. 273 65 τούτων las Kroll : die Buchst. των sind verblichen in V : τοιούτων Mai 68 ἐνεκαρτέρουν so V : ἐγκαρτέρουν Mai 69 τά τε fast verlöscht V

θέαν ἀνεχώρουν ἑτέραν. καὶ 9
ἦσαν ὀφθαλμῶν ἑλιγμοὶ καθὰ
τοῖς ὁρῶσι ⟨τὸν πρὸς N⟩είλωι
λαβύρινθον, Ἰωνικός τις ἔφησε
συγγραφεύς.

Πόθεν οὖν ἀρκτέον ἂν εἴη; 10
τί δὲ πέρας, ὦ φιλότης, ἐπι-
θή⟨σομεν τῶι λό⟩γωι; οἶκός 11
ἐστιν ἐν μέσηι τῆι πόλει μέτρα
φέρων, ἀντιπρόσωπος μὲν τῆι
βασιλείωι στοᾶι, ἐξ εὐωνύμου
δὲ χωρίον ἀπε⟨ί⟩ρων ⟨ἀνθρώπων
ἐνδιαί⟩τημα θέρους. διττὴ 12
δὲ τούτου κιόνων προέστηκε
συζυγία πρὸς τὴν ἕω καὶ δύ-
σιν μεμερισμένοι πολλῶι ⟨τε
διαστήματι ποι⟩οῦντες τὸν κα-
τόπιν οἶκον ὁρᾶσθαι, ὥστε μη-
δένα τοῖς ὁρωμένοις παρενο-
χλεῖν. μαρμάρων πτυχὶς τῶν 13
κιόνων τὰ μέσα συνέ⟨χουσα,
ὀξέων πασσάλων αὐτοῖς⟩ ἐμ-
πεπηγότων σιδήρου, κώλυμα

Betrachtung über. Da wirbelten mir die Augen, wie das ein ionischer Schriftsteller beim Anblick des ägyptischen Labyrinths geschildert hat.

Wo soll man nun den Anfang, wo das Ende der Rede finden, mein Lieber? Da steht im Mittelpunkt der Stadt ein Bau mäßigen Umfangs. Gegenüber befindet sich die Königshalle, zur Linken ein freier Platz, im Sommer der *Tummelplatz* zahlloser *Menschen*. Vor dem Gebäude steht ein doppeltes Säulenpaar. Die Säulen sind verschieden verteilt: die einen liegen nach Osten, die andern nach Westen. Sie bewirken, daß man das Gebäude in einem ziemlichen Abstand im Hintergrunde erblickt, so daß niemand eine Störung des Schauwerkes bewirken kann. Den Zwischenraum zwischen den Säulen füllen Marmorplatten aus. In diese sind *eiserne Spitzen* eingelassen, die solche, die etwa der

71 θέαν und ἑτέραν V : θέας . . ἑτέρας Mai 73 τὸν πρὸς N verlöscht V : erg. Boissonade 74 Ἰωνικός] Herod. 2, 148 αἵ τε γὰρ διέξοδοι διὰ τῶν στεγέων καὶ οἱ ἑλιγμοὶ διὰ τῶν αὐλέων ἐόντες ποικιλώτατοι θῶμα μυρίον παρείχοντο. Die Stelle ist ungenau aus dem Gedächtnis wiedergegeben. Nicht ⟨ὡς⟩ Ἰωνικός: denn so zitiert Prokop auch Ep. 23 (S. 510 Hercher), 29 (542), 48 (550), 135 (587), [Liban.] VIII 488, 3 Förster und hier unten Z. 252 77 ὦ φιλότης] vgl. Ἔκφρ. εἰκόνος S. 158 und 164 Boissonade, Διάλ. Γ 203 Boiss. 78 σομεν τῶ λό verl. V 82 ἀπείρων ⟨ἀνων ἐνδιαί⟩τημα* : ἀπεῖρ V, dann Raum von 9 Buchst. verbl. τημα V 83 διττὴ so V : διτταὶ Mai 84 προέστηκε Boiss. : προσέστηκε V 86 μεμερισμένοι (οι von 2. H.?) V, als ob κίονες Subjekt wäre 86. 87 ⟨τε δ. ποι⟩οῦντες* : 12 Buchst. verlöscht V 90 Vor μαρμάρων zeigt runden schwarzen Punkt V : ο Mai (aber Spiritus nicht vorhanden) 91. 92 συνέ⟨χουσα ὀ. π.⟩ αὐτοῖς* : nach συνέ (so akzentuiert) 16 Buchstaben verblichen, dann unsicher erkennbar αὐτ V (Kroll), aber αὐτ (d. i. αὐτοῖς) ist nach der Photographie möglich 93 κώλυμα so V : κωλύων Mai

τοῦτο τῶν εἴ τις προπετὴς καὶ ὑπερβῆναι φιλονεικεῖ.

Ehrgeiz treibt, frech die Schranken zu überklettern, zurückhalten.

14 Ἀλλὰ καὶ Γοργὼ ⟨ἀ⟩φ' ὕψους βλοσυρὸν ⟨ἀπ⟩ει⟨λ⟩εῖ τοῖς ὅσοι γνώμῃ προσελθεῖν αὐθαδεστέραι τολμῶσιν, ἐναλλάττουσα τοὺς ὀφθαλμοὺς ὁπόσα τῆς ἡμέρας ⟨τὰ μέρη, καθάπερ ὅτ' ἔκτανε τὴν κεφαλὴν αὐτῆς⟩ ἀποτεμὼν ὁ Περσεύς, εἴ τις ἐλύπει, λίθον ἔδει γενέσθαι φανείσης.

Aber da ist auch eine Gorgo, die von oben herab mit fürchterlichem Blicke allen droht, die sich mit kühneren Absichten zu nahen wagen, indem sie zu allen Stunden des Tages die Augen verdreht, wie ja auch damals, als Perseus ihr das Haupt abschnitt, jeder, der sich lästig machte, bei ihrem Anblick zu Stein erstarren mußte.

15 Ταύτην ἂν εἶπεν ἡ τραγῳδία 'αἱματωπόν τε καὶ B 152 δρακοντώδη κόρην', εἰ τοιούτους εἶχε διαπ⟨ερῶντας ὀφθαλμούς.

Die Tragödie würde sie eine »Jungfrau mit dem blut'gen Drachenblick« nennen, wenn sie solche durchbohrenden *Augen* hätte.

16 ὅτε γὰρ τὸ σύμ⟩βολον φέρει τοῦ πεπληγέναι, μέλλει τοὺς τὸ παρὸν ἔργον ὁρῶντας ἐκπλήξειν.

Denn sooft sie das Signal zum Schlage gibt, wird sie das Entsetzen aller Betrachter unseres gegenwärtigen Werks erregen.

17 ⟨Ἀλλ' ἴωμεν ἐπὶ τὰ ἄλλα, ἐπεὶ καὶ ἄνωθεν⟩ τῶν ἔργων ἡψάμην.

Gehen wir nun also auf die übrigen Stücke über, da ich ja von oben mit der Schilderung der Kunstwerke begonnen habe.

18 Θύραι γὰρ πρόκεινται, καὶ τάς γε τῆς ἡμέρας κρύ⟨πτειν τι δοκῶ· αἱ δὲ νυκτὸς ἀνωτέρω

Da sind im Vordergrunde Türen angebracht. Ich glaube, die Türen des Tages *verbergen etwas im Hintergrund. Die Türöffnungen der Nacht*

96 ⟨ἀ⟩φ' ὕψους* : φύψς V 97 ⟨ἀπ⟩ει⟨λ⟩εῖ* : . . . ει⟩ει V 101 ἡμέρας* : ἡμετέρας verblaßt V (vgl. unten Z. 117) 101. 102 ⟨τὰ μέρη — αὐτῆς⟩ erg. beispielsweise* : hinter ἡμετέρας (?) sind etwa 20 Buchst. verblaßt; dann wird mit ταύτην (Z. 105) fortgefahren; am Rande steht nach 10 unleserlichen Buchst. ἀποτεμὼν — φανείσης V 103 ἀποτεμὼν so V : ἀποτέμνων Mai 104. 105 φανείσης V (»wie es scheint« Kroll) : φανερῶς Mai 106. 107 Eur. Or. 256 (Erinnyen) 108. 109 διαπ am Anfang der Zeile schwach erkennbar. Das Weitere bis σύμ⟩βολον erg.* : vor βολ' sind etwa 23 Buchst. verlöscht V 110 φέρει V¹ : φέρειν V² 112 ἐκπλήξειν* : ἐκπλήξει V 113. 114 ⟨Ἀλλ' — ἄνωθεν⟩ erg.* : 30 Buchst. verlöscht V 116 πρόκεινται* : παράκεινται Mai (der Anfang des Wortes ist nicht mehr deutlich lesbar) 117 ἡμέρας V¹ : ἡμετέρας V² (vgl. Z. 101) 117–119 κρύπτ⟨ειν — οὔπω⟩ erg.* : 30 Buchst. verl. V

μέν, οὔπω⟩ γράφω δὲ ταύτας. 19 ὅθεν ἄν τις ἴδηι κόσμωι ὥσπερ ⟨ἂν⟩ ἀναπετάσαντες ὦμεν, ἄνωθεν ἀρξό⟨μεθα, καὶ οὕτω δὴ τὸ πρῶτον ἀπαιτοῦν ἐπ' ἀκριβείαι⟩ τὸν ὕμνον πρῶτον ἔσται τῶι λόγωι· διὸ μενέτω τὴν ἑσπέραν καὶ τὸν ἐκ⟨λάμψοντα λύχνον τῶν θυρῶν τοῦ ὑπερ⟩ῴου.

20 Ἀλλὰ προέλαβε τῆι παραδόξωι τ⟨ι⟩ κινήσει, ⟨ὅ⟩τ⟨ι⟩ φοβεῖ τοὺς θεατάς. 21 τὰ δὲ V f. 328r μέσα ταῦτα σκοπῶμεν ὡς ἔχει. 22 χαλκοῖ τινες ἀετοὶ πρὸς ἕνα στοῖχον ἑστᾶσι ταῖς ὑποκειμέναις ὥραις ἴσον ἔχοντες ἀριθμόν. 23 στεφανηφοροῦσι δὲ πάντες, οὐ κορυφὴν ἐστεμμένοι οὐδὲ νίκην δηλοῦντες ἰδίαν· 24 ἄκροι δὲ ποδῶν ὄνυχες εἰς ταὐτὸν ἐλθόντες συνέχουσι τοὺς στεφάνους καραδοκοῦντος ἑκάστου τὸν ὑπ' αὐτῶν Ἡρακλέα, πηνίκα τῶν ἐπικειμένων ἐξίοι θυρῶν παραλ-

liegen zwar höher. Ich beschreibe sie aber noch nicht. 19 Wenn also jemand diejenigen, die ich geöffnet habe, der Reihe nach gesehen hat, wollen wir von oben anfangen *und dann wird, was in Wahrheit* den ersten Preis *verdient,* in meiner Rede das erste sein. So erwarte er denn den Abend und das aus *den oberen Türen durchscheinende Licht.*

20 Aber da überraschte uns eben durch ihre unvermutete Bewegung eine Erscheinung, welche die Betrachter in Schrecken setzt. 21 Sehen wir also zu, was da in der Mitte vorgeht! 22 Da stehen in einer Reihe eherne Adler, deren Zahl mit den darunter befindlichen Stunden übereinstimmt. 23 Alle tragen Kränze. Sie schmücken nicht ihr eigenes Haupt, sie bezeichnen keinen eigenen Sieg. 24 Vielmehr vereinigen sich die Spitzen ihrer Krallen und umklammern die Kränze. Jeder wartet gespannt auf den Augenblick, wenn der unter ihnen befindliche Herakles aus den ihn verdeckenden Türen heraustritt, sobald Helios,

119 γράφω* : γραφὴ V 120 ἴδοι V 120. 121 κόσμωι ὥσπερ ἂν* : κοσμ/////ασπερ V liest* : κοσμεῖ, ὥσπερ las Kroll : κοσμεῖ, ἅπερ Mai 122 ὦμεν* : εἰ μὲν V 122—124 ἀρξό⟨μεθα — ἀκριβείαι⟩* : ἀρξο, dann etwa 20 Buchst. verl. V. Von dem letzten Worte sieht Spuren π'α' 'ρειιιεια* 126—128 τὸν ἐκ⟨λάμψοντα — ὑπερ⟩ῴου* : τὸν ἐκ, dann 30 Buchst. verl., V : τὸ ἐ... Mai 128 Von ὑπερῴου ist ῴ noch lesbar 130 τ⟨ι⟩* : τ las über der Zeile Kroll in V : fehlt Mai ὅτι erg.*; nach κινησει gibt ...μάλων φοβεῖ Mai, was nach der Photographie keinen Raum hat; vielmehr ist der zweite Buchst. nach κινήσει sicher τ, dann ist vor φοβεῖ Raum nur für einen schmalen Buchst.: φοβεῖ ist auf der Phot. schwer lesbar, aber wahrscheinlich 131 δὲ V : vielleicht δὴ*

λάξαντος αὐτὰς τοῦ πρὸ τούτων ἑστῶτος Ἡλίου. βαδίζει γὰρ οὗτος μετρῶν τὴν ὥραν κινήσει. ὡς δὲ τούτων ἄρχων βασιλικὸν ἀνείληφε σχῆμα, λαιᾷ μὲν χειρὶ τὸν πόλον ἀνέχων, ἀνατάσει δὲ δεξιᾶς ἀφεῖναι κελεύων τὰς θύρας ὥσπερ οἱ τοὺς ἵππους ἐξιέναι τῶν βαλβίδων κελεύοντες.

καραδοκῶν οὖν ἐφέστηκεν ἀετός, ὁπότε τῶν ἐπικειμένων ὁ τοῦ Διὸς Ἡρακλῆς ἐξίοι θυρῶν ὥραν ἀγγέλλων, ὁ μὲν πρῶτος τὴν πρώτην, πρὸς δὲ τὸν ἀριθμὸν οἱ λοιποί. δώδεκα μὲν γὰρ ὧραι, πᾶσαι δέ εἰσιν Ἡρακλῆς, οὐκ ἀργὸς μὰ Δία καὶ πράττων οὐδέν· ἀργεῖν γὰρ •ὅλως οὐ φίλον ἦν Ἡρακλεῖ. οἱ πάλαι δὲ ἆθλοι καὶ νῦν ἔργον αὐτῶι οὐκ Εὐρυσθέως ἔτι, ἀλλὰ τέχνης ἀνάγκηι· συνδιῄρηται δὲ τοῖς ἄθλοις διττὴν ἑξάδα πληρῶν.

Πρῶτον οὖν ἀγώνισμα λέων καὶ ἡ Νεμέα χωρίον αὐτῶι. ἀνεῖλε καὶ τὴν ὕδραν, εἰ καὶ φιλονείκοις ἐπημύνετο κεφα-

der davor steht, an ihnen vorbeigeht. 25 Denn er ist es, der durch sein Vorbeischreiten die jedesmaligen Stunden abmißt. 26 Da er ihr Herrscher ist, so hat er Königstracht angelegt. Seine Linke hält die Himmelskugel empor, die Rechte streckt er aus, um den Befehl zum Öffnen der Türen zu geben, wie man den Pferden das Zeichen zum Verlassen der Schranken gibt.

27 Gespannt wartet also der Adler, bis der Zeussohn Herakles aus den ihn verdeckenden Türen heraustritt, um die Stunde anzusagen. Die erste Heraklesfigur kündet die erste, die übrigen der Reihe nach *die übrigen Stunden* an. 28 Zwölf Stunden sind es und alle erscheinen in Herakles' Gestalt. Er ist ja nicht faul, beim Zeus, kein Nichtstuer. Müßiggang ist ja überhaupt Herakles' Sache nicht. 29 Seine alten Kämpfe beschäftigen ihn auch jetzt noch, aber freilich nicht auf das Geheiß des Eurystheus, sondern der Kunst. So füllt er hier eine doppelte Hexade wie mit seinen Kämpfen aus.

30 Der erste Kampf ist der Löwe und Nemea sein Schauplatz. 31 Er erlegte auch die Hydra, wenn die Köpfe, mit denen sie sich wehrte, auch noch

145 αὐτ᾽ (d. i. αὐτὰς) so V (vgl. Compend. von τὰς 213) : αὐτοὺς Mai πρὸ V : πρὸς Mai 159 ὥραν V (vgl. Z. 148) : ὥρας Mai 163 Ἡρακλῆς. οὐκ interp. richtig V : vor Ἡρακλῆς Mai 167 ἔργον über ausgestr. φίλον (aus Z. 166) V 170 πληρῶν] Herakles? Vielleicht fehlt am Ende ὁ τῶν ὡρῶν ἀριθμός* 175 ἐπημύνετο* : ἐτέμνετο V

λαῖς. 32 ἠρυθρία δὲ νικῆσαι κάπρον, ἀλλ' ὅμως ἐνίκα. 33 χρυσᾶ ἐλάφωι ἐπεφύκει τὰ κέρα, καὶ γέγονεν Ἡρακλεῖ. 34 ἀλλὰ μὴν ὄρνιθες ἐλύπουν τὴν καρδίαν καὶ ἔργον ἦσαν τοῦ τόξου. 35 οὐδὲ τὰς Ἀμαζόνας ἀκεραίους ἀφῆκεν, εἰ μὲν ζωστῆρά τινα ζητῶν, οὐκ ἂν εἴποιμι· ἐμίσει δὲ γυναῖκας 'ἀντιανείρας' ἀκούων. 36 Αὐγείαν κόπρος ἐλύπει· καὶ ταύτης ἐλεύθερος ἦν. 37 ἡ δὲ Κρήτη ταῦρον
B 153 μὲν εἶχε δεινόν, ἀλλ' οὐχ ὥστε νικᾶν Ἡρακλέα. 38 τί δ' ἂν εἴποις Διομήδους τὰς ἵππους; οὐ μέχρι τούτου φονικαί τε ἦσαν καὶ ἴσαι θηρίοις; 39 ἀλλὰ καὶ Γηρυόνης ἐκόμα βουσί, καὶ τρεῖς αὐτῶι κεφαλαί· μετὰ δὲ τῶν βοῶν οἶμαι καὶ ταύτας ἀφήιρητο· 40 οὐδὲ τὸν Ἅιδην ἀφῆκεν ἀπείρατον ἀρετῆς πρὸς τὸν ἐνταῦθα κύνα μάχην ἀράμενος καὶ δείξας ἡλίωι τὸ τέρας. 41 ἔδει καὶ μήλων χρυσῶν Εὐρυσθεῖ πρὸς ἐσχατιὰν κειμένων τῆς γῆς· 42 Ἑσπερίδων μὲν τὰ μῆλα, δράκων δὲ φύλαξ ἦν οὐ φορητὸς ἐς ἀλκήν. ἀλλ' ὁ μὲν ἔκειτο

so streitlustig waren. 32 Einen Eber zu besiegen, mußte er sich eigentlich schämen. Aber er besiegte ihn doch. 33 Einem Hirschen wuchs ein goldnes Geweih. Auch dies ward Herakles zur Beute. 34 Vögel wollten nun gar sein Herz betrüben. Sie wurden seines Bogens Beute. 35 Auch die Amazonen ließ er nicht ungeschoren. Ob er dabei nach einem Gürtel fahndete, möchte ich nicht behaupten. Er haßte aber die Weiber, da er hörte, sie seien »männergleich«. 36 Den Augeias belästigte der Mist. Alsbald ward er davon befreit. 37 Kreta hatte einen furchtbaren Stier. Aber den Herakles konnte er nicht bezwingen. 38 Was soll man zu den Rossen des Diomedes sagen? Waren sie nicht bis dahin Menschenfresser und wie wilde Bestien? 39 Auch Geryones war stolz auf seine Rinder, und er hatte drei Köpfe. Er verlor sie, denk' ich, samt seinen Rindern. 40 Auch den Hades ließ er seine Tapferkeit kosten. Er lieferte dem dortigen Hund eine Schlacht und brachte das Ungetüm an das Sonnenlicht. 41 Eurystheus brauchte auch goldne Äpfel, die am Rand der Welt lagen. 42 Hesperiden waren ihre Besitzerinnen, ein Drache von unwiderstehlicher Stärke war ihr Hüter. Bald lag er er-

186 ἀντιανείρας] Hom. Γ 189. Ζ 186   192 τὰς V : τοὺς Mai   195 καὶ V : ναὶ Mai   198 ἀφήρητο so V : ἀφῄρατο Mai

βληθείς, τὰ δὲ μῆλα ἦν Εὐρυσθεῖ.
ταῦτα Ἡρακλέους 43
ἔργα καὶ πόνοι. ἐντεῦθεν ὧραι καὶ στέφανοι καὶ χαλκὸς παρὰ φύσιν ἐπτερωμένος.

Τὰς οὖν χαλκᾶς ἀπωσαμένωι 44
θύρας καὶ σὺν ἄθλωι φανέντι ἐφέπεται μὲν ἄνωθεν ἀετός, πτέρυγάς τε ἁπλώσας καὶ ποσὶν ἀμφοτέροις ἴσον ἴσηι κεφαλῆι τὸν στέφανον ἐπιφέρων· βρα- 45
χὺ δὲ διατρίβει καθάπερ ἀπολαύων ἡρωϊκῆς κεφαλῆς· εἶτα τοῦτον ἀφεὶς Ἡρακλεῖ καὶ διαστήσας τὼ πόδε μετεωρίζεταί τε καὶ ὃν εἶχε τόπον λαγχάνει, ταῖς πλευραῖς ἐπιθεὶς τὰ πτερὰ καὶ συναγαγὼν αὖθις ἐφ᾽ ἑαυτόν, θήραν διδοὺς ἀγαθήν, ἀλλ᾽ οὐ συνῆλθε λαχών. πρός γε 46
μὴν τοὺς στεφάνους προκύπτει μὲν Ἡρακλῆς, ὡς ἂν ὁρῶιτο πᾶσιν ὡς ἐν μέσωι σταδίωι. κᾆτα πρὸς ἰδίαν ἐτράπετο χώραν, οὗπερ ἐπόθει τυχών. ἀε- 47
τὸς δὲ τῶι στεφάνωι διακονεῖ, ὅτε Ζεὺς μὲν Ἡρακλέους πατήρ, ἀετὸς δὲ ὄρνις Διός. ὡς 48
οὖν ἐξ οὐρανοῦ καὶ πατρὸς

schlagen am Boden. Die Äpfel gehörten dem Eurystheus. Das sind die Mühen und Arbeiten des Herakles. Darum die Stunden, die Kränze und das künstlich beflügelte Erz.

Wenn er nun die ehernen Türen aufstößt und mit der Kampfesbeute erscheint, folgt ihm von oben sofort ein Adler. Er entfaltet seine Schwingen und legt mit beiden Fängen den passenden Kranz auf das passende Haupt. Dann verweilt er dort kurze Zeit, als ob er an dem Haupt des Heros sich laben wollte. Darauf überläßt er dem Herakles den Kranz, öffnet die beiden Fänge, schwingt sich in die Höhe und nimmt seinen alten Platz ein, legt seine Schwingen wieder an die Seiten an und zieht sich auf sich selbst zurück. Er verspräche eine gute Jagd, allein, nachdem er seinen Platz eingenommen, trifft er nicht wieder mit ihm zusammen. Nunmehr verneigt sich Herakles vor den Kränzen, um sich allen zu zeigen wie mitten auf der Rennbahn. Dann geht er wieder auf seinen Platz zurück. Das Ziel seines Strebens ist erfüllt. Der Adler aber hat deswegen den Dienst mit dem Kranz, weil Zeus der Vater des Herakles und der Adler der Vogel des Zeus ist. So bekränzt er im Andenken an das Aben-

209 ἡρακλέος V 223 λαγχάνει Mai : χ[άνει] V (nicht λαμβάνει! vgl. Z. 277) 225 συναγαγὼν* : συνάγων V 227 λαχὼν Mai (sc. ὃν εἶχε τόπον) : χ[ᾶ] V 228 μὴν V : μὲν Mai 231 πρὸς ⟨τὴν⟩ bei Prokop unnötig 234 ὅτε (wie es scheint) V : ὅτι?*

ΜΙϹΘῸΝ ἸΔΡΏΤΩΝ ϹΤΕΦΑΝΟῙ ΝΕΝΙΚΗΚΌΤΑ ΤΗ͂Ι ΜΝΉΜΗΙ ΤΟΥ͂ ΠΆΘΟΥϹ· ΚΑῚ ὙΠΕΡΊΠΤΑΤΑΙ ΚΑῚ ΚΡΑΤΕΙ͂ ΤΩ͂Ν ὈΡΝΈΩΝ, ΚΑΘΆΠΕΡ ΟΥ͂ΤΟϹ ὙΤΟΥ͂ΤΟ ΤΗ͂Ι ΦΉΜΗΙ· ΟΥ̓ ΔΕΙ͂ΤΑΙ ΔῊ 49 ΚΉΡΥΚΟϹ ἈΝΑΓΟΡΕΎΟΝΤΟϹ ΤΟῪϹ ϹΤΕΦΆΝΟΥϹ.

ἘΝ ἙΤΈΡΩΙ ΔῈ ΤΌΠΩΙ ΜΈϹΗΝ 50 ἘΠΈΧΟΝΤΙ ΧΏΡΑΝ ΜΕΓΆΛΩΙ ΤΕ ΚΑῚ ΚΑΤΑΠΛΉΤΤΕΙΝ ΕἸΔΌΤΙ ΚΑῚ ΠΡΟΒΕΒΛΗΜΈΝΩΙ ΤΩ͂Ν ἌΛΛΩΝ ΟΥ̓͂ΠΩ ΜῈΝ ἼΟΥΛΟΝ ἝΛΚΕΙ, ἝϹΤΗΚΕ ΔῈ ΓΥΜΝΌϹ, ΠΛῊΝ ὍϹΑ ΤΩ͂Ν ὬΜΩΝ ἘΞΗ͂ΠΤΑΙ ΚΑΤΌΠΙΝ Ἡ ΛΕΟΝΤΗ͂, ἈΝΈΧΕΙ ΔῈ ΤΗ͂Ι ΛΑΙΑ͂Ι ἨΧΕΙ͂ΟΝ. ΤΟΥ͂- 51 ΤΟ ΚΑΛΕΙ͂ΤΑΙ ΛΈΩΝ, ἜΦΗϹΕΝ Ὁ ΤΕΧΝΊΤΗϹ· ἘΚ ΜΈϹΟΥ ΔῈ ΚΡΈΜΑΤΑΙ ΚΑῚ ϹΑΛΕΎΕΙ· ΚΑΘΩ͂- 52 ΠΛΙϹΤΑΙ ΔῈ ΚΟΡΎΝΗΙ ΤῊΝ ΔΕΞΙᾺΝ ἈΝΤΙΔΙΔΟῪϹ ΚΑῚ ΤΗ͂Ϲ ἘΚΕΊΝΟΥ ΒΟΗ͂Ϲ, ἈΝΑΤΕΊΝΕΙ ΤΕ ΤΑΎΤΗΝ ΚΑῚ ΔΊΔΩϹΙ ΠΛΗΓῊΝ ΤΩ͂Ι ΧΑΛΚΩ͂Ι· Ὁ 53 ΔῈ ΜΕΤΈΩΡΌϹ ΤΕ ὬΝ ΚΑῚ ΤΟϹΑΎΤΗΙ ῬΏΜΗΙ ΠΛΗΓΕῚϹ ΒΟΑ͂Ι ΤΕ ΜΈΓΑ ΚΑῚ ΠΑΡΑΤΕΊΝΕΙ ΤῸΝ ἮΧΟΝ. ἘΦ᾽ ἙΝῚ ΜῈΝ ΟΥ̓͂Ν Ἄ- 54
B 154 ΘΛΩΙ ΜΊΑ ΠΛΗΓΉ, ἘΦ᾽ | ὭΡΑΙ ΔῈ ΔΕΥΤΈΡΑΙ ΔΙΤΤΉ. ϹΥΛΛΈΓΕΙ 55

teuer den Sieger mit dem Kranz als dem Lohn seines Schweißes, den ihm der Himmel und sein Vater verlieh. Und der Adler fliegt und herrscht über die Vögel wie Herakles durch seinen Ruhm in den Himmel stieg. So bedarf es keines Heroldes zum Ausrufen der Kränze.

Auf einem andern, die Mitte einnehmenden Platze, der geräumig und dem übrigen vorgebaut ist und dadurch die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen weiß, erscheint der *Held wiederum*. Noch wächst kein Flaum ihm um die Wangen. Nackt steht er da. Nur an den Schultern ist die Löwenhaut befestigt, die ihm auf den Rücken fällt. Mit der Linken hält er ein Schallgefäß empor. Der Künstler nennt es seinen Löwen. Er hängt von der Mitte herab und schwankt hin und her. Herakles' Rechte ist mit der Keule bewehrt, die er jenem auch als Antwort auf sein Gebrüll verabfolgt. Er hebt sie in die Höhe und gibt dem Erze damit einen Schlag. Doch der »Löwe« schwebt in der Luft, brüllt laut auf, von dem mächtigen Schlage getroffen, und läßt den Schall lang nachdröhnen. Beim ersten Kampf gibt es nun einen Schlag, bei der zweiten Stunde einen Doppelschlag. So

244. 245 ΜΈϹΟΝ — ΧΩΡΊΟΝ V^1 : verbessert V^2 256 ἈΝΤΙΔΙΔΟῪϹ* : ἈΝΤῚ ἸΔΙΚΗ͂Ϲ undeutlich V (Mai) 259 ΤΕ V : fehlt Mai 262 ἘΦ᾽* : ὙΦ᾽ V

γὰρ ἐφ᾽ ἑκάστηι καὶ τῶν φθασάντων ἄθλων τὸν ἀριθμόν, μέχρι πληρώσας ὡς⟨αύτως ἕξ, μὴ αὐξήσας⟩ ταῦτα ⟨πλή⟩θει τὴν ἀκοὴν ἀποκναίοι, τὴν ἑβδόμην πρώτην ἡγεῖται καὶ μίαν ἠχεῖ, ⟨εἶτα καὶ δύο καὶ ἑξῆς, μέ⟩χρι τὰς ἄλλας ὑποσημαίνων τοσαῦτα φωνήσειεν ὁ χαλκὸς εἰς ἑξάδα δευτέραν ⟨ὅσα δεῖ.

56 ἐπὶ μεῖζον δ᾽ ἀκούεται⟩ ἢ καὶ πάρεστι θέα. πόρρω δὲ λαχοῦσι τὴν στάσιν εἰδέναι τοῦ χρόνου τὸ μέτρον ⟨ἅπασι ῥάιδιον.

57 Ἀκούει δὲ καὶ Πάν·⟩ δηλοῖ δὲ τοῦτον εἶναι δασύ τε γένειον καὶ κέρας ἐν μετώπωι διττόν. ἐς ⟨ἔρωτα δ᾽ Ἠχοῦς ἔπεσεν, ἥπερ εἰς γέλωτα παιδιαῖς⟩ ἐδίδου τὸν Πᾶνα.

58 ποθῶν δὲ τὴν Ἠχὼ αἰσθάνεται τοῦ χαλκοῦ καὶ ⟨ἐκπλαγεὶς ἀνα-
V f. 328r τείνει τὴν δεξιὰν⟩ καὶ περι|φέρει τὸ πρόσωπον, εἴ πως ἴδοι τὴν κόρην στροφὰς στρεφόμενος, ὁποίας ἔρως ἀτυχῶν

summiert er bei jedem Schlage die Zahl der vorangegangenen Kämpfe, bis er in dieser Weise *sechs* vollendet hat, um nicht, *wenn er noch mehr Stundenschläge gäbe,* durch ihre Überzahl das Gehör abzustumpfen. So zählt er den siebenten wieder als den ersten, indem er nur einmal den Ton erschallen läßt, *dann zweimal und so fort,* bis das Erz, *sooft als es nötig ist,* für die zweite Hexade seine Stimme erhebt und dadurch die übrigen Stunden kenntlich macht. *Man kann aber die Schläge weiter hören* als die Sehweite beträgt. *So ist es für alle leicht,* auch für die, die in der Ferne ihren Standort haben, die Stundenzeit zu erfahren.

Auch Pan hört den Ton. Man erkennt ihn an seinem Zottelbart und dem Doppelhorn auf der Stirn. *Er war von Liebe ergriffen zur Echo, die ihn durch ihr Spiel dem Gelächter* preisgibt. Er schmachtet nach seiner Echo. Da hört er den Ton des Erzes und *aufgeregt erhebt er die Rechte* und dreht sein Gesicht herum, ob er irgendwie das Mädchen entdecken könne, wobei er sich hin und her wendet, wie das nur eine unglück-

267. 268 ὡς⟨αύτως — αὐξήσας⟩ ταῦτα ⟨πλή⟩θει* : ὡς, 15 Buchst. verblichen, ταῦτα ...θει V 271. 272 ⟨εἶτα — μέ⟩χρι* : 20 Buchst. verlöscht, dann χρι V 273 etwa τοσαῦτ᾽ ἂν?*: doch s. zu Z. 58 274. 275 ⟨ὅσα — μεῖζον⟩* : 25 Buchst. verl. V 278—280 ⟨ἅπασι — Πάν⟩* : 25 Buchst. verl. V 283. 284 ἐς⟨ἔρωτα — παιδιαῖς⟩* : ἐς, dann 27 Buchst. verl. V 287. 288 ⟨ἐκπλαγεὶς — δεξιὰν⟩* : 20 Buchst. verl. V

59 ἐμποιεῖ. εἴποιϲ δ' ἂν αὐτὸν καὶ τὸν Ἡρακλέα θαυμάζειν, ὁπόϲοϲ καὶ οἷοϲ.

60 Ἔδει δὲ Πανὸϲ παρόντοϲ μηδὲ Ϲατύρουϲ ἀπεῖναι. 61 ἐπιγελῶϲι δὲ καὶ κωμικῶϲ μέϲον εἰληφότεϲ τὸν Πᾶνα, πρόϲωπον ὁρῶντεϲ ἐρωτικόν τε καὶ ἄγριον καὶ ἦθοϲ κεκραμένον, ἥμερόν τε καὶ ἀπηνέϲ. 62 ἀλλ' οὗτοι μὲν ὑπὲρ κεφαλῆϲ τοῦ νεώ, καθ' ὃν ὁ τῆϲ Ἀλκμήνηϲ ὁρᾶται γυμνόϲ.

63 Ὁ δὲ τοῦ Τυδέωϲ ϲτάϲιν λαχὼν δεξιὰν ἣν ἄρα καὶ νῦν τῆι ϲάλπιγγι φίλοϲ· 64 ἐπιβοᾶι γὰρ Ἡρακλεῖ πρὸϲ ἆθλον ἔϲχατον ἐλθόντι, καθάπερ ἐν Ϲκύρωι τὸν Πηλέωϲ εὑρών. 65 τοϲοῦτον γὰρ ἦιϲε καὶ τότε μετρῶν ἴϲαϲ ἡμέραι.

66 Οἰκέτηϲ δέ τιϲ ἀκούϲαϲ λουτροῦ φέρει παραϲκευὴν τῶι δεϲπότηι, ὡϲ εἰκόϲ, ἤδη τῶν ὄψων ἡτοιμαϲμένων. 67 ἃ δὴ φέρων ἄλλοϲ ἐξ ἀγορᾶϲ ἀρχομένηϲ ἡμέραϲ ἐπείγεται. 68 ἐοίκατον δὲ ἄμφω δυϲκόλωι δεϲπότηι

59 liche Liebe verursacht. Man könnte freilich auch sagen, er staune über Herakles, was das für ein Held sei.

60 Wenn Pan da ist, dürfen auch die Satyrn nicht fehlen. 61 Sie lachen ihn aus und umringen ihn zum Spott, da sie sein liebeerfülltes und wilderregtes Antlitz sehen und die Mischung von Sanftheit und Schroffheit in seiner Stimmung. 62 Aber diese Gruppe befindet sich über der Spitze des Tempels, in dem der Sohn der Alkmene nackt sichtbar wird.

63 Der Tydide aber, der seinen Standort zur Rechten gefunden hat, bleibt natürlich auch jetzt seiner Trompete treu. 64 Denn er bläst sie zum Schluß zu Ehren des Herakles, wenn er zu seinem letzten Gang antritt, wie er das in Skyros tat, als er den Peliden entdeckt hatte. 65 Denn auch damals blies er so oft, indem er die Zahl seiner Trompetenstöße gleich der der Tagesstunden machte.

66 Nun bringt ein Diener, der (dies Schlußzeichen) hört, seinem Herrn die Zurüstung zum Bad; selbstverständlich ist für die Speisen bereits gesorgt. 67 Ein andrer bringt sie nämlich bei Anbruch des Tages in aller Eile vom Markte heim. 68 Es scheint, die beiden haben bei einem

297 μέϲον (ϲον verblichen) V : μὲν Mai 300 κεκραμμένον V 308 ἔϲχατον* : ἐ˅ V^1 : darüber πέμπτον V^2; vgl. S. 16 f. 309 ἐν ϲκύρω über der Linie V^2 310. 311 τοϲοῦτον V : τοιοῦτον Mai 311 ἦιϲε V : ἦγε Mai τότε V^2 : τοῦτο V^1 μετρῶν* : μέτρον V 312 ἴϲαϲ V^1 : tilgte V^2 318 vielleicht ἡμέραϲ ⟨ἐωνημένα⟩

διακονεῖν·

69 οὐ γὰρ ἂν τοσοῦτος ὑπῆρχεν ὁ δρόμος.

strengen Herrn Dienst. Denn sonst liefen sie nicht in solchem Galopp.

70 Καὶ ποιμὴν δὲ ἐκεῖνος τὴν ἐναντίαν στάσιν λαχὼν παραδοὺς τῆι λαιᾶι | B 155 ποιητικῶς εἰπεῖν τὴν καλαύροπα ἥδεταί τε καὶ μειδιᾶι καὶ ἀνυψοῖ πρὸς θαῦμα τὴν δεξιάν.

Auf der entgegengesetzten Seite hat jener Hirte seinen Stand gefunden, der seinen Krummstab der Linken übergeben (um mich poetisch auszudrücken) und vergnügt und lächelnd die Rechte staunend erhebt.

71 Ἀλλὰ ταύτηι μὲν ἀμφὶ τοῖς ἄθλοις ἦχος καὶ θαῦμα καὶ σάλπιγξ.

Soweit nun also der Lärm, das Staunen und der Trompetenschall um die Herakleskämpfe!

72 Ἀναλαβὼν δὲ τὸν δωδέκατον τῶν ἄνωθεν ἀγώνων ὁ σοφὸς οὑτοσὶ μείζονι τοῦτον δίδωσιν Ἡρακλεῖ.

Nun hat aber unser Meister hier den zwölften der oben beschriebenen Kämpfe sich noch einmal zum Vorwurf genommen und gibt ihn einem noch gewaltigeren Herakles.

73 Τοξότης μὲν οὗτος ὑπὸ τῶι Διομήδει σταθείς, ὁ δὲ ἆθλος μῆλα πάλιν χρυσᾶ.

Da steht er nun als Bogenschütze unter dem eben beschriebenen Diomedes. Der Kampf dreht sich auch hier wieder um die goldnen Äpfel.

74 βέλος μὲν οὖν οὗτος ἐπέθηκε τῆι νευρᾶι ἑλκομένηι μὲν ἐπὶ μαστὸν χειρὶ δεξιᾶι, τῆς εὐωνύμου δὲ τὸ τόξον ὠθούσης τὸ μέσον ἀμφοῖν τῶι βέλει τόσον μῆκος προκυπτούσης ἔξω τῆς προβεβλημένης ἀκίδος.

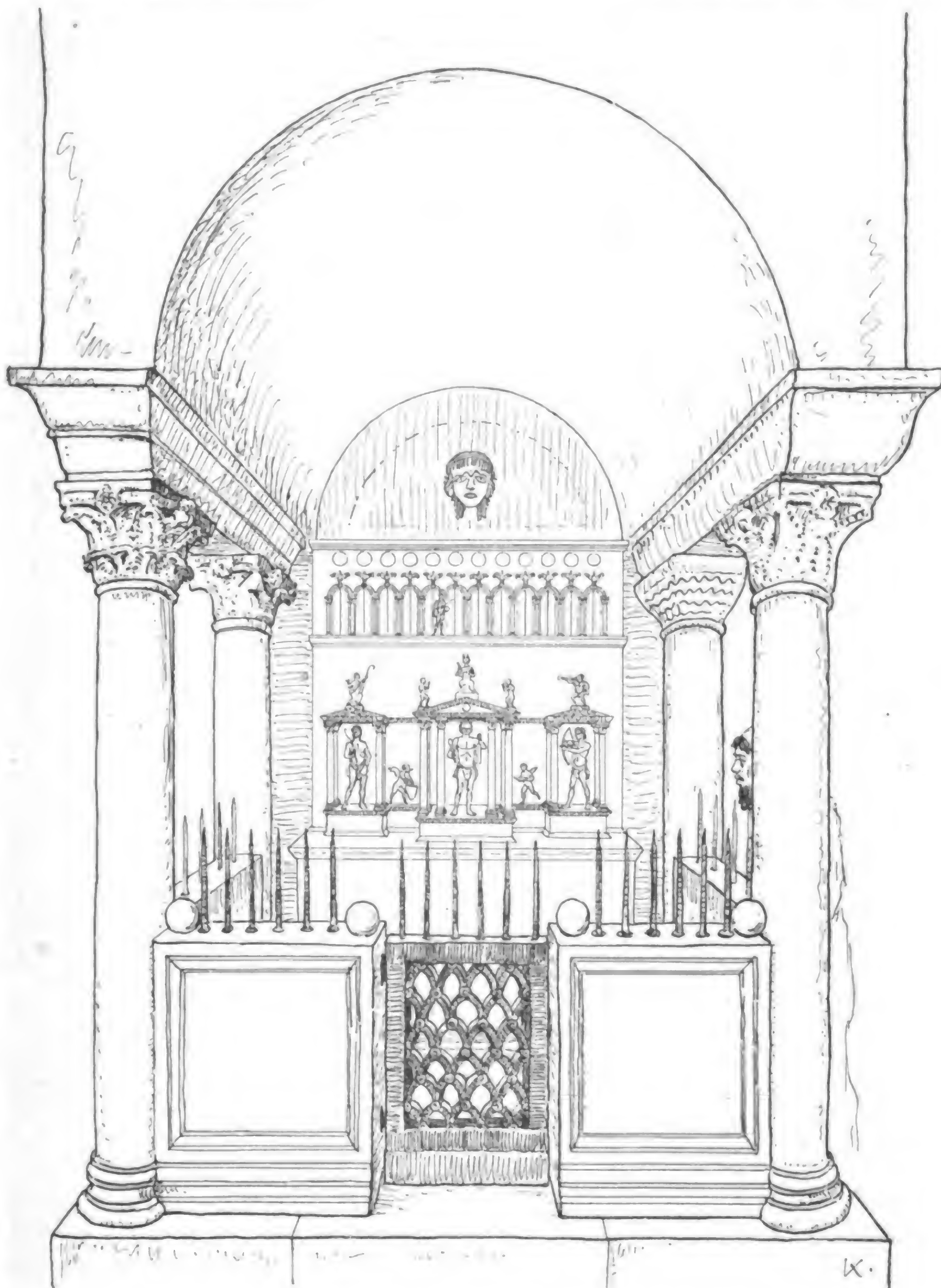
Da hat er nun gerade den Pfeil auf die Sehne gelegt. Mit der rechten Hand zieht er sie zur Brust zurück. Die Linke stößt dagegen den Bogen in der Mitte zwischen den beiden Händen mit dem Pfeile so weit vorwärts, daß nur noch die vorragende Pfeilspitze nach außen übersteht.

75 πρὸς ἀκριβῆ δὲ θέαν συνάγει τὸ βλέμμα ἐπὶ λεπτοῦ σκοποῦ μέλλων ἀφεῖναι τὸ βέλος . . .

Er zieht das Auge zu scharfem Zielen zusammen. Denn das Ziel, auf das er den Pfeil abschießen will, ist nur klein . . .

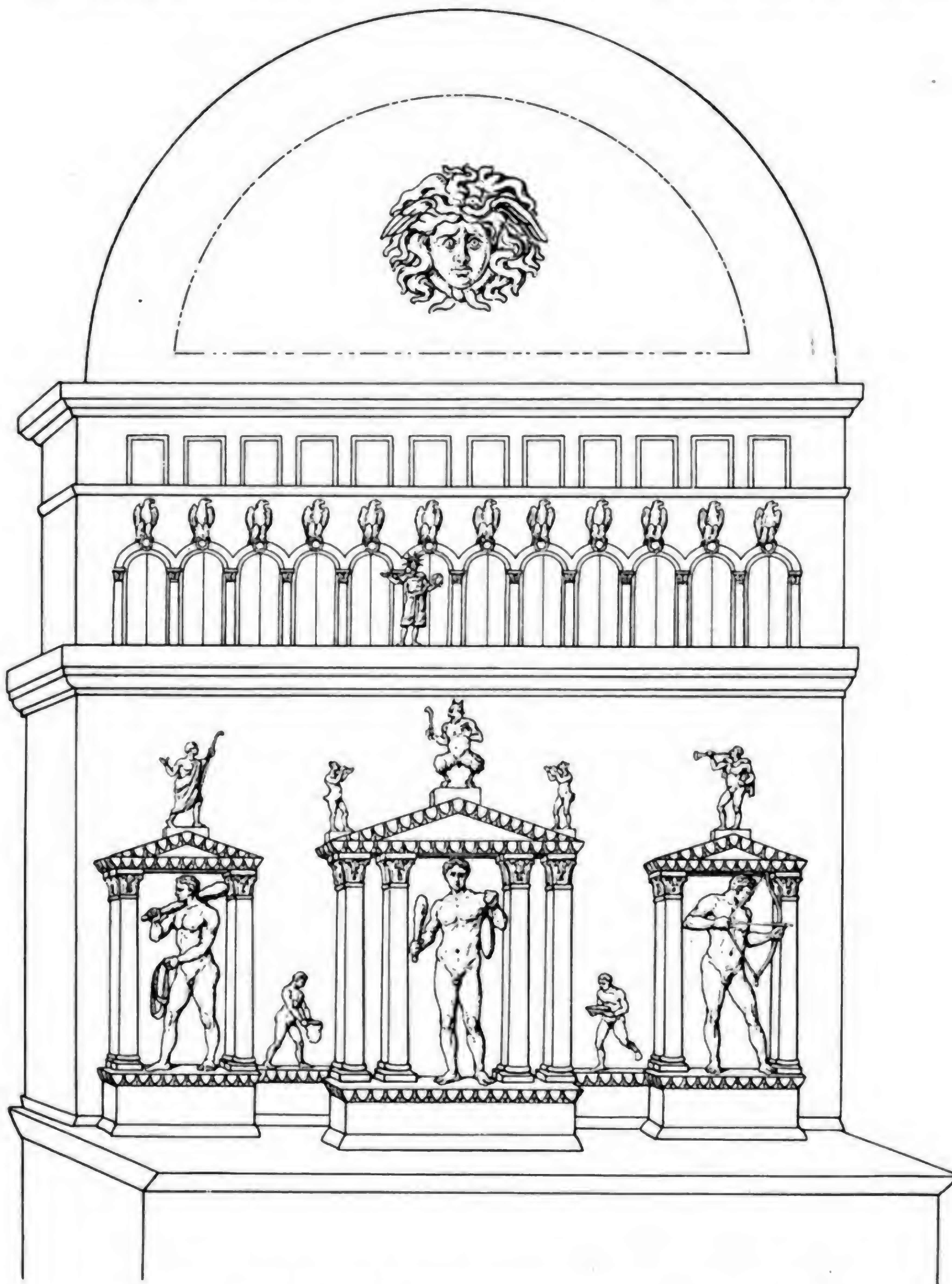
323 ἐναντίαν * : ἐναν^τ' V (nicht ἐναν^τ, d. h. ἐναντι, wie Mai las) 324 ποιητικῶς] wer? 329 ἦχος] nämlich des ἠχεῖον θαῦμα] vor allem der Dodekathlos 330 σάλπιγξ] Diomedes 331 δὲ Mai : γέ V τὸν ιβ * : τις (Compend.) V^1 : τι V^2 341 τὸ (nach δὲ) V : fehlt Mai μέσον V : μὲν Mai 342 τόσον Kroll : τ° (d. i. τὸ μέσον) V 347 μέλλων Kroll : μ^ε V : μᾶλλον Mai a. R. der letzten Zeile ζήτει τὸ λεῖπον V^2

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.



Diels: Über die von Prokop beschriebene Kunstuhr von Gaza.

Taf. I.



Diels: Über die von Prokop beschriebene Kunstuhr von Gaza.

Taf. II.

ABHANDLUNGEN

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1917

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

NR. 8

DIE ATTRIBUTE DER GESICHTSEMPFINDUNGEN

VON

C. STUMPF

BERLIN 1917

VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Vorgelegt von Hrn. Stumpf in der Gesamtsitzung vom 18. Oktober 1917.
Zum Druck eingereicht am gleichen Tage, ausgegeben am 31. Januar 1918.

Den Hauptgegenstand der folgenden Untersuchungen bildet die früher viel verhandelte, jetzt fast abgesetzte Frage nach den Intensitätsunterschieden der Farbenempfindungen. Den Verfasser hat sie, wie wohl jeden Fachgenossen, doch bei jeder Vorlesung über Psychologie wieder zur Überlegung gezwungen. In den letzten Jahren veranlaßte ihn die noch öfter verhandelte und als noch hoffnungsloser verrufene Frage nach dem Verhältnis von Empfindung und Vorstellung, wobei ja die Intensitäten besonders in Betracht kommen, auch jene aufs neue zu durchdenken. Die Intensität läßt sich aber natürlich nicht ohne Rücksicht auf andere Attribute der Empfindung behandeln, da es gerade die Hauptaufgabe ist, sie gegenüber den anderen eindeutig abzugrenzen. Daher die erweiterte Fragestellung.

Wesentlich neues Versuchsmaterial habe ich nicht darzubieten. Aber es liegt eine solche Fülle ausgezeichneter Beobachtungen vor, daß sich die begriffliche Durcharbeitung bemühen muß, damit gleichen Schritt zu halten. Wenn ich in der Anführung früherer Lehrmeinungen etwas weit, vielleicht hier und da zu weit gegangen bin, so geschah es in dem Gefühl, daß den Ergebnissen der sachlichen Überlegung eine gewisse Bekräftigung erwächst, wenn man sieht, wie die geschichtliche Entwicklung der Probleme dahin drängt, und wenn sie zugleich nur als eine Ausgestaltung von Gedanken erscheinen, die schon früher des öfteren ausgesprochen worden sind. In diesem besonderen Fall muß die Geschichte des Problems sogar geradezu einen integrierenden Teil der Behandlung bilden, da die Fragestellungen bis ins einzelne hinein dadurch bestimmt werden. Es müssen sozusagen die Prozeßakten seit den letzten 60 Jahren (Helmholtz) nachgeprüft werden.

Folgende Schriften werden in abgekürzter Weise zitiert:

Fr. **Brentano**, Untersuchungen zur Sinnespsychologie, 1907. Zitiert: **Brentano**.

E. Hering, Zur Lehre vom Lichtsinne. Sechs Mitteilungen an die Kais. Akad. d. Wiss. in Wien. Naturwiss. Klasse, 1872—1874. Zitiert: Hering, Mitt. Die zitierten Seiten-

zahlen beziehen sich auf die Sonderausgabe. Die Paragraphenzahlen stimmen mit den ursprünglichen überein.

E. Hering, Grundzüge der Lehre vom Lichtsinn. 1905 ff. (Handbuch der Augenheilkunde, 1. Teil, 12. Kap.) Zitiert: Hering, Grundz.

Fr. Hillebrand, Über die spezifische Helligkeit der Farben. Beitrag zur Psychologie der Gesichtsempfindungen. Mit Vorbemerkungen von E. Hering. Sitzungsber. der Kais. Akad. d. Wiss. zu Wien. Naturwiss. Kl. Band 98, Abt. 3. 1889. Zitiert: Hillebrand.

D. Katz, Die Erscheinungsweisen der Farben und ihre Beeinflussung durch die individuelle Erfahrung. 7. Ergänzungsband der Zeitschr. f. Psychol. 1911. Zitiert: Katz.

G. E. Müller, Zur Psychophysik der Gesichtsempfindungen. Zeitschr. f. Psychologie Bd. X und XIV. Zitiert: Müller X, XIV.

§ 1. Begriff des Attributes.

Unter den Attributen oder Grundeigenschaften einer Gattung von Sinnesempfindungen verstehe ich ihre immanenten, wesentlichen und primären Merkmale. Anders ausgedrückt: die Kategorien oder Gesichtspunkte, nach denen jede einzelne Empfindung dieses Sinnes beschrieben werden muß, wenn sie vollständig charakterisiert werden soll. Wieder anders ausgedrückt: die allgemeinsten Richtungen, in denen Veränderungen oder Verschiedenheiten des Empfindungsinhaltes innerhalb des betreffenden Sinnesgebietes möglich sind.

Wir sprechen nur von immanenten und wesentlichen Merkmalen, d. h. solchen, die aus den Empfindungsinhalten selbst geschöpft sind, nicht aus ihren Ursachen oder Wirkungen oder aus begleitenden Erscheinungen. Wenn ein alter Diener beim Anblick einer rotgetüpfelten Fläche jedesmal zu Tränen gerührt wird, weil sein verstorbener Herr einen solchen Schlafrock hatte, so haben derartige Gefühlsausbrüche nichts mit dem Wesen der Farbenerscheinung zu tun. Aber auch wenn eine bestimmte Wirkung auf das Bewußtsein sehr regelmäßig an eine Farbe geknüpft, ja vielleicht allgemein und angeboren sein sollte, wenn z. B. Rot sich der Aufmerksamkeit allgemein mehr als andere Farben aufdrängte, so würden wir diese Aufdringlichkeit doch nicht zu den Attributen der Farbenempfindung selbst rechnen.

Primär nennen wir Eigenschaften, wie sie Katz in seinem inhaltreichen Buch über die Erscheinungsweisen der Farben als Farbmaterie bezeichnet (ohne damit seiner Aufzählung selbst ganz zuzustimmen), solche nämlich, die nicht auf Unterschieden der räumlichen Erscheinungsform und nicht auf individueller Erfahrung beruhen. Wir werden also z. B. nicht den Glanz dazu rechnen, da er allem Anscheine nach nur in Verbindung

mit gewissen räumlichen Konstellationen des Gesichtsinhaltes auftritt; ebenso nicht die von Katz so genannte Ausgeprägtheit, überhaupt die speziellen Eigenschaften der »Oberflächenfarben«. Selbst wenn solche sekundäre Eigenschaften nicht auf individueller Erfahrung beruhen sollten (denkbar wäre es ja, daß manches davon dem gegenwärtigen Individuum schon mitgegeben wäre), so würden sie doch eine besondere Klasse neben den primären Eigenschaften bilden und wenigstens durch die Gebundenheit an bestimmte räumliche Verschiedenheiten von diesen getrennt sein.

Als Merkmale, die jeder Farbenerscheinung allgemein und notwendig anhaften, werden jetzt gewöhnlich der Farbenton (die Qualität), die Helligkeit und die Sättigung aufgeführt. Durch diese drei Bestimmungsstücke glaubt man eine Farbenerscheinung hinreichend charakterisiert, während die Intensität ausgeschlossen bleibt[1]. Hiermit werden wir uns zu beschäftigen haben.

Im Sinne der eben erläuterten Einschränkungen sind auch die beiden Definitionen des Attributbegriffes, die wir der ersten als gleichbedeutende beifügten, zu verstehen.

Ausschließen wollen wir aus unseren Betrachtungen aber auch die räumlichen und die zeitlichen Eigenschaften. Mag man sie zur Farbmaterie und zu den immanenten Eigenschaften der Gesichtsempfindungen rechnen oder nicht[2]: die Untersuchung darüber führt auf Bahnen und Tatsachengebiete, deren Beschreibung die ohnedies verwickelten Betrachtungen allzu unübersichtlich machen müßte.

Wenn man nicht annehmen will, daß die Kategorien, in die wir die Verschiedenheiten der Sinneseindrücke ordnen, irgendwie als apriorischer Besitz, als Denkformen vor aller Erfahrung gegeben seien, so wird man die Unterscheidung mehrerer Attribute darauf zurückführen müssen, daß wir imstande sind, nicht bloß Verschiedenheiten oder Veränderungen von einer Empfindung zu einer anderen, sondern auch die Verschiedenheit von Verschiedenheiten, die Veränderung von Veränderungen zu erkennen. Darauf läuft es ja auch hinaus, wenn wir sagen, daß wir die Weise, den

[1] Auch Katz führt S. 32 nur diese drei Momente der Farbmaterie an. Nach S. 90 (vgl. 246, 399) rechnet er auch die »Eindringlichkeit« dazu, scheint aber nach S. 279—280 dessen nicht ganz sicher.

[2] Räumliche Bestimmungen rechne ich jedenfalls dazu und habe gerade um ihretwillen 1873 den Begriff der »psychologischen Teile« als verschiedener Änderungsweisen eines an sich einfachen Inhalts formuliert.

Sinn, die Beziehung oder Richtung, in der ein Ton sich verändert, wenn er von c in cis übergeht, von der Veränderungsweise unterscheiden, die wir als Schwächer- oder Stärkerwerden bezeichnen.

Daß wir imstande sind, die verschiedenen Weisen der Veränderung auseinanderzuhalten, die dann durch die Allgemeinbegriffe und Namen der Attribute festgelegt werden, muß als eine Grundtatsache in Hinsicht der intellektuellen Verarbeitung unserer Sinneseindrücke hingenommen werden. Sie ist unter dem Namen der Abstraktion, auch wohl der isolierenden Abstraktion, bekannt. Von seiten des Materials ist dabei vorausgesetzt, daß sich die Veränderungen in den verschiedenen Richtungen relativ unabhängig voneinander vollziehen. Nur dann haben wir Anlaß, ein Attribut von dem anderen zu unterscheiden und die Erscheinungen ihm gemäß zu beschreiben, wenn es sich nicht durchgängig genau parallel mit einem der übrigen verändert. Zwei Attribute, deren Veränderung in allen Fällen innerhalb des gesamten Gebiets eines Sinnes absolut gleichzeitig und in gleichem Maße erfolgte, dürften nicht mehr als zwei bezeichnet werden: die Unterscheidung wäre nicht nur gegen die Ökonomie des Denkens, sondern auch ohne Erfahrungsgrundlage. Aber andererseits werden wir nicht verlangen dürfen, daß eine Erscheinung jederzeit nach jeder Richtung völlig unabhängig veränderlich sei, daß sich ein Fall herstellen lasse, wobei sie sich ausschließlich in einer Beziehung veränderte, während sie in allen übrigen Beziehungen genau dieselbe bliebe. Mit einer so strengen Forderung würden wir nicht weit kommen. In Wirklichkeit sind die Attribute im einzelnen, ganz besonders gerade im Farbengebiet, in hohem Maße voneinander abhängig, und es sind in diesem Gebiete geradezu Ausnahmefälle, in denen wir uns berechtigt glauben, z. B. eine Änderung ausschließlich in Hinsicht der Qualität (des Farbentones). nicht auch in Hinsicht der Helligkeit oder umgekehrt zu statuieren. Es handelt sich meistens nur darum, ob die Veränderungen in gleichem Maße oder in gleicher Auffälligkeit erfolgen. Auf ähnliche Wege führt auch die Untersuchung des Tongebietes[1].

[1] Siehe m. Vortrag »Über neuere Untersuchungen zur Tonlehre« im Bericht über den 6. Kongreß für experimentelle Psychologie (Göttingen), 1914, S. 305 ff.

Max Meyer wendet gegen die Definition der Attribute als unabhängiger Veränderlichen ein, daß die Unterscheidung eines Attributs »Tonfarbe« nicht damit vereinbar sei, da Tonfarbe und Tonhöhe sich durchaus parallel veränderten. (On the Attributes of the Sensations, Psychol. Review Bd. XI, S. 83 ff.) Auf diese Frage werde ich demnächst anläßlich der Vokaltheorie zurückkommen. Die Tatsachen liegen hier doch anders.

Aus dem Vorstehenden erhellt, daß der Sinn und Zweck einer Untersuchung über die Attribute nicht in ihnen selbst liegt, sondern in der vollständigen Beschreibung einer Gattung von Sinneserscheinungen. Ob wir den Farben eine Eigenschaft mehr oder weniger und welche Eigenschaften wir ihnen zuzuschreiben haben, wäre, als Selbstzweck betrachtet, ein sehr öder und leerer Streit. Aber die Behauptung oder Leugnung einer Grundeigenschaft bedeutet in Wahrheit die Behauptung oder Leugnung einer ganzen Gruppe von mehr oder weniger selbständigen Veränderungen und Unterschieden der Erscheinungen. Die Attribute sind nicht Entitäten, sondern nur Hilfsbegriffe für die richtige und vollständige Beschreibung, als solche aber stehen sie allen anderen voran.

§ 2. Methodisches.

Wenn irgend etwas als durch Herings Bemühungen vollständig und definitiv gefestigt gelten muß, so ist es die Forderung des psychologischen oder, besser gesagt, phänomenologischen Ausgangspunktes in der Farbentheorie. Die siegreiche Klarheit seiner Ausführungen über die schädliche Hereinmengung physikalischer Gesichtspunkte in die Beschreibung der Sinneserscheinungen bleibt vorbildlich für alle Zeit. Herings eigentliches Ziel lag allerdings nicht in dieser Beschreibung selbst, sondern in der Erkenntnis der physiologischen Vorgänge, die zwischen dem äußeren Reiz und den Sinneserscheinungen in der Mitte liegen, vor allem derjenigen, die die physische Unterlage oder (nach seiner parallelistischen Auffassung) die physische Kehrseite der sinnlichen Erscheinungen bilden, der Vorgänge in der »Sehsubstanz«. Das Ziel des Psychologen ist ein anderes. Die genaue Beschreibung der Sinneserscheinungen ist ihm wichtig, um die daran geknüpften psychischen Funktionen zu studieren. Aber im Ausgangspunkte oder vielmehr in dem breiten Vorlande, der Erscheinungslehre selbst, treffen wir zusammen.

Daß die physikalische Forschungsrichtung bezüglich der Sinnesempfindungen ihre relative Berechtigung hat, braucht man dabei nicht zu leugnen. Vielmehr versteht es sich von selbst, daß das Studium der äußeren Reize und sonstigen Bedingungen des Sehens für den Physiologen wie für den Psychologen ganz unentbehrlich ist. Jede objektiv kontrollierbare experimentelle Veränderung muß ja von außen her erfolgen. Gleichwohl muß auch bei der physikalischen Forschungsmethode, für deren korrekte Durch-

führung im Farbengebiete gerade Hering die sorgfältigsten Anweisungen gegeben hat, die Beobachtung der resultierenden Erscheinungen das erste und letzte Wort sprechen. Wenn auf den verschiedensten Wegen der Eindruck des Weiß erzeugt wird, so sagt uns doch nur direkte Beobachtung der Erscheinung, daß es Weiß und ob es dasselbe Weiß ist.

Mit Hering bin ich auch damit einverstanden, daß es sich hier nicht um eine innere oder psychologische Beobachtung im engeren und eigentlichen Sinne des Wortes handelt (Grundz. S. 24, 47). Wenn der Physiker Newtonsche Farbenringe, der Botaniker Blütenfarben beobachtet und beschreibt, stützen sie sich auf genau dieselbe Art der Beobachtung, die wir in der Farbenlehre selbst anwenden müssen. Wenn in einem Falle die Farben einem äußeren Objekte zugeschrieben werden, im andern Falle aber sozusagen in der Luft schweben, d. h. uns nur um ihrer selbst willen interessieren, so macht dies für die Art des Beobachtens keinen Unterschied. Etwas anderes freilich ist es, wenn wir versuchen, die psychischen Vorgänge des Vergleichens, Analysierens, Begriffebildens, Zusammenfassens u. dgl. in sich selbst zu beobachten. Hier würde ich in der Tat von psychologischer oder innerer Beobachtung sprechen[1]. Aber auf diese kommt es uns hier nicht an. Was wir hier treiben, ist nicht unmittelbar Psychologie, sowenig wie Physiologie, sondern Phänomenologie, den Ausdruck in dem von mir früher erläuterten Sinne verstanden[2]. Aber wir treiben sie allerdings um der Psychologie willen, in der Hoffnung, damit Unterlagen und Anknüpfungspunkte für die Erforschung psychischer Funktionen zu gewinnen. Andere treiben sie um der Gehirnphysiologie willen. Sie ist ein gemeinschaftliches Tatsachenfeld.

Wie sehr phänomenologische Fragen zu psychologischen Untersuchungen drängen, lehrt fast jeder Schritt auf diesem Gebiete. Führt doch schon die Stellung der Attributenfrage auf die Fähigkeit und die Bedingungen der isolierenden Abstraktion, führt doch die Vorfrage für jede Attributendiskussion bei den Farben, die Frage nach der Einfachheit aller gesehenen Farben, die uns sogleich beschäftigen wird, ohne weiteres auf den Unter-

[1] Allerdings sprechen manche von innerer, psychologischer Beobachtung (introspection) oder Selbstbeobachtung auch dann, wenn es sich um die Beobachtung sinnlicher Erscheinungen handelt, die ohne äußeren Reiz auftreten, z. B. bloß vorgestellter Farben oder subjektiver Farbenerscheinungen. Ja viele Psychologen der Gegenwart lassen sogar nur diese Deutung zu. Hierüber soll aber hier nicht weiter gestritten werden.

[2] Zur Einteilung der Wissenschaften. Abhandl. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1906, S. 26ff.

schied des Hineinsehens und des Heraussehens usw. Trotzdem ist und bleibt die Fragestellung nach den Attributen an sich genommen eine phänomenologische, nicht eine psychologische.

§ 3. Einheit oder Mehrheit der Farbenempfindungen bei sogenannten Mischfarben.

Die Frage nach den Attributen von Sinneserscheinungen muß in erster Linie an den einfachen Empfindungen des bezüglichen Gebietes entschieden werden. Beispielsweise kann man an Tonerscheinungen, aus denen durch keinerlei Anstrengung und Übung der Bestveranlagten subjektiv mehrere Töne herausgehört werden können, die Begriffe der Höhe, Stärke usf. genau festlegen. Obgleich auch hierüber bekanntlich manche Meinungsverschiedenheiten entstanden sind, hat doch die Untersuchung eine feste Bahn und ein festes Ziel. Die Frage aber: welches ist die Höhe, die Stärke eines Akkordes? wird derjenige, der drei Töne darin unterscheidet, überhaupt nicht verstehen; und wer den Akkord nur als Einheit wahrnimmt, wird die Antwort schwer finden, wenn er die Höhe singend oder am Tonmesser angeben soll; gibt er dann einen Ton an, so ist es gewöhnlich der höchste oder der tiefste des Akkordes, und man kann eigentlich doch nur schließen, daß er diesen zufällig herausgehört hat, nicht daß ihm dessen Höhe als Höhe des Ganzen erschiene. Der Fall des Klanges mit Obertönen steht in der Mitte. Solche Klänge werden gewöhnlich unzerlegt wahrgenommen, und man pflegt ihnen unbedenklich eine bestimmte Höhe und Stärke zuzuschreiben. Gleichwohl ist auch hier nicht ohne weiteres klar, welches eigentlich der Träger dieser Eigenschaften ist, wenn anders eine Mehrheit einfacher Tonempfindungen im Klange aktuell vorhanden ist. Und läßt man die Obertöne stärker und stärker werden, so kommen auch hier dieselben Zweifel und Urteilsschwankungen wie beim Akkord, in den ja auch der Klang zuletzt übergeht.

Bei den Tönen ist nun wenigstens die Frage, welche Tonerscheinungen einfach und welche mehrfach sind, in vielen Fällen leicht zu beantworten. Es ist kein Zweifel — gegenüber Skeptikern, die sich immer noch finden, werden wir in § 9 ausführlich darauf zurückkommen —, daß unzählige Individuen in einem Akkord mehrere Töne gleichzeitig und als gleichzeitige wahrnehmen können, wenn auch nicht immer wirklich wahrnehmen; ebenso in einem Instrumentalklang mehrere Teiltöne. Es gibt also gleich-

zeitige Tonmehrheiten, es gibt zusammengesetzte oder Mischempfindungen zum mindesten in diesem Sinne: daß sie durch bloße Anstrengung der Aufmerksamkeit in eine Mehrheit von Tönen zerlegt werden können und dann als verschiedene Töne gleichzeitig miteinander gehört werden. Aber nicht alle Toneindrücke sind solche Mischempfindungen. Wir kennen auch einfache, absolut unzerlegbare Töne und wissen, wie sie herzustellen sind. Jeder Wellenzug aus Sinusschwingungen von nicht zu großer Amplitude gibt uns eine solche einfache Tonempfindung. Nicht bloß ist die Schwingung als solche durch kein physikalisches Mittel in Teilschwingungen zerlegbar, sondern auch die durch sie hervorgerufene Tonempfindung kann psychologisch durch keinerlei Anstrengung in mehrere gleichzeitige Töne aufgelöst werden.

Anders ist der Stand der Frage bei den Farben. Hier steht noch immer einer Majorität von Forschern, die schlechthin jede Farbenempfindung, die sich qualitativ gleichmäßig über eine bestimmte Fläche erstreckt, heiße die Empfindung Rot oder Violett oder Orange, erscheinungsmäßig als eine völlig einfache Empfindung bezeichnen, eine Minorität gegenüber, für die Violett eine Art Zweiklang aus Rot und Blau, Orange ein Zweiklang aus Rot und Gelb ist.

Es ist nicht uninteressant, die neuere Entwickelung dieser Fragen seit Hering zu verfolgen (von der Vorgeschichte bis zurück zu Aristoteles, der die Wichtigkeit der Frage bereits durchschaute, sehen wir natürlich hier ab).

In den »Mitteilungen« spricht Hering noch unbedenklich im Sinne der Mehrheitslehre von zusammengesetzten oder Mischempfindungen. »Jede Gesichtsempfindung«, heißt es z. B. S. 85 § 29, »ist aus mehreren einfachen Empfindungen zusammengesetzt.« Wir sehen nach ihm im Violett gleichzeitig Rot und Blau. Und zwar sind in jeder Empfindung alle sechs Grundfarben enthalten, wenn auch nicht alle merklich (S. 122 § 43).

Wenn man indessen genauer zusieht, kann man fast überall schon dort Andeutungen finden, daß Hering dies mehr als eine bildliche Ausdrucksweise erachtete. »In jedem Grau empfinden wir Weiß und Schwarz zugleich, aber keines von beiden vollständig, wie wir im Kinde zugleich Vater und Mutter, doch aber weder den ganzen Vater noch die ganze Mutter sehen« (S. 55) — was doch eigentlich nur heißt: wir erkennen Ähnlichkeiten nach beiden Seiten hin. »Im Grau glauben wir Schwarz und Weiß, beide zugleich, zu sehen« (S. 109). »Wir sehen im Grau gewissermaßen Helligkeit und Dunkelheit, Weiß und Schwarz zugleich, beide gleichsam abgeschwächt« (S. 52).

In einer folgenden Abhandlung, 1880[1], wird zunächst — vielleicht, weil es für die besondere Gelegenheit auf diese psychologische Prinzipienfrage nicht ankam — die Mehrheitslehre ohne solche Reserve vorgetragen: »Jede Gesichtsempfindung oder Farbe tritt zwar

[1] Zur Erklärung der Farbenblindheit aus der Theorie der Gegenfarben. Jahrbuch für Naturwissenschaft Lotos N. F. I, S. 1.

zunächst als etwas Einheitliches in unser Bewußtsein, läßt sich aber mehr oder weniger deutlich in einzelne Bestandteile auflösen und als ein Gemisch oder als Ergebnis einer Mischung mehrerer einfacher Empfindungen ansehen. In analoger Weise erscheint ein Klang aus mehreren Tönen, ein Akkord aus mehreren Klängen, der Geschmack einer Speise aus verschiedenen Geschmacks-, Geruchs- und Tastempfindungen zusammengesetzt, die zum Teil deutlich aus der Gesamtempfindung hervortreten, zum Teil aber auch schwer oder gar nicht einzeln sich herausfinden lassen.« Doch findet sich auch hier (S. 19) die Wendung, »daß jedem das Violett zugleich dem Blau und Rot verwandt oder ähnlich erscheint, daß er gleichsam beide Farben darin zugleich sieht«.

In der Einleitung zu Hillebrands Arbeit 1889 (S. 73) drückt sich Hering bereits unverkennbar im Sinne der Einheitslehre aus und behandelt die Mehrheitslehre sowohl in psychologischer wie in physiologischer Hinsicht nur als eine anschaulichere Redeweise: »Wie es für die meisten anschaulicher sein dürfte, wenn gesagt wird, jede Gesichtsempfindung lasse sich aus gewissen Grund- oder Elementarempfindungen in bestimmtem Mischungsverhältnis zusammengesetzt denken, als wenn gesagt wird, sie nehme in der geordneten dreidimensionalen Mannigfaltigkeit der Gesichtsempfindungen einen in bezug auf bestimmte Empfindungsreihen bestimmten Ort ein: so dürfte es auch anschaulicher sein, wenn die Sehsubstanz als ein Gemisch dreier Sondersubstanzen aufgefaßt wird . . ., als wenn man sagt, die Mannigfaltigkeit der Zustände der Sehsubstanz sei eine dreidimensionale.«

Hillebrand selbst vertritt in dieser Abhandlung die Mehrheitslehre und will prinzipielle Unterschiede gegenüber dem Tonsinne nicht gelten lassen (S. 74/75). Allerdings läßt er die Teilempfindungen hier und dort nur durch Abstraktion unterschieden sein, analog der Abstraktion, durch die wir die Attribute einer Empfindung auseinanderhalten. Das würde dann doch eigentlich heißen, daß wir in Violett nicht Rot und Blau zugleich sehen, sondern sie nur in Gedanken herauslösen.

Inzwischen haben die Psychologen viel über die Einheitsfrage bei Farben diskutiert. G. E. Müller spricht zwar von Mischempfindungen, aber nur in physiologischer Hinsicht, während ihm psychologisch oder phänomenal jede Farbenempfindung einfach ist. Er bespricht kritisch die Mehrheitslehre und formuliert den Begriff der Grundfarben vom Standpunkte der Einfachheitslehre (X, S. 14, 48ff.).

Brentano hingegen vertritt in demselben Jahre 1896 entschieden die Mehrheitslehre[1]. Allerdings auch er nur mit einer bemerkenswerten Modifikation: wir sehen im Violett Blau und Rot zwar gleichzeitig, aber nicht genau auf derselben Stelle des Gesichtsfeldes. Sie müssen vielmehr in unmerklich kleinen Teilchen mosaikartig nebeneinander geordnet sein, da es unmöglich ist, zwei Farben gleichzeitig an demselben Orte zu sehen. Dieses letzte Prinzip hält er also doch gemeinsam mit den Vertretern der Einfachheitslehre fest[2].

---

[1] Zur Lehre von der Empfindung. Vortrag auf dem 3. internationalen Kongreß für Psychologie in München 1896, gedruckt im Kongreßbericht 1897, S. 110 ff., abgedruckt und durch Anmerkungen erweitert unter dem Titel »Über Individuation, multiple Qualität und Intensität sinnlicher Erscheinungen« in den Untersuchungen zur Sinnespsychologie S. 51 ff. Denselben Standpunkt vertritt auch die Abhandlung »Vom phänomenalen Grün«, ein 1893 gehaltener, aber erst in den Untersuchungen gedruckter Vortrag, s. daselbst S. 17 ff.

[2] Auf diese Auffassung Brentanos sieht sich auch Petroniewicz in einer ausführlichen Abhandlung hingeführt: Über den Begriff der zusammengesetzten Farbe, Zeitschrift für Sinnesphysiologie Bd. 43, S. 364 ff.

v. Meinong war immer für die Einfachheit, gestand aber der Mischungslehre eine Deutung im Sinne der Heringschen Ausführungen von 1889 zu[1].

Ich selbst habe mich 1873 im Sinne der Einfachheit ausgesprochen, damals sogar auch noch für das Tongebiet, dessen Unterschied vom Farbengebiet ich aus der Verschiedenheit der Erfahrungen herzuleiten suchte[2]. Später aber schien mir eine unleugbare grundwesentliche Verschiedenheit beider Sinne in dieser Hinsicht vorzuliegen[3].

In den »Grundzügen« hat dann Hering ausdrücklich die Alternative für die Farbenempfindungen besprochen und ist mit Entschiedenheit auf den Standpunkt der Einfachheitslehre getreten. Daß wir Weiß und Schwarz im Grau sehen, heiße nur, daß Grau sowohl an Weiß wie an Schwarz erinnere. Auch wenn wir eine Farbe »mit Grau verhüllt« nennen, so bedeute dies nur eine gewisse Ähnlichkeit mit Grau. Es sei nur eine bildliche Ausdrucksweise, wenn wir sagen, daß ein bunter und ein schwarzweißer Bestandteil darin enthalten sei[4]. Wenn Hering auch hier noch von den »Komponenten« Weiß und Schwarz bei den grauen Farben oder vom schwarzweißen Bestandteil in den bunten Farben oder von vier Urkomponenten einer bunten Farbe (S. 60ff.) spricht, so trägt er doch Sorge, jenes Weiß und Schwarz als Abstand des Farbenortes von dem schwarzen bzw. weißen Endpunkt der tonfreien Farbenlinie zu definieren (S. 92/93), und ist sich sicherlich in allen Fällen der nur übertragenen Ausdrucksweise als solcher bewußt.

Die Wendung, die Hering hier mit Vorliebe gebraucht, daß Violett sowohl an Blau wie an Rot erinnere, ist weniger eindeutig und klar als die andere, daß es sowohl dem Blau als dem Rot ähnlich sei. Denn eine Erscheinung kann mich an eine andere auch dann erinnern, wenn sie einander nicht ähnlich sind, sondern nur zufällig öfters miteinander verbunden waren. Andererseits erinnert mich Violett an Rot und Blau, Grau an Weiß und Schwarz überhaupt nur unter ganz besonderen Umständen, so namentlich, wenn ich gerade die Frage beantworten soll, welchen Farben es etwa ähnlich sei. Bei dieser besonderen Einstellung können mir allerdings leicht die beiden Extreme der Reihe, der die Farbe angehört, in Erinnerung kommen. Sonst aber wird die Reproduktion durchaus nicht regelmäßig erfolgen. Die Ähnlichkeit also ist es, auf die es bei der Einfachheitslehre ankommt, und in diesem Sinn ist das »Erinnern« natürlich bei Hering zu verstehen. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß durch die doppelseitige Ähnlichkeit allein schon der Anschein der Mehrfachheit beim Violett oder Orange erklärt wäre. Denn auch Rot, das jedem einfach erscheint, ist sowohl dem Orange als dem Violett ähnlich, wie schon Müller (X, 59) mit Recht bemerkt hat.

v. Kries hat die Einfachheit der Farbeneindrücke stets für unbezweifelbar angesehen[5].

In den zahlreichen neueren Lehrbüchern der Psychologie herrscht im ganzen derselbe Standpunkt, doch drücken sich die Autoren auch nicht selten zweifelhaft aus und finden die Entscheidung schwierig.

[1] Bemerkungen über den Farbenkörper und das Mischungsgesetz. Zeitschr. f. Psychol. Bd. 33 (1903), S. 19 ff.

[2] Über den psychologischen Ursprung der Raumvorstellung, 1873, S. 133.

[3] Tonpsychologie I, S. 145, II, S. 79 usw. Zuletzt: Binaurale Tonmischung. Zeitschr. f. Psychol. Bd. 75, S. 330 ff.

[4] S. 30, 31, 35, 37, 45, 49 (unten), 60.

[5] Die Gesichtsempfindungen und ihre Analyse, 1882, S. 41. Die Gesichtsempfindungen, in Nagels Handbuch der Physiologie III, 1 (1904), S. 131, 140.

Daß man vom Standpunkte des psychophysischen Parallelismus die Mehrheitslehre nicht aufgeben kann, ohne gleichzeitig auch die Mehrheit der selbständigen physiologischen Grundprozesse (für Schwarz und Weiß, Rot und Grün, Blau und Gelb) aufzugeben, bzw. die Darstellung in gleichem Sinne wie die Lehre von den »Mischfarben« umzuarbeiten, scheinen sich nicht alle Anhänger des Parallelismus klargemacht zu haben. Man müßte etwa die verschiedenen gleichzeitigen Grundprozesse in einer letzten Rindenstation (der Calcarina oder einem hypothetischen Apperzeptionszentrum) bereits physiologisch eins werden und nur als Veränderungsrichtungen fortbestehen lassen. Bei Hering fanden wir oben eine Andeutung in dieser Richtung, auf die er, soviel ich sehe, später nicht weiter zurückgekommen ist. Mach hat dagegen mit der physiologischen auch die psychologische Mehrheitslehre durchaus festgehalten.

Wir stellen uns zunächst, aber nicht definitiv, auf den Standpunkt der Mehrheitslehre, weil die Darstellung unter der Voraussetzung von Mischfarben im psychologischen Wortsinne für den Anfang eine viel einfachere und bequemere ist. Auch Vertreter der Einheitslehre können sich, wie wir an Hering sahen, dieser Redeweise als solcher niemals ganz entziehen. Immer wieder bedient man sich der Wendung, irgendein Rot enthalte etwas Blau, oder man sehe einen Stich ins Gelbe darin. Immer wieder spricht man vom Blaurot, Blaugrün, Grüngelb, allgemein von den Komponenten einer Farbe. Nachher werden wir indessen versuchen, den hinsichtlich der Intensitätsfrage gewonnenen Standpunkt auch auf die Einheitslehre, die ich selbst für die richtige halte, zu übertragen. Auf diese Art machen wir uns zugleich von der Alternative: Einheit oder Mehrheit unabhängig.

§ 4. Von den Grundfarben.

Wir setzen hier die Heringsche Lehre von den sechs Grund- oder Haupt- oder Urfarben voraus, und zwar diese nicht als Hypothese oder Fiktion, sondern als tatsächlich richtig (nur mit einem Vorbehalt betreffs der Dualität von Weiß und Schwarz, s. u.). Allerdings muß man den physiologischen Unterbau, den ihr Hering gegeben und auf den es ihm freilich besonders ankommt, von der Grundfarbenlehre selbst trennen. Unsere Stellungnahme betrifft nur die rein phänomenologische Frage. Darum ist damit auch nichts gegen eine etwaige physiologische Bedeutung der Young-Helmholtzschen Dreifarbenlehre behauptet; insbesondere soll die Auffassung der sogenannten Zonentheorie (v. Kries), wonach diese für den peripherischen Abschnitt des Nervenapparats, die Heringsche Lehre aber für die zentralen gelten würde, durchaus offen bleiben.

Was hier gemeint und gebraucht wird, ist nur die allgemeinste, rein zur Beschreibung der Empfindungsinhalte gehörige Tatsache, daß Schwarz, Weiß, Rot, Grün, Blau, Gelb, möglichst rein oder gesättigt vorgestellt, ausgezeichnete Punkte in der Mannigfaltigkeit der Farbenerscheinungen bedeuten[1]. Weiß und Schwarz sind die »tonfreien«, die übrigen die »bunten« oder, wie man besser sagt, »getönten« Grundfarben[2]. Für die Anhänger der Mehrheitslehre sind die Grundfarben zu definieren als die phänomenal einfachen Farben, ganz analog den einfachen Tönen. An ihnen muß dann also zunächst der Intensitätsbegriff studiert und womöglich aufgezeigt werden.

Aber der Begriff und die Annahme von Grundfarben ist nicht unlöslich mit der Mehrheitslehre verbunden, sondern läßt sich auch auf Grund der Einheitslehre erklären. Darauf haben bereits v. Kries 1882[3] und Hering 1889 (s. o.) hingewiesen. G. E. Müller hat es näher ausgeführt, indem er den Begriff von Richtungsänderungen auf die Veränderungen des Farbentones anwandte. Von Rot zu Blau erfolgt die Veränderung in gleicher Richtung, dort aber findet eine Richtungsänderung nach Grün zu statt usw.

---

[1] Daß bereits Leonardo da Vinci die sechs Grundfarben im gegenwärtigen Sinn unterschieden habe, ist nach dem von Mach, Zur Analyse der Empfindungen[2] S. 50 f. Mitgeteilten nicht richtig. Mach selbst scheint der erste gewesen zu sein, der diese Lehre vom phänomenologischen Standpunkt aus aufgestellt hat (Reicherts und Dubois' Archiv 1865). Aubert bezeichnete zwar in demselben Jahre (Physiologie der Netzhaut) Rot, Grün, Gelb, Blau als Prinzipalempfindungen neben Weiß und Schwarz, ebenso 1876 in den Grundzügen der physiologischen Optik S. 517. Da er aber hier (S. 481) gleichzeitig erklärt, »in den Empfindungsqualitäten selbst keinen Anhalt für die Systematisierung« zu finden, so scheint er sich bei seiner Einteilung mehr von der Tradition der Sprache haben leiten zu lassen Vgl. Hering, Grundzüge S. 47. Hering trug die Urfarbenlehre zuerst 1874 in der sechsten Mitteilung § 38 vor, wobei er Leonardo als seinen Vorgänger nannte.

[2] »Bunt« kann man nach dem Sprachgebrauche nur eine von verschiedenen nebeneinanderliegenden Farben ausgefüllte Fläche oder ein Nacheinander verschiedener im Bewußtsein zusammengefaßter Farben, niemals eine einzelne Farbe nennen. Man könnte also wohl die vier Farben Rot, Grün, Gelb, Blau in ihrer Gesamtheit eine bunte Reihe, ein buntes Farbensystem, aber man sollte nicht Blau eine bunte Farbe nennen, wie dies jetzt in der Heringschen Schule allgemein geschicht.

[3] Die Gesichtsempfindungen S. 46, wo er sehr geneigt ist, die Lehre von den sechs Hauptfarben psychologisch für die richtige zu halten, jedoch mancherlei Einwendungen bespricht. »Was uns in dem System von Empfindungen sich heraussondert, sind vielleicht gewisse ausgezeichnete Punkte einer Mannigfaltigkeit, ganz sicher aber nicht Elemente, aus welchen sich die Gesichtsempfindungen in ähnlicher Weise aufbauten wie die Gehörsempfindungen aus den ihrigen.« (Im Original gesperrt.)

Diese Auslegung vom Standpunkte der Einfachheitslehre erscheint mir einwandfrei. Es ist also auch keine Inkonsequenz, wenn wir die Mehrheitslehre nur als eine vorläufige Voraussetzung, die Lehre von den Grundfarben dagegen, die sich in der Sprache der einen und anderen Voraussetzung ausdrücken läßt, als tatsächlich richtig zugrunde legen.

Bereits Herbart hat (Psychologie als Wissenschaft, 1825, II, S. 298) die Veränderungen zwischen den Hauptfarben als geradlinig bezeichnet und darauf Gewicht gelegt, daß solche Ausdrücke, wie Kontinuum, Geradlinigkeit, neben, zwischen, Mitte, keineswegs nur in räumlichem Sinn anwendbar seien. Er nennt Vorstellungsarten, die sich so ordnen lassen, »Reihenformen« — eine Antizipation der Müllerschen »Qualitätenreihen«. »So machen alle Töne zusammengenommen eine gerade Linie, auf welcher Intervalle mit mathematischer Genauigkeit abgemessen werden. So liegt, gleichfalls gerade, alles mögliche Violett zwischen Blau und Rot, alles mögliche Orange zwischen Rot und Gelb, alles Grün zwischen Blau und Gelb, — wobei wir uns um die physiologischen, physischen, chemischen Farbentheorien gar nicht kümmern, sondern bloß um Vorstellungen in der Seele. So gibt es ein bestimmtes Violett, Orange, Grün, welches genau in der Mitte zwischen den Extremen liegt, und derjenige irrt sich, welcher glaubt, das Wort Mitte sei hier eine Metapher; vielmehr würde der Begriff des Mittleren sich aus solchen qualitativen Kontinuen von selbst erzeugt haben, wenn auch an keinen Raum gedacht würde.« In der Auffassung des Grün würden wir Herbart zwar nicht beitreten, auch nicht in der Zurückführung dieser Verhältnisse auf angebliche Verschmelzungen; aber im übrigen haben wir Grund, das Verständnis des großen Psychologen für die Bedürfnisse einer exakten Erscheinungslehre zu bewundern.

In m. Tonpsychologie behauptete ich (I, S. 242 ff.), daß der eindimensionale Verlauf der Tonhöhen gegenüber dem der Farben dadurch ausgedrückt werden könne, daß zwischen beliebigen drei Tönen immer nur einer der mittlere sein kann. Müller hält dem entgegen, (X, S. 66), der Übergang, der von Rot zu Weißblau auf dem kürzesten Wege, nämlich durch Weißrot, führe, könne gleichfalls durch keinen anderen Übergang ersetzt werden, und doch finde dabei eine Richtungsänderung statt. Aber von einem kürzesten Wege hatte ich nichts erwähnt; und sieht man von dieser Bedingung ab, so kann man von Rot ebensogut durch Rotblau und Blau zu Weißblau und von da über Weiß nach Weißrot kommen, immer durch stetige Übergänge, so daß also jetzt Weißblau zwischen Rot und Weißrot zu liegen kommt. Daß das Urteil, ein Ton liege zwischen zwei anderen, sich durch Verknüpfung zweier Ähnlichkeits- (Abstands-) Urteile ausdrücken läßt, scheint mir gleichfalls noch richtig. Aber ich möchte nicht behaupten, daß der psychologische Hergang des Richtungsvergleichs sich tatsächlich in der Form solcher kombinierter qualitativer Ähnlichkeitsurteile vollziehe. (Übrigens benutze ich auch diese Gelegenheit, zwei sinnstörende Druckfehler in diesem Passus der Tonpsychologie zu berichtigen: es muß S. 142 Zeile 14 statt yx heißen yz und Zeile 19 statt xz xy.)

Eine prinzipielle Frage kann man hier noch vom Standpunkte der Attributenlehre aufwerfen. Auch die Attribute, könnte man sagen, sind durch die Verschiedenheit der Veränderungsrichtung eines an sich einheitlichen Inhaltes charakterisiert. Wie soll es nun möglich sein, innerhalb einer bestimmten Richtung, wie es die Qualität ist, noch weitere Richtungen

zu unterscheiden? Warum zählen wir nicht die Rotgelbheit, Blaurotheit usw. als selbständige Attribute auf, koordiniert mit Helligkeit und Ausdehnung?

Indessen würde man, scheint mir, sich einer Mehrdeutigkeit schuldig machen, wenn man die verschiedenen Veränderungsweisen bei den Attributen als Richtungsverschiedenheiten in gleichem Sinne wie die der Farben ansehen wollte. Man kann sie so nennen, muß sich aber des ungleichen Sinnes bewußt bleiben. Diese verschiedenen Veränderungsweisen, wie man sie besser nennt (man könnte auch von »Dimensionen« reden, nicht in Analogie zu den räumlichen, wohl aber zur Anwendung dieses Ausdruckes in der heutigen Physik), sind heterogen, wie die Merkmale, die wir auf Grund ihrer unterscheiden, die Intensität, Ausdehnung, Qualität, heterogen sind. Die Richtungen dagegen, in denen sich die Farbenqualität verändert, sind homogen, wie die Farben selbst, auch die Urfarben, homogen sind, und wie auch die räumlichen Veränderungen nach verschiedenen Richtungen doch innerhalb der Gattung räumlicher Veränderungen bleiben. Auch ist der Unterschied, daß wir, veranlaßt durch jene verschiedenen Veränderungsweisen, auch schon dem einzelnen Ton eine bestimmte Höhe und Stärke als ihm notwendig und jederzeit zukommende immanente Eigenschaften zuschreiben und in der Lage sind, uns durch Abstraktion diese bestimmte Höhe und Stärke eines gehörten Tones zum Bewußtsein zu bringen; während eine Farbe nicht notwendig eine bestimmte Rotgelbheit, Gelbgrünheit, Grünblauheit und Blaurotheit zu gleicher Zeit als immanente Eigenschaften besitzen muß. Es fragt sich sogar, ob sie auch nur zwei von diesen Eigenschaften auf einmal besitzen kann, aber keinesfalls ist es selbstverständlich, daß sie alle auf einmal besitze.

Nur einschaltungsweise, da sie mit dem Zweck dieser Abhandlung nicht untrennbar zusammenhängen, seien mir einige Bemerkungen zu gewissen fraglichen Punkten der Urfarbenlehre gestattet.

1. Vor allem bedürfte es einer psychologischen Untersuchung darüber, wie man sich eigentlich den Begriff eines Urblau, Urschwarz usw. bilde, da wir doch nach allgemeiner Annahme niemals wirklich die vollkommen reinen (gesättigten) Farben zu sehen bekommen. Daß keine einzig empirisch gegebene Farbe absolut rein sei, daß das Schwarz, Weiß, Rot, von denen wir in der Theorie reden und aus denen wir die gegebenen Einzelerscheinungen erklären, in sich selbst niemals wahrgenommen, sondern immer nur gedacht seien, hat niemand mit größerem Nachdruck als Hering hervor-

gehoben: besonders in den »Grundzügen« kommt er wiederholt darauf zurück[1]. Man glaubt zuweilen geradezu, Platon zu hören, mit dessen Äußerungen über die Ideen die Herings über die Grundfarben genau zusammenfallen. »Ein zunächst absolut freies Schwarz läßt sich mehr oder weniger mit Weiß verhüllt und also ins Graue spielend denken, aber das Schwarz an und für sich könnte nicht das eine Mal heller, das andere Mal dunkler sein, und dasselbe gilt von dem absolut frei gedachten Urblau oder Urgrün. Ein zunächst absolut frei gedachtes Weiß läßt sich in verschiedenem Maße mit Schwarz verhüllt denken, aber an und für sich könnte es nicht bald heller, bald dunkler sein, und dasselbe gilt von dem absolut frei gedachten Urgelb und Urrot« (S. 60). So ist nach Platon das einzelne Schöne, das einzelne Gleiche bald mehr, bald weniger schön oder gleich, bald mehr, bald weniger mit Häßlichem oder Ungleichem vermischt, aber das Schöne an sich, das Gleiche an sich ist immer und absolut schön oder gleich und niemals mit irgendeinem Entgegengesetzten vermischt.

In der Tat liegt in der Entstehung aller Idealbegriffe, insbesondere der mathematischen Begriffe, das nämliche Problem. Man wird es hier wie dort nicht auf dem Wege Platons lösen wollen. Aber gelöst ist es noch nicht. Vielleicht gibt gerade der Umstand, daß dieses Problem selbst bei den einfachsten Sinnesempfindungen wiederkehrt, gute Anhaltspunkte für eine psychologische Behandlung. Inzwischen haben wir mit dem Tatbestand zu rechnen, daß wir von den Veränderungen der Farben den Eindruck haben, daß sie gewissen Endpunkten, gewissen Maximis zustreben und nicht ins Unendliche verlaufen. Es liegt hier ein Unterschied gegenüber den Tonhöhen. Auch da ist die Reihe empirisch begrenzt, aber ihrer Natur nach erscheint sie in beiden Richtungen unendlich. In dem Übergang von einem tieferen zu einem höheren Tone liegt kein Hinweis auf irgendeinen höchsten Ton, von dem aus jedes Weiterschreiten in sich selbst unmöglich, sozusagen logisch absurd wäre. Die Grenze ist nur durch die zufällige Einrichtung des Sinnesorgans bedingt, die ja auch bei verschiedenen Organismen sehr verschieden ist.

Man könnte versuchen, die gleiche Vorstellungsweise auch auf die Farben zu übertragen. Das ideale Schwarz oder Blau würde dann zu einer bloßen Redeweise, einer fiktiven, eingestandenermaßen falschen Lehre herabsinken. Man müßte, um mit Realitäten zu rechnen, die gesamte Urfarben-

[1] So S. 33ff., 50ff. Vgl. aber auch schon Mitt. S. 122, 126.

lehre umarbeiten, und ich glaube nicht, daß viel von ihrer gegenwärtigen Fassung übrigbliebe. Noch weniger glaube ich aber, daß Hering und andere ernsthafte Forscher sich mit dem törichten Auswege zufriedengeben würden, daß die Dinge so aussähen, »als ob« es Urfarben gäbe. Sie würden sich vielmehr in dem Moment, wo sie die Undurchführbarkeit ihres Postulats erkannt hätten, ohne weiteres an die Umarbeitung machen. Vorläufig ist es aber nicht nötig. Wir denken uns eben die geraden Linien des Farbenvierecks oder des Farbenoktaeders, das auch die weißschwarze Linie einschließt, an den Ecken umgebogen, punktieren aber die geradlinige Fortsetzung bis zu den Schnittpunkten. So pflegt man es ja auch beim »Farbendreieck«, besonders seiner Grünecke, zu machen. Das ist das Schema der rein gedanklichen Operation, wie sie Hering im Auge hat. Als sinnliche Unterlage der so entstehenden Idealbegriffe dient das räumliche Symbol (das freilich auch nur innerhalb gewisser Grenzen scharf ist) und von seiten der Farbenerscheinungen selbst das beste, tiefste Schwarz oder Blau, das wir eben augenblicklich erzielen können. In Verbindung mit der abstrakten Forderung und dem räumlichen Symbol ist es ein Ersatz der fehlenden adäquaten Anschauung.

Man kann aber den phänomenologischen und psychologischen Tatbestand auch so ausdrücken. Die Erfahrung lehrt uns, daß ein Schwarz, das wir für das tiefste hielten, durch Sukzessiv- oder Simultankontrast mit Weiß noch schwärzer werden kann, daß ebenso ein Weiß, das uns das bestmögliche schien, durch experimentelle Maßnahmen noch weißer wird. Aber diese Veränderungen bewegen sich in einer immerhin engen Zone gegenüber den alltäglichen großen Unterschieden innerhalb der Graureihe. Reden wir nun vom absoluten Schwarz, Weiß, Blau, so meinen wir nicht ein jenseits aller Erfahrung liegendes, unter keiner Bedingung herstellbares, sondern das äußerste, das tatsächlich unter günstigsten Bedingungen hergestellt werden kann. Damit wären die absoluten Farben aus der Sphäre der Ideen genommen und unter die der Erscheinungen eingereiht. Ob wir eine absolute Farbe in diesem empirischen Sinn augenblicklich vor uns haben, ob wir, wenigstens in der bloßen Vorstellung, sie uns vergegenwärtigen können, darauf kommt es für das Verständnis des Begriffes selbst nicht an. Wir sind dessen vielleicht niemals ganz sicher, aber in jedem Fall kann das augenblickliche, uns extrem scheinende Schwarz oder Weiß oder Blau als Unterlage des Begriffes dienen.

Für die Interessen der Phänomenologie und Psychologie würde, glaube ich, diese Auslegung genügen. Aber wohl nicht für die der Physiologie. Hering verlangt auf Grund seiner Theorie, daß in jedem einzelnen Fall einer Farbwahrnehmung die sämtlichen sechs physiologischen Grundprozesse vorhanden seien und zusammenwirken, wenn auch mit verschiedenem Anteil. Er schließt dann auf Grund des Parallelismusprinzips, daß auch in jeder einzelnen Gesichtserscheinung, sie möge noch so rein blau oder rein weiß aussehen, sämtliche Grundfarben als Teilerscheinungen vorhanden seien, wenn sie auch nicht alle bemerkt werden. Diese Forderung braucht aber, soviel ich sehe, vom rein phänomenalen Standpunkt nicht erhoben zu werden. Von diesem aus ließe sich wohl sagen, daß es vollkommen gesättigte, absolute Farben tatsächlich gibt, wenn wir auch vielleicht niemals in einem einzelnen Fall entscheiden können, ob wir das äußerst Erreichbare vor uns haben. Wie sich das Parallelismusprinzip damit abfindet, ist eine Sache für sich.

Übrigens bildet sich gerade in bezug auf die scheinbaren Extreme allmählich eine starke Übung in absoluten Urteilen aus. Anfänglich erklärt jeder das Augengrau für Schwarz, wie es denn auch gewöhnlich als Augenschwarz bezeichnet wird. Allmählich, nachdem man oft genug tieferes Schwarz damit verglichen hat, ist es einem ohne jede augenblickliche Vergleichung klar, daß es sich nur um ein Grau handelt. So bildet sich auch für Weiß, Gelb, Rot ein absolutes Urteil aus und gewinnt namentlich in bezug auf hohe Sättigungsgrade eine gewisse Sicherheit. Wir können nicht durch Vergleichung erkennen, ob das Rot, das wir jetzt sehen, ebenso gesättigt ist wie das gestern bei einer bestimmten Gelegenheit gesehene. Aber wir können ein solches Urteil nach dem absoluten Eindruck mit einer gewissen Bestimmtheit abgeben, ähnlich wie der geübte astronomische Beobachter einen neuen Stern schon nach dem absoluten Eindruck einer gewissen Größenklasse einordnet[1]. Auf diese Art können wir doch bei hinreichender Übung uns der Fälle vergewissern, in denen wir von einem absoluten Blau, absoluten Schwarz auch rein empirisch mit dem geringsten möglichen Fehler reden dürfen.

[1] Diese Rolle der absoluten Urteile hat Brunswig (Das Vergleichen und die Relationserkenntnis, 1910) übersehen, wenn er aus Fällen, wie z. B. wenn man einen Menschen heute wohler als gestern aussehend oder die Luft heute wärmer als gestern findet, ohne daß doch die gestrige Empfindung im Bewußtsein wäre, den Schluß zieht, daß man eine Beziehung wahrnehmen könne, wenn nur eines der beiden Glieder gegeben sei.

Schließlich wäre auch noch die Möglichkeit, daß Schwarz und Weiß sich in Hinsicht der Existenz von Endpunkten der Reihe anders verhielten als die getönten Farben. Vielleicht ließe sich bei der schwarzweißen Reihe dasselbe sagen wie bei den Tonhöhen, daß nämlich die Erscheinungen an sich eine unbegrenzte Verlängerung nach beiden Seiten hin gestatten würden. Wenn man den Farbenoktaeder zur Versinnlichung wählt, müßte man dann die Kanten der getönten Farben als Asymptoten zur Graulinie zeichnen. Nach einzelnen Äußerungen schwebt diese Annahme bedeutenden Forschern in der Tat gelegentlich vor, doch sehe ich vorläufig keinen triftigen Grund, solange man Weiß und Schwarz als zwei verschiedene selbständige Grundqualitäten auseinanderhält.

2. Eine zweite Frage beträfe aber eben die Berechtigung, vom rein beschreibenden Standpunkt aus speziell für die Graureihe zwei Urfarben anzunehmen. Hering hat gegen die ältere Lehre, daß es sich hier nur um Intensitätsstufen einer einzigen Qualität handle, die triftigsten Argumente gerichtet. In dieser Form kann man die unitarische These nicht halten, schon weil das Schwarz eine ebenso ausgesprochene positive Empfindung ist wie das Weiß und auch nicht einmal den Eindruck minimaler Schwäche macht. Aber man braucht ja Helligkeit nicht mit Intensität zusammenzuwerfen. Die dunkelste Empfindung mag immerhin eine durchaus positive und starke Empfindung sein: warum muß sie aber ihrer Qualität nach von der hellsten verschieden sein? Ließe sich nicht die Graureihe als eine einzige qualitativ gleich bleibende, nur eben ihrer Helligkeit nach veränderliche Qualitätsreihe auffassen? Denken wir uns bei der Reihe der einfachen Töne die sogenannten musikalischen Qualitäten, die von Oktave zu Oktave wiederkehren, hinweg und nur die Höhenunterschiede übrigbleibend (wie es annähernd etwa bei den rauschenden Geräuschen der Fall ist und für extrem Unmusikalische sogar bei den Tönen selbst nahe verwirklicht sein mag) und sehen wir auch von etwaigen »Tonfarben« ab, so könnte man auch dort von einer einzigen, nur ihrer Helligkeit (Höhe) nach veränderlichen Qualität sprechen. Zöge man es aber vor, die Helligkeitsunterschiede selbst als qualitative zu bezeichnen, so erhielte man eben eine große Anzahl qualitativer Unterschiede und würde dann auch bei den Grauempfindungen statt einer Qualität mit vielen Helligkeitsunterschieden vielmehr eine Vielzahl, aber nicht eine Zweizahl, von qualitativen Unterschieden erhalten[1].

[1] Verwandte Betrachtungen bei v. Kries in Nagels Handbuch der Physiologie III, 1, S. 143 f.

Auch diese Frage möchte ich hier keineswegs diskutieren, sondern nur als immer noch diskutierbar bezeichnen.

Physiologisch liegt die Sache auch hier anders und wäre es nicht möglich, nur mit einem Prozeß auszukommen.

3. Auch bei der Lehre von den Gegenfarben muß die rein phänomenale Seite sorgfältig von der physiologischen geschieden werden. Hering hat, was nicht immer beachtet wird, Schwarz und Weiß nicht als Gegenfarben bezeichnet, sondern nur innerhalb der getönten Farben zwei Paare von Gegenfarben angenommen. In der Tat vernichten sich ja Schwarz und Weiß nicht, wie ein bestimmtes Blau und Gelb sich vernichten, sondern sie geben ein mittleres Grau. Sie sind in dieser Beziehung vielmehr Nebenfarben, wie Rot und Blau, Rot und Gelb. Andererseits läßt sich aber nicht leugnen, daß man phänomenal gerade von Rot und Grün, Blau und Gelb, wenn man absieht von den Erfahrungen über ihre gegenseitige physiologische Einwirkung (Kontrast, Mischung) und sich nur an die Vergleichung der Qualitäten vom rein phänomenalen Standpunkt hält, nicht im mindesten den Eindruck eines Gegensatzes hat, wie ihn jeder von Weiß und Schwarz empfängt, die als beliebtestes Beispiel eines unversöhnlichen Gegensatzes dienen. Darum ist es auch oft als Paradoxie, als besonderer Erklärung bedürftige Tatsache bezeichnet worden, daß Rot und Grün, Blau und Gelb keine Misch- oder Zwischenfarben ergeben[1]. Daß sie bei der räumlichen Symbolisierung in gegenüberliegende Ecken des Farbenvierecks zu stehen kommen, kann allerdings dazu verleiten, sie »diametral entgegengesetzt« zu nennen. Aber man darf aus dem Farbenviereck durch-

[1] Bezüglich Rot und Grün muß ich allerdings mit Brentano sagen, daß ich in gewissen Fällen, auch am Farbenkreisel und am Spektralapparat, ein deutliches Rotgrün wahrzunehmen glaube. Auch mehrere andere Beobachter, wie Dr. v. Allesch und Dr. v. Hornbostel, machen diese Angabe. Katz drückt sich (S. 277) dahin aus, daß er niemals Oberflächenfarben in qualitativ normaler Beleuchtung begegnet sei, die in gleich deutlicher Weise eine Rot- und eine Grünkomponente gezeigt hätten, wie etwa eine Rot- und eine Blaukomponente. Dies ist auch nur eine ziemlich reservierte Leugnung des Rotgrün. Nach Hering selbst sehen wir tatsächlich in jedem Farbeneindruck sämtliche Grundfarben, also auch Rot und Grün zugleich, wenn sie auch nicht gemeinsam über die Schwelle kommen. Er findet die letztere Tatsache merkwürdig, hält es aber für ganz denkbar, daß es noch einmal gelänge, Bedingungen für ein Rotgrün herzustellen, und daß es Wesen gäbe, die solch eine Empfindung öfter haben (Mitt. S. 109 ff.). Ebenso findet er noch in den Grundzügen S. 49 das Nichtvorkommen von Rotgrün höchst auffällig. Man darf also keinesfalls sagen, daß die Unmöglichkeit eines Rotgrün eine mit der Heringschen Theorie unabtrennbar verknüpfte Forderung sei.

aus nicht mehr ableiten wollen, als sich aus der Natur der Farben direkt ergibt. Und diese direkte Betrachtung lehrt höchstens, daß Rot und Grün, Blau und Gelb einander unähnlicher sind, weiter von einander abstehen als Rot und Blau, Blau und Grün, Grün und Gelb, Gelb und Rot (was ja auch ihrer Anordnung im Viereck entspricht), aber sie lehrt nichts von irgendeiner Art der Gegensätzlichkeit.

Die Lehre von den Gegenfarben hat nur eine genetische, physiologische Bedeutung. In dieser Hinsicht ist sie für den gesamten Zusammenhang der Heringschen Theorie sehr wichtig; für die gegenwärtige Untersuchung ist aber der Begriff der Gegenfarben überhaupt entbehrlich.

4. Brentano hat bekanntlich die Frage wieder aufgeworfen, ob Grün, das sowohl bei Helmholtz wie bei Hering als Grundfarbe gilt, wirklich zu den Urfarben gerechnet werden dürfe, und hat die Frage verneint. Ihm scheint es deutlich aus Blau und Gelb zusammengesetzt. Er lehnt die Unterstellung, dabei von den Erfahrungen über Pigmentmischungen beeinflußt zu sein, mit dem Hinweise darauf ab, daß weder er selbst noch sonst jemand auf den Gedanken komme, Grün etwa aus Schwarz und Gelb zusammengesetzt sein zu lassen, obgleich auch auf diesem Wege von den Malern Grün hervorgebracht werde. Brentano kehrt damit zu der Lehre von den drei getönten Grundfarben Rot, Gelb, Blau zurück, die im 19. Jahrhundert vor Helmholtz von den bedeutendsten Farbentheoretikern so gut wie allgemein vertreten wurde.

Wir müssen und können auf die Diskussion seiner zahlreichen positiven Beweisgründe hier verzichten, da unsere prinzipiellen Fragen davon unabhängig sind, ob es vier oder nur drei getönte Urfarben gibt. An sich würde es mir wohl möglich scheinen, daß bei den Farben ähnliche Verschmelzungsunterschiede wie bei den Tönen existierten und daß beim Grün eine besonders enge Verschmelzung zweier Farben stattfände, die es selbst vielen geübten Beobachtern unmöglich machte, die Bestandteile zu erkennen, während man sich leicht überreden kann, aus dem Orange Gelb und Rot herauszusehen. Für mich aber liegt der Sachverhalt so, wie ihn bereits Hering (Mitt. S. 108, Grundz. S. 46) bezeichnet hat: ich finde fast in jedem Grün entweder etwas Blau oder etwas Gelb (d. h. eine Ähnlichkeit nach der einen oder anderen Seite), aber ich finde niemals in irgendeinem Grün sowohl Blau als Gelb. So schwer es ist, ein Grün zu bekommen, das nicht einen Stich in eine der beiden Nachbarfarben hätte (es ist vielleicht

noch schwerer als bei irgendeiner anderen Hauptfarbe), so scheint es mir doch noch schwerer, wenn nicht unmöglich, ein Grün zu bekommen, das in beide Farben gleichzeitig spielte[1].

5. Eine letzte Frage: Gibt es unter den Grundfarben noch Abstufungen der gegenseitigen Ähnlichkeit, oder stehen sie sämtlich qualitativ gleich weit voneinander ab, oder ist überhaupt jede Vergleichung in dieser Hinsicht ausgeschlossen?

Die Meinungen hierüber gehen noch auseinander. Hering spricht sich in den Mitteilungen (S. 113, § 40) im letzten Sinne aus. Empfindungen, die gar nichts Gemeinsames hätten, seien an sich inkommensurabel. Dem absolut reinen Rot stände das absolut reine Blau oder Grün ebenso unähnlich gegenüber wie das absolut reine Weiß. A. Marty widerspricht dem mit Rücksicht auf die abgestufte Eigenhelligkeit der Farben[2]. Aber damit scheint er nur die Frage verschoben zu haben. Es handelt sich hier nicht um Helligkeits-, sondern um Qualitätsvergleichungen. Immerhin wird, auch so gefaßt, die Frage neuerdings öfters im positiven Sinne beantwortet. In der Tat kann man doch schwerlich leugnen, daß zwischen Rot und Grün, Blau und Gelb eine geringere Ähnlichkeit bestehe als zwischen anderen zwei Urfarben[3]. G. E. Müller behauptet ferner, daß Gelb und Blau einander weniger ähnlich seien als Rot und Grün. Auch sei der Unterschied benachbarter Grundfarben immer größer als der zwischen zwei benachbarten mittleren Übergangsfarben (X, S. 21, 70). Wieweit Angaben verschiedener Beobachter hierüber unter sich in Übereinstimmung stehen würden, müßte sich erst

[1] Ausführlicheres zu dieser Frage bei Katz S. 360 ff. Katz gibt zu, daß für ihn Grün eine gewisse Ähnlichkeit mit Blau und Gelb habe, die größer sei als zwischen Grün und Rot. Aber dies berechtige nicht, Grün als Gelbblau anzusprechen. Eigentümlich ist die Angabe Westphals (Unmittelbare Bestimmung der Urfarben, Zeitschr. f. Psychol. Bd. **44**, S. 223/224), daß bei Mischung von Urgelb und Urblau als Spektralfarben fünf seiner Beobachter, nachdem es gelungen war, die Gelblichkeit und Bläulichkeit der Mischung zu beseitigen, den Farbeneindruck als »schwach grünlich, ungesättigt« bezeichneten. Auch bei Dunkeladaptation ergab sich dasselbe. Aber die Ergebnisse der Farbenmischung sind ja überhaupt nur durch gewisse Hilfshypothesen mit der Urfarbenlehre in Einklang zu bringen. Auch Rot und Grün, wenn sie nach Aussage der Empfindungen möglichst rein genommen werden, geben gemischt nicht Weiß, sondern ein schwaches Gelb. Brentano nimmt Tatsachen dieser Art für seine Lehre in Anspruch. Aber sie werden selbstverständlich auch von Hering und seinen Schülern berücksichtigt.

[2] Die Frage nach der geschichtlichen Entwickelung des Farbensinnes, 1879, S. 124 ff.

[3] Vgl. Lotze, Logik S. 32, und Katz S. 362.

zeigen, wenn mehr Urteile vorlägen. Jedenfalls aber läßt sich die Möglichkeit von qualitativen Ähnlichkeitsvergleichungen (Distanzurteilen) auch bei einfachen Empfindungsqualitäten, die nicht (wie die Abstufungen des Orange unter sich) einer und derselben »Qualitätenreihe« angehören, nicht prinzipiell in Abrede stellen. Schließlich beruht ja die Unterscheidung verschiedener Sinne psychologisch auch nur darauf, daß wir die Farbenempfindungen unter sich sämtlich ähnlicher finden als jede von ihnen mit einem Ton oder einem Geruch.

Die hier berührte Frage hat kaum wesentliche Bedeutung für die Darstellung des Farbensystems selbst; es dürften sich keine wichtigeren Folgerungen aus ihrer Entscheidung ergeben. Nur für die allgemeine Erscheinungslehre und Vergleichungspsychologie ist sie von größerem Belang.

§ 5. Qualität und Helligkeit. Spezifische Helligkeiten der getönten Farben.

Wir nennen die Grundeigenschaft, nach der wir die einzelnen Farbeneindrücke in erster Linie unterscheiden und benennen, ihre Qualität, bei den getönten Farben auch ihren Farbenton.

Daß man die Helligkeit daneben als ein besonderes Attribut anzusehen habe, geht aus der Tatsache der Eigenhelligkeit oder spezifischen Helligkeit der Urfarben hervor. Die Urfarben, in möglichster Sättigung oder Reinheit gedacht, besitzen unter sonst gleichen Umständen (Beleuchtung, Adaptation) ungleiche Helligkeiten. Gelb ist unter den getönten Farben am hellsten, Blau am dunkelsten.

Auf diese Tatsache der Eigenhelligkeit hat in neuerer Zeit zuerst Marty 1879 hingewiesen, was jetzt vergessen zu sein scheint[1]. Er tat es im ausdrücklichen Gegensatz zu Herings ursprünglicher Lehre, wonach allen Urfarben die gleiche Helligkeit, die eines mittleren Grau, zukäme. Hering hat dann 1887 den Urfarben eine verschiedene spezifische Helligkeit zuerkannt, und zwar in der Reihenfolge Schwarz, Blau, Grün, Rot, Gelb, Weiß[2]. Hillebrand hat diese Lehre experimentell erhärtet. Doch drückt

[1] A. a. O. Anhang I: Über die Begriffe Helligkeit und Intensität der Gesichtsempfindungen S. 124 ff. Bekanntlich hat aber auch schon Schopenhauer eine Stufenreihe der Farben hinsichtlich ihrer Helligkeit aufgestellt (Schwarz, Violett, Blau, Grün, Rot, Orange, Gelb, Weiß). Und vor ihm lehrte bereits Goethe: »Alle Farben haben die Eigenschaft, daß sie dunkler als Weiß und heller als Schwarz sind.«

[2] Pflügers Archiv f. d. g. Physiologie Bd. 40 (1887), S. 19 Anm.: »Ich hatte ursprünglich angenommen, daß alle Farbenempfindungen, wenn wir sie ganz rein, d. h. frei

er sich in bezug auf die Stellung von Blau und Grün in der Reihe weniger zuversichtlich aus (S. 106).

Die Farben werden also vom Blau zu Gelb zwar weißähnlicher, aber nicht weißlicher (weißhaltiger), da sie ja alle als gesättigt vorausgesetzt werden. Anders gesagt: sie werden dem Weiß ähnlicher in Hinsicht der Helligkeit, aber nicht in Hinsicht der Qualität.

Bei der Mischung einer bestimmten Pigmentfarbe mit einem bestimmten Grau summiert sich physiologisch die Weißwirkung, die der Farbe in allen Fällen zukommt, mit dem Betrage des im Grau enthaltenen Weiß zu einer bestimmten Stärke der physiologischen Weißerregung. Das Gesetz der spezifischen Helligkeit besagt nun hier, daß bei einer gleichbleibenden Stärke einer vorhandenen Weißerregung das wachsende Hervortreten gewisser Farben (Rot, Gelb) erhellend, das der anderen (Blau, Grün) verdunkelnd auf das Gemisch einwirkt.

In dieser Form nimmt das Gesetz Bezug auf die äußeren Reize und die physiologischen Prozesse. Es bedeutet, so gefaßt, ein verschiedenes Helligkeitsäquivalent der den getönten Farben entsprechenden Prozesse, das bei ihrer Kombination mit einem Grauprozeß in die Erscheinung tritt. Es spricht dann eine genetische, nicht eine deskriptive, rein phänomenale Tatsache aus. In diesem Sinn und auf diesem Weg ist es von Hillebrand erwiesen. Man muß es aber auch unabhängig davon, als reine Empfindungstatsache aussprechen können. Die bequemste Formulierung ist dann zunächst die obige hypothetische oder fiktive: nehmen wir an, es seien uns die getönten Grundfarben völlig rein und ohne jede Beimischung tonloser Farben (= ohne jede qualitative Weißähnlichkeit) gegeben, so würden sie charakteristische, von der Farbe abhängige Helligkeitsunterschiede aufweisen, und ihre Anordnung nach der Helligkeit wäre die obige. Eine Art Gedankenexperiment würde uns darüber unterrichten. So ist es sicherlich von Marty verstanden. In Wirklichkeit ist freilich die Voraussetzung niemals erfüllt. Daher wäre das Gesetz rein deskriptiv wohl am besten so auszudrücken: Bei gleichem Weißgehalt (gleicher qualitativer Weißähnlichkeit) bilden Farbenerschei-

von jeder Beimischung der Weiß- und Schwarzempfindung, haben könnten, gleich hell sein müßten. Als ich jedoch im Jahre 1882 an die messende Untersuchung der Weißvalenz farbiger Pigment- und Spektrallichter ging, überzeugte ich mich bald, daß diese Annahme irrig gewesen.« Ebenso in den Vorbemerkungen zu Hillebrand 1889, dann in Pflügers Archiv Bd. 49 (1891), S. 568 ff. und in den späteren Arbeiten.

nungen, deren Farbenton die Grundfarben möglichst ausgeprägt zeigt, nach ihrer Helligkeit die angegebene Reihenfolge.

Daß diese Anordnung unabhängig ist von der objektiven Lichtstärke, hat Hering durch seine Untersuchungen über das Purkinjesche Phänomen dargetan, indem er zeigte, daß die Umkehrung des Helligkeitsverhältnisses zwischen Rot und Blau, die bei der Dämmerung stattfindet, nicht auf der verminderten Lichtstärke an sich, sondern auf der Adaptation des Auges beruht, durch welche die Weißvalenzen (Weißwirkungen) der Reize in ungleichem Maße herabgesetzt werden. Stellt man Versuchsumstände her, unter denen keine Adaptationsänderung und damit auch keine Änderung der Weißvalenzen eintritt, so bleibt auch das Helligkeitsverhältnis der beiden Farbenun verändert.

Nun könnte aber immer noch die objektive Lichtstärke in der Weise von Einfluß sein, daß die absoluten Helligkeitswerte aller Grundfarben in gleichem Maße mit ihr abnähmen oder zunähmen, während das Verhältnis ihrer Helligkeiten dasselbe bliebe. Dies ist nach Hering, wenn ich ihn recht verstanden habe, nicht der Fall: bei Veränderung der objektiven Lichtstärke verändert sich die Weißvalenz des Farbenreizes, also die Weißhaltigkeit (qualitative Weißähnlichkeit) der Farbenempfindung und damit natürlich auch die Helligkeit der gegebenen Farbenerscheinung; aber die spezifische Helligkeit der darin enthaltenen Grundfarbe, abgesehen also von der Weißkomponente, bleibt ungeändert. Sie ist eine mit der betreffenden Farbe untrennbar verknüpfte Konstante von allezeit gleichbleibendem Werte.

Soviel ich sehe, ist dies nicht die einzig mögliche, mit den Tatsachen verträgliche Annahme. Es wäre, scheint mir, auch die Annahme möglich, daß mit der objektiven Lichtstärke sämtliche Helligkeiten der Grundfarben in gleichem Verhältnis gesteigert oder vermindert würden, daß also die spezifischen Helligkeiten nur eine Art abstrakter Koeffizienten darstellten. Die jeweilige Helligkeit einer Farbenerscheinung müßte dann von drei Bedingungen abhängig oder in drei Faktoren zerlegbar gedacht werden: 1. von dem Grade der Weißbeimischung (qualitativen Weißähnlichkeit), 2. einem von der Farbenqualität (Wellenlänge) abhängigen, 3. einem von der objektiven Lichtstärke abhängigen Faktor. Wir würden sagen, daß eine Farbenerscheinung von bestimmter farbiger Qualität bei steigender objektiver Lichtstärke auch dann, wenn die Weißbeimischung ungeändert erhalten werden könnte, doch an Helligkeit zunähme, oder daß sie bei Zunahme der Weißbeimischung doch ihre Helligkeit stärker veränderte als ihre Weißlichkeit.

Wir haben ein Analogon eines solchen Verhaltens bei dem, was man die spezifische Stärke der Töne nennen könnte (obgleich Tonstärke an sich nicht das Analogon der Farbenhelligkeit ist), nämlich in der Tatsache, daß bei gleicher objektiver Reizstärke die subjektive Stärke eines Tones mit der Tonhöhe bis zu etwa e^4 wächst. Die subjektive Stärke kann hier gleichsam aus zwei Faktoren zusammengesetzt oder von zwei Bedingungen abhängig gedacht werden: dem der Stärke des äußeren Reizes entsprechenden Faktor und dem der Tonhöhe (Schwingungszahl) entsprechenden Faktor.

Setzen wir nun diese Unterschiede der Eigenhelligkeit unter den getönten Farben, sei es in der einen oder anderen Deutung, als gegeben voraus, wie sie denn auch unleugbar erscheinen, so ist klar, daß man auch in der Graureihe Qualität und Helligkeit unterscheiden muß, obgleich diese beiden Eigenschaften hier parallel laufen. Die Veränderung, die dem Übergange von Blau durch Rot zu Gelb mit dem Übergange von Schwarz durch Grau nach Weiß gemeinsam ist, nennen wir Helligkeitsveränderung. Die Änderung aber, die die beiden Übergänge voneinander unterscheidet, nennen wir Qualitätsänderung. Weiß, Grau, Schwarz sind Qualitätsbezeichnungen, Hell, Dunkel sind Helligkeitsbezeichnungen. Mischt man auf dem Kreisel einem Rot immer mehr Gelb zu, so hat man gleichzeitig einen qualitativen und einen Helligkeitsübergang. Ebenso wenn Gelb mit immer mehr Weiß gemischt wird. Wenn wir dem Schwarz immer mehr Weiß beimischen, so haben wir gleichfalls einen Helligkeitsübergang: was aber diesen Helligkeitsübergang von den beiden vorherigen unterscheidet, ist qualitativer Natur. Also ist auch der Übergang von Schwarz nach Weiß gleichzeitig ein Helligkeits- und ein Qualitätsübergang[1].

Es genügt nicht, zu sagen, das Gemeinsame der beiden Reihen sei die Helligkeitsveränderung, das Unterscheidende aber das Vorhandensein von Qualitäten bei den getönten und ihr Fehlen bei den ungetönten Farben. Denn wenn auch Qualitäten ohne Helligkeitsunterschiede in einem Sinnesgebiete denkbar sind: Helligkeiten, die nicht Helligkeiten von Qualitäten wären, sondern für sich existierten, sind doch wohl undenkbar. Das qualitative Moment ist sozusagen die Substanz der Empfin-

[1] Dieser Gedankengang ist, wenn ich mich recht erinnere, mir vor einigen Jahren von Dr. Rupp und Dr. v. Allesch vorgetragen worden. Ich kann aber augenblicklich weder sicher sagen, wem er angehört, noch ob ihn die beiden Herren überhaupt in dieser Form anerkennen.

dung, durch die ihr Wesen bestimmt ist, ohne die sie überhaupt nicht existieren kann.

Für die allgemeine Lehre von den Attributen ergibt sich hieraus, daß unter besonderen Umständen zwei innerhalb eines Teilgebietes in gleicher Richtung laufende Veränderungen doch voneinander unterschieden und auf besondere Attribute bezogen werden müssen: wenn man nämlich, wie hier, durch die Vergleichung mit einer anderen Erscheinungsgruppe Gemeinsames und Verschiedenes in den beiderseitigen Veränderungen findet und dadurch zu einer solchen Unterscheidung gezwungen wird. In diesem Falle sind die Veränderungen der beiden Attribute eben doch, wenn die zweite Erscheinungsgruppe mitberücksichtigt wird, nicht mehr durchgängig parallel.

Nur für den, der in der schwarzweißen Reihe eine einzige gleichbleibende, lediglich der Helligkeit nach abgestufte Qualität erblickt, liegt die Sache einfacher: und unstreitig ist gerade die Vermeidung der völligen Parallelität in der Veränderung zweier Eigenschaften ein besonders starker Grund für diese Auffassung. In diesem Falle versteht es sich auch ganz von selbst, daß zwar Dunkelheit ohne Schwärze vorkommt (bei den getönten Farben), aber nicht Schwärze ohne Dunkelheit. »Schwärze« bedeutet dann eben nur eine dunkle Nuance der einen tonfreien Grundqualität.

Gäbe es nur schwarzweiße Farben, nur die Graulinie ohne irgendwelche Tönung, wie es tatsächlich für total Farbenblinde der Fall ist, so würden wir in der Tat keine Veranlassung haben, Helligkeit und Qualität der Gesichtserscheinungen zu unterscheiden. Auch die nachher zu erwähnenden Erscheinungen des übergelagerten Dunkels bei »Oberflächenfarben« würden nicht dazu zwingen. Aber denken wir uns andererseits, es sei uns nur die Reihe Rot–Orange–Gelb gegeben. Dann würden wir gleichfalls nur ein Moment, eine Veränderungsweise anerkennen. Und doch wären zwei parallel veränderliche Momente darin enthalten, die Qualität und die Helligkeit, da Gelb zweifellos heller ist als Rot. Ganz ebenso ist es nun bei der Reihe Schwarz–Grau–Weiß.

Eine besondere Frage wäre, auf welches Attribut bei Helligkeitsvergleichungen tonloser Farben geachtet wird, wenn die Unterschiedsempfindlichkeit für Helligkeiten bestimmt werden soll: ob auf die Qualität oder auf die Helligkeit selbst. Es scheint mir, daß hier, wenn die feinsten Unterschiede gesucht werden, in Wahrheit Qualitäts- (Weißlichkeits-) Vergleichungen stattfinden, daß die Unterschiedsempfindlichkeit für das qua-

litative Moment der schwarzweißen Reihe feiner ist als die für die Helligkeit selbst. Insofern würde auch die Parallelität der Veränderungen keine vollkommene sein. Sie wäre es nur in bezug auf die Richtung der Veränderungen (was ja auch Parallelität wörtlich genommen allein besagt), aber nicht in bezug auf ihre Merklichkeit oder Größe. Doch kann diese Frage hier auf sich beruhen.

Bei den getönten Farben gibt es noch besondere Erscheinungen, die sich auf die Trennung von Schwarz und Dunkel, von Qualität und Helligkeit deuten lassen: die Erscheinungen bei abnehmender Lichtstärke innerhalb eines dunklen Umfeldes. Wird ein Rot im Spektralapparat immer lichtschwächer, so geht es in dunkleres und graulicheres Rot, zuletzt unter Verlust des Farbentons durch Grau in Schwarz über. Ebenso wenn man durch eine schwarze Röhre auf ein Rot von abnehmender Lichtstärke blickt, wie sie durch die drehbare Scheibe in Herings Nuancierungsapparat bequem herzustellen ist. Jenes grauliche Rot nun wird man dunkler nennen als das anfängliche, aber nicht eigentlich schwarzrot. Es liegt nicht auf der Linie, die Rot mit Schwarz verbindet. Schwarzrote Farben erhält man nur, wenn durch Kontrast mit einer hellen Umgebung oder auf dem Farbenkreisel ein Schwarz beigemischt wird. Doch ist zuzugeben, daß es sich hier um schwer definierbare Unterschiede handelt[1].

Noch andere Gründe, zwischen Schwarz und Dunkel, Weiß und Hell zu unterscheiden, hat man bei den sogenannten Oberflächenfarben, worauf wir nur vorübergehend hinweisen. Eine beschattete blaue Oberfläche, ja auch eine beschattete weiße Oberfläche wird nicht als ein entsprechendes Grau aufgefaßt, sondern als ein mit Dunkelheit überzogenes Blau oder Weiß[2]. Freilich kann nicht die Rede davon sein, daß man eine Eigenschaft als solche räumlich über dem gesehenen Gegenstand ruhen sähe, sondern es scheint uns, wenn wir eine solche Unterscheidung machen, gewisser-

[1] Vgl. Hering, Grundz. S. 52 ff. Hering fügt mit Recht bei: »Übrigens vermag keine Beschreibung die eigene Beobachtung dieser Erscheinung zu ersetzen.«

[2] Bereits Helmholtz bemerkt (Physiol. Optik [1] S. 287), daß wir die Neigung haben, zu trennen, was in der Farbe oder dem Aussehen eines Körpers von der Beleuchtung und was von der Eigentümlichkeit des Körpers selbst herrührt. Hering unterscheidet hierbei Weiß und Hell, Schwarz und Dunkel (Mitt. S. 66 ff., § 24, Grundz. S. 11 u. ö.) und weist darauf hin, daß das Dunkel im Grau anders wahrgenommen werde als das des Schattens: dieser werde als ein besonderes, über dem Weiß liegendes Etwas aufgefaßt, durch welches hindurch wir noch das Weiße zu sehen meinen. Er betont, daß hierbei die Empfindung selbst wesentlich verschieden sei. Am eingehendsten hat Katz diese Erscheinungen studiert.

maßen eine graue Schicht darüber zu liegen, die zugleich der Qualität und der Helligkeit nach von der Oberfläche des Gegenstandes verschieden ist. Aber von der Qualität wird abgesehen und die Helligkeit gleichsam hypostasiert. Auf diesen eigentümlichen Kunstgriff des Vorstellens unter dem Einfluß der Erfahrungen gehen wir hier nicht weiter ein. Auf diese Weise kann man dann sogar Weiß in verschiedener Helligkeit sehen. In gleicher Art sieht man unter Umständen eine blaue Oberfläche in rotgelber Beleuchtung[1].

In bezug auf die allgemeine Charakteristik des Helligkeitsmomentes ist zu bemerken, daß man darin nicht einen Nullpunkt und eine Steigerung in demselben Sinne wie bei der Intensität, nicht ein Wachsen der Empfindung von Null oder nahe Null ab konstatieren darf. In dieser Hinsicht verhält sich die Helligkeit ganz wie die Qualität. Wir pflegen dem Schwarz eine sehr geringe Helligkeit und dem absoluten Schwarz die Helligkeit Null zuzuschreiben: aber wir können ihm mit demselben Recht eine sehr große oder maximale Dunkelheit zuschreiben, und dann ist eben Weiß wieder das Minimum oder der Nullpunkt der Dunkelheit. Darauf verweist Hering mit Recht gegenüber denen, die Helligkeit mit Stärke verwechseln. Darin ist sie etwas Qualitatives, teilt die Eigentümlichkeit der Qualitäten. Wenn wir gleichwohl beim Übergang von Schwarz zu Weiß den Eindruck einer gewissen Steigerung nicht loswerden, den wir nicht im gleichen Sinne bei dem umgekehrten Übergang empfinden, so muß dies an anderen Ursachen liegen, auf die wir später kommen. Es ist eben tatsächlich im ersten Fall außer der Helligkeitsveränderung auch noch eine wirkliche Intensitätssteigerung vorhanden.

Bei den Tönen haben wir etwas Ähnliches: man kann an sich ebensogut sagen, daß mit wachsender Schwingungszahl die Höhe zunimmt, als daß bei umgekehrter Richtung die Tiefe zunimmt. Und dennoch wird man die erste Ausdrucksweise, die von einer zunehmenden und bei umgekehrter Richtung abnehmenden Höhe, natürlicher finden. Auch hier dürfte diese Auszeichnung damit zusammenhängen, daß bei gleichbleibender Reizstärke doch eine subjektive Steigerung der Empfindungsstärke mit dem Höherwerden des Tones (bis zu einer gewissen Grenze) verknüpft ist.

Das Verhalten zu den äußeren Reizen betreffend entsprechen im allgemeinen den größeren Helligkeiten stärkere Reize. Aber man braucht nur

[1] Vgl. Katz S. 274 ff.

an die Eigenhelligkeiten der getönten Farben zu denken, um zu erkennen, daß diese Regel nicht allgemeingültig sein kann. Und wieder hat Hering energisch darauf hingewiesen, daß auch bei der Graureihe dieses Verhalten bedeutende Modifikationen infolge des Kontrastes erleidet. Schon darum ist es ein Fehler, die Helligkeitsänderungen als diejenigen Veränderungen der Gesichtsempfindung zu definieren, die den Veränderungen der objektiven Lichtstärke entsprechen.

Endlich sei die Frage aufgeworfen, ob man nicht die Annahme eines besonderen Attributes für die Helligkeitsunterschiede umgehen könne durch Hinweis auf die verschiedenen Ähnlichkeits- oder Verwandtschaftsverhältnisse unter den Farben. J. Eisenmeier hat in einer besonderen Schrift den Versuch gemacht, Helligkeit als eine bloße Relation darzustellen[1]. Es sei eben Gelb seiner Qualität nach dem Weiß am meisten verwandt, Blau am wenigsten. Es gebe zwischen den Qualitäten einfache Ähnlichkeiten, die nicht auf gleichen Teilen beruhen, sondern in der Natur der betreffenden Sinnesinhalte selbst unmittelbar begründet seien. Daher könnten auch die vollkommen reinen Urfarben in verschiedenen Graden einer von ihnen, dem Weiß, ähnlich sein. Eisenmeier bezieht sich dabei auch auf Ausführungen Martys[2].

Das angezogene Prinzip der einfachen Ähnlichkeiten ist sicher richtig. Aber eine andere Frage ist die, ob es sich hier wirklich um qualitative Ähnlichkeiten handelt. Rot steht dem Weiß nicht in jeder Beziehung näher als Blau. In bezug auf seine Qualität würde ich wenigstens durchaus im Zweifel sein, nicht dagegen in bezug auf seine Helligkeit. Und so bezieht sich auch mein Urteil, daß Gelb dem Weiß näherstehe als Blau, nicht auf seine Qualität als solche, sondern eben auf diese davon zu unterscheidende Eigenschaft. Daher erscheint mir dieser Versuch, obgleich beachtenswert, doch nicht durchführbar.

§ 6. Die Entwicklung der Intensitätsfrage.

1. In dem Abschnitte »Von der Intensität der Lichtempfindungen« seines »Handbuches der Physiologischen Optik« betrachtet Helmholtz Helligkeit und Intensität bei den Gesichtsempfindungen als gleichbedeutend, da die

[1] Untersuchungen zur Helligkeitsfrage 1905. Speziell S. 49 ff.

[2] Marty, a. a. O. S. 127: »Helligkeit ist allgemein als Verwandtschaft mit Weiß, Dunkelheit als Verwandtschaft mit Schwarz zu definieren.«

Helligkeit mit der physikalischen Lichtstärke zunehme. Helligkeit ist ihm das subjektive Äquivalent dessen, was objektiv Lichtstärke genannt wird. Aber es war ihm natürlich nicht unbekannt, daß mit der wachsenden Amplitüde und kinetischen Energie der Lichtschwingungen sich die optischen Erscheinungen auch qualitativ ändern. Wenn, um von feineren Veränderungen abzusehen, Rot bei gleichbleibender Wellenlänge des ihm entsprechenden homogenen Lichtes durch bloße Vergrößerung der kinetischen Energie des Reizes zuletzt zu Weiß wird, so ist dies in erster Linie eine Veränderung des Farbentons. Es entstand also die Frage, ob man nicht die Erhellung überhaupt statt als Intensitäts- als Qualitätsveränderung nach Weiß hin zu definieren habe. Dazu kam die Paradoxie, daß, wenn Helligkeit und Empfindungsstärke zusammenfallen, die Empfindung, die bei völligem Ausschluß des äußeren Lichtreizes, also bei der Lichtstärke Null, eintritt, auch subjektiv die Stärke Null oder nur eine wenig davon verschiedene haben muß. Helmholtz bezeichnet aber das Schwarz ausdrücklich und mit Recht als eine positive Empfindung, und sobald man dies anerkennt, wird man ihr nicht eine verschwindende oder gar keine Stärke zuschreiben dürfen. Übrigens gibt Helmholtz der Intensitätslehre in dem nämlichen Paragraphen noch eine neue Wendung, indem er das mit der physikalischen Intensität parallel gehende Merkmal außerhalb der Gesichtsempfindung selbst sucht (s. u.).

Hering nahm nun in den Mitteilungen (§ 21 »Von der sogenannten Intensität der Lichtempfindung«) seinen Ausgangspunkt sogleich mit Entschiedenheit gerade im subjektiven, phänomenalen Gebiete. Man darf dabei von den äußeren Reizen sozusagen nichts wissen, sondern muß zunächst die Erscheinungen in sich selbst und aus sich selber heraus beschreiben. Dies führte ihn dazu, Weiß und Schwarz als gleichwertige einfache, aber entgegengesetzte Qualitäten zu betrachten, als Qualitäten in demselben Sinne wie Rot und Grün. Die Unterschiede der Helligkeit sind ihm also überhaupt nicht Intensitäts-, sondern Qualitätsunterschiede. Damit löst sich natürlich die Paradoxie bezüglich des Schwarz ohne weiteres.

Da nun die Farben bei Verstärkung des Lichtreizes zuletzt in Weiß übergehen, kam er dazu, den Gesichtsempfindungen überhaupt die Intensität in dem üblichen Sinne des Wortes abzusprechen. Was Helmholtz und Fechner so genannt hatten, ist ihm nichts anderes als ihre Weißlichkeit. Ein bestimmtes Grau kann, solange es dieses Grau bleibt, nie-

mals seine Stärke verändern; also hat es keinen Sinn, die Stärke als besondere Variable hinzustellen. Ändert es aber seine Helligkeit, so ist es eben nicht mehr dasselbe Grau, sondern seiner Farbenqualität nach gegen Weiß oder Schwarz verschoben.

Hering hat zwar einen möglichen Ausweg angedeutet, um den Begriff der Stärke zu retten; er hat ferner eine Art Stärkeersatz in dem Begriff des »Gewichtes« vorgeschlagen. Von beidem wird später zu reden sein. Aber bei der Leugnung der Stärke im eigentlichen Sinn ist er auch in seiner letzten tiefdurchdachten, leider noch unvollendeten Zusammenfassung geblieben[1].

Gegen Herings Elimination der Stärkeunterschiede nahm alsbald Fechner Stellung[2]. Er gesteht dem Schwarz zwar die gleiche anziehende Kraft auf die Aufmerksamkeit zu wie dem Weiß, aber nicht die gleiche Intensität. »Wer möchte behaupten, daß er sich vom Dunkel der geschlossenen Augen oder dem Blick in stockfinstre Nacht, wo der Kontrast wegfällt, physisch oder psychisch ebenso stark angeregt finde als vom Blick in eine gleichförmige Helle. Wenn jemand von hellem Licht ermüdet ist, sucht er das Auge im Dunkeln oder in dämmerndem Licht ‚auszuruhen', verlangt hingegen nach ‚Anregung' durch das Licht, wenn er lange im Dunkeln stecken mußte. Das sind geläufige Ausdrücke, die nicht dazu stimmen, daß dem Schwarz an sich selbst ein gleich positiver Charakter zukomme als dem Weiß.«

A. Marty widmete der Frage einen Anhang seiner Schrift »Über die geschichtliche Entwicklung des Farbensinnes« 1879. Er meint, daß ein und dasselbe Grau uns stärker oder schwächer gegenwärtig sein könne, und erläutert dies an dem Verhältnis der Empfindungen überhaupt zu den Phantasie- oder Erinnerungsvorstellungen. Diese seien in dem eben genannten Sinne schwächer als die Empfindungen. Aber auch die Empfindungen untereinander könnten solche Unterschiede aufweisen, wofür er sich auf Herings Äußerungen über das »Gewicht« bezieht. Ob Marty auch später bei dieser Auffassung verblieben ist, weiß ich nicht. Jedenfalls hat er in bezug auf das Verhältnis von Empfindung und Vorstellung

[1] Grundzüge S. 38: »So unzutreffend es wäre, von verschieden weit nach rechts liegenden Punkten zu sagen, der eine sei intensiver als der andere, so unzutreffend ist es, der weißlicheren von zwei Farben eine größere Intensität zuzuschreiben«. Vgl. S. 111.

[2] In Sachen der Psychophysik, 1877, S. 122 ff.

seine Ansicht dahin geändert, daß nicht, wenigstens nicht in erster Linie, Stärkeunterschiede, sondern Unterschiede ganz anderer Art vorlägen[1].

v. Meinong ventilierte gelegentlich den Gedanken, daß jede Farbe (»jeder qualitative Punkt im Farbenkontinuum«, also auch jede Zwischenfarbe) eine bestimmte unveränderliche Intensität habe, wobei aber die Intensitäten verschiedener Farben untereinander verschieden wären[2].

Eingehender hat Hillebrand 1889 die Frage behandelt[3]. Er vertritt den Heringschen Standpunkt, läßt aber die Möglichkeit offen, daß allen Gesichtsempfindungen eine durchweg gleiche und konstante und eben darum unmerkliche Intensität zukomme[4]. Mit diesem Ausweg wollte er offenbar denjenigen entgegenkommen, die aus allgemeineren Gründen Sinnesempfindungen ohne Stärke nicht zugeben. Freilich würde ein Attribut, das innerhalb eines gesamten Sinnesgebietes nicht die geringste Veränderung aufwiese, sich schwerlich rechtfertigen lassen, da der einzige Grund hinwegfiele, um dessen willen wir überhaupt Attribute unterscheiden.

G. E. Müller, der der Intensitätsfrage gleichfalls besondere Aufmerksamkeit schenkt[5], geht von der Überzeugung aus, daß alle Empfindungen Intensität besitzen[6], lehnt aber Hillebrands Hypothese einer konstanten Intensität der Gesichtsempfindungen als mit den Tatsachen unvereinbar ab, indem in der schwarzweißen Reihe ein mittleres Grau uns am schwächsten erscheine, während nach Weiß und Schwarz hin die Intensität von da aus zunehme. Er verweist an einer späteren Stelle (XIV, S. 62) auch wie Marty auf den Unterschied der Vorstellungen von den Empfindungen. Da Müller die Unmöglichkeit, das nämliche Grau in verschiedener Stärke zu sehen, als »quantitative Singularität der Schwarzweißreihe« bezeichnet (§ 35), so könnte man vermuten, daß er für die getönten Farben eine Intensitätsveränderung

[1] Siehe die kürzlich aus dem Nachlasse herausgegebene Schrift: Raum und Zeit, 1916, S. 232.

[2] Über Begriff und Eigenschaften der Empfindung. Vierteljahrsschr. f. wiss. Philosophie XIII (1888), S. 6. Anm.

[3] S. 73 ff.: »Die Frage nach der Intensität der Gesichtsempfindungen.«

[4] Es ist ungenaue Wiedergabe, wenn Révész Zeitschr. f. Sinnesphysiologie, Bd. 41, S. 2 Hillebrand die Behauptung einer gleichbleibenden Intensität innerhalb der Graureihe zuschreibt. Hillebrand sagt nur: »Die Möglichkeit einer konstanten Intensität bleibt immerhin bestehen« (S. 89).

[5] Müller X, § 4: »Von der Intensität und Eindringlichkeit der Empfindungen.«

[6] Er setzt dies in dem Satze: »Da alle Empfindungen Intensität besitzen« (S. 6) als gegebene Tatsache oder selbstverständliche Wahrheit voraus.

bei gleichbleibender Qualität für möglich hielte. Aber da es keine chromatische ohne gleichzeitige achromatische Erregung gibt, und da die letztere durch größere Lichtstärke qualitativ geändert wird, so wird doch insofern auch die resultierende Gesamtempfindung qualitativ geändert[1].

Immerhin sehen wir, daß Müller in der Intensitätsfrage keineswegs den radikalen negativen Standpunkt Herings teilt. Sein Interesse ist jedoch weit mehr der Entwicklung der für eine Theorie der Farbenempfindungen erforderlichen physiologischen Voraussetzungen als der rein beschreibenden Empfindungslehre zugewandt, so daß seine Anschauungen in dieser Hinsicht sich nicht ganz leicht herausschälen lassen.

Brentano behandelt (S. 51 ff.) die Intensität bei Empfindungen allgemein in Hinsicht der grundsätzlichen Frage, inwiefern sie als eine Größe anzusehen sei. Er deutet wegen der dabei entstehenden Schwierigkeiten den gewöhnlichen Intensitätsbegriff um in den einer mehr oder minder dichten Erfüllung des räumlichen Gesichtsfeldes mit der betreffenden Farbe. Der Anteil einer Urfarbe an dieser Ausfüllung kann als ihre Stärke bezeichnet werden. Die Stärke des Ganzen ist aber notwendig konstant: denn was nicht durch andere Farben ausgefüllt wird, wird eo ipso durch das endogene Grau erfüllt. Freilich wäre die Stärke dann in Wahrheit Ausdehnung oder vielmehr Dichtigkeit der Verteilung im Raume. Im eigentlichen und gewöhnlichen Sinne ist nach Brentano Intensität nicht nur den Gesichtsempfindungen, sondern den Empfindungen überhaupt abzusprechen.

v. Kries setzte früher mit Helmholtz der physikalischen Intensität unbedenklich die Stärke der Lichtempfindungen parallel und verstand darunter offenbar Helligkeit, glaubte aber überhaupt nicht an die Möglichkeit einer naturgemäßen Scheidung der Attribute[2]. Auch in seiner späteren zusammenfassenden Darlegung steht er den psychologischen Fragen des Farbenge-

[1] Vgl. X, S. 32, Anm.

[2] Die Gesichtsempfindungen (1882) S. 5: »Unsere Gesichtsempfindung ist vollkommen bestimmt, wenn für diejenige Mischung einfachen und farblosen Lichtes, welche die betreffende Gesichtsempfindung hervorbringt, angegeben wird 1. die Wellenlänge des farbigen Lichtes, 2. das Verhältnis von gesättigtem und farblosem Lichte, 3. die Intensität; oder, was auf dasselbe hinauskommt, wenn für unsere Empfindung angegeben wird 1. die Farbe, 2. der Sättigungsgrad, 3. die Stärke.« Kries fügt aber sofort bei: »Diese Gliederung macht keinen Anspruch darauf, eine naturgemäße zu sein, wir können sie vorderhand als eine ganz willkürliche betrachten.« Auch weiterhin, wo er über naturgemäße Einteilung spricht (S. 40), erklärt er: »Was wir in der Empfindung qualitative oder intensive Reihe nennen wollen, ist willkürlich, ein bloßer Streit um Worte.«

bietes und dem psychologischen Ausgangspunkt der Untersuchung ziemlich skeptisch gegenüber[1]. Doch findet er, daß der Übergang vom Grau zum Weiß wie zum Schwarz mehr den Eindruck des stärkeren Hervortretens einer anderen Empfindungsart mache und insofern dem vergleichbar sei, was wir sonst als Intensitätssteigerung einer Empfindung bezeichnen.

Katz kommt öfters auf die Intensitätsfrage zu sprechen, findet sich aber nirgends veranlaßt, Stärkeunterschiede in der eigentlichen Wortbedeutung, wie sie bei anderen Sinnen vorkommen, bei den Gesichtserscheinungen zu konstatieren.

Unter dem mächtigen Einflusse Herings sind gegenwärtig die meisten Psychologen und ein Teil der Physiologen dazu gekommen, den Gesichtsempfindungen jede Intensität im eigentlichen Sinn abzusprechen.

2. Dennoch ist es sehr die Frage, ob man sich dabei beruhigen kann.

Kant betrachtete es als ein a priori einleuchtendes Axiom, daß jede Empfindung einen Grad habe. Er nennt es eine Antizipation der Wahrnehmung: »In allen Erscheinungen hat die Empfindung und das Reale, welches ihr an dem Gegenstand entspricht, eine intensive Größe, das heißt einen Grad.« Wenn man aber auch die Lehre von den synthetischen Grundsätzen a priori in der Kantischen Fassung nicht billigt, so bleibt dieser Satz doch eine Art Präsumtion des natürlichen Denkens, die man schwer los wird, weshalb sie ja G. E. Müller ohne weiteres voraussetzt. Ihr Gewicht dürfte auf der durch die Erfahrung im weitesten Maße erhärteten Überzeugung beruhen, daß die Organismen der Umwelt angepaßt sind, und daß es unzweckmäßig wäre, wenn die Sinne nicht auf die Verstärkung der äußeren Einwirkung mit einer bestimmten, in gleicher Richtung veränderlichen Eigenschaft antworteten. Nicht ein erkenntnistheoretisches, aber ein biologisches Gesetz würde dann vorliegen.

Wenn die Phänomenologie in Husserls Sinne, die ähnlich wie Kants Kritik der reinen Vernunft, obschon auf der veränderten Grundlage einer »Wesensschauung«, apriorische Grundsätze über die Erscheinungen zu geben verspricht, uns eine evidente Entscheidung über die Intensitätsfrage bei Farben verschaffen könnte, wären wir ihr sehr dankbar. Aber ich fürchte,

[1] Nagels Handbuch der Physiologie III, 1 (1904) S. 140: »Wo haben wir qualitative, wo intensive Abstufungen anzunehmen? Wie ist das Verhältnis der Übergangsempfindungen zu den prinzipalen des genaueren zu bestimmen usw.? Ich glaube, daß die Erwägungen dieser Art uns zu keinen wesentlich fördernden Resultaten führen.«

daß wir doch, um überzeugt zu werden, die Erscheinungen innerhalb jedes Sinnes sehr genau im einzelnen werden untersuchen müssen.

3. Wie allgemein die erwähnte Präsumtion wirksam ist, zeigt sich nun auch daran, daß die Forscher, die Intensitätsveränderungen bei Farben nicht oder nur in engen Grenzen anerkennen, nach einem Stärkeersatz suchen — für uns Gegenwärtige in der Zeit der Ersatzmittel eine so wohlvertraute Aushilfe, freilich in der Ausführung auch in unserem Falle so wenig befriedigend wie der Tee- oder Fleischersatz.

Schon bei Helmholtz ist es merkwürdig, wie er, augenscheinlich selbst nicht befriedigt von der Gleichsetzung der Stärke mit der Helligkeit, ein ganz anderes Moment heranzieht, das einer Steigerung im eigentlichen Sinne fähig ist: die Schmerzempfindungen. Er meint, daß ein Lichtschmerz wohl ausnahmslos die Lichtempfindungen begleite und uns daher als ein untrennbarer Teil davon erscheine. Zu dem Gemische der Empfindungen der drei Grundfarben, aus denen jede gegebene Farbenempfindung entstehe, komme die Empfindung des gemeinsam zum Schutze drängenden Schmerzes hinzu. Wenigstens bei allen Lichtstärken, die noch zur Regulierung der Pupillenweite Veranlassung geben, sei ein solcher anzunehmen. Freilich sei die Frage nach der Modalität der Schmerzempfindungen selbst noch nicht erledigt. Helmholtz führt auch die vergleichenden Maßbestimmungen über die Intensität von Gesichtserscheinungen auf diese Mitempfindungen zurück: solche Lichtquanta, die gleiche Grade des Lichtschmerzes erregen, bekämen dadurch eine bestimmte Größenbeziehung zu einander. Diese Bestimmungen sind höchst eigentümlich und nur aus der großen Schwierigkeit des Intensitätsproblems zu verstehen; die Lösung können sie unmöglich enthalten.

Hering führt schon in den Mitteilungen (S. 83, § 29 und S. 121, § 43) den Begriff des Gewichtes ein und hält ihn auch in den Grundzügen (S. 93 ff., S. 108 ff.) fest. »Für den nach meiner Ansicht auf Farben nicht anwendbaren Begriff der Intensität bietet also das Gewicht der Farbe in gewissem Sinne einen Ersatz« (S. 111). Er definiert es psychologisch als die »Reinheit, Klarheit, Deutlichkeit«, mit der diese Empfindung gegenüber andern im Bewußtsein hervortritt. Hat eine einzelne Empfindung ein überwiegend starkes Gewicht, so gibt sie der Gesamtempfindung den Namen; wie wir z. B. eine Farbe Blau nennen, wenn andere Farben, auch Schwarz und Weiß, verhältnismäßig wenig darin vertreten sind, oder sie Grau nennen,

wenn alle übrigen Grundfarben, die tatsächlich immer darin vertreten sind, nicht über die Schwelle treten. Das Gewicht bestimmt die »verschieden große psychische Bedeutung« einer Gesichtserscheinung, »die Energie, mit welcher sie sich in unser Bewußtsein drängt, kurz gesagt, die Auf- oder Eindringlichkeit der Farbe«[1].

Als Erläuterung dient ihm u. a. der Hinweis auf den Unterschied der Erscheinungen peripherischer Netzhautstellen gegenüber denen der Netzhautgrube. Sie sind nicht weniger intensiv bzw. nicht weniger hell als diese, sondern nur weniger aufdringlich. Auch auf die im allgemeinen größere Aufdringlichkeit hellerer gegenüber dunkleren Farben weist Hering hin.

Außerdem versteht aber Hering unter dem Gewicht auch den Anteil einer Farbenkomponente an dem Ganzen, z. B. die relative Stärke des Schwarzweißprozesses gegenüber den farbigen (z. B. Mitt. S. 84—85).

Ich muß gestehen, in diesen Bestimmungen über den Begriff des Gewichtes nicht jene volle Klarheit der begrifflichen Fassung finden zu können, wie wir sie sonst gerade an Hering bewundern. Er selbst geht hier anders als sonst von der physiologischen Seite aus, von der Theorie der Schwarz- und Weißprozesse, deren Verhältnis zueinander die graue Nuance bestimmt, während ihr absoluter Betrag als das Gewicht definiert wird. Erst auf Grund dieser Definition sucht er dann nach einer psychologischen Darstellung des Begriffes in der obigen Weise.

Daß auch Fechner von dem Begriff der »Aufmerksamkeit erregenden Kraft« Gebrauch macht, um die Schwierigkeiten der Intensitätsfrage zu lösen, ist bereits erwähnt.

Für G. E. Müller übernimmt neben einer beschränkten Anerkennung der Intensität selbst in der Hauptsache die Eindringlichkeit bei Gesichtsempfindungen dieselbe Rolle wie das Heringsche Gewicht. Auch in dem Allgemeinbegriff der Empfindungsstärke überhaupt will Müller den Eindruck der Steigerung, den wir von einem leiseren zu einem stärkeren

[1] Zur Wahl dieser letzteren Ausdrücke scheint Hering durch den Vorgang G. E. Müllers veranlaßt zu sein. Primär bedeutet »Gewicht«, allerdings für Hering nicht ein Empfindungsattribut, sondern die Größe des der Empfindungzugrunde liegenden sogenannten psychophysischen Prozesses, des Stoffwechsels der Sehsubstanz. Durch diese wird, wie er sagt, die Auf- oder Eindringlichkeit der Farbe bestimmt. Aber er gebraucht diesen Ausdruck auch für die Eindringlichkeit selbst: spricht er doch vom »Gewichte der Farbenempfindungen« (Mitt. § 43) und nennt die Größe des Stoffwechsels das somatische Korrelat des »Gewichtes der Farbe« (Grundz. S. 108 ff.)

Ton, von einem schwächeren zu einem stärkeren Geruch haben, nur auf ein Wachsen der Eindringlichkeit zurückführen. Meist bedient er sich indessen der Wendung »Intensität und Eindringlichkeit«, wonach ihm die beiden begrifflich unterschiedenen Momente doch in Wirklichkeit eng verknüpft scheinen. Auch die früher erwähnte geringere Stärke eines mittleren Grau gegenüber Weiß und Schwarz ist ihm zugleich geringere Eindringlichkeit (XIV, S. 62).

In der von Hering angenommenen Veränderlichkeit der absoluten Größe der physiologischen Schwarz- und Weißprozesse bei gleicher Beschaffenheit der Empfindungen erblickt Müller eine Inkonsequenz, deren Beseitigung eine der Hauptaufgaben seiner ganzen Untersuchung bildet (X, S. 5). Hering verwahrte sich dagegen (Grundz. S. 111 ff.). Diese Differenz bezüglich der physiologischen Unterlagen kommt für uns weiterhin nicht in Betracht, da es sich uns in erster Linie um das rein Erscheinungsmäßige handelt.

Katz versucht, wo sich ihm irgendeine Möglichkeit zeigt, den Intensitätsbegriff wieder einzuführen[1]. Aber er findet doch immer gewisse tatsächliche Momente, die eine Identifizierung verbieten. Daß sein Lehrer Müller bereits den Intensitätsunterschieden einen Platz eingeräumt hatte, erwähnt er nicht, entweder ist es ihm entgangen oder hat nicht seine Zustimmung gefunden.

Überall also sieht man das Bestreben, irgendwelche Gradunterschiede auch bei den Gesichtsempfindungen festzuhalten, die die fehlenden oder verkümmerten Stärkeunterschiede ersetzen sollen. Darin liegt ein Anzeichen, wie schwer es auch den Leugnern wird, sich der Kraft jener »Antizipation der Wahrnehmung« zu entziehen.

Daß es sich freilich bei der Eindringlichkeit im genannten Sinne nicht um eine immanente Eigenschaft handelt, daß somit ein wirklicher Stärkeersatz darin nicht gefunden werden kann, scheint mir offenbar. Wollte man die Wirkung auf unsere Aufmerksamkeit unter die primären Eigenschaften einer Empfindung aufnehmen, so müßte man ebenso auch die Wohlgefälligkeit oder die industrielle Verwendbarkeit einer Farbe oder ihre Eignung als Ausdruck von Gemütsbewegungen (in welcher Beziehung Schwarz und Weiß eine besondere Rolle spielen) oder als nationale Fahnenfarbe (in welcher Hinsicht Ebbinghaus auf die allgemeine Verwendung der sechs

[1] So S. 83 und 244 bei den Unterschieden der »Ausgeprägtheit«, die von der Eindringlichkeit noch getrennt wird, S. 279 bei denen der Eindringlichkeit selbst.

Grundfarben hinweist) darunter aufnehmen. Überdies hängt die erregende Wirkung auf die Aufmerksamkeit, wie auch Müller selbst hervorhebt (X, S. 27) noch an zahlreichen anderen Faktoren außer der Beschaffenheit der Empfindung an sich, ganz ebenso wie die Wohlgefälligkeit. Ein unscheinbares, mattfarbig bedrucktes Papierstückchen, das neben vielen fast gleich aussehenden liegt, kann die allergrößte Aufmerksamkeit — eines Briefmarkensammlers erregen. Beim Erwachsenen sind es eben weit mehr die von früher her assoziierten Werte und die gewohnheitsmäßigen Dispositionen, die für die Richtung seiner Aufmerksamkeit ausschlaggebend werden, als die elementaren Eigenschaften der Sinnesempfindungen. Unstreitig liegen auch in diesen gewisse Aufdringlichkeitsunterschiede von Anfang an vorgebildet; die Empfindungen bei langwelligen Lichtstrahlen und kurzwelligen Tonschwingungen haben in dieser Hinsicht etwas voraus, auch die getönten Farben gegenüber den tonlosen und die Töne gegenüber den Geräuschen. Aber dabei handelt es sich nicht um eine neue, unabhängige Variable des Empfindungsinhalts, sondern um die Farbenqualitäten und Tonhöhen, Ton- und Geräuschqualitäten selbst. Das Rot als solches ist es, das auf Kinder und Naturmenschen erregend wirkt, darum auch früher unterschieden und benannt wird, als die blauen Farbentöne. Warum, wissen wir nicht. Aber es nützt auch gar nichts für die Beschreibung und Erkenntnis, die aufmerksamkeiterregende Kraft noch von der Rotqualität als einen besonderen psychologischen Teilinhalt zu unterscheiden.

Ich will hiermit keineswegs den Nutzen und das Recht des Eindringlichkeitsbegriffes überhaupt bestreiten. Sicherlich lohnt es sich, den in der Qualität der Empfindungen wurzelnden gesetzlichen Beziehungen zur Erregung der Aufmerksamkeit nachzugehen. Viele Erscheinungen in der Entwicklungsgeschichte des Seelenlebens hängen damit zusammen. Nur eben die »Farbmaterie« als solche bietet keinen Anlaß zur Bildung dieses Begriffes. Er bezeichnet kein Attribut in unserem Sinne, sondern eine Kausalbeziehung.

§ 7. Kriterien für die Anwendung des Intensitätsbegriffes.

Was verlangen wir von einem Attribut, das als Intensität oder Stärke der Empfindungen bezeichnet werden soll?

Kant hat bereits dafür die Bedingung gestellt, daß die Empfindung durch Veränderung nach einer bestimmten Richtung in Null übergehe, ja er hat die intensive Größe geradezu dadurch definiert. Sie ist ihm »die-

jenige Größe, die nur als Einheit apprehendiert wird, und in welcher die Vielheit nur durch Annäherung zur Negation = 0 vorgestellt werden kann« (Kritik d. r. V., Akademieausgabe, S. 116). Dieselbe Bedingung formuliert Hillebrand (S. 9—10): »Überall, wo Intensität vorhanden ist, führt die allmähliche Abnahme derselben zum völligen Verschwinden des spezifischen Phänomens, dem sie zukommt.« Später findet sie sich bei G. E. Müller, der sie wie Kant geradezu als Definition des Intensitätsbegriffes verwendet[1]. Müller findet es dagegen unrichtig, für diesen Begriff den Eindruck der »Steigerung« heranzuziehen. Die Intensität als solche kenne nur Veränderungen nach dem Nullpunkt hin oder nach entgegengesetzter Richtung. Die Steigerung sei Sache der vermehrten Eindringlichkeit.

Dieser letzten Wendung kann ich nicht zustimmen. Was wir Abnahme gegen Null hin nennen, wird tatsächlich und notwendig als Abnahme empfunden, und Abnahme ist das Reziprokum von Steigerung. Wenn die Sprache die Veränderungen der Stärke z. B. bei Tönen oder Gerüchen als ein Stärker- oder Schwächerwerden bezeichnet, so liegt kein Grund vor, dies als bloß übertragene Redeweise anzusehen. Dem Komparativ liegt kein anderer Begriff und kein anderes Empfindungsmoment zugrunde wie dem Positiv. Wenn die Eindringlichkeit gleichfalls Grade hat, gleichfalls der Abnahme und Steigerung fähig ist, gleichfalls gegen Null konvergieren kann, so folgt daraus nicht, daß sie allein solcher Modifikationen fähig ist.

Dies führt zu einem anderen Bedenken. Es scheint mir nicht richtig, das obige Kriterium geradezu als eine Definition auszusprechen. Denn eine solche muß umkehrbar sein, d. h. nur auf das Definierte zutreffen, wir müßten daher überall da von Intensität sprechen, wo die Richtung einer Empfindungsveränderung zum Nullpunkte der Empfindung hinführt. Aber wie ist es mit der Ausdehnung? Diese ist ohne Zweifel eine immanente Eigenschaft der Gesichtsempfindung. Wird sie immer kleiner, so verschwindet die betreffende Farbe. Wir wären also zufolge der Definition genötigt, auch die Ausdehnungsunterschiede als Intensitätsunterschiede zu fassen, und müßten nach einem unterscheidenden Merkmal gegenüber der eigentlich gemeinten Intensität Umschau halten. Vielleicht ließe sich erwidern: »Hier

[1] X. S. 25 ff. »Schreiben wir einer Empfindung einen bestimmten Wert der Intensität zu, so verstehen wir darunter die Zahl der verschiedenen Empfindungen, welche durchlaufen werden würden, wenn man die Empfindung in der auf dem kürzesten Wege zum Nullpunkte führenden Richtung bis zur Erreichung des Nullpunktes stetig verändern würde.«

verschwindet nicht die Empfindung des Gesichtssinnes überhaupt, so wie mit dem schwächsten Ton zugleich die Gehörsempfindung überhaupt aufhört (falls er allein gegeben war), sondern es treten nur andere Empfindungen an die Stelle. Denn niemals kann das Gesichtsfeld unausgefüllt sein, zum mindesten bleibt das Augenschwarz.« Aber diese Einwendung wird Müller selbst nicht erheben, da er ja eine Intensität der Gesichtsempfindungen anerkennt. Er kann also die Veränderung gegen Null hin nicht in dem Sinne meinen, daß die Gesichtsempfindung überhaupt verschwinden müßte, was nicht möglich ist, sondern nur in dem Sinne, daß die betreffende Qualität verschwinden muß. Dies ist aber ebenso bei der Abnahme der Ausdehnung der Fall.

Ich halte eine Definition nicht für nötig. Es genügen bestimmte Bedingungen, und hierüber wird man sich leicht einigen. Finden wir eine Eigenschaft, die sich in der Wahrnehmung als relativ unabhängige Veränderliche nachweisen läßt, auf deren Veränderungen die Prädikate »schwächer, stärker« zwanglos angewandt werden können, und die nach der einen Seite zu einem Nullpunkt, nach der andern zu einem Maximum hinführt, so können wir sie als Intensität der Empfindung bezeichnen. Noch besser, wenn die entsprechenden Veränderungen, im Groben wenigstens, denen der Reizstärke parallel gehen, und wenn an die Empfindungen, die gegen den Maximalpunkt hin liegen, sich Nebenwirkungen analoger Art knüpfen, wie wir sie auch bei den stärksten Empfindungen anderer Sinne finden. Die beiden letzten Kriterien würden natürlich für sich allein nicht genügen, denn sie sind aus den Ursachen und Wirkungen hergenommen, und es wäre denkbar, daß analoge Ursachen und Wirkungen, wie sie bei anderen Sinnen für Intensitätsverschiedenheiten zutreffen, beim Gesichtssinn etwa an qualitative oder Helligkeitsverschiedenheiten geknüpft wären. Aber bestätigend könnten solche Parallelen immerhin zu den Kriterien der ersten Art hinzutreten.

Daran wird man natürlich nicht denken und hat auch Müller nicht gedacht, daß im einzelnen Falle die Fortführbarkeit einer Veränderung bis zum Nullwerden der Empfindung als Kriterium für das Vorhandensein eines Stärkeunterschiedes, und daß die Zahl der dabei auftretenden Empfindungen als Maß der anzunehmenden Empfindungsstärke benützt würde oder auch nur werden könnte. Wenn wir eine bestimmte Veränderung des Tones c als Stärkerwerden bezeichnen, so bedienen wir uns dabei nicht des umständlichen Verfahrens, zuerst, sei es auch nur in Gedanken, die umgekehrte

Veränderung zu erzeugen und diese durch eben merkliche Stufen solange fortzusetzen, bis wir entdecken, daß wir auf Null angelangt sind. Wir würden ja nicht einmal den ersten Schritt, die Umkehrung der Richtung, vornehmen können, wenn wir nicht durch Vergleichung der ursprünglich gegebenen mit der neuen Veränderung direkt erkennen würden, daß es sich in beiden Fällen um eine Stärkeveränderung, nur in umgekehrter Richtung, handelt. Und wir würden ebensowenig bei jedem folgenden Schritte sicher sein, daß wir uns noch in der Richtung auf den Nullpunkt bewegen, wenn wir dies nicht der jeweiligen Veränderung unmittelbar ansehen oder anhören könnten. Können wir dies aber, dann ist das ganze umständliche Verfahren nicht nötig. In der Tat ist es so. Täuschungen im einzelnen Falle sind natürlich nicht ausgeschlossen, aber im allgemeinen sind solche Urteile unmittelbar möglich. Wir verweisen auf das in § 1 Gesagte. Es trifft nicht minder zu für Intensitäten wie für alle anderen Attribute.

Allerdings gewinnen wir damit nur die Möglichkeit der Unterscheidung eines Attributs im allgemeinen und der Subsumtion eines einzelnen Falles unter diesen oder jenen Attributbegriff, aber wir gewinnen nicht eine Maßbestimmung. Maßbestimmungen, die nicht dem äußeren Reize, sondern der Empfindung selbst entnommen werden, sind bekanntlich nur möglich, wenn mindestens drei Empfindungen gegeben sind, und dann betreffen sie nicht die Empfindungsstärken selbst, sondern die Abstände innerhalb der beiden Intensitätspaare. Solche Maßbestimmungen sind bei beliebigen Intensitätspaaren grundsätzlich möglich. Wenn man von der geringsten noch merklichen Intensität ausgeht und eine Anzahl unter sich gleicher, willkürlich gewählter Stufen (die weit übermerklich sein können) auf solche Art herstellt, so kann man auch zu einer Art von Maßbestimmung einer einzelnen, am Schlusse dieser Reihe stehenden Empfindungsstärke, kommen, aber im Grunde ist es eben doch nur eine Summe von Abstandsvergleichungen und eine Summierung von Abständen.

§ 8. Die Intensität der Farbenerscheinungen unter Voraussetzung der Mehrheitslehre. Teilstärken. Sättigungsbegriff.

Wir stellen uns, wie erwähnt, zunächst provisorisch auf den Boden der Lehre, daß im Violett Rot und Blau gesehen werden oder werden können, ebenso wie in einem Zweiklang die beiden Töne gehört werden oder werden können.

In diesem Falle gibt es eine einfache Lösung der Intensitätsfrage, auf die bereits Hering hingewiesen hat: der Anteil einer Urfarbe an der Mischung ist ihre Teilstärke (relative Stärke). Herrscht das Rot vor, so ist diese Farbe stärker als andere. Sind Rot und Blau gleichmäßig vertreten, so sind sie beide gleich stark.

Dem sprachlichen Herkommen ist diese Ausdrucksweise wohlvertraut. Ein Blau nennen wir intensiv blau, wenn es möglichst wenig durch andere Farben, seien es getönte oder tonfreie Farben, verunreinigt oder verhüllt ist. Aber auch ein Schwarz nennen wir intensiv schwarz in gleichem Falle, ohne uns um die Physiker zu kümmern. Der Sprachgebrauch kennt das Schwarz tatsächlich nicht nur als eine positive Empfindung, sondern unter Umständen als eine Empfindung von hoher relativer Stärke, und dies läßt sich auf die genannte Weise durchaus rechtfertigen.

Der technische Ausdruck und Begriff der Sättigung und der dazu reziproke Begriff der Verhüllung (Hering) werden gewöhnlich nur auf die Beimischung von Grau bezogen. Man nennt ungesättigte Farben solche, die stark mit Grau verhüllt sind. Aber warum sollen wir nicht den Sinn dieser Bezeichnungen dahin erweitern, daß jede Farbe, sei sie getönt oder tonfrei, mehr oder minder gesättigt heißen soll, je nachdem sie mehr oder weniger durch andere Farben verhüllt ist? Wir würden dann also auch von rotverhülltem Blau reden, wenn einem vorwiegend blauen Felde merklich Rot beigemischt ist. Auch Hering erwähnt (Grundz. S. 51), daß man von einem rotverhüllten Grau ebenso wie von einem grauverhüllten Rot sprechen könnte. Wenn wir dies tun, dann fällt Sättigung zusammen mit Stärke einer bestimmten Komponente (Grundfarbe), derjenigen nämlich, nach welcher die augenblickliche Farbenerscheinung benannt wird. Es ist dann also nicht einmal ein neues Moment eingeführt, sondern nur ein bisher fälschlich als den Farben speziell eigentümlich angesehenes (Sättigung) auf ein allen Empfindungen gemeinsames Moment (Stärke) zurückgeführt. Man hatte die Stärke der Gesichtsempfindungen in der Hand, hat damit im Leben und in der Wissenschaft operiert, sie aber aus irgendeinem Grunde — wir werden darüber noch eine Vermutung aufstellen — nicht unter den Begriff der Empfindungsstärke subsumiert. Und so erhielt man bei den Gesichtsempfindungen auf der einen Seite ein Empfindungsattribut zuviel, auf der anderen eines zu wenig.

Aber es war sogar eine Inkonsequenz vom Standpunkte der Mehrheitslehre, die Sättigung als ein besonderes Attribut der Gesichtsempfindungen

aufzuführen. Denn wir haben ja nach diesem Standpunkt in einem schwach gesättigten Blau eben drei Empfindungen, drei Farbenqualitäten: Blau, Weiß und Schwarz. Das Blau, das darin ist, ist natürlich nicht wieder ungesättigt, es ist das reine Blau; Weiß und Schwarz sind gleichfalls reines Weiß und reines Schwarz. Ungesättigt nennen wir daher nur den Komplex, und zwar in bezug auf das farbige Element, sofern es mit tonfreien Elementen zusammen darin ist. Sättigung ist danach also nicht ein Attribut der einfachen Farbenempfindungen, sondern eines Komplexes. Sie bedeutet nur, daß in einem Komplex eine bestimmte getönte Grundfarbe, nach welcher er benannt wird, mehr oder minder stark gegenüber den tonfreien Farben vertreten ist. Oder im erweiterten Sinne: daß überhaupt eine bestimmte Farbe, nach welcher der Komplex benannt wird, mehr oder minder stark darin vertreten ist. Der Fall, daß sie allein darin vertreten ist, bildet einen Grenzfall. Als Eigenschaft der beteiligten Empfindungen selbst bleibt dann eben nur der Anteil, das Quantum des in der Mischung vorhandenen reinen Blau usw. übrig, und dieses fällt zusammen mit dem, was wir Intensität nennen.

Wenn man wollte, könnte man in einem bestimmten Sinn auch für Mischfarben, in denen zwei Grundfarben erheblich stark vertreten sind, einen Begriff der Sättigung formulieren, und man tut dies auch tatsächlich zuweilen im Leben. Ein gesättigtes, reines Orange oder Purpur würde bedeuten, daß der Eindruck genau zur Hälfte aus Rot, zur Hälfte aus Gelb oder zur Hälfte aus Rot und aus Blau gemischt ist. So würde die Ausdrucksweise auch für diesen besonderen Fall in einem wohl definierbaren Sinne verwendbar sein. Der Intensitätsbegriff aber, der dabei Anwendung fände, wäre der nämliche.

Daß hier von Komponenten und ihrer Stärke immer nur im psychologischen Sinne, nicht im physiologischen gesprochen wird, versteht sich. Wenn Rot und Blaugrün auf dem Kreisel zu Grau gemischt werden, so sind die psychologischen (phänomenalen) Komponenten nach der Mehrheitslehre nicht Rot, Blau und Grün, sondern Weiß und Schwarz.

Wir brauchen nicht besonders darauf hinzuweisen, daß die Bedingung für die Anwendung des Intensitätsbegriffes: graduelle Abstufung, Steigerung und Abnahme, letztere bis zu Null, hier zutrifft. Der Anteil einer Urfarbe an der Mischung kann gesteigert und kann bis zu Null herabgemindert werden. Daß dabei die Gesichtsempfindung nicht überhaupt Null wird, sondern stets zum mindesten das Augenschwarz übrigbleibt, ist eine

Tatsache für sich, die den allgemeinen Charakter des Intensitätsmerkmals nicht aufhebt. Ferner läuft die subjektive Intensität in diesem Sinn im allgemeinen parallel der objektiven Lichtstärke: denn je größer der Anteil der Farbe an einer Mischung ist, um so größer ist im allgemeinen ihre objektive Strahlungsintensität, wenn auch subjektive Faktoren, namentlich der Kontrast, modifizierend mitwirken.

Wenn nun jede Teilempfindung in einem Gemisch ihre bestimmte Stärke hat, wie sollen wir die Stärke des Ganzen, z. B. die eines Violett definieren?

Es liegt am nächsten, sie als Summe der Teilstärken zu fassen. So geschieht es auch tatsächlich bei den Vertretern der Mehrheitslehre, die diesen Weg der Stärkedefinition beschritten haben (s. u.). Es ist mir aber mehr als zweifelhaft, ob sich die Summierung der Teilstärken wirklich rechtfertigen läßt. Wenn auch unleugbar bleibt, daß die Teile sich zum Ganzen summieren, so summieren sich doch nicht ihre Stärken zur Stärke des Ganzen, so wenig wie ihre Höhen bei den Tönen sich zur Höhe des Ganzen summieren.

Kann man bei einem Akkord aus drei unter sich gleich starken Tönen sagen, er sei dreimal so stark, als jeder der einzelnen Töne für sich gehört sein würde? Mir erscheint er zwar voller, reicher als der einzelne Ton, aber nicht stärker[1]. Werden die einzelnen Bestandteile nicht auseinandergehalten, sondern der Zusammenklang als Einheit aufgefaßt, so wird man ihm natürlich auch eine einheitliche Stärke zuschreiben und ihn mit demselben Klange bei schwächerer Tongebung oder auch mit anderen ähnlichen Dreiklängen der Stärke nach vergleichen können: aber eine Vergleichung dieser seiner Stärke mit der des einzelnen Tones wird immer nur zu äußerst schwankenden Urteilen oder zur Urteilsenthaltung führen. Dasselbe gilt von dem Einzelklange mit Obertönen gegenüber den einfachen Tönen. Hier wird man leicht den schärferen Klang für den stärkeren halten, aber nicht wegen einer Summierung der Stärken, sondern infolge Verwechselung der Schärfe mit Stärke. Außerdem kommen noch andere Täuschungsquellen in Betracht (der Grundton ist zugleich Differenzton der harmonischen Obertöne und dadurch tatsächlich subjektiv stärker, als es der Amplitude seiner physikalischen Komponente entsprechen würde).

---

[1] Vgl. Tonpsychologie II, S. 423ff.

Wir behaupten natürlich nicht, daß von Stärkeunterschieden überhaupt nur bei einfachen Tönen gesprochen werden könne, und daß obertonhaltige Klänge von gleicher Klangzusammensetzung nicht untereinander in bezug auf ihre Stärke mit genügender Exaktheit verglichen werden könnten. Derselbe Klavier- oder Trompetenklang kann einmal stark, einmal schwach gehört werden, und wir können sogar feine Unterschiede darin feststellen, obgleich es sich um Komplexe handelt. Unser Urteil bezieht sich in solchen Fällen auf den Grundton, dessen Höhe wir dem Klangganzen zuzuschreiben pflegen, nach dem der Klang benannt wird, aber es wird bestimmt durch die gemeinschaftlichen, nicht voneinander unterschiedenen, aber auch nicht etwa summierten Stärkeveränderungen aller Teiltöne. Wird nur einer oder werden einige der Obertöne verstärkt, so werden wir nicht eine Stärkeveränderung, sondern eine Farbenveränderung des Klanges konstatieren. Fände eine Summierung der Stärken in irgendeiner Weise statt, so müßte auch dieser Fall als Zunahme der Klangstärke beurteilt werden.

Wenn nun bei sogenannten Mischfarben eine gleichzeitige Mehrheit von Empfindungen in demselben Sinne wie bei Mehrklängen gegeben ist, so ist eine Summierung der Stärken auch hier nicht zulässig und möglich. Hat es dennoch etwas für sich, das in einem Violett enthaltene Blau schwächer zu nennen als das reine Blau (Brentano, s. u.), so liegt darin geradezu ein Hinweis auf die Einfachheitslehre, von der aus wir für diese Behauptung in der Tat eine mögliche Deutung finden werden.

Für die zusammengesetzten Farben, wenn dieser Begriff im eigentlichen Sinne, dem der Mehrheitslehre, gefaßt wird, gilt offenbar die Regel, daß man nicht eine Teilfarbe verstärken kann, ohne eine andere zu schwächen und umgekehrt. Wenn im Grau das Weiß verstärkt wird, wird das Schwarz schwächer, wenn im Violett das Rot verstärkt wird, wird das Blau schwächer. Es geht damit ähnlich wie mit dem Farbenkreisel: je mehr der eine Sektor zunimmt, um so mehr muß der andere abnehmen und umgekehrt; oder wie mit kinetischer und potentieller Energie in einem geschlossenen System: die Summe bleibt konstant.

Brentano hat hieraus den Schluß gezogen, daß die Gesamtstärke der jeweiligen Gesichtsempfindungen eine durchaus unveränderliche Größe darstelle, ähnlich wie es ja bei der Gesamtfläche eines gegebenen Farbenkreisels und bei der Gesamtenergie eines geschlossenen physischen Systems der Fall ist. So plausibel diese Folgerung anfänglich erscheint: genauer besehen

ist sie nicht notwendig, auch wenn man alle Voraussetzungen. insbesondere die der Mehrheitslehre und der Summierung der Teilstärken, zugäbe. Nehmen wir einmal an, daß der Radius eines Farbenkreisels und mit ihm seine gesamte Fläche erheblichen Schwankungen unterläge. so würde dies das Größenverhältnis der Sektoren nicht notwendig alterieren, und somit würde auch das Gesetz, daß mit der relativen Vergrößerung eines Sektors der komplementäre Sektor relativ kleiner werden muß, nicht dadurch berührt. Und so allein, im Sinne einer relativen Vergrößerung und Verkleinerung, ist ja das Gesetz zu verstehen.

Der so allgemein gebräuchliche Ausdruck »Sättigung« dürfte mit diesem Antagonismus der in einer Mischfarbe nach der Mehrheitslehre enthaltenen Elemente und dadurch auch mit der Mehrheitslehre selbst zusammenhängen. Denn danach gibt es Empfindungen, die so gut wie ganz, andere, die mehr oder weniger von einer bestimmten Farbe gesättigt sind. Ein gesättigtes Blau ist eine Gesichtsempfindung, die als Ganzes mit Blau gesättigt ist. Hätten wir ein Mittel, das in einem Violett enthaltene Blau immer stärker werden zu lassen, ohne gleichzeitig das Rot zu schwächen, so würde man von Sättigung im Farbengebiete wohl ebensowenig sprechen wie im Tongebiete, wohin der Ausdruck nur gelegentlich eben vom Farbengebiete her der Analogie zuliebe übertragen wird.

Die hier hypothetisch entwickelte Anwendung des Intensitätsbegriffes ist, wie erwähnt, bereits durch Hering, und zwar in seiner 4. Mitteilung (1874), S. 54 § 21 zur Wahl gestellt worden. »Da man also mit demselben Rechte von einer Intensität der Empfindungen des Schwarzen oder Dunkeln, wie von einer Intensität des Weißen oder Hellen sprechen kann, so muß man entweder den Ausdruck ,Intensität' ganz fallen lassen und sagen, daß in der beschriebenen Empfindungsreihe die Empfindung Schritt für Schritt ihre Qualität ändere. .... oder man muß in der schwarzweißen Empfindungsreihe zwei Intensitätsskalen annehmen, deren eine dem Weißen oder Hellen, die andere dem Schwarzen oder Dunkeln entspricht (im Original gesperrt)..... Sind aber zwei Intensitätsreihen in der gegebenen Empfindungsreihe zugleich anzunehmen, so heißt das nichts anderes, als daß alle Übergänge vom Weißen zum Schwarzen als Mischung derjenigen Empfindungen angesehen werden können, welche an den beiden Enden der Reihe am reinsten hervortreten« usw. Hering überträgt dies auch auf die getönten Mischfarben, wie Orange: »Am einen Ende ist das Rot am intensivsten, am anderen das Gelb, und in den Zwischenstufen finden sich alle möglichen Verhältnisse der Intensitäten der beiden Farben« (S. 57). Er rügt die Inkonsequenz, die darin liege, daß man hier bloß von qualitativen Veränderungen spreche, beim Grau aber von intensiven. Er macht endlich auch bereits aufmerksam, daß die Behauptung, jeder Farbe komme außer einem bestimmten Sättigungsgrad noch ein bestimmter Intensitätsgrad zu, genau genommen, eine Tautologie sei (daselbst). Ebenso in der 6. Mitteilung, S. 117 § 41, wo für die Reinheit einer Grundfarbe numerische Bezeich-

nungen vorgeschlagen werden: »Wenn man will, kann man die so bestimmte Reinheit der Farbe auch ihre Intensität nennen.«

Genau gesehen, scheint mir aber auch der Begriff des Gewichtes bei Hering zum Teil wenigstens auf das nämliche hinauszukommen. Dies geht besonders aus § 29 hervor, wo er zuerst eingeführt wird. »Die Deutlichkeit, mit welcher in einer zusammengesetzten Empfindung jede einzelne relativ einfache Empfindung hervortritt, hängt ab von dem Verhältnis, in welchem ihr eigenes Gewicht zum Gesamtgewicht der resultierenden oder zusammengesetzten steht.« Vgl. § 43.

Es ist dabei nur zu berücksichtigen, daß Hering auch der Gesamtempfindung, der Mischung selbst (in welcher stets sämtliche sechs Grundfarben vertreten sind) ein wechselndes Gesamtgewicht zuschreibt. Diesem wechselnden Gesamtgewicht zuliebe wird der Begriff so erweitert, daß er mit der Eindringlichkeit einer Gesichtsempfindung zusammenfällt (s. o.). Davon abgesehen würde es sich tatsächlich nur um die verschiedene relative Stärke der Grundfarben in einer gegebenen Farbenerscheinung handeln.

Warum hat nun Hering diese Auffassung und Anwendung des Intensitätsbegriffes nicht kategorisch, sondern mehr hypothetisch vertreten, als eine Art Ausweg, wenn man sich nicht zur völligen Leugnung der Intensität entschließen wolle?

Der Grund dürfte in zwei Umständen liegen: einmal darin, daß er eine Stärkeveränderung der Gesamtempfindung im eigentlichen Sinne für unmöglich hält und überall nur eine Verschiebung in den Verhältnissen der Zusammensetzung zugibt[1]. Sodann aber darin, daß ihm schon ursprünglich die Mehrheitslehre, mit der diese Auffassung der Stärke anscheinend steht und fällt, nicht recht sicher war, wie er sich denn später ausdrücklich gegen sie erklärte.

Wir werden darauf zurückkommen und uns fragen müssen, inwieweit diese beiden Gründe zwingend waren. Vorläufig möchte ich nur sagen: wäre wirklich nur die Wahl »Entweder Mehrheitslehre oder keine Intensität bei den Gesichtsempfindungen«, so würde ich eher die Mehrheitslehre in den Kauf nehmen als die Intensität preisgeben. Aber freilich, das ist einigermaßen Geschmacksache.

Auch Hillebrand erwägt die Frage, ob nicht das »Gewicht«, mit dem eine Farbenempfindung an einer Mischung beteiligt sei, als ihre Intensität anzusprechen sei, glaubt sie aber ablehnen zu sollen, weil es sich dabei nicht um eine neue phänomenale Eigenschaft handle (S. 19). Mir würde vielmehr richtig scheinen, gerade von seinem Standpunkte dem der Mehrheitslehre, die Sättigung, die tatsächlich nur ein Verhältnis bedeutet, zu streichen und die Intensität der einzelnen Farbenkomponenten dafür einzusetzen.

Brentano, der die Mehrheitslehre verteidigt, gibt denn auch ohne weiteres dem Intensitätsbegriffe die genannte Fassung (S. 64 ff.). »In dem Rotblau bestehen die zwei Farben Rot und Blau in aller Wahrheit inhaltlich beschlossen. Und von diesen muß offenbar zugestanden werden, daß sie hier beträchtlich schwächer, als wo sie rein gegeben sind, erscheinen.« Er definiert die Gesamtstärke einer Farbenempfindung als die Summe der

[1] Mitt. S. 55: »Wenn den einzelnen Stufen der schwarzweißen Empfindungsreihe eine Intensität im jetzt üblichen Sinne des Wortes zugeschrieben werden könnte, so müßte es denkbar sein, daß diese Intensität sich änderte; denn andernfalls hätte die Anwendung des Begriffes der Intensität hier keinen Sinn. Wie aber soll sich z. B. ein bestimmtes Grau seiner Intensität nach ändern?«

Stärken der einzelnen Komponenten. Brentano folgend, formuliert Eisenmeier die nämliche Auffassung[1].

Auch bei solchen, die die Mehrheitslehre nicht anerkennen, findet sich gelegentlich dieselbe Ausdrucksweise, freilich, ohne daß eine Erläuterung beigefügt würde, wie man sie vom Standpunkte der Einheitslehre aus etwa verstehen könnte.

§ 9. Stellungnahme in der Einheitsfrage.

Jeder drückt sich gelegentlich im Sinne der Mehrheitslehre aus. Aber die Zahl der Psychologen, die sie entschieden vertreten, ist auf ganz wenige zusammengeschmolzen; und wenn man deren Ausführungen genau nimmt, vertreten sie selbst die Lehre nur bedingungsweise. Wenn z. B. Hillebrand Blau und Rot nur durch Abstraktion im Violett unterschieden sein läßt, so ist dies keine wirkliche Parallele zur Analysierbarkeit eines Akkordes, wo die Komponenten durchaus keine Abstrakta, sondern konkrete Töne sind. Und Brentano, der die »multiplen Qualitäten« am nachdrücklichsten verteidigt, tut es doch nur unter der Bedingung ihrer räumlichen Sonderung. Daß man Rot und Blau an derselben Stelle des Gesichtsfeldes zugleich und einander durchdringend sehen könne, würde er unter keinen Umständen zugeben. Wenn wir die Erscheinungen selbst und ihr Verhalten gegenüber unserem analysierenden Bewußtsein beschreiben wollen, so kann man doch nur fragen: Nehmen wir auf der ganzen vom Violett eingenommenen Fläche sowohl Rot als Blau wahr oder nehmen wir weder Rot noch Blau, sondern eine Zwischenfarbe wahr? Da Brentano das Mosaik für so fein erklärt, daß wir die einzelnen Bestandteile nicht für sich bemerken, so ist doch eigentlich auch für ihn Violett das einzig wahrgenommene, Rot und Blau aber nur erschlossen.

Ich für meinen Teil komme immer wieder auf die zweite Alternative, die Einheitslehre zurück. Wo wir nicht wirklich zwei Farben nebeneinander wahrnehmen, sehen wir überhaupt nicht zwei, sondern immer nur eine. Jede Gesichtserscheinung, die sich über einen bestimmten Teil des Gesichts-

[1] Untersuchungen zur Helligkeitsfrage (1905), S. 5, 20, 34. In dem gedruckten Abriß eines auf dem Internationalen Psychologenkongreß in Rom 1905 gehaltenen Vortrages »Über den Begriff der Sättigung« stellt Eisenmeier, ausgehend von der Summenformel für die Gesamtstärke, auch eine Formel für das sogenannte Gesamtkolorit auf, worin die Kolorite oder Farbenwerte der Komponenten summiert werden. Dieses Gesamtkolorit erscheint ihm identisch mit der Sättigung. Das Kolorit für jede Grundfarbe wird als konstanter Koeffizient dieser Farbe betrachtet. Aber das Entscheidende würde doch der Anteil bleiben, mit dem sie in dem jeweiligen Empfindungsganzen vertreten ist, also ihre Intensität.

feldes in qualitativ gleichartiger Weise erstreckt, ist etwas qualitativ Einfaches. Man kann aus einem Violett nicht Rot und Blau heraussehen, man kann sie nur hineinsehen.

Nur in bezug auf das Verhältnis der Graureihe zu den getönten Farben bin ich öfters zweifelhaft gewesen, ob nicht wenigstens hier ein gleichzeitiges Sehen zweier Qualitäten stattfinde, also z. B. bei einem schwach gesättigten Violett Violett selbst als einfache Qualität, außer ihm aber ein bestimmtes Grau gesehen, also Violett wirklich aus der Mischung herausgesehen werde, wie ein Ton aus einem Klang, in welchem er mit Geräusch verbunden ist. Diesen Standpunkt hat seinerzeit auch Külpe vertreten, der innerhalb der getönten Farben der Einheitslehre huldigte (Grundriß der Psychologie 1893, S. 117 ff. mit S. 130). Der Begriff der Sättigung in seiner engeren Fassung würde dann eine reale Bedeutung gewinnen (= Anteil einer getönten Farbe an der Mischung mit Grau, ihre Teilstärke im Sinne des § 8). Manches würde sich in der Darstellung der Farbenlehre vereinfachen. Aber schließlich finde ich doch keinen zwingenden Grund, die folgenden Betrachtungen nicht auch auf das Verhältnis der Graureihe zu den getönten Farben anzuwenden.

Was damit gesagt sein soll, soll nun an der Hand der Tatsachen möglichst erläutert werden. Und eine Erläuterung ist allerdings vonnöten. Katz sagt nicht mit Unrecht, daß in dieser Frage vor allem genau erklärt werden müsse, was man unter Einheit und unter Mehrheit, unter Einfachheit und Nichteinfachheit der Empfindung verstehe.

Die beste Erläuterung gibt der Vergleich mit dem gegenüberstehenden Sachverhalt beim Tonsinn: er ist denn auch von jeher dazu benutzt worden, so von v. Kries und mir selbst. Andere freilich drehten den Spieß um, indem sie auch für die Töne die Unmöglichkeit behaupteten, zwei Töne gleichzeitig und als gleichzeitige Mehrheit von Tönen wahrzunehmen. Obgleich ich hierüber schon einmal und öfters verhandelt habe, muß ich wohl mit Rücksicht auf neuere Aufstellungen (Révész, Köhler) noch einmal darauf zurückkommen[1].

Beim Tonsinn kommt es, das muß der letzteren Ansicht ohne weiteres zugegeben werden, oft genug vor, daß man einen Klang augenblicklich nur als eine Einheit auffaßt, auch wenn er physikalisch eine Mehrzahl von Komponenten enthält. Das kann an zu kurzer Dauer, an augenblicklicher Ab-

[1] In bezug auf den Geruchsinn hat neuerdings H. Henning verwandte Untersuchungen angestellt und manche Analogie zum Verhalten der Gehörsempfindungen gefunden: Der Geruch II, Z. f. Psych. Bd. 74, S. 329 ff. Die sechs von ihm unterschiedenen Fälle scheinen mir allerdings begrifflich nicht überall scharf gesondert, auch möchte ich den sog. Dualitätsgeruch nur als einen extrem geringen Verschmelzungsgrad auffassen. Jedenfalls ist es aber erfreulich, daß diese Fragen einmal auch für einen der »niederen« Sinne eingehend besprochen werden.

lenkung oder Schwächung der Aufmerksamkeit, an zu großer Zahl oder zu geringen Höhenunterschieden der Komponenten, an individuellem Unvermögen oder Übungsmangel liegen, Umständen, die ich seinerzeit vollständig im einzelnen aufzuzählen und in ihrer Wirksamkeit zu bestimmen versuchte. Niemand wird das Stattfinden oder auch nur die Möglichkeit einer Analyse unter allen Umständen behaupten. Aber ebenso grundlos würde man aus Fällen, in denen sie unter bestimmten Umständen und aus bestimmten angebbaren Gründen unmöglich ist, ohne weiteres auf ihre Unmöglichkeit in allen Fällen schließen.

Wichtig ist im gegenwärtigen Zusammenhange vielmehr allein das Positive: daß es tatsächlich unzähligen Menschen in unzähligen Fällen möglich ist, aus einem gegebenen Klang einzelne Töne durch einen bloßen Akt der Aufmerksamkeit herauszuhören. Ich behaupte sogar, daß es keinen Menschen gibt, der Töne aller Lagen isoliert in normaler Stärke zu hören vermag, für den aber das Heraushören gleichzeitiger Töne durch bloße Aufmerksamkeit unter allen Umständen unmöglich wäre. Oder sollte ein so Unfähiger gefunden werden, daß er nicht einmal das Pfeifen eines Straßenjungen von dem gleichzeitigen konstanten Ton einer brummenden Maschine unterschiede, oder daß er einen dem rechten Ohr dargebotenen ganz tiefen, und einen dem linken Ohr gleichzeitig dargebotenen ganz hohen Ton nicht als zwei gleichzeitige verschiedene Töne auseinanderhalten, und der, nachdem ihm dies gelungen, nicht das nämliche unter sonst gleichen Umständen auch innerhalb eines Ohres leisten könnte? Mir ist ein solches Individuum noch nicht begegnet. Käme es aber vor, so dürfte es als eine Abnormität seltenster Art für die allgemeine Beschreibung der Tatsachen des Hörens nicht maßgebend sein.

Näher betrachtet zeigt das Heraushören folgende Eigenschaften (abgesehen von anderen, die uns hier nicht beschäftigen):

a) Die herausgehörten Töne, z. B. die eines Dreiklanges, erscheinen in einem qualitativen Nebeneinander, das will heißen: jeder ebenso in seiner Eigenart, wie wenn man ihn allein hörte; dabei aber nicht etwa nur aufeinanderfolgend (im Wettstreit), sondern gleichzeitig. Man kann die Aufmerksamkeit auf alle drei gleichmäßig verteilen, das Ganze in allen seinen Teilen gleichmäßig beachten, oder man kann einen mehr als die anderen beachten: sie bleiben darum doch, unter Voraussetzung des analysierenden Verhaltens, als eine Mehrheit gleichzeitiger Töne dem Be-

wußtsein gegenwärtig. Gewiß ist der musikalische Akkord, besonders der konkordante, in einem höheren Sinn eine Einheit, die drei Töne gehören enger zueinander als drei andere, aber drei Töne sind es nun einmal.

Konzentriert man die Aufmerksamkeit, während der Klang äußerlich unverändert bleibt, vorzugsweise auf einen der drei Töne, so wird es noch deutlicher, daß dieser genau so als ein individueller Ton von bestimmter Höhe und Stärke gehört wird, wie wenn er isoliert gegeben wäre, und daß es sich um ein wirkliches Hören, nicht etwa um ein bloßes Vorstellen auf Grund früherer Erfahrungen handelt. Aber die anderen Töne bleiben dabei dem musikalischen Gehör (nicht etwa bloß dem Gedächtnis) durchaus gegenwärtig.

b) Die Höhe der herausgehörten Töne stimmt (vielleicht mit wenigen geringfügigen Ausnahmen unter ganz besonderen Versuchsumständen) aufs genaueste mit der Höhe der Töne überein, die durch die physikalische Zerlegung der zusammengesetzten Schwingungen in Sinusschwingungen entstehen. Man kann einem musikalischen und geübten Menschen Mehrklänge vorlegen, die er aller Wahrscheinlichkeit noch niemals vernommen und sicher nicht in Erinnerung hat: er ist doch imstande, unter nicht allzu ungünstigen Umständen, mindestens einige der darin enthaltenen Töne herauszuhören und anzugeben. Übung ist natürlich erforderlich; aber nicht unbedingt erforderlich ist eine spezielle Erfahrung über die Zusammensetzung des augenblicklich gehörten Klanges.

Am klarsten zeigt die in der Obertonreihe enthaltene natürliche Septime und zeigen auch andere höhere dissonante Teiltöne die Unabhängigkeit von den speziellen Erfahrungen. Man hört den siebenten Teilton, der zum vierten und daher auch zum ersten eine zu tiefe Septime bildet, unweigerlich tiefer, als nach den gewohnten musikalischen Erfahrungen und der Logik unseres Musiksystems die Septime des Grundtones sein würde. Er liegt dieser nahe, aber er wird deutlich von ihr unterschieden. Dieser starre, aller musikalischen Erfahrung zum Trotz immer wieder in derselben Höhe auftretende Teilton beweist allein schon, daß es sich hier um ein Heraushören, nicht um ein Hineinhören handelt. Ebenso ist es aber auch mit dem elften, einer zu tiefen Quarte.

Es liegen noch keine systematischen Versuchsreihen über den Grad der Genauigkeit vor, mit dem Geübte aus einer gegebenen beliebigen Klangmasse die darin enthaltenen Töne ihrer Höhe nach herauszuhören und

anzugeben imstande sind. Ich bin aber nach den darüber vorliegenden Erfahrungen überzeugt, daß der Unterschied der Genauigkeit gegenüber der Wiedergabe eines soeben isoliert gehörten Tones nur ein sehr geringer sein kann. Ein kleiner Unterschied der Genauigkeit mag immerhin bestehen, da andere gleichzeitig gehörte Töne, auch wenn sie keinen Einfluß auf die Höhe des herausgehörten Tones selbst haben, doch das Urteil in etwas erschweren müssen. Aber die Genauigkeit, wie sie schon in den alltäglichen Fällen sich offenbart, ist vollkommen hinreichend, um die Hypothese eines bloßen Hineinvorstellens auszuschließen.

c) Man kann aus einem Klang auch schwächere und äußerst schwache Komponenten gegenüber starken heraushören. Die zahlreichen Teiltöne eines gewöhnlichen Zungenklanges werden gegen die Höhe hin sehr schwach, sind aber noch lange herauszuhören. Meine musikalischen Mitarbeiter und ich selbst haben aus dem Klange einer frei schwingenden tiefen Zunge (50 Schwingungen) Teiltöne bis zum 48., v. Hornbostel hat sogar den 56. mit Sicherheit herausgehört, wenn auch natürlich nicht die ganze Reihe lückenlos nacheinander zum Vorschein gebracht werden kann, da die höheren einander zu nahe liegen[1].

In diesem Falle, bei zahlreichen ungleich starken Tönen, fallen die herausgehörten Töne, wenn man mit der Aufmerksamkeit zu anderen übergeht, meistens wieder in die unanalysierte Masse zurück, doch können auch hier mehrere Teiltöne, auch mehrere Teiltonkomplexe, gleichzeitig unterschieden und beachtet werden.

d) Die Komponenten werden nicht bloß nach ihrer Höhe, sondern auch nach ihrer relativen Stärke vernommen. Bei einem gewöhnlichen Akkord als gleich stark, bei einem Klang mit Teiltönen ihrer abgestuften Stärke nach, bei künstlichen, willkürlichen Zusammenfügungen jeder Ton mit der ihm physiologisch zukommenden relativen Stärke.

Allerdings findet eine nicht unbeträchtliche gegenseitige physiologische Beeinflussung gleichzeitiger Töne in Hinsicht ihrer absoluten Stärke nach bestimmten Gesetzlichkeiten statt. Tiefe Töne entziehen den hohen mehr als umgekehrt, ein schwacher mittlerer Ton zwischen zwei anderen gleich-

[1] Es scheint, daß unter den ganz hohen diejenigen leichter herausgehört werden, die Oktaven der 8 bis 10 untersten sind. Die Vorstellung der gewohnten musikalischen Intervalltöne dürfte dabei hilfreich sein, wie ja überhaupt die entgegenkommende Vorstellung das Heraushören erleichtert, ohne daß es doch ein bloßer Vorstellungsvorgang wäre.

zeitigen Tönen wirdbesonders geschädigt usw., aber dies ist eine physiologische Angelegenheit, ebenso wie die Fälle einer geringfügigen Beeinflussung in Hinsicht der Höhe. Nachdem diese Beeinflussung stattgefunden hat, sind uns eben eine Anzahl von Tönen in eindeutig bestimmter Höhe und Stärke gegeben, und in dieser Höhe und Stärke können wir sie durch bloße Akte der Aufmerksamkeit erfassen. Ist ein Teilton beim Zusammenklingen mit anderen subjektiv schwächer, als er bei gleicher Amplitüde der entsprechenden Sinusschwingung isoliert erklingend meinem Ohr erscheinen würde, so korrespondiert dieser Stärkegrad eben mit einer etwas anderen physikalischen Amplitüde als bei isoliertem Erklingen; aber er ist ein vollkommen bestimmter und wird in seinem Verhältnis zu anderen gleichzeitig gegebenen Tonstärken von verschiedenen Beobachtern übereinstimmend erkannt.

e) Ganz schwache Teiltöne können sogar durch die bloße Aufmerksamkeit bis zu einem gewissen Grade subjektiv verstärkt und dadurch so weit über die Schwelle gehoben werden, daß ihre Existenz unzweifelhaft wird. Bei stärkeren Teiltönen allerdings, z. B. den Komponenten eines in mittlerer Stärke gegebenen Akkordes, handelt es sich nicht um eine eigentliche Verstärkung durch die Aufmerksamkeit, sondern nur um ein Klarerwerden, ähnlich der Veränderung eines Objektes beim Übergang aus dem peripheren zum fovealen Sehen: es ist ähnlich, wie wenn ich mit dem Auge über eine Baumreihe wandere, bei jedem Baume etwas verweilend. Die Nachbarbäume bleiben sichtbar, aber der fixierte ist deutlicher. Sehr schwache Teiltöne hingegen erfahren auch eine wirkliche subjektive Verstärkung. Ihre Existenz im gehörten Klange wird gerade dadurch besonders überzeugend. Man kann auf solche Art während der gleichmäßigen Fortdauer eines Klanges die Teiltöne sozusagen läuten hören. Sie kommen sukzessive zur Verstärkung, während die übrigen nicht verstärkten gleichwohl keineswegs völlig verdrängt zu sein brauchen.

f) Wenn der Mehrklang auf beide Ohren verteilt wird, so erscheint jeder Ton auch bestimmt lokalisiert. Bei den von Baley veröffentlichten Versuchen war es mir selbst und den beiden anderen Beobachtern, Dr. Abraham und Dr. v. Hornbostel, möglich, bis zu zehn genau gleichzeitig beginnende und schließende Töne in bezug auf ihre wechselnde Verteilung auf beide Ohren bei ganz unbeweglichem Kopfe durch

bloße Konzentration der Aufmerksamkeit in wenigen Minuten richtig zu bestimmen[1].

In diesem Sinn also können Töne aus einem Klang oder Zusammenklang herausgehört werden. Es ist bei hinreichender Übung auch möglich, zwischen einer analysierenden und einer nichtanalysierenden Auffassung eines gegebenen Klanges oder Zusammenklanges willkürlich zu wechseln. Man kann einen Klang, den man soeben analysierend gehört hat, gleich darauf wieder als einheitliches Ganzes hören. Dies ist mir besonders bei Studien über Instrumental- und Vokalklänge in den letzten Jahren oft aufgefallen. Ob sich über den Mechanismus dieser verschiedenen Einstellung psychologischerseits noch etwas Näheres angeben läßt, soll hier dahingestellt bleiben.

Wieweit die Fähigkeit des analysierenden Hörens sich individuell verschieden zeigt und wo die Grenzen nach beiden Seiten liegen, darauf kommt es hier nicht in erster Linie an. Doch sei gegenüber Unterschätzungen daran erinnert, daß musikalisch durchgebildeten Menschen beim erstmaligen aufmerksamen Hören nicht allzu komplizierter mehrstimmiger Musik das Gewebe der Stimmen in weitem Umfange Ton für Ton gegenwärtig zu sein pflegt. Mir selbst stehen die gleichzeitig verlaufenden Tonreihen in drei- bis vierstimmigen Gesangs- oder Instrumentalstücken einfacherer Art sogleich in Noten vor den Augen. Die gehörten Töne übersetzen sich in gedruckte: so deutlich ist das ganze gleichzeitige Stimmengewebe dem Ohre erkennbar.

Man darf sich aber den Hergang nicht etwa so vorstellen, als ob die Vielheit lediglich im Visuellen sich fände, während die akustische Empfindung selbst in jedem Augenblick streng einfach wäre. Denn abgesehen davon, daß die Erfahrungen unmöglich dazu ausreichen würden, ist die Übersetzung ins Optische auch keineswegs immer erforderlich. Sie dürfte bei solchen, die sich viel mit Harmonielehre oder gar mit dem Lesen von Partituren abgegeben haben, weitverbreitet sein, doch gibt es auch hochmusikalische Menschen, die gleichzeitige Tonmehrheiten und polyphone Musik analysierend hören ohne solche optische Begleiterscheinungen. Wie dagegen ein wahrhaft künstlerischer, verstehender Genuß unserer harmonischen und polyphonen Musik ohne jede Zerlegung, jede Beachtung des selbständigen Ganges der Stimmen möglich sein soll, wäre schlechterdings nicht einzusehen. Dabei wollen wir gar nicht bestreiten, daß auch ein

[1] Stephan Baley, Versuche über die Lokalisation beim dichotischen Hören. Zsch. f. Psych. Bd. 70, S. 347 ff.

Dahinströmen ganz unzerlegter Klangmassen durch das Auf- und Absteigen des Ganzen und durch den Wechsel der Klangfärbung und der Zeit- und Stärkeabstufungen gewisse »musikalische« Stimmungen hervorrufen kann. Der Genießende mag dabei der Musik gegenüberstehen wie etwa den Farben der Kalospinthechromokrene oder wie einer ihm zwar unverständlichen, aber mit Affekt gesprochenen Rede.

Selbstverständlich handelt es sich bei dem analysierenden Hören um das Zusammenwirken zahlreicher Faktoren, die zum größten Teil in der musikalischen Erziehung und Übung wurzeln. Eine große Rolle spielen u. a. die Gefühlswirkungen bekannter Akkorde. Aber man darf hier wieder nicht etwa annehmen, daß ausschließlich mittelbare Urteile vorlägen, daß die Zahl und Beschaffenheit der Komponenten aus solchen Kriterien nur erschlossen würde. Zum Teil ist es so, aber bei weitem nicht durchgängig. Der Effekt ist schließlich doch ein wirkliches, gleichzeitiges Hören mehrerer unterschiedener Klangteile, während andere nach Umständen als undeutliche oder gar nicht analysierte Klangmasse von bestimmtem Charakter mitgehört werden. Gewiß gibt es Fälle genug, wo Analyse auch beim Geübtesten versagt. Sobald an die Stelle eines sinnvollen Zusammenhanges eine sinnlose Folge sinnloser Tonverbindungen oder auch nur die schwerverständlichen, raschen und gehäuften Modulationen modernster Tonsetzer treten, hört diese Fähigkeit ganz oder teilweise auf; aber auch schon bei rasch dahinstürmenden, an sich nicht außergewöhnlichen Akkorden, wie sie z. B. das Schumannsche Klavierkonzert einleiten (W. Köhler). Aber was können solche Gegeninstanzen beweisen? Hier jedenfalls sind nur die positiven Fälle ausschlaggebend.

Absichtlich übergehen wir hier die Frage, inwieweit und in welchem Sinne man ein Recht habe, zu sagen, daß auch ohne jedes Heraushören die nämlichen Töne, die der Analysierende heraushört, in dem Klang oder Zusammenklang als unbemerkte Teilempfindungen vorhanden seien. Meiner Ansicht nach ist auch dieses festzuhalten. Aber im gegenwärtigen Zusammenhang ist es nicht erforderlich, auf diese weitere und tiefere Frage einzugehen.

In W. Köhlers neuerlicher Besprechung der Einheits- und Mehrheitsfrage bei Tönen[1] erscheint mir manches beachtenswert, anderes aber entschieden irrig. Köhler tritt dafür ein, daß für das »normale« Hören ein Akkord tatsächlich eine strenge Empfindungseinheit bilde, daß er aber unter Umständen und besonders für musikalische Personen in seine

[1] Akustische Untersuchungen III. Zeitschr. f. Psychologie Bd. 72 (1915). § 13, S. 133 ff.: Tonhöhen und Zusammenklänge.

Bestandteile zerfalle oder, genauer gesagt, sich aus einer einfachen Empfindung in eine oder mehrere andere verwandle. Ich hatte mit Helmholtz die Ansicht vertreten, daß auch in den Fällen, wo der Hörende anfänglich oder dauernd nur einen Ton zu hören glaubt, tatsächlich so viele Töne von ihm gehört werden, als Sinnsschwingungen vorhanden sind, daß daher auch bei einem gewöhnlichen Instrumentenklang schon eine unanalysierte Vielheit von Tönen gegeben sei. Diese Frage können wir, wie gesagt, hier beiseitelassen; sie kann nicht ohne Zurückgreifen auf allgemeine psychologische Untersuchungen über Empfinden und Wahrnehmen, Perzeption und Apperzeption abgehandelt werden. Aber auch wenn man sich auf Köhlers Standpunkt versetzt, der diesen Unterschied nicht anerkennt, kehrt doch die Frage wieder: bestehen für den, der tatsächlich einen Zusammenklang oder Einzelklang zerlegt hat, nunmehr eine Mehrheit von Tönen gleichzeitig nebeneinander im Bewußtsein oder hört auch dieser in jedem Augenblick streng nur einen Ton?

Köhler erkennt am Schlusse seiner Polemik ausdrücklich an, daß ein gleichzeitiges Nebeneinander unterschiedener Töne möglich ist. »Man darf unsere Ausführungen nicht dahin mißverstehen, daß jeder Zusammenklang zunächst als Einheit im strengen Sinne gehört würde. Sicher ist das nicht so. Wenn die objektiven Komponenten einen sehr weiten (freien) Abstand voneinander haben, ist Zerfall wenigstens insofern häufig und natürlich, als Zwischenformen zwischen Einheit und Mehrheit auftreten; streng diskrete Mehrheit ist allerdings wohl selten« (S. 155). Über die Seltenheitsfrage läßt sich schwer streiten. Mir scheint Köhler den Einheitsfällen ein allzu großes Übergewicht einzuräumen, jedenfalls innerhalb des musikalischen Hörens. Aber darauf kommt es hier nicht an, sondern nur auf die Möglichkeit einer diskreten Tonmehrheit überhaupt, und darin sind wir ja einig.

Seltsamerweise bestreitet aber Köhler, daß in solchen Fällen mehrere Tonhöhen gehört würden. Mindestens in der Mehrzahl dieser Fälle, meint er, höre man zwar mehrere relativ isolierte Töne, aber nur eine Tonhöhe. »Es will gar nicht recht gelingen, außer der Tonhöhe einer der relativ isolierten Komponenten noch die Tonhöhe einer anderen zugleich zu hören; sind noch andere Komponenten relativ abgetrennt, so kann ich sie doch nur als Tonkörper nebenher hören« (S. 156). »Sollte jemand zwei oder gar mehr Tonhöhen deutlich nebeneinander heraushören können, so würde ich an dieser Stelle ganz prinzipiell individuelle Differenzen im akustischen Erleben annehmen müssen« (S. 157). — Warum nicht? Meinerseits höre ich in jedem beliebigen Dreiklang, sei er konkordant oder diskordant, jeden der drei Töne mit seiner vollgültigen Höhe behaftet.

Auch in bezug auf die Stärke der herausgehörten Teiltöne eines Klanges stellt Köhler Behauptungen auf, die ich nicht unterschreiben könnte. »Nicht etwa einen Ton, der der vorhandenen ,Partialerregung' an Intensität entspräche, hört man bei der Analyse heraus, sondern ein schwacher Rest, eine dünne Helligkeit [Sperrungen im Original], z. B. wenn es sich um einen ‚Oberton' handelt, taucht mit der betreffenden Tonhöhe aus dem Klang heraus, auch dann, wenn an dem Vorhandensein und der lebhaften Wirkung einer intensiven Partialerregung gar kein Zweifel besteht« (S. 146).

Gewiß kommen hier Abweichungen zwischen subjektiver und objektiver Stärke vor, aber es ist mir nicht verständlich, wie ein akustisch so geschulter Beobachter eine solche Behauptung in dieser Allgemeinheit aufstellen kann. Obertöne drängen sich doch oft mit ganz bedeutender Stärke auf, nicht nur als schwache Reste oder dünne Helligkeiten.

Im übrigen möchte ich auf die Antikritik, die Köhler meiner Kritik der strengen Einheitslehre (nur dieser galten meine Einwände) entgegenstellt, auf die Frage nach der

Tonhöhe eines Akkordes, wenn er als ein Ton aufgefaßt wird, usw. hier nicht näher eingehen, obwohl ich auch dagegen manches zu erinnern fände. Der näheren Entwicklung der physiologischen Vorstellungen, durch die er Helmholtzens Resonanzlehre zu verbessern und in gewissem Sinne zu vereinfachen strebt, wird man mit großem Interesse entgegensehen.

Und nun wollen wir diesen Tatsachen die des Farbensehens gegenüberhalten.

Man stelle an den, der ein Heraussehen in gleichem Sinne, wie es ein Heraushören gibt, behauptet, die Frage: welches Rot, welches Blau siehst Du aus einem gegebenen Violett heraus? Man stelle ihn vor die Aufgabe, dieses Rot und Blau an der Hand von Pigmenten oder besser innerhalb eines geeichten Spektrums so anzugeben, wie ein Guthörender die Teiltöne eines Klanges oder Akkordes ihrer Höhe nach am Tonmesser anzugeben vermag. Er wird alsbald das vorliegende Violett überhaupt vergessen haben und sich nur damit beschäftigen, unter den verschiedenen zur Verfügung stehenden roten oder blauen Nuancen diejenige herauszufinden, die ihm dem Ideal eines Rot oder Blau am nächsten zu stehen scheint. Denn natürlich: in jedem beliebigen Violett ist immer nur Rot und Blau merklich enthalten (von Grau abgesehen), und es kann vom Standpunkte der Mehrheitslehre niemals ein anderes Rot als eben das Urrot, ein anderes Blau als das Urblau darin enthalten sein. Es hat also gar keinen Zweck, die verschiedenen roten Töne des Spektrums mit Rücksicht darauf zu vergleichen, welcher davon im gegebenen Violett enthalten ist. Die ganze Aufgabe besteht nur darin, sie untereinander in bezug auf ihre Annäherung an das vorgestellte oder gedachte Urrot zu vergleichen. Beim Klange hingegen kommt es durchaus darauf an, unter den zahllosen möglichen Tonhöhen die individuellen Höhen der in diesem individuellen zufälligen Klang enthaltenen Töne zu bestimmen, was nicht anders möglich ist als durch Heraushören und durch Vergleichung eines jeden herausgehörten Tones mit den Tönen des Tonmessers. Man muß beständig mit der Aufmerksamkeit zwischen den Tönen des Tonmessers und der herausgehörten individuellen Komponente des vorliegenden Klanges hin und her wandern. Eine Vergleichung der Tonmessertöne mit irgendeinem vorgestellten oder gedachten Urtone würde zu nichts führen. Es ist also ein gänzlich anderer Vorgang.

Der Unterschied der Fälle liegt auch etwa nicht bloß darin, daß es nur vier oder sechs Urfarben, dagegen sehr viele Urtöne gibt, sondern offenbar darin, daß man die in einem bestimmten Falle vorhandenen Ur-

farben nicht in der gegebenen Farbe selbst sieht, während man die in einem Klang vorhandenen Töne in dem gegebenen Klange hört. Würde man jene sehen, dann allerdings wäre es das Richtige, möglichst scharf immer wieder auf das vorliegende Violett hinzusehen und das darin gesehene Blau dann in dem Spektrum aufzusuchen, bzw. die ihm zunächst kommende Wellenlänge zu bestimmen. Das wäre auch überhaupt die richtige Methode zur Bestimmung der Urfarben, da sie uns doch niemals absolut rein, sondern immer nur mit anderen Farben verbunden gegeben sein sollen. Man würde dann doch durch Vergleichung eines spektralen Blau mit dem in einem Violett enthaltenen Blau das gemeinsame Blauelement auffinden und würde feststellen können, in welchem spektralen Blau es am stärksten vertreten ist. Diesen Umweg zu beschreiten hat aber noch niemand für richtig befunden.

Es wäre geradezu ein Widerspruch, zu sagen, daß man niemals ein reines Urrot wirklich sehe, und zugleich zu behaupten, daß man im Violett Rot und Blau sehe: denn diese beiden könnten doch eben keine anderen als die Urfarben sein. Bei den Tönen ist es ja auch wirklich eine falsche Behauptung, daß wir niemals einfache Töne, reine isolierte Tonqualitäten hörten. Ganz abgesehen von den durch Ausschaltung aller übrigen Teiltöne mit Interferenzröhren herstellbaren einfachen Tönen hören wir tatsächlich solche Töne stets, sobald wir einen beliebigen Klang subjektiv analysieren, wenn auch andere Töne daneben gehört werden. Die so herausgehörten Töne haben auch bei den schärfsten Klangfarben durchaus den milden Charakter der einfachen Töne. Bei den Farben liegt dies aber anders: man kann die Urfarben aus keiner Zusammensetzung wirklich in ihrer Reinheit herausschälen.

Wir dürfen daher schließen, daß auch diejenigen, die ein Heraussehen bei sich selbst zu beobachten glauben, tatsächlich nicht in demselben Sinne Rot und Blau, jedes für sich, als wäre es allein gegeben, wahrnehmen, wie ein musikalischer Mensch die Töne einer gleichzeitigen Terz jeden für sich oder die Teiltöne eines Klanges als wäre jeder allein gegeben, wahrnimmt.

Auch die Fähigkeit der subjektiven Verstärkung schwacher Teiltöne ist auf dem Farbengebiete nicht, jedenfalls nicht so klar ausgeprägt, vorhanden. Wenn man zweifelhaft ist, ob noch eine Spur Rot in einem Gelb enthalten ist, kann man nicht in gleicher Weise durch den Versuch subjektiver Verstärkung zur Sicherheit gelangen wie dort. Herr Dr. Wertheimer

teilt mir allerdings mit, daß er bei einer schwachgelblichen Farbe durch bloße Konzentration der Aufmerksamkeit auf die Gelblichkeit eine verstärkte Gelblichkeit zu erzielen vermöge. Es ist recht wohl möglich, daß solche kleine willkürliche Verschiebungen des Farbentons vorkommen. Doch dürften sie nur bei stark Visuellen und vielleicht auch da nur selten deutlich eintreten, während beim Heraushören von Obertönen und Differenztönen gewiß jeder, der dazu überhaupt fähig ist, das Anwachsen in den ersten Momenten beobachten kann.

Endlich kann von einer verschiedenen Lokalisation der angeblich in einem Gemisch gesehenen Farben nicht die Rede sein, auch dann nicht, wenn bei Verteilung der beiden Farben an beide Augen eine binokulare Mischung (und nicht etwa ein bloßer Wettstreit) hergestellt ist. Brentano, der eine räumliche Trennung gemischter Farben behauptet, erklärt diese getrennte Lokalisation doch ausdrücklich für unwahrnehmbar[1].

Es handelt sich also vielmehr um ein Hineinsehen, um eine Zerlegung in der bloßen Vorstellung oder in Gedanken. Die Möglichkeit dieses Hineinsehens muß natürlich in der Erfahrung wurzeln. Das Individuum muß erst auf gewisse Farben als ausgezeichnete Punkte aufmerksam geworden sein, ehe es sich veranlaßt finden wird, andere Farben darauf als auf feste Punkte zu beziehen. Wie und wann sich diese Fähigkeit herausbildet, würden Versuche an Kindern im einzelnen lehren, aber im allgemeinen kann es sich nicht wohl anders verhalten[2].

Versuchen wir nun den Vorgang, den wir als Hineinsehen bezeichnen, etwas genauer zu beschreiben, so sind gewisse Tatsachen zu berücksichtigen, die nicht minder fundamental sind als die eben erwähnten, und die der Behauptung eines Heraussehens wenigstens eine gewisse relative Berechtigung verleihen.

[1] Über eine scheinbare räumliche Trennung bei sog. Oberflächenfarben s. u. S. 67.

[2] Katz hat einige Versuche an Kindern über den Einfluß von Erfahrungen bezüglich der Zusammensetzung von Pigmenten gemacht (S. 366). »Die Versuche zeigen, daß es den in den Farbenmischungsgesetzen Unerfahrenen dieses Alters (8—9jährigen) ohne Unterweisung nicht gelingt, die Pigmentkomponenten einer Farbe aufzufinden.« Mrs. Ladd-Franklin erzählt, daß ihr Töchterchen, als es zum erstenmal ein leuchtendes Purpur sah, mit hypothetischem Tonfall rief: »B(l)ue! — Wed (Red)! Bue! Wed!« Das heißt: man kann es vielleicht Blau, man kann es vielleicht Rot nennen. Hier lagen also schon Erfahrungen über Hauptfarben vor, wie sie durch die Erziehung und die vorwiegende Ausdrucksweise dem Bewußtsein nahegelegt waren.

Was treibt uns immer wieder, uns so auszudrücken, wie es der Mehrheitslehre entsprechen würde, von Komponenten, von Mischungen, von Enthaltensein in der Mischung, von Sättigung, Verhüllung, Reinheit zu sprechen, Ausdrucksweisen, die samt und sonders, wörtlich genommen, die Mehrheitslehre voraussetzen? Und was liegt wohl der bestimmten Behauptung angesehener Forscher und ungezählter Künstler, daß sie die Farben in der Mischung sehen und aus ihr heraussehen, an tatsächlicher Wahrheit zugrunde? Ist es nur der Umstand, daß sie Violett so oft durch Zusammenmischen von Rot und Blau auf der Palette oder auch auf dem Farbenkreisel erhalten haben?

Mit Brentano muß ich sagen, daß mir diese Erklärung nicht ausreichend erscheint. Denn man kann auch Rot durch Zusammenmischen von Orange und Violett auf dem Farbenkreisel erzeugen, und doch würde diese Erfahrung, auch wenn man sie tausendmal gemacht hätte, niemand zu der Behauptung veranlassen, Rot sei eine Mischfarbe, aus der er Orange und Violett heraussehen könne. Auch Brentanos Bemerkung, daß man schwarze und gelbe Pigmente zu Grün mische, ohne daß man sie doch aus dem Grün herauszusehen glaubt, kann hier angeführt werden.

Ferner ist es auch keine genügende Beschreibung des Sachverhaltes, wenn wir sagen: »Violett ist sowohl dem Rot als dem Blau ähnlich« oder gar: »es erinnert an Rot und Blau.« Denn auch Rot ist sowohl dem Orange wie dem Violett ähnlich, und doch wird nicht einmal der Schein des Heraussehens dieser Farben aus dem Rot, nicht einmal die Vermutung ihres Enthaltenseins in der Mischung irgend jemand in den Sinn kommen.

Endlich sind die Tatsachen nicht vollständig beschrieben, wenn wir sagen wollten: wir können zu Violett Rot und Blau als Beziehungspunkte hinzudenken. Vielmehr müssen wir diese beiden und keine anderen hinzudenken, wenn wir überhaupt irgendwelche feste Punkte des Farbensystems hinzudenken wollen, zu denen die gegebenen Farben hingeordnet sind, zwischen denen sie liegen. Es liegt durchaus nicht in unserer Willkür, was wir in eine gegebene Farbe hineinsehen wollen, sondern wir finden uns einem bestimmten Zwang unterworfen. Im Tonreiche gibt es keine solchen festen Punkte, durch die kleinste natürliche Bezirke gegeben würden. Wir können da mit demselben Rechte sagen: d liegt zwischen c und e, wie: es liegt zwischen H und f oder A und g, überhaupt zwischen jedem

beliebigen tieferen und höheren Ton[1]. Darum würde jeder Versuch einer Zerlegung eines einfachen Tones durch Hinzudenken von Beziehungstönen eine »zufällige Ansicht« im Sinne Herbarts sein, etwa vergleichbar der willkürlichen Zerlegung einer gegebenen Bewegung in zwei Komponenten nach dem Kräfteparallelogramm, wie sie der Rechnung halber immer vorgenommen werden kann, aber in der Natur der gegebenen Bewegung nicht begründet zu sein braucht. Beim Hineinsehen von Urfarben in das Violett handelt es sich nicht um eine solche rein subjektive, willkürliche, sondern um eine zwangsmäßige Zerlegung (zwangsmäßig in Hinsicht der Wahl der Beziehungspunkte), trotzdem sie nur in der Vorstellung oder in Gedanken stattfindet.

Man kann mit Rücksicht auf das Vorstehende die Zerlegung des an sich einfachen Empfindungsinhaltes in der Vorstellung oder in Gedanken als in gewissem Grade äquivalent mit einer Zerlegung in der Wahrnehmung betrachten. Es ist nicht schlechthin eine Fiktion, wenn wir vom Enthaltensein des Blau im Violett sprechen, sondern es liegt eine bestimmte reale Tatsächlichkeit zugrunde.

Diese Tatsache, der Zwang zu bestimmten Vorstellungen als Beziehungspunkten, ist unabhängig von jeder Hypothese. Die Heringsche Theorie führt ihn darauf zurück, daß es nur sechs physiologische Grundprozesse gebe, und daß beim Violett nur zwei bestimmte dieser farbigen Grundprozesse (der Ausdruck sei gestattet) in merklicher Weise zusammenwirkten. Darin wird man die Nötigung begründet finden, nur diese beiden und keine anderen Grundfarben hinzuzudenken. Woher es kommt, daß physiologische Teilprozesse so gut wie bei den Klängen vorhanden sind, psychologisch dagegen keine Zerlegung möglich ist, während sie bei den Klängen möglich ist, das begreiflich zu machen, wäre eine noch zu lösende Aufgabe. Aber es ist auch überhaupt gegenüber der Heringschen Theorie, so hoch ihr Erklärungswert veranschlagt werden muß, methodisch nötig, ihren hypothetischen Charakter gegenüber dem tatsächlichen der psychologischen Erfahrungen im Auge zu behalten.

Rein psychologisch ist der Zwang, bestimmte Farben als Beziehungspunkte zu dem gegebenen hinzuzudenken, natürlich begründet in der Tatsache der Urfarben, der eigentümlich ausgezeichneten Punkte, die sich uns

[1] Ich sehe hier ab von Köhlers Lehre von den oktavenweise übereinander liegenden vokalen Hauptqualitäten, die allerdings ein Analogon bieten würde, die ich aber in dieser Form nicht für richtig halte.

bei Farbenveränderungen als Wendepunkte kundgeben. Daher dehnen wir auch den Begriff des Rot auf die Nachbarfarben, das Blaurot und das Gelbrot, aus und prädizieren Rot als Gattungsbegriff von den benachbarten Nuancen, während es uns nicht einfällt, Orange von Rot zu prädizieren, trotz der Nachbarschaft[1]. Es ist darum auch nicht ebenso natürlich zu sagen: »Rot ist dem Violett ähnlich« wie: »Violett ist dem Rot ähnlich.« Dem Rot kommt eben eine primäre, dem Violett eine sekundäre Stellung zu. Vom Rot aus wird die Ähnlichkeit gerechnet, nicht vom Violett aus. Violett ist seiner Natur nach eine Übergangsfarbe, Rot eine Grundfarbe. Bei den Tönen gibt es diesen Unterschied überhaupt nicht; man kann wohl innerhalb einer bestimmten historischen Tonleiter mit bestimmter absoluter Tonika, z. B. innerhalb der C-Dur-Leiter einen Ton wie d als bloßen Übergangston zwischen den harmonisch wesentlicheren Tönen c und e bezeichnen, oder e selbst als Übergang (»Mediante«) zwischen den beiden harmonisch wesentlichsten Tönen der Leiter c und g. Aber in den Qualitäten des Tonreiches an sich liegt dergleichen nicht, d oder e können ein anderes Mal ebensogut selbst Tonika sein. Da es also bei den Tönen derartiges nicht gibt (immer abgesehen von den etwaigen Tonfarben), so wird man hier auch nicht auf die Idee kommen, zu sagen, d sei irgendwie aus c und e zusammengesetzt.

In allen diesen Beziehungen also hat die Rede von der Zusammengesetztheit bei den Farben eine gewisse tatsächliche Unterlage, wenn sie auch nicht wörtlich verstanden werden darf.

Daß aber überhaupt eine Analyse bei Tönen möglich, bei Farben unmöglich ist, erklärt sich sicher nur aus physiologischen Voraussetzungen: am besten immer noch daraus, daß schon im Ohr irgendein Zerlegungsmechanismus besteht, durch welchen Sinusschwingungen ausgesondert werden. Damit ist nicht die Analyse im Bewußtsein selbst gegeben, aber es ist eine Vorarbeit für sie geleistet. Es muß dann im Zentrum noch ein Mechanismus bestehen, durch den einzelne der vom Ohre herkommenden Teilerregungen den übrigen gegenüber in jener eigentümlichen Weise für das Bewußtsein herausgehoben, ja sogar unter Umständen verstärkt werden können, die wir als Heraushören bezeichnen. Bei den Farben sind peripherisch die Urfarben allem Anschein nach überhaupt nicht in beson-

[1] Hering, Grundzüge S. 46: »Wesentlich ist, daß man Violett und Orange nicht in demselben Sinn als Merkmale des Urrot nehmen kann wie Gelb und Rot als Merkmale des Orange.«

deren Prozessen vertreten (an ihrer Stelle vielleicht nach der Vorstellungsweise der Zonentheorie jene drei Prozesse, in die Helmholtz und seine Schule die Farben zerlegen); zentral sind zwar die sechs Grundprozesse vorhanden, aber ihr Zusammenwirken ist aus noch unbekannten Gründen nicht durch Akte der Aufmerksamkeit in der Weise beeinflußbar, daß eine Isolierung oder gar einseitige Verstärkung in der Empfindung möglich ist.

Deswegen gibt es ja auch im Tongebiete kein Analogon der physiologischen Farbenmischung. Wir können nicht durch Zusammenmischen irgendwelcher Töne einen zwischenliegenden Ton erzeugen; c und g geben niemals zusammenklingend ein e, so wie Rot und Blau Violett geben. Niemals können wir durch Verbindung zweier objektiver Töne denselben Eindruck hervorbringen wie durch einen einzelnen Ton, während wir Violett sowohl durch eine einfache homogene Strahlung wie durch Mischung zweier homogener Lichter erzeugen können. Die aus zwei einfachen Tönen gebildeten Zusammenklänge haben keinen Ort in der Linie der einfachen Töne[1], so wie das mittlere Orange einen Ort in der Linie zwischen Rot und Gelb hat. An diesem Grundgesetz können Vorkommnisse in der Schwellengegend nichts ändern[2]. Gegen immer wiederkehrende Versuche, diese Unterschiede der beiden höheren Sinne von der einen oder anderen Seite verschwinden zu machen, muß man eben auch immer wieder nachdrücklich an die Grundtatsachen erinnern.

Nun ist aber noch ein Punkt zu berücksichtigen, der uns die Lehre vom Heraussehen noch näherbringt, als es schon durch die vorstehenden Betrachtungen geschieht. Wenn es richtig ist, daß Vorstellungen von

[1] Dies halte ich gegenüber Köhlers Ausführungen, a. a. O. S. 151ff., fest. Wenn jemand einem Akkord, der ihm augenblicklich als Einheit erscheint, überhaupt einen Ort in der Tonlinie anzuweisen vermag, so ist es einmal der des tiefsten, einmal der des höchsten Tones, ein drittes Mal vielleicht wieder ein anderer. Aber sollte wirklich ein objektiv vollkommen identischer Zusammenklang subjektiv seinen Ort in der Tonlinie in solchem Umfange verändern? Und wenn nun das Urteil überhaupt unsicher und schwankend ausfällt oder ganz versagt, hat er dann einen dunklen oder gar keinen Ort in der Tonlinie? Auf solche Fragen und Konsequenzen wird man freilich, wenn man Auffassung und Empfindung nicht trennt, auch bei den einfachen Tönen selbst geführt. Auch da müßten dann tausendmal Töne vorkommen, die tatsächlich keinen Ort in der Tonlinie hätten. Man wird die weitere Entwicklung dieser Theorie abwarten müssen, um zu sehen, ob sie nicht schließlich nur mit anderen Worten eine analoge Trennung wie Empfindung und Auffassung wieder einführen wird.

[2] Vgl. m. Abhandlung »Binaurale Tonmischung«, Ztschr. f. Psych. Bd. 75, S. 330ff.

Empfindungen nur graduell, der Intensität nach, verschieden sind[1], so ist das Hinzuvorstellen doch auch eine Art Sehen. Es ist dann bei dem Ausdruck »Hineinsehen« ein Akzent nicht bloß auf das »Hinein« zu legen, wodurch unsere Auffassung der Mehrheitslehre entgegentritt, sondern auch auf das »Sehen«, wodurch sie sich ihr nähert.

In welcher Weise allerdings die Vorstellungen des Rot und des Blau mit der einfachen Empfindung des Violett im Bewußtsein zusammen gegeben sind, darüber läßt sich ein für allemal Gültiges nicht sagen. Ist doch schon das Verhalten verschiedener Menschen und in verschiedenen Fällen, wenn sie sich auch nur »Rot« vorstellen sollen, ein verschiedenes: man sieht es das eine Mal ziemlich anschaulich vor sich, das andere Mal ist nur irgendein Surrogat vorhanden. Rot und Blau aber zugleich an derselben Stelle vorzustellen, ist so unmöglich, wie es zugleich an derselben Stelle zu sehen. Es wird sich also beim Hineinsehen im günstigsten Falle um ein abwechselndes sinnlich-anschauliches Vorstellen der beiden Urfarben handeln, mit denen das gesehene Violett verglichen, auf die es bezogen wird. Es ist ein Nachbilden der Quasi-Bestandteile in der bloßen Vorstellung, wobei selbst die relativen Stärken hergestellt werden können (s. den folgenden §).

In anderen Fällen, wo Rot und Blau nicht als sinnlich-anschauliche Inhalte zu einem gesehenen Violett hinzuvorgestellt werden, werden sie bloß hinzugedacht. Es ist dann ein bloß abstraktes Wissen vorhanden, daß man das Violett auf bestimmte, mit jenen Ausdrücken bezeichnete Urfarben zu beziehen habe, und daß es der einen und anderen in bestimmtem Grade ähnlich sei, was sogar zu numerischen Schätzungen führen kann. Diese bloß abstrakt-begriffliche Art der Zerlegung dürfte in allen Fällen Platz greifen, wo nicht eine besondere individuelle Neigung und Fähigkeit zu anschaulichen Farbenvorstellungen vorhanden ist oder eine besondere absichtliche Anstrengung der Phantasietätigkeit in Anspruch genommen wird. Aber selbst wenn diese Bedingungen erfüllt sind, wird die volle sinnliche Anschaulichkeit des Hineingesehenen nur selten erreicht werden und daher meistens die begriffliche Deutung mitspielen.

Wir sehen in der Diskussion der Einheitsfrage wie in dieser ganzen Untersuchung von den Erscheinungen bei den sogenannten Oberflächenfarben ab. Bei diesen kann eine Art von Verdoppelung der Farben ein-

[1] Siehe die folgende Abhandlung »Empfindung und Vorstellung«.

treten[1], wenn ich auch nicht zugeben möchte, daß man zwei farbige Flächen unverändert hintereinander sehen könne. Beim Glanz, bei der Beschattung, Bespiegelung, beim Flimmern durch einen vor einer Scheibe rotierenden Episkotister glaubt man eine farbige Fläche über einer anderen liegen zu sehen. G. E. Müller gab bei bestimmten Versuchen von Katz an, eine schwärzliche und eine weißliche Komponente in solchem Falle zu unterscheiden, von denen er die eine »unter Abstraktion von der andern« erfassen konnte, während ihm ein ähnliches Verfahren gegenüber tonfreien Farben sonst nicht möglich ist (Katz S. 129). So glaubt man auch, wenn ein Finger so vor die Augen gehalten wird, daß das dahinterliegende fixierte Objekt von einem der Doppelbilder des Fingers ganz oder teilweise verdeckt wird, das Objekt wie durch einen Schleier zu sehen, der Finger wird durchsichtig, und seine Farbe lagert sich über die des Objektes. Besonders wird man dies beobachten, wenn das verdeckende Doppelbild infolge einer Augenverschiedenheit noch verwaschener ist als das andere. Dabei ist aber der Farbenton der bezüglichen Stelle des Gesichtsfeldes nicht unverändert, vielmehr eine Zwischenfarbe von der des Hintergrundes und der des Doppelbildes.

In allen diesen Fällen, besonders in dem letzten, ist auch eine willkürliche Verstärkung der einen Farbe auf Kosten der anderen möglich; man kann bald das Verdeckte, bald das Verdeckende mehr hervortreten lassen.

Aber diese Modifikationen, die nur in Verbindung mit verschiedener Lokalisation der Farben auftreten, können nicht zur Stütze der Mehrheitslehre im allgemeinen verwendet werden. Überdies bedürfen sie noch sehr einer genaueren Untersuchung in Hinsicht dessen, was im strengen Sinn als gesehen, als Empfindung, und was als bloße anschauliche Vorstellung oder als Beurteilung bezeichnet werden muß. Schon daß der Farbenton des verdeckenden »durchsichtigen« Bildes den des verdeckten, durchgesehenen, beeinflußt, deutet darauf hin, daß bei ruhendem Auge und ruhender Vorstellungstätigkeit (wenn der Ausdruck erlaubt ist) eine Mischung im gewöhnlichen Sinne, d. h. eine einfache Zwischenfarbe gesehen wird. Aber sie wird, sobald das Bewußtsein der sämtlichen Versuchsumstände hinzukommt und Einfluß gewinnt, bezogen auf zwei verschiedene hintereinander liegende Felder, zwischen denen man nun in sinnlich-anschaulicher Vorstellung hin und her geht. Es dürfte sich also prinzipiell doch nicht

[1] Vgl. Katz S. 156. 163. 172 ff.. 211 ff.. 273. 348 ff.

wesentlich anders verhalten als beim gewöhnlichen sogenannten Heraussehen von Farben aus einer Mischung, nur daß die herausgesehenen Komponenten auf ungleich entfernte Flächen verteilt und dadurch die Trennung der beiden anschaulichen Vorstellungen wesentlich unterstützt wird, indem sie verschiedene räumliche Substrate erhalten[1].

Überblicken wir zum Schlusse noch die Argumente, mit denen Brentano, der energischste Vertreter der Mehrheitslehre, diese begründet[2], damit wir uns vergewissern, nicht wesentliche Stützen dieser Lehre unberücksichtigt gelassen zu haben.

Die Argumente sind zum Teil defensiver Natur, bestimmt, Einwände zu lösen. Wir glauben im voranstehenden kräftigere Einwände formuliert zu haben, gegen welche diese Lösungen nicht ausreichen. In positiver Beziehung führt Brentano aus, daß die Intensitätsfrage sich nur von seinem Standpunkt aus befriedigend beantworten lasse. Diesem Punkte werden wir in dem nächsten Paragraphen nachgehen. Außerdem aber hat Brentano besonders zwei positive Gründe:

a) Er weist (S. 16) darauf hin, daß die Ähnlichkeit, die Orange einerseits mit Rot, andererseits mit Gelb hat, nicht von der Art sei, wie sie etwa zwischen dem Tone d einerseits nach c, andererseits nach e hin bestehe, sondern vielmehr von der Art, wie sie der Zweiklang c e mit seinen beiden Komponenten zeige. Man erkenne darin die beiden Farben, wie man dort die beiden Töne heraushöre.

b) Er weist ferner (S. 160) darauf hin, daß die gerade Linie, die nach der Einheitslehre von Rot durch Orange zu Gelb führen soll, eine ihrer Natur nach begrenzte Gerade sein würde, während gerade Linien ihrer Natur nach eine Verlängerung ins Unendliche zuließen.

Daß in dem Hinweis unter a) eine Wahrheit liegt, kann man wohl nicht leugnen. Aber wir hoffen ihr durch die vorstehenden Betrachtungen gerecht geworden zu sein. Der Unterschied beider Fälle, dem des Orange und dem des Tones d, liegt nicht darin, daß im Orange zwei Farben zugleich gegeben wären, sondern darin, daß die Zwischenfarben auf Urfarben bezogen werden, während es bei den musikalischen Tonqualitäten solche Urtöne nicht gibt.

Ja, man kann noch ein weiteres Zugeständnis machen. Es ist sehr fraglich, ob überhaupt der Ton d seiner Qualität nach noch eine merkliche Ähnlichkeit mit c und mit e aufweist. Mir scheint das Qualitative an den Tönen sich mit den Schwingungszahlen so fein und rasch zu ändern, daß bei solchen Unterschieden die Ähnlichkeiten schon unmerkbar werden. Sie sind aber noch merklich bezüglich der Höhen (Helligkeiten): und darauf gründet sich der Eindruck des Zwischenliegens.

Brentano glaubt nun allerdings zeigen zu können, daß der Eindruck des Zwischenliegens überall, auch bei den Tonhöhen, nur auf der Verschmelzung zweier gleichzeitiger Erscheinungselemente, die in verschiedenem Verhältnis zueinander in der Mischung enthalten seien, beruhen könne (S. 114). Er nimmt darin Mach gegen meine Einwendungen in Schutz. Von den dazu beigebrachten Belegen kann ich aber nur sagen, daß sie mich nicht überzeugt haben.

---

[1] Hering verneint für das binokulare Sehen ausdrücklich die Möglichkeit, Weiß und Schwarz in derselben Richtung hintereinander zu sehen: nur ein Wettstreit sei möglich (Grundz. S. 235).

[2] Unters. S. 3ff., 53ff., 159ff.

Die unter b) erwähnte Tatsache der Begrenztheit der Farbenveränderungen zwischen zwei Urfarben hat bereits Müller als Tatsache der prinzipiell begrenzten Qualitätenreihen bezeichnet (X, 34; XIV, 2 ff.) und darauf zurückgeführt, daß eine solche Reihe auf der geradläufigen stetigen Veränderung des Intensitätsverhältnisses zweier psychophysischen Partialprozesse beruhen müsse. Er erkennt also die Folgerung der Dualität, der gleichzeitigen Mehrheit an, aber nur für das physiologische Gebiet.

Allerdings ist damit die aus dem Begriffe der Geraden abgeleitete logische Schwierigkeit noch nicht gelöst. Daß in Wirklichkeit die Empfindungsveränderung nach beiden Seiten hin auf eine Grenze stößt, versteht sich in allen Fällen. Aber warum ist es nicht doch wenigstens logisch, nach der immanenten Natur der Erscheinungen denkbar, daß sie jede beliebige Grenze überschritte? Bei der schwarzweißen Reihe schien uns ja Unendlichkeit in diesem Sinne auch keineswegs ausgeschlossen. Ich muß gestehen, daß mir dieses Argument für die Mehrheitslehre als das stärkste und immer noch als beachtenswert erscheint. Ich möchte auch nicht etwa auf die Riemannsche Geometrie zurückgreifen, sondern suche die Lösung darin, daß eben qualitative Gerade etwas anderes sind als räumliche Gerade, daß man daher die immanenten Gesetze der Geraden im ebenen Raume nicht auf die sogenannten geradläufigen Veränderungen von Qualitäten übertragen kann. Die musikalischen Tonqualitäten, zu unterscheiden von den Tonhöhen, bilden ebenfalls eine Reihe, und zwar eine stetig veränderliche, die aber in sich zurückkehrt. Welche Art räumlicher Symbolik auf eine Qualitätenreihe anwendbar ist (wenn überhaupt eine), das ergibt sich immer erst aus der Untersuchung des Gesamtverlaufs der betreffenden Reihe. Im Grunde kehrt auch die Reihe der getönten Farben tatsächlich in sich zurück, nur in anderer Weise, indem sie von einer gegebenen Grundfarbe aus dreimal ihre Richtung ändert, dazwischen aber geradlinig (oder wenigstens gleichsinnig) verläuft. Das ist ihre berechtigte Eigentümlichkeit. Daß man sich dies bequem in der Form eines räumlichen Vierecks veranschaulichen kann, ist erfreulich, aber man darf aus dem Symbol nichts weiter folgern, als was man hineingelegt hat.

Brentano geht umgekehrt in seinen deduktiven Erwägungen so weit, daß er auch die für unsere Wahrnehmung einfachen Töne aus zwei Komponenten, einem Ton-Weiß und einem Ton Schwarz, in stetig veränderlichen Verhältnissen zusammengesetzt, und in weiterer Folge die Reihe der Tonhöhen prinzipiell (nicht bloß tatsächlich) endlich denkt. Hier würde ich nun, wenn überhaupt einen, vielmehr den umgekehrten Schluß ziehen: da die Tonhöhenreihe offenbar prinzipiell unendlich ist, kann sie nicht auf der Mischung zweier in begrenztem Vorrat vorhandener Komponenten beruhen. Denn man braucht nur von dem einen überhaupt nichts beizumischen oder beigemischt zu denken, so hätte man das andere Ende. Aber noch richtiger scheint es mir, die beiden Behauptungen, die der wirklichen Einfachheit der letzten wahrgenommenen Tonelemente und die der prinzipiellen Unendlichkeit des Tonhöhengebietes, unabhängig voneinander, jede auf Grund ihrer eigenen Beweisgründe zu vertreten.

§ 10. Die Teilstärken nach der Einheitslehre.

Die Frage ist nun, ob sich der Begriff der Teilstärke, den wir in § 8 für die Mehrheitslehre formulierten, irgendwie auch auf die Einheitslehre übertragen läßt. Wie kann ein Teil, der gar nicht existiert, eine Stärke haben?

Wird ein gegebenes Violett auf die Urfarben Rot und Blau bezogen, ist es jedem von beiden in bestimmtem Maße ähnlich, liegt es also bei räumlicher Symbolik auf der zwischen diesen Punkten verlaufenden Linie, so steht nichts im Wege, zu sagen: der jeweilige Ähnlichkeitsgrad mit der Urfarbe ist die bezügliche Teilstärke oder relative Stärke. Man kann z. B. ein gegebenes Rot viel stärker rot als blau nennen, wenn es dem Rot viel ähnlicher ist als dem Blau. Hier ist nun in der Tat die Gesamtstärke gedanklich in zwei Teilstärken zerlegt, die sich, als räumliche Strecken (Abstände von den Endpunkten) aufgefaßt, zu einem Ganzen summieren. Allerdings ist es mir auch heute noch fraglich (vgl. Tonpsych. I, 142), ob man, abgesehen von aller räumlichen Symbolisierung, die qualitativen Abstände a—b und b—c als solche zu dem qualitativen Abstand a—c summieren kann. Aber für das räumliche Schema gilt dies selbstverständlich. Gerade also vom Standpunkte der Einfachheitslehre kann man der Summierungsregel, die vom Standpunkte der Mehrheitslehre zu beanstanden war, einen Sinn beilegen.

Wenn nun nicht bloß eine begriffliche Zerlegung stattfindet, sondern Rot und Blau zu einem gesehenen Violett auch anschaulich hinzuvorgestellt werden, so steht auch nichts im Wege, daß diese beiden Vorstellungen untereinander ein gewisses Stärkeverhältnis besäßen, und daß dieses Stärkeverhältnis wenigstens einigermaßen dem der Teilstärken in dem soeben definierten Sinne nachgebildet wäre. Zwar würde es uns niemals möglich sein, zwei Vorstellungen mit einiger Genauigkeit ein bestimmtes Stärkeverhältnis untereinander zu erteilen. Aber das Vorstellen kann doch den begrifflichen Forderungen wenigstens nachstreben. Wenn also z. B. das Urteil lautet: »Dieses Violett liegt dem Rot ungefähr doppelt so nahe als dem Blau, das Rot hat also die doppelte Teilstärke«, so können wir der begleitenden anschaulichen Rotvorstellung wenigstens eine größere Stärke erteilen als der Blauvorstellung, und so das postulierte Stärkeverhältnis einigermaßen auch anschaulich nachbilden. Notwendig wird dies aber nicht sein, es genügt auch die bloß begriffliche Formulierung.

Vielleicht hat Hillebrand, als er die Mehrheitslehre in dem Sinne vertrat, daß die Grundfarben in den Farbenerscheinungen als »abstrakte Teile« unterscheidbar seien, denen ein verschiedenes Gewicht zukomme, im wesentlichen diese Auslegung im Sinne gehabt. Den gewöhnlichen Begriff der Abstraktion kann man ja hier nicht anwenden, sofern man unter

abstrakten Teilen solche zu verstehen pflegt, die überhaupt nicht selbständig vorkommen können, während Rot und Blau tatsächlich wenigstens angenähert auch für sich vorkommen.

Wir können also sagen: die Grundfarben, die wir zu einer gegebenen Farbenerscheinung als Beziehungspunkte hinzuzudenken uns gezwungen finden, wenn wir sie überhaupt auf Grundfarben beziehen, stehen in einem bestimmten quantitativen Verhältnis zueinander und zum gegebenen Ganzen; und dieses Verhältnis ist gleichbedeutend mit ihrer relativen oder Teilstärke. Anders ausgedrückt ist es der Sättigungsgrad des Ganzen in Hinsicht dieser bestimmten Urfarben.

Immerhin hat diese Einführung des Intensitätsbegriffes etwas von künstlicher Konstruktion; und man könnte sich fragen, ob sich der Umweg einer solchen Konstruktion lohnt, wenn man doch zugeben muß, daß die Teile, deren Stärke hier definiert wird, in Wirklichkeit psychologisch oder phänomenal gar nicht vorhanden sind. Vielleicht lohnt es sich trotzdem mit Rücksicht auf die mehrfach erwähnte, uns hier nicht beschäftigende Frage: die des Unterschiedes der bloßen Vorstellungen von den Empfindungen. In den bloßen Vorstellungen haben wir sinnliche Erscheinungen von der Stärke, wie sie die Komponenten einer sogenannten Mischfarbe haben würden, wenn sie überhaupt phänomenal existierten, und wenn zugleich die Stärke der gegebenen Empfindung die Summe der Teilstärken wäre. Denn die Vorstellungsstärken liegen tatsächlich unterhalb jeder gegebenen Empfindungsstärke. So könnten sie uns dienen, jene Fiktionen in Wirklichkeit zu übersetzen. Aber besonderes Gewicht möchte ich auch so nicht darauf legen.

Brentano betrachtet, wie wir hörten, den Antagonismus bei den Veränderungen von Mischfarben, zufolgedessen im Violett, wenn das Rot zunimmt, das Blau notwendig im gleichen Grade abnimmt, als eine der Erklärung bedürftige Tatsache und findet die Erklärung in seiner Theorie des unmerklichen Mosaiks innerhalb einer gegebenen Fläche. Diese Tatsache ist aber nur vom Standpunkte der Mehrheitslehre überhaupt einer Erklärung bedürftig. Nur von diesem Standpunkt ist es überhaupt denkbar, daß das Rot im Violett zunähme ohne gleichzeitige Abnahme des Blau. Ist aber Violett nur eine Zwischenfarbe im Sinne der Einheitslehre, dann ist ja von vornherein selbstverständlich, daß es sich um so mehr von der einen Grenzfarbe entfernt, je mehr es sich der anderen nähert. Man

muß es geradezu als eine der besten Stützen der Einheitslehre bezeichnen, daß dieses tatsächliche Verhalten der sogenannten Mischfarben nach ihr selbstverständlich ist. Freilich für die physiologische Theorie der sechs Grundprozesse, wenn man diese Theorie auch vom Standpunkte der Einheitslehre festhält und als das letzte Wort der hirnphysiologischen Mechanik betrachtet, bliebe es an sich denkbar, daß der Rotprozeß zunähme ohne gleichzeitige Abnahme des Blauprozesses. Es bedarf einer besonderen Ausgestaltung der Vorstellungen über die Wechselwirkung dieser Prozesse, um den Antagonismus verständlich zu machen.

§ 11. Intensitätsveränderungen der Farben als einfacher Empfindungen.

Wichtiger als die Frage nach dem Begriffe der Teilstärke ist die nach der Stärke der einheitlichen qualitativ ungeteilten Farbenempfindung, wie sie uns auf einer bestimmten, gleichmäßig farbigen Stelle des Gesichtsfeldes gegeben ist. Diese Frage bildet das Zentrum unserer Untersuchungen. Wir lassen also jetzt die Beziehung einer gegebenen Farbenerscheinung auf Grundfarben, ihre wirkliche oder bloß vorstellungs- oder gedankenmäßige Zerlegung ganz beiseite und fragen:

Kann eine beliebige konkrete Farbenerscheinung, Urfarbe oder nicht, als einfache Empfindung betrachtet, außer den Veränderungen in Hinsicht ihrer Qualität und ihrer Helligkeit auch noch eine dritte Art von Veränderungen erleiden, die als Intensitätsveränderung zu bezeichnen wäre?

Müßten wir die Frage mit Nein beantworten, so würde ich noch immer nicht folgern, daß das Attribut der Stärke der Gesichtsempfindungen gänzlich abzusprechen sei; denn es blieben uns noch die variablen Teilstärken in dem erläuterten Sinne. Aber man ist, glaube ich, in der Leugnung unabhängiger Stärkeveränderungen der Farbenempfindungen vielfach zu radikal gewesen. Die folgenden Erwägungen und Tatsachen führen auf eine Stellungnahme, die sich am meisten mit der G. E. Müllers berührt.

1. Zunächst gewisse deduktive Erwägungen. Wer einmal zugibt, daß den Gesichtsempfindungen wie allen anderen irgendeine Intensität zukommen müsse und nur ihre Veränderlichkeit in dieser Hinsicht leugnet, der wird dabei kaum stehen bleiben können. Denn unsere Empfindungen sind in ihren Eigenschaften durchaus an die Nervenprozesse gebunden. Im ganzen Gebiete des Organischen gibt es aber keine absolut konstante Eigenschaft. Es wäre im äußersten Maß unwahrscheinlich und bedürfte kaum auszu-

denkender Erklärungsgründe, wenn hier eine Ausnahme stattfände. Infolgedessen würde man bei der Annahme eines absolut konstanten Stärkegrades für die Gesichtsempfindungen, wie sie Hillebrand für möglich hält, meines Erachtens nicht stehen bleiben können, sondern müßte mindestens gewisse leichte Schwankungen zugeben, und es wäre auch kein Grund abzusehen, warum diese nicht gelegentlich die Merklichkeitsschwelle überschreiten sollten[1].

Indessen sind dies nur deduktive Erwägungen und überdies nur ad hominem, nämlich unter Voraussetzung des genannten Zugeständnisses.

2. In Hinsicht des Tatsächlichen hat man sich unter dem Eindrucke der Heringschen Darlegungen doch wohl mehr als nötig war gegen die Anerkennung des Unterschiedes verschlossen, der zwischen dem Augenschwarz (Augengrau) und dem Sonnenlicht besteht. Wir verstehen hier unter Augenschwarz natürlich nicht die bei Tagesbeleuchtung durch bloßen Lidschluß entstehende Empfindung, da durch die geschlossenen Lider immer noch genug Tageslicht eindringt, sondern das bei möglichstem Ausschluß des Lichtes und längerer Ruhe des Auges zu erzielende Schwarz. Auch dieses ist wohl noch minimal farbig und scheint überdies einer gewissen willkürlichen Vertiefung in Verbindung mit Konvergenz und Näherungsempfindung zugänglich[2]. Aber es kann als ein hinreichend definierter Grad der Schwärzlichkeit gelten.

Dieses Augenschwarz ist nun bekanntlich immer noch ziemlich entfernt von dem empirisch schwärzesten Schwarz, wie es nach Herings Anweisung unter der Einwirkung des objektiven Weißkontrastes hervorgebracht wird, bildet daher in Hinsicht der Helligkeit keineswegs den äußersten Gegensatz des direkten Sonnenlichtes. Aber es ist der äußerste Gegensatz dazu in Hinsicht der Empfindungsstärke. Man vergegenwärtige sich unbefangen die beiden Fälle, die Empfindung bei völlig ausgeruhtem, geschlossenem Auge und beim direkten Blick in die Sonne: und man wird nicht leugnen können, daß auch die Beschaffenheit der Empfindung, nicht bloß das theoretische Wissen, uns von der geringen Inanspruchnahme des Sinnes in einem, von seinem extremen Erregungszustand im anderen

[1] Ähnlich G. E. Müller XIV, S. 62.

[2] Siehe die Angabe von Jaensch, Über die Wahrnehmung des Raumes S. 380 ff. Katz glaubt nur die Annäherung des Augengraus bei Konvergenz zu beobachten, statt einer Verdunkelung aber eine Art Verdichtung (S. 45 ff.). Nach dem Eindrucke meiner Beobachtung möchte ich Jaensch zustimmen.

Falle Kunde gibt. Es sind auch nicht bloß die etwaigen Nebenempfindungen, die uns hiervon unterrichten, wie die Schmerzen, Nachempfindungen, kinetischen Empfindungen bei Reflexbewegungen u. dgl., sondern es ist in erster Linie ein unmittelbarer Unterschied, der zwischen einer schwachen und einer extrem starken Empfindung.

Besteht nun ein bedeutender Unterschied der Empfindungsstärke zwischen dem Augenschwarz und dem Sonnenlicht, so ist klar, daß zwischen diesen Extremen die übrigen Gesichtsempfindungen liegen. Die Unterschiede werden im allgemeinen denen der Helligkeit parallel gehen. Daß sie aber nicht durchweg damit parallel gehen, dafür bürgt der Umstand, daß das schwärzeste Schwarz, wie es durch Kontrastwirkung mit einem objektiven Weiß zustande kommt, wieder entschieden intensiver ist als das Augenschwarz.

Es liegt in dieser Hinsicht Fechners Polemik oder vielmehr seiner Verteidigung gegenüber Hering in Hinsicht des weniger positiven Charakters des Schwarz (s. oben S. 33) etwas Richtiges zugrunde. Inbezug auf Helligkeit bildet das Augenschwarz sicherlich nicht den äußersten Gegensatz zum hellsten Weiß, und das wirklich dunkelste Schwarz hat zwar minimale Helligkeit, aber dafür maximale Dunkelheit, kann also nicht schlechtweg als ein Minimum der Empfindung gelten. Aber in anderer Hinsicht stellt das Augenschwarz tatsächlich ein Minimum der Empfindung dar: es ist nicht die schwärzeste und dunkelste, aber die schwächste Gesichtsempfindung. Will man es in diesem Sinne »weniger positiv« nennen als Weiß, so ist dagegen nichts einzuwenden.

Auch Müller schreibt dem Zustande des ruhenden Auges die geringste Intensität der physiologischen Schwarzweißerregung zu. »Bezeichnen wir . . . mit w und s die Intensität der vorhandenen W- und S-Erregung, so besitzt die Summe $(w + s)$ einen Minimalwert $(w_0 + s_0)$, wenn die zentrale Sehsubstanz ganz sich selbst überlassen ist und von der Netzhaut her weder in der einen noch in der anderen Richtung einen Antrieb erhält« (XIV, S. 35). Hier ist allerdings nur von der physiologischen Intensität der Erregungen die Rede; aber auch in psychologischer oder phänomenaler Hinsicht schreibt Müller einem »mittleren Grau« die geringste Intensität zu; und daß er hiermit ein dem Augenschwarz gleiches Grau meint, werden wir in § 12 erläutern.

Nicht unbedingt kann ich ihm darin beistimmen, daß er diesem Grau auch zugleich die geringste Eindringlichkeit zuschreibt. Die Eindringlichkeit

ist viel variabler als die Intensität. Mancher dürfte sagen, daß ihm ein helleres Grau, nämlich ein mittleres im gewöhnlichen populären Sinne des Wortes, als typisch indifferent, die Aufmerksamkeit am wenigsten anregend erscheine. Was ist langweiliger als »Grau in Grau«? Allerdings schläft man am besten ein im tiefen Dunkel, aber das kann teilweise auch an der geringen Intensität liegen. Allenfalls könnte man der Eindringlichkeit auch zwei verschiedene Minima zubilligen.

3. Aber auch bei Veränderungen innerhalb dieser Intensitätszone, die durch den Nullpunkt und das Maximum der äußeren Reizung begrenzt und durch die gewöhnlichen äußeren Lichtreizungen ausgefüllt wird, lassen sich meines Erachtens Stärkeveränderungen im eigentlichen Sinne beobachten.

Das gewöhnliche Leben bietet hierzu vielfach Gelegenheit bei objektiv starken gelben Lichtern in sonst dunklem Raume, wie der gelben Farbe elektrischer Lichtquellen. Gelb wird bei wachsender objektiver Lichtstärke am spätesten von allen Farben weißlich. Das Gelb in solchen Fällen ist auch subjektiv ein ungewöhnlich s t a r k e s Gelb, in demselben Sinne stark, wie wir von einem ungewöhnlich starken Tone reden. Es ist schreiend, gellend. Auch wenn man gelbe Gläser vor eine starke weiße Lichtquelle setzt, hat man denselben Eindruck. Man kann ihn auch bei anderen Farben haben, aber nicht in demselben Maße, weil sie eben bei sehr starker Beleuchtung früher weißlich werden.

Es ist zuzugeben, daß das Gelb unter obigen Umständen nicht b l o ß stärker, sondern auch heller als sonst erscheint, da der Kontrast erhellend wirken muß. Aber diese beiden Veränderungen können wir doch auseinanderhalten. Was Helligkeitsunterschiede sind, wissen wir durch die Vergleichung der spezifischen Helligkeiten bei gegebener Beleuchtung. Das Gelb wird aber zugleich g e l b e r, seine gelbe F a r b i g k e i t wird größer, es wird intensiver gelb. Es finden also hier zwei Änderungen statt, die wir begrifflich auseinanderhalten können und müssen.

Vermutlich decken sich die beiden Gesichtspunkte, nach denen H. S. L a n g f e l d und seine Mitbeobachter im Berliner Psychologischen Institut bei heterochromen Helligkeitsvergleichungen urteilten (Über het. Helligkeitsvergleich. Z. f. Psych. Bd. 53, S. 113 ff.), mit den eben genannten. Man achtete nach ihrer Ausdrucksweise entweder auf »das Licht, das von dem Eindruck zu kommen schien«, wobei von der Farbigkeit abstrahiert wurde (Urteil nach dem »Leuchten«), oder nach der Farbigkeit selbst (Urteil nach dem »Farbenton«). Im letzteren Falle richtete man sich danach, welche der beiden Farben, die getönte oder die tonfreie, sich dem Weiß mehr näherte. Langfeld selbst hatte hier auch wohl den Eindruck einer

bestimmten »Dichtigkeit« der Farbe, Gelb z. B. erschien dünner als Rot. Je nach der Einstellung auf einen dieser beiden Gesichtspunkte wurden verschiedene »Helligkeitswerte« für den nämlichen Eindruck angegeben. War die Aufmerksamkeit vom Farbenton abgelenkt. so erschien das Gegebene heller, im anderen Falle deutlich dunkler (S. 175). Nach den angebenen Beschreibungen möchte ich meinen, daß man im ersten Falle die Stärke, im zweiten die eigentliche Helligkeit verglich (wo natürlich die Vergleichung der Farbentöne als solcher wegen ihrer spezifischen Helligkeit unerläßlich war). Ein Beobachter macht allerdings Angaben, die die umgekehrte Deutung nahelegen: das erstemal, wo der Farbenton ganz zurücktritt, achte er auf die Helligkeit, das zweitemal dagegen auf die »Lebhaftigkeit« der Farbe als solcher (S. 141). Die Ausdrucksweise in diesen Dingen ist aber so verschieden, daß gleichwohl das nämliche gemeint sein könnte. Da ich bei diesen Versuchen nicht selbst mitwirkte, muß ich mich bestimmterer Behauptungen enthalten. Eine ganz andere, mir nicht wahrscheinliche Deutung bei Katz S. 30.

Wenn der Ausdruck »Leuchten« im prägnanten Sinne gebraucht wird, scheint er mir wesentlich eine bestimmte Stufe der Intensitätssteigerung zu bedeuten, analog dem Ausdruck »Gellen« bei Tönen. Wir haben ein gewisses Urteil über absolute Intensitäten und unterscheiden außer Laut und Leise schon im gewöhnlichen Leben noch andere und feinere Kategorien, in die wir den einzelnen Fall mehr oder weniger bestimmt einordnen. Bei den Tönen pflege ich die Stufe des beginnenden Gellens im Zusammenhang akustischer Beobachtungen als Stärke 3 zu notieren (5 und 6 als Maximum). Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Stufe bei den Sinnen auch durch den ersten Beginn eines »Angegriffenseins« charakterisiert ist, das sich weiterhin zu Schmerzen verdichtet. Aber sie ist auch schon in sich selbst als ein bestimmter Stärkegrad kenntlich.

In einer neueren Abhandlung bemerkt Ostwald[1], daß bei Erweiterung des Objektivspaltes am Spektroskop bis zu gewissen Grenzen das eingestellte Zitronengelb mit zunehmender Helligkeit (objektiver Lichtstärke) in seiner Qualität unverändert bleibe, daß es immer rein gelb erscheine. Hierbei kommen nicht nur die gelben, sondern auch die nach beiden Seiten benachbarten Lichtstrahlen zur Wirkung, so daß man mit Ostwald schließen muß, daß das für die Empfindung reine Gelb hier durch das Zusammenwirken einer ganzen Zone der spektralen Lichter erzeugt wird. Aber außer dem Gleichbleiben der Qualität ist bemerkenswert, was an dem Eindruck verändert wird. Ist dies nur die Helligkeit oder auch die Stärke?

Ich habe aus Anlaß der Bemerkung Ostwalds mit Hrn. Dr. Kurt Lewin am Helmholtzischen Spektralapparat des Berliner Physiologischen Instituts eine Beobachtungsreihe über die vier Hauptfarbentöne mit besonderer Rücksicht auf diesen Fragepunkt angestellt: ob bei allmählicher Erhöhung der objektiven Lichtstärke in irgendeinem Stadium Veränderungen eintreten, die als Intensitätsveränderungen in Anspruch genommen werden

[1] Neue Forschungen zur Farbenlehre. Physikalische Zeitschrift, 17. Jahrg. 1916, S. 332 ff.

können. Dabei kam es uns nicht darauf an, möglichst ideale Urfarben zu benutzen, sondern nur die Fragestellung bei der einmal gewählten Farbe genau im Sinne zu behalten. Denn vom Standpunkt der Einheitslehre muß ja Stärke, wenn überhaupt einer, allen Farbenempfindungen in gleichem Sinne zukommen, einerlei, ob sie Ur- oder Zwischenfarben sind. Zur Veränderung der Lichtstärke wurde aber nicht die Breite des Objektivspaltes verändert, sondern der Nikol vom Nullpunkte bis zur rechtwinkligen Stellung gedreht, dann durch die Schraube für die Schlitzöffnung im Kollimator die Lichtstärke weiter erhöht. Der Beobachter befand sich einen halben Meter vom Okular. Die Okularblende wurde sehr verengt, so daß ein viereckiger kleiner Ausschnitt erschien. Für ruhige Kopfhaltung mußte wie bei allen Beobachtungen am Spektralapparat durch besondere Vorrichtungen gesorgt werden.

Bei allen Farben (wir benutzten ein gutes Gelb, ein gelbliches Grün, ein gutes Rot und ein gutes Blau) fanden wir ein mittleres Stadium, innerhalb dessen die Erhöhung der Lichtstärke keine qualitative Veränderung der Farbenerscheinung hervorbringt, sondern in erster Linie Verstärkung. Die spezifische Farbigkeit wird größer, das Gelb leuchtender gelb, das Gelbgrün leuchtender gelbgrün: Veränderungen, die uns am richstigsten als reines Stärkerwerden, weniger richtig als Helligkeitsveränderungen bezeichnet zu werden schienen. Wir hatten den Eindruck, daß das Gelb einfach gelber wird. Es ist immer schon innerhalb dieser mittleren Zone der Lichtstärke ein gut gesättigtes Gelb. Es wird nicht etwa reiner gelb, noch weniger ein weißliches Gelb, sondern stärker gelb. Beim Blau und Rot tritt allerdings zugleich merkliche Erhellung ein, aber zunächst noch keine Verweißlichung[1]).

Weißlich werden alle Farben erst jenseits dieses mittleren Stadiums. Es ist, wie wenn ein Ton immer höher (= heller) und zugleich immer stärker

[1] Auch G. Révész macht eine ähnliche Angabe, Zeitschr. f. Sinnesphysiologie, Bd. 41, S. 34: »Stellt man die Farbenschwelle auf einem bestimmten, z. B. schwarzen Grunde her und vergrößert die Stärke des farbigen Lichts, so beobachtet man, daß das kleine farbige Feld nicht nur heller, sondern auch farbiger erscheint. Bei weiterer Erhöhung kommt man zu einem Punkte, über den hinaus die Farbigkeit bei weiter zunehmender Helligkeit nicht gleichfalls wächst, sondern abnimmt. Diesen Punkt bezeichne ich als den Wendepunkt der Farbigkeit. Vergrößert man die Intensität des Spektrallichts noch mehr, so werden die Farben blasser und nähern sich mehr und mehr dem Weiß.« Nach S. 29—30 scheint es aber, daß der Verfasser unter der zunehmenden Farbigkeit doch nicht Zunahme der Stärke, sondern der Sättigung versteht.

würde, bis in einem letzten Stadium bei sehr großer Intensität und Höhe zugleich auch immer mehr Geräusche hinzukämen und ihn schließlich überdeckten (eine Umwandlung, die aber bei den Tönen in Wirklichkeit nicht einzutreten braucht).

Auch nach unten hin, wenn die Lichtstärke von dem mittleren Stadium aus immer mehr verringert wird, treten bekanntlich qualitative Veränderungen ein, das Gelb wird rötlich, das Grün blaugrün usw., und zuletzt kommt ein Stadium, worin mehr die Helligkeiten als die Farbigkeiten oder nur tonlose Farben wahrgenommen werden (»farbloses Intervall«). Reine Intensitätsveränderungen sind daher auch in dieser Grenzzone nicht zu beobachten[1].

Es ist aber auch überhaupt nicht zu erwarten, daß die Notwendigkeit der Heranziehung des Intensitätsbegriffes zur Beschreibung der Veränderungen unter den obigen Umständen sich jedem ohne weiteres unwiderstehlich aufdrängen müßte. Wer sich einmal an den negativen Standpunkt in der Intensitätsfrage gewöhnt hat, der wird auch hier versuchen, mit der Annahme bloßer Helligkeits- und Qualitätsveränderungen innerhalb jener engen Veränderungszone auszukommen. Ich kann nur sagen, daß mir persönlich die Berechtigung und die Notwendigkeit, auch bei Farben Stärkeveränderungen im eigentlichen Sinn anzunehmen, durch diese Beobachtungen noch bedeutend einleuchtender geworden sind.

4. Endlich sei noch auf die Beschaffenheit der Erscheinungen bei höchster Lichtstärke hingewiesen. Am Spektralapparat ist diese nicht herzustellen. Auch wird keiner geneigt sein, überhaupt systematische Beobachtungsreihen hierüber anzustellen. Aber wenn man sich den momentanen Eindruck vergegenwärtigt, den der direkte Blick in die Sonne gewährt, so darf man wohl bezweifeln, ob er mit der Formel: »weißer und heller als jedes gewöhnliche Weiß« ausreichend beschrieben ist. In diesem letzten Stadium wächst vielmehr, meinem Dafürhalten nach, vor allem die Stärke, und zwar rascher als die beiden genannten Eigenschaften. Physio-

[1] Über die qualitativen Veränderungen bei minimaler und maximaler Reizstärke vgl. u. a. Aubert, Physiologie der Netzhaut S. 124 ff.; Hering, Lotos N. F. Bd. 1, S. 9 ff., Bd. 7. S. 52; v. Kries, Gesichtsempfindungen S. 81 ff.; Révész, Zeitschr. f. Sinnesphysiologie Bd. 41. S. 34; G. E. Müller, daselbst S. 117; Dreher, Methodische Untersuchung der Farbenänderungen homogener Lichter usw., daselbst Bd. 46, S. 1 ff., besonders S. 68 ff.; Tschermak, Die Helldunkeladaption des Auges, Ergebnisse der Physiologie 1. Jahrg. 1902, S. 705; v. Kries, in Nagels Handbuch III. 1. S. 132. Bei Oberflächenfarben: Katz, S. 111. 245 ff., besonders 248 ff.

logisch gesprochen wird die Weißerregung dann nicht mehr bloß auf Kosten der Schwarzerregung, sondern ohne solche Kompensation stärker, nachdem die Schwarzerregung, ebenso wie alle farbigen Komponenten, bereits Null geworden ist[1].

Ich möchte daher die Kurve der subjektiven Intensität bei von Null an steigender objektiver Lichtstärke so definieren: vom Augengrau als Minimum anfangend steigt die Empfindungsstärke langsam mit der Reizstärke, ist bei den Reizunterschieden des gewöhnlichen Tageslichts nahezu konstant, zeigt größere Unterschiede nur, wenn stark erleuchtete Flächen in einer dunklen Umgebung auftreten, nimmt aber bei hohen Reizstärken einen rapid steigenden Verlauf.

Die äußersten Stärkegrade in minimaler und maximaler Beziehung sind nur in der Graureihe zu beobachten (abgesehen von den bloßen Vorstellungen, die wir hier beiseitelassen). Dazwischen liegen die Stärkegrade der getönten Farben. Es verhält sich damit also wie mit den spezifischen Helligkeiten, wo gleichfalls die äußersten Grade nur der Graureihe angehören, jedoch mit dem Unterschied, daß der niedrigste Stärkegrad nicht der tiefsten Helligkeitsstufe entspricht, sondern derjenigen des Augenschwarz, und überhaupt im einzelnen nicht notwendig Parallelität der beiden Reihen stattfindet.

Die objektiv verursachten Farbeneindrücke des gewöhnlichen Lebens liegen mit Ausnahme der erwähnten besonderen Fälle innerhalb einer mittleren Stärkezone. Was hier bei kleineren Schwankungen der objektiven Lichtstärke sich subjektiv ändert, ist fast nur die Helligkeit. Für diese Zone läßt sich daher annähernd die Behauptung der konstanten Empfindungsstärke aufrechthalten.

Die Maßbestimmungen bei sogenannten Helligkeitsvergleichungen sind früher im Sinne Fechners auf Intensitätsvergleichungen gedeutet worden, während man sie später, als die Helligkeit für Intensität eingesetzt wurde, auf Helligkeitsvergleichungen im heutigen Sinne deutete. Meinem Dafür-

[1] Herr Kollege G. E. Müller macht mich auf eine merkwürdige Stelle bei Donders, Arch. f. Ophthalmologie Bd. 30, Abt. 1, S. 47, aufmerksam, wo er sagt, man könne sich vom Schwarz bis zum Mittelgrau noch allenfalls vorstellen, eine Mischung von Schwarz und Weiß zu sehen, aber bei weiter zunehmender Helligkeit weiche die Schwarzempfindung schnell und verschwinde vollkommen, lange bevor die höheren Helligkeitsgrade erreicht seien. Es scheint, daß der ausgezeichnete Physiologe hier gleichfalls eine intensive Steigerung des Weiß lehrt, nachdem es bereits reines absolutes Weiß geworden ist.

halten nach wird man bei dieser letzten Deutung bleiben müssen, trotzdem wir Intensitätsunterschiede neben den Helligkeitsunterschieden anerkennen. Denn die Helligkeiten sind feiner abgestuft als die Stärken, wie sie denn auch eine weit größere Gebietsausdehnung besitzen. (Im Tongebiete taucht eine ähnliche Frage auf bezüglich der sogenannten Höhenunterschiede. Dort würde ich die Untersuchungen über Unterschiedsempfindlichkeit für Tonhöhen auf die Qualitäten umdeuten, da mir diese feiner abgestuft erscheinen. Zu einer Verwechselung der Höhen oder Helligkeiten mit Intensitäten liegt dort überhaupt keine Versuchung vor.)

§ 12. Die Stärkenunterschiede innerhalb der Graureihe, gemessen durch die Farbenschwellen, und die spezifischen Stärken der getönten Farben.

Aubert hat untersucht, wie breit auf dem Farbenkreisel ein farbiger Sektor genommen werden muß, um bei Zumischung zu Weiß eben wahrgenommen zu werden[1]. Er fand, daß die Schwelle zunahm, wenn er von Gelb und Orange zu Grün, Rot, Blau überging, schrieb daher den verschiedenen Farben eine verschiedene (spezifische) Farbenintensität zu[2]. Er fand weiter, daß die Schwelle allgemein größer war bei Zumischung zu Weiß als zu Grau und Schwarz.

Heymans untersuchte die Farbenschwellen in ähnlicher Weise bei Zumischung zu Schwarz, aber auch zu anderen Farben, und veränderte dabei zugleich den Hintergrund[3]. Bei rein schwarzem Hintergrund waren die Schwellen am kleinsten.

Auf Anregung von Müller hat dann Révész besonders eingehende Beobachtungen mit Benutzung spektraler Lichter angestellt[4], aus denen er schließt, daß es ein »kritisches Grau« gebe, das die Farbigkeit einer mit ihm vermischten Farbe deutlicher als jedes andere Grau hervortreten lasse. Dieses Grau sei dann gegeben, wenn die in der Farbe noch enthaltene Weißvalenz durch Schwarzinduktion von seiten der Umgebung (Simultankontrast) gerade kompensiert werde; anders ausgedrückt, wenn

[1] Physiologie der Netzhaut S. 132 ff. Verwandte Versuche auch bald darauf bei Woinow, Zur Frage der Intensität der Farbenempfindungen, Arch. f. Ophthalmologie Bd. 16 (1870), S. 251 ff., 256 ff.

[2] Vgl. Eisenmeiers Begriff der »spezifischen Farbigkeit«, s. o. S. 50 Anm.

[3] Über psychische Hemmung, Zeitschr. f. Psych. 21 S. 326 ff., Tabelle S. 329 ff.

[4] Über die Abhängigkeit der Farbenschwellen von der achromatischen Erregung, Zeitschr. f. Sinnesphysiologie Bd. 41, S. 1 ff. Über die vom Weiß ausgehende Schwächung der Wirksamkeit farbiger Lichtreize, das. S. 102 ff. Über das kritische Grau, das. Bd. 43, S. 345 ff.

die Summe der Intensitäten der physiologischen Weiß- und Schwarzerregung (die achromatischen Erregungskomponente) ihren Minimalwert hat.

Diese Definition ist nun freilich wesentlich theoretischer Natur, wurzelnd in bestimmten Vorstellungen über die physiologischen Prozesse, die Révész von Müller übernommen hat. Rein empirisch lehren seine Tabellen, daß das Maximum der Farbigkeit oder die kleinste Farbenschwelle bei den Mischungsversuchen erreicht wurde, wenn das beigemischte Grau dicht am äußersten Schwarz lag. Der Hintergrund war hier immer schwarz.

Bei der zweiten Versuchsreihe, wo Schwarz durch Weißkontrast mit der Umgebung hinzugemischt wurde, lag die kleinste Farbenschwelle bei fast schwarzer Umgebung, also minimaler Schwarzbeimischung.

Die Schwellen sind auch nach Révész für verschiedene Farben verschieden, ansteigend von Orange bis Blau.

Im wesentlichen dieselben experimentellen Ergebnisse erhielt fast gleichzeitig Angier[1]: der Schwellenwert einer Farbe steigt, sowohl wenn die Helligkeit des farbigen Feldes selbst, als wenn die seines Hintergrundes erhöht wird. Angier fand darin aber vorläufig eine unlösbare Paradoxie, da im ersten Falle die subjektive Helligkeit erhöht und die Sättigung vermindert, im zweiten Fall umgekehrt die subjektive Helligkeit vermindert und die Sättigung erhöht werde.

Die Lösung der Paradoxie ergibt sich im Sinne von Müller und Révész dadurch, daß das »kritische Grau« als ein Grau von der Helligkeit des Augenschwarz verstanden wird. In Müllers Abhandlung ist von einem Minimalwert der Weiß-Schwarz-Erregung die Rede, wobei die zentrale Sehsubstanz ganz sich selbst überlassen ist[2]. Dieser Zustand der Schwarz-Weiß-Komponente des physiologischen Prozesses ist es nun, der in den Versuchen hergestellt wird durch die Schwarzbeimischung in schwarzer Umgebung. Ist dagegen die Umgebung weiß, so wird das der Farbe beigemischte Schwarz durch Kontrast noch tiefer als das Augenschwarz, steigt also wieder über den Minimalwert der Schwarz-Weiß-Erregung und setzt dem Merklichwerden der beigemischten Farbe wieder größeren Widerstand entgegen, die Farbenschwelle wird größer.

---

[1] Über den Einfluß des Helligkeitskontrastes auf Farbenschwellen. Zeitschr. f. Sinnesphysiologie Bd. 41, S. 343 ff.

[2] Vgl. die oben S. 74 angezogene Stelle, auf die mich der Verfasser bei einer Anfrage über die Beschaffenheit des »kritischen Grau« aufmerksam gemacht hat.

Daß das »kritische Grau« ein nach gewöhnlicher Bezeichnungsweise sehr dunkles Grau ist, ergibt sich auch aus Révész' Angaben über seine experimentelle Herstellung[1].

So bestätigt sich auf diesem Wege, daß das Augenschwarz die geringste Intensität innerhalb der Graureihe besitzt; eine geringere sowohl gegenüber den helleren als auch gegenüber den noch dunkleren, nur künstlich herstellbaren Nuancen. Ich würde allerdings aus den Farbenschwellenversuchen allein einen solchen Schluß noch nicht zu ziehen wagen, da die Energie, mit welcher die physiologische Graukomponente dem Sichtbarwerden der Farbenkomponenten im engeren Sinn entgegenwirkt, nicht notwendig proportional sein muß der Stärke der sinnlichen Erscheinung, wenn uns die verschiedenen Glieder der Graureihe für sich allein ohne farbige Beimischung gegeben sind[2]. Aber nachdem tatsächlich die Unterschiede in beiden Beziehungen parallel gehen, und das Grau von geringster Unterdrückungsfähigkeit gegenüber den Farben auch zugleich das Grau von geringster Erscheinungsintensität ist, darf darin gewiß eine gute Bestätigung der direkten Beobachtung gefunden werden.

Hiernach verstehen wir auch eine Stelle in Müllers Abhandlung, die zunächst im Widerspruche mit den Farbenschwellenversuchen zu stehen scheint, obwohl er sich auf solche beruft: wo er nämlich einem »mittleren Grau« die geringste Intensität zuschreibt (X, S. 32 f.). Unter diesem mittleren Grau ist eben nicht ein in dem gewöhnlichen Sinne mittleres zu verstehen, das zwischen dem tiefsten herstellbaren Schwarz und dem höchsten Weiß ungefähr in der Mitte läge (wie es in Plateaus Versuchen nach der Methode der Distanzvergleichungen hergestellt wurde), sondern ein Grau von der Beschaffenheit des Augenschwarz. Ich vermute, daß mit dieser Erläuterung manchem Leser der Müllerschen Abhandlung ein Dienst erwiesen wird, da die Deutung auf ein mittleres Grau im gewöhnlichen Sinne doch näherliegt.

Schwieriger ist diese Erklärung gegenüber einer sehr vielfach (auch von Müller) zitierten Äußerung Herings durchzuführen: »Weiß und Schwarz können sozusagen sehr viel Farbe aufnehmen, ohne deutlich farbig zu werden, während ein mittelhelles Grau sehr leicht farbig wird[3].« Hering bespricht an diesem Orte die von Helmholtz angegebene

[1] Zeitschr. f. Sinnesphysiologie, Bd. 43, S. 348.

[2] Denselben Gedanken scheint Titchener zu haben, wenn er in bezug auf Müllers »psychophysisches« Argument gegen Hillebrand (daß durch ein mittleres Grau eine Farbe am wenigsten unterdrückt werde) bemerkt: »I do not see, however, how it can be translated into psychological terms, as an introspective argument for the intensity of visual sensation« (Lectures on the Elementary Psychology of Feeling and Attention p. 325).

[3] Über die Theorie des simultanen Kontrastes von Helmholtz. Pflügers Archiv Bd. 41, S. 11.

Tatsache, daß der Farbenkontrast ganz oder beinahe schwinde, wenn die beiden Felder durch einen schwarzen Strich getrennt seien. Er erklärt dies neben anderen Ursachen daraus, daß der Simultankontrast besonders stark in unmittelbarer Nähe der Grenzlinie beider Felder wirke; an das induzierende Feld grenze aber jetzt eben nicht mehr das reagierende, sondern das schmale dunkle Feld des Striches. In bezug auf dieses macht er nun geltend, daß die Kontrastfarbe auf Schwarz oder sehr dunklem Grau nur unter besonders günstigen Umständen hervortrete, weil Schwarz und Weiß nicht so leicht farbig würden wie mittleres Grau. Hier kann man das »mittlere Grau« kaum anders interpretieren, als im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Denn unter dem Schwarz, das weniger günstig sein soll, ist die Schwärze des Striches gemeint. Tatsächlich ist aber gerade ein solches Schwarz günstiger für die Farbenschwelle als ein helleres. Und so wüßte ich dieser Stelle keine Deutung zu geben, die sich mit den vorher besprochenen Tatsachen vereinigen ließe.

Dagegen hat Hering bereits in den Mitteilungen S. 88 § 31 — worauf mich Herr Kollege Hillebrand aufmerksam macht — sich vollkommen bestimmt dahin ausgesprochen, daß er als das wahre mittlere Grau von der Helligkeit $^1/_2$, das zwischen dem absoluten Schwarz und dem absoluten Weiß in der Mitte steht, in der Tat das Augenschwarz nach längerem Aufenthalt im Finstern ansieht. Denn bei diesem sei anzunehmen, daß Dissimilation und Assimilation gleich groß seien. Allerdings scheine uns dieses Grau dem Schwarz weit näherzuliegen als dem Weiß, aber dies lasse sich wohl daraus verstehen, daß es keine Lichtstrahlen gibt, die die Assimilierung steigern, wie es Lichtstrahlen für Dissimilierung gibt. Gäbe es solche, und könnten wir sie ebenso intensiv auf die Netzhaut wirken lassen wie die Sonnenstrahlen, so würden wir ein Schwarz bekommen, das an Tiefe selbst das tiefste jetzt wirklich empfundene außerordentlich überträfe und geradezu blendend wäre Da wir also von den dunkelsten Empfindungen gar keine Vorstellung hätten, so sei es begreiflich, daß das mittlere Grau uns dem Sammetschwarz näherzustehen scheint als dem hellsten wirklich empfundenen Weiß.

Diese Deutung des mittleren Grau ist es, die allein zugrunde gelegt werden darf, wenn man die Behauptung, ein mittleres Grau sei für die Farbenschwelle das günstigste, rechtfertigen will; wie sie denn auch bei Müller offenbar vorgelegen hat.

Obgleich die Sache damit hinreichend geklärt ist, will ich noch einige Versuche erwähnen, die angestellt wurden, ehe mir noch der Begriff, den Müller mit seinem mittleren und Révész mit seinem kritischen Grau verbinden, klar geworden war. Ich wandte mich um Aufschluß zunächst an die Erscheinungen selbst und stellte unter Mitwirkung der Herren Dr. Lewin, Dr. Wertheimer, Dr. Koffka und Dr. Rieffert mehrere Reihen von Schwellenversuchen am Farbenkreisel an. In der ersten Reihe (Vorversuche) wurden die drei Farben Blau, Gelb, Rot einmal mit Weiß, einmal mit Schwarz, einmal mit einem mittleren Grau in gewöhnlichem Sinne ($^1/_2$ Weiß, $^1/_2$ Schwarz) gemischt. Die Farben traten immer am deutlichsten beim Mischen mit Schwarz hervor. Dies änderte sich auch nicht, wenn eine Weißscheibe in der Mitte eingefügt wurde, um das beigemischte Schwarz durch Kontrast zu vertiefen.

In der zweiten Reihe wurde die Farbe (Blau) nur innerhalb eines mittleren, 2 cm breiten Ringes auf der Scheibe angebracht und innerhalb dieses Ringes mit Schwarz, Weiß oder mittlerem Grau vermischt, die Umgebung aber nach außen wie nach innen wieder einmal weiß, einmal schwarz, einmal grau genommen.

In einer dritten Reihe wurde wie in der ersten die ganze Kreiselscheibe zur Herstellung der zu beurteilenden Mischung benutzt. Aber der Hintergrund (der dort nicht genauer reguliert worden war — der Kreisel stand auf einem Tisch, dahinter in einiger Entfernung Schränke —) wurde hier systematisch variiert. Wir benutzten 24 große, in Führungen leicht auswechselbare Hintergründe (120 cm hoch, 149 cm breit) aus ebensovielen fein abgestuften Graunuancen, die zu einer noch nicht veröffentlichten Untersuchung von Dr. v. Allesch hergestellt worden waren. Sie standen dicht hinter der rotierenden Scheibe. Als dunkelster Hintergrund wurde aber eine Ecke des Zimmers (eines überall schwarzgestrichenen einfenstrigen Dunkelzimmers) benutzt, die noch bedeutend dunkler war, als der schwärzeste der Hintergründe. Damit konnte nunmehr der Einfluß des grauen Hintergrundes in jeder gewünschten Abstufung untersucht werden.

Die Versuche wurden bei gutem Tageslicht ausgeführt, die letzte Reihe speziell an sonnigen Vormittagen, aber natürlich ohne direktes Sonnenlicht. Sie sind aber nicht zur genauesten numerischen Feststellung der Schwellenwerte angestellt und daher nicht mit Einführung aller Maßregeln, die hierzu nötig wären, durchgeführt; sie hatten nur den Zweck, uns ein Bild der gröberen Unterschiede und ihres allgemeinen Verlaufes zu verschaffen. Solche Unterschiede zeigten sich in der Tat durchgängig in dem Maße, daß drei Regeln daraus sich ohne Zweifel ableiten lassen, nämlich:

1. Mischung mit Weiß liefert überall größere Farbenschwellen als mit Schwarz, Mischung mit Grau steht in der Mitte. Diese Unterschiede sind außerordentlich groß.

2. Überall ist die Farbenschwelle am kleinsten, wenn die Helligkeit des beigemischten Grau mit der des Hintergrundes ganz oder nahezu übereinstimmt. Und zwar wird dann ausdrücklich eine Vergleichungstätigkeit gegenüber dem farblosen Hintergrund ausgeübt. Eine kleine Abweichung der Helligkeiten mag immerhin ein Optimum darstellen, weil die Scheibe sich dann auch der Helligkeit nach deutlicher von der Umgebung abhebt und somit der Gegenstand des Vergleichens besser begrenzt ist.

3. Unter den Farben bestehen bei gleichen sonstigen Bedingungen Unterschiede. Gelb erzielt kleinere Schwellen als Blau.

Die schlechthin kleinste Farbenschwelle erhält man hiernach, wenn Gelb mit Schwarz vermischt wird und die Umgebung gleichfalls schwarz ist.

Auch diese Versuche zeigen also, daß es nicht ein mittleres Grau im gewöhnlichen populären Sinn ist, bei dessen Beimischung eine Farbe ihren kleinsten Schwellenwert zeigt, sondern ein Grau, das man im gewöhnlichen Sprachgebrauche schon als Schwarz bezeichnet.

Andererseits ist aber ein noch tieferes Schwarz wieder weniger günstig. Dies geht daraus hervor, daß der weiße Hintergrund ungünstiger ist als der schwarze. Denn eben dadurch wird das der Farbe beigemischte Schwarz subjektiv vertieft.

So stimmen die Ergebnisse mit den früheren durchaus überein. Allerdings ist in bezug auf den letzten Punkt noch der Einwand möglich, daß nicht die Vertiefung des Schwarz an sich, sondern die ungleiche Helligkeit zwischen Kreisel und Hintergrund schuld sei, da sie nach 2. schädlich wirken muß. Ich sehe vorläufig keine Möglichkeit, diese Alternative zu entscheiden, da das tiefste Schwarz eben nur durch Kontrast mit Weiß hervorgebracht werden kann.

Was die Reihenfolge der Farben hinsichtlich ihrer spezifischen Farbenintensität betrifft, so habe ich mich auf die hellste und dunkelste der Farben, Gelb und Blau, beschränkt. Nach den vorher erwähnten Untersuchungen, die alle Grundfarben und einige Mischfarben berücksichtigten, scheint die spezifische Farbenintensität genau oder fast genau parallel zu gehen mit der spezifischen Helligkeit.

§ 13. Zusammenfassung.

Das Ergebnis unserer Ausführungen läßt sich dahin zusammenfassen, daß an den Gesichtsempfindungen, abgesehen von ihren räumlichen und zeitlichen Eigenschaften, mindestens drei Attribute in dem anfangs erläuterten Sinne zu unterscheiden sind: Qualität (bei den getönten Farben auch Farbenton genannt), Helligkeit und Stärke.

Der Qualität nach sind die Gesichtsempfindungen stets einfach, können aber auf sechs (bzw. fünf) ausgezeichnete Qualitäten bezogen werden, und es liegt, wenn überhaupt eine solche Beziehung im Bewußtsein vollzogen wird, ein Zwang vor, eine gegebene Farbenerscheinung ihrer Natur nach zu ganz bestimmten Grundqualitäten hinzuordnen.

Der Helligkeit nach bilden die Grundfarben unter gleichen Beleuchtungsverhältnissen und gleicher Adaptation eine zwischen dem tiefsten Schwarz und dem höchsten Weiß liegende Reihe. An der schwarzweißen Reihe selbst sind Qualität und Helligkeit begrifflich auseinanderzuhalten.

Der Stärke nach liegen die Gesichtsempfindungen zwischen den beiden Extremen des Augenschwarz, das aber nicht mit dem dunkelsten herstellbaren Schwarz zusammenfällt, und dem direkten Sonnenlicht. An der Vergleichung dieser Extreme zeigt sich ein deutlicher und großer Stärkeunterschied. Aber er kommt hauptsächlich auf Rechnung der Anfangs- und Endzone. Die Farben bei gewöhnlicher Tagesbeleuchtung zeigen nur geringe, experimentell wohl kaum eindeutig feststellbare, nur deduktiv erschließbare Schwankungen, so daß hier von einer angenäherten Konstanz der Stärke geredet werden kann. Nur bei stark beleuchteten, besonders gelben, Flächen auf dunklem Hintergrunde tritt eine Intensitätssteigerung als solche deutlich hervor.

Außer dieser, der gegebenen Farbenempfindung als solcher zukommenden Stärke kann man aber auch von Teilstärken reden, sofern die Grundqualitäten, auf die eine gegebene konkrete Farbenempfindung trotz ihrer Einfachheit bezogen wird, als in einem bestimmten quantitativen Verhältnis stehend vorgestellt oder gedacht werden.

S ä t t i g u n g können wir nicht als Attribut anerkennen. Eine selbständige Eigenschaft bezeichnet dieser Ausdruck nur auf dem Standpunkte der Mehrheitslehre, und auch da gibt es diese Eigenschaft nur für einen Farben k o m p l e x als solchen, sie ist eine »Komplexqualität«. Für den Standpunkt, den tatsächlich fast alle Psychologen heutigen Tages vertreten, wonach jede Farbenempfindung etwas Einfaches ist, keine mit Grau oder einer anderen Farbe »vermischt« sein kann, verliert die Bezeichnung der Sättigung als eines besonderen, der Qualität und Helligkeit nebengeordneten Attributs vollends ihre Berechtigung. Besonders sinnlos ist diese Lehre, wenn hinzugefügt wird, die farbige Empfindung gehe bei abnehmender Sättigung immer mehr in Grau über und erreiche das reine Grau bei der Sättigung Null. Wenn ein graduell abstufbares Attribut Null wird, muß doch die Empfindung selbst Null werden (vorausgesetzt, daß nicht etwa, wie bei der Helligkeitsreihe, der sogenannte Null- oder Minimalwert ebensogut als Maximalwert von der anderen Seite her betrachtet werden kann).

Daß man immerfort den bequemen und herkömmlichen Ausdruck Sättigung gebrauchen und ein bestimmtes Aussehen der Farbe damit meinen wird, versteht sich; aber psychologisch muß er umgedeutet werden. Er bedeutet die Annäherung einer Farbe an ihr Ideal, mögen wir nun darunter eine empirisch vorkommende oder eine darüber hinausliegende Farbe verstehen. Die Annäherung einer Farbe an eine andere ist aber nur eine auf ihrer Qualität beruhende Beziehung. Unmöglich können wir alle aus den verschiedenen Attributen fließenden Beziehungen selbst wieder als Attribute fassen; wir würden damit ins Unendliche kommen.

Auch die Ein- oder Aufdringlichkeit einer Farbe, d. h. die Kraft, mit der sie unter sonst gleichen Bedingungen die Aufmerksamkeit auf sich zieht, können wir nicht zu den Attributen in dem anfangs erläuterten Sinne, zur Farbmaterie, rechnen. Weder ist sie ein genügender Ersatz für die Intensität noch ein Attribut neben dieser.

Daß mit den Attributen Qualität, Helligkeit und Stärke die Liste der Attribute der Gesichtsempfindungen erschöpft sei, soll natürlich nicht behauptet werden. Vielmehr gehört zweifellos auch eine gewisse räumliche Beschaffenheit dazu. Ob die Zeit gleichfalls dem Empfindungsinhalt zuzurechnen sei, ist schon fraglicher. Man hat ferner die Attributfrage in bezug auf die Deutlichkeit aufgeworfen, wie sie z. B. die Eindrücke des zentralen von denen des peripherischen Sehens unterscheidet. Unstreitig bedürften diese Unterschiede einmal genauer begrifflicher Durcharbeitung und einer Ergänzung des Beobachtungsmaterials. Aber die Untersuchung würde zu sehr in die allgemeine Lehre von den Sinneswahrnehmungen übergreifen, um hier noch eine Stelle zu finden.

Inhalt.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.

ABHANDLUNGEN

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1917

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

Nr. 8

DIE ATTRIBUTE DER GESICHTSEMPFINDUNGEN

VON

C. STUMPF

BERLIN 1917

VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

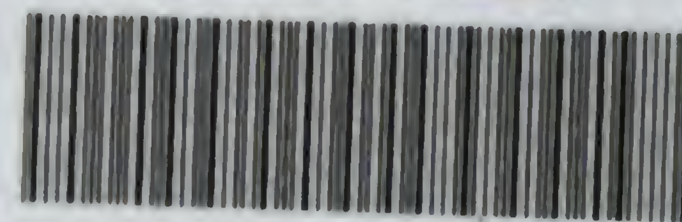


Sonderabdrucke aus den Abhandlungen der Akademie
von den Jahren 1913—1917.

Philosophisch-historische Klasse.

I. Heeg: Pseudodemokritische Studien. 1913	ℳ 2.50
W. Kurrelmeyer: Die Doppeldrucke in ihrer Bedeutung für die Textgeschichte von Wieland's Werken. 1913	» 2.—
Heusler: Die Anfänge der isländischen Saga. 1913	» 3.50
E. Herzfeld: Die Aufnahme des sasanidischen Denkmals von Paikūli. 1914	» 3.—
H. Wegehaupt: Der Florentiner Plutarchpalimpsest. 1914	» 3.—
F. Delitzsch: Sumerisch-akkadisch-hettitische Vocabularfragmente. 1914 . .	» 2.50
F. Kuhn: Das Dschong lun des Tsui Schi. 1914	» 1.50
H. Grapow: Über die Wortbildungen mit einem Präfix *m*- im Ägyptischen. 1914	» 2.—
Hintze: Gedächtnisrede auf Reinhold Koser. 1915	» 0.50
A. Leitzmann: Briefe an Karl Lachmann aus den Jahren 1814—50. 1915 .	» 5.50
E. Krüger und D. Krencker: Vorbericht über die Ergebnisse der Ausgrabung des sogenannten römischen Kaiserpalastes in Trier. 1915	» 6.50
Müller: Zwei Pfahlinschriften aus den Turfanfunden. 1915	» 2.50
Brandl: Zur Geographie der altenglischen Dialekte. 1915	» 4.—
Seler: Beobachtungen und Studien in den Ruinen von Palenque. 1915 . .	» 11.—
Sachau: Die Chronik von Arbela. 1915	» 4.—
Diels: Philodemos Über die Götter.	
Erstes Buch. 1915	» 4.50
Drittes Buch. I. Griechischer Text. 1916	» 3.50
Drittes Buch. II. Erläuterung des Textes. 1916	» 4.—
Goldziher: Stellung der alten islamischen Orthodoxie zu den antiken Wissenschaften. 1915	» 2.—
von Harnack: Porphyrius »Gegen die Christen«. 1916	» 5.50
Seler: Die Quetzalcouatl-Fassaden yukatekischer Bauten. 1916	» 9.50
Graeven-Schuchhardt: Leibnizens Bildnisse. 1916	» 10.50
C. Brockelmann: 'Alī's Qiṣṣa'i Jūsuf, der älteste Vorläufer der osmanischen Literatur. 1916	» 3.—
E. Wenkebach: Pseudogalenische Kommentare zu den Epidemien des Hippokrates. 1917	» 3.50
Erdmann: Die Idee von Kants Kritik der reinen Vernunft. 1917	» 3.50
Seler: Die Ruinen von Uxmal. 1917	» 19.—
Erman: Römische Obelisken. 1917	» 2.50
H. Schäfer: Nubische Texte im Dialekte der Kunūzi. 1917	» 14.50
W. Bang: Vom Köktürkischen zum Osmanischen. 1. Mitteilung. 1917 . .	» 3.—
Diels: Über die von Prokop beschriebene Kunstuhr von Gaza. 1917 . . .	» 2.50

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 062176604